

Don. Lud. LX 25. Saugasthwaiz

Geschenk

Seiner Majestät des Königs Ludwig I.

aus

Seiner Privatbibliothek.

ERSTE
IMPROVISATION

VON

LANGENSCHWARZ
IN MÜNCHEN.

Im Königlichen Hoftheater an der Residenz
am 19. July 1820.

Stenographisch aufgenommen und herausgegeben
von

F. X. Gabelsberger,
h. p. Schreter und geheimen Cancellisten.

Enthaltend: I. Die grössere mündliche Dichtung.
II. Die fünf schriftlichen Gedichte.

Gedruckt bey Fr. Ser. Hübnermann.



V o r w o r t.

Die seltene Produktion einer „deutschen Improvisation“ welche — meines Wissens die erste in Bayern und namentlich in München — am 19. Juli durch Herrn Langenschwarz im königl. Hoftheater an der Residenz mit rühmlichster Kunst-Gewandtheit ausgeführt wurde, war mir eine zu schöne und reizende Gelegenheit, einen Beweis der Nützlichkeit und Annehmlichkeit der Stenographie zu liefern, als dass ich es hätte veräumen können, die Leistung der Schnellschreibkunst nach der von mir erfundenen Zeichenschrift mit jener bewunderungswürdigen Produktion in Verbindung zu setzen. —

Nirgends spricht sich wohl der Werth gegenseitiger Kunst-Unterstützung lebendiger aus, als bey der Improvisation, wo gerade die schönsten

Glanzpunkte einer augenblicklichen Dichtung verloren gehen, und die wesentlichsten Momente zur Beurtheilung der Gesamtleistung einer ruhigen Prüfung entzogen bleiben müssten, würde hier nicht nebenbey eine zweyte Kunst die Hand bieten, um das beflügelte Wort schriftlich festzuhalten, und so der Vergänglichkeit zu entreissen. —

Ich unternahm es daher unter Beyziehung eines meiner Kunstschüler, den Vortrag des Herrn Langenschwarz stenographisch zu notiren, und — etwa nur ein paar kleine Stellen ausgenommen, wo der Improvisator in höchster Ekstase seiner Schilderungen meine Kräfte überbot, — glaube ich dessen Dichtung so ziemlich getreu wiedergeben zu können. —

Es wurden um 7 Uhr Abends an fünfzig Themen, besonders in den Logen, gesammelt, und sodann von einem 8 bis 10jährigen Mädchen daraus zehn gezogen. Unter diesen erwählte Herr Langenschwarz fünf, die er sämmtlich an diesem Abende behandelte, und zwar eines derselben unter dem Titel: „episches Gedicht“ mündlich, in ununterbrochener Rede; die vier andern (wozu er freywillig noch ein fünftes fügte, wie am Schlusse zu erschenist) schriftlich, in geregelten Strophen und in derselben Zeit, als ein Anderer sie abschreiben sollte, was er aber mehr als erfüllte; denn er dichtete die fünf nachfolgenden Gedichte binnen

ungefähr 25 Minuten, während welcher Zeit der Abschreiber kaum zwey und ein halbes kopiren konnte.

Durch irgend ein Versehen blieb an diesem Abende das Orchester und daher auch die Overture weg, was eine Verspätung des Anfangs und darum auch einige Unruhe im Publikum zur Folge hatte. — Der Improvisator, wiewohl hiedurch in sichtbare Beklemmung gesetzt, schien demungeachtet den Beweis zu geben, dass ihn in seiner Dichtung wirklich nichts stören könne, und wer immer in der Anordnung und gleichmässigen Vertheilung des ihm zur Behandlung gegebenen Stoffes noch etwas zu wünschen fände, müsste bedenken, dass er bey weggebliebener Overture nicht Eine Minute Fassungszeit behielt, sondern ohne sich weiter zu besinnen hinaustrat, und gegen drey Viertelstunden lang ununterbrochen und mit ganzer Begeisterung das begonnene Thema im schönsten Versmaße und beynahe ganz in Reimen durchführte, und unter rühmlichem Beyfalle durch einen wohl gelungenen Uebergang auf unsern allverehrten König Ludwig I. von Bayern vollendete. — Er wusste auch zuletzt die vier verschiedenen Themen so schön zu vereinen, und eines unter der Benennung: „Ich warte drauf mit Ungeduld“ so überraschend witzig als Entschuldigung wegen des Orchesters anzubringen, — ferner ein fünftes Gedicht als Dankagung so sinnig

hinzuzufügen, dass ein rühmlicher Applaus ihm schon während des Lesens entgegen kam, und man denselben gleich hierauf mit stürmischem Beyfalle hervorrief, wohey er in einigen improvisirten Versen, die ich in der Freude meines Mitgefühles leider aufzunehmen vergass, seinen gerührten Dank ausdrückte. —

Am Schlusse seiner poetischen Rede war er übrigens sichtbar sehr erschöpft, so dass er sich mehreremale an einem der Fortepiano's festzuhalten suchte.

Verherrlicht war der Abend durch das berühmte Gesangs-Talent der Dame Sigl-Vespermann, durch das wunderliebliche Spiel der Demoiselle Emmerich, welche den Improvisator während seines mündlichen Vortrages jedem Gefühle der Dichtung anpassend mit der Guitarre begleitete; — dann durch die Damen Lang und Moralt in einer Fortepiano-Piece, endlich durch den Herrn Hölken, königl. Hofschauspieler, der eine sehr gelungene Ballade des Improvisators ausgezeichnet schön vortrug und durch eine Violin-Piece des Herrn Hom,

München den 21. Juli 1830.

N. Gabelsberger,
k. Sekretär.

IMPROVISATION.

I.

Langenschwarz trat mit den Worten hinaus:

Das Thema ist ein episches Gedicht, — Um Sie für das Warten zu befriedigen werde ich vier zugleich vorzunehmen suchen, nämlich: Napoleon, Hannibal, Alexander, *) und König Ludwig von Bayern.

Hierauf begann er, nach einer Introduction der Guitare,

Wenn in der Wonne seelenvoller Tage
Das frohe Herz dem süßen Frieden schlägt,
Der ungetrübt ihm zeigt des Lebens Freuden,
Und es für heil'ges Menschen-Wohl erregt,
Dann wünscht die heit're Seele nie den Krieger
Verderbend in des Frühlings Fluß zu seh'n,
Sie lebet glücklich, Hebet ~~noch~~ im Frieden,
Und schnell verschneht sind ihre kurzen Weh'n,
Sie fürchtet jene unverhofften Gräuel
Die blutig ihr das Schwert des Siegers heut;
Sie lebt der Gegenwart und ihren Pflichten,
Und hüllt in Dunkel die Vergangenheit,
Doch leider darf im ew'gen Zeiten-Rache
Kein fester ungestörter Friede steh'n;
Was Fleiss erschuf und Gottes Hand erbaut,
Muss durch des Menschen Frev'el untergeh'n.
Die Blume, die des Mayes Hauch entfaltet,
Entblüthert und begräbt der grause Sturm
Die Werke, die des Himmels Wort gestaltet,
Sie müssen fallen durch des Menschen Wuth, —

*) Den er aber, wahrscheinlich aus Begeisterung, in der Improvisation vergass.

Der arge Wurm gräbt ihm den Seelen-Frieden
Durch Wunsch und Gierde aus der frohen Brust,
Und ach, es werden Feinde seine Bräder,
Die kurz zuvor noch seines Herzens Lust.
Wohl ist jedes Kriegers Bahn
Immerdar mit Blut bezeichnet,
Wohl erblicken wir den Sieger
Oft verstrickt im schweren Wahn,
Dass Gewalt sich zeigen müsse,
Wo Gewalt entgegenstand,
Dass der Sieg ein Recht ihm gehe
Zu der bluthesleckten Hand.
Wohl ward manches hohe Streben
Also ungerecht verkauft. —
Angebetet standen meist
Jene riesigen Gestalten,
Die des Krieges schweres Walten
Fest gelenkt mit kühnem Geist.
Aber Wen'gen ward das Glück:
Dass sie blieben, wo sie standen
Und ein gleiches Schicksal fanden,
Bis zum letzten Augenblick! —
Ach, so Mancher, der zu bald
Auf dem Pfad sich überflog,
Den er ruhmbehrnt gezogen,
Sturzte durch die Allgewalt
Der Verläumdung und des Neides,
Der nicht ruhet und nicht rastet,
Bis er, mit dem Fels belastet,
Den die Uebermacht erzeugt,
Sich dem Grabe zugeneigt!
Doch, wo ersteiget eine Säue,
Die nicht am Abend niedersinkt?
Wo leht ein Herr in froher Wonne
Dem nicht zugleich das Unheil winkt?
Was einst gethan, ist jetzt erwiesen,
Die Wahrheit zeigt Vergangenheit,
Und keine Lästerrüge tödtet,
Was lebend uns die Nachwelt heht,
Sind blutig auch der Helden Thaten,

Sie bleiben Thaten immerdar,
 Und wenn der Friede auch viel schöner
 Den Menschen zeigt, ewig glänzen
 Die Tug', die die Zeit gebahr! —
 Drum schweb' nun die schönste Deiner Thaten,
 Zum Ruhm' dir, vorüber meinem Blick',
 Und bringe ganz mir Deine Helden-Gräse —
 Napoleons erhalme Geist zurück!
 Lieblicher schimmert der Glanz, der selten dem Auge sich
 zeigt,
 Um so erhab'ner die That, wenn das Jahrhundert sie
 sieht!
 Gross bleibt immer das Grosse, das Schöpfer und Schöpfung
 vereinet,
 Und für den Weltraum erstand, der ihn als Sieger durchzog!
 Darum will ich preisen die Stunde,
 Die dem Herzen wieder dich bringet,
 Und den Geist in Gluthen entzundet
 Für den Helden Napoleon! — — — — —
 Der junge Tag war freundlich angebrochen,
 Der Morgen-Sonne Strahl, erquickend mild,
 Lag schimmernd über freundlichen Gefilden;
 Im nahen Busch erwachten munt're Säger,
 Und wirbelten ein Morgenlied um Himmel,
 Der ungeprüft, im reinsten Blau sich hat,
 Der junge Hirt trieb die bunte Schaar
 Der Lämmer nach den neubeleuchten Matten,
 Auf leichter Halmes-Spitze wiegte sich
 Der goldne Thau, und kühlend-milde Winde
 Durchsäuselten die lieblich-stille Flur.
 Es war, als brächte Paradieses-Wonne
 Der junge Tag, und ew'gen Segen künd'et
 Die liebliche, entzückende Natur! — —
 Horch! da tönt es aus der Weite
 Gleich des Donners letztem Schalle
 Dampf herbei, wie schwergedrückter
 Dicht vereinter Rosses-Huf, —
 Wirbelnd fliegt der Staub gen Himmel
 Ferne auf, und deutet plötzlich
 Eine schwere Krieger-Masse,

Die in's Thal hernieder zieht,
 Wagen rasseln, Waffen klirren,
 Und in weit gedehnten Haufen
 Zieht des Heeres Masse langsam
 In die lieblich-stille Flur. — —
 Voran der Führer Kreis, auf hohem Rosse,
 Mit kühnem Blicke schweitend in die Runde,
 Den Feind zu suchen zu der blut'gen Stunde,
 Die ihn erharret von wuthentbranntem Trosse.
 Es ist der Franken kühne Schaar,
 Die hoch erglukt für ihren Feldherrn
 Die Fahnen schwenken, freudig behebend
 Sich sehnen nach des Ruhms Altar.
 Langsam zieh'n sie vorwärts nun,
 Da nahen sie der ries'gen Alpenkette,
 Und nun beginnt der kühne Heldenang,
 Der ewig unvergänglich in den Büchern
 Der Nachwelt, seine Herrlichkeit vorzeichnet.
 So wie einst Hannibal, der Gott Carthago's,
 Gezogen mit den Seinen diesen Pfad,
 Und wuthentflammt, nach tausend wilden Schrecken.
 Die ohne Flur mit seinem Heer betrat;
 So wie Carthago's Krieger ohne Murren
 Den Fels bekämpft und Sturm und enges Glets,
 Und ranher Nächte Wuth und Schüchtl und Abgrund
 Und an der Wolken Rand des Winters Eis,
 Wie sie, das Herz belebt von Kampfbegierde,
 Nur Sieg gesucht, nur Sieg und wilde Schlacht
 Und heldenkühn getrotzet allen Schrecken,
 Die an sie grinsten aus der Felsen Schacht;
 Wie Hannibal, voran die engen Pfade,
 Und himmelauf das ganze Heer geführt
 Und Ross und Mann und Last und Wagen bahnte
 Den Weg, der seinen Ruhm so herrlich zierte; —
 Also zog nun das Heiden-Heer der Franken
 Zum Sieg hinan bis an der Wolken Thron,
 Zum Sieg hinan den Pfad der Riesenfelsen,
 Geführt vom Schlachtengott Napoleon!
 Vergebens dass der Felsen Ueberhänge
 Den sichern Tod bey jedem Schritte droh'n,

Umsonst vereinseln sie der Schluchten Gänge,
 Sie führet ja vereint — Napoleon,
 Bey jedem Schritte sollt's zu ihren Füssen,
 Bey jedem Schritte sinkt es dumpf hinab,
 Bey jedem Schritte öffnet sich ein Abgrund,
 Als unvermeidlich, fürchterlichen Grab —
 Zu was die Schrecken? Mogen sie nun dräuen,
 Der Führer gleich dem Niedersten spricht Hohn,
 Denn was hat er, was haben sie zu scheuen?
 Sie führet ja vereint — Napoleon!
 Und gleich dem Gotte, der da selbst geschaffen,
 Was er mit festem Fusse kühn betrat,
 Also beschreitet muthig jede Höhe
 Napoleon, der Feldherr und Soldat.
 Im bunten Tross folgt ihm die Menge,
 Doch wohlgeordnet das entflammte Heer,
 Das kühn durchdringet jede Felsenenge,
 Dem nichts zu schrecklich, keine Bahn zu schwer,
 Das Schwert zur Seite, bey der Wasser-Flasche
 Das Bajonett, hoch tragend das Gewehr,
 Ein Brod und die gefüllte Pulvertasche; —
 Also beschwert tritt jeder aus dem Heer
 Hinan den Berg, begleitend seine Fahne
 Mit ungetrübtem, muthentflammtem Blick,
 Und Jeder leht nur seines Dienstes Pflichten
 Und Jeder leht nur seines Feldherrn Glück!
 Also begann der Zug, also vollenden
 Sie ohne Murren ihren Schreckenspfad,
 Und lauter Jubel krönt den Zug des Ruhmes,
 Als man am vierten Tag dem Ziel sich naht.
 Der Zug, er war ein Sieg — ein Sieg des Menschen
 Auf der Natur erhab'nem Wolken-Thron,
 Und Gott gewährte seinem Kriegen-Sohn
 Das Höchste, — denn es war — Napoleon! — — — —
 Man zog nun einige Tage durch die Fluren,
 Und sammelte sich endlich bey Marengo,
 Allmählig zieht sich hier der Schwarm zusammen,
 Und einet sich in kriegerische Reih'n.
 Der Führer steht, und Alles lagert sich
 Auf seinen Ruf um seinen Obern hin.

Und eine tiefe Stille herrschte plötzlich,
 Als sey erstorben jedes Leben rings umher,
 Indess der Führer auf das Schwert sich stützet,
 Und schweigend harret auf des Herrn Bekehr.
 Da tritt hervor mit gluth'gen Flammenblitze
 Napoleon, durchfliegt die Reih'n der Seinen,
 Und also spricht sein Mund mit fester Stimme:
 „Betrachtet hinter uns die riesig-hohen Felsen,
 „Erkennet daraus nun, wer euch herabgeführt;
 „Nicht ich hab' euch gehahet die engen Pfade,
 „Uns hat Gott selbst zum Sieg herabgeleitet!
 „Die Stunde schlug, in der des Feindes Hochmuth
 „An eurem Schwert sich blutig brechen soll,
 „Ihr kennet, Franken, setzen Hohn, — Ihr kennet
 „Des Uebermuth'gen alten, schweren Groll!
 „So will ich denn nicht eher diesem Schwerte
 „Entsagen und des Herzens Bitterkeit,
 „Bis wir gesühnt des Feindes kühnen Frevel —
 „Bis er erliegt dem selbst gewählten Strei!
 „An eurer Spitze will ich kämpfen, siegen,
 „Voran euch geh'n in Schlacht und Sieg und Tod,
 „Will sühen, was des Feindes Wuth zertrümmert,
 „Erringen, was des Sieges Gott mir bot.
 „Voran bin ich im Kampf euch stets gegangen,
 „Im Schlachtgetümmel sollt ihr heut' mich seh'n,
 „Der Franken alte Grosse sey bewähret —
 „Und sollt ich kämpfend für euch untergeh'n!
 „Mit Kraft und Muth erfüllt euch diese Stunde,
 „Die Rache naht, die schon zu lange schwieg;
 „Des Feindes Macht, sie geh' nun ganz zu Grunde,
 „Sein Blut — es sühn' des Vaterlandes Wunde
 „Das, treu vereint zum heil'gen Kriegerbunde,
 „Den Kampf beginnt für Gott und Ruhm und Sieg!
 „Des Feindes Stolz erlege seinem Wahne —
 „Und Sieg verkünde Frankreichs Helden-Fahne!“
 Er schwieg, und saussend fuhren alle Schwerter
 In jubelndem Geklitze durch die Luft,
 Dass sich bewahre Frankreichs Heldengrüsse,
 Das Feld sich wandle in des Todes Gruß, —
 Seht! da blinken abermals

Wie des Sturmes brausend Wüthen
 Rasen durch des Haines Wipfel,
 Und im grimmigen Orkane
 Niederreisset Stamm und Früchte,
 Dass die Wurzel fliegt zur Höhe,
 Und der Felsen sich, gesprengt,
 Lasset, und zermalmend stürzt --
 Also fliegen beyde Theile
 Wüthergriffen nun zusammen,
 Dass des Auges glühnde Flammen
 Sprühen, gleich des Tigers Blick';
 Donnernd dringt der Führer Stimme
 Durch die Schaaren; dumpf ertönt
 Die Parole, zuckend saussen
 Alle Schwerdter durch den Qualm -- --
 Und sie wüthen nun heran,
 Und sie kämpfen Mann gen Mann,
 Dass des Donners grause Schläge
 Schwinden vor dem Kampf-Getümmel.
 Wälzend sich in dichten Haufen
 Drängen, weichen, rasen Alle
 Gleich dem schnell gelösten Balle
 Der Lauine, die vernichtend
 Stürzt in des Thales Tiefe -- -- -- --

— -- -- -- --
 Zu dem blut'gen Untergange,
 Wild ertönen alle Stimmen
 Durcheinander, dumpf ertönt
 Fort und fort der blut'ge Boden,
 Hingestreckt in ihrem Blute
 Sinken sterbend Ross und Reiter,
 Doch der wüthend-blinde Streiter
 Sprengt über ihre Leichen
 Rasch hinüber, bis auch ihn
 Streckt ein Schuss zu Boden hin!
 Und gleich als sey der Tod das Leben,
 Ein herrlich, unerreichbar Ziel,
 So mordet Alles ohne Schonung,
 Und fällt im blut'gen Kampf Gewühl -- -- -- --

Flatternd sieht man alle Fahnen
Mitten in des Gegners Reih'n,
Die sich wälzen, theilen, eilen,
Nach des Führers lautem Rufe: —

„Dort, — Dort hinauf mit den Kanonen!
Auf der Höhe laßt sie thronen,
Und den Tod heruieder speyen
In des Feind's gedrängte Reihen — — — — —

— — — — —
— — — — —
— — — — —
— — — — —

„Vor die Reiter

In die Streiter —

Nehmt mir dort die Batterie!

In die Ebne drängt sie —

Dass das eigene Geschütze

Ihren nach dem Herzen blitze,

Muthig, Franken, haltet Stand!

Ha! sie weichen

Ueber ihrer Bruder Leichen

Sieg für Gott und Vaterland!“

Schon weichen hin und da der Oesterreicher Massen,

Doch immer kehren sie mit blut'gem Hassen

Zum Kampf zurück — — — — —

Vergebens, dass sie gleich des Sommers Halme

Darnieder sinken, in den Staub gemäht,

Die Flucht'gen bohrt der eigne Führer nieder,

Und Jeder rast mit neuer Wuth und steht!

Die Sieges - Schaale schwankt auf beyden Seiten;

Der Abend naht, — und noch die alte Wuth,

Als wollten beyde Theile grümmig streiten,

Bis Freund und Feind dahin gestreckt im Blut! —

Doch sie! da sprengt hervor Napoleon:

„Mir, Bruder, nach, wer mich und Frankreich liebet!“ —

So ruft er, stürzt sich in das Kampfgewühl,

Und Alles folget, in den Tod zu stürzen

Für ein so blutig, schwer verhangenes Ziel,

Und nun beginnt mit neuem Raseu

Am nahen Ziel die neue Schlacht,
 Vergebens alles Widerstreben,
 In Trümmer bricht des Feindes Macht;
 Vergebens, dass sie stets aufs Neue wiederkehren,
 Des Oesterreichers Ahnen zu bewahren;
 Sie fliehen, drängen, wenden sich, —
 Und weh! der alte Ruhm erblich! —
 Was nicht der Franken Schwert erreicht,
 Erdrückt sich selbst in stichender Verwundung.
 „Sieg, Sieg mit Frankreichs hohen Fahnen!
 „Gott ist mit uns, verklärt der alte Ruhm!“ — —
 Die Feinde ruh'n, von Frankreichs Schwert bezwungen,
 Der schönste Sieg, er war errungen! —
 Allmählig schwand nun das Getöse
 Vom blutgedungen Schlachten-Feld;
 Die Sieger ruh'n; doch schweigend blinken
 Die Sterne dort am Himmels-Zelt. —
 Durch die gebrochenen Wolkenmassen
 Wirft Luna ihren Silberstrahl,
 Und leuchtet still, im alten Glanze,
 Hinunter auf des Todes Qual.
 Dort winden sich im letzten Kampfe
 Die Opfer der entflohen Wuth,
 Und recken sich im Todes-Krampfe,
 Vernichtet in dem eignen Blut.
 Doch — von der bleichen Lippe steht es,
 Bevor der letzte Hauch entschwand:
 „Ich sterbe ruhig, Sieg den Franken!
 Ich sterbe für das Vaterland!“ — —
 So schwebt vorüber ihr Gestalten,
 Dem Frieden eures Grabes zu;
 Vor meinem Blick' schließt sich die Pforte
 Des Sieges mit dem Tode zu;
 Ihr waret Helden, doch auch Menschen,
 Wie wir, die Richtenden es sind;
 Ihr habt gekämpft, gesiegt, geblutet, —
 Doch auch des Siegers Wuth ist blind,
 Drum wollen wir dem schönen Frieden
 Uns mit dem Muth des Menschen weihn;
 Doch sollt ihr uns in euren Thaten

Ein Vorbild eures Muthes seyn!
Auch du hast Bayern, einst gekämpft mit Jenen,
Die ruhm- und sieggekrönt Napoleon —
Doch strahlet nun im stillen Friedens-Glanze
Des Volkes Glück von Ludwigs heiligem Thron!
Heil, Bayern, Dir! du hast ihn nun errungen
Den Friede, — der des Volkes schönsten Glück;
Errungen ihn durch Joseph Maximilian,
Befestigt ihn durch Ludwigs Vaterblick!
Was Er gethan, es darf uns unvergänglich
Schon jetzt vor dem entzückten Blicke stehn;
Er war und ist für euch, und Heil dir, Bayern!
Sein Name wird für dich nicht untergehn!

Die fünf schriftlichen Gedichte.

I. Apollo.

Darf ich Euch das Entzücken wohl noch deuten,
Das mich in ihm, dem Herrlichen belebt?
Der mich allein der Erdenwelt entreisset,
Der mich allein zum Himmelsthron erhebt?
Apollo! schöner Gott der höchsten Wonne,
Die mit des Geistes Drang zum Himmel steigt;
Apollo! der allein des Innern Funken
In Flammen mir, in ew'gem Glanze zeigt!
Nein! nimmer wag ich Deinen Glanz zu deuten,
Der nur des Götterwortes würdig ist!
Kein Menschenwort entströmt dem armen Munde,
Das ganz und würdig Deinen Werth ermisst!
Doch füll'n sollst Du ewig mir die Seele,
Sollst mich erheben dieser Erdenbahn,
Sollst meinen Geist dem Geiste Gottes einen,
Zu seinem Ursprung lenken ihn hinan!
Der Geist allein, der Dir die Kraft verdanket,
Er ist's, der an die Ewigkeit sich ranket.

2. Die Freude.

Ja! wenn es eine Wonne giebt im Leben,
Die mir das Herz mit Seligkeit erfüllt,
Ja! wenn es eine Freude giebt auf Erden,
Die ganz und lebend mir mein Schauen stillt —
So bist Du es allein, Du Gott der Künste,
Der eben meiner Feder schwach entfließt,
Nur das sind Freuden — wahre, hohe Freuden,
Die ich bey Dir, Apollo, stets genoss!
So lang ich Deinen Götterhauch geathmet,
Fühl' ich, was Freude, reine Freude sey,
Was du mir schufst, war ewig gleich Entzücken,
Dem Geist verwandt, und dennoch immer neu!
Zwar — Einmal — hatt' ich über dich zu klagen,
Da Du mir Deine Hülfe hart versagt —
Dies ist — doch hier sey Freude nur — ich habe
Im nächsten Blatt deshalb dich angeklagt.

3. Ich warte drauf mit Ungeduld.

Apollo! den ich stets mein eigen nannte, —
Du hast auf dich zum Erstenmal die Schuld,
Dass mir das Thema leider werden musste:
Was wilst! ich warte drauf mit Ungeduld!
Wief sollt' ich darum heute sie verlieren,
Wornach ich mich geseht — die hohe Huld
Des Publikums, weil das Orchester fehlte,
Und Jeder spricht: ich wart' mit Ungeduld!
Nein! besser kennen wohl mich einige Herzen,
Als dass ich selbst an dieser Störung Schuld,
Ich musste selber ja voll Schmerzen warten,
Und harre voller Leid und Ungeduld!
Da darf ich ja wohl mich nicht mehr entschuld'gen!
Die Wahrheit übersieht ja nicht die Huld!
Doch hätte Sie das Warten heut verletzt —
Pardon! ich warte drauf mit Ungeduld!

4. Die Schattenseite der Begeisterung.

Wenn man im höchsten, heiligen Geisteschwunge
Mit Recht muss bitten um Entschuldigung,
Und eigentlich den Fehler nicht verschuldet —
Dies ist — die Schattenseite der Begeisterung.

Doch nein! ich les' es klar in jedem Blicke,
Dass sie versahnt Apollon's hoher Schwung —
Und wahrlich! dieses Licht in Ihren Augen
Ist nicht — die Schattenseite der Begeisterung!

Vergehung, wenn ein Herz das Herz versöhnet,
Dies ist des Lebens schönste Heiligung —
Und här' ich nicht vollbracht, was ich gebeten,
Denn war' — die Schattenseite der Begeisterung!

5. Als Schluss.

Mein Schreiber ist nicht fertig noch geworden —
Auch fühl' ich — nun — wie neun ich gleich es doch —
Nach einem Draug des tiefbewegten Herzens,
Ein inneres, unbekanntes Streben noch!

Wie? sollt' ich dieses Streben nicht enthüllen;
Apollon, willst Du mich verlassen nun?
Soll nun die Feder — da der Geist noch strebet,
Gar feig' ermattend plötzlich für ihr ruh'n?

Ha seht! er winkt aus jenen Lichteshöhen —
Und sich! — bevor die Feder mir entsank,
Ward kund dem Geiste, was das Herz erheischte,
Und ich — ich schrieb für Sie das Wortchen: „Dank!“ —

57 — (Langenschwarz, M. L.) Der Hofnarre. Gar wunde-
same Orig.-Histoire in 10 Poemen, mit polit. Intermezz.
Die große Woche (Juli — Paris 1830). Stuttg. 183
2 Bde. 634 S. Brosch., Orig.-Umschl., unbeschn. 1. Ausg.

Seltenstes Werk des fast unbekannten heuten Stregreidichters aus Rödelheit
der e. Zt. alle Turniere gewann. Satir.-Abenteuer e. Königs Willibald v. Offen-
bach, mit 1344 7 zeiligen Versen, darunter zahlr. Seitenstücke auf Goethe, u. eine
guten, unbekannten „Parschensang“ von 12 Versen!

P. o. germ

1998 ²²/₄

Der
H o f n a r r e.

Eine gar wundersame
Originalhistorie

in
zehn Poëmen.

Mit einem politischen Extramezzo:

„Die grosse Klotze.“

Erster Band.

100

100

100

[Langenscheidt]

Der
H o f n a r r e.

Eine gar wunderfame
Originalhistorie
in
zehn Pömen.

Mit einem poetischen Intermezzo:

«Die grosse Floche.»

Herausgegeben

von

† † †

Erster Band.

Stuttgart,
1831.

Hallberger'sche, vormals Brand'sche Verlagsbuchhandlung.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Poffen und Parren
Erwecke den Narren!



Der Hofnarre.



Erste Abtheilung.

Der gesunde Kranke.

Wie König Wilibardus als ein Menschenfeind
sein Zeit mit andern Brüdern hindrängen thäte,
darauf er eine Bitten erhält von dem Rathe Wondert
Pott, als welcher ihm wie er in ein Lächeln zu verziehen
gewußt. Wie er sodann genanntem Pott seine Seiten
declariert, und ihn darauf zu seinem Hofnarren er-
nennet.



Erste Abtheilung.

Der gesunde Kranke.

Wie König Wittibald als ein Menschenkind seine Zeit mit frohen Tugenden
zu verbringen wußte: darob ist eine Dichtung erzählt von dem Könige Wenzel
Karl: Wie er wider ihn wieder in ein Exil zu schicken gedachte. Wie
er schon genommen: Pöhl seine Krone bedauert, und ihn darob zu seinem
Gefangenem ermahnt.

I.

Nicht gar zu weit von Africa,
Gleich unten bei Schaffhausen,
Dort, wo man einst von David sah
Den Goliath zerzausen,
Id est: bei Offenbach am Main,
Da lebte sonst ein Königlein,
Herr Wittibald mit Namen.

2.

Von diesem König sagte man
Sich manche schnackliche Dinge,
Zum Beispiel: daß er dann und wann
Sich selbst 'ne Witzschrift bringe;
Drinn stünde: „Wester König! sey
Kein Thor — Die Zeiten sind vorbei
Wo Dingen geleuchtet!“ —

3.

Auch hatte man seit langer Zeit
 In nicht mehr lachen hören;
 Man sah des Mutes Freundlichkeit
 In's Dunk're sich verkehren,
 Die Sterne, sonst so frei und klar
 Die muntern Jugend Menge, war
 Ein Jatten überziet.

4.

Ein Länd'chen — zwar nicht gar so groß
 Wie weitand Roma's Gauen —
 Trug manches wohltauchte Schloß
 In seinen kleinen Auen,
 Auch gab es ein'gen Dörfern Raum,
 Von denen Eines bis zum Saum
 Des Nachbarlandes reichte.

5.

An dieses lehnte sich ein Wald
 Von hundert zwanzig Bäumen.
 Hier regte König Willkath
 Die Grillen zu vertraumen,
 Denn diese Thierchen plagten ihn
 Trotz aller Apotheker-Küß'n
 Bis zum Nasendwerden.

6.

Am wenigsten schien ihm der Zwang
 Des Hofes zu bezaun,
 Drum sah man ihn oft Wochenlang
 Nur hegen oder jagen,
 Und wenn er keine Hasen schoß,
 Und ihn das Podagra verdroß,
 Dann brummt' er mit sich selber.

7.

So kam es, daß er mehr und mehr
 Zum Menschenfeind sich härmte,
 Wie streng' ihn auch das Doktorheer
 Mit Gichtknecht erwärmte.
 Wenn uns der Gram im Herzen sitzt,
 So hilft der beste Taffet nicht
 Und läm' er den Australien.

8.

Bald schien ein frühliches Gesicht
 Ihn heftig zu erbittern,
 Bald brachte schon das Tageslicht
 Den guten Mann zum Sittern,
 Dann schloß er sich in's Kammerlein
 Zu Stunden mit sich selber ein
 Und zankte mit dem Spiegel. —

9.

Kurzum, das Ding nahm überhand
 Und brachte viel Gerede
 Vom König durch das ganze Land;
 Schon sprach man gar von „blöde“,
 Und wenn's auch grade nicht an dem,
 So blieb doch Allen ein Problem
 Des guten Königs Leiden.

10.

Vergebens, daß der hohe Rath
 Sich stehend vor ihm neigte,
 Und weinend ihm den ganzen Staat
 Im Untergange zeigte —;
 Vergebens, daß die Schneidergild'
 Die jammervollste Rede hielt —
 Sein Inneres blieb verschlossen.

11.

Da macht sich eines Morgens früh
 Mit einem Bücherpäck,
 Der Kammerherr, Monsieur Poti,
 Das Promemur im Saak,
 Zum König auf in's Kammerlein,
 Um ihm des Landes ängstlich Schreien
 In hohem Ohr zu bringen.

Der König fährt ihn finster an,
 (Er lag höchstselbst im Pette:)
 „Du bringst mir sicher einen Plan,
 „Zur Delinquenten - Stätte!“
 Monsieur verbengt bevestigt sich:
 „Erhabner! ich erlaube mich
 „Euch ein Geschrei zu bringen.“

„Drei Jahre sind's, daß uns das Stück
 „Aus Eurem Antlip lachte,
 „Mit Rührung ruf ich mir zurück
 „Den Tag, der Euch uns brachte;
 „Verzeihen Euer Majestät —
 „Ils sont passés les jours de fête,
 „Seit wir Euch sehen leiden!

„Vergebens spendet Eure Günst
 „Dem Lande blüh'nde Welter: —
 „Es droht uns ein gewalt'ger Dunst
 „Bezabelter Lastermäuler.
 „Das Volk steht seinen König nicht,
 „Und jeder Secundaner spricht
 „Wie's ihm um's Maul gewachsen!

15.

„Drum wollt' ich's wagen, Majestät,
 „Zubüßest Euch zu deuten,
 „Wie sehr man Euer Herz verdreht
 „Vor Menschen und vor Leuten;
 „Denn, wenn das Volk nicht bald erlöhrt,
 „Weßhalb Ihr Euch in Gram verzehrt,
 „So lauft es nach Brasilien.“ —

16.

Hier drehte sich der König um
 Und wuschte sich die Wange;
 Doch blieb er herrschend noch und stumm;
 Dem Alten ward fast bange,
 Er athmete, pausirte, strich
 Den Bart; hierauf erholte er sich
 Und griff nach seinen Büchern.

17.

„Dieweil es nun uns Allen dünkt',
 „Euch klage Langeweile,
 „Und ich gewöhnlich diese leicht
 „Mit guten Büchern heile,
 „So hab' ich schnell mich aufgemacht,
 „Und Euch die Medizin gebracht,
 „Die Manchem schon geheten.

18.

„Hier habt Ihr Nicht's & Hochverstand
 „In einem einzigen Bande;
 „Ich hab' ihn meiner Frau entwandt,
 „Dem klügsten Weib' im Lande,
 „Seitdem sie drinn das Ich studirt
 „Und übers Nicht's philosophirt,
 „Krieg' Ich Nicht's mehr zu essen.

19.

„Er lehrt Euch eine Wissenschaft,
 „Die Nicht's durch Wissen lehret^{*)}.
 „Und giebt dem Ich im Ich die Kraft,
 „Die Ich Nicht's Ich erklärt;
 „Er setzt als A und X das Ich,
 „Und schließt vom Nicht's Ich dann auf Sich —
 „So folgt: Daß Er Ich-Nicht's ist!

20.

„Auch seht Ihr den Lasterer hier,
 „Man setzt ihn über Kanten,
 „Er zählt unzählige Freunde schier,
 „Die hoch für ihn entbrannten.
 „Betrachtet nur das erste Blatt,
 „Und Ihr seyd physiognomisch satt
 „Für Euer ganzes Leben.

^{*)} Ein im Zeit-ringsgericht Nicht's ist ein Nicht's ist Nicht's.

21.

„Den Tränke!) trefft Ihr auch dabei,
 „Den kühnen Seelen-Reiter,
 „Er sagt: „der Mensch ist Willensfrei,
 „Und länger sey est breiter;
 „Und was er von dem Grabe spricht,
 „Das findet Ihr mein Zete nicht
 „In Hoffmanns Nachtgeipensfern.

22.

„Und hier — doch macht Euch gleich gefaßt
 „Auf ein reales Wunder —
 „Habt Ihr Herrn Schellings Noth-Vombast,
 „Den phibosophischen Bunder
 „Der Absolut-Identität!!
 „Wem da der Geist nicht stille steht,
 „Dem steht er längst schon stille!

23.

„Er suchet, gleich Protagoras, —
 „Vereinigt mit der Sophistik
 „Des Prodicus und Gorgias
 „Das Wissen in der Mystik,
 „Und löset, gleich Thrasymachus
 „Nach altem *medius terminus*
 „Das Räthsel — durch ein Räthsel! —

24.

„Herr Hegel macht vielleicht Euch warm
 „Mit seiner Dialektik;
 „Dem Guten zeugt sein Denkerbarm
 „Gewiß noch Selenbektik!
 „Doch spricht er sprechend eine Sprach,
 „Die, wenn sein eigener Stab zerbrach,
 „Gewiß ein Ganzes bildet!

25.

„Herr Wagner wird Euch etwas neu
 „In Hypothesen scheinen,
 „Der mißt Euch 's ganze Weltgebäu
 „Nach dicken Selen-Steinen;
 „Doch wo er sich bedenkt, und spricht:
 „„Ob dieß erwiesen, weiß ich nicht,““
 „Muß Jeder ihn begreifen!

26.

„Den Herder rath' ich Euch zuletzt
 „Bedächtig durchzulesen,
 „Ihr seyd dann sicher, was Ihr jent
 „Im Seyn nicht seyd gewesen;
 „Das heißt: Ihr leset ihn, und seyd
 „Wenn Ihr gelesen habt, so weit
 „Als ob Ihr seyd im Werden!

27.

„Hier habt Ihr auch noch ein Gemisch
 „Von allerhand Lappasien,
 „Man nennt sie nur den Aiderwisch
 „Von Deutsch-Orignatien.
 „Einst haben sie uns deutsch erködt,
 „Doch seit man Deutsch nur überseht,
 „Liebt sie der Kasekramer.“

28.

„Auch hab ich ein Geburts-Gedicht
 „In scharfgebeißten Jamben;
 „Der Autor ist ein wahres Licht
 „Aus unsern Straßen-Lampen.
 „Betrachtet nur dieß Verse-Spiel:
 „„Ha tirum — tarum — Löffelstiel““ —
 „Der Mensch versteht Keßbetik.“

29.

„Noch seht Ihr ein Betumen hier
 „Von dramaturgischen Seizen;
 „Ich fand sie in dem Hofrevier
 „In unsern Hühner-Plänen;
 „Dort hatte sie ein junger Mann,
 „Der kaum das A B C noch kann,
 „In Angsten ausgebrütet.“

30.

„Und mögt Ihr dieses Alles nicht,
 „Hier hab' ich ein Theater.
 „In des Verfassers Angesicht
 „Braucht Ihr nicht den Lavater.
 „Der junge Mensch liegt recht curios
 „In seiner dünnen Thränensauce,
 „Das Buch bringt Euch zum Lachen.“ — —

31.

„Hier griff der gute König zu
 Und nahm es von der Decke,
 Doch kaum geöffnet, floh's im Nu
 Schon in die Fensterecke;
 Und statt zu lachen zogen sich
 Die Faltten erst recht fürchterlich
 Auf seiner Herrscherstirne.

32.

„Zum Henker mit dem edlen Ding!
 „Hab's ja mit angesehen,
 „Der Mensch verdiente, daß er hing,
 „Mit seinen Dichterwehen.
 „Wacht der Theater-Secrétaire
 „Wie solcher dummer Streiche mehr,
 „So schick' ich ihn in's Tollhaus!“ —

„Verzeihen Eure Majestät,
 „Der ist seit lange kranklich,
 „Drum ist er, wo er nichts versteht
 „Nicht immer sehr bedenklich.
 „Zwar blidt er schon auf's Tollhaus hin,
 „Doch bitte ich diesmal noch für ihn —
 „Er ist ein Koretianer.

„Er hat Euch manches aufgehebt
 „In spanischen Gesilden,
 „Und es nach Deutschland übersezt,
 „Um es dort zu verhidlen.
 „Zwar haben sie ihn abgemalt
 „Wie er für's Uebersepen zahlt —
 „Doch das sind blaue Dünste.)

„Wenn aber Euer Majestät
 „Nichts Lustiges behaget —
 „Wenn Nichts Euch wohlgefällt — so steht
 „Mein Herz Euch an: — o saget,
 „Was Euer treues Volk kann thun,
 „Auf daß die schweren Leiden ruh'n,
 „Die uns mit Euch zerfleischen.

36.

„Kein Trostsinu waltet mehr im Land,
 „Seit er von Euch gewichen;
 „Schon geht ein Blatt von Hand zu Hand
 „In dem man Euch verglichen
 „Mit einem blinden Schiffermann,
 „Der an der Küste steht, und kann
 „Das feste Land nicht finden.

37.

„Und könnt Ihr Euch durchaus dem Schmerz'
 „Von selber nicht entwinden,
 „So sagt ein Mittel! Unser Herz
 „Wird nichts zu theuer finden!
 „Was kommt der Treu des Volkes gleich?
 „Herr! wenn Ihr wollt, so bringt es Euch
 „Das Buch vom Machiavelli!“ — —

38.

Bei diesem Worte lachte
 — O sel'ge Stund' — der König;
 Sah vor sich nieder, säufte
 Die heiße Stirn' ein wenig,
 Dann dreht' er sich zum Redner um:
 „Monsieur Poli, das war nicht dumm; —
 „Ich will mein Herz dir öffnen.“

39.

„Nicht Liebe, wie Ihr glauben mögt,
„Hat mir den Sinn verlehret;
„O hätte sie dieß Herz bewegt,
„Daß sie die jetzt entlehret,
„Vielleicht wär' Vieles besser jetzt
„Für mich, den keine Lust ergötzt,
„Den keine Freude freuet!

40.

„Mit welcher Wonne trat ich nicht
„In diese Königs-Hallen?
„Was ist's, das nun so tobend spricht
„Aus meines Vaters Wallen? —
„O Freund, wie schnell verflog der Traum,
„Ich find' in meines Rufens Raum
„Mich selber mir entfremdet.

41.

„Wo ich ein Herz zu finden schien,
„Versank's in leeren Phrasen,
„Sucht ich es auf im Frühlingsgrün,
„Fand ich gemalte Rasen;
„Aus meinem Purpur sprach Talent,
„Der Vater fand ein Compliment,
„Wo er sich Kinder suchte.

42.

„So schön dacht' ich mir diese Welt —
 „So schön in ihrem Handeln! —
 „Vot ich die Hand — so mußt' in Geth
 „Ich ihren Druck verwandeln.
 „Vot ich ein Herz — man gab's zurück
 „Mit einer Winterholz-Supplis,
 „Und danke mir recht herzlich. —

43.

„Weht hab' ich mein Geschick verflucht,
 „Das mich so hart gereinigt,
 „Weht hab' ich auch ein Herz gesucht,
 „Das ganz sich mir vereinigt,
 „Weht glaubt' ich Verlen tief im Sand —
 „Ach! unter allen R ä t h e n fand
 „Ich auch nicht Einen R a t h e r! —

44.

„Dem Volke, das so gut und treu,
 „Sollt' ich nicht freundlich nicken,
 „Weil es dem Rang-zumider sey,
 „Im Purpur sanft zu blicken;
 „So stand ich denn verlassen da,
 „Und wenn ich eine Diene sah — —
 „Die war nicht für den Adler!

45.

„Für Menschen glaubt' ich hier zu stehn
 „Und nicht für Menschen: *Schatten*,
 „Zurrieden heßt ich mich zu sehn
 „Als Mensch, — vielleicht als Gatten;
 „Durst' ich an's Kent're denken hier?
 „Ach Gott! ich glaub', Ihr gäbet mir
 „Ein mächtig Land zum Werke!

46.

„Ich dachte Menschenwerth und Glück
 „Vom Throne zu verbreiten,
 „Und muß nun mit der Politik
 „Die schöne Zeit verstreiten,
 „Die manches Gute schon gethan,
 „Wenn nicht der *Meinung* eifriger Wahn
 „Mich meinem Staat' entfremdet.

47.

„Ein jeder kriecht in seinem Amt'
 „Vor seinen höhern Brüdern,
 „Indes er alle die verdammt,
 „Die sich vor ihm erniedern.
 „So mancher phantastirt von Werth,
 „Der selbst des niedersten entbehrt,
 „Der ihn zum *Menschen* stempelt.

48.

„Warum ward gerade mir ein Thron,
 „Der ich so menschlich fühle?
 „Gibt mir der Glanz den innern Lohn,
 „Die Macht, mit der ich spiele?
 „Ist hier nicht Einsamkeit mein Loos?
 „Wo find' ich Menschen, die nicht bloß
 „Den Menschen - Namen tragen?

49.

„Der Baum des höhern Lebens ist
 „Entwurzelt und gefallen;
 „Der Mensch ist höchstens Alchymist,
 „Der in des Dunkels Hallen
 „Den höchsten Werth zu finden wähnt,
 „Und ein geträumtes Glück ersehnt,
 „Indeß er sich verlieret!

50.

„Die Zeit ist kaum ein Wortbegriff,
 „Den stolz er nicht beachtet,
 „Und wenn er seines Lebens Schiff
 „Am Lebens - Meer betrachtet,
 „So dünkt er sich der Gottheit gleich,
 „Und streuet freilich nach dem Reich'
 „Des Uebermuths und Dünkels.

51.

„Ein jeder lebt und wirkt für sich,
 „Verdrängt jedes Streben,
 „Das seinem übermüth'gen Ich
 „Nicht slavisch ist ergeben,
 „Und wenn er endlich selbst entdeckt,
 „Welch' falsches Ziel er sich gestellt,
 „Verdirbt er sich und Andre!

52.

„Die Lüge ward zum edlen Zweck,
 „Der Hochmuth lenkt das Steuer,
 „Die falsche Scham vernichtet keck
 „Der Wahrheit edles Feuer;
 „Die Treue sank im stolzen Wahn,
 „Die Menschenliebe ward zur Vahn
 „Der niedrigsten Verläumdung!

53.

„Kein Hochsinn waltet in dem Strom'
 „Verderbter Modezeiten,
 „Der Edelmutb ist nur Phantom
 „Erborgerter Abergelten,
 „Die man mit Schwachheit überdeckt,
 „Der Götterdäme Geist erweckt
 „Nur Treue und Verdönnung!

54.

„Der Mensch ist unter jedes Thier
 „Auf falscher Bahn gesunken;
 „Das Herz belebet nur die Gier,
 „Wenn es, vom Scheine trunken,
 „Dem kurzen Glücke sich ergiebt,
 „Das mit dem ersten Hauch zerfliehet,
 „Der es am Ziel' berühret.

55.

„Statt Menschheit fand ich Falschheit nur,
 „Nur Heuchelei statt Liebe; —
 „Wenn der Erkenntniß heffre Spur
 „In mir zurück nicht bliebe,
 „Ich könnte fluchen einem Stand,
 „Der an ein Menschenweib mich band,
 „Das ich vergebendens suche!

56.

„So muß vielleicht die Politik
 „Dem Menschen sich verschließen?
 „So darf vielleicht kein wahres Glück
 „Der feineren Zeit entziehen?
 „Gieb Aufschluß mir! gieb mir es kund:
 „Warum auf diesem Erdenrund'
 „Zieh Alles hat verkehrt?

57.

„Was hilft mir Weisheit, wenn ich nicht?
 „Sie menschlich kann beweisen?
 „Was nützt mir Macht, wenn ihr Gewicht?
 „Nur darf um Formen kreisen?
 „Ich suche ja die Wahrheit nur,
 „Nur Menschenatm' wie die Natur
 „Es hier uns vorgefrieben!

58.

„In Wahrheit denn nur Höflichkeit
 „Des Lebens? nur die Decke
 „Des Seins? ist sie Gelegenheit
 „Nur mehr zu dem Verstecke
 „Der besseren Vernunft? — O sprich!
 „Wo find' ich einen Wahn, der mich
 „In mir befried'gen konnte?

59.

„Ich will nun Einmal keinen Stand,
 „Der mir den Stand verleiht!
 „Ich will ihn nicht, den Scheinverband
 „Des Ranges, der es meidet,
 „Sich Mensch zu süßten! Ich bin Ein's —
 „Doch wenn das Leben meines Schein's
 „Nur Leben ist — — was bin ich?

60.

„Die Einheit ist mir martervoll
 „Selbst das Ganze schwanket!
 „Und wenn ich das nur wissen soll
 „Was man der Günst' verdanket,
 „So weiß ich nicht, was Liebe heißt,
 „Die wahr mich an mich selber weiß,
 „Nicht lehnet im Erkennen!

61.

„Was ich erschnet, fand ich nicht,
 „Und steh' in mir verlassen: —
 „Das Gute, das im Innern spricht,
 „Wird endlich äufßres Hassen,
 „Wenn ihm nicht Gutes sich vereint,
 „Wenn nicht ein gleichgestimmter Freund
 „Sein edles Wirken theilt.

62.

„Was ich bewahr' in tiefer Brust,
 „Bekriecheln nur die Räthe,
 „Die sich nichts Süßeres bewußt,
 „Als Alles, was ich that,
 „Zu tilgen; — jede Menschenfaat,
 „Geht unter im Miniher's Rath,
 „Die Alles besser wissen. —

62.

„Ich soll als König nicht mehr seyn,
 „Was ich als Mensch gern wäre,
 „Soll mich im matten Purpurschein'
 „Begnügen mit der Ehre,
 „Soll frei, als Andre's Sklave, mich
 „Nicht hören, deren Wünschen ich
 „Nur Mittel bin zum Zwecke!

63.

„Such' ich nach Menschen, find' ich nur
 „Die Larve der Verstellung;
 „Kein Streben deuten sie als Spur
 „Politischer Erhellung,
 „Und wo ich mich verstanden wahn'
 „Erscheint die königliche Thran'
 „Unwürdig dieses Königs!

65.

„Wo nehm' ich also Worte her,
 „Dir meine Pein zu malen?
 „Wo gibt es einen Kummer mehr,
 „Der gleiche meinen Qualen?
 „O Freund! ich suchte Freundes: Hand —
 „Und Dir — der mich so oft verstand —
 „Steht nur der Machiavelli!" —

66.

Bei diesen Worten füllte sich
 Das Herrscheraug' mit Thränen,
 Die hocherglühete Wang' erblich
 Im neu erweckten Sehnen.
 Dem Kammerherrn erstarb das Wort
 Im Mund'; er wollte weinend fort,
 Und dat, ihn zu entlassen. —

67.

Dies schien den guten Wili bald
 Zu ihm zurück zu führen:
 „O Freund mit welcher Allgewalt
 „Nüßt' ich dein Mitleid spüren,
 „Wenn ich nicht gänzlich aufgehört
 „Du glauben an des Menschen Werth,
 „Doch so wird's nimmer anders! — —“

68.

„Und doch, erhab'ner König! doch —
 „Es kann noch anders werden!
 „Wohl dürst Ihr Rettung hoffen; — noch
 „Lebt Euch das Glück auf Erden.
 „So frühe habt Ihr es geschlo'n,
 „Und weil Ihr's nun vermisst am Thron,
 „Wollt Ihr daran verzweifeln?

69.

„Und denkt Ihr etwa, daß nur Euch
 „Dies grobe Unheil quälte,
 „Daß Euch allein das Himmelreich
 „Des innern Friedens schließe?
 „Doch Andre wußten besser sich
 „Zu fügen drein, — denn sicherlich,
 „Kein Mensch ist ohne Leiden!“

70.

„Hat doch die junge Königin
 „Vom Nachbarlande drüben
 „Euch kürzlich ganz in Eurem Sinn“
 „Ihr früh'res Leid beschrieben.
 „Doch seit sie, wie ihr selber wißt
 „Die Welt in ihrem Narr'n vergißt,
 „Hat sie sich daß kurzet.“

71.

„O Schweige mir von Weibersinn!“
 Sprach hier der König teife,
 „Es ist auch diese Königin
 „Nur Weib — auf Weibersweise;
 „Was mußte meine Eitelkeit
 „Nicht Alles von Frau Adelheid
 „Dereinst von Schmeichlern hören?“

72.

„Hast Du nicht noch vor kurzer Zeit
 „Das Märchen mir erzählt —
 „Daß mich sogar Frau Adelheid
 „Zu ihrem Arzt erwählt?
 „Ich meine — Du verstehst mich, Freund —
 „Und nun hat sie wohl, wie es scheint,
 „Auch mich im Narr'n vergessen?“ —

73.

„Gewahre Majestät! wer kann
 „Sich dieß zu denken wagen: —
 „Man müßte ja mit tausend Mann
 „Sich über'n Gränzstock schlagen.
 „Nein! möge meines Königs Huld
 „Verzeihen dieses Wort — die Schuld,
 „Herr König, trägt Ihr selber!

74.

„Verwarft Ihr nicht mit kaltem Hohn
 „Ihr liebevolles Streben?
 „Habt Ihr ein einzigmal sie schon
 „Geseh'n in Euerem Leben?
 „Indeß sie sich in Euer Bild
 „Verliebt, habt Ihr das ihre wild
 „Verschmäht — nicht angesehen!

75.

„Wie oft hab ich nicht schon in Euch
 „Gefucht den Haß zu mildern,
 „Der gegen alle Frauen gleich,
 „Euch drohte zu verwildern?
 „Gewiß, Ihr seid nicht ohne Herz
 „Für Krauentlieb, Doch Euer Schmerz
 „Ließ Alles schwarz erscheinen.

76.

„Wie? ich, der ich Euch weinen sah
 „In Menschenhaß und Neue,
 „Soll glauben, daß der Landpapa
 „Die heilige Ehe scheue?
 „Wie? riefst Ihr nicht fast überlaut
 „In Hedwig der Banditenbraut:
 „„Das Mädel ist zum küssen!““

77.

„O läßt Du, großer Knecht
 „Noch hier in diesen Armen!
 „Läßt Du nicht schon in Äußer Ruß,
 „Du würdest ihn erwärmen!
 „Aus deinem Aermel stöß' ein Scherz:
 „„Der König ohne Männerherz!““
 „Der meinen König heilte.“ — —

78.

„Voh Weit!“ fiel hier der König ein,
 „Du kommst ja gar in Pipe?
 „Bei Euch, Ihr Herrchen, hängt das Krei'n
 „Wohl an der Nadelspize?
 „Wärst Du, mein Freund, nicht stets um mich,
 „Ich dachte fast, man hatte Dich
 „Am Weiberhof beflochen!

79.

„Ich bin kein Ritter vom Eaton,
 „Wo man in Tansen schmachtet;
 „Und wär' sie Frau von Montsaucen,
 „So ist, genau betrachtet,
 „Sie dennoch nicht nach meinem Sinn,
 „Denn kurz und gut — 'ne Königin
 „Mag ich allein nicht freien.

80.

„Drum durst' ich, grade, weil sie schön,
 „Und manchen schon verrückte,
 „Sie nicht einmal im Wilde seh'n,
 „So gern' ich dies erblickte.
 „Auch gilt mir gleich, was für Gesicht
 „Es sey; — ich mag die Menschen nicht,
 „Vielweniger die Weiber!

81.

„Drum — kannst Du keinen andern Rath
 „Für meine Leiden geben,
 „Als der Pantoffel: Pantonad'
 „Der Königin zu leben;
 „So scher' Dich hin, woher Du kannst
 „Und sprich von dem, was Du vernahmst
 „Kein Wort, bei Deinem Leben!“ —

82.

Bei dieser Rede stieg die Bluth
 Dem König zu Gesichte;
 P o l i verstummt; — aller Muth
 Entfiel dem armen Wichte.
 Der König drehte sich zur Wand,
 Und sprach kein Wort, und so entstand
 Die jämmerlichste Pause.

83.

Der Kummerherr erholte sich
 Jedoch von seinem Schrecke;
 Mit einem tiefen Bückling schlich
 Er sacht' zur Federdecke:
 „Wollt Ihr vielleicht, daß Euch P o l i
 Ein Löfflein Cremer Tartari
 In sanften Kühlung reiche?“

„O, bester König, wüßtet Ihr
 „Wie sehr ich Euch ergeben?
 „Befehlet, und ich weih' Euch hier
 „Mein treues Blut, mein Leben;
 „Doch so, mein König, geh ich nicht
 „Aus meines Herrschers Ansecht
 „Davor Ihr mir vergiehet!“

Ein Strom von heißen Thränen rann
 Dem Armen über's Bette,
 In dem der König lag, und sann
 Auf eine Menschen - Wette.
 Da traf ihn eine Thräne heiß,
 Und mahnt' ihn, daß der gute Greis
 Auf einen Handkuß harre.

Des Jernes hohe Muth erblich
 Auf seiner Herrscherwange.
 „Wie kannst Du nur so quälen mich
 „Mit einer Weiberschlange?
 „Du weißt ja, daß mich dieses weicht
 „In einen schlimmen Aerger reißt,
 „In dem ich mich veräesse.

87.

„Zerich mir solch fadcs Zeug nicht mehr; —
 „Hier meine Hand — nun schweige!“
 Der Kammerherr siel drüber her
 Als wäre sie von Teige;
 Er preßte sie gerührt an's Herz,
 Und theilte seines Königs Schmerz
 Mit treuem Dienersinne.

88.

„Noch Einc, mein König, höret denn! —
 „Noch Einc, bevor ich gehc.
 „Es ist das Letzte, das ich kenn'
 „Zu steuern Eurem Wehe;
 „Und kommt auch dies für Euch zu spät —
 „Mein hoher König! dann vergeht
 „In Gram Eu'r treu'ster Diener!“ —

89.

Der König schaute freundlich auf:
 „Und dieses Letzte wäre?“ — —
 „Dass Ihr sogleich zum raschen Lauf
 „Vestiget Eure Madrc,
 „Um ohne Weiters über's Feld
 „Zu reisen in die weite Welt,
 „Und Menschen aufzusuchen!“ —

90.

„Von Guckuck!“ schrie Herr Wittibald
 Mit weit gesperrtem Munde —
 „Und der Gedanke, schon so alt,
 Kommt erst in dieser Stunde?
 Mein theurer Freund! mein Herzensblatt!
 O welcher gute Engel hat
 Dies Wort Dir eingegeben!“

91.

„Ja, Freund'chen! reisen wollen wir,
 „Die halbe Welt durchreisen! — —
 „Für dieses Wortchen sollst Du mir
 „Nun mehr als Diener heißen.
 „O daß Du mir nicht früher schon
 „Dies kleine Wort gesagt! Dein Lohn
 „Wär nun ein froher König!“

92.

„Doch nicht umsonst hat Wittibald
 „Auch heut' dies Wort gehört;
 „Von heute schon sey Dein Gehalt
 „Um's Tausendtheil vermehrt!
 „Und hast Du Wünsche, komm zu mir
 „An dieses Herz! ich werde Dir
 „Auch sie voll Guld — vermehren!“

91.

Monsieur Poli, sich kaum bewußt, —
 Sanft tiefgerührt zur Erde.
 Der König zog ihn an die Brust
 Mit gnädigster Heberde;
 Die Freude raubt' ihm alles Maas
 Des Ranges — und der Herr vergaß
 Des Dieners zu vergessen. —

92.

„Nun nun, mein Vester, sende schnell
 „Zum Wagenmeister Steffen,
 „Er soll für meine Reif' zur Stell',
 „Die nöth'ge Sorge treffen.
 „Du aber bist von heute an
 „Auf immerdar mein Nachbarmann
 „An königlicher Tafel.

93.

„Doch weilt bei solcher Qualität
 „An königlicher Seite
 „Dein Kammerdienst zu nieder steht,
 „Zieh Dir ein Rang von heute; —
 „Und weilt Du mir der Mächtige bist,
 „Und man die Welt nach Dir ein mißt,
 „Ziehst Du mein Hofnarr heißen!“ —

Ende des ersten Theils der Geschichte des Königs.

Zweite Abtheilung.

Der Narre ist ein Erzschelm.

Handelt zu Anfange von Frau Adelheiden, der Königin, als welche ihr Herzleid gar künmertlich ob der verschmähten Lieb' ergießet. — Darauf folget, wie König Wilibaldus eine Abschieds-Mahlzeiten halten thät, und was dabei geschehen; darnach er seine curiose Reisen beginnet, um eygliche Menschen zu entdecken.



Zweite Abtheilung.

Der Narre ist ein Erzschelm.

*Handelt zu Anfang von Frau Adelheid, die Königin, als würde die Scene
jetzt gar sinnreich ob der vermittelten Zeit erzählt. — Darauf folgen
die König Adelheid eine Wunders-Majestät haben ist, und was dabei
geschehen; darauf zu seiner ersten Malen beginnt, um ähnliche Wunders
zu verstehen.*

I

Der Tag verschwand — es kam die Nacht,
Und wie die Nacht vergangen —
Erblickte man in Tages-Pracht
Die Sonn' am Himmel hängen.
Und als die Sonn' den Lauf vollbracht,
Da ward es wieder finstre Nacht,
Drauf kam ein heller Morgen.“)

2.

In diesem Morgen lag, von Leid
Erfüllt und süßem Trange,
Die Königin, Frau Adelheid,
In einem Laubengange
Auf schön geschmückter Rasenbank,
Und senkte' ihr Köpfchen, liebeskrank,
Gar kläglich vor sich nieder.

3.

Sie lüthte — wußte selbst nicht was —
 Und scheute sich, zu lüthen;
 Die Wange heiß, von Thränen naß
 Vermochte nichts zu lüthen,
 Und wenn sie sich zuweilen zwang,
 Zu scheuchen ihren schweren Drang,
 So kehrt' er schwerer wieder.

4.

Sie hatte gleich Herrn Willibald
 Die Menschen einst gekostet,
 Und, gegen alle Herzen kalt,
 Sich in Geduld gefasset,
 Wenn sie auf sich beschränkt sich fand —
 Allein der leidige Verstand
 Erliegt gar oft dem Herzen.

5.

So tief versteckt ein Weiberherz
 Den kuaßten Männern bleibt,
 So lang' es, ungerührt, nur Scherz
 Mit ihren Leiden treibt,
 So leicht verräth es sich zuweil,
 Wenn mit der Liebe zartem Geist
 Das Herz in Kampf gerathen.

6.

Am Stärksten löst sich dies Problem
Bei Herzen, die einst haßten;
Sie, die vor Kurzem noch extrem
Mit allen Gluthen spastten —
Verfallen dann in's Gegentheil,
Indem sie mit extremer Eil'
Dem Dümmlsten sich verrathen.

7.

Bei solchen schadet's dann auch nicht,
Wenn sie ein wenig leiden;
Sie konnten sich am Angesicht'
Des Schwächenden einst weiden,
Und fühlen nun, als würd'ge Straf,
Wie sie so lange Zeit nur Slav'
Des eignen Stolzes waren.

8.

Was blieb uns armen Männern denn,
Als solche kleine Rache,
Wenn man uns kalt verhöhnet? wenn
Das Ideal als Drach'
Der Bosheit lächeln' uns steht,
Indeß das Herz im Wahn vergeht,
Daß sie aus Laun' liegen?

9.

Darum geschah's Frau Adelheid
 Nun Mecht, daß sie so bitter
 Versank in ungewohntes Leid.
 Nachdem sie oft den Selbster
 Im Prunderauge nur gesehn,
 Und sich noch jedesmal gar schön
 Heraus zu finden wußte.

10.

Die schöne Brust, von Kummer voll,
 Bewegten drei Gedanken,
 Man sah sie einen ganzen Tag
 Wohl auf und nieder schwanke;
 Das goldgelockte Korallen ding
 Fast wie ein müder Schmetterling
 An hoher Königs-Lilie.

11.

Da nahte sich, im Alterarau',
 Mit handtastlichem Schritte,
 Madame la Mode, die Kammerfrau,
 Trüßte nach besser Sitte:
 Die Wange schmückte Vermillion,
 Das Nieder die Giraffe: Jacon,
 Den Rock — Herr Paqanini.

12.

„Schon wieder holde Königin
In Euern Gram verloren?“ —
„O theuerste la Mode! ich bin
Zum Schmerze nur geboren!
Verscheucht ihn auch ein Augenblick,
Dieselbe Stund' bringt ihn zurück,
Und wär' er in Sibirien.

13.

„Woh! hab' ich mich im Narren-Spaß
Gar oft und schnell vergessen, —
Doch sieh! die Wange bleibet roth
Bei allen muntern Späßen!
Vergehend hab' ich mich sogar
Oft selbst verlacht! Die Flamme war
Versteckt in drei Gedanken.

14.

„Der Erste sucht Herrn Willibald
Dem Herzen zu verbinden;
Der Zweite läßt mich die Gewalt
Verschmähter Lieb' empfinden,
Der Dritte sucht vergebend heiß,
Wie ich auf königliche Weis'
Die beiden Fästen eine. —

15.

„Wie kam mir auch zu Sinne jezt,
 Daß ich sein Herz erseahte,
 Da er so grausam mich verlegt,
 Und selbst mein Bild verschmähte?
 O Freundin! Männer dürfen lahn
 Das schöne Loos der Liebe geh'n —
 Das Weib muß schweigend dulden!

16.

„Der Mann erwählt der Liebe Glück,
 Das Weib muß es erwarten;
 Der Mann verschmäht und flieht zurück,
 Beim Weibe heißt's entarten;
 Der Mann besiegt und heißt ein Held,
 Das Weib erniedrigt sich und fällt,
 Und muß in Schmach verblähen!

17.

„Wo giebt es Männer heut zu Tag,
 Die wahre Liebe kennen,
 Die für des Herzens heiße Klag'
 Noch ritterlich entbrennen?
 Das Thier des Menschen heißt Cultur
 Und zeigt sich eine besser Zehr,
 Wen trifft sie? — junge Greise!

18.

„Warum ist doch der Liebe Quaal
An sich zurückgewiesen?
Warum darf ihr geweihter Strahl
Dem Zufall nur entfliehen?
Warum darf nie der Wunsch die Wahl
Des Glückes treffen — aus der Zahl
Der Bessern sich befried'gen?

19.

„Die Männer sollen Herren sein,
Und können sich nicht zähmen!
Den wen'gen Bessern, die den Schein
Nicht für die Wahrheit nehmen,
Und sich erkennen — sind wir bloß
Noch Studium! — So bleibt das Loos
Der Liebe meist nur Elend!

20.

„Die Männerwelt, die sich so gern'
Im Glanz' der Würde zeigt,
Vertilgt von selbst der Große Stern
Und sinkt, indem sie steigt;
Das Weib, das einst ihr Schutzgeist war,
Scheint ihr entbehrlich nun sogar,
Und ward zur Modeware!

21.

„Wann wird die alte schöne Zeit
Der Liebe wieder lehren,
Des Mannes edle Mannlichkeit
In Jugend sich bewahren?
Sonst gab es Knaben, die den Mann
Verwahrt; — seit jene Kraft zerlauft,
Sind Männer kaum noch Knaben!“

22.

„Die Lust ist Liebe, — Hier ist Scham,
Die Wahlsache ist Treue;
Den Drang, der einst von Herzen kam,
Befriedigt nur das Neue;
Die Liebe wechselt jetzt ihr Glück
Mit jedem Reize, jedem Blick,
Der ihr entgegen lächelt.“

23.

„Denn überlaß mich diesem Leid,
Das nichts vermag zu heben;
O schwände diese bittere Zeit
Doch bald mit meinem Leben!
Im Grabe werd' ich glücklich sehn —
Auf Eiden nie! — Laß mich allein,
Ich kann nur selbst mich trösten.“ —

24.

Madame la Mode verheugte sich
 Mir einem tiefen Knire,
 Und schnupfte etwas ägerlich
 Aus ihrer Tabakbüchse:
 Hierauf empfahl sie voll Geduld
 Sich in die königliche Huld,
 Und trippelte von dannen.

25.

Die Kön'ginn aber hub den Blick
 Gar glühend auf zur Sonne,
 Und rief sich in die Brust zurück,
 Der Jugend Zeit voll Wonne;
 Drauf hing sie stilt zu seufzen an,
 Brach sich ein Kestlein, und begann
 Also mit lauten Klagen:

26.

„Dies Kestlein hier — vermag es nicht
 Mein eignes Bild zu hüten,
 Indem dieselbe Hand es bricht,
 Durch die es Wartung finden,
 Für die es zeugen sollte? — Ach!
 Die Blume, die der Stolz brach,
 Ist meines Herzens Friede!“

27.

„Der Schöpfer, der dem Himmelreich
 Der Engel Schaar gegeben,
 Gab wohl auch dieser Erde gleich
 Dem Engel bei für's Leben,
 Als er der Liebe heiligen Ruf
 Zur unsre Menschenberien schuf
 Und sie zum Treu und sandte.

28.

„Dort oben aber sind sie rein
 Wie der, der sie gezeugt,
 Der Erdenengel ist nur Schein,
 Die Liebe ward gebeugt
 In's Joch des sclavischen Gefühls,
 Das in der Höhe seines Ziels
 Genusses Wechsel findet!

29.

„Was hilft mir nun mein Königthum,
 Da ich regiert werde?
 Mein Herz, in diesem Leide stumm,
 Tragt bitter die Peinwerde
 Verächtlicher Liebe, und verachtet,
 Da keiner seinen Gram versteht,
 In des Gefühls Sturzen,

30.

„Die Taube, die in's weiche Nest
 Voll stiller Sehnsucht fliehet,
 Und dort an's treue Liebchen fest
 Und zärtlich-fremm sich schmieget,
 Tübt sich erdört bei seinem Gruß;
 Ich hab' ein Menschenherz, und muß
 Erliegen meinem Sehnen!

31.

„Die Mumen all' vermachten sich
 Dem jungen Blüthenknaube,
 Ich steh' allein, indem ich mich
 Des Friedens selbst beraube,
 Der mir so lange froh gelacht,
 Verloren hab' ich jede Nacht,
 Mich selber zu bekämpfen.

32.

„Der hohe Glanz, der mich umgiebt,
 Ich kann ihn nicht empfinden;
 Ein liebend Herz, das nicht geliebt,
 Vermag kein Glanz zu binden,
 Der jedes Herz nur heuchlerisch
 Erfüllt, und ihm nur ein Gemisch
 Von Leidenschaften zeigt.

33.

„Wo bist Du hin, Du schönes Licht,
 Das einst mein Herz erfüllte,
 Und mir in unachter Pflicht
 Der Jugend Leiden stülte?
 Ah! seit der Liebe schwere Nacht
 Dich Herz erfüllt, bist Du in Nacht
 Dem truben Blick' verschwunden!

34.

„Einst sah ich froh und kindlich: gut
 Hinans in's erste Leben,
 Ich durfte nicht in fremder Gluth
 Dem Augenblick' erbeben:
 Mein Sehnen galt dem Kindesglück,
 Ich fand in jedem freyen Blick
 Mich selbst, und war zufrieden.

35.

„Nun wecket' ich selber mir entflieh'n,
 Und konnte selbst mich haßen;
 Mein ganzes Denken darf nur ihn
 Als Lebensglück erfassen,
 Und er verednet diesen Drang,
 Und suchet jeden edlen Gang,
 Zum Spette mir, zu dergeln.

36.

„Mein Thränenblick erscheint ihm nur
Als weibliches Gefüge,
Das ich, erzogen à la cour,
Du seinem Rang beühne,
Mein Wort, ist ihm nicht mehr als Wort,
Er stoßt mich übermüthig fort,
Und rechnet mich zum Troge.

37.

„Was soll ich thun, um endlich ihn
Zur Wahrheit hinzuführen?
Die Harte hab' ich ihm versiehl'n, —
Doch ihn nun ganz verlieren? —
Ach! schwände doch mein Leben bald!
Vielleicht, daß meine Grabgestalt
Ihn zur Erkenntniß brachte!“ —

38.

So jammerte Frau Adelheid
In neu-taen'scher Kürze,
Und goß ihr schweres Herzeleid
In ihre seidne Schürze.
Da traten durch die Gartenthür
Madame la Mode, zur Seite ihr
Monsieur Poli, der Poindari.

„Was? Ihr Peti, in diesem Haus?
 Dort ich den Augen trauen?
 Kommt man vielleicht zum Spott heraus,
 In Thronen mich zu schauen?“ — — —
 „Que pensez vous, ma chère Madame?
 Ich bin der neue Narr? — und kam
 Euch etwas zu entdecken.“

„Dort ist's ein kleines Plätzchen bloß,
 Doch stört und die's Dritte!“ — — —
 „Weheimes? Mir? Ich bin curlos,
 Madame la Rebe — ich bitte!“ — —
 Madame la Rebe verbeugte sich,
 Und streute wieder ärgertlich
 Den ganzen Weg voll Taback.

Tief unten an der Mauerwand,
 Nicht weit vom Gartenhause,
 In einem Lindenstamm, bestand
 Sich eine dunkle Gasse;
 Dort saß die Frau Königin
 Den hochbetagten Narren hin,
 Um seinen Plan zu hören.

42.

Nun möchten wir den Lesern gern
 Das Zwiesgespräch enthüllen,
 Weil es bekannt, daß diese Herrn
 Ist bei dem besten Willen
 Das allgewalt'ge Wort Geduld
 Zur eine uncommode Schuld
 An ihren Autor hatten.

43.

Doch dieser Autor, — (lachen Sie
 Nur zu, so viel Sie wollen),
 Gab selber sich vergeb'ne Müh',
 Dem Pärchen nachzutrollen.
 War manches sehten sie ins Licht,
 Doch was es war, das weiß man nicht
 Bis auf die heut'ge Stunde.

44.

Wir wissen ja, wie Weiber sind
 Bei so geheimen Dingen!
 Doch soll uns das nicht so geschwind
 Aus dem Concepte bringen;
 „Du bösem Spiele guter Blick!“ —
 Auch bring' ich Sie sogleich zurück
 Zu unserm streben K ö n i g.

45.

Der saß indeß gar freud'gen Sinn's,
 Und träumte von der Reise,
 Laß die Belagerung von Güns,
 Von Vekard, Wien und Reige,
 Und freute sich gar inniglich,
 Nicht bald an diesen Orten sich
 Nach Menschen umzusehen.

46.

Oft sah man ihn in Bürgerktracht
 Beim Sattlermeister sitzen;
 Herr Steffen mußte Tag und Nacht
 Am neuen Wagen schnitzen.
 Von Gnade strahlte sein Gesicht; —
 So hatte man den König nicht
 Seit langer Zeit gesehen.

47.

Mit Liebe trat er Jedem nah'
 Und selbst — wer sollt' es denken —
 Gar manches junge Weibchen sah
 Man reich von ihm beschenken.
 Der Bürger, Bauer und Soldat,
 Der ganze Hof und selbst der Rath
 Pries laut des Herrschers Namen.

48.

Monsieur Poli — Der arge Scheim,
 Wie sich gar bald entdeckt,
 Der, ohne Panze, Schwerdt und Helm
 Sein Pflanden ausgeheckt) —
 Kam endlich von der kleinen Reif,
 Die er gerhan auf list'ge Weis'
 Zurück zu seinem Herren.

49.

Und nun erschien die große Stund'
 Zur Königlischen Reise. —
 Die letzte muntre Tafelrund
 Im weiten Diener-Kreise
 Hielt tiefgerührt Herr Willibald,
 Und wahrlich, keine Brust blieb kalt
 Bei diesem bittern Nothe.

50.

„Der König lebe hoch!“ so scholl
 Es laut durch alle Zäle;
 „Er lebe lang und freudenvoll!
 Kein finst'rer Jammer quäle
 Des hohen Herrschers Vaterbrust!
 Der Himmel sende Freud und Lust
 Ihm zu bei jedem Schritte!“ —

51.

Und alle Gläser stoßen an,
Auf langes, frohes Leben,
Um jedes Antlitz siehet man
Des Abschieds-Kummer schweben,
Aus jedem Auge spricht gerührt
Das wunde Herz, das es geziert
Mit seines Schmerzens Zeugen.

52.

Und eine tiefe Stille band
Nun plötzlich alle Zungen,
Von Gram und tiefer Wehmuth fand
Ein Jeder sich durchdrungen.
Das Auge, das so froh gekreist,
Sank traurig nieder; denn verwaist
Sollt es das Land erblicken.

53.

„Herr König,“ sprach der Narre nun,
„Die Stunde hat geschlagen,
In der mein Herrscher will geruh’n
„Und Leb ew’gh zu sagen!
„Wir Alle fühlen nur zu sehr
„In unserm Innern bang und schwer,
„Was dieses Wort will heißen. —

54.

„Der Vater wird auf lange Zeit
 Der Kinder Haus verlassen,
 Ihr geht nun in die Welt, so weit,
 Und öde stehn die Gassen;
 Seht, König, eure Kinder an —
 „Was hab' dem Vater ich gethan?“
 Kust jedes, und erbleichet.

55.

„Är wahr, Ihr müdet jetzt erst seh'n,
 Wie jeder Euch geliebet!
 Wie jedes Herz in Euren Weh'n
 Sich selber sah getrübet!
 Wohin auch Euer Gram euch zieht —
 Wohin Ihr menschenfeindlich zieht —
 Ihr trefft nicht bessere Kinder.

56.

„Wohl möcht' es besser seyn für's Land,
 Ihr wär't dabeiin geblieben,
 Und hättet in der Treue Band
 Den finstern Schmerz vergessen;
 Doch ziehet weiter immerhin,
 Ihr werdet endlich euer Müß'n
 Wohl selbst vergebens finden. —

„Der Mensch ist Mensch, und nirgends ist
Es Allen gleich gegeben:

„Du bist zum Guten hier, und bist
Ein Mensch für Menschen-Leben!“
Gleich wie die Nacht den Tag verschleucht,
Gleich wie die Vert' dem Sand entweicht,
So kämpft's in Menschenseelen!

„Kein Tropfen ist dem andern gleich,
In unserm Menschenblute,
In unsrer Leidenschaften Reich'
Kämpft ewig alles Gute.
Und wahrlich! wer im Ketten Trug'
Der Menschheit sich nicht selbst genug,
Der wird nie Menschen finden!

„So such' denn auf der neuen Bahn
Sich selber zu ergründen;
Der Himmel laß' den schweren Wahn
Aus Eurer Seele schwinden,
Und findet Ihr mein lächelnd Wort
Gerecht — will ich an stillem Ort
Ein freudig Grab mir suchen!“ — —

60.

Der Narre schwang den Becher hoch —
 Doch Keiner mocht' ihn heben;
 So sah man seine Herzen noch
 In tiefem Leid erheben.
 Zum erstenmal, von Liebe warm,
 Sah man jetzt Feinde, Arm in Arm,
 Ihr bitteres Weh vereinen.

61.

Dem guten König brach das Herz
 Bei dieser trüben Scene;
 Sein Auge hob sich himmelwärts,
 Zu bergen eine Thräne,
 Die es geschmückt — allein sie sank
 In seinen Becher, und er trank
 Den eignen Schmerz hinunter.

62.

Da wirbelt's vor dem Schlosse laut
 Im jubelnden Gedrange;
 Der tiefgerührte König schaut
 Auf die bewegte Menge.
 Dort schwenken sich die Hüte hoch,
 Und drängt sich stürmisch, Einmal noch
 Den Vater zu erblicken.

63.

Und siehe! durch des Saales Porth
 Tritt unter diesem Büden,
 Ein Männchen klein, und naht sofort
 Sich ernst, mit krummem Rücken.
 Dem folgt mit geziertem Gang',
 Die Kirre stumm und bleich die Wang'
 Ein Kreis geschmuckter Knyder.

64.

Und also zu dem König steht
 Der Mann im schwarzen Tracke:
 „Verzeihen Eure Majestät,
 Wenn ich mit diesem Pade
 Vor meinem hohen Herrn erschein',
 Und mich ihm als Schulmeisterlein
 Zum Abschied produziere!

65.

„Die Kindlein hat der Herr geliebt,
 Drum nehmet ihre Fische,
 Das Schönste, was die Erde giebt,
 Die süßliche, die trübe;
 Mich aber treibt die schöne Pflicht,
 Zu bieten Euch ein zart Gerichte
 Aus meines Herzens Kammern. —

66.

Bei diesen Worten hielt er sich
 An der Perücken-Locke,
 Und zog ein Blatt fein säubertlich
 Aus seinem spitzen Hocke,
 Drauf sang er, mit geheiztem Wein,
 So lamentabel an zu schrei'n,
 Daß alle Gläser kirkten:

67.

„O großer, großer, großer Mann!
 „O langer, langer König!
 „Wer ist's, der je dich preisen kann,
 „Zu wenig, wenig, wenig?
 „O Herr! der du mit Lieb' uns lab'st,
 „Der du des Lebens Suppe gabst,
 „Wißt du denn wirklich scheiden?

68.

„Was hält uns hoher Herr, wenn die
 „Gedanken-Schranken wanken?
 „Wenn sie verlassen uns? wenn sie
 „Wie matte Kranken sanken?
 „Was lebet, strebet, schwebet noch
 „Die Brust, wenn sie das schwere Joch
 „Verwaiseter Kinder traget?

69.

„So blickst du wieder freundlich nun,
 „So schen zu deinen Kleinen,
 „Und willst uns doch verlassen thun,
 „Indeß die Deinen weinen?
 „So sollten wir dein Angesicht
 „Nicht mehr in seinem Purpur-Licht
 „In diesem Lande schauen?“

70.

„O Herr! wie sich im Frühlings-May
 „Die Knospe reich entfaltet,
 „Wie sich im Ocean der Hay
 „Zum Kumpen sanft gestaltet,
 „Also bist du mit hehem Sinn
 „Gestanden in der Mitte drin,
 „Bei deinem treuen Volke!“

71.

„So laß' mich, holde Muse, denn,
 „Für meinen König brennen,
 „Und wenn ich in der Glut entbrenn',
 „Ihn jubelnd Vater nennen!
 „O nein! mein heber Herr vergift
 „Es nimmer, daß er Vater ist,
 „Von allen diesen Kleinen!

72.

„Du denkst wohl, daß ein Zeitvertreib
 „Uns den Verlust versüße?
 „O nein! es beht das Herz im Leib!
 „Und wackeln alle Füße!
 „Für unsern Jammer gibt's kein Wort —
 „Es werden alle Herzen fort,
 „Mit deinem Herzen ziehen!

73.

„Die Bdglein auf der Haiden AU',
 „Sie werden nicht mehr pfeifen!
 „Nicht rauschen wird der Wasserfall,
 „Kein Hirsch die Flur durchstreifen!
 „Denn, was da lebt, entweicht von hier,
 „Wenn du entweichst! Man wird kein Thier
 „Im ganzen Lande finden!“ —

74.

Mit diesem Rufe schloß geräuscht
 Das Männlein seine Phrase.
 Die Andern waren entzückt,
 Von seinem Dichter-Spoße;
 Der König mit gar gnäd'gem Blick,
 Gab ihm ein blankes Goldstück
 Und küßte seine Kleinen.

In diesem Augenblick' erklang
 Die Postillons-Trompete;
 Der König trat mit frohem Drang
 Zum nahen Fensterbrett.
 Hier zeigt' er sich zum Letztenmal
 Dem Volk', und warf den Goldrocal
 Hinunter in's Gedränge.

Poli, der Narr' kam nun herein,
 Vom königlichen Wagen,
 Zu dem der König ihm allein
 Die Sorge übertrug.
 Mit goldnen Kissen ausgestatt',
 Die Zweichen himmelblau verziert,
 Gleich er Aurora's Kutsche.

An diesen reihte sich die Zahl
 Von sieben Dieners-Chaisen,
 Nicht minder mit gesuchter Wahl,
 Aus hundertten erlesen;
 Die waren alle vollgepropft
 Mit Karben, Dienern und geklopft
 Mit Wein und Vterualien.

78.

Zum König durfte sich allein,
 Der neue Hofnarr setzen,
 Um ihn mit Tränen zu erfreu'n,
 Mit Schmänten zu ergötzen;
 Drum ging er, unten nach Gebühr,
 Den Herren an der Wagenspür'
 Devotest zu erharren.

79.

Jetzt hatte sich vom obern Saal
 Der letzte Lufsch verbreitet;
 Der König, von dem General
 Der Reichsarmee begleitet,
 Betrat an dieses Greifen Hand,
 In einfach dunklem Reis'gewand,
 Die weite Hofeslatte.

80.

Und wie mit einem Schlage sank
 Die Menge schweigend nieder;
 Ein Vaterblick — der schönste Dank
 Des Herrschers — hob sie wieder,
 Kein Jubel — nur das Auge sprach:
 „Wie zieh'n wir in die Ferne nach
 Und segnen deine Schritte!“ —

Und eine Wehmuth, wie sie nie
Ein wankend Herz empfunden,
Wesset ihn jetzt, als mochte sie
Ihn jetzt, was ihn gebunden. —
Doch schon zu spät! Ein leises Wort —
Und mit des Sturmes Eile fort
Ging's über Stock und Steine.

Es ist das zweite Verfallung dieser wunderbaren Götter.

Dritte Abtheilung.

Narre und andere Leute ohne Menschen.

Wie König Willibaldus an des Reiches Grängen ein gar artigliches Frauenzimmer findet. Wie er dieses Frauenzimmer hierauf engagiret, auf daß sie in seine königlichen Dienste sich ergeben möchte. Darauf er seine Reise mit selbiger incognito fortsetzet, und sich nach einer gar lustigen Rheinstadten begiebt. — König Willibaldus spricht mit dem Narren bei der Handwerks-Junsten vor, allwo er gar Manches erschreut. Von dem wahnsinnigen Schmiede-Meister. König Willibaldus beginnet in Gedanken zu verfallen.



2

In diesem Viade stand ein Baum,
 Den Zweig und Aeste deckten,
 Die sich durch einen Schattenraum
 Von zwanzig Fuß erstreckten.
 In diesem Schatten saß man nun
 Ein Duzend munt'rer Schönen ruh'n,
 Die sammtlich Sträußchen banden.

3

In frohen Scherzen reißten sie
 Die Blümlein ab', und drückten
 Ein Küßchen — damit Nichts verblüh' —
 Auf alle, die sie pflückten.
 Auch gaben Manche Hül' für sich
 Noch Eins, und dachten: der für Dich,
 Du Guter — und so weiter.

4.

Aus Allen aber strahlte mild,
 In jugendlicher Blüthe,
 Antonia, ein holdes Bild
 Von sinnigem Gemüthe;
 Die hatte schon der Sträußchen viel,
 Und saß gedankenvoll beim Spiel
 Der andern Blumenmädchen.

5.

Der jugendliche Busen quoll
Gewaltsam aus dem Nieder,
Und athmete, von Wehmuth voll,
Gar ängstlich auf und nieder;
Der Locken Fülle drang so reich
Aus goldnem Häubchen, sanft und weich,
Als wären's Seidenlocken.

6.

Die Händchen zaudern willenslos
An ihren Blumenpenden,
Das Auge schien zum Himmel bloß
Der Seele Strahl zu senden;
Nicht eine niedre Schäferinn
Nein — eine junge Königin
Erschien sie in dem Kreise. —

7.

Drei von den Jüngsten saßen leer;
Die sah man öfters lauschen,
Und hörten sie vom Walde her
Auch nur ein kleines Rauschen,
So sprangen sie mit froher Hast
Empor — und lugten zitternd fast
Nach seinen dichten Sträuchern.

8.

Schon aber hatte sie das Ohr
 Weht zwanzigmal betrogen,
 Vergebens hatten sie hervor
 Da Perspektiv gezogen, —
 Da plötzlich schien der neue Stern
 Zu blinken, denn aus weiter Fern'
 Ertrönten muntre Hörner.

9.

„Er ist's — er naht!“ so tönt' es laut
 Aus jedem schönen Munde,
 Die Schönste voller Beben schaut
 Erblickend in die Kunde,
 Und wie sie nun den Ton vernimmt,
 Der jedes Herz so froh gestimmt,
 Schließt sie voll Scham das Auge.

10.

In dicht gedrehtem Wirbel flog
 Der ferne Staub gen Himmel,
 Daß er dem schärfsten Aug' entzog
 Das nahende Getümmel;
 Kaum konnte man das Hoßgestampf
 Vernehmen aus dem dichten Kampf,
 So wirbelten die Massen.

11.

Und wie, wenn aus erstorbner Gluth
Die Flamme frisch sich hebet —
So sah man den gesunkenen Ruch
Der Schönen nun belebet.
Die Lieblichste, mit bangem Blick,
Trat in den Schatten tief zurück,
Zu kühlen ihre Wange.

12.

Und endlich konnte man den Troß
Der Wagen deutlich blicken,
Der Schönsten aller Schönen schoß
In freudigem Entzücken
Der Purpur sanft ins Angesicht,
Daß sie nunmehr in rothgem Licht
Gleich einem Serraph prangte.

13.

In weitem Kreis umstellte sie
Der Schwestern holde Reihe,
Und ihres Auges Strahl vertief
Dem Kreis die schönste Weib:
Da sprengte rasch auf hohem Ross
Ein munt'rer Reiter aus dem Troß,
Das seltsame Bild zu prüfen.

14.

„Wer seyb Ihr, holder Wapenschwarm
 Von süßen Schäferinnen?
 Was reißt Ihr euren Blüthenarm,
 Entgegen unsern Sinnen?
 Ihr kennet uns nicht, wie es scheint
 Sonst wär't Ihr wohl dem Weiberseind,
 Der dort sich naht, entsehn!“ —

15.

Und wirklich sah man Witiabald
 Nun aus dem Wagen steigen,
 Um sich in ganzer Herrschgewalt
 Dem kühnen Feind zu zeigen.
 Der aber arrangirte sich
 Zum holden Zwölfgestirn, und wich
 Auch keinen Fuß vom Flecke.

16.

Und schnell mit festem Schritte trat
 Die Jüngste ihm entgegen:
 „Vergönne, diesen Blumenstaat
 „Du küßen Dir zu legen.
 „Und wenn Dein Blick nicht gern es sieht,
 „Mußt Du vergeben; — es geschieht
 „Vigore comissionis.

17.

„Und sendet die Frau Königin
 „Mit frohem Schwesterdrange,
 „Und also spricht ihr hoher Sinn:
 „„Der König lebe lange!
 „„Dein hohes Haus erfreue sich
 „„Noch lange seines Ruhm's, und Dich
 „„Umstrahle Glanz und Größe!

18.

„„Wir laden Dich mit freud'gem Trieb
 „„In unsres Reiches Gauen,
 „„Auf daß wir dort mit Schwesterlieb'
 „„Des Bruders Antlitz schauen.
 „„Mit Deinem Schritte lehr' das Glück
 „„In unser wundes Herz zurück,
 „„Das Dich so hoch verehret!““ — —

19.

Der König aber hörte kaum
 Dies Schwesterlich Verlangen;
 Er stand, als hielte ihn ein Traum
 Mit Zauberkraft umfassen.
 Geblendet von dem Strahlensicht
 Des schönsten Auges, wußt' er nicht,
 Wie plötzlich ihm geschah.

20.

Und als die holde Rednerinn
 Nun schweigend sah zur Erde,
 Sprach er, mit halbverwirrtem Sinn:
 „Ich will, — ich bin — ich werde —
 Ich möchte — dachte,“ — — sah voll Scham
 Zum Boden gleichfalls hin, und nahm
 Verlegen eine Priße.

21.

Dies sah Voll, und nahte sich
 In schelmisch-frechem Ahnen.
 „Verzeiht, mein König, wenn ich mich
 „Erbiet' zum Dragoonen;
 „In Eurem Auge las ich klar,
 „Was Euer Herz gesonnen war,
 „Der Schwester zu er bieten.

22.

„So hört denn holde Schäferinn,
 „Was Euch mein Herr erwiedert: —
 „„Wir sind mit Eurer Königin
 „So enge nicht verbrüdet,
 „„Daß wir schon jezt den alten Satz:
 „„Zwei Herrn sind nicht für Einen Platz,
 „„So schnell vergessen könnten.

22.

„„Swar dauert unser ew'ge Fried'
 „„Nun bald an vierzehn Tage,
 „„Dieweil die Politik zu müd'
 „„Zu einem frischen Schlage;
 „„Doch weiß man, daß der Noth-Tractat
 „„Weit leichter oft, als das Placet
 „„Des Friedens ward zerissen!

23.

„„Darum vergebt, wenn Euch der Sohn
 „„Des Mars nicht recht mehr trauet;
 „„Zu oft hat Euer Wellington
 „„Am Schein-Vertrag gekauet!
 „„Wer weiß, ob Ihr nicht gar mit List
 „„Den König, wenn er drüben ist,
 „„Als Freundin wollt behalten!

24.

„„Ihr habt uns ohnedin im Sack
 „„Mit eurem klugen Hüten;
 „„Vous tancez avec Polignac,
 „„Der ist gelernt — auf's Nieten!
 „„Doch hatten wir gar oft den Koll,
 „„Daß mancher Contrebanden-Knall
 „„Den Brittenheim zerstöret!

26.

„„ Drum kann, so weh' es uns auch thut,
 „„ Der König nicht erscheinen,
 „„ Und wenn die Königin geruht
 „„ Auch noch so viel zu weinen.
 „„ Das Einzige, was Unser Schmerz
 „„ Dem Jhren bietet, ist ein Herz,
 „„ Das weinet — an der Gränze! —

27.

„ Dieß für die Schwester! — Nun ein Wort
 An Dich, magst Du noch bleiben.
 Wir ziehen in die Welt jetzt fort,
 Um Menschen aufzutreiben.
 Dabei geschah nun der Entschluß:
 Durchaus für immer dem Genuß
 Der Schönheit zu entsagen.

28.

„ Doch, wie gar mancher Entschluß oft
 Sich wider Willen drehet,
 Wenn unser Auge unverhofft
 Was Besseres erschähet:
 So scheint es, daß mein König jetzt
 Sich selber vor dem Wort entsetzt,
 Daß er so rasch gesprochen.

29.

„Dein Anblick, holte Schäserin
 Scheint ihm nicht zu missfallen;
 Und Du allein hast ihm dem Sinn
 Geändert nur vor Allen;
 Sieh' nur, wie sich die Weste hebt,
 Durch die die Herrscherfeste strebt
 Der Deinen zu begegnen.

30.

„So lob' ich denn Dich selber ein
 In meines Königs Namen:
 Du wollest uns Gesellschaft leihn
 Mit allen diesen Damen.
 An Königlischer Seite Du,
 Die Andern in gar süßer Ruh'
 Bei unsern mageren Märchen!“ —

31.

Der Narre trat zurück, und schwieg;
 Dem König war zu Muth,
 Als ob er nach errungenem Sieg
 In Fesseln sich verblute.
 Kein Wörtchen wollte sich dem Mund
 Entwinden, ohne Lehen Hund
 Er vor dem Engelstinde.

32.

„Wehlan, Herr König,“ sprach alsbald
 Dies Engelkind gar leise,
 „Wenn auch aus Euch dies Wort erschallt,
 So konnte diese Reise
 In Ehr' und Rüchten wohl gescheh'n;
 Doch, eh' wir uns hiezu versieh'n,
 Muß es Eu'r Mund besiegeln.“

33.

„Wohl mag ich meiner Königin
 Solch' bitteres Wort nicht künden;
 Es würde mich ihr stolzer Sinn
 Nicht sehr zu Dank verbinden;
 Drum sprechet nur ein kleines Wort,
 Und ohne Vangen zieh'n wir fort
 Aus diesem stolzen Lande!“

34.

Der König, voller Bönne, sah
 Nun schüchtern in die Runde;
 Sein Auge strahlte — und ein „Ja“
 Entfloh gerüst dem Munde.
 Drauf bot er leuzend seinen Arm,
 Und fuhrte sie, gedankenwarm,
 Hochselbst an seinen Wagen.

35.

Nun flog ein Jubel durch die Luft,
 Als sah' man alle Wiesen
 Gehüllet in Ambrosienduft,
 Und Milch und Honig fließen.
 Vom Eilfer-Katb erwählte sich
 Ein Jeder seine Braut, und schlich
 Mit ihr in seine Chaise.

36.

Der König saß gar wohlgemuth
 An der Gefährtinn Seite,
 Und lag mit seinem heißen Blut
 Gar bald in lust'gem Streite. — —
 So hatte denn Monsieur Poli
 Mit List — ja so! noch war's zu früh
 Den Schmeim zu entlarven!

37.

Nun ging es denn in raschem Trab',
 Die Herzen froh und munter,
 Durch Wald und Feld, den Fluß hinab
 Gen Silberbach hinunter.
 Dort bog zu jener Zeit der Weg
 Zur rechten gegen Frankenweg,
 Der alten Stadt am Rheine.

38.

Den dieser, dachte Wilibald,
 Hab ich gar viel gehöret,
 Auch hat der Philosoph Gerald
 Dort Menschenomie gelehret!
 Kein Zweifel ist es mir daher,
 Daß ich in diesem Stadteim mehr
 Als Menschen: Namen finde.

39.

Am Thore angekommen, fiel
 Mit einem dünnen Prügel
 Und einem langen Eisenspiel
 Ein Mannlein in die Bügel.
 „Wohin? Woher? Aus welchem Land?
 „Sind Weine oder Contrebande
 „In Euren Epaisenbäuchen?

40.

„„Graf Wilibald von Haberstroß
 „„Mit seines Hauses Knechten;
 „„Wir reisen durch incoognito!““ — —
 „Und wer ist die zu Nechten?
 „Des Grafen Braut, mein lieber Freund,
 „Ihr habt das Fragen wie es scheint,
 „In Execie Audiret?““

41.

„Ei ei! Na na! — Graf Haberstroh
 Will Excellenz sich schreiben?
 Pitt' um den Reisepaß! — — so, so! —
 „Man kann in loco bleiben!“ —
 Drauf warf er einen Seitenblick
 Zur Rauth, und nahm das Silberstück,
 Das ihm der Narre reichte.

42.

Nun fuhr man raschen Schrittes hin
 Zum goldnen Elephanten,
 Nach dessen Thor die Kellnerinn
 Sammt Wirth und Wirthinn rannten;
 Die Lepore trat zum Kutscherbold:
 „Besiehlen Sie den ersten Stod!
 Mein Haus steht zu Befehle.“

43.

Man nahm Beschlagn vom ganzen Haus,
 Mit allen Miethquartieren,
 Antonia mußte vorn heraus
 Zum Grafen sich logiren.
 Nur wen'ge Zimmer trennten sie,
 In denen sich der Narr' Pöli
 Gar weißlich festgesetzt.

41.

Und gleich am nächsten Morgen trat
 Er vor des Königs Pforte:
 „Es sendet euren Heise-Rath
 Die holde Ansoinette.
 Und weil es zur Wille' zu früh
 Nach Heisebrauch, so redet sie
 Also durch mich, den Narren.

43.

„Ein wunderbares Traumgebild
 Hat mich die Nacht umfassen.
 Ich sah an einem Abgrund wild
 Zwei schöne Wimmlein prangen,
 Nach diesen Wimmlein zog es mich
 Gewaltig hin, — da sah ich Dich
 An jenem Abgrund stehen.

46.

„War leise schlich ich mich hinzu,
 Du warst in duft'rem Brüten,
 Und voller Sehnsucht blicktest Du
 Spinnher nach den Stunden.
 Auch deh den Arm ein süßer Drang,
 Doch der gewalt'ge Miesengang
 Verbotene Dein Bemühen.

47.

„„ Der Sonne Strahlen brannten heiß
 Auf ihre üpp'gen Kronen,
 In ihren Kelchen Silberweiß,
 Schien Nitter Schmerz zu wohnen;
 An ihren Knospen perlte mild
 In gold'nem Thau der Thräne Bild,
 Erglüh'nd im Sonnenstrahle.

48.

„„ Da plötzlich brang der Schnulche Muth
 Auf Deine bleiche Wange,
 Und stürmisch trieb Dein heißes Blut
 Dich hin zum Kettenhange;
 Verlangend bogst Du Dich hinab,
 Wo Deinem Muth ein kühnes Grab
 Als Lohn entgegen grüdete.

49.

„„ Am Boden festgewurzelt, blieb
 Ich starr und ohne Leben,
 Wie sehr es auch im Innern trieb,
 Mich rettend zu erheben.
 Den Tod im Busen, sah' ich klar
 Vor Deinem Auge die Gefahr
 Und konnte nicht Dich warnen.

50.

„„ Und wie es nun mich kalt ergriff
Mit unnenmbarem Leide,
Da ward es Nacht, und heulend pfliff
Es durch die dürre Haide;
Im wilden Wirbel tobt' es auf,
Als hatte sich zum Sturmestaus
Die Pelt' selbst gerisset.

51.

„„ In Flammen zuckt es durch die Luft,
In Flammen blüht die Tiefe,
Als ob es aus der grausen Gruft
Nach einem Leyer riefte;
Ein jammerndes Gefreisch erschallt
Von allen Seiten, und verhallt
In ängstlichem Gewimmer.

52.

„„ Vor meinem Auge schwebt es leif
Vorbei im Schattenbilde,
Und dreht sich stummernd um im Kreis
Und schwindet durch's Geülde;
Und plötzlich grinst auf gluth'ger Bahn
Dein eignes Schattenbild mich an,
Und tritt mir bleich entgegen.

„Und rin'g's im weiten Kreis" erschallt
Ein ängstlich Jammern wieder; —
Da reißt es mich mit Allgewalt
Zum dürr'n Boden nieder.
Und laut in bangen Seufzern steht
Mein Herz im drünstigen Gebet
Zum Vater in der Höhe.

„Und siehe! kaum entfloß dem Mund
Des Herzens kindlich Hoffen,
So fühlte ich mich im grausen Rund'
Von sanftem Schlag getroffen.
In diesem Augenblick zerfloß
Das Schreckensbild — und ich erhob
Mich, wie mit Engelsflügeln.

„Von tausend Stimmen hallt die Luft
In frohem Jubel wieder;
Vom Aether sinkt ein blum'ger Duft
Zum heißen Boden nieder.
Und schnell entspriest im Farbensgold
Ein Blumenmeer so zart und hold,
Als strahlten sie aus Eden.

56.

„In sanftem Tragen schwebt' ich leicht
 Hinüber nach den Türken,
 Und als ich ferates sie erreicht,
 Wo sie am Gang erglüheten,
 So schienen sie von selber sich
 Zu nahen, und der Abgrund gleich
 Kaum einer tiefen Wunde.

57.

„Und kaum, daß ich das holde Paar
 In langer Luft geküßet,
 So sah ich Dich ersehn, und war
 Dem Abgrund sanft errücket:
 Und wie ich nun mich Dir genahet
 Und Dir die Pfünzlein bot, so trat
 Hinzu ein holder Genius.

58.

„Und schnell aus beider Kelche Schoß
 Erhebt's in gleichen Flammen,
 Und wie sich ihre Muth ergoß,
 So stremten sie zusammen,
 Und einten sich zum gluth'gen Strahl —
 Gleich wie die Sehnsucht sich zur Qual
 Der Liebe heiß gefellet!

59.

„Der Genius aber reichte Dir
Der Mumen sinn'ge Weiber;
Und sprach: „Nimm hin! Du findest hier
„Das Bild der Lieb' und Treue!
„Der Strahl des Ketters schwindet nie
„Den sie geboren! Sey wie sie!“ —
„Er sprach's — und ich erwachte.“ —

60.

Der Narre schwieg; Herrn Wittbold
Eratst ein stummes Nicken,
Er sah die helbe Traumgestalt
Am Abgrund umspaziren;
Das zarte Bild von Lieb' und Treu'
Erschien ihm so poetisch neu,
Wie Walter Scott's Historien.

61.

Sein Auge blinzte, und er sprach
Mit freundlichen Geberden:
„Die Mumen kenn' ich, die sie brach; —
„Sie soll — mein Genius werden!
„Sie leite meine Schritte nun; —
„Fürwahr! ich will nicht eher ruh'n,
„Bis sich der Traum erfüllet!

„In einer Stunde soll sie hier
 „Graf Haderstroh beehren,
 „Und von dem Traume selber mir
 „Den rechten Schluß gewähren;
 „Auch mache sie von dieser Stund'
 „Sammt dir mit uns die große Kund',
 Wenn wir nach Neuen sehen spuren.

Poli trat ab. — Dem König schien
 Ein neuer Strahl zu blinken;
 Er sah ein Bild vorüberzieh'n
 Mit freundlich-ernstem Winken,
 Das tief ihm in die Seele drang,
 Und fühlte, daß er wohl nicht lang
 Ihm widerstehen würde.

Drauf schrie er den kühnen Traum
 In seine Reif-Notizen.
 Ihm war's, als sah' er sich am Saum
 Des tiefen Abgrund's stehn;
 Gar stürmisch sog's in seiner Brust,
 Und leise sprach er: „Freund! Du mußt
 Nun doch auf deiner Hut seyn!“

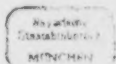
„Du bist zu hitzig, wie es scheint,
 Du weich in manchen Dingen;
 Am Ende stiel der Menschenfeind
 Wohl gar in Weiber-Schlingen?
 Das hieße, meiner Frau', so viel
 Als mich zu meinem Sonnen-Ziel
 Klarisch aufzuschwingen. —

„Bist Du nur in die Welt gereist
 Um Weiberdienst zu treiben?
 Ein Menschenhasser soll beim Leist'
 Wie jeder Schuster bleiben.
 Zwar, sagt man, ist das Frauen-Gift
 Unwiderstehlich, — doch verblüfft
 Dafs drum kein König werden! —

„Was hülf' es auch — da ich dem Schein'
 Ja doch vergebend traue?
 Ein Weib ist immer nur ein Stein
 Am großen Lebensbaue!
 Weh dem, der sich zufrieden dünkt,
 Wenn ihm ein Weiberange winkt —
 Der ist nicht *sano mentis*!“ —

Der Gesamm. I.

5



Hier schwieg er, etwas böse schier
 Ob dieser Silhouette;
 Da traten durch die Flügelthür
 Der Herr und Antoinette.
 Er sah empor — und schnell vorbei
 War Grundfaß und Zerbißerei,
 Als ihn ihr Blick begrüßte.

Kein Dampfgeschütz — kein Mörsergeschund
 Und kein Vulkanus-Rachen,
 Kein Recensient, kein Feuerbund
 Und keine Siegfrieds-Drachen
 Sind so gefährlich, als das Weib,
 Das Ein gewähltes Neglige
 In tausend Herzen zeuget.

Krau Beus, wenn sie dem Kanathus
 In voller Kraft entstiegen,
 Um neu geboren, den Verdruß
 Des Gatten zu besiegen,
 Sie stand wohl nicht pompozer da
 Als nun Ramsell Antonia
 Herrn Willibald sich zeigte.

71.

In hoher Wellenlinie zwang
 Durchs kurze Seidenmieder
 Der schönste Busen sich, und drang
 Gar stürmisch auf und nieder.
 Das Haar, im ungezwungenen Spiel
 Des reichsten Lockengoldes, fiel
 Gleich Strahlen um den Nacken.

72.

Die Taille, spannenbünn, und ganz
 Vom reichsten Schmuck umgeben,
 Schien nur vorhanden, um den Stanz
 Des Hüftenpaars zu heben.
 Das kleine Füßchen, zart gebeugt
 Nach Tanzgebrauch, schien fast geneigt
 Ganz unverhüllt zu prangen.

73.

Das Mädchen, nach der neu'n Art,
 Von Geze, und etwas enge,
 Hielt kaum das volle Knie verwahrt,
 Vey seiner Spannenslänge.
 Die runde Wade sah so frei
 Durch ihre seidne Hüll', als sey
 Sie auf Circassiens Boden.

74.

Was Wunder, daß der arme Graf
 Von Neuem sich vergass',
 Und als der erste Blick ihn traf,
 In seinem Muth erschlaffte?
 Wenn je in einem klugen Land
 Ein Zauberer seine Rechnung fand —
 So fand er sie durch's Weibchen!! 5)

75.

Drum darf ich Euch die Blicke nicht
 Des guten Königs deuten —
 Ein Auge, das in Gluthen blickt,
 Sah man zu allen Zeiten.
 Der Traum ward neuerdings erzählt,
 Und dann die Träumerin erwählt,
 Den König zu begleiten.

76.

Die Sonne hielt ihr Mittagmahl
 Im wolkenfreien Himmel,
 Als man aus königlichem Saal
 Hinaus in's Stadtgetümmel
 Auf's Menschen-Syioniren ging,
 Der König war gar ernst, und hing
 Gedankenvoll das Köpfchen.

77.

Zum Erstenmal' ergriff's ihn heut
 In bangem dunklem Ahnen,
 Und schien ihn an die Kelchzeit
 Im Innersten zu mahnen.
 Zum Erstenmale dachte' er jent:
 „Du hast ein Ziel dir vorgesetzt,
 Daß Menschenalter brauchet!“

78.

Da nahen sie sich einem Bau,
 Vor dem, im Sonnenstrahle,
 Ein Maurer sitzt im Altergrau,
 Beim kümmerlichen Nabe.
 Auf diesen lenkt des Königs Sinn
 Der Narr', sie treten zu ihm hin
 Mit freundlich-öffner Miene.

79.

Wie geht's? (so fragte Wilsbald)
 „So, so! nach altem Liebe!“ —
 Du scheinst mir schon so ziemlich alt?
 „Ja, Herr! schon alt und müde!“
 Und wie? Erwardest du nicht so viel
 Um nun an deines Lebens Ziel
 Der Ruhe zu genießen?

80.

„O Herr! was unsereins erwirbt,
„Das wird auch ausgegeben.
„Man strebt, man plagt sich, bis man stirbt,
„Um dann — von Nichts zu leben!
„Einst war wohl eine bessere Zeit;
„Nun aber ist der Weg gar breit,
„Auf dem die Armut wandelt!

81.

„Einst konnte man dem Sohne doch
„Die Arbeit überlassen,
„Jetzt muß der Vater in dem Joch
„Des Zwangs sein Brod erpressen!
„Einst durfte man im Alter nicht
„Sich betteln durch des Tages Pflicht,
„Jetzt ist es freilich anders!

82.

„Einst konnte man im Alter ruh'n,
„Einst konnte man sich haben —
„O Herr! wo trefft ihr Menschen nun,
„Die Menscheninne haben?
„Seht! dieser alte mürbe Stein
„Zog öfter meine Thränen ein
„Als alle meine Brüder!

83.

„Die Welt ist ein verfallner Bau
„Seitdem der Lurus bauet,
„Ein Kirchenthurm, der zwar in's Blau
„Des Himmels riesig schauet,
„Jedoch in seinem heil'gen Schoß
„Nur Würmern noch und Unrath bloß
„Zum Aufenthalte dienet!

84.

„Man weiß die Steine heut zu Tag
„Gar trefflich zu benützen,
„Und sie für ihre Bettenlag'
„Gar schneidend zuzuspigen!
„Der Stein, der nur im Innern liegt,
„Ist wohlgewählt und gut gefügt,
„Das Herz mir zu verschließen!

85.

„Die armen Würmer kennen nicht
„Den Mörte! ihres Lebens,
„Der nach und nach in Trümmer bricht,
„Nach dem sie lang vergebens
„Den stolzen Körperbau bewohnt,
„Und keine Mühe drob geschont,
„Ihn frevelnd einzureißen!

86.

„Laßt nur die Kartenhäuser all'
„Von selbst zusammenstürzen,
„Laßt sie den ungesch'nen Fall
„In's Grab sich selbst verkürzen;
„Sie mögen stürzen ihren Bau,
„Der Meister wird die Häuferschau
„Dort Oben nicht vergessen!

87.

„Ich will den Grundstein der Geduld
„Mir still vertrauend legen,
„Will meinen Taglohn ohne Schuld
„Erhöhen auf den Wegen
„Der treuen Pflicht, und meinen Gang
„Nach Haus vollbringen ohne Rang
„Zum kurzen Selbstbesitz!

88.

„Da steht der Bau, zu dem auch ich
„So manchen Stein getragen,
„Doch ragt er — steht, und ich muß mich
„Am niedern Boden flagen;
„Dem Golde, Herr, entwirft das Gold —
„Wir werden sie den Rude: Gold
„In eng'rem Hause spenden!

89.

„Den hohen Thron wird Ueberfluß
 „In Pracht und Seide hüllen,
 „Man wird ihn mit dem Scheingenuß
 „Erborgter Freuden füllen, —
 „Und komm ich einst im Grabeschweiß
 „Zum Thor', wird man den Bettlergeiß
 „Aus seinem Schatten jagen! —

90.

„So will ich ohne Murren nun
 „Den letzten Freund erbarren;
 „Gar still und glücklich werd' ich ruh'n
 „Wo sie mein Haus mir scharren!
 „Zum Sklaven bin ich schon verflucht —
 „Ich habe sechzig Jahr' gesucht
 „Nach Menschen, — eitles Streben!“ — —

91.

Der Alte schwieg; den König traf's
 Mit tausend Schwerdterschneiden,
 Er dachte seines eignen Schlags
 In jenen Eingeweiden,
 Wo jedes Leid mit einer Hand
 Voll Erde schwindet, — und er stand
 Erschüttert vor dem Greise.

92.

Stumm winket er dem Narren; — der
 Versteht des Blickes Sende.
 Schnell drückt er seine Börse schwer
 Dem Alten in die Hände,
 Und dem erstirbt des Dankes Wort
 Auf bleichem Mund', indeß sie fort
 Die ernste Wandrung sehen.

93.

In düstrem Schweigen ziehen sie
 Von hier nur wen'ge Schritte,
 Da wendet sich der Narr Voll
 Zu einer niedern Hütte.
 Vor dieser stand, gar arm und schlicht,
 Jedoch mit biedrem Angesicht
 Ein Mann, der Töpfe formte.

94.

Wie geht's? so hieß es abermals. —
 „So! Wie man's eben treibet;
 „Wir sind zufrieden mit dem Hals
 „Wenn uns der Kopf nicht bleibet!“ —
 Ei Meister, das klingt wunderbar!
 „Kann seyn Ihr Herrn! Man wundert sich
 „Gar häufig heut' zu Tage!“ —

95.

So geht Dir's nicht zum Besten, Freund?
„Je nun — ich mache Töpfe;
„Auch bild' ich, wenn die Sonne scheint,
„Wie weit ein'ge Köpfe, —
„Doch heut zu Tage bricht der Kopf
„Gewöhnlich mit dem leeren Topf,
„Wenn sie der Schweiß durchdrungen.

96.

„Bin zwar ein kleiner Schöpfer auch,
„Gleich dem, der droben waltet;
„Hab' manch' Geschlecht nach altem Brauch
„Aus Erde schon gestaltet.
„Doch Herr! man dankt's dem Schöpfer dort
„Ja nur mit Hohn und stolzem Wort,
„Wie sollt' ich hier noch klagen?

97.

„Bin freilich alt, und muß in Noth
„Mein krankes Weib ernähren,
„Noch wohl mein Stückchen trocknes Brod
„In Ruhe nun vergehren;
„In Frieden liegt das ganze Land —
„Könnte' freilich meinen Sohn zur Hand
„In hohem Alter haben!

98.

„Man sagt, daß wir das nicht verstehn,
 „Drum sollten wir nicht rechten;
 „Denn wäre gleich kein Feind zu seh'n,
 „Thät' man zur Uebung fechten!
 „Drum haben sie aus Schlagsbegierd
 „Mir auch mein Tochterlein entführt,
 „Zur Uebung Herr! — zur Uebung!!

99.

„Du selber zwar noch nicht geübt,
 „Sie rubia zu vermessen;
 „Hab' sie recht väterlich geliebt,
 „Als man sie mir entriß;
 „Wacht gerne sie im Tode seh'n — —
 „O Herr! ich darf ja nicht verstehn,
 „Was sie zur Uebung treiben!

100.

„Hab wohl gar manchen Schritt gethan,
 „Den Retter zu ergründen,
 „Hab wohl gelebt im schönen Wahn,
 „Den Helfer mir zu finden;
 „Hab oft mein Brod gar heiß benetzt —
 „Ja doch! sie haben sich ergötzt
 „An dem kurio sen Allen!

101.

„Na, mögen sie die Formen sich
„Nach eignem Dünken wählen,
„Ich will an meinen Formen mich
„Zur festen Arbeit stählen!
„Ich will die glatte Bahn mir schon
„Befestigen, wenn sie mir den Thron
„Des Glaubens auch zerbröckeln!

102.

„Muß nun bei meinen Töpfen schon
„Das kranke Herz erlaben,
„Bis sie mir in denselben Thron
„Die letzte Stätte graben!
„Vielleicht treff' ich sodann mein Kind
„Dort oben früher: — nun — dann sind
„Wir Beide ja zufrieden!

103.

„Mag ruhig denn der arge Wurm
„Am alten Herzen nagen,
„Sie werden nach dem harten Sturm
„Ihn mit zu Grabe tragen.
„Dann find' ich wohl im Boden, warm,
„Die Menschen, die mein schwerer Harm
„Vergebens hier erschneht!“ —

104.

Der Töpler sprach's, und eiskalt
 Ging's Allen durch die Glieder. —
 Gar tief bewegt sah Witibald
 Zum heißen Boden nieder; —
 So hatt' er sich die Menschenwelt
 Bei weitem doch nicht vorgestellt
 In seinem grellsten Wilde.

105.

Auch hier gewährte sein Gefühl
 Dem Alten eine Gabe.
 Er ahnte, daß er von dem Ziel
 Sich abgewendet habe —
 Und laut in seinem Innern klang
 Des Greisen Wort, als sie schon lang
 Die Hütte nicht mehr sahen.

106.

Nun traten sie — (dem König schien
 Der Muth schon halb vergangen)
 Vor eine niedre Bude hin,
 Mit Lappen ganz verhangen;
 Da sahen sie ein Männchen klein,
 Das sich als flinkes Schneiderlein
 Gar lustig produzirte.

107.

So heilig Meißler? — (fragte hier
Die holde Antoinette) — —
„Muß wohl! daß ich das Leben mir
Vor'm Hungertode rette!“ —
Was? Hungertod? In dieser Stadt? —
„Nun? scheint Euch das so fremd? Man hat
Vidweilen der Exempel.“

108.

„Das Schicksal zaubert gar curios
Mit seinem Menschen: Stabe!
„Küßt nicht vermeinen, weil ich bloß
„Ein Lappen: Hüttlein habe,
„Daß ich als Lappen: Schneiderlein
„Das Licht der Welt erblickt! O nein,
„Ich hatte beß're Tage!“

109.

„Einst hingen wohl viel Treffen hier
„Und schön gestickte Kleider;
„Ich hatte Brod — das weckte mir
„Denn Feinde schnell und Neider.
„Die haben's nun so weit gebracht,
„Daß ich mein Hüttlein zugemacht
„Und Lappen aufgehangen.“

110.

„Wird freilich wohl ein Jeder schre'n:
 „Ich bin der Unterdrückte; —
 „Doch selch' ein armes Schneiderlein,
 „Das zwanzig Jahre sticte,
 „Weiß wohl am Besten, wo der Schuh
 „Zu enge, wenn ihm keine Ruh'
 „Bei Tag und Nacht vergönnet.

111.

„Hab Jedermann gar herzlich mich
 „Und offen stets gegeben;
 „Doch weil ich ohne Hinterstich
 „In meinem guten Streben,
 „So haben sie den Zwickel mir
 „Gehellet an die Namens-Thür,
 „Der mir die Kundschaft raubte.

112.

„Hab' manches noble Kundenkleid
 „In's Pfänderhaus getragen; —
 „Ich sah dafür zur Wechsel-Zeit
 „Mich aus dem Hause jagen.
 „Hatt' manchen Tag kein Stückchen Brod,
 „Und mußte doch in meiner Noth
 „Den Kagenbuckel machen!

113.

„Wo zeigt sich jetzt dem Menschen-Blick
„Ein Mensch, der ihn nicht hasset?
„Wo trefft Ihr jetzt ein Aermelstück,
„Das ganz zum Kragen passet?
„Was nützet uns der neueste Glanz,
„Wenn nicht das innere Futter ganz,
„Wenn nicht der Faden gleich ist?

114.

„O Herr! ich habe manchen Knopf
„Im Leben schon zerhauen,
„Und kann dennoch dem armen Kopf
„Kein ruh'ig Lager bauen!
„Hier steh' ich, ein gebeugter Greis,
„Und muß im bangen Todesschweiß
„Mein ärmlich Leben fristen!

115.

„Hab' manchem leeren Stugerhörn
„Den Kleiderwerth geborget,
„Hab' manche unbegabte Stirn
„Mit edlem Stolz versorget,
„Hab' manchen wohlgeformten Mann
„Gar blendend zugeflupst — und kann
„In Jammer nun verschmachten.

116.

„Wohl mancher trägt sein Angesicht,
 „Mit hochgestreckter Nase,
 „Wohl mancher sieht sich an, und spricht:
 „Du bist vom besten Maße“;
 „Doch, meßt sie mit der Wahrheits-Elle
 „Und seht, wie diese Herrchen schnell
 „Zum Nichts zusammen schrumpfen.

117.

„Doch bin ich nicht ein alter Thor,
 „Daß ich dies Alles schwage? —
 „Man hört's ja nur mit halbem Ohr,
 „Und lacht der alten Frage.
 „Wie steh' mir auch im Schloße bei,
 „Daß noch ein Herz auf Erden sey,
 „Das menschlich fühlen könnte?

118.

„Na! wie der gute Gott es will!
 „Ich bleib' bei meinen Lumpen,
 „Und trinken Andre Wein, so süß!
 „Ich mir den Wasser-Pumpen!
 „Hab' ich nur stets mein Stückchen Brod,
 „Bin ich zufrieden; kommt der Tod,
 „Der wird den Rock schon wenden!

119.

„Nöcht zwar ein frohes Stündchen noch
 „In meinen alten Tagen; —
 „Nöcht' gerne diesem schweren Joch
 „In Ruhe nun entsagen;
 „Allein das arme Schneiderlein
 „Ist schon verdammt zur harten Wein,
 „So lang' es Menschen sucht!“ — —

120.

Hier schwieg der arme Kleiderheld,
 Indem er ängstlich schaute,
 Als ob er selbst um alle Welt
 Herrn Wilibald nicht traute.
 Doch der, mit offnem Blick, befahl:
 Im großen Elephanten = Saal
 Sich Abend's einzufinden.

121.

Dort sollte' er sich zu einem Glas
 Burgunderfaß bequemen,
 Und ihm (Herrn Wilibald) das Maag
 Zu zwanzig Rökken nehmen,
 Und daß er nicht für t u s t 'gen Streich
 Dies halte, gab er ihm sogleich
 A Edyto zwanzig Stüber.

122.

Halb sinnlos sank das Schneiderlein
 Mit diesem Schape nieder;
 Im voraus drang der edle Wein
 Dem Armen durch die Glieder,
 Und schreiend auf zum Himmel scholl
 Des frohen Dankes schöner Bolk,
 Als sie ihn drauß verließen.

123.

Nun führte sie der ernste Pfad
 Nach einer großen Straße;
 Hier sahen sie viel reichen Staat,
 Und Herden unterm Gasse;
 Auch sah'n sie einen Handwerksmann,
 Zu diesem traten sie heran,
 Es war ein Uhren-Künstler.

124.

Wie geht's? so fragte nun Veli;
 „So, so, nach alter Leyer!“
 „Man plant sich jeden Tag, von Früh
 Bis zu der Abendfeier,
 „Und wenn die Sonne untergeht,
 „So hat man wieder Nichts, und steht
 „Zu Klagen auf am Morgen!“

125.

Das wundert mich, ich dächte doch,
 Ein Uhrenkünstler sollte
 Nicht klagen über Plage, noch
 Verlust — wenn er nur wollte?
 „Ja Herr, ein Jeder denkt sich das
 „Nach seiner Art, als puren Spaß;
 „Doch wir erfahren's anders!

126.

„Geht freilich jedes Uhren-Rad
 „Den Gang den wir ihm geben; —
 „Doch anders läuft des Menschen Pfad
 „Im sauren Handwerksleben!
 „Der macht so manche Krümmung sein,
 „Daß wir mit Schrecken meist den Schein
 „Des Ganges kennen lernen!

127.

„Sind nun an dreißig Jahre wohl,
 „Daß ich mir Uhren stelle,
 „Und immer seh' ich meinen Pol
 „Noch bei der alten Quelle;
 „Der Mensch in seiner Meinungs-Stärke
 „Ist ein verborb'nes Uhrenwerk,
 „Das nimmer einzurichten!

128.

„Sein Dunkel schwebet hin und her
 „Als schwacher Perpendikel;
 „Sein Glaub' ist heut' zu Tag' nur mehr
 „Ein glanzendes Behikel;
 „Sein Stundenzeiger ist die Lust,
 „Der ihm allein in wüster Prust
 „Das Tagwerk vorgezeichnet!

129.

„Hab' Manchem auf den Blick getraut,
 „Der schon beim zweiten Blicke
 „Auf meinen Untergang geschaut
 „Mit hinterlist'ger Tücke;
 „Der mir am öftersten sein Gut
 „Als Freund geboten, sog mein Blut
 „Indem er mich umhatete!

130.

„So lang ich noch in besserem Stand'
 „Hat mancher mich verehret,
 „Der, wenn ich mich geliebet fand,
 „An meinem Ruf gezeu't;
 „Und nun ich gar im Stend bin
 „Ist es mein einziger Gewinn,
 „Daß Alle mich verlassen!

131.

„Kürwahr, seitdem ich mich erkannt
„In jenen Heuchler-Horden,
„Bin ich an des Verderbens Rand
„Fast frohlicher geworden.
„Ich lebe mir und meiner Pflicht,
„Und lasse die Erinn'ung nicht
„Die Oberhand gewinnen.

132.

„Hab' mir zum Trost gar oft gedacht,
„Daß ja nicht alle Werke
„Auf dieser Erde gleich gemacht,
„Und nicht von gleicher Stärke;
„So find' ich mich denn ruhig drein,
„Und lasse diese Püppchen sein
„In ihrem Sumpfe kriechen.

133.

„Man sagt: die Erde drehe sich
„Um ihre eigne Ase,
„Und, obschon Künstler, glaube ich
„Nicht recht an diese Faxe;
„Doch, daß der Mensch, auch wenn er steht,
„Sich eitel um sich selber dreht,
„Das wäre zu beweisen.

131.

„Sein Dünkel ist sein Sonnenball,
 „Und der muß feste stehen,
 „Damit er sich kann überall
 „Mit sich um selbst drehen;
 „Sein Stolz ist dieses Volles Mond,
 „Der in dem Raum des Dünkels wohnt,
 „Und sich durch ihn erleuchtet.

132.

„Nun laßt Stolz und Dünkel mich
 „Mit A und B besetzen,
 „So stellen diesen beiden sich
 „Der Mensch als C entgegen.
 „Dies C treibt ewig um und um,
 „Und bleibt auf allen Seiten drum
 „Von A und B umschlossen.

133.

„So wäre ohne Grübelei
 „Der neue Satz gefunden;
 „Nun aber sind auch jene drei
 „Schon in sich selbst verbunden —
 „Daraus ergiebt sich denn die Lehr':
 „Dergleichen Menschen sind nicht mehr
 „Als A B C Figürchen!

137.

„Sollt' ich mir drum das Leben hier
 „In stumpfem Leid' verbittern?
 „Sie werden All' darcinst, gleich mir,
 „Im engen Hauf' verwittern,
 „Dann steht der große Zeiger gleich,
 „Und wird vielleicht in des fremd Reich
 „Auf bessere Stunden deuten!

138.

„Ich kenne die bestimmte Bahn,
 „Die ich durch's Leben wandre;
 „Kein Uhrenrad ist ohne Zahn,
 „Und Eines greift in's Andre,
 „Gleichwie das Rad des Lebens läuft,
 „Und nur, wenn Ein's in's Andre greift,
 „Den eignen Zweck erfüllt.

139.

„Der Bahn der Zeit mag das Gewicht
 „Des Herzens mir erschweren,
 „Ich lebe duldend meiner Pflicht,
 „Und kann ich nicht zersören
 „Das falsche Werk, will ich es doch
 „Wie meinem letzten Hauche noch
 „Von fremdem Staube rein'gen.

110.

„Das schwache Glas ist nicht die Uhr,
 „Nicht Feder das Gehäuse,
 „Die Kraft ist ihre Seele nur,
 „Die inn're Richtungsweise.
 „Der ruhige Zusammenhang
 „Bestimmt den freien Wirkungsang
 „Und nicht die schwache Hülle!

111.

„Das Leben ist das Einz'ge nicht,
 „Was uns erhebt im Leben;
 „Das Leben aber ist die Pflicht,
 „Das inn're Seyn und Streben; — —
 „Und wer in seinem eignen Werth
 „Des schönsten Trostes nicht entbehrt,
 „Darf Menschen schon entbehren!" — —

112.

Der Künstler schwieg. — Der König stand
 Wie in sich selbst verloren, —
 Und was er tief im Innern fand,
 Schien wohl zum Trost' erkoren,
 Doch abermals mit argem Drang
 Bestürmt' es ihn, und heftig rang
 Der Wunsch mit dem Bewußtseyn.

143.

Sein kräftig: biederer Händedruck,
 Der warm den Sprecher lehnte,
 Besagte, daß er gern den Schmuck
 Des Königs selbst nicht schonte,
 Kennt' er durch diesen hohen Preis
 Erlangen, was vergebens heiß
 Sein Menschenherz ersuehet. — —

144.

Nun schritten sie mit hast'ger Eil
 Durch manche volle Gasse.
 Hier blinket hell das Schlächterheil
 In dichter Käufermasse,
 Dort preist ein Krämer seine Waar'
 Und macht es allen Ohren klar,
 Daß sie aus Holland lerne.

145.

Hier springt ein munt'rer Savoyard, —
 Dort trägt man eine Leiche; —
 Hier schlägt ein hungrig Weib die Kart',
 Dort fließen volle Schläuche; —
 Hier flucht ein Wüßling beim Roulett', —
 Dort wird der Armuth lehtes Bett
 Gerichtlich feilgeboden.

146.

Auch sah'n sie viele Leute stehn
 Um einen hohen Kasten,
 Vor dem sie auf die lust'ge Scen'
 Pollicinello's paßten;
 Man trat zu diesen Leuten hin,
 Der Herr Pollicinell' erschien,
 Und nun begann die Scene.

147.

Pollicinello sprach also
 Zu der vereinten Menge: „
 „Ihr lieben Herrn von Geist und Stroh
 Im herrschenden Gedränge,
 Ihr schönen Damen von Verstand,
 Wir werden heut' für's Vaterland
 Ein Probestückchen geben.

148.

„Es heißt: „der Herrscher und sein Reich“
 Und spielt in puren Reimen;
 Drum bist' ich, kluge Menschen, Euch,
 Das Stück nicht zu veräumen;
 Denn was in diesem Stück' Ihr seht,
 Ist ziemlich von Belang, und steht
 In keiner deutschen Logik!“

149.

Er ging; es blieb ein Weitchen leer,
 Drauf ließ sich eine Schelle
 Vernehmen, daß der Spaßverkehr
 Dramatisch feil sich stelle;
 Ein kleiner Vorhang flog sodann
 Hinauf, und ein erzürnter Mann
 Erschien; — es war der Herrscher.

150.

„O Welt!“ (begann er) Welt! O Welt!
 Wie viel wußt' ich zu deuten,
 Wenn ich's vermöchte! — Ach! geprellt
 Bin ich auf allen Seiten!
 In allen Ecken sitzt die Noth,
 Ich hab' privatim selbst kein Brod,
 Mein Land ist satt gehungert!

151.

„Von allen Seiten zwicken sie
 Mir vor die Staatsgeleze,
 Und ich hab' keine kraft'ge Prüß',
 An der ich mich erlese!
 Die Herrn Minister sind nun fett,
 Und ich so mager, daß mein Bett
 Mich zehnmal tragen konnte!“

152.

„Zuerst erfüllten sie mein Ohr
Mit creditiver Plastik,
Drauf schwanden sie gar viel mir vor
Von Steuerrechter Drastik,
Und nun ist es mit mir so weit,
Daß mich die Steuerrechtlichkeit
Zu ihrem Schuldner machte!

153.

„O Neurische Academie!
O helfende Magister!
O Staatsgeheimniß-Harmonie!
O saftige Minister!
O Kameral-Gerechtigkeit,
O Kabinet-Vollkommenheit,
O! Ach! Und dreimal Wehe!

154.

„Ich kein Minister, der mich heut'
Zum fetten Tische ladet??
Ich bin ein Herrscher, meine Leut',
Ein Herrscher, der nicht schadet
Und dennoch Nichts zu essen hat!!
Der ganze Rath ist wirklich satt —
Und ich hab' wirklich Hunger!

155.

„Zwar — früher aß ich ganz allein
 Und dachte nur an's schlafen!
 Ich saugte alles Leben ein,
 Hielt alle die für Sklaven,
 Die mir als Kinder zugehan,
 Und sing so stark zu leben an,
 Als lebt' ich nur für's Leben.

156.

„Ich suchte mein Vergnügen bloß
 Durch Andre zu ertangen,
 Und durst' aus dem Ministerschoß,
 Mein Glückeskind empfangen;
 Nun bin ich selber Andrer Sklav'
 Und muß als strengerechte Straf
 Euch dieses Alles beichten!

157.

„Was hat mich von dem Glück entfernt,
 Das ich vom Volk erzwinget?
 Sie haben mir es abgelernt,
 Wie man den Mantel hänget,
 Und machen es nun so wie Ich,
 Indem sie ministrirend Mich
 Als Fanghund nur betrachten!

158.

„Ihr guten Erbfürsten Au'
 O nehmt Euch ein Crempel!!
 Bewahret frühe vor dem Fall
 Den kurzen Erbfempel!!
 Seyd menschlich! fürstlich! — und man wird
 Dereinst nicht sagen: daß der Hirt
 Minister: Schaf gewesen!!

159.

„Hätt' früher ich dem hohen Rath
 Nicht Alles überlassen, —
 Ließ ich nicht i hn im ganzen Staat
 Nach hoher Meinung praffen,
 So könnt' ich auf mein Volk nun bau'n;
 Wie aber sollt ich nun vertrau'n
 Auf die zerdrückten Sclaven?!

160.

„Das Volk sah doch nur meine Hand,
 Als es die Obern drückten,
 Indem sie das gedrängte Land
 Als Werkzeug nur erblickten,
 Das ihnen gut genug erschien,
 Die Macht, mit der ich sie belieh'n,
 Für ihr Gelüst zu brauchen!

161.

„So haben Sie, indem Sie sich
 Ihr Schäschen klug erworben,
 Mein Volk mir abgewandt, und mich
 Durch falsches Blut verderben!
 O könnt ich mich noch Einmal weid'n
 Den Guten. — könnt ich Herrscher seyn,
 Was würd' ich nun für Herrscher!?“ —

162.

So sprechend trat der Herrscher ab. —
 Drauf kam ein greis'ger Alter,
 Gestützt auf seinen morschen Stab;
 Es war der Herr Verwalter
 Des Schlosses; dem zur Seite schritt
 Mit wacklich-stolzem Gekentritt
 Des Fürsten erster Günstling.

163.

„Was“ — sprach der Letzte — „meint Ihr nun
 Zu diesem feinen Streiche?
 Konnt' ich ihm wohl was Bessres thun,
 Als ihm im ganzen Reiche
 Sein Volk als Gönner sammeln, die
 Aus purer Liebe die Parthe
 Der Unterdrückten nehmen?“

164.

„Nun wird ihm einen Gnadensold
Aus ihrer Tasche ziehen,
Indeß wir selber unser Gold,
Das wir uns selber lieben,
In Ruhe lassen; wir bestehen
Auf altem Fuß, — die Andern gehn
Von Neuem in die Knecht!“ —

165.

„Nein!“ (rief der Schloßverwalter aus)
Nun wird mir's doch zu tolle!
Glaubt Ihr, daß meines Fürsten Haus
Euch Paden dienen solle
Ihr Mattenfalle? daß Ihr lech
Aus seinem Vaterfleisch den Speck
Ihr sie Euch schneiden werdet?!

166.

„Du denkst, etendes Gunt-Gezückt,
Das seine Lieb' ihm raubte,
Daß ich nicht glaube, was ich nicht
Geglaubt, indem ich glaubte?
Du glaubst, ich halt' nicht stets geglaubt,
Daß man sein treues Volk beraubt,
Indem es Euch nur glaubte!!“

167.

„Hast Du so arg dich selbst verkannt,
 Daß Du den Günstlings-Webel
 Mir angehängt, und den Verstand
 Des Kürsten, der so edel,
 So wahrhaft gut, für dich mißbraucht,
 Und nun auch mich noch angehaucht
 Mit deinem Schmeichler-Giste?“ —

168.

„Zum Henker!“ — rief der Günstling hier —
 Ihr seyd wohl gar noch ehrlich?
 Dann — Freundchen, seyd Ihr freilich mir
 Und Eurem Herrn entbehrlich!
 Ich hab' den fürstlichen Bescheid,
 In dem man Euch den Abschied deut,
 Seit gestern in der Tasche!“ —

169.

„Was?“ schrie der bied're, alte Greis —
 Den Abschied? mir? — ha, Schlange,
 Das dank' ich Dir! Auf Dein Geheiß
 Entfernet man seit lange
 Die treu'sten Diener meines Herrn! —
 Ich geh'! — doch soll zuvor dein Stern
 Der Gunst durch mich erlöschen!“ —

170.

Hier wandelten sich Beide um —
 Der Günstling ward zum Tiger,
 Der Herr Verwalter, alt und krumm,
 Zum tapfern, muntern Krieger.
 Der zog sein Schwerdt, und ging furios
 Auf den ergrimnten Tiger los,
 Den Garaus ihm zu machen.

171.

Der Tiger kramte tapfer drein,
 Der Krieger haute muthig
 Mit seinem blanken Säbel ein,
 Und das Weiche ward blutig;
 Der Tiger sank — schon hatte ihn
 Die Kraft verlassen — da erschien
 Der gute, alte Herrscher.

172.

„Was, Mörder? hier den Säbel blank?
 Ihr unterleht Euch, Alter!“
 So schrie er — und das Schwerdt entsank
 Dem treuen Schloßgewalter.
 Dies sah der Tiger, sprang im Nu
 Auf den Getreuen grimmig zu,
 Und riß ihn wild in Stücke.

Der Herrscher kümmerte sich nicht
 Um dieses Dieners Leben.
 Man sah mit heitrem Angesicht
 Die Blicke ihn erheben,
 Indem er laut das Schicksal rief,
 Das ihm den lieben Günstling ließ,
 Den er für todt gehalten.

Er hob den Tiger zärtlich auf
 Und lobte sein Betragen,
 Leg ihn an's Herz, und führt' ihn drauf
 Mit stichtlichem Bedagen
 Hinweg; im Innersten entzückt,
 Daß es dem Alten nicht geglückt,
 Den Tiger ihm zu rauben.

Nun naht die alte Herrscherinn,
 Von einem Greis begleitet
 In schwarzem Kleid', der zu ihr hin
 Mit diesen Worten schreitet:
 „Ihr seyd schon wieder grämlich heut,
 „Bewegt Euch noch der Widerstreit
 „In Eurer frommen Seele?“

176.

„Ach ja!“ versteht die Fromme leif,
 „Noch scheint ein tiefes Watten“ — —
 „Kur schwächlich“ — unterbrach der Greis —
 „Hatt' ich Euch nicht gehalten,
 Nun seht' ich, daß Ihr wirklich schwach;
 Weht Ihr nicht diesem Stolz nach,
 So seht Ihr ganz verlieren!“

177.

„Ich hab' es ja dogmatisch Euch
 Bewiesen aus der Stelle,
 Die Euch bewußt, daß Ihr sogleich
 Verfallt der ew'gen Hölle,
 Wenn Ihr das sogenannte Licht
 Aus diesem frommen Staate nicht
 Auf ew'ge Zeit verbannet!“

178.

„Derjenige Minister muß
 An seiner Stelle bleiben, —
 Weil er's versteht, den Ueberfluß
 An Lichtern zu vertreiben!!
 Ihr kennt meine Meinung doch? —
 Man würde ja am Ende noch
 Das Heiligste beleuchten!“

179.

„Wenn er das Volk ein bißchen drückt,
 Mag er es dort verfechten!
 Bleibe nur das Heil'ge unverrückt
 In seinen alten Rechten!!
 Ihr seyd ja doch schon fromm genug,
 Um solche Volksgeschichten?) Klug
 Für Euch zu übersehen!!

180.

„Befolget nur, was Ich Euch sag'
 Und laßt von mir Euch leiten
 Wie es bis jetzt geschah; — dann mag
 Der Dämon in Euch streiten;
 Ich will ihn bannen! — folgt dem Herrn,
 Und ich erlaub' Euch Alles gern,
 Und sprech' Euch los von Allem!!

181.

„Ihr habt noch andre Wünsche, die
 Ich Euch im Antip' lese; —
 Nicht wahr? — Na, na! ich kenne sie!
 Das radicale Böse??
 Getroffen?? — Ei! wie seyd ihr roth!
 Na! folget nur des Herrn Gebot —
 Und thut nach Euren Wünschen!!“

182.

Hier sank die fromme Herrscherin
 Vor ihm fast weinend nieder;
 Er bog sich segnend auf sie hin,
 Und sie erhob sich wieder. —
 Er stand ein Weilschen harrend da —
 Da sprach sie endlich gläubig! „Ja!“
 Und Beide gingen schweigend.

183.

Da kam der Herr Hanswurst herbei,
 Auf seine Mühe zeigend,
 Als Staatsgefälltes Conterfei,
 Und sagte, sich verneigend,
 Nichts weiter als: „Du armes Land!“
 Verbeugte schweigend sich — verschwand —
 Und — langsam sank der Vorhang!

184.

„Bravissimo!“ erscholl es laut
 Durch die entzückte Menge.
 Der Narr entzoo, gar tief erbaut,
 Die Andern dem Gedrange,
 Indem der Könia mit Gewalt
 Die Throno bara, die die Gestalt
 Des Königs ihm entlockte.

Herr Wilibald schien bebend fast
Den weitem Pfad zu ziehen,
Und schritt mit ungewohnter Hast,
Als wolt' er ihm entfliehen;
Dies merkte kaum der Narr Voti
Und Antoinett' — so sah man sie
Verstoh'ne Blicke wechseln.

Da tönet es zur Seite hell
In muntern Hammerschlägen,
Und einer Schmie de führte schnell
Der Narre sie entgegen.
Der Meister zog den Hut, und trat
Von seinem frisch bereisten Rad,
Als sie ihn freundlich grüßten.

Wie geht es? war die alte Fraa' —
„Nun — so, im starken Schweiß!
Man ist gewöhnet an den Schlag
Auf dieser Lebensreise!“
„O Freund, das klingt im Doppelsinn?
„Wie man es nehmen will! ich bin
Geprüft in Doppelschlägen!“

188.

„Hab manches brückende Gewicht
 Auf diesem Herzen liegen; —
 Doch, Herr, die Menschen laßen nicht
 Sich wie das Eisen biegen!
 Versucht hab' ich's wohl manche Stund',
 Doch meist das eigne Herz mir wund
 In banger Hast geschlagen.

189.

„Hab Manches so mit angesehen
 In jugendlichem Streben,
 Hab mir wohl vieles gut und schön
 Gedacht im frühern Leben;
 Hab' auch so manches schöne Land
 In froher Lust bereist, und stand
 Gar rüstig vor dem Feinde.

190.

„Doch nirgends fand ich meinen Drang
 Nach Menschenwerth gestillt,
 Ich sah die Herzen in den Zwang
 Des Scheingefühl's gebüllet,
 Und het ich offen meinen Sinn,
 So suchte Jedes nur Gewinn
 Zu zieh'n aus meinem Glauben.

191.

„Verloren hab' ich all' mein Glück
 In früh gedämpften Gluthen,
 Verloren meinen frohen Blick
 In schnell versiegten Ruthen;
 So bin ich denn mit Schaden klug,
 Und schmiede lieber meinen Pflug,
 Als rohe Menschenherzen.

192.

„Gebt mir das Eisen noch so roh,
 Ich will's zum Guten wandeln —
 Doch mit den Menschen ist's nicht so,
 Die ihren Werth verhandeln.
 Was ihre Gier zum Reize biegt
 Ist nur von äußerem Glanz, und liegt
 Gar bald in tiefem Nothe.

193.

„Hab' viel gelehrtes Zeug's probirt
 Bei meinen Feueressen:
 Hab' manche Stunde wohl studirt,
 Mich selber zu vergessen,
 Da fand ich denn der Worte viel, —
 Und konnte mit dem Federkiel
 Doch nichts, als Menschen malen.

194.

„So sank mir endlich aller Muth,
 Mein Glaube mußte wanken;
 Da stand ich dann bei meiner Sturz
 In finsternen Gedanken,
 Und schaute nach dem schwarzen Dampf,
 Und sah, wie alles sich im Kampf
 Der Elemente ringet.

195.

„Da spritzten Funken durch den Rauch
 Im tanzenden Gefreife,
 Die trieb der weite Pfafeschlauch
 Hinauf zur lust'gen Reife,
 Drauf glitten sie ein Weitchen froh,
 Und schwanden in dem Qualme; — so
 Verzehrt sich Ein's im Andern.

196.

„Die bunten Larven haben mich
 Nicht freundlich eingewieget;
 Die Herzenswürmer haben sich
 Nicht fest an mich geschmieget;
 Auch krochen mir ein Paar in's Hirn,
 Da sagte man: auf meiner Stirn
 War' die Vernunft verrückt!

197.

„Was hattet Ihr von der Vernunft,
 Ihr hübschen Menschen: Herren?
 Konnt Ihr nicht der Vernunftszunft
 Das Himmelsthor verstopfen?
 Zum Richter trag nur ich allein
 Das Würmerherz zum Himmel ein,
 Daß sie mir hell durchlöchert!

198.

„Ich könnt' ein lustig Märlein Euch
 Von Raub und Mord erzählen,
 Doch möchten sie im Feuer-Reich
 Mein Weibchen mir drum quälen;
 Sie fiel anheim dem Amboslein,
 Sonst könnt' es ja nicht König seyn
 In seinem Stangenstaate!

199.

„Ihr seht mich wohl voll Mitleid an,
 Und mögt mich nicht verstehen?
 Hat Keiner wohl den Riesenwahn
 Vom Blasebalg gesehen?
 Hat Keiner wohl mein Weibchen schön
 Im süßen Blute noch geseh'n?
 O Weh! Ihr armen Narren!

200.

„Ich wär' ja nimmer Bräutigam
Mit meinem Liebchen werden,
Wenn früher schon mein Freundchen kam,
Um mir sie weg zu morden;
Allein sie warteten gar klug,
Bis sie ihn unterm Herzen trug,
Den kleinen Ambros-Kiesen!

201.

„Wär' freilich gerne selber auch
In's junge Grab gestiegen,
Vermochte nur der Blase schlauch
Im Eisenkampf zu siegen;
Doch weil der böse Feuer greis
Errang des Sieges blut'gen Preis,
Bin ich zurück geblieben.

202.

„Woht oft in tiefer Mitternacht
Hab' ich am stillen Herde
Die todte Gluth mir angelacht,
Mit lustiger Geberde;
Da stand ich vor der Esse kalt,
Und träumte wachend die Gestalt,
Die meine Sehnsucht stillte.

203.

„So trat ich einst — mein Weibchen lag
In süßer Ruh' im Bette —
Grad' um den zwölften Stockenschlag
Zur stillen Feuerstätte.
Gewaltig trieb mein heißes Blut,
Und schnelle war die todte Stut
Zum Flammentanz' erwecket.

204.

„In dunklem Qualme wälzten sich
Gar lustig auf die Flammen,
Und hielten sich recht fürchterlich
Zum wilden Meer zusammen;
Der Blasebalg gar schneidend pfliff
In ihre Wurzel, — und ich griff
Nach einer Eisenlange.

205.

„Doch sieh! da scheint's im Blumenmeer,
Sich brausend zu erheben,
Und sich zur grauenhaften Wehr'
Im Innern zu beleben.
Aus allen Winkeln tönt es leif
Und von der Esse strömt es weiß
In silberhellen Fluthen.

206.

„Die fließen schimmernd um den Herd,
 Und schnell aus allen Rinnen,
 Die sie im Lauf berühren, fährt
 Es auf in grellen Flüssen: —
 Und immer stärker spritzt und schäumt,
 Die grause Gluth, und reckt und bäumt
 Sich gleich gereizten Schlangen.

207.

„Der Blasehatz von selbst erklingt
 In wunderlichen Tönen,
 Und aus der Flammen-Tiefe bringt
 Ein teiles, dumpfes Stöhnen,
 Indes es wie im lauten Hohn
 Mit langgedehntem Ragen-Ton
 Aus hohem Rauchfang' wimmert.

208.

„Der Kunkel klein, im grausen Kampf,
 Erwächst zum Feuerdrachen,
 Und walzt sich im gewalt'gen Dampf,
 Und springt mit lautem Krachen: — —
 Die Stange sank aus meiner Hand
 Und gitternd, ohne Leben stand
 Ich vor dem Schreckensbilde.

209.

„Da plötzlich theilte sich die Gluth;
Aus beider Flammen Mitte,
In dunklem Strahle, roth wie Blut,
Erhebt sich eine Dritte;
Die neiget sich, gleichwie zum Gruß
Mit blut'gem Haupte, und deckt den Fuß
Wie breiten Purpursteinen.

210.

„Und nun entquilt ein Schatten dicht
In dunklem Weissenballe;
Der deckt die hohe Gluth, und bricht
Mit fürchterlichem Knalle,
Und aus dem Riesenbauche quillt
Ein blauer, gift'ger Rauch, und füllt
Mit Schwefeldunst die Räume.

211.

„In diesem Augenblicke schweigt
Das grauliche Gewimmer;
Und eine Schlängelsäule steigt
Empor in bleichem Schimmer;
Die löset sich in leichten Schaum,
Und breitet sich im lichten Raum'
Gleich Strahlen auseinander.

212.

„Aus diesem Sterne, blendend weiß,
Entströmen gluth'ge Flüge,
Und plötzlich zeigt ein hoher Greis
Sich auf dem Strahlensitze:
Der blickt umher, und hebt den Arm,
Und ihn umgibt ein dichter Schwarm
Von bleichen Feuermannern.

213.

„Er winkt, von Neuem wird es laut
Und schwirrt auf allen Seiten,
Aus allen Winkeln grinsend schaut
Ein Angesicht; — es schreiten
Die Stangen all' zum Herde hin,
Und schnell aus allen Winkeln zieh'n
Hell flimmernde Geflossen.

214.

„Die Dämmer alt' erlösen drauf
In feurigen Kesseln,
Und wälzen sich in raschem Lauf
In ihren Stuthaenissen;
Dem wankenden Gehalt' entweicht
Ein feurig Molchenbeer, und schleicht
Hernieder von den Wänden.

215.

„Und nun erhebt, gar fürchterlich,
 Ein ungeheurer Riese,
 Der schwarze, hohe Amboss sich,
 Und streckt die Eisensäue,
 Und halt die braune Faust, und schnaubt,
 Und schüttelt das gewalt'ge Haupt,
 Und schreitet zu den Andern.

216.

„Und abermals der Alte winkt,
 Und nimmt die Feuerkrone
 Vom Silberhaupt; — und alles sinkt
 Nun hin am Strahlen-Throne;
 Drauf wird es still, der Greis erhebt
 Den Arm, und aus der Höhe schwebt
 Ein Eulenpaar hernieder.

217.

„Die nahen schweigend sich dem Thron'
 Und harren vor dem Greise;
 Darauf empfangen sie die Kron', —
 Und schnell auf sein Geheiß
 Erstehet die Schaar im weiten Rund,
 Und also spricht des Alten Mund
 In leisem schwerem Tone:

218.

„„Zum hohen Werke sind wir heut'
 In voller Zahl vereinet;
 Das Rad ist um, — die schöne Zeit
 Die wir ersehnt, erscheint.
 Zur Tiefe dring' eu'r Lobgesang —
 Die Feuergötter leben lang,
 Die diesen Thron erhielten!

219.

„„Ein Opfer hat Vulkan gewollt,
 Es sey ihm heut gespendet;
 Und nun ihm der Tribut gezollt,
 Hab' ich für Euch geendet.
 Geld set ist das Blut-Problem,
 Und nun darf sich dies Diadem
 Von meiner Stirne lösen.

220.

„„So wollen wir in Jubel nun
 Des Sieges uns erfreuen;
 Die Sokamander mögen ruh'n,
 Und sich zum Ehre reihen,
 Das jauchzend aus der Tiefe steigt
 Und sich dem Feuer schilde weigt,
 Das Gott Vulkan getragen.

221.

„Auf! Mord' und Drach' und Feuerwurm,
 Laßt Eure Räuche schwellen!
 Auf, auf! zum lust'gen Kampfessturm!
 Laßt Eure Wüste quellen!
 Die Feinde nah'n zur lust'gen Schlacht —
 Auf! Hammerschlag und Rost! Erwacht!
 Das Opfer ist gefallen!

222.

„Gepriesen sey die mächt'ge Hand,
 Die blut'ges Opfer bringet;
 Gepriesen sey das mächt'ge Band,
 Das blutig uns umschlinget!
 Gepriesen sey die mächt'ge Nacht,
 Gepriesen sey die blut'ge Macht,
 Die uns're Feinde tilget!“

223.

„Bei diesen Worten jubelten
 Die gift'gen Salamander,
 Die Feuerzungen rasselten
 Laut kreischend aneinander.
 Der Kreis erstand — und Alles schwieg,
 Indes er selbst vom Throne stieg,
 Und also sprach zum Amboss:

221.

„Und nun, mein Prinz, empfanget hier
Die väterliche Krone!
So schwer wird ihre Bürde mir,
Drum werde sie dem Sohne,
Dem sie, als meines Reiches Thron,
Als würd'gem Oberhaupt' gebührt; —
Wogt Ihr sie lange tragen?

225.

„Ihr Alle aber, Drach' und Stang'
Und Ross und Feuerbock,
Und Hammerschlag und Funkenzang'
Und Feuerfress und Molch, —
Ihr, unterird'sche Cherubim, —
Ihr guten Alle wollet ihm
Von nun, gleich mir, gehorchen!“

226.

„Hier winkt' er jenem Eulenpaar,
Mit freundlich-ernstem Grinsen,
Die brachten drauf die Krone dar
Dem hochentzückten Prinzen.
Doch kaum, daß dieser sie ergriß,
Als plötzlich zum gewalt'gen Schiss
Der Blasebaß sich fornte.

227.

„Gleich einem wild-bewegten Meer'
Ertönt's im tiefen Schlauche,
Und ein gewaffnet Riesenheer
Entsprüht dem weiten Bauche;
Die Sturz erlischt in dichten Dampf, —
Und nun entsteht ein grauer Kampf
In wüthendem Getümmel.

228.

„Wild schäumt es auf in dichten Quatm
Und wälzt sich durch die Menge,
Und häuſet sich zum gift'gen Schwatm
Im tobenden Gedränge,
Und Schlag auf Schlag gewaltig dröhnt
Das schwere Hammerwerk, und tönt
Gleich Blühes-Schlägen nieder.

229.

„Habu! Habu! Wir nach! Hieber;
Heraus den rechten Klugel!
Die Fäbne vor, zur Hammerwehr!
Mehr Schluß, Ihr Feuertiegel!
Die Stangenreiter mehr hinauf!
Noch mehr! So! Gut! Nun dran und drauf!
Vulkan ist eure Lösung!“

220.

„In dumpfer Noth durchkreischt die Luft
Der Führer grause Stimme,
Und brüllt in heissem Ton, und ruft
Die Schaaren auf zum Grinne:
Und in der Feinde dichten Schwarm
Der Amboss wütht mit macht'gem Arm,
Und raset durch die Glieder.

231.

„Und aus der Tiefe pfeift's und leucht,
Und saust in wildem Rochen,
Und von der rasgen Decke schleicht
Ein Heer von grünen Rochen;
Die dringen krachend in den Schwarm,
Und ringeln sich zum dichten Ball,
Und spritzen ihren Gelfer.

232.

„Piff! Piff! Topp! Topp! Bin auch dabei,
Willkommen Bruder Eule!
Ist das ein Feuerarm! Ei, ei!
Stieb' doch die Eisenfelle!
Wie die sich wehrt! Muß doch heran!
Das tapfre Ambosslein! Man kann
Ihn einen Helden nennen!

233.

„Der Tausend! Kann der Drachenbub
Die braunen Köpfe patschen,
Daß dich das Käuzlein, Hammerklubb!
Wie die die Feinde klatschen!
Kommt Brüdertein! Nicht müßig seyn,
Wilt auch hinunter in die Reih'n,
Leih' mir Dein Gift, Herr Bruder!“

234.

„Die Beuten her! muß Krötenlauch
In ihre Wäuler spritzen!
Weg mit dem Ei! Ist mir zu weich!
Steibt nicht am Hirne sitzen!
Voh Doltz und Jesuit! das traf! —
Der neue König hält sich brav —
Sipp! Sipp! Die Feinde weichen! —“

235.

„Und Klipp und Klapp, im heißen Tanz
Die Streiter sich bewegen,
Und Gluth und Welsch und Drachenschwanz
In allen Gliedern legen,
Und hin und her im Klumpen dicht
Der tolle Haufen rasend sich
Daß Kopf und Beine fliegen.

„Da -- plötzlich tönt's im schweren Hatt —
 Der Boden wankt und zittert —
 Und nun ein ungeheurer Knall
 Die dumpfe Luft erschüttert, —
 Und ein Getöse, als sey der Schlund
 Der Hölle mit dem grausen Mund,
 Fährt rauchend durch die Reihen.

„Sieg! Sieg! Der Wasserkönig todt!
 Hoch Amboss! Treut sie nieder!
 Sie stieben! Wo ist Kunkens Schrot?
 Vor die Reserve: Wieder!
 Dem Feinde nach! He! Bruder Rauch,
 Laßt sie nicht in den Blaseschlauch!
 Den Rudweg abgeschnitten!

„Besetzt das Mehren: Desfilé!
 Zurück die schweren Reuter!
 Ha, Pursche! schließt Du nach Carré?
 Wart' alter Varenhäuter!
 He! General! Die Stüke vor,
 Daß sie die Purschen mir auf's Ohr
 Wie Flederwische schmeißen!“ —

„Und nun, beirthe im weiten Kreis
 Von Neuem das Gekirre,
 Und einet sich im Kampfesdchweiß'
 Zum tobenden Gewirre,
 Und furchtbar tönet jetzt der Schall
 Gewalt'ger Schläge Knall auf Knall,
 Als rollten tausend Donner.

„Doch sieh! da strömt ein feurig Meer
 Von Funken rauschend nieder,
 Und plötzlich walzt das grause Peer
 Die dichtgebrängten Glieder
 Zur Seit' und — Herr erbarme dich! —
 In wildem Drange grad' auf mich
 Stürzt heulend das Getümmel!

„Und immer näher — Wolf' und Drach,
 Und Kröte und Feuerschlange — —
 Im wilden Streit die Andern nach: —
 Schon strömet mir zur Wange
 Der gift'ge Hauch — — da streckt ein Arm
 Sich weit aus dem gewalt'gen Schwarm,
 Und dehnt sich mir entgegen.

212.

„Im Todeschweiße, starr und kalt,
 Vermag ich nicht zu weichen — —
 Ehen leb' ich einen ganzen Wald
 Von Speeren nicht erreichen — —
 Ehen naht ein Hammer, riesengroß — —
 Da schlägt es Ein's — — Besinnungslos
 Lauf ich zum Boden nieder. — —

213.

„Als ich im Fieberkrampe dann
 Erwacht zur Morgenstunde,
 So brachte mir ein Nachbarmann
 Die luth'ge Trauerkunde:
 „Schlag Ein's in dieser Mitternacht,
 Hat man Eu'r Weibchen umgebracht!“
 Seht Herr, — Das war das Opfer!

214.

„Weil ich mein Weibchen hab' geliebt,
 Und sie mich drum beneidet,
 Und weil es eine Klinge giebt,
 Die in die Seele schneidet,
 So haben sie mir umgebracht
 Mein Liebchen, und in stiller Nacht
 Mein Stübchen ausgeraubet.

215.

„Hab' drauf wohl manchen bittern Tag
Geweint um's junge Leben; —
Hab' auch gar manchen kräft'gen Schlag
Dem Ambossstein gegeben, — —
Doch Ambossstein bleibt eisenfest,
Meibt kalt und ungerührt, und läßt
Mein Weibchen mir im Grabe!

216.

„Hat mir der Prinz auch bald darnach
Mein Häuschen angelockt —
Und als mein bißchen Habe brach,
Hab' ich 'nen Schatz entdeckt —
Ein schöner Schatz! — um Mitternacht
Ward mir mein Weibchen umgebracht! —
Das Blut ist mir geblieben!

217.

„Hab' drauf dies Hüttlein aufgebaut,
Und wieder froh gelacht,
Hab' nicht vermisst mehr die Braut,
Die still im Grabe liegt;
Doch, weil die Wuth sie mir entwand,
So lagen sie, das mein Verstand
Im süßen Schmerz' gelitten!

218.

„Ist nur gelogen Herr! ich bin
 Ja selbst ein Feuer-Niese!
 Geh' bald zu meiner Liebe hin,
 In schönem Paradiese!
 Haha' seht Her! ich lache ja,
 Bin immer meiner Liebe nah' — —
 Ei ei! Du dummer Ambos! — —“

219.

Hier lachte laut der arme Mann,
 Und rieb vergnügt die Hände,
 Indes dem trüben Aug' entrann
 Des Schmerzes stille Thende.
 Drauf trat er zu dem Werk' zurück,
 Und neigte sich mit starrem Blick
 Vor unsern hohen Gästen.

250.

„Genua für heute,“ sprach nunmehr
 Der gute König leise,
 „Liegt auf der Brust mir schon zu schwer
 Die erste kurze Reise!
 Vielleicht erweckt ein spä'ter Tag
 Das schöne Ziel; für heute mag
 Ich keine weitere Probe!“ —

231.

Und bebend laßet er die Hand
Des tiefbewegten Narren:
„Nicht lange wird mein treues Land
Des armen Wandrers harren,
Kind ich nicht bessere Augen bald,
Die mir die trug'rische Gestalt
Des Lebens froher künden!“ — —

232.

„O mögt' Euch,“ rief Antonia,
„Der neue Tag nicht trügen,
Den Ihr erseht! Mein Auge sah
Den Abgrund vor Euch liegen —
Mögt Ihr recht bald das Blumenpaar
Erkennen, das mein Traum so klar,
Für Eure Rettung zeigte!“ —

233.

Man lehrte schweigend nun zurück
Zum gold'nen Elephanten,
In dem so Viele sich im Glück
Des Wein's den Kummer bannten,
Der König aber schien durchaus
Nicht mehr geneigt, im frohen Schmaus
Befriedigung zu finden.

254.

In seiner Brust begann ein Streit
 Ihn heftig zu erregen;
 Er suchte die Vergangenheit
 Dem trüben Sinn entgegen,
 Er wog sie mit der Gegenwart
 Und wollte sich daraus die Kart'
 Für seine Zukunft schlagen.

255.

Doch jede Scheinberechnung wich
 Dem Herrn Gewissens-Rathe,
 Und nur verwirret fand er sich
 In seinem Resultate.
 So schwankt' er traurig hin und her,
 Und drehte, im Ideen-Meer,
 Als Zweifler zu versinken. —

256.

Vergebens, daß nun Herr Pels
 In seinem hohen Amte
 Die neueste Philosophie
 Aus allen Ecken kramte;
 Herr Wilibald vergrub sich fast
 In seinen schwankenden Bombast,
 Und ward fast melancholisch. —

257.

Umfest daß auch Antonia
 Auf's Neue von ihm träumte
 Und nun sogar ein Weiden sah,
 Wo die Charybdis schäumte:
 Er schöpft' zweifelnd mit dem Lieb'
 Der Danaiden, und verblieb
 In denkenden Gedanken.

258.

Doch freuten sie sich in'sgeheim
 Ob dieser ernsten Sinne,
 Und hofften, daß der gute Keim
 Die Oberhand gewinne.
 Der Narre schwieg, und machte sich
 Am-frühen Morgen fort und schlich
 Nach neuen Wendepunkten.

259.

Gar trübe schwand der lange Tag
 Herrn Wiltkard vorüber;
 Noch immer neigte seine Wag'
 Zum Glauben sich hinüber.
 Schon sammelte die Königin
 Des Himmels nach dem Lager hin,
 Und grüßte die Frau Venus.

260.

Da trat mit vielgewicht'gem Muth
 Der N a r r e durch die Thüre:
 „Erlaubet, daß ich Euch zurück
 Zum hohen Zwecke führe.
 Vielleicht, daß uns die ernste Nacht
 Nicht solche dumme Streiche macht
 Die Euch den Kopf verdrüßet.“

261.

„Der N a r r hat einen guten Gang
 An's Tageslicht gezogen,
 Der ihn zu einem wicht'gen Gang
 Für Euer Wohl bewogen.
 Ich sing in fernem Stadirevier
 Den allerköstlichsten Barbier,
 Den Ihr im Leben sahet!“

262.

„Er ist ein P a d - Remedium
 Für alle trüben Stunden.
 Ich hatt' im kügsten Narrenthum
 Nichts Besseres gefunden.
 Drum hab' ich gleich in Verstecktafeln
 Mit ihm die wärmste Freundschaft
 Nach neu'ster Art getrunken.“

„So kam ich denn durch Zufall heut
Mit ihm in eine Schenke,
An die ich wohl die ganze Zeit
Des Lebens freudig denke.
So hat sie selbst Herr Walter Scott
Nicht inne: — so hat Don Quirott
Kürwahr nicht eingefneipet!

„Und diese Kneipe, — denket Euch —
Ist academisch-kritisch, —
Ist hoher Musensitz zugleich
Und commercirt-politisch!
Parole d'honneur! ein besser Punkt
Wär' Eurem närrischen Adjunkt
Wohl nimmer vorgekommen!

„Drum denk' ich, daß mein König sich
Mit mir dahin verfüge,
Der Bartpööt erbarret mich
Ehen an der untern Stiege.
Madame Antonie lassen wir
Für heut' zurück: sie möchte schier
Im Tabakedampf' ersticken.“ —

266.

„Nun denn — auch dich!“ sprach Witibald,
 „Man triff auch in der Schenke
 Mitunter Leute von Gehalt;
 Und ganz besonders denke
 Ich solche mir in einem Kreis
 Von Männern, die dem Studien-Schweiß,
 Das halbe Leben opfern.“

267.

„Awar fürcht' ich, daß der Herr Barbier
 Uns leicht geniren könnte,
 Wenn er mit undedachter Bier
 Im Zwiesgespräch entbrennte;
 Doch hoff' ich, daß er seinen Part
 Für heute mit bescheid'ner Art
 Erhebt; — Also — wir gehen!“ — —

Vierte Abtheilung.

Die Politischen in der Studentenkneipe.

Wie Herr Willibaldus mit dem Narren und Sachter vor die academische Kneipe geräth, allwo sie einen lieblichen Purichen-Sang vernehmend. Darauf sie allda eintreten, und sich gar wohl ergözen mit politischen dissertationibus, gegen das Ende aber ein curioses Abenteuer befehen, und durch selbes in eine unföngliche Lage gerathen.



Vierte Abtheilung.

Die Politischen in der Studentenkurie.

Die dem Mittelstand mit dem Namen der Weisheit am besten
bekannte Gruppe, ohne in einer politischen Partei zu stehen.
Darauf sie sich stützen, und sich gut wohl fühlen mit politischen
Demonstrationen, gegen das Volk aber ein ernstes Gesichts haben,
und auch nicht in der allfälligen Lage stehen.

1.

Frau Luna sah im Messing-Glanz
Vom blauen Himmel nieder,
Die Stern' im astronom'schen Tanz
Erfrischten sich die Glieder;
Die Fixen schauten freundlich zu,
Die Wolk'n spielten blinde Kuh'
Und jagten sich in's Weite.

2.

Da zogen drei Gestalten leif,
 Mit vorgestreckter Nase,
 Auf breitem, Monderhelltem Gleif
 Durch eine leere Straße.
 Nur an der vordern Ecke saß
 Der Lampenwächter still — und las
 Die Jaudische Ergänzung!

3.

„Hört Ihr den rauhen Gerstenkon?
 (Sprach nun der Vartpoëte,)
 „Nur stille fort, wir nahen schon
 Dem lustigen Vanquete;
 Wan stimmt die Kehlen zum Gesang —
 Laßt uns am niedern Fensterhang
 Ein wenig vornehm weilen.“

4.

Und leise schlüchen sie herbei,
 Und lauschten vor dem Hause
 Der männlich rauhen Melodei
 In jubelndem Gefaule.
 Ein lieblich-gellender Tenor
 Begann die Strophen, die der Chor
 Laut jauchzend wiederholte.

5.

„Wir sitzen hier im frohen Kreis
 Beim blinkenden Pocale,
 Und ziehen, nach der Väter Weis'
 Das Lied aus vester Schale.
 So reichet euch im frohen Mund
 Die deutsche Hand, und schließt den Bund
 Nach freier Burschensitte!“

6.

„Der Bursch umfaßt die ganze Welt
 Mit brüderlichem Sinne;
 Der Bursch ist frei! Der Bursche hält
 Sich treu an Ehr' und Minne;
 So möge denn mit Manneskraft
 Der edle Kranz der Burschenschaft
 Nach lange sich bewahren!“

7.

„Gott Amor mög' in unsern Reich'n
 Den Herrscherthron erkiesen;
 Gott Bacchus laße seinen Wein
 In vollen Strömen fließen;
 Doch wirft Herr Mars den Handschuh hin,
 So wollen wir vom Leder zieh'n
 Und ihn zum Teufel jagen!“

Die Geliebten. I.

8.

„Der Bursche minnt und trinkt und singt
 Nach alter Deutscher Sitte,
 Der T r e u e schöne Quell' entspringt
 In deutscher Burschen Mitte.
 Was nützt uns die Dicererei,
 Wir können den Phitistler - Frei
 Nun einmal nicht ertragen!

9.

„Drum wollen wir vom alten Saz
 Nicht feige desistiren,
 Freund S i m s o n wird den besten Plaz
 Uns drohen schon creiren.
 Der Bursche bleibt sich selbst getreu,
 Der Bursch ist brav! der Bursch ist frei,
 Vivat mos veteranus!

10.

„Stoßt an! der Landesvater! Hoch!
 Er ist des Burschen Freude!
 Er liebet seine Burschen noch
 Im alten deutschen Kleide!
 Und wer nicht seinen Fürsten ehrt,
 Und nicht dem Fürsten leicht sein Schwerdt,
 Der sey von uns verstoßen!

11.

„Stoßt an! Der Bursche hoch! Stoßt an!
 Der Bursch und seine Liebe!
 Der Bursch ist gar ein braver Mann
 Von altem deutschem Triebe,
 Und wer nicht mit dem Burschen singt,
 Und ihm ein Lebehoch nicht bringt,
 Der sey zum Durst verdammet.

12.

„Stoßt an! die Pumpen hoch! Stoßt an!
 Die Herz und Geist erwecken; --
 Und wer den Wein nicht leiden kann,
 Der sauge die Pandekten.
 Der Wein ist unser Lebenswein,
 Der Wein ist unser Mosenblut,
 Der Wein ist unsre Sonne!

13.

„Stoßt an! das deutsche Vaterland
 Und alle seine Brüder!
 Es schlinge sich der Eintracht Band
 Um alle deutschen Glieder!
 Und wer kein Herz im Busen trägt,
 Das deutschem Ruhm und Stetze schlägt,
 Der ist ein Erzpolitiker!

14.

„Stoßt an! Das hohe deutsche Recht,
 Das Menschenwürde kennet!
 Der ist ein gar verachteter Knecht,
 Der nur für sich entbrennet!
 Frei ist der Bursch, und liebt die Welt,
 Wie sie Natur ihm hingestellt —
 Frei sind des Burschen Brüder!

15.

„Stoßt an! des Mannes Kraft! Stoßt an!
 Sie trag' uns froh' durch's Leben,
 Bis uns vereint der Zensurmann
 Den letzten Trunk gegeben.
 Dann sey ihm selbst im Grabe noch
 Ein volles Glas und Lebehoch
 Auf Burschenschaft geboten!

16.

„Stoßt an! Den Schlummernden! Stoßt an!
 Dem Grab' und seinen Weihen!
 Und wenn wir einst uns Alle dann
 Im Tode wieder reihen —
 So schlinge sich im stillen Rund'
 Die Knochenband zum festen Bund
 Auf alle Burschenzeiten!“ —

17.

Die Stimmen schwiegen, und man trat
Nun durch die breite Thüre
In's Zimmer, wo der lust'ge Staat
Versammelt saß beim Viere.
Hier lud ein Tischchen, nett und klein,
Gar freundlich unser Kleeblatt ein,
Das dieser Ladung folgte.

18.

Der Wirth, ein wahrer Kneipenslern
An Bauch, Gesicht und Waden, —
Trat eiligt vor, die fremden Herrn
Zum Sigen einzuladen.
Man wählte den noch leeren Tisch,
Den er mit schwarzem Federwisch,
Klobald auf's Kleine setzte.

19.

Die Wirthinn, eine Venus schier, —
Nis auf die Walzendicke
Des Körpers, — brachte frisches Bier
Mit freundlich-stillem Blicke,
Der Herr B a r d i e r gab einen Wink,
Den sie sogleich verstand, und sink
Ein Gläschen Schnapps ihm reichte.

20.

Man schaute Anfangs etwas fremd
Auf unsre hohen Gäste,
Und glaubte sich durch sie beklemmt
Beim akadem'schen Feste.
Doch bald befanden insgesammt
Die Herrn politisch sich entflammt,
Und rückten dicht zusammen.

21.

„Wo mag das neue Eber jezt seyn?“
(Begann ein junger Preusse)
„Man schiffe' es schon vor Monden ein,
Zur kriegerischen Reise
Nach Hellas, und noch keiner hat
Geschrieben; wenn sich nur das Blatt
Nicht etwa hat gewendet?“

22.

„Ich hatte von der ganzen Fahrt
Nicht viel;“ (begann ein Zweiter)
„Solange man nicht fester schauert
Germaniens edle Streiter!
Wo England mit der Nase steckt,
Da ward nichts Gutes noch geheckt, —
Seit man politisiret.“ —

23.

„Wohl wahr!“ begann der Rarre nun —
 Man wird kein Ende finden,
 Solang nicht die Partheien ruhn,
 Die dort den Knoten binden.
 Solang nicht ein gewisses Band
 Zerrissen, wird das arme Land
 Die Ketten nicht zerreißen!

24.

„Hier hab' ich grad' ein wicht'ges Platt;
 Man lese die Beweise,
 Und kriegen Sie nicht übersatt
 Das prahlende Geschmeiße,
 So bleib' ich hier politisch stumm.“
 Man drängte sich um ihn herum,
 Und Alles schwieg, und horchte.

25.

„Das allertreueste Journal
 Der Tory-Propheten
 Läßt in politisch-ernster Wahl
 Und Folgendes anbieten:)
 „„England, dies edle, stolze Reich
 „„Hat nun mit einem einz'gen Streich
 „„Die Ehre sich zersplittert.

26.

„„England war nie ein feiger Knecht
 „„Der andren Erdenzonen;
 „„Man sah bei ihm das Völkerrecht
 „„In voller Größe thronen!
 „„Wie oft ward ihm Gelegenheit,
 „„Sich zu vergrößern? Jederzeit
 „„Hat es nie Noth verschmähet! (!)

27.

„„Doch das Verfahren, das es jent
 „„Bewiesen den Herrn Türken,
 „„Die es bisher so hoch geschätzt
 „„In seinem edlen Wirken,
 „„Gibt allen Rechten einen Stoß,
 „„Und setzet es der Schande bloß
 „„Vor allen Nationen!

28.

„„Daß der Prophet ganz Griechenland
 „„Auf gleiche Weis' bekommen
 „„Wie England viele Strecken fand,
 „„Die es im Krieg genommen —
 „„Muß jeder Leser uns gesteh'n —
 „„Indem wir selber heut' uns seh'n
 „„Genöthigt, dies zu beichten! (!!)““

29.

„Nun bitte ich,“ (rief Monsieur Poli)
 „Dies Wort genau zu wägen!
 Und halten diese Stelle Sie
 Dem vor'gen Sach' entgegen;
 Betrachten Sie die Prablerei,
 Und dann ersaunen Sie, wie frei
 Die Herrn sich widersprechen!“ —

30.

„„Das Völlerrecht hat nichts zu thun
 „„Mit den Regierungsformen! (!)
 „„Es scheidet nicht des Herrschers Thun
 „„Von Untertanen-Normen!
 „„Es formt als Ganzes das Geschlecht,
 „„Und zwinget das Erobrungs-Recht
 „„Nicht durch Regierungsweisen! (!)

31.

„„Drum hat der Sultan offenbar
 „„Ein Recht, so zu regieren!“ —
 (Id est: der armen Griechen-Schaar
 Die Gurgel zuzuschneiden;)
 „„Drum dürfen andre Herrscher nicht
 „„Verwenden ihres Reich's Gewicht
 „„Den blut'gen Strom zu hemmen! —

32.

„„Die guten Griechen wurden zwar
 „„Nur Sklaven gleich behandelt,
 „„Das ganze kühne Völkchen war
 „„In Schlachtvieh schon verwandelt,
 „„Doch ist es wahrlich lächerlich,
 „„Deshalb in Distinctionen sich
 „„Nach Grad en einzulassen!

33.

„„Hat der monströse Fürstenbund
 „„Ein Recht, sich drein zu mischen,
 „„So Wante Jeder ohne Grund
 „„Nach fremden Staaten fischen.
 „„Kein Sklavenhalter hat das Recht,
 „„Zu schlichten, wo der Andre schlecht
 „„In seinen Heerden häuſet! (!!)

34.

„„Ward Rußland von der Pforte denn
 „„Im Gringsten insultirt? “)
 „„Wir würden gerne schweigen, wenn
 „„Der Krieg sein Recht berührt;
 „„Sein einz'ger Zweck — dies ist uns klar —
 „„Auch bei dem klügsten Vorwand war:
 „„Sich selber zu bereichern! “)

35.

„„ Wenn England Südamerika's
 „„ Provinzen annektirte,
 „„ Und nicht bekriegte, — so geschah's
 „„ Nur darum: weil es fürte,
 „„ Daß jene Republiken schon
 „„ Geeignet wären, ihren Thron
 „„ Sich selber aufzuschlagen. “ —

36.

Hier singen, wie aus einem Mund,
 Die Herren an zu lachen.
 „Fürwahr! das war ein schöner Grund,
 Provinzen frei zu machen!
 Hätt' es nicht klug vorausgesehn:
 Daß jede Nacht kann untergehn,
 Wie gern' hätt' es gekriegt!!“ —

37.

„„ Wenn man in England überhaupt
 „„ In jener Griechen-Sache
 „„ Denselben Enthusiasmus glaubt
 „„ Für Slavenmuth und Rache,
 „„ So irret man gewaltig sich!!
 „„ Die England kennen, werden mich
 „„ Verstehen zur Genüge.

38.

„„Drum ist der griechische Tractat
 „„Geschmiedet von Barbaren, '2)
 „„Die bei des Zwistes kluger Saat
 „„Allein theilhaftig waren.
 „„Der nord'sche Autocrat gebot:
 „„Die Unterschriften! sonst bedroht
 „„Mein Heer Constantinopel!““ '3) — —

39.

„Wie dumm! (rief hier der Narre aus)
 Es ward ja unterschrieben,
 Und dennoch ist man nicht zu Haus'
 In Petersburg geblieben!
 Fürwahr! der herrlichste Beweis
 In welchem würdevollen Geis'
 Der edle Kaiser wandelt!“ — —

40.

„„Vor Allem hätten wir jedoch
 „„Bei solchem Plan' erwartet,
 „„Daß man ihn diplomatisch noch
 „„Zum mindesten gekartet;
 „„Statt dessen aber traute man
 „„Den Flotten die Erstge an,
 „„Und nahm die Offensive.““ — —

41.

„Zum Henker!“ sprach der König hier,
 „Das war ja doch das Beste!
 Die Diplomatie wäre schier
 Erstickt im blut'gen Kiste!
 Da wird man erst noch lange schrei'n;
 Die guten Türken sind nicht fein,
 Die brauchen einen Sergio!“¹⁶⁾ —

42.

„„Drum kann die Navariner Schlacht
 „„Nur Schmach und Schande decken —
 „„Sie kann der stolzen Drittenmacht
 „„Nur schlechten Ruf erwecken!
 „„Was man für Recht auch vorgesüht,
 „„Als man so heil'ges Blut verspricht,
 „„Der Kampf bleibt widerrechtlich!““ —

43.

„Wer kennt nicht aus der Sprache schon,“
 (Rief nun Poli) „den Schreiber?
 Hält nicht der gute Wellington
 Und hier für alte Weiber?
 Fürwahr, man sollte denken fast,
 Er hätte Hellas als Ballast
 Und türk'sche Reich verschenkt!“

44.

„Glaubt man, was Canning aufgebaut,
 Daß das so schnell verschwinde?
 Die seinem Geistesblick vertraut,
 Verlassen solche Gründe!
 Man halte nur am Dunkel fest; —
 Die Meinung wird wohl nicht gepreßt,
 Wie man Matrosen preßt! — ? —

45.

„Die allerfeinste Politik
 Läßt sich nicht so verstecken,
 Daß nicht ein späterer Seherblick
 Könnt' ihren Sinn erwecken;
 Dann ist, wie schon Gott Schiller spricht,
 Historia das Weltgericht,
 Das keine Winkel lennet?

46.

„Wie herrlich jener Fürstenthum
 Die neue Bahn beschritten,
 Aus welchem menschlich-edlen Grund
 Es noch bis jetzt gestritten,
 Ist jedem Laien wohl bekannt,
 Dem für des Menschen höchstes Band
 Nicht Herz und Sinne fehlen. —

47.

„Nur wen'ge Worte mögen wir
In dem Traktat' erwägen,
Und wahrlich, wir bedürfen hier
Kein ängstlich Widerlegen!
Wobin das frohe Auge blickt,
Wird es durch hohes Recht entzückt,
Das jedem Sag entsprichet:

48.

„Nicht Vortheil, noch Vergrößerung
„Soll dieser Bund erzielen;“
„Doch wird er stets den hohen Schwung
„Für Menschenrechte süßen,
„Der ihn zu diesem Schlusse zwang,
„Und angemessen seinem Rang
„Im neuen Amte handeln.“ — —

49.

„Hätt' drum der gute Ibrahim
Nicht selber übertrieben,
So wär' die schöne Flotte ihm
Wehl ungestört geblieben; —
Doch da er, gleich der hohen Pfort'
Das Ohr verschloß bei mildem Wort',
So blieb nichts anders übrig.

50.

„Gefest jedoch, man hätte sie
 Aus Grund das ihm zerstört, —
 So hat Herr Mahomed uns früh
 Das Hauptprincip gelehret:
 „„Ein jeder Christ ist Christenbund,
 „„Und wer nicht trägt den Türkenbund,
 „„Dem ist kein Wort zu halten.“““)

51.

„Wenn solche Gräuel, wie sie hier
 Dem Menschenaug' erschienen,
 Kein muth'ges, rettendes Panier
 In edler Hand verdienen,
 So stöhmet nimmer menschlich Mut
 In unsern Atern; aller Muth
 Ist höllische Verzweiflung.

52.

„Weht schreit der kluge Egoist
 Von griechischen Piraten;“)
 Etende Ausflucht! die vergift,
 Was einst Britanniens Staaten!
 Und wenn auch jene Zeit vorbei,
 Warum hat man das Nothgeschrei
 Nicht früher schon gehört? —

53.

„Weiß jener Herr Politicus
Denn auch, was Hunger heißet?
Hat er in seinem Ueberfluß
Wohl Steine je gespeiset?
War es dem edlen Gräbler klar,
Wie lange jene Griechenchaar
In ihrem Blute schwimmt?

54.

„Und wenn der Hunger dann den Mann
Zur Beute hingetrieben, —
Was hatten die für Theil daran,
Die sich daheim geblieben?
Was that der Greis, das Weib, das Kind,
Die All' in vollster Unschuld find
Dahin gemepelt worden?

55.

„Weiß man ein Voot mit Wehl verlor,
Soll man sich nicht vereinen?
Nur einem goldverstopften Ohr'
Kann dieß gerecht erscheinen!
So schreit der Knabe, der die Zeit
Der öffentlichen Prüfung scheut:
„Ich hab' mein Buch verloren!“ —

56.

„Wenn das vielleicht politisch heißt,
 Daß man als Krieges-Zwitter
 Tractaten frechem Muths zerreißt
 Wie leichte Spinnensitter,
 Dann wahrlich! hat der edle Held
 Der Pforte ganz sich gleich gestellt,
 Und mag sich wagen lassen! —

57.

„Die edlen Lords vergaßen wohl,
 Daß Alles ebbt und fluthet??
 Der Weltlauf ist kein Vabiol,
 Das eine Flott' entmuthet!
 Wir haben der Crempel viel,
 Wo solcher Stoff im großen Spiel
 Der Wellen sich gelöst!

58.

„Charakter heißt der hohe Geist,
 Der Politik soll zeugen;
 Wo sie von ihm sich frevend reißt,
 Dem Wammon sich zu beugen,
 Da wird der Federzug zum Mord,
 Und keines Heuchlers glattes Wort
 Kann ihre Blößen decken!

59.

„Die große Weltgeschichte heut
 Die Bücher der Enthüllung,
 In denen nun die spätre Zeit,
 Die frühere Erfüllung
 Von Wünschen und von Wünscher-Art,
 Die sich dem Geiste offenbart,
 Zur Wahrheit soll gestalten.

60.

„Der alte röm'sche Heldenbild
 Kann wohl den Krieger leiten,
 Doch soll er nicht der Politik
 Den wahren Werth bestreiten;
 Die Uebermacht kann heut' zu Tag'
 Die festgestellte Staatenfrag'
 Nur noch im Recht' bekämpfen!

61.

„Der Herrscher, der die neu'ste Zeit
 Noch Macedonisch glaubet,
 Und darum ohne Rechtlichkeit
 Das Menschen-Recht beraubet,
 Kann im tyrannischen Gesecht'
 Nicht klagen über Eigenrecht,
 Wenn man an's Recht ihn weist.

62.

„Das Staatsenglück ist Ein Verband
 Von Freiheit nun geworden,
 Und Jeder trägt für's Vaterland
 Des Rechtes heil'gen Eiden;
 Nach Willkür wägt die Waage nicht,
 Die nun den Menschen zu Gericht
 Samt allen Orden zieht!!

63.

„Die Hyber hat nun ausgelebt,
 Die alles einst verschlungen;
 Die Kraft, die nun das Ganze hebt,
 Mit weissen Wüderungen,
 Ist Menschen-Hoheit, Völkerwerth;
 Wer sie nicht anerkennt, verzehrt
 Sich selbst im blinden Wüthen!

64.

„Wenn der Tyrann auch nicht sogleich
 Dem Wagniß unterliegt,
 Die Zeit hat kein politischer Streich
 Im Gange noch besiegt.
 Sie wirkt oft langsam, doch gewiß,
 Und kein brittanisch Hinderniß
 Hat noch die Zeit gehindert!!

65.

„Die Schicksalsdruthe schlägt gar oft
Nur unvermerkt die Saiten,
Und weiß sie meistens unverhofft
Zu Stücken zu bereiten,
Die Eins das Andere sodann
Vernichten, wenn ein kluger Mann
Die Schwäche weiß zu nützen!

66.

„Auf diese Ruthe möge drum
Der Allen England leben!
Noch seh'n ein Epitaphium
Wir auf Helena stehen,
Das es gar schwer an Den ermahnt,
Der unsrer Zeit den Weg gebahnt,
Zur gleichen Völkerwürde!!

67.

„Du früh für Dich, zu spät für sich
Ist Wahrheit, Er geschwunden;
Indem Er in dem Glanz' erblich,
Der ihn an's Glück gebunden!
Noch Manches war für uns zu thun —
Für Ihn gab es nur Dort ein Ruh'n —
Doch starb er früh für Alle!“

68.

„Er lebte freilich sich allein,
 Indem er Andern lebte;
 Doch gab er jenem mächt'gen Schein,
 Der seinem Glanz' erhebe,
 Das wahre Licht, indem er mied:
 Dem allzugroßen Unterschied'
 In Macht und Staat zu huld'gen!

69.

„Er hätte Einheit nicht gewollt,
 Wenn Einheit war vorhanden!
 Er hätte Recht dem Recht' gezollt,
 Wenn Recht vor Ihm gestanden!
 Er wollte nur, was Er nicht sah,
 Und trat nur jenem Glück' zu nah,
 Das Einer stahl für Alle!

70.

„Er sah jedoch im Elfer nicht,
 Daß Keiner mit Ihm suchte; —
 Er wog mit eisernem Gewicht,
 Welt Jeder damit spielte,
 Und wußte nicht, daß Er den Schlaf,
 In dem er seinen Züchtling truf,
 Zur falschen Zeit gestört!

71.

„Er ruhe sanft! — Für jenes Land,
 „Das Er zu spät gesehen,
 Als nur das Unglück dort ihn band,
 Wird schon die Zeit erlösen,
 Und ihm die Liebe der Türkei
 Vermehren, wenn das Nothgeschrei
 Der Frankenwuth verhallt!“

72.

„Frau Piorte nennt sich Mutter zwar
 Der bösen Griechen-Kinder,“)
 Doch liebet sie ganz offenbar
 Der Vater Lord nicht minder;
 Drum sah sein Vaterberg mit Lust
 Sie liegen an der Mutter Brust,
 Wie ausgeschnitt'nen Zungen!

73.

„Fürwahr, ein solches Mütterlein,
 Das dreißig Tausend¹⁹⁾ Lieben
 Zur fürchterlichsten Hungerspein
 In's Mutteril getrieben,
 Verdienet, daß der Vater Held
 Es zärtlich schmückt vor aller Welt
 Mit Recht und Völkerwürde!“

74.

„Wenn das geschlossene Oberhaus
 Die Würde nicht mehr kennet,
 So lern' es jetzt von Nicolaus,
 Wie man für Recht enthümmet.
 Nur wo in Würde, Recht und Muth
 Das kriegerische Streben ruht,
 Wird es den Vordeer tragen.

75.

„Noch aber darf die Hoffnung froh
 In biedern Herzen leben,
 Daß wohl nicht alle Stimmen so
 In England sich erheben;
 Noch giebt es Männer, die das Land
 Des großen Canning mit Verstand
 Und Ehre aufrecht halten.

76.

„Noch steht nur Einer, zugespißt
 Im Kreise der Franzosen;
 Und der vermag, Gottlob! vor ihm
 Den Bau nicht umzustößen!
 Ein solches Naglein rostet bald,
 Wenn es den feingewählten Halm
 Nicht im Vorrathe findet!

77.

„Man nehme sich gar wohl in Acht!
 Das stolze Ich der Britten
 Ward ofter von der hohen Macht
 Der Wahrheit fest durchschnitten!
 Gebiert Frau Emancipation
 Erst einmal ihren rechten Sohn,
 So kann der Wind sich drehen!

78.

„Die Strafe zeuget selber sich,
 Und naht, auch ungerufen;
 Sie schleicht — doch trifft sie fürchterlich,
 An ihres Zieles Stufen!
 Maria! kann die Loosung seyn —
 Dann dürst' ein schottischer Verein
 Wohl Griechisch = Irisch tanzen?!

79.

„Wie mag nun gar der Ritter-Staat
 Der Pforte sich erbalten,
 Da ihre Schwächen sich im Rad'
 Der Zeit so klar entfalteten?
 Wenn Ein auf Blut gestügter Rang
 Verdienet seinen Untergang,
 So ist's die Turbanhorda.

80.

„Hat man die Achmet's, Seliman's,
Die Amurath's vergessen?
Hat man das Schwerte der Tamerlan's
Nach türkischer Art ermessen?
Ward denn Konstantinopel's Thron
Erhoben, um der Türken Hohn
Auf uns herab zu schütten?“

81.

„Wie Alles sich im ew'gen Kreis
Des Rechtes nur bewegt,
Und dann im selbstgewählten Weis
Sich selbst zu lohnen setzet,
So gräbt des Ungerechten That
Das Dief in ihre eigne Saath,
Und erndtet, wie sie säte!“

82.

„Die ein st'ge Größe kann schwache
Nicht blut'ge Trümmer halten!
Der hohe Sturz ist schon zu klar
Zum feinem Umgestalten;
Da hilft kein britt'cher Pöfelfuß,
'Das Rad ist um! Der Schleier muß
Nunmehr von beiden Hauptern!“

82.

„Einst gab es freilich Sieger bloß
 Al di la del Danubio —
 Doch endlich heißt's: „all covet, all löse!“
 Das Ende blieb in dubio! —
 „Qui eat toujours en son Altess?“
 „Non semper Aristoteles“
 Dies sah man an — Leonen!!

81.

„Was Catharinen's heber Muth
 Für Menschenwohl erkoren,
 Geht nimmer in der Zeiten Sturz
 Für Menschenwohl verloren!
 Sieht Edelmutz auch zehnmal noch
 Den Frieden — Rußlands Braut heißt doch
 Dulce Constantinopel!

85.

„Und wer hat diese Braut denn mehr
 Als Rußland wohl verdient?
 Wer hat des Christen Mut und Ehr'
 Dann trefflicher geführt?
 Und wenn es nun, durch Kreuzzuth
 Gehört, den Schritt zum Ziele thut,
 Wer darf dies Unrecht nennen?

„Wenn auch der gute Brüste sagt:
 Es ward nicht insultirt,
 Und dann mit läbner Stirne tragt:
 Ob sich der Schritt gebühret,
 So weiß dennoch die ganze Welt,
 Wie Mahomed Tractate hält,
 Die er mit Christen knüplet.

„Man lese nur Kitab: Adai, 29)
 Und freue sich der Lehre:
 „„Daß kein Traktat zu halten sey,
 „„Der noch so heilig wäre, —
 „„Sobald man für Herrn Mahomed
 „„Auch nur ein christlich Gartenbeet
 „„Durch Bruch erlangen könne.““ —

„In sieben Tagen schuf ein Gott
 Die Welt und die Planeten,
 Und als er sah der Teufel Spott,
 Die Menschen elend sahen,
 Da schuf sein väterlicher Muth
 Im Menschenwerth die Politik,
 Als ird'ches Engelwesen.

89.

„Dies hohe Bild soll aber nicht
Durch Werd sein Heil gestalten;
Es soll des Lebens Gleichgewicht
Durch Noth gewalt erhalten.
Daß England nun den Teufel schüß,
Und jetzt im Höllenrathe sitzt,
Kann nur den Sultan freuen.

90.

„Doch wenn sich auch das Meer in's Meer
Oft umgekehrt ergießet,
Und nur zur späten Wiederkehr
In fremde Räume fließet —
Die Welt bleibt darum immer Welt,
Und wenn das Meer in's Bächlein fällt,
So wird der Bach zum Meere.

91.

„Die Politik bedarf zum Ziel
Nicht philosophischer Gründe,
Auch ist sie kein geregelt Spiel
Der Parlament'schen Winde;
Sie geht durchaus den Welten-Gang,
Und kann sich ohne Recht nicht lang
In deutsche Segel hüllen.

92.

„Daß aber Aufland dieses Recht
In seinem Thun bewahret,
Und daß sein Herrscher nicht den Knecht
Der Selbstsucht offenbaret,
Ist sonder Zweifel so gewiß,
Als daß Brittanniens Compromiß
Den Kürzern ziehen müßte.

93.

„Drum wollen wir den edlen Lord
Nur lustig springen lassen,
Und sein politisch-dürres Wort
Nach seinem Werth erfassen:
Es wird ihm wohl von selber klar,
Wie wenig man von ihm den Staat
Des Rechts sich strecken ließe!

94.

„So tanze Preußens König noch
Dem hohen Sinn vereinet,
Der, ohne Ländergier, das Joch
Der Sklaverei beweinet,
So lange solches Brüderpaar
Sich helfend nahe der armen Schaar,
Läßt man die Lord's gern reden!

95.

„An solchem Brudersinne muß
 Ein jedes Plänchen scheitern,
 Das sich erlühnet, seinen Flug
 Verläumdend zu erweitern.
 Hier schwindet jeder Meinungs-Grund,
 Wo Thron und Thron in solchem Bund'
 Für Menschenrechte stehen.

96.

„Und wenn auch nicht der Thron den Thron
 In gleichem Streben sände —
 Es bieten sich die Länder schon
 Zum festen Bund die Hände.
 Darum wird Friedrich's Pfeiler stehn,
 Und Peter's Glanz nicht untergeh'n,
 Solang die Welt nicht sinket!

97.

„Daß aber in dem schönen Bund'
 Ein dritter Stern nicht fehle,
 Der selbst mit edlem Dichtermund'
 Erhebt des Viekern Zele,
 Daß Du uns noch, Bavaria,
 Ein Herz, wie man's nur selten sah,
 Aus Deinem Thron' geboren!

„Ihm werden Hellas Mauuloseen
Aus blut'ger Nacht ersteigen,
Wenn sich die herrlichen Trophä'n
Dem nord'schen Helden zeigen!
Dann werden wir ein Deutsch-Athen
In Pavarien's Gauen seh'n,
Von Ludwig uns erbauet.

„Wie sollte nun bei diesem Drei
Die Heldenschaar verzagen?
Wie sollte jedes Herz nicht frei
Bei diesem Kranze schlagen?
Ohnmächtig schwindet jeder Muth,
Gezeuget von Partheien-Muth,
Vor diesem hohen Bilde.

„Der alte Dritte wolle nicht
Der alten Lebt' vergessen:
Daß wir gewöhnlich Ein Gewicht
Awar mit dem Andern messen,
Doch daß die große Staaten-Waag
Nicht leicht den wicht'gen Ueberschlag
Durch leeren Schwaff erzielt!

101.

„Auch heißt es: „wie Ihr Andern geht,
 So wird Euch selbst gegeben:“ —
 Das heißt: wer sich zu Stolz erhebt,
 Wird bald sich nicht mehr heben!
 England bedenke: daß es ist
 So lange man ein Sryn erweist,
 Das schwebt an fremden Faden?

102.

„Wenn einst der lange Traum zerrinnt,
 Und die Vereinten Staaten
 Nur erst vereinte Staaten sind,
 Die sich nicht selbst verrathen,
 So dürft' es wohl sehr leicht gescheh'n,
 Daß wir dereinst Britannien sehn
 Amerikanisch liegen!“

103.

„Oft lagert auch dicht an der Schwelle
 Des Schicksals schwerer Voto:
 Vielleicht ist schon Herr Deonalt
 Ein rüstiger Pilote?
 Heil Irland! wenn es endlich lhlt,
 Wie man bisher mit ihm gespielt,
 Und endlich mischt die Karte!

104.

„Wenn gleich Frau Emancipation
Nur darum trat in's Leben,
Weil man mit Schrecken sah den Thron
Der Baare sich erheben, —
So ist doch nun einmal die Bahn
Gesprengt: an Irland sich den Bahn
Des Hohnes anzubeißen!“

105.

„So wie die halb ertöschne Stuch
Sich durch sich selbst entzündet,
Also des Rechtes hoher Muth,
Wenn er im Drucke schwindet;
Noch stets hat dieses Druckes Macht
Von selbst ihn wieder angefaßt
Und sich den Sturz erzeugt!“

106.

„Die Politik läßt nicht durch Spleen
In ihrem Gang sich lenken,
Und sollte selbst Herr Überdeem
Nach feinstler Art sich schwenken.
Der Mann legt gar auf Eine Schaal'
Die hohe Wfort' mit Portugal
Und wägt sein Leid herunter!“

107.

„Weh Dir! Du arme Königin
 Flücht Du auf Männer zählen,
 Die meist nach offenem Gewinn'
 Des Rechtes Schritte wählen!
 Der kleinste Pudding wiegt oft mehr
 Bei solchen Männern, als die Ehr':
 Die Ehre zu beschützen!

108.

„Ihr denkt wohl, weil Ihr so fein
 Im Hintergrunde bleibet,
 Daß Portugal vielleicht allein —
 Für Euch sich noch zerreibet?
 Ihr seht vielleicht darum in Ruh'
 Dem Kampf' gebeugter Unschuld zu,
 Um Beide dann zu stürzen?!

109.

„O, wahret euch wohl! daß nicht zu nah'
 Der falsche Glanz Euch sunkeht!
 Habt Acht, daß Euch da Gloria
 Die Gloria nicht verbunkeht!
 Dem Kinde lehr, gleich Euch, ein Wett;
 So darf die Kön'ginn wohl den Spott
 Von Knaben ruhig tragen?

110.

„Wehl schlinget sich der schwere Fluch
Durch's menschliche Gewinde:
Daß nie das ew'ge Zeitenbuch
Uns ew'gen Frieden lunde?
Doch Dank der göttlichen Natur,
Daß sie des Guten schöne Spur
Nie ganz vertilgt auf Erden.

111.

„Ein jeder Tag des Lebens ist
Der längste Tag im Leben!
Weh' dem! der nur das Morgen mißt
Nach seinem heut'gen Streben!
Der Himmel kennt kein menschlich „Wen“,
Und wird sich durch die Quotidienns
Dereinst nicht lenken lassen!“

112.

„Ihm gilt nicht gleich, wohin der Rahn
Des Uebermuths sich neiget;
Der süßne Schritt ist schnell gethan,
Der blut'ge Ströme zeuget;
Doch schneller noch erscheint die Stund',
Die aus des Wirkens ird'schem Rund'
Uns wegpoltizijret. —

113.

„Die Gräber kennen keinen Lord
 Und keine Herzogs-Nähe;
 Sie kennen nur das ew'ge Wort
 Auf jenem Herrschersgrabe,
 Das, ohne Menschenpolitik,
 Die That erwägt mit hellem Blick
 Und Freund' und Feinde richtet!

114.

„Wo ist die Kraft, die sich nicht matt
 An ihnen noch zersplittert?
 Dort bricht der Wahn! Am Grabe hat
 Auch Mirabeau gezittert!
 Die Herzen, die kein Zeitungs-Sturm
 Erforscht — durchdringt dort ein Wurm,
 Und löst die feinsten Fäden!

115.

„Zwar lacht die neu'ste Politik
 Ob solcher Alltags-Predigt; —
 Sie weiß, daß sie das fromme Glück
 Der Tugend nicht denüthigt;
 Doch gut, daß für den letzten Kampf
 Kein Künstler den Erhaltungsdampf
 Bis dato noch erkunden!

116.

„Seht, wie Hispaniens Blutgericht
 Sich fürchterlich gefühnet!
 Erloschen ist das stolze Licht,
 Das sich dereinst erlühnet,
 Zu strahlen über eine Welt!
 So steigt der schwere Wahn, und fällt
 Wenn eine Gottheit winket!

117.

„Das Recht ist kein Gespenst, und kann
 Nicht sinken im Phantome; —
 Die Wahrheit ist der Steuermann
 Auf jedem blut'gen Strome! —
 Wo sie am heil'gen Ruder sitzt,
 Lenkt eine höh're Macht, und schützt
 Es vor dem Untergange.

118.

„Stender Ruhm, der sich im Grab
 Mit Politik verschüttet,
 Die selbst behalten, was sie gab,
 Und was sie schuf, zerrüttet!
 Ist das der Kopf von Waterloo?
 Die Nachwelt duldet keinen Floh,
 Den man in's Ohr und septe.

119.

„Wo wahrer Drang nach Menschlichkeit
Die falsche Bahn beschreitet,
Und, wenn der Augenblick gebrut,
Das Werk nach Planen leitet,
Um rettend seinen Gang zu dreh'n,
Da mag es immerhin gesch'hn,
Daß man die Regel ändert.

120.

„Doch wo nur schänd' der Eigennutz
Den falschen Schritt begründet,
Und nur in höh'nend stolzem Trug
Den Werth des Handelns findet,
Wo man das Recht nach Worten wägt,
Und Regeln in der Münze prägt —
Soll da die Wahrheit schweigen?

121.

„Mit Schönen ist die hohe Bahn
Des Ruhmes nicht gewonnen!
Die Nachwelt prüft nur, was gethan
Und nicht nach schweren Tonnen;
Auch nimmt der Tod nicht Schätze mit,
Doch knüpft er an des Kindes Schritt
Die blutige Vergeltung.

122.

„Könnst' manches eiste Herzoglein
Sich als S c e l e t t erblicken,
Gewiß! es fiel ihm nimmer ein,
Aus P o l i t i k zu knicken!“
Allein, so lang der stolze Bauch
Politikert am Vorters-Schlauch,
Ist wohl nicht dran zu denken!“

123.

„So wollen wir es denn anheim
Dem mächt'gen Arme stellen,
Der schon so manchen schtimmen Keim
Begrub in jenen Wellen,
Die meist in ihrer eignen Wuth
Sich tigten, wenn A s t r a's Ast
Den blut'gen Strom erzeugte!“ — —

124.

So sprach der N a r r e. — Alles schien
Von seinem Wort durchdrungen:
Ein Jeder schwieg, und fand durch ihn
Politisch sich bezwungen.
Ganz still erbeb sich manches Glas,
Die Männerwang', von Thränen naß,
Mit Gerstenfalk zu negen.

125.

Da bod, im Seifenkieber schier,
 Mit rednerischer Pöne
 Der unglückselige Barbier
 Sich rasch von seinem Sipe.
 Und küßt, als hätte er Tor und Orep
 Studirt, begann er mit Geschrei
 Herrn Mahmud zu vertheid'gen.

126.

„Swar sind die beiden edlen Herrn
 Für heute mir Kam'raden,
 Doch laß' ich drum dem Recht nicht gern'
 Von ihrer Meinung Schaden!
 Denn ich behaupte fest und steif:
 Herr Mahmud darf mit türl'scher Seif'
 Ganz Oiechenland barbieren!

127.

„Und wenn er drum die Sffiein,
 Nach Muhamed's Gesenen,
 Einmal verlegt nach Navarin,
 Wen dürfte dies verletzen?
 Kurzum — Herr Mahmud ist ein Mann,
 Der seine Messer schleifen kann,
 Wo's ihm nur mag belieden!

128.

„Wer kann dafür, daß er nur heilt
Mit Strangulirungs-Pflaster?
Wenn er die Freiheitswuth verseilt
Ist's darum noch kein Laster!
Das erste türkische Vortsubjekt
Hat wohl in Bagdad schon entdeckt,
Daß Menschen nicht viel wagen.

129.

„Ich denk', ein Herrscher kann noch Lust
Vandier'n in seinem Reiche,
Und darf nicht fragen nach dem Wust
Der Ciroyen-Gebrauche!
Ob er nun mit dem Pinsel feist —
Ob er mit glatter Seife streift —
Was schert das unsre Bärte?

130.

„Hat Alexander etwa auch
Darium erst gestreichelt,
Und ihm den feigen Vater-Rauch
Am Becken vergehenkelt?
Ein wahrer Held gebraucht das Schwert,
Und labett Alles, was sich wehrt,
Nach Herzenslust darnieder!

131.

„Wenn wir den Hauptbegriff Geduld
Im Sprachgebrauch verloren,
So gebe Madame Kultur die Schuld,
Die unsre Zeit gebären!
Ihr kennt das Sprüchlein von dem Krug —
Hab' auch studirt! Und schlimm genug,
Daß ich nicht bin Vulkanisch!

132.

„Hätt' ich vor Schumla mitgekriegt,
Die Sachen stünden besser;
Ich hätte friedlicher gesiegt
Mit englisch-türk'schem Messer!
Denn leider! hat uns England nicht
Gezeigt das redliche Gesicht,
Wie olim bei Herrn Nelson!

133.

„Doch darum soll mein Sultan nun
Nicht etwa stecken bleiben;
Ein großes Maul kann auch was thun,
Wenn sich die Pflichten reiben!
Das haben wir gar oft geseh'n
Bei Cromwell's Zeit! Der wußte schön
In exerz'n! Auf Ehre!

134.

„Herr Mahmud sollte warten wohl,
 Bis in der Griechen Mitte
 Sich led' erhub ein Monopol
 Nach Cromwells' seiner Sitte?
 War ich an jenes Herrschers' Statt,
 Ich hätte alle Köpfe glatt
 In Griechenland geschoren!

135.

„Was Freiheit! was Gerechtigkeit!
 Hier hieß es Thronerhaltung!
 Drum übertrug man sehr geschickt
 Dem Henker die Verwaltung!
 Was will so'n Untertanentropf?
 Das Hirn steckt nun Einmal im Kopf —
 Drum weg mit solchen Köpfen!

136.

„Herr Mahmud sollte früher mich
 Zum Hofbarbier creiren;
 Ich wollt' mit Einem Messerstrich
 Das ganze Volk rasiren!
 Monarch zu seyn, ist viel zu süß,
 Als daß solch Freiheits-Paradies
 Nicht weiblich machen könnte!

237.

„Was brauchte der Herr Sultan denn
 Die Herren zu bestechen,
 Um für sein Ego so solenn
 Im Parlament zu sprechen?
 Nur fünfzig Reutel geb' er mir
 Und parole d'ans! Der Herr Barbier
 Wird von sich hören lassen.

238.

„Zum Berber: Bachi“) sind die Herren
 Dem Turban nicht zu brauchen;
 Sie lassen ihren Ruhm zu gern
 Am Themsestrand verirauchen!
 Den Bart zu figeln, ist nicht schwer,
 So wenig, als ein Weiberherr
 Im Harem zu regieren!

239.

„Ich wollt' als Marti's tapfrer Sohn
 Die Rollen schon verlesen;
 Wer weiß, ob nicht Napoleon
 Einmal Barbier gewesen?
 Das Schicksal mischt den Heldenthee,
 Gleichviel, ob Dover ob Calais
 Den Dampf dazu gegeben. —

140.

„Hätt' mich nur Monsieur Bonapart
Mit Citroneß verschrieben,
Ich hätt' ihm jenen Gang erspart,
Der ihn auf's Eis getrieben!
Zwar hält man unsern edlen Stand
Nur für den Schatten an der Wand,
Doch bald wird's anders riechen.

141.

„Geh'n mir die Pläne nicht contraire
Die meine Seele brühet,
So stell' ich Euch ein Schauspiel her
Wie kein's die Welt noch bietet!
Wie Ihr mich seht, sey' ich den Sohn
Des großen Mannes auf den Thron,
Der ihm mit Recht gebühret!“ —

142.

Hier unterbrach den Zeisenmann
Ein gellendes Gelächter:
„„Seht doch den Partypoeten an!
„„Den schlanken Thronen-Wächter!
„„Weim Stir! man muß den tapfern Fant
„„Mit Nadeln speien an die Wand,
„„Als Kiedermaus: Feldmarschall!“ —

143.

Der Narr bekam den Seitenstich
 Von diesen weisen Lehren;
 Der König selber konnte sich
 Des Lachens nicht erwehren,
 Indes der Redner, Narr und bleich,
 Gar schwer aus seinem Himmelreich
 Sich plötzlich sah geschleudert.

144.

Dem König gegenüber saß
 Ein schlanker holder Junge;
 Der blieb gar ernst bei diesem Späß',
 Und rührte nicht die Zunge.
 Mitleidig lehrte bloß der Blick
 Dem prahlenden Barbier zurück,
 Und sank darauf zu Boden.

145.

Zu diesem trat ein Andreer jetzt
 Mit freundlichem Gesichte:
 „Hast Dich wohl eben nicht ergötzt
 An dem vertracten Wichte?
 Mir fällt jedoch ein Späßlein bei, —
 Du mußt die Herrn dert alle drei
 Berewigen im Hofnarr'n.“ —

146.

„Der Dichter sah ihn finster an,
 Und rümpfte daß die Nase,
 Als wies sie den Herrn Kumpan
 Zurück zum leeren Glase. •
 Doch plötzlich schien des Hornes Gluth
 Zu stürmen in's Poeten-Blut,
 Und also sprach der Jüngling:

147.

„Weh' Dir! Du Weltbeglückterinn —
 Erhabne Fürstinwürde —
 Ermäge nur des Schurken Sinn
 Des Richters schwere Bürde!
 Die Erde wär' ein wüstes Feld,
 Von blut'gen Meeren angeschwellt,
 Gepökelt in Verzweiflung!

148.

„Anstimm'ge Rabulisterei
 Verblendeter Bedanten,
 Die sich am eignen Verrücktheitsbrenn
 Den Lastermund verbrannten!
 Fürwahr! der Klügste selbst wird irr'
 An jenem rasenden Gewirr'
 Von feilen Bubenstücken!

149.

„Und doch gebiert noch unsre Zeit
 Vergleichen gall'ge Knaben,
 Die jedes Gute ungeschont
 In ihren Dunst begraben!
 Tollhäusler, die des Dünkels Wuth
 Verlockt, den alten Schweizerhut
 Im Galgen aufzupflanzen!

150.

„Solange das Dämonenheer
 Den Erdenraum bedeckt,
 Des blut'ge Sansculotten-Epe
 Den Glanz der Zeit besetzt,
 Solange solche Duben nicht
 Verschwinden vor der Wahrheit Licht,
 Darf uns Saturn nicht nahen!

151.

„Solange Schneider und Barbier
 Beim Schnaps politisiren,
 Solange Scribten ihre Bier
 Nach Geld mit Freiheit zieren,
 Solang' Minister ihren Werth
 Vergeuden mit dem Dungenschwert,
 Wird Themis nicht gesund!

Des Hofmanns L.

152.

„Ist er vergessen schon, der Strom
Des vorigen Jahrhunderts?
Vertilgt im schwülstigen Phantom
Der Hochkultur? — Mich wundert's,
Daß man nicht am Altare steht,
Um's freie Guillotinenbrot
Des Vaters Robespierre!

153.

„Da schreiten Sie, den Magen voll,
Zur Deputirtenkammer,
Und brüllen insgesammt wie toll
Den Referenten: Sommer,
Und ist die Sitzung endlich aus,
So gehn Sie grad' so flug nach Haus,
Wie Sie von Haus gekommen.

154.

„Indessen frist ein Journalist
Die Goldverkaufte Feder,
Und schreibt, wenn er gesättigt ist,
Sein credo vom Rathgeber:
Ein sogenannter Dichter legt
Sich in die Quere drein, und setzt
Den Staub für seinen Bruder.

155.

„Und hat nun Jeder sein Padquill
Auf's Wölkchenhaupt gehagelt,
Weiß meistens Keiner, was er will,
Und Jeder schweigt vernagelt;
Dann schauen sie einander an, —
Und fragt die Welt: „was ist gethan?“
So bleibe das Nichts — Geheimniß!

156.

„Um dies Geheimniß halben sich
Darauf die Herrn vom Volke,
Und fallen meist gar jämmerlich
Aus ihrer Neurungs-Wolke!
Den lenkt die Furcht, den lockt ein Amt,
Und endlich bieten insgesammt
Die Herren sich — die Zeitung!

157.

„Da steht es denn gar klar notirt,
Was gar noch nicht verhandelt;
Die Meinung selbst ist angeführt,
Besogen und verwandelt;
Der Vöbel stellt sich auf den Kopf,
Und abermals posaut ein Tropf
Von Dichter die Enthüllung.

158.

„Der gute Bürger harret indeß
Vergebens auf ein Amen;
Der langersehnte Noth-Congreß
Warf nur den dürr'n Samen;
Die Erndte laßt er weißlich fern,
Weil man den leeren Kopf nicht gern
Gewaltiam strengen möchte!

159.

„Intr esse senkt den weisen Rath,
Intr esse führt den Hebel;
Intr esse trennt den mächt'gen Staat,
Intr esse ruft den Vöbel;
Intr esse hebt die Sitzung auf,
Intr esse hemmt des Bessern Lauf,
Intr esse weckt den Trevel!

160.

„Liegt dann am Schicksal noch die Schuld,
Wenn alles Uebel wurzelt,
Und endlich jede Lammesgeduld
Im wilden Taumel purzelt?
Wie? Liefert uns die neueste Zeit
Ein Beispiel wahrer Menschlichkeit
Im Kreis der Volksvertreter?

161.

„Ein Jeder kreischt sein Meinungsgeist
 Von seiner Pöbelbühne,
 Ein jeder lehrt in großer Schrift
 Der Zukunft schwere Sühn,
 Und hört man endlich auf, zu schrei'n,
 Geleht ein Jeder lächelnd ein,
 Daß er sich selbst nicht hörte!

162.

„Nicht minder schnell als das „Zuviel“
 Stürzt öfters das „Zuwenig“!
 Der Sultan sank im Utmachts-Spiel,
 Im Nichtsthun Frankreichs König!
 War Ludwig nicht zu väterlich,
 Hielt Mahmud mehr in Schranken sich —
 So fielen Beide nimmer.

163.

„In Frankreich schlugen Alle drein,
 Und nur der König ruhte —
 Herr Mahmud kämpfte ganz allein
 Und sank im Heldenmuth!
 So tiefen Beide ohne Grund
 Verstreichen ihres Heiles Stund'
 Und fielen durch sich selber!

161.

„Dies hatte Heib Napoleon
 Zwar weislich durchgesehen,
 Und darauf seinen Götterthron
 Mit Löwenkraft erbaut,
 Doch Mitte heißt der Göttersab, —
 Den leider! Er auch übertrat,
 Und so sich selber stürzte!

165.

„Glende Klugheits-Pracherei,
 Die alles Besse tadelt,
 Die Riesen sucht im Zwergen-Ei,
 Und nur den Frevler adelt!
 Die nur in steter Neuerung
 Zu finden glaubt des Glückes Schwung,
 Nur kämpft — pecuniae causa!

166.

„Was ist ihr schmutziger Gewinn?
 Daß endlich fremde Vuben
 Sich setzen an den Zollhaus-Sinn
 In allen Trinkerstuben!
 Daß jeder Handwerksburschenheld
 Sich Pläne formt zum Sturz der Welt —
 Beim unbezahlten Biere.

167.

„Wenn Mars des Krieges hohen Sohn
 Vom Himmel auch gesendet,
 Und Frankreich in Napoleon
 Den Retter zugewendet,
 So sahen wir im Zeitendrang
 Noch Einmal jenen Weltengang,
 Den Rom so oft uns lünet.

168.

„Der Nacht des Schreckens sollte sich
 Des Krieges Gott entwinden —
 Er nahte — siegte — und entwich,
 Wie Götter uns entschwinden; —
 Doch jene Schrecken sind vorbei —
 Wollt Ihr sie wecken nun auf's neu,
 Um sie auf's neu zu tilgen??

169.

„Hat auch ein Einz'ger nicht genug
 Verstand zum Ministriren,
 So wird die Krone endlich klug
 Den Schaden selber spüren,
 Den ihr ein großer Schüler bringt,
 Der Alles neu = brittanisch singt,
 Und tanzt nach Englands Pfeife!

170.

„Der Thron, den Pflicht und Menschlichkeit
 Vereinst so schön gezieret,
 Sey darum heilig jederzeit
 Und bleibe unberührt;
 Was auch die Supplicanten schrei'n
 Von falschem Blut und falschem Schein,
 Das Recht spricht unparteiisch.

171.

„Wohl können Subler solch' Geschwätz
 Um schönen Lohn erdichten;
 Doch Wahrheit fordert das Gesch
 Der ersten Menschenpflichten!
 Der Herrscher bleibt am Throne Herr,
 Und thut sehr wohl, die Herren Santerres
 Mit fester Hand zu tilgen.

172.

„Nur duld' er nicht den falschen Wind
 Von pressenden Ministern!
 Das allerreinste Licht zerrinnt,
 Wo sie's im Druck verdüstern!
 Sie schufen jenen Schreckens-Zoll,
 Der fast den ganzen Erdenball
 In seinem Grund erschüttert. —

173.

„Regieren ist ein schweres Joch,
 Wie Jeder wird erlassen —
 Unendlich schwerer ist jedoch:
 Sich nicht regieren lassen!!
 Wo Töffet in die Säuel fällt,
 Indes der Hans die Wähne halt,
 Geht meist der Wagen rückwärts.

174.

„Ein Herrscher, der in seinem Schloß
 Den Staat zu sehen wahnzt,
 Und hinterm Cabinet-Geschloß
 Die Vaterpflicht vergähnet,
 Kann nimmer zählen auf ein Glück,
 Das Unterthanen-Politik
 Mit Fürstenwerth vereinet.

175.

„Nur dieser herrliche Verein
 Vermag den Bau zu halten,
 Wenn sich in trunkene Partein
 Die Herrn des Volks zerpalten!
 Wo sich, von Kraft und Huld besetzt
 Die Wahrheit mit dem Recht vermählt,
 Da baut allein die Treue.

176.

„Der Fürst bewahre seinen Thron
 Zum Rechte seiner Brüder, —
 Doch steig' er für des Viedern Loyn
 Bisweilen auch hernieder,
 Und werfe selber einen Blick
 Auf das bei Hof gerühmte Glück,
 Um sich zu überzeugen. —

177.

„Der Schranke, der den Hofgehalt
 Nach fremdem Weckel zählet,
 Spricht leicht von Glück, wenn die Gewalt
 Der Noth ihn selbst nicht quälet;
 Er drückt in seiner feigen Muth'
 Dem Fürsten gern die Augen zu,
 Wenn ihm das Brod nicht fehlt!

178.

„Das Band des Aimen ist gar leicht
 Von außen anzusehen,
 Daß nicht hinein das Auge reicht,
 Wo jeder Mann erblicken!
 Im Innern herrschen Noth und Schmerz,
 Indes von Außen Glück und Ehre,
 Ministeriel sich künden!

179.

„O Du so schöne Erdenwelt
Mit Deinen Lebens-Freuden,
Wie wärst Du unterm Sternenzelt
Zu preisen, — zu beneiden —
Wenn Jeder nach des Menschen Rang
Vollendete den kurzen Gang,
Der ihm auf Dir verflattet!

180.

„Kürwahr! der Thurm zu Babylon
Ist noch nicht ganz zerstört!
Verwirrung, Selbstsucht, Oer und Hehn,
Sie haben sich bewähret
Von ihm bis auf den heutigen Tag,
Und Jeden kippelt noch die Trag:
„Wie ist hinaus zu kommen?“ —

181.

„Der Große will der Größte seyn,
Und stößt zurück den Kleinen;
So fühlt der Kleine, daß er klein,
Er sucht sich zu vereinen
Mit andern Kleinen, daß ein Schutz
Sich bilde vor des Großen Trub —
Und so wird Alles kleiner!

„Der Reiche, der des Goldes Glanz
Durch blindes Glück gewonnen,
Dünke sich ein Gott mit dem Pöbel;
Und schwimmt in tausend Sonnen;
Und hebt ein Herz, das er befehlt,
Um einen kleinen Sonnen-Strahl,
Drennt er es stolz zur Asche.

„So weist der Stolz die Bitterkeit,
Der Hochmuth kalte Rache, —
Verzweiflung wird das stille Leid,
Zum Riesen wird der Schwache;
Der Wahnsinn kämpft mit letzter Kraft,
Und reißt, indem er selbst erschläft,
Den Starken mit zu Boden!

„Weh! fürchterlich, wenn es so weit
Der Führer laßt gedeihen,
Indeß von Glück und Seligkeit
Die Nächsten ihn umschreien!!
Er selbst, den weiß ein Herz besetzt,
Das gern' des Volkes Glück erwählt,
Sinkt nur im schwachen Glauben!

185.

„Er soll und kann des Volkes Heil
Wie Vaterhuld gestalten —
Doch muß er selbst nicht für so steil
Den Weg zum Throne halten,
Daß er von seinem Strahlenkreis
Nicht zu der Kinder frohem Kreis
Hernieder steigen dürfe. —

186.

„Dem Ew'gen Dank! die Erde sieht
Seht doch so manchen Fürsten,
Des Untertanen, froh erglüht,
Nicht heiß nach Neu'ung dürsten.
Der sie mit wahrer Fürstenhuld
Beherrscht, — und so der Andern Schuld
Dort oben sucht zu mildern!

187.

„Laßt uns darum in's Weltentrad
Nur lähn und freuetnd fassen —
Der Gott, der sie erberet hat,
Wird Andre nicht verlassen!
Ein jeder Strom fließt nur so lang,
Bis ihn in seinem stolzen Gang
Ein größrer Strom verschlinget.

„Ein Schöpfer duldet, prüft und sorgt
 Für seine Welt: Miriaden —
 Er schenkt nicht, wenn er gleich oft borgt,
 Wie er uns verastaden!
 Drum laßt den Blinden ihren Lauf —
 Die Sonne geht auch ihnen auf,
 Wenn ihre Blindheit endet.

„Laßt uns in der Vergangenheit
 Die schwere Sünde sünden,
 Die uns zur Peinigung bis heut
 Geßraht mit solchen Blinden!
 Laßt uns erwarten von der Zeit,
 Daß endlich in Gerechtigkeit
 Die Menschen Menschen werden! — — —“

So schloß der junge Dichtersmann
 Mit acht poet'scher Ubrase,
 Und eine heile Thräne rann
 Vom glatten Kinn zum Glase.
 Und wie von kraft'gem Zauber Schlag
 Sahen plötzlich nun das Trinkgelag
 In pleno angegriffen.

191.

Ein lauter, froher Jubel scholl
 Durch alle Kneipenwände,
 Die Gläser, bis zum Rande voll,
 Durchslogen alle Hände;
 Und als der Redner ernst erkund,
 Ergriß der König seine Hand,
 Und drückt' an's Herz sie schweigend.

192.

Der Herr Barbier schien nicht Einmal
 Die Spötter zu beachten,
 Die bei dem lustigen Pankol
 So deutlich ihn verlachten,
 Allein sein launiges Gesicht
 Hatte ihm den schwersten Augenblick
 Zum Schutze vorbehalten.

193.

Sein innerer Drang zur Politik
 Begann sich frisch zu regen,
 Und süßte seinem Mißgeschick
 Ihn unverhofft entgegen;
 Mit halbverzerrtem Angesicht
 Erkund der redelust'ge Wicht
 Und sprach erzürnt, wie folget

194.

„Wir haben heute, meine Herrn,
 Und krieg'risch hier versammelt,
 Und manchem Kürsten seinen Stern
 Des Ruhm's gar arg verrammelt;
 Doch laß ich mich von Jedem nicht,
 Wie hier geschah, in's Angesicht
 Mit spitzgem Mund' beleid'gen!

195.

„In wohlgefehter Rede Lauf
 Wenn mich der Wein erhoben,
 Nehm' ich's mit Manchem wohl noch auf
 Im Tadeln und im Loben;
 Auch kenn' ich mich und meinen Werth
 Zu gut, um das, was sich gehört,
 Von Jedem zu verlangen!

196.

„Ich fühl' es gar zu gut, wie sehr
 Man mich zurückgesetzt;
 Doch bin ich allenfals noch mehr
 Als Mancher, der hier schwäget;
 Was ich gesprochen, kann ich auch
 Beweisen, — doch der Kneipenbrauch
 Der Herren heißt mich schweigen!“

197.

Kaum war ihm dieses Wort entflohn
 In unbedachter Pipe —
 Als auch an zwanzig Bursche schon
 Verließen ihre Sine:
 „Hollauf Kam'raden! Das ist Tusch!
 „Du sollst bei Büchers Federbusch
 „Den Gassenboden küssen!! — —

198.

Im Nu erfaß der magre Kant
 Beim Kragen sich ergrißen,
 Indes ihm Glas und Kaust und Hand
 Um Nas' und Ohren pflissen;
 Der Narre lief erschreckt hinzu,
 Und suchte die gestörte Ruh'
 Wegüt'gend herzustellen.

199.

Doch nun begann der Schwarm aufs Neu'
 Zu drohen und zu schreien —
 Der König zog den Wirth herbei,
 Den Armen zu befreien —
 Umsonst, — man packte nun sogar
 Ihn selbst und seinen Narr'n, und war
 Geneigt, ihn zu mißhandeln.

„Hinaus! hinaus!“ so brüllt' es toll —
„Hinaus mit dem Barbier!“ — —
Des Königs Donnerwort erscholl
Umsenst; man drang zur Thüre — —
Vergebens jedes kluge Wort —
Sie wurden alle Drei sofort
Zum Hauf' hinausgeworfen.

Ende der vierten Abtheilung dieser wunderbaren Geschichte.

Fünfte Abtheilung.

Die Philosophischen in der Koffeboutiken.

Wie Herr Willibaldus sammt dem Narren nach deren vordescribenem Abenteuer in eine nächtliche Koffeboutiken gerathen. Wie sie hier in zweier Philosophen Hände verfallen, und sich an selbiger wunderlichen Reden gar sehr ergötzen. Darum der Narre mit seiner eignen Philosophia beider beiden Meinungen im Grund und Boden schlägt, und von denen beiden Philosophen um einen sehr honorablen Preis zum Sieger declariret wird. Wie hernach König und Narre durch eine minnige Parfuerrbirne ergötzet, und durch selbige zur Abreise animiret werden. —

1871

Fünfte Abtheilung.

Die Philosophischen in der K. Leventischen.

Die Art Mittelstellung nimmt der Herr von dem Philosophen
Stellung in der K. Leventischen. Die Art in dem
Philosophen steht, und die Art in dem Philosophen
gar sehr eigen. Denn der Herr von dem Philosophen
hat keine Meinung in Grund und Boden, und hat keine
den Philosophen um dem sehr kleinen Teil zum Grunde
Die Herrschaft und Herrschaft durch eine wenigstens
hat auch sehr in der K. Leventischen.

1.

„Nun?“ -- frug der König, als sie sich
So schnell im Freien sahen, --
„Hab' ich nicht gleich gescheut mich,
„Dem Herrn Barbier zu nahen?“ --
Der Narre reichte still die Hand
Dem Barbieren; der verstand --
Und drückte sich von dannen.

2.

„Herr König“ — sprach der Ratte lein’ —
 Das Ende war zwar freisch,
 Doch ist es, nach der heutigen Weis’,
 Nicht mehr, als ächt-politisch!
 Geht in’s brittan’sche Parlament,
 Und Ihr kommt leicht ein solches End’
 Der Herrn vom Rathe sehen!”

3.

Der König lachte: „Und was nun?
 „Der Schlaf ist mir vertrieben?“
 „Wie können, Herr! nichts bessres thun,
 „Als daß wir wachend blieben;
 „Wenn ich nicht irre, zeigt das Licht,
 „Das hier durchs hohe Fenster bricht,
 „Auf ein Kaffe-Gelage.“ —

4.

„Du irrst nicht“ — sprach Wilibold,
 Laß uns ein Schälchen schlürfen;
 Mir dünkt, daß wir’s nach der Gewalt
 Der Politik bedürfen. —
 Noch stockt mir das erbrochne Blut,
 Ein Türkentränken mag den Muth
 Für Griechenland erneuern.“ —

5.

Man trat in den geräum'gen Saal,
 Almo in sanfter Mühe
 Noch eine kleine, bunte Zahl
 Von Gästen saß beim Spiele.
 Halb schlummernd nahte der Marqueur,
 Frug höflich nach der Herrn Begehr,
 Und pupte stumm die Lichter.

6.

Man setzte schweigend in die Näh'
 Der Spielenden sich nieder,
 Bald drang der liebliche Kaffee
 Erfrischend durch die Glieder;
 Die Glocke brummte Mitternacht,
 Als sie mit ruhigem Bedacht
 Das letzte Restchen schlürften.

7.

Da traten durch die hohe Thür'
 Zwei magere Figuren,
 Die trugen auf der Stirne schwer
 Des Denkens klare Spuren.
 Der starre Blick, die Wangen bleich,
 Die Stirne breit und faltentreich,
 Verriethen was Besondres.

8.

Der Eine schlich mit scheuem Gang
 Nach jedem Zimmerwinkel;
 Des Andern forschend Auge drang
 Mit wahren Geckenbünkel
 Nach unsern fremden Gästen hin,
 Als leucht' ein hochverdächtig'er Sinn
 Aus ihren ernstn Zügen.

9.

„Mich dünket,“ sprach mit finst'rer Stirn'
 Herr Witibald zum Narren,
 „Es trägt dies Värchen im Gehirn'
 Mir nicht den feinsten Sparren!“ —
 „Wohl möglich,“ sagte Herr Peti,
 „Wenn Ihr's erlaubet, will ich sie
 Sogleich ein wenig schrauben.“ —

10.

Hier nahte sich in froher Eil'
 Der Erste schmunzelnd wieder;
 Drauf ließen sich nach kurzer Weil'
 Die Herrn am Tische nieder,
 Altwor der König sich befand,
 Und eben über den Verstand
 Ein Carmen fabrizirte.

11.

Der gute Narre sah sich schnell
 Des Schraubens überhoben.
 Der eine Herr begann zur Stell'
 Ein neues Werk zu loben;
 Der andre fand es ohne Werth,
 Und fiel mit dem Kritiken-Schwerdt
 Sehr hitzig über'n Autor.

12.

Drauf schwur der Erste Stein und Wein:
 Nichts Bess'res existire,
 Daß, ohne Arroganz, so fein
 Das Glaube s'elb secrete.
 Der andre blieb bei seinem Schluß —
 Und nun begannen voll Verdruß
 Die Herrn zu disputiren.

13.

„Die Menschen,“ schrie der Erste laut,
 „Sind blind, und werden's bleiben,
 „So lang sie nur vom Schein erbaut,
 „Den Dünkel übertreiken!
 „Zum Philosophen braucht man mehr,
 „Als bloße Schlüsse hin und her
 „Beim Schopf herum zu zerren.

Des Hofnarce I.

14.

„Die schöne, göttliche Natur
 „Kann uns nicht viel bewahren,
 „Wenn wir der Urkraft hohe Spur
 „Nur außer uns erklären!
 „Das Innre trägt den einzigen Kern,
 „Der im Erkennen uns den Stern
 „Der Wahrheit offenbart!“ —

15.

„Wohl wahr“, begann der Gegenpart,
 „Doch müsst Ihr gestehn,
 „Daß — wenn wir nicht zugleich die Art
 „Des Kernes in uns sehen —
 „Der Hauptbegriff des innern Lichts
 „Ein Truggebild, — ein geistig Nichts
 „Dem Seherblicke bleibt.

16.

„Das Auge führt dem geist'gen Raum'
 „Das Kraftprinzip entgegen;
 „Vermuthung ist ein leichter Schaum,
 „Den wir zu zieren pflegen
 „Mit dem Geheimniß der Gewalt,
 „Das jeden höhern geist'gen Halt
 „An blinden Glauben bindet.

17.

„Im Schauen zeigt sich der Vergleich,
 „Der uns den Werth verkündet,
 „Und so im Steigungsgrad zugleich
 „Das innre Seyn ergründet;
 „Doch bin ich auffer mir nicht hier,
 „So bin ich ein Nicht-Ausser-Mir
 „Und also Nichts im Schauen!“

18.

„Aha!“ versteht der Andre schnell —
 „Sind wir auf's Ich gefallen?
 „Daß, Vester, ist die heil'ge Schwel'
 „Zu jener ew'gen Hallen,
 „Die uns den innern Sinn verschließt,
 „Wenn die Vernunft dem Quell' entspringt,
 „Den uns der Glaube spendet!

19.

„Wer bin denn Ich, wenn Ich nicht bin
 „Ein Ich, das Mich erbauet??
 „Fähr Ich mein Ich zum Ich nicht hin,
 „Wer ist's, der Mich durchschauet?
 „Wenn Ich mein Ich nicht darf erspä'n,
 „Wag Ich ein zweites Ich nicht se'n,
 „Daß Mich dem Ich entreißet!“

20.

„Was ist ein Glaube, der sein Licht
 „Den Außen sich erzielet?
 „Was ist der Christ, der sein Gewicht
 „In jeder Pflanze süßet?
 „Der Glaubens mensch ist Glaubenskind,
 „Drum sey der Glaube, glaubend, blind,
 „Vom innern Gott gelenket!“ — — — —

21.

„„Schon gut! so glaubt Ihr, daß die Welt
 „„Nur Welt im Menschen wäre,
 „„Und alles Andre hingestellt,
 „„Daß es sein Geist zerstöre?
 „„So steht die Welt nur, daß sie steht,
 „„Ihr seht als Menschen nur, daß Ihr seht,
 „„Und Gott erschuf zum Späße?

22.

„„So glaubt Ihr, wenn der Glaube blind,
 „„Daß um so mehr die Wahrheit
 „„Den hohen Selbstbegriff gewinnt,
 „„Den sie erschaut in Klarheit?
 „„Ihr glaubt, daß Ihr allein in Euch
 „„Das unermesslich weite Reich
 „„Der Schöpfung könnt vereinen??

23.

„„Wie käm's denn, daß wir Menschen meist
 „„Umsonst nach Menschen greifen?
 „„Wie käm's, daß wir bei allem Geiſt
 „„Nur unfre Wünſche häufen,
 „„Und unzufrieden mit dem Traum
 „„Der unser Ich erzeugt — kaum
 „„Das Klarſte ganz begreifen?““

24.

Ihr ſucht Euch ſelbſt das Angeſicht
 Des Schöpfers darzuſtellen —
 Und doch mögt Ihr, als Schöpfer nicht
 Den Außenkreis erkennen,
 Weil Ihr in eurer Dunkelheit
 Das eigne Licht bei Andern ſcheut,
 Die man gern magiſch leitet?!

25.

Ihr ſaſſet von Unſterblichkeit
 Nur bei der Menſchenſeele,
 Und zieht beim Schluß von Raum und Zeit
 Nur Ihr die Parallele;
 Das Unſichtbare nur beſteht
 Bei Euch; was ſichtbar lebt, verachtet,
 Weil Ihr es glaubt zu glauben!

26.

So wißt Ihr nicht, daß jeder Geist
 Nur ein Suberact des Ganzen,
 Der, selbst nur Pflanze, sich sich reißt
 Von Myriaden Pflanzen?
 Der bingesät durch's große All,
 Dem Tropfen gleich, im schnellen Fall'
 Viel tausend Tropfen zeugen?

27.

„Ihr schließt ab mit Eurem Ich,
 „Und sucht in Euch ein Ende,
 „Das, ohne Wendepunkt, den Strich
 „Zum dunkeln Ziel vollende?
 „Und wenn Eu'r matter Geist Euch zeigt,
 „In welch' Pervier Ihr Euch versteigt,
 „So sucht Ihr Trost in Blindheit?“

28.

„Weim Tuns!“ steh hier der Gegner ein —
 „Wußt ich mich nicht zu hüten,
 „Ihr machtet mich durch Eu'r Schrei'n
 „Zum Seeten-Profekten!
 „Doch Dank dem gläubigen Prinzip
 „In meiner Brust! Daß mein Gedip
 „Eu'r Räthsel schon gelöst!“

29.

„Ihr naturiret die Natur
 „Die selbst nur naturirend!
 „Vielleicht wär' — ohne bessere Spur —
 „Eu'r Wort für mich verführend;
 „Doch, da wir bei der Seele sind,
 „So sagt mir, ohne Prunk, geschwind:
 „Was kennt Ihr unter Seele?“ — —

30.

„Was ich darunter kenne? — Ei!
 „Die Frag' war Euch bestimmt!
 „Euch, der ob meiner Nothparthel
 „So hochbigott ergrimmet.
 „Verschloßet Ihr nicht stets das Ohr
 „Der Wahrheit — so wär Euch der Flor
 „Vom Blick' schon weggezogen!

31.

„Was ich als Seele dargestellt
 „Will Euch nicht recht erbauen;
 „Ihr glaubt an keine Kraft der Welt
 „In Eurem Selbstvertrauen.
 „Ihr zerrt den eignen Glauben schief,
 „Und glaubet Wunder dann, wie tief
 „In's Licht Ihr eingedrungen.“ —

32.

Ihr zeigt die Welt prästabilt
 Und baut sie in Catechismen,
 Indem Ihr sie subordinirt
 Den menschlichen Gefühlen —
 Ich aber find' im Weltenzug
 Nur bindenden Zusammenhang
 Zufälliger Einheiten!

33.

Ihr gebt der Menschen-Seele nur
 Die Kraft der Gottes-Bewegung —
 Ich aber sage: bloß Natur
 Erkennt die Weltbewegung
 Des Lebens mit der Göttlichkeit —
 Der Mensch ist nur die Wesenheit
 Der Complement-Materie!!

34.

„Ihr findet Eurer Seele Sitz
 „In des Gehirns Kammern,
 „Ihr laßt sie den Verstandesbüg
 „Aus Nerven-Knoten schäumen,
 „Engt Euren Welt in einem Raum
 „Und laßt ihn mit dem Standeszaum
 „Durch Euch das All bewegen!

35.

„Habt Ihr nicht dadurch schon den Fall
 „Vereitet Eurer Monas? —
 „Was göttlich ist, ist überall, —
 „Doch wollt Ihr, gleich Herrn Jonas
 „Die Seel' verschließen in den Bauch
 „Des Fisches — so beweist Ihr auch
 „Die Menschlichkeit der Gottheit!“

36.

„Der Mensch ist nur das Seitenbild
 „Der höhern Gottsynthesen,
 „Und was sein Ich bezieht, erfüllt
 „Auch alle andre Wesen. —
 „Damit er würdig nur beginn'
 „Ward ihm noch der Verstandes: Sinn
 „Der Andern zugetheilt.

37.

„Ob nun der Glaube dem Instinkt
 „Gleich ihm ward beigegeben,
 „Ged't uns nichts an; die Wage stakt
 „Nicht bloß im Formen: Leben; —
 „Doch immer bleibt es ferkelhaft,
 „In uns allein die Götterkraft
 „Des Seyns herbeizuführen.“

35.

„Ganz recht, mein Herr Naturalist!
 „Doch, wie mögt Ihr beweisen
 „Daß Euer Zufall göttlich ist
 „In engbegrenzten Kreisen,
 „Wenn Ihr den Willens-Unterschied,
 „Den auch der blinde Zweifler sieht,
 „In Geist und Stumpfheit trennet?

36.

„Ich will! dieß will ich, und ich weiß,
 „Ich kann nicht wollen sollen; —
 „Natur hat ihr bestimmtes Geiß,
 „Und will nur ohne Willen!!
 „Ich hab' Bewegung, wenn ich will,
 „Hab' ich den Willen, steh' ich still,
 „Und will nur mit dem Willen!“

40.

„Dieß Willen ist die Welt: Gewalt,
 „Die nur dem Menschen eigen,
 „Natur kann höchstens die Gestalt
 „Geheimer Kräfte zeigen;
 „Sie prägt sich aus in gleicher Form,
 „Sie ist, und wirkt nach gleicher Norm,
 „Und lebt nach dem Gesetze.“

41.

„Ich denk', und bin, indem ich denk! —
 „Natur ist, ohne Wissen,
 „Ein schönes, gut'ges Weltgeheim,
 „Das wir verachten müssen,
 „Wenn sich der Sinn dem Gott ergibt,
 „Der keines seiner Kinder liebt,
 „Das ihn ob ihr verschmäh't.

42.

„Der Heiland fand den Vater auch
 „In einer leeren Wüste;
 „Wie Moses wohl auch ohne Strauch
 „Den Herrn erkennen müßte!
 „Zum Glauben brauch' ich nicht Natur
 „Und weiß ich meine Sünde nur,
 „Hab' ich nichts mehr zu wissen!

43.

„Ich leb in mir, und kenn in mir
 „Auch die Gestalt des Lebens,
 „Die mir gehört; dem stummen Thier
 „War' jeder Reiz vergebens,
 „Der es dem unbewußten Seyn
 „Entriß; denn der Mensch allein
 „Darf wissen und erkennen.

44.

„Daß nun Gehalt, Emyndung, Sinn
 „Mir selbstbewußt gegeben,
 „Daß ich begreife, daß ich bin,
 „Im denken, fühlen, streben —
 „Gibt mir allein Gewisheit schon
 „Daß mir durch mich der Gottheit Thron
 „Auf Erden ist bestimmt!“ — —

45.

Der Tausend! schon zum Gottheitschron?
 Ist Euer Selbst gestiegen?!
 Da muß wohl jeder weise Hohn
 In Dunkelheit versinken!
 He! Kampenpuffer und Marqueur,
 Bringt uns doch einen Weidrauch her,
 Sed risum tenentis!!

46.

Wie? seyd Ihr auch das Gottprinzip,
 Das Ihr vermeint zu haben?
 Weist Ihr mit dem höchsten Trieb?
 Auch schon die höchsten Gaben?
 Seyd Ihr die Korn, die Euch gehört?
 Wenn nicht, — wo liegt, wie Ihr erklärt
 Dieß Selbst der eing'gen Selbstheit??

47.

Wenn Ihr Natur, wie Ihr gesteht,
Als Weltgeschenk betrachtet,
Und doch, wenn Ihr in's Innre seht,
Dies Weltgebild verachtet —
Wacht Ihr die durch nicht Andern Klar,
Daß Ihr Euch selbst ganz offenbar
Durch diesen Satz verlästert?

48.

Gehört Ihr nicht zum Weltgeschenk?
Seyd Ihr nicht selbst vorhanden
Als wirkendes Naturgeient
Durch ihre Kraft entstanden?
Und wärt Ihr jenes hebe Ich, —
Seyd Ihr Euch selbst so fürchterlich,
Daß Ihr Euch unter Euch seht?

49.

Wo ist der Gott, von dem Ihr spricht,
Wenn er in ihr nicht liegt?
Ist Euch Eu'r Ich nicht selbst zu schlecht,
Wenn Ihr nur meinent sieget?
Wißt Ihr denn selber, was Ihr glaubt?
Ihr glaubt in Euch ein Oberhaupt
Indeß Ihr vor Euch kriechet??

50.

Die allgemeine Kraft ist Kraft,
 Die, wirkend, lebt und steigt,
 Die And'res in sich selber schafft,
 Und sich in Andreu zeuget.
 Die Alles gleich erfüllt, besetzt,
 Und keinen Gegenstand erwählt,
 In dem sie concentrirt!

51.

Sie schlingt und dehnt sich durch das All
 In unbestimmten Weiten,
 Gleich wie sich Fluidum und Schall
 Nicht eng bestimmt verbreiten.
 In ihr liegt also Gott und Zorn,
 Sie ist, sie zeugt, sie wirkt allein,
 Und ändert nur die Formen.

52.

Daß Euch ein kleiner Geistesstich
 Zum Menschen hat geboren
 Und Euer sogenanntes Ich
 Nicht ward zum Baum erhoben,
 Ist nur der Zufall des Vereins,
 Das Bindende des kurzen Seyns,
 Das Finden zweier Kräfte.

53.

Was nennet Ihr dann Außen nur?
 Was nennet Ihr dann Innen?
 Natur ist nicht einmal Natur,
 Nach Euren schwachen Sinnen!
 Ihr seht sie als Vehiculum —
 Indes sie wie das Fluidum
 Der Allmacht in der Zeugung!

54.

Ihr seht im Leben nur den Tod,
 Hofft nach ihm nur auf Leben,
 Seyd in Euch selbst nur Antipod
 Und rüfct an den Stäben
 Der Dunkelheit umsonst, bierweil
 Das langersehnte Gländereil
 Vor Euch so deutlich liegt.

55.

Aus jedem Stäubchen winket Euch
 Die Seligkeit entgegen;
 Das kurze Leben ist zugleich
 Ein Bleiben im Bewegen,
 Ein Funke, der den Funken zieht,
 Un wenn er scheinbar rodt entflieht,
 Nur Glanz — nicht Kraft verliert.

56.

Ob er sodann die Eigenschaft
Des Bündens beibehalten,
Und ob sich abermal die Kraft
Zur Form wird umgestalten,
Ist zwar nicht klar, — doch sicher bleibt,
Daß er dem All sich einverleiht,
Dem er als Glied entsprünge.

57.

Ihr sprecht von einem Himmels-Raum,
Von einer Gottheit-Wohnung,
Erwartet einen ew'gen Traum,
Als harrende Belohnung,
Und träumet Euer Leben hin
Das zum Erkennen Euch verließ'n,
Um träumend einst zu wachen.

58.

Ihr glaubet?! da Ihr Alles liebt,
Um Eines zu erreichen? — —
Und dieses Eine suchend, mühe
Ihr Euch, von Ihm zu weichen?
Ihr lästert und erkennt zugleich,
Weil Ihr in Seinem Reich das Reich
In Gott den Gott verschmähet!

59.

Daß Helle ist Euch, weit es hell
 Nicht hell genug zur Helle;
 Ihr harret dürstend vor dem Quell,
 Und suchet nach der Quelle!
 Euch drängt nicht die Ewigkeit,
 Euch drängt die Unzufriedenheit
 Den Ausgang zu erspähen! — — —

60.

„„Sehr heißend, mein Herr At heiß! —
 „„So darf ich Euch wohl nennen,
 „„Wenn Ihr den Menschen: Gott als Christ
 „„In Euch nicht müßt erkennen! —
 „„Doch trag' ich gerne mit Geduld
 „„Dergleichen Spötter, um die Schuld
 „„Des eignen Fehls zu sühnen!

61.

„„Wie? ländet Ihr Befriedigung
 „„In Euren irren Glauben?
 „„Ihr sucht gewaltsam Euch den Schwung
 „„Des Gottgefühls zu rauben?
 „„Ihr zwingt Euch, gleich Herrn Mirabeau
 „„Aus Uebermuth das leere Stroh
 „„Der Hochvernunft zu dreschen?

62.

So wolle' ich denn, der schwerste Tod
Nägt Euch recht bald erfassen, —
Ihr würdet Euch in letzter Noth
Recht gern' belehren lassen!
Gewiß! die leidige Natur
Ward' ihre freyerische Cur
Ansonst an Euch versuchen!

63.

Wenn Ihr auch an den Herrn nicht glaubt
So bleibt mir fast kein Zweifel,
Ihr glaubt als Grubler überhaupt
Dennoch an einen Teufel.
Und daß Ihr als Philosophist
An einen solchen glauben müßt,
Könn' ich euch klar beweisen:

64.

„So wie kein Körper in der Welt
„Sich ohne Schwerepunkt findet,
„Da dem die Masse sich gesellt
„Und sich zum Ganzen ründet, —
„Also besteht im Weltenreich
„Kein Körper, der an sich zugleich
„Nicht auch zwei Pole trüge.

65.

„Den diesen zieht der Eine an,
 „Den man des Sinnes wegen
 „Den Vol des Guten nennen kann;
 „Der andere hingegen
 „Stoßt kalt zurück, was jener zieht,
 „Man kann ihn drum zum Unterschied
 „Als Vol des Bösen deuten.

66.

„Sie hat nicht erst Philosophie
 „In späterer Zeit ergründet,
 „Ihr wißt selber, daß man sie
 „Bei allen Lehren findet,
 „Die frühste Zeit erkannte schon
 „Solch' gegenseit'ge Construction
 „Des Freundlichen und Bösen.

67.

„Der Wilde, der den Bögen preißt,
 „Den er aus Holz sich schneidet,
 „Erkennt zugleich den bösen Geist,
 „Der ihm sein Glück verleidet;
 „So hat der Glaube seinen Vol
 „Der hin uns zieht zum ew'gen Wohl
 „Trog allen Gegenteufeln.

68.

„Was Ihr darum auch glauben mögt,
 „So müßt Ihr doch bekennen,
 „Dag jede Kraft, die Euch erregt, —
 „Mögt Ihr die Urfraft nennen,
 „Naturgott oder Weltpotenz
 „In ihrer Gottheit heil'gen Gränz'
 „Der Pol des Wesen scheidet.

69

„Wenn Eure Gottheit nun allein
 „Als Weltkraft Euch umschwebet,
 „Wer soll demnach der Teufel seyn,
 „Der ihr entgegen strebet?!
 „Gebt Ihr nicht Klar mir Rechenschaft
 „In ihm, so fällt die leere Kraft
 „Der Welt von selbst zusammen.

70.

„Ihr Aant? — Fast möchte' ich wetten, Freund,
 „Auch Ihr steht an der Quelle,
 „Und Aant, sehr ängstlich, wie mir scheint,
 „Auf eine neue Hölle!
 „Gefecht Ihr diese wie erst ein,
 „So muß wohl auch ein Himmel seyn,
 „Wo Eure Gottheit wohnet?!

71.

„Ich kenne die's süße Lust
 „Der Antikriken-Neigung;
 „Sie hängt an Arbeitsen-Wust,
 „Wenn nicht aus Ueberzeugung,
 „Doch aus Vexier zum Widerstreit,
 „Aus Liebe zur Gelegenheit
 „Ein Philosoph zu scheinen.

72.

„Alein, die Wahrheit läßt sich doch
 „Am Ende nicht verbergen;
 „Man spannt ein Riesenheer in's Joch,
 „Und fährt zuletzt mit Zwergen.
 „Und sind auch diese matt und lahm,
 „So greift aus Stolz die falsche Scham
 „Zum herrenlosen Bügel!

73.

„D'rum werdet Ihr mir jezt nicht gern
 „Die krummen Wege beichten,
 „Zu denen Euch, vom Lichte fern,
 „Nur Wahn und Hochmuth schenken;
 „Doch daß ob der Versuchung ich
 „Vielleicht von meinem Glauben wich,
 „Das komm' Euch nicht zu Sinne.

74.

„Ein Glaube muß wohl untergehn
 „Der geocentrisch steht!
 „Die Winde, die von unten weh'n,
 „Hat Gottes Hand verwehet!
 „Was ich bewahre, drückt ihr nicht
 „Mit Eurem Reinigungsgewicht,
 „Mein Geist ist heliocentrisch!“

75.

Der Glaube, den der Schein erzeugt,
 Erliegt auch meist dem Scheine;
 Die Kraft, die sich dem Wahne beugt,
 Erliegt dem Wahn alleine.
 Der Glaube aber, den das Licht
 Erzeugt, das aus dem Grabe bricht,
 Wird hier und dort nicht schwinden.

76.

„Der Mensch ist selbst als Gott zu schwach
 „Die Gottheit zu ergründen,
 „Wenn sich sein Geist am Dunkel brach,
 „Wird er's nicht besser finden
 „Im Weltenraum, er bleibt nur Bild
 „Des Gottes, dem das Licht entquilt,
 „Und strebt nur, ihm zu gleichen!“

77.

Der Mensch ist Alles nur im Nichts
 Das ihn zur Demuth leitet;
 Sobald der Stolz des Selbstgewichts
 Sein menschlich Thun begleitet,
 Wird jede Handlung Irrethum,
 Die nicht den Zweck der Demuth hat
 Und nur dem Dünkel folgt.

78.

Der heiligen Religion,
 Die Gottesfurcht gebietet
 Erleucht der Phantasi vergebend Hohn,
 Der sich mit Weisheit zieret;
 Der Blinde, der sie nicht versteht,
 Sieht heller, als der Wortpoet,
 Der blind, weil er's nicht seyn will!

79.

Welch' unvergänglich schönen Ruhm
 Verschafft nicht dieser Meinung
 Das heilige Märtyrertum
 Der Christlichen Vereinung?
 Habt Ihr bis jetzt die kleinste Spur,
 Daß Einer für den Gott Natur
 Das Leben freudig hingab??

80.

Wo findet Ihr wohl größern Lehn
 Als in der Wettergehung
 Des Christen, vor dem ew'gen Thron
 Der heiligsten Erhebung?
 Wenn Ihr auch diesen Thron nicht seht,
 Was tröstet mehr als das Gebet
 Des gläubig-frommen Christen?

81.

Soll mich des Lärers kühner Spott
 Entzieh'n den Glaubensbänden —
 Mich? dem vereint als Mensch sein Gott
 Am blut'gen Kreuz gestanden?
 Wo ist das Volk, das Gleiches sah?
 Wer steht dem ew'gen Heil so nah?
 Als der in Christo wandelt? — —

82.

Bei diesen Worten lag verblüfft
 Der Gegenpart die Nase,
 Und stieg mit philosophischem Wiff
 Zur grimmigen Entse,
 Jedoch der Fremden Gegenwart
 Entnahm ihn mit beiseidner Art
 Das strenge Wort zu maß'gen.

„Wir kommen, Herr, zu einem Punkt,
 „Den ich nicht gern denüge,
 „So stolz auch Mancher damit prunkt
 „Auf purpurreichem Sige —
 „Auch möchte ich mich vor diesen Herrn
 „Bei so gewichtigem Fall nicht gern
 „Compromittiren lassen!

„Eu'r Wort ist nur Camöleon,
 „Das alle Farben wechselt,
 „Und „συνεχόμενα ἰσχύει λαῶν“
 „Nur Widersprüche brechelt.
 „Doch steht der Spruch zu feste da:
 „Καλὸν γὰρ ἢ ἀλλ' ὅτιον“
 „Und nimmt Euch alle Schrauben!

„Man kennt Euch Herren! — Ihr verdammt
 „Die ganze Welt im Stillen,
 „Sobald sie nicht, von Euch entflammt,
 „Eu'r Voto mag erfüllen!
 „Euch kümmert nicht des Geistes Sturz,
 „Kommt Ihr nur selber nicht zu kurz
 „In Euren Lebensfreuden!!

Der Hofnarre L.

86.

„An Einen Teufel glaub' ich wohl,
 „Den Teufel der Verblendung!
 „In diesem brauch' ich weder Vol,
 „Noch philosophische Wendung:
 „Er dreht sich um sich selber meist,
 „Wenn er, vom wahren Glauben feist,
 „Zich nicht den Rauch zermalmet!

87.

„Er ist ein achter ^{*} Lebemann
 „Im Glauben und im Rechen,
 „Und über diesen Teufel kann
 „Man auch nur teuflisch sprechen! — —
 „Drum bleib' ich lieber klug und — stumm,
 „Und wende meine Nase um,
 „Auf die erkaupte Straße!

88.

„Ihr, die Ihr gern die weite Welt
 „In Euren Schubfach steckt —
 „Ihr, die Ihr Andern gern vergällt,
 „Was ihren Geist erweckt,
 „Habt Ihr bis jetzt noch nicht bedacht,
 „Daß Ihr in Kurzem Eure Nacht
 „Von selber müßt verschonen?“

89.

„Wer ist es, der des Geistes Flug
 Noch jetzt vermag zu hemmen,
 Da Eure Zwecke, voller Trug,
 Euch selber nur noch stemmen?
 Wo einst ein Wachtpruch reducirt,
 Da lebt die Wahrheit nun, und führt
 An's Licht der Zeit den Schwächling!!

90.

„Kein Schleier decket den Verstand
 In unsern hellen Tagen;
 Kein Wörterschwall zerreißt das Band
 Der gleichgestellten Waagen;
 Die Zeit der Finsterniß ist um,
 Wenn auch der grade Weg sich krumm
 Durch Wortesphindeln schlängelt!

91.

„Wer mit dem hohen Geist der Zeit
 Nur hindernd vorwärts schreitet,
 Wer nur in der Verborgenheit
 Sein falsches Licht verbreitet, —
 Wer sinkende Gebäude stützt,
 Weil er recht warm darinnen sitzt,
 Darf der den Stein erheben?

„Was ist ein dunkles Sakulum
 Dem Riesenschritt der Zeiten?
 Kein hebräisches Specificum
 Erzwungener Seligkeiten
 Vermag zu tilgen jenen Gang,
 Der mit der Wahrheit süßem Drogen
 Nach eigenem Lichte strebet!“

„Was nützt Euch alles Scheingewicht
 Von heiß gebratenen Sünden?
 Den Gott Natur vermögt Ihr nicht
 In Fesseln zu verkünden.
 Der feinste Rauch ist nichts als — Rauch;
 Die alten Juden waren auch
 Nicht auf den Kopf gefallen! — —“

„„Ala!““ rief hier der Gegner aus —
 „„Da haben wir den Altan!
 „„Nun heißen ihm die Juden drauß,
 „„Aus seinen Zweifelsknoten!
 „„Nun wird Egypten herbeifert,
 „„Weit man die deutsche Leere spürt,
 „„Im schwankenden Gehirn!““

„Willkommen Herr Naturalist
 Im edlen Judenreiche!
 So ging noch jeder Arbeit,
 Mit seiner eignen Leiche!
 Erst kämpft er die Vernunft zu todt,
 Dann hilft Herr Moses aus der Noth,
 Und deckt die schöne Blöße!

„Wer — frag ich — hat uns denn den Herrn
 „In Gloria gedeutet,
 „Als eben jener weiße Stern
 „Den Israel verbreitet?
 „Wer hat am Weltbeginne schon
 „Geoffenbart der Gottheit Sohn
 „Als jener Mann vom Sinai? (???)

„Euch geht es, wie der Schnecke, Freund,
 „Die sich in's Haus verdeckt,
 „Und dort sich zu verschanzen meint,
 „Wenn sie den Feind entdeckt;
 „Der aber trägt sie sammt dem Haus
 „Hinweg — sie kriechet hungrig aus —
 „Und stillt ihm den Hunger!!

98.

„Unglaube ist ein freßend Gift,
 „Das aber nicht zum Glücke,
 „Den Gottesläugner selber trifft
 „Zum Hohne seiner Tücke; —
 „Fürwahr! Ihr seyd es wohl nicht werth,
 „Daß ich so lang Euch angehört,
 „In Euren Tollhausphrasen!“ — —

99.

Hier stog mit einem raschen Sprung
 Der Gegner auf vom Sitze:
 „Nein Herr! das ist Veteidigung, —
 „Die nur die Knabenhige
 „Der Frömmerei entschuldigen kann!
 „Nacht nicht, daß ich den deutschen Mann
 „Euch süßbar hier beweise!“ —

100.

Und schon begann die Politik
 Auch hier sich frisch zu regen,
 Und durch die kräft'ge Physik
 Die Meinung anzulegen —
 Da stand der Narre schlichtend auf,
 Und hemmte ihres Hornes Lauf,
 Zu Beiden also sprechend:

101.

„Was zwei nicht lösen sonder Müß' —
 „Das löset oft der Dritte;
 „Darum Vergebung, wenn ich Sie
 „Nicht anzuhören bitte. —
 „Ich will's versuchen, grad' und schlicht,
 „Ob ich dem schwankenden Gewicht'
 „Den Ruhepunkt kann geben. — —

102.

„Nach meiner Ansicht suchen Sie
 „Wohl Beide noch vergebens
 „Das oft verfehlte was? und wie?
 „Des schönen Erdenlebens;
 „Sie finden Gott in der Natur, —
 „Sie fanden ihn im Menschen nur,
 „Und Keiner fand die Wahrheit! —

103.

„Ich könnte mit Sophisterei
 „Mein Wort von Ihnen schmücken,
 „Doch fürcht' ich selbst mein kluges Ei
 „Im Trüben zu zerdrücken.
 „Was hilft der schwerste Weisheitskram,
 „Wenn man am Ende, Geistes lahm
 „Sich fragt um einen Anfang?“

104.

„Ich denke — folglich bin ich — und
 „Wie all' die Phrasen heißen,
 „Mit denen wir uns Geist und Mund
 „St' lächerlich zerreißen;
 „Töth' edler Philosophen-Dunst
 „Ist nur gemalte Feuersbrunst
 „Und höchstens kluge Thorheit.“

105.

Was ist denn jetzt Philosophie?
 Ist sie nun rein' red Wissen,
 Als früher, wo ein Jeder sie
 Gelehrt nach eig'nen Schlüssen?
 Ist sie nicht purer Wörterkram?
 Sagt mir doch Einen, der da kam
 In's Reine mit sich selber??

106.

Man setzt als Erweis voraus,
 Was gar noch nicht erwiesen,
 Und bildet nach Belieben draus
 Die tollsten Analysen!!
 Und was das Lächerlichste ist,
 So'n lafelnder Philosophist
 Wird gleich ein Schulenmeister!

107.

Gewöhnlich weiß er selber nicht,
 Was er beweisen wollte;
 Indes schon Einer nach ihm spricht,
 Der es verbreiten sollte —
 Wer's nicht versteht, der halt's für schwer,
 Und wer's versteht, und steht, wie leer
 Es ist, sucht es zu heil'gen.

108.

Der sogenannte Philosoph
 In unsern klugen Zeiten,
 Macht dem Kollegen gern den Hof,
 Und weiß, daß man den Leuten
 Den blauen Dunst nur stets vereint
 Zu bieten hat, damit es scheint
 Als habe was dahinter.

109.

Ein Jeder krant Philosophie
 Herver nach eignen Normen,
 Seit man sie nennt, erlebte sie
 Von Tausenden Reformen,
 Was hilft's? am Ende sieht man doch,
 Daß wir am alten Flecke noch
 Mit langer Nase stehen!

110.

„Nein, bleiben wir beim klaren Wort,
 „Daß wir uns selbst verstehen;
 „Laßt uns mit festem Schritte zur Vort'
 „Der einz'gen Weisheit gehen,
 „Die reinen, menschlichen Verstand
 „Verknüpft mit dem Wahrheits-Pand
 „Des edleren Bewußtseyns.

111.

„Kein Abschluß existirt im Gang'
 „Der lebenden Naturen.
 „Zeigt auch der hohe Gottheit: Rang
 „Des Abstands weise Spuren;
 „Der Vater trennt sich nicht vom Kind,
 „Wenn gleich sie oft entfernt sind,
 „Und sich die Hand nicht reichen.

112.

„Gott, Mensch, Natur, sie alle sind
 „Auf's Innigste vereinet,
 „Wenn gleich ihr Wesen stets verrieth,
 „Und uns getheilt erscheint,
 „Sie sind vereint, wenn auch nicht Eins,
 „Dum dürfen wir dem Schein des Schein's
 „Nicht überflüg vertrauen.

113.

„Natur erschaffen und belebt
 „Gleich Gott, durch seine Leitung,
 „Auch ist sie stets mit ihm verwebt,
 „In wirkender Verbreitung
 „Der höchsten Kraft — doch ist sie nicht
 „Gott selbst — nur mittelbares Licht
 „Der ungetheilten Allmacht.

114.

„Sie ist die Mittlerin der Kraft
 „Im höchsten Gottheit:Walten,
 „Indem sie sichtbar lebt und schafft
 „In wechselnden Gestalten, —
 „Daher der Klügler, der so gern'
 „Was sichtbar zeigt der Schöpfung Herren,
 „In ihr den Schöpfer findet.

115.

„Nach ihm das heiligste Prinzip
 „Geheimer Zeugniß: Kräfte, —
 „Wenn gleich nur mittelbarer Trieb
 „Bestimmter Bildungsäfte,
 „Die sich vereint durch seine Hand —
 „Hat sie gar oft den Trugverstand
 „Blodsünniger getäuschet.

116.

„Natur! in ihr erstirbt das Wort
 „Des Zweiflers, des Vertornen!
 „Sie reißt den Tiefgesunkenen fort
 „Zum Endlos-Niegebornen!
 „Dort sinkt das Mendwerk in den Staub,
 „Dort findet ahnend ihn der Gland'
 „Der die Vernunft der Tugend!"

117.

Doch weh' dem schwachen Seherblick'
 Der Ihn ob ihr nicht findet,
 Dem von dem hohen Meister Stück'
 Der Meister selbst entschwindet!
 Sie sey Erkenntniß seiner Macht, —
 Doch immer nur in dem Betrachte,
 Daß wir ihn durch sie glauben!

118.

Das Leben der Natur ist todt,
 Wenn wir den Schöpfer sehen,
 Auf dessen ewiges Gebot
 Wir kommen und vergehen;
 Mit Ihm ist alles Stückwerk ganz,
 Obn' Ihn verschwindet aller Glanz,
 Der tauschend uns berücket.

119.

Die zu gewagte Näherung
Entfernt uns oft vom Ziele;
Vertrauend dem Verstandes Schwung,
Entsagt man dem Gefühle,
Was dann der kühne Geist erspäht,
Ist meist ein Irrlicht, das vergeht,
Sobald der Glaub' empfindet. —

120.

Das Menschenauge, das so froh
In die Natur sich schließt,
Das Herz, das rein, wenn gleich oft roth
Den Sinnen sich ergießet,
Den Sinn, den Leben und Natur
Erzeugt auf üppig schöner Natur,
Tauscht meist die äußre Seite. —

121.

Das Auge sieht, allein es weilt
Unthätig bei der Hülle;
Das Herz empfindet, doch es theilt
Zu rasch die innre Fülle;
Der Sinn erkennt, allein er weicht
Der eignen Klügel zu leicht,
Und dünkt sich Greis als Knabe.

122.

Daher der Eine, überflug,
 Sich Menschengotttheit nennet,
 Der Andre mit gewalt'gem Flug
 Die Wettkraft — überrennet!
 Indes der Weise, wahrhaft weis',
 Bedächtig forschend, fest und leis'
 Den Weg zum Biete wandelt.

123.

Noch weniger als die Natur
 Bin Ich das Gottheit-Wesen,
 Wenn gleich in mir der Gottheit Spur
 Am deutlichsten zu lesen;
 Ich bin nur Mensch — Begriff genug,
 Um den so lähn gepflegten Trug
 Des Ich's zu offenbaren. —

124.

So wenig ich als Mensch vermag,
 Durch Menschliches zu sehen,
 So wenig kann ein Bauberschlag
 Mit Gottheit mich befeelen!
 Ich bin der Gottheit-Übergang,
 Und dennoch setz der Menschen-Rang
 Mich unter alle Gottheit. —

125.

Ich bin das Höchste durch Verstand, —
 Das Niedrigste durch Sinne, —
 Das Höchste durch den Weltverband,
 Seit jedem Weltbeginne, —
 Und doch das Niedrigste der Welt,
 Sobald der schwache Schleier fällt,
 Den die Vernunft gewoben.

126.

Wie könnte sich daher ein Gott
 In meiner Seele formen?
 Ein solcher Glaube wäre Spott
 An allen Gottheit-Normen.
 Wir sollen uns der Gottheit na'h'n,
 Doch nimmer ihre heil'ge Bahn
 Durch Selbstsucht überschreiten!

127.

Ich bin nur Mensch — nur menschlich weis,
 Nur angefach'te Flamme;
 Bin das lebend'ge Grabgebäude
 Des Engels, — tief im Schlamm, —
 Nur ein geweihtes Teufelstein,
 Das, kriechend um das stolze Seyn
 Im Stolz sich ersticket!

128.

Doch aber steh' ich, fesselfrei,
 Auf Erden zu erhaben,
 Um bloß in niedre Sklaverei
 Vor Gott mich zu vergraben;
 Gott will Erfüllung meiner Pflicht;
 Die aber liegt in Demuth nicht,
 Die glaubet ohne Handlung!

129.

Den Körper martern, ihm entzieh'n,
 Was ihn erhalten sollte —
 Der Seele frohe Lust zu stieb'n,
 Die sich ergeben wollte,
 Durch des Gefühls süßen Drang, —
 Sich tödten durch sanatschen Zwang,
 Ist das etwa der Glaube??

130.

Der Leib, der Gottes Ebenbild
 Auf Erden ist, verstimmele, —
 In finstres Cerimoniel verhüllt
 Zu tropen allen Himmeln,
 Indem man Götter Gottheit nennt,
 Und dennoch Gott nicht anerkennt,
 Ist das etwa der Glaube??

131.

Um jeden freyerischen Preis
 Sich Gläubige zu kaufen,
 Mit seines Bruders Todesschweiß
 Den Raub zur Tugend kaufen,
 Verdammen jede Menschlichkeit,
 Und selber freveln ungescheut,
 Ist das etwa der Glaube??

132.

Des Andern Schwäche riesengroß
 Am Sündenstabe messen,
 Und selber in der Lüste Schooß
 Des Menschen zu vergessen, —
 Sich dünken weises Oberhaupt,
 Wenn man im Trüben fischt und raubt —
 Ist das etwa der Glaube?? —

133.

Was habt Ihr denn für Gottbegriff
 Ihr frommen Göttersclaven?
 Ihr segelt mit beladnem Schiff
 Nach Eurem Freudenhafen,
 Und bringt Ihr Eure Last nicht an,
 Verkauft Ihr Glauben, Gott und Wahn
 Um die Fabrik-Unkosten!!

134.

Der nennt die Gottheit unsichtbar,
 Und malt sie doch in Bildern, —
 Der läugnet kühn sie ganz und gar,
 Und sucht sie doch zu schildern, —
 Der es erkennt, der fand kein Licht,
 Und der es fand, erkennt es nicht; —
 So wird uns Manches klarer!

135.

Des Stümmele's Staub — des Sturmes Wuth —
 Der Milde schwaches Leben,
 Des Tropfens Licht, — des Vlieses Gluth, —
 Der Halm, — des Kraters Leben,
 Die Thräne, die dem Tod entquillt, —
 Und die des Säuglings Aug' erfüllt, —
 Sie führen uns zur Wahrheit.

136.

Es ist ein Gott! so spricht der Dast
 Der jungen Matenblüthe;
 Es ist ein Gott! durchbebt's die Lust,
 Ein Gott der Lieb' und Güte!
 Es ist ein Schöpfer! ruft der Wurm,
 Es ist ein Schöpfer! heult der Sturm, —
 Ein Vater! lacht der Säugling.

137.

„Doch wo? und wie?“ so frägt der Geist
Des Erdensohns verlangend,
Der gern' um auß're Formen kreist,
Und an Gestalten hangend,
Das Unsichtbare nicht begreift,
Und lieber ab vom Wege schweift,
Als daß er weiß ihm folgte.

138.

„Wo?“ — Ueberall! — das kündet Dir
Des kleinsten Gräschens Spize,
Das einem ganzen Reiche schier,
Von Wasen dient zum Sipe;
Das kündet Dir das kleinste Haar,
Das Deinem Auge unsichtbar,
Ein eignes Kunstwerk bildet.

139.

Kein Raum bestimmt den Aufenthalt
Der Urkraft alles Lebens,
Sie hält mit gleicher Gottgewalt
Das Welten-All; — vergebend
Gibt ihr der Erdmutter einen Thron
Wo sie regiert, — das Stäubchen schon,
Wär dann ein kleiner Himmel!

140.

Doch „wie?“ — das ist die schwere Frag',
 An der so Mancher scheitert,
 Wenn er den geistig-trüben Tag
 Vermessen stolz erweitert;
 „„Wie — wie ist Gott? — dem Geistesflug
 „„In blindes Denken nicht genug —
 „„Erkennen heißt Ihn kennen!““ —

141.

O falsche Träumer, die Ihr gern
 Den Kern des Wissens fandet,
 Euch schiene bald auch dieser Kern,
 Vielleicht nur unvollendet.
 O schwache Träumer! wißt Ihr nicht,
 Daß grade das bekannte Licht
 Euch unzufrieden machte?

142.

Den Adler, der im Wolkenraum
 Dem schwachen Blick entschwindet,
 Vermögt Ihr zu erkennen kaum,
 Wenn Ihr im Strahl erblindet,
 Den keine Sonne wirft, — und doch
 Wollt Ihr den Herrn der Sonne noch
 In Wütern deutlich fassen??

143.

Was wär' denn Gott? — Natur? Wohlthun,
 Wenn sie die Gottheit wäre, —
 Was wären wir? wir wären dann
 In unsrer Willens-Sphäre
 Noch mehr als Er! Natur lebt bloß
 Nach dem Gesetz; uns aber goß
 Nicht bloß des Zufalls Stärke.

144.

Wir haben Willenskraft; nicht so
 Natur, — d'rum sind wir freier;
 Sie wirkt nach Massen, schön, doch roh —
 Uns aber ward das Feuer
 Der Denkkraft, wie? so stünden wir
 Vollkommener als die Gottheit hier?
 Wer wagt es, dies zu denken?

145.

So wären wir's?? — die Frage darf
 Ich wohl nicht widerlegen!
 Ein Jeder süßt von selbst, wie scharf
 Auf seinen Weisheits-Wegen
 Das Nichts derselben sich ergiebt
 Dieß falsche Nebenbild zerfliehet
 Beim kleinsten Hauch der Wahrheit.

116.

Wenn uns des Meisters Fingelftrich
 Ein Bild vor's Auge setzt,
 In dem die schönste Schöpfung sich
 Entzückend ausgeprägt, —
 Wer bleibt vollkommener — dem entquillt
 Die Schöpfung, oder das Gebild,
 Das seine Hand erzeugt?

117.

Nein! anders hat ein Schöpfer sich
 Im Daseyn kund gegeben,
 Als bloß im kurzen Menschen: Ich,
 Im schwachen Formen: Leben!
 Nicht slavisch soll der Glaube stehn,
 Doch auch nicht Götter, die vergehn,
 Vermögen Gott zu bilden!

118.

Hat Eure Weisheit denn so viel
 Zur Klarheit schon gefunden,
 Daß Ihr verweisen nach dem Ziel
 Der höchsten Weisheit könnt??
 Denkt Ihr vielleicht, die Gottheit sitzt
 Im irdischen Colleg', und blüht
 Mit englischen Maschinen?

149.

Was wär's Euch Grüblern denn auch nüz,
 Die Gottheit zu enthüllen?
 Kommt Euch nur Einmal der Besiz
 Den Drang zum Grübeln stillen?
 Was Ihr nicht habt, zerzt Ihr herbei,
 Und habt Ihr's, ist's Euch nicht mehr neu,
 Und wird gar bald vergessen.

150.

Die Würde Gottes kann sich nur
 Geheimnißvoll verkünden; —
 Wenn wir in Allem seine Spur
 Und sein Hobeit finden,
 Bedurft's er dann noch körperlich
 Dem schwachen Menschenauge sich
 Beweisend vorzustellen?

151.

Die Würde Gottes duldet nicht
 Das Absolut-Neale.
 Erkennen wir der Sonne Licht
 Genußsam aus dem Strahle?
 Nein, wir empfinden, daß sie ist,
 Doch welcher Menscheninn ermüht
 Hier unten ihren Grundpunkt?

152.

Wir denken und den Gott als Seyn,
 Doch ohne zu erkennen;
 Das höchste Denken ist nur Schein,
 Wenn wir es nicht zu nennen,
 Nicht zu versinnlichen verstehen;
 Doch — wie wir zu den Sinnen gehn,
 Ist Denken Realismus.

153.

Gott aber ist Gott-Ideal,
 Als höchstes Selbst-Empfinden —
 Sein Wirken bildet zwar Causal
 Begriffe von den Gründen
 Des Daseyns Gottes, doch allein,
 Er selbst erkennt als Gott dieß Seyn,
 So lang' er Ein's in Allem.

154.

Die neuere Philosophie
 Gab viel mit der Erkenntniß
 Sich ab, und suchte meistens sie
 Als weises Schlußgeschödnis,
 Empirisch zu beweisen, und
 Nicht ganz mit Unrecht; — doch der Grund
 Des Schlußes ist nicht haltbar.

155.

Erkenntniß durch Empirie kann
 Mit Gott sich nie verweben,
 Sonst wüßte ohne Zweifel man
 Von einem frühern Leben;
 Die Seele müßte dann genau
 Ihr Wesen oder einen Bau
 Real in sich erkennen.

156.

Erkennen heißt die Wirklichkeit
 Des Wesens ganz empfinden,
 Es ganz nach Seyn und Raum und Zeit
 Im Wirken zu ergründen;
 Drum giebt uns freilich Empirie
 Erkenntniß, doch nur sinnlich:
 Wird sie uns Gott erklären.

157.

Wir glauben zu erkennen zwar,
 Indem wir theilen — einen, —
 Doch wir verwechseln offenbar
 Das Wissen und das Reinen;
 Wir fühlen, was Er uns verlieh'n,
 Wir denken Gott, und meinen Ihn
 Dem wissend zu erkennen.

158.

Dies, Freunde, ist der Unterschied
Im Denken und Erkennen. —
Erkennen heißt, was illiquid,
Nicht schließend bloß zu nennen,
Zu einem, was man selbst gelernt. —
Es heißt: erweisen, was man nennt,
Feststellen, was man denkt.

159.

Das Denken aber ist nur bloß
Gefühl des Vorgestellten,
Ein Wissen, das beweiselos,
So lang wir jetzt erhellten,
Daß die gedachte Wirklichkeit,
Als Positiv den Widerstreit
Des Positivs erklärt.

160.

Gefühl ist geistiges Object
Der wirklichen Empfindung,
Empfindung, geistiges Subject
Des Fühlens; — die Verbindung
Von Beiden ist nur Harmonie
Des innern Denkens, — Empirie
Aus Illativ-Erkennen ist.

161.

Doch gibt uns diese Harmonie
 Kein absolutes Wissen,
 Nur weniger Morphologie
 Von Gott, nach letzten Schlüssen;
 So lange Körper Körper nur,
 Nur Sinn der Sinn — wird Spur nur Spur
 Und Gott Geheimniß bleiben!

162.

Drum wär' es klüger, wenn man sich
 Der Wirklichkeit beflisse,
 Und nicht bloß über Nichts und Ich
 Sich das Gehirn zerrisse;
 Das Menschenseyn hat einen Zweck,
 Doch nicht den falschen, daß es lechzt
 Sich über sich erhebe.

163.

Der Zweck des Daseyns ist zu klar
 Um stolz ihn zu verachten,
 Des Lebens Wieg' ist nur als Baßz'
 Des Todes zu betrachten;
 Die schöne Bahn ist viel zu kurz,
 Um den gewagten Geflechtskurz
 Mit Forschung zu bewandeln. —

164.

Den kurzen Pfad kann nur die Pflicht
Zum Gotterpfad erheben;
Wer sie vergißt, wird nach dem Licht
Gleich dem Jesuiten streben,
Das jeden Schein für Tag erkennt,
Und meist die Flügel sich verbrennt,
Am unekannten Glanze.

165.

Zwar wirken Zufall und Verstand
Als Götter dieser Erde,
Doch hat's Gewissen nur das Band
Der Weisheit; — jenes „Werde,<“
Das uns vereint dem Licht der Welt,
Hat es nicht uns auheim gestellt,
Der Gottheit Plan zu meistern.

166.

Zwar stehen Glauben und Geschick
Nicht immer in Verbindung,
Und jeder lichtre Augenblick
Zeigt nur die neue Windung — —
Die menschliche Sündhaftigkeit,
Als Waage der Vollkommenheit,
Ist zwar nur Menschen-Schwäche; —

167.

Doch gibt uns dieß den Vorwand nicht,
Ein eignes Biet zu wählen;
Und was Gefühl so deutlich spricht,
Der Wahrheit zu verkehren;
Es hemme nicht den edlen Schwung
Des innern Drangs zur Verrückung,
Durch lächerlichen Hochmuth! —

168.

Bewußt seyn, das die Pflicht erzeugt,
Vereinigt mit dem Gewissen,
Bewußtseyn, das dem Werth entsteigt,
Den wir erreichen müssen
Durch Demuth — ohne sclar'sche Huth,
Durch Selbstkraft — ohne Uebermuth, —
Dieß sey das Ziel des Lebens!

169.

Bewußt seyn heißt der schöne Preis,
Der hier und einst uns lohnet;
Nur der ist gläubig, stark und weis',
Der keine Mühe schonet,
Sich selbst zu läutern, und dennoch
Nicht sclarisch keuchet unter'm Joch,
Des süßen Schweiger-Glaubens!

170.

Des Glaubens Licht ist Harmonie
 Des Seyns, und jedes Wahren;
 Doch können Grübeleien sie
 Nicht schneller offenbaren,
 Als jener schlichte, feste Gang,
 Der ohne allen Glaubens-Zwang,
 Den Weisen lenkt zum Ziele,

171.

Zusammenwirkung der Natur
 Mit unsern höhern Gaben,
 Vermag allein der Gottheit Spur,
 Die nur in sich erhoben,
 Zu zieh'n in's Reich der Phantasie —
 Doch ohne reine Harmonie
 Besteht kein reines Wissen!

172.

Das Höhere verbinde sich
 Zuweilen auf dem Niedern —
 Wollt' Jeder nur mit seinem Ich
 Auf Erden sich verbrüdern,
 So ginge jeder Menschenwerth
 Den ehedem so viel zerstört,
 Von selber hier zu Grunde.

172.

So kurz die schöne Lebensbahn,
 So reich ist sie an Farben, —
 Die leider oft im stolzen Wahn
 Der Klügelei verderben!
 Wer weise sich erkennen will,
 Der suche sie, und sondre stilk
 Das eigne Licht von fremdem.

173.

Als Mensch bin ich mir immer gleich,
 Nicht so in meinen Pflichten,
 Die nicht bloß nach dem Kraftbereich
 Der Menschlichkeit sich richten;
 Sie wollen Handlung, Thaten-Kraft,
 Den Willen, der die schöne That
 Der Eitelkeit verachtet.

174.

Darum sucht Mancher Menschenwerth
 Der ihn getäuscht nicht findet,
 Weil er von Andern ihn begehrt,
 Und sich nicht selbst ergründet!
 Die Pflicht erweitert jeden Kreis
 Zur Welt -- nur sie gewährt den Preis
 Des innern, stillen Friedens.

176.

Zufriedenheit, die sie erschafft,
 Tilgt jedes Wunsches Mahnung;
 Sie weckt der Seele hohe Kraft,
 Und jene frohe Ahnung
 Des Besseren in besser Welt; —
 Der Ungewisheit Schleier fällt
 Vor ihrem schönen Glauben.

177.

Sie führt uns zur Unsterblichkeit,
 Auf streng gebahnten Wegen;
 Sie führt durch jede trübe Zeit
 Uns froh dem Ziel entgegen;
 Wer sie geübt, ist heilig rein,
 Wer lebt in ihr, ist werth zu seyn,
 Nur Pflicht ist wahrer Glaube!

178.

Unsterblichkeit! welch süßrer Klang
 Kann unsre Zweifel stillen?
 Welch' heb'rer mächtigerer Drang
 Kann unsre Seele füllen,
 Als der nach ihr? — wer kennt ein Wort
 Daß an des Grabes schwerer Pfort'
 Uns tröstender erparnte?

179.

Die Seel' bleibt sich als Seele gleich,
 Wenn wir sie Leben nennen,
 Drum darf sie im Planetenreich
 Nicht Schluß noch Abstand kennen.
 Sie unterscheiden nicht Gestalt,
 Doch Waag — die höhere Gewalt
 Liegt schon in der Empfindung.

180.

Durch diese wird sie Seelen: Akt,
 Das nur sich selbst durchbringt. —
 Das heißt, den ganzen Welttenball
 Mit jener Kraft umschlinget,
 Die, nie vergebend — nie entwand,
 Und in dem Gott: Selbst das Band
 Von Seyn und Leben knüpft.

181.

Drum kann, gleich Ihm, sie nie vergehn,
 Die nie, gleich Ihm, entstanden.
 Kein Zweifel kann den Hauch verwehn,
 Der sie mit heil'gen Banden
 Dem Endlos: ewigen geweiht,
 Wenn auch des Körpers Niedrigkeit
 Sie leider oft entweicht.

182.

Empfindung der Unsterblichkeit
 Heiße der Verstand der Seele;
 Vor ihr entschwinden Raum und Zeit,
 Und keine Parallele
 Der philosoph'schen Hochkultur,
 Vertilgt in ihr der Wahrheit Spur
 Durch lächelnde Sarcasmen.

183.

Empfindung unsrer selbst, die schon
 Uns mächtig hier durchbebet,
 Sie ist es, die dereinst als Lohn,
 Als Strafe in uns lebet; —
 Bewußtseyn unsres geist'gen Ich,
 Wird einst als strengster Richter sich
 Zu Lohn und Strafe steigern.

184.

Sey nun die Seel' einst wiederum
 Mit Körperstoff umgeben —
 Sey sie als Lebens-Maximum,
 Ein geistig-reines Leben, —
 Sie wird empfinden, daß sie lebet,
 Und wenn sie zur Erkenntniß strebt,
 Sich selbst, erkennend, richten.

Dann wird Erfüllung jener Pflicht,
 Der wir uns thätig weihen,
 Ihr dort das lohnendste Gewicht
 Zum höhern Schwung verleihen.
 Was hier nur Pflicht, gerechter Trieb,
 Wird dann schon allgemeine Lieb',
 Vereint in der Empfindung!

So mancher, dem des Glanzes Macht
 Zufriedenheit gewähret,
 Und der dennoch in Glanz und Pracht
 Des innern Glücks entbehret,
 Hascht ängstlich nach des Wechsels Glück,
 Indem sein schwacher Geistesblick
 Das nächste Glück nicht findet.

So mancher sucht Stolz im Spiel
 Der niedern Lebensphären,
 Des kurzen Lebens eitles Ziel,
 Und süßt des Lebens Leeren
 Mit schnöder Lust — indeß er süßt,
 Daß er nur Wünsche sich erzielt,
 Anstatt sie zu erfüllen!

So wenig unser Ziel gebeut,
 Daß wir erlaubte Freuden
 Uns hier entziehen, die Menschlichkeit
 Und Trieb vom Höhern scheiden,
 So wenig darf der Scheinzenuß
 Durch unerlaubten Ueberfluß
 Uns ganz vom Höhern trennen!

Der Mensch bedarf des Menschenglücks
 So lang er menschlich süßet,
 Doch sey die Gluth des Augenblicks
 Durch geist'gen Drang gelüftet,
 Die Gottheit schuf nicht zum Laßes'n
 Den Körper — doch auch nicht allein
 Zum Thiere seine Sinne. —

Kein Stand noch Rang ist von der Vlicht.
 Des Menschen ausgeschlossen,
 Von Werken, die dem bessern Licht
 Des eignen Werths entsprossen.
 Des Lebens Führer heißt Gefüht,
 Das, rein, durch jedes Weltgewühl,
 Am sichersten es leitet.

Zwar ohne Berg besteht kein Thal,
 Kein Licht ist ohne Schatten,
 Die Freude bricht sich an der Qual,
 In der wir oft ermatten —
 Doch sinken sollen wir drum nicht,
 Das Auge, das im Menschen bricht,
 Wird nie die Sonn' erreichen!

Der gute Gott, der keinen Schmerz
 Uns ohne Trost gegeben,
 Wußt' unsre Seele durch das Herz
 Im Leiden zu erheben;
 Zwei Fenster gab uns seine Macht,
 Die in des Grammes bitter Nacht
 Uns aufrecht halten sollten.

Zum Trost erwecket durch's Gefühl,
 Durch reinen Sinn gewoben,
 Sind sie es, die des Lebens Ziel
 Zum Götterziel erhoben.
 Wer ist, der ihren Werth erkannt,
 Und nicht den Lohn im Busen fand?
 Sie heißen: Freundschaft — Liebe!

194.

Das herrlichste Naturprinzip
 Ist Einigung durch Liebe,
 Die, ferne von bloß niederm Trieb'
 Sich durch die höhern Triebe
 Des edleren Gefühls erzeugt, —
 Die reinern Zwecks, harmonisch steigt —
 Nur Gleiches sucht und findet.

195.

Das Gute sucht sein Geschick
 Durch Näherung des Guten,
 Die Liebe sucht der Liebe Glück
 In gleich erwachten Stufen:
 Doch sey sie geistig stark und frei —
 Das höchste Glück der Liebe sey
 Das Geist-Atom der Freundschaft! —

196.

Woh! dem, den ihr erhabnen Schwung
 In's höh're Wirken leitet,
 Den des Gefühls Einigung
 In seinem Thun begleitet,
 Dem eines Freundes treue Hand, —
 Der reinen Liebe süßes Band
 Den Pfad zum Ziele heiligt!

197.

Vermögen Sie auch nicht allein
 Vollkommenheit zu geben,
 So werden Sie das ird'sche Seyn
 Ermunternd doch erheben,
 Daß wir, mit frohem Sinn' erfüllt,
 Der Zukunft nicht verhäutem Bild'
 Mit Muth entgegen schreiten!

198.

Vollkommenheit durch innres Glück
 Das ist das Ziel der Erde! —
 Des wahren Weissen Forscherblick
 Scheut keine Scheinbeichwerde,
 Auf steinigem Pfad — der größte Stein
 Kann ihm nur neuen Reiz verleihn,
 Durch müßigen Kampfs zu siegen.

199.

Was Jenseits harret, erfüllet ihn
 Mit ungetrübtem Hoffen,
 Ihm ist die hohe Kraft verliehn,
 Die jeden Himmel offen
 Im Innern sieht, kein Verurtheil
 Verflört sein selbst erzeugtes Heil —
 Er liebt, um einst zu leben!

200.

Der Weise gibt sich ruhig hin
 Der bessern, innern Reizung,
 Unwandelbar hält sich sein Sinn
 An höh'rer Ueberzeugung,
 Ihm kommt kein Anstoß ungelehn,
 Er eint das Bespre im Entzehn,
 Und rundet's fest zum Ganzen.

201.

Er träumt nur, wenn er träumen soll,
 Um geistig zu erwachen,
 Verlacht der Philosophen Groß
 Und weinet, wo sie lachen!
 Er sieht das Wahre, wie es ist,
 Und wenn er stilt das Grab ermißt,
 So prüft er, um zu handeln.

202.

Bevor er nicht sich selber kennt,
 Ist Alles für ihn dunkel, —
 Er weiß, daß zwar die Flamme brennt,
 Doch nicht des Glanzes Funkel. —
 Er halt sich an das Licht, als Licht,
 Und stürzt sich ohne Grunde nicht
 Ins Meer der Untersuchung.

203.

Er sucht sich mathematisch weis'
 Im Forsche festzustellen,
 Sucht dann den eignen Wirkungskreis
 Bedächtig zu erheilen,
 Erweitert ihn allmählig mehr,
 Und lernt so nach und nach die Esphäre
 Der andern Kreise kennen.

204.

Er tritt in's Leben, ernst und fest —
 Was Befehle vor ihm sa'n
 Bringt er zur Reife — und verläßt
 Es weis', wie er's betreten.
 Er sammelt jeden kräft'gen Stab,
 Baut sich die Brücke über's Grab,
 Und scheut nicht Sturm noch Wogen.

205.

Er läßt sich nicht vom Knabenheer
 Der Hochkultur bethören;
 Er süßet den eignen Werth zu sehr,
 Um ihren weisen Lehren
 Zu folgen; Wahrheit ist sein Ziel
 Und da, wo jeder Andre sel,
 Wird er nicht Einmal straucheln.

206.

Er spricht nicht aus, was er nicht fühlt,
 Und sucht nicht zu erwecken
 Was ihm nicht ziemt, id est: er spielt
 Nicht mit des Lebens Drecken!
 Er tadelt nicht, was er nicht kennt,
 Er handelt denkend, und entbrennt
 Nicht bloß für Phantasien. —

207.

Der Weise glaubt, weil sein Verstand
 Ihn einen Schöpfer deutet;
 Weil seine Weisheit früh erkannt,
 Daß ihn ein Höherer leitet;
 Weil er empfindet, was er ahnt;
 Weil ihn sein Herz an den ermahnt,
 Der es mit Dank erfüllet! — —

208.

Dieß wäre nun, gelehrte Herrn,
 So meine Denkungsweise. —
 Und weil ich doch einmal nicht gern
 Ein Glaubensgegner heiße —
 So hören Sie zum Ueberflus
 Als meiner Rede würd'gen Schluß
 Noch meine Glaubensregel:

209.

„Wir sollen glauben, daß Ein Gott
 „Die ganze Welt umfasse;
 „Wir sollen feste stehn im Sport
 „Und im Partheien's Haffe;
 „Wir sollen denken, daß der Christ
 „Weit weniger als Heide ist.
 „Wenn er nicht menschlich handelt?

210.

„Wir sollen lieben, was da leidet,
 „Und uns nicht Schaden bringet;
 „Wir sollen dulden was da strebt
 „Und uns nicht mit verschlinget;
 „Wir sollen schonen unsern Feind —
 „Wenn er sein feindlich Werk beweint,
 „Und sich zum Guten wendet.

211.

„Wir sollen ehren das Gebot,
 „Das uns ein Gott gegeben.
 „Wir sollen achten jedes Brod
 „Und jedes gute Streben!
 „Wir sollen helfen, ohne Lohn,
 „Wir sollen strafen, ohne Hohn,
 „Und Keinen ganz verdammen!

„Wir sollen folgen dem Befehl,
 „Das unser Wohl bezwecket!
 „Wir sollen fliehen vor dem Reiz,
 „Das Schmach durch Glanz verdecket.
 „Wir sollen meiden jedes Band,
 „Das nicht Gewissen und Verstand
 „Zu Einem Zweck verbindet.“ —

Noch saßen beide Herren stumm
 Und wie vom Blitz getroffen,
 Das Auge stier — den Rachen trumm,
 Den Mund verwundert offen,
 Als längst schon unser Narre schwieg,
 Und schon der König ihm den Sieg
 Durch stolzen Blick gewürzt.

Als nun das Pärchen stumm erstand
 Mit höhnischem Verneigen,
 Hielt sie der Narre sehr galant
 Zurück, und brach das Schweigen
 Mit höflicher Entschuldigung,
 Daß er vor solchen Herrn den Schwung
 Vielleicht zu stark versucht.

215.

Dies kühlte das verbrannte Hirn
Der Herren, — und sie blieben,
Indem sie sich von Wang' und Eiern'
Den Schweiß fast ängstlich rieben;
Vern hätten sie, von Stolz erregt,
Den klugen Narren widerlegt, —
Wär' Wahrheit umgestoßen.

216.

Doch als er der Verstandesnoth
Nunmehr ein Ende machte,
Und man den Herrn, auf sein Gebet,
Zwei große Schalen brachte,
Worin der Dampf aus schwarzem See
Zur Nase flog, ließ der Kaffee
Sie jede Schwach vergessen.

217.

Wie oft ein theurer Schnepfendreck
Minister ministrirt, —
Ein goldgewicht'ges Eßbesteck
Zu Amt und Würden führt —
So tilgte hier ein schwarzer Sud
Der Eitelkeit gereizte Bluth,
Und förderte den Frieden!

Mit heit'rer Stirn erkannten sie
 Sich für geschlagne Krieger,
 Und beugten sich vor Herrn P o l i
 Als philosph'ischem Sieger;
 Bei jedem neuen Schlusse wich
 Der alte Stolz, und legte sich
 In überlauten Weisheit.

Der K ö n i g schien noch mit Bedacht
 Sein Wort zu überdenken,
 Von Neuem schien es ihn mit Macht
 Zum bessern Pfad zu lenken;
 Denn was des Narren Mund entließ,
 Mußt' einen gar gewalt'gen Stoß
 Dem Reiseswede geben.

Allein es war mit dieser Reif
 Was anders nun verbunden, —
 Er seufzte, — und gestand sich leif
 Daß Ein's vielleicht gefunden,
 Was ihn in frohem Augenblick
 Ein bestes, langvermisstes Glück
 Im Leben ahnen ließe.

Er muß' ein nie gekanntes Licht
Im Innern jezt gewahren; —
Doch war er, wie es schien, noch nicht
Mit sich so recht im Klaren;
Wir wissen ja — man seufzt oft lang'
Bevor man selbst den innern Drang
Sich deutlich kann erklären.

Noch saß er so, als man den Klang
Von zarter Harfe hörte,
Der durch die offne Thüre drang,
Und ihn im Denken rührte;
Man blickte hin — und sieh', es war
In später Nacht ein Mädchenpaar
Verschleiert eingetreten!

Der schlanke Wuchs — die schöne Hand,
Die Harfen, reich geschmückt,
Das golddurchwirkte Taillenband,
Das Kleid, so reich gestickt,
Der prächt'ge Hut auf seidnem Haar —
Verriethen, daß das holde Paar
Zur Harfe nicht geboren.

221.

Nachdem die Harfen hell und rein
 Gestimmt, und alle Gäste,
 Um ihnen volles Ohr zu leih'n,
 Sich sämmtlich auf das Beste
 In Positur gesetzt, begann
 Das Spiel, und Beide fingen an
 Gar zart und schön zu singen.

225.

„Es war einmal ein gutes Kind,
 „Das keine Sorgen kannte,
 „Und dem der Mutter Trost geschwind
 „Den kleinsten Gram verbannte;
 „Das Kindlein hatte manches Spiel,
 „In dem es sich gar gut gefiel
 „Mit andern guten Kindern.

226.

„Die junge, unschuldvolle Brust
 „Bewegte noch kein Leiden,
 „Das Kindlein schien in froher Lust
 „An Allem sich zu weiden,
 „Was ihm der Mutter Zärtlichkeit
 „Gewährt; — doch ach! die Kinderzeit
 „Ging nur zu bald verüber!

227.

„Das Kindlein wuchs zum Knaben auf,
 Nur mancher falsche Kummer
 Hing es im jugendlichen Lauf
 Ein sorglos - heitrem Schlummer!
 Die andern Kindlein, fromm und gut,
 Sie konnten nicht den raschen Rath
 Des jungen Mutes hemmen.

228.

„Vergebens daß die Mutter sich
 Ob seiner Kühnheit barmte,
 Und ihn, so wild, gar mütterlich,
 An ihrer Brust erwärmte, —
 Die Sehnsucht schlich in's junge Herz,
 Und senkte nie gekannten Schmerz
 In's kindliche Gemüthe. —

229.

„Der Knab' gefiel sich nimmermehr
 Dabeim bei den Gespielen, —
 Sein Innres ließ ihn bang und schwer
 Ein fremdes Leiden fühlen;
 Gar stürmisch hob sein feurig Blut
 Das Herz in unbekannter Gluth,
 Und alle Freuden schwanden.

Der Hoinarre I.

230.

„Da trieb's den Knaben rasch hinaus
Vom schönen, heim'schen Herde;
Er floh der Mutter schützend Haus
Mit trauriger Geberde,
Und suchte sich in weiter Welt
Befriedigung, die Glanz und Geld
Ihm nicht gewähren konnten.

231.

„Da heimmten plötzlich seinen Drang
Des großen Meeres Wellen!
Dem Knablein aber ward nicht bang,
Das schon daheim die Quellen
Durchwatet in der grünen Au, —
Es dachte, wo der Himmel blau,
Kenn' ich der Fluthen Tiefe.

232.

„Der Himmel aber wechselt nie, —
Doch wechseln hier die Farben,
Und selbst die Menschen wechseln sie,
Wenn Mensch und Tugend starben!
Der kühne Knabe, der verhört,
Nicht auf der Mutter Wort gehört,
Wurde blind sich in die Wogen.

233.

„Da faßt ihn, ach! der Strudel schnell,
 Und riß ihn wild hinunter!
 Vergebens wünscht er sich zur Quell'
 Zurück, wo froh und munter
 Sein Fuß gewellt; — vergebens rang
 Er mit der grausen Fluth — sie schlang
 Voll Oer das junge Opfer!

234.

„So mußte denn der arme Knab'
 Im Wellenstrom ertrinken!
 Er sank betört in's frühe Grab,
 Und rief, schon im Versinken:
 „„O blieb ich bei dem Kindlein doch
 Daheim! ich wär' ein Kindlein noch
 Und sicher vor dem Strome!““

235.

So sang das holde Mädchenpaar
 Mit schmerzlich: süßem Klange —
 Und fleh', wie es nun schwieg, da war
 Vertränet jede Wange!
 Der König aber sprang bewegt,
 Und tief im Innersten erregt
 Empor von seinem Sipe.

236.

Da trat die eine Harfnerin,
Die Schönste wohl von beiden,
Mit festem Schritte zu ihm hin,
Und bot ihm sehr bescheiden
Ein Tellerlein, darauf ein Blatt
Papier, das sie zu nehmen bot,
Mit leiser, harter Stimme.

237.

Der König nahm, und las erschreckt
Die vielgewicht'gen Worte:
„Der schöne Pfad ist Dir entdeckt
Zur heil'gen Wahrheit-Pforte —
Erkennst Du nun nicht deine Pflicht,
So ist hier Deines Bleibens nicht, —
Hier wirst Du nicht gefunden!“

238.

„Wer bist Du, holde Sängerin?“
So ruft er, und erblicket; —
Sie trat ihm näher, — „wer ich bin?
„Wenn Ihr mich drum nicht hasset,
Dag ich Euch mahn' an Eure Pflicht“ — —
Sie zog den Schleier vom Gesicht —
Es war — Mamet Antonio.

239.

Der Narro lachte — doch vernarrt
Stand unser Menschenbasser,
Als fiel er selbst, vor Schreck erstarrt,
Wie jener Knab' in's Wasser;
Sein Herz erbehte, — ach! so schön —
So schön hatt' er sie nie gelebt'n
Als heut, im Mosenleide!

240.

Und als nun gar, so zart und weich
Ihr Händchen ihn berührte,
Da war's, als ob in's Himmelreich
Ein Engel ein ihn führte:
Sie zog ihn fort, er folgte stumm —
Und eh' der nächste Tag herum,
Ging's an die Weiterreise.



N o t e n.



N o t e n.

1) Nichts bringt unter Anderm Folgendes zu Tage:
„Die Wissenschafts-Lehre hat ein Prinzip,
das nicht aus der Wissenschafts-Lehre zu be-
weisen ist: denn sie ist, weil sie ist! —!“

2) Franklin.

3) Unschuldige Frage vom Geher: „Geht das auf den
Wiener Weß-Wind?“

4) Neuere Politik!

5) Als welches sich erwiesen durch den verrufenen Diebge-
fellen Grafen Tagliastro — und viele Andere!!

6) In Italien, dem Geburtsort Pollicino's, spricht ders-
selbe nicht, und ist nach dortiger Sitte bloß Nune; er
spricht jedoch in einigen Städten Deutschlands.

7) Dem Lesern, die singen, diene zur Nachricht, daß
dies Lied ganz nach „Gaudemanns“ oder „ein freies Leben“
gesungen werden kann.

8) Aus dem Leben.

9) Allg. Zeit. 1878. No. 22. Ich bitte den Artikel über
die griechische Frage zur Hand zu nehmen. Er ist sehr buch-
stäblich behandelt. D. H.

10) Diese edle Einsicht des Hrn. Redner ist zu edel ein-
stellig.

11) Man vergleiche mit dieser lächerlichen Behauptung die
Strophe No. 47 und 48.

12) Im Aufsatze heißt es: „Das Werk russischer Bar-
baren.“ — Wie civilisirt und menschlich diese (so
genannten) Russen in den weißen Kriegen sich benom-
men, ist auch einem minder Pfiffigen, als dem Herrn
Redner der griechischen Frage, eben so wohl bekannt,
als es ihm nicht unbekannt sein kann, welches ewige
Barbaren's Denke oder vielmehr Schandmal die Ketten
von St. Helena den edlen Herzen Englands aufzuweisen
haben.

Der Verfasser.

13) Buchstäblich. Man sehe den Aufsatz.

14) Den mit diesem Manne unbekannten Lesern diene Ge-
eignet über ihn, meinem Gedächtniß bestmöglichst Entlehnte
zur Erinnerung: Als der bekannte Fürst Nepnin auf
Befehl seiner erhabenen Pforten Katharina II. als Brie-
densbotschafter nach Konstantinopel ging, betraf der eine
Friedensartikel die Auslieferung der Kriegsgefangenen von
beiden Seiten. Da man jedoch in Konstantinopel die weis-
sen russischen Kriegsgefangenen nicht verkaufen wollte, sondern
ihnen zuvorn bereits zum Sklaventhum verkauft, und eine
Menge derselben zum Religions- u. Lebertheile gezwungen
hätte, so bot die vollständige Ausführung jenes Artikels von
thatsächlicher Seite nicht geringe Schwierigkeit dar. — Dem-
nach erhebt sich ein (von Gehalt ziemlich unansehnlicher)
Mann, Namens Sergio (wenn ich nicht irre, aus Peters-
burg) zu dem schweren Amte eines Auswechslungs-Agenten
zu Konstantinopel, und durchsich, mit einem Eifertheile

Passe vom Sultan versehen, diese Stadt täglich von früh bis Abends, um sich der bedrängten Dyker auf das Thätigste anzunehmen. — Mehrere derselben, die bereits die mohamedanische Religion angenommen, entriß er ihren Herrn mit Gewalt, und machte sich zuletzt den Herrn Sklavenhändlern so furchtbar, daß sie schon bei Nennung seines Namens erzitterten. Eines Tages erkannte er unter den Sklavinnen eines hohen türkischen Beamten, von dem so sehr begünstigten Glanbe der Emir's, eine russische Dame, die man während des Krieges geraubt und gefangen in die Sklaverei geschleppt hatte. Er forberte sie augenblicklich zurück. Der Beamte gab vor, daß sie ihn freiwillig geheirathet habe, und als Sergio mit Drohungen nicht nachließ, ließ er denselben gewaltsam aus dem Hause. Sergio begab sich zum Großvezier, der dahin entschied: daß der Emir sie herausgeben müßte, wenn sie sich freiwillig wieder zur christlichen Religion bekannte. Der Emir ward vorgeladen, und erschien, halb rasend vor Wuth, mit ihr vor dem versammelten Divan. Er liebte sie sehr, und erwartete daher bestimmt, daß sie seine fernere Parteilichkeit der Rückkehr zu Vaterland und Religion vorziehen würde. Dem war jedoch nicht so; sie ergriff vielmehr entzückt die Gelegenheit zur Befreiung, und bekannte sich mit Thun zum angebornen christlichen Religion, die sie nie freiwillig aufgegeben haben würde. Nun sprach der Großvezier zu dem Sergio an: dieser wollte sie hinwegführen, als der Emir wie rasend vor der Versammlung niederstürzte, und nur um die Begünstigung bat, seine Schöne bis zur Entbindung behalten zu dürfen: „Da das Kind eines Emir's zu einem Stamme gehöre, der grüne Turban trüge, und daher ohne die größte Beleidigung Mahameds nicht außer Landes gebracht

werden dürfe.“ — Der ganze Divan erklärte diese Behauptung für recht und billig, und schien geneigt, die bewilligte Befreiung bis auf Weiteres zu widerrufen, als Sergio ganz allein vortrat, und mit einem, bis dahin unerhörten Muthe dem versammelten, Augenwöhnnten Gerichte erwiderte: „Da mir die Mutter einmal bewilligt ist, und das ungehörne Kind noch keine Erklärung in Betreff der Negligon ablegen kann, so gehört der Sprößling ihr zu, und man wird nicht verlangen, daß sie in Rücksicht ihres Kindes sich nach Herrn Muhammed richtet. Sollte jedoch Muhammed nach diesem Pflänzlein ein besonderes Verlangen tragen, so wird er es zu bewirken verstehen, daß der sogenannte unge Emir mit einem grünen Lappen auf dem Kopfe zur Welt kommt! Ist dies der Fall, so übernehme ich es, auch den ehlen Turban»Verwandten wieder nach Konstantinopel zu besorgen. Vor der Hand aber gehört er Christo, und kehrt mit der christlichen Mutter nach ihrer Heimath zurück!“ — Der ganze hohe Divan verzimmte bei dieser unerhört klünnen Aeußerung. — Sergio netzteugte sich, ergriß die Gerettete bei der Hand, und entfernte sich ungehindert. — Von diesem Tage an ersuhr er keine weitere Widersezung bei seinen Befreiungs»Versuchen.

Der Verf.

15) Haupter Artikel des Traktats vom 6. Juli.

16) Man sehe weiterhin die Strophe 11.

17) In demselben Aufsatze: Die griechische Frage.

18) S. Allg. Zeit. 1828. No. 99. Quittschers.

19) Allg. Zeitung 1828. No. 55. Vertreibung der armen Christen.

20) Prophet Elias würde gefcheifte legen.

21) So heißt das türkische Gesetzbuch, in welchem die folgende herrliche Lehre wörtlich enthalten ist. D. B.

22) Oberhaudschung am 16. Juli 1829.

23) Da Gloria.

24) Oberster Barken.

25) Götterg. Der Sonnen.

26) Tiedge, Urania.

Gute des ersten Wanders



Inhalt

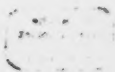
des ersten Bandes.

Erste Abtheilung.

Der gesunde Kranke. Wie König Wilibaldus als ein Menschenfeind seine Zeit mit finstern Brüterien hinarbeiten thäte; darauf er eine Vision erhält von dem Rathe Monsieur Pelt, als welcher ihn wieder in ein Lâchein zu versetzen gewußt. Wie er sodann genanntem Pelt seine Leiden declariret, und ihn darauf zu seinem Hofnarren einruft. Seite 9

Zweite Abtheilung.

Der Narre ist ein Erzschelm. Handelt von Anfange von Frau Adelheidens, der Königin, als welche ihr Herzleid gar klammerlich ob der verführten Lieb' ergiehet. — Darauf folget, wie König Wilibaldus eine Abschieds Mahlszeiten halten thät, und was dabei geschehen; darnach er seine curiose Reisen beginnet, um eheliche Menschen zu entdecken. Seite 47



Dritte Abtheilung.

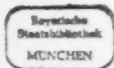
Narren und andere Leute ohne Menschen. Wie König Wilibaldus an des Kaisers Befehl ein gar artigis des Dienensummer befolgt. Wie er sich Trauenschmerz hierauf engagiert, auf daß er in eine königlichen Dienste sich ergeben möchte. Darauf er seine Heile mit selbiger inegno fortsetzt, und sich nach einer gar lustigen Erwählungen begibt. — König Wilibaldus spricht mit dem Narren bei der Handwerth-Jungen vor, altes er gar Manches errichtet. Von dem wackrigen Schmiedes Meißer. König Wilibaldus beginnt in Gedanken zu verfallen. Seite 73

Vierte Abtheilung.

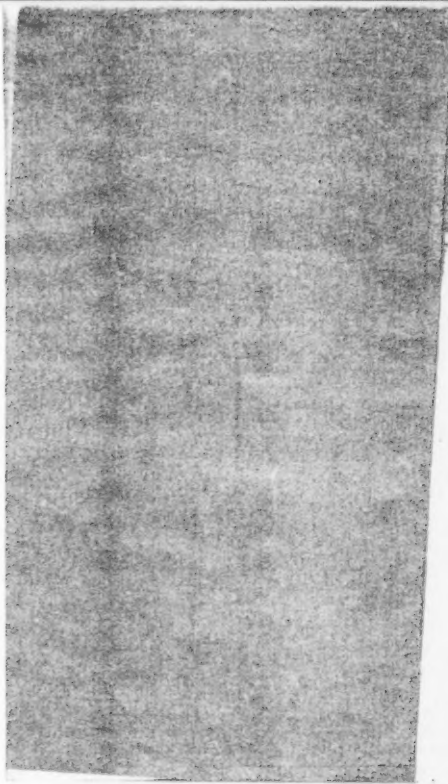
Die Politischen in der Studentenkeiße. Wie Herr Wilibaldus mit dem Narren und Marlier vor die akademische Kassen wölth, altes sie einen tüchtigen Paribens-Lang vernimmt. Darauf sie abta einschren, und sich gar wohl erweisen mit politischen dissertationibus, gegen das Ende aber ein verisches Obentheurer begeben, und durch selbes in eine unföngliche Lage geraten. Seite 165

Fünfte Abtheilung.

Die Philosophischen in der Kesseldoutisen. Wie Herr Wilibaldus kommt dem Narren nach dem verischlichen Obentheurer in eine tüchtigen Kesseldoutisen geraten. Wie sie hier in einer Philosophen Kante verfallen, und sich an selbiger wunderlichen Seiten gar sehr erweisen. Darauf der Narre mit seiner eigenen Philosophia besser beiden Kesseldoutisen in Mund und Zehen schlägt, und von denen beiden Philosophen um einen sehr besonnenen Preis zum Sieger verachtet wird. Wie hernach König und Narre durch eine mündige Maximerbirne erachtet, und durch selbige gar Alerte angesetzt werden. Seite . . . 235.







Freiburg 1798²¹

(2)

Der

H o f n a r r e.

Eine gar wunderfame

Originalhistorie

in

zehn Poëmen.

Mit einem politischen Intermezzo:

„Die grosse Allosche.“

Zweiter Band.

In denselben Verlage erschienen folgende einschlägig-
werthe Werke:

D e r P a t r i o t.
Ein semischer Roman
von
Friedrich Seybold,
Verfasser des *Sammlers*.
H. Trobner.

Briefe eines Verstorbenen.
Ein fragmentarisches Tagebuch
aus
England, Wales, Irland und Frankreich,
geschrieben in den Jahren 1828 und 1829.
2 Bände, gr. 12. 1/2 Rthlr.

Denkwürdigkeiten
aus dem Tagebuch eines Hofkassiers.
Bruchstücke aus seinem Tagebuche,
herausgegeben

von
D. E. B. Welf.
2 Bde. gr. 12. 1 Rthlr.

Scherben.
Novellen und Erzählungen,
mit
einer typischen und dramatischen Ausgabe

von
D. E. B. Welf.
1r und 2r Bant gr. 12. Trobner.

Der
H o f n a r r e.

Eine gar wunderbare
Originalhistorie

in
zehn Poëmen.

Mit einem politischen Intermezzo:

«Die grosse Mücke.»

Herausgegeben

von

† † †

Zweiter Band.

Stuttgart.

1831.

Hallbergersche, vormals Brandtsche Verlagsbuchhandlung.

Bayrische
Staatsbibliothek

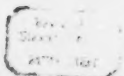
MÜNCHEN

Sechste Abtheilung.

Lebendige Historie eines todtten Postmeisters.

Wunderbarer Hund des König Wilibaldi in einem
verelmsanten Posthause, bei der Abreise von Hans-
Fensleg nach der chinefischen Hauptstadt
Gong-Sing.





Sechste Abtheilung.

Wunderbarlicher Hund des Königs Witticharts in einem versteinerten
Felskammer, bei der Abreise von Frankenburg nach der chinesi-
schen Hauptstadt Peking-Wang.

1.

Ein heiter stiller Sommertag
Begrüßte sanft die Watten,
Die reiche Flur, erwachend lag
In nebelgrauen Schatten,
Als unsre Reisefompagnie,
Weist schlummernd, mit der Sonne früh,
Aus Frankenburg kutschirte.

2.

Dem König war's ein wenig schwer.
Und wunderbarlich zu Muth —
Er ruckt im Wagen hin und her,
Weiß öfters nach dem Hute,
Und rief verflochten sich den Schweig
Vom Antlin, denn so bang und heiß
Hatt' er sich nie geföhlet.

3.

Der Narre schien im Wagnetz
 Ermüdet eingeschlafen,
 Indes im listigen Versleck
 Ihn doch die Töne trafen,
 Die hie und da des Königs Mund
 Entfuhren — und fast jede Stund'
 Zählt' er an zwanzig Tenzern. —

4.

Ihm saß Antonia zur Seit'
 Und ihre Blicke streiften
 Hinaus zur Thur von Zeit zu Zeit —
 Jedoch die meisten schwelgen
 Verflohen in dem Wagenrund
 Und blieben an des Königs Mund
 Accompagnirend hängen. —

5.

Des muntern Hirten Jld' erscholl
 Herüber vom Gesüde;
 Aus freier Brust bewegt und voll
 Von seines Liebchens Wille,
 Entströmte wechselnd froher Sang
 Und kündete den süßen Drang
 Dem muntern Waldbewohner. —

6.

Gar milde Lüftchen schwebten leis'
 Durch Wald und Buch und Fluren,
 Erweckten auf der frühen Reis'
 Der Blumen Reich', und fuhren
 Durch's Wagenfenster — wo ihr Spiel
 Wonch' heiße Wange sanft und kühl
 Vestrich im leichten Fluge.

7.

Noch schwieg des Waldes frohes Chor,
 Das in den Nestern weilte,
 Doch als die Sonne nun den Flor
 Des Nebels gluthig theilte,
 Da stieg sein lauter Lobgesang,
 Indem es sich zum Himmel schwang,
 Zum Vater in der Höhe.

8.

Die Welt ging in aller Eit'
 Nach einem Theil von China,
 Der ohngefahr dreitausend Meil'
 Südwärts der Dubovina
 Den Amazonenstrom begrenzt,
 Am Mississippi sich ergänzt —
 Und dicht am Nordpol endigt.

9.

So lang die Marken Krankensteg's
Noch nicht im Rücken waren,
Ging's gut; man konnte gradewegs
Auf schöner Straße fahren;
Doch kaum, daß das Chinesische Reich
Die Grenze bet, als man sogleich
Den Unterschied gewahrte.

10.

Kaum daß ein Vogel über Pflod
Der Grenze hingeflogen,
So kam ein Kriegesheiß mit Stod
Und Pallaßch angezogen,
Und visitirte roh und grob
Mit einer irren Nadel, ob
Im Schnabel nichts verborgen.

11.

Kein Wunder, daß man unser Corps
Am Grenzstod alarmirte;
Ein ganz Viquet trat rasch hervor
Und nach und visitirte
Im Reißgeräth so lang herum,
Bis unzählig Eisenstabe krumm
Daren gebogen waren.

12.

Als man nun nichts Verdächtigtes fand
 Und sich die Herrn empfahlen,
 Spielt jeder tiefgebückt die Hand
 Emper, und tieß die Qualen
 Der Tasche lesen im Gesicht,
 Um für die Contrebanden-Pflicht
 Ein Schnäpßchen zu erzielen.

13.

Herr Willibald war nicht gewohnt
 An denen sich zu rächen,
 Die, selbst durch Grobheit nur belohnt,
 Dem Herrn im Dienst entsprechen.
 Er gab den Herrn ein Geld auf's Bier — —
 Und sieh! man schenkt' ihm gar dafür
 Ein Pfund geschwärzten Taback!

14.

Drauf sentte man die Meise fort
 Auf schlecht bewahrten Straßen,
 Auf denen noch an manchem Ort
 Verlumpte Bettler sahen,
 Die jammernd an den Wagentritt
 Sich hingen, bis man ihre Bitt'
 Durch eine Gab' erfüllte.

15.

Die Armen waren wohl nicht Au'
 Zum Bettlerstab geben! —
 Doch ging vielleicht — wie oft der Fall —
 Den Herrn ein Spiel verloren,
 Der dann, von Edelmuth befeelt
 Was ihm zum neuen Spiel gefehlt,
 Aus ihrer Hab' erzielte!

16.

Die Reise ging nun ziemlich schnell
 Durch Wiesen, kleine Wälder,
 Bewässert von romantischem Quell,
 Und heiter-blühende Felder
 Zur nächsten kleinen Poststation,
 Die man in kurzer Ferne schon
 Auf ebnem Feld erblickte.

17.

Man hielt vor einem schönen Haus. —
 Der Postillen sprang schwinend
 Vom Pferde; Manche stiegen aus,
 Die, eng' im Wagen sitzend,
 Nach Luft geschnappt; der König blieb
 An der Gefährtinn Zeit', und schrieb
 In's Tagebuch Notizen.

18.

Da — plötzlich stürzt der Postillon —
 (Der muntern Schritte, und singend
 In's Haus hineingetreten schon) —
 Hinzü, die Hände ringend,
 Und schreit, indem er kräftig flucht:
 „Den Stall hab' ich umsonst durchsucht!
 Das Haus ist ausgestorben!“ — —

19.

Nun gab es Lärm — der König sprang
 Verwundert aus dem Wagen;
 Der Karette laste sich, und drang
 Nicht erst mit langen Fragen
 In den Herrn Schwager, sondern ging
 Mit Witzbald in's Haus, das Ding
 Davor zu untersuchen.

20.

Der gute Schwager hatte Recht. —
 Im ganzen Hause fanden
 Sie leider weder Herrn noch Knecht,
 Als war' es leer gestanden
 Seit Noab's Zeit; vergebend strich
 Man durch den Hof, es zeigte sich
 Nicht eine Spur von Leben.

21.

Nun nahte sich Antonia
Dem Paar, und Alle spürten
Nach jedem Winkel — doch man sah,
So weit die Schritte führten,
Nur Staub und Schutt — indes jedoch
Die Möbel unverfehret noch
Am alten Plage stunden.

22.

„Höchst sonderbar!“ — rief Wilibald,
„Dass sollte man vermuthen
Es hätten hier des Wuths Gewalt,
Des Waffers graue Fluthen,
Gericht gehalten — stünde nicht
Dies Möbel hier — das sei's Gericht
Unmöglich kenn' vernehmen!“ —

23.

„So wollen wir,“ sprach lachend nun
Antonia zum Narren, —
„Zum Mindesten ein wenig ruh'n,
Und hier so lange harren,
Bis unsre Pferde stark genug
Der nächsten Station den Zug
Mit Ehren zu beginnen.“ —

21.

Der Rath gefiel; man setzte sich
Auf die bestaubten Stühle
Zum kleinen Tisch, und schnelle wisch
Der Schrecken dem Gefühle
Der Heiterkeit; man war bemüht
Den Knoten zu zerbau'n, und rieth
Wohl eine halbe Stunde.

22.

Vor Allem musterte man jetzt
Das Zimmer, sammt Geräthe,
Das, modisch nicht, doch unverlegt
Umherstand, und erspähte
Zugleich ein zierlich Kunterbunt
Von Büchern, die im Hintergrund,
Gemischt am Boden lagen.

23.

Ein großes Vestbuch, breit und dick
Lag auf dem Tische droben,
Und kaum, daß Wittibaldens Blick
In diesem sich erhob, er
Als er ein Blatt in Jolis sah,
Daran gebäuet, er trat ihm nah,
Und las mit lauter Stimme:

27.

„Du, Menschensohn, der Du dies Buch
 Statt meiner wirst gewahren,
 Und der Du selbst als Mensch den Fluch
 Der Erde hast erfahren,
 Eröffne! lies! ermuth'ge Dich
 Durch dieses Testament und mich,
 Und folge mir zu Grabe!“ — —

28.

„Gefunden!“ — rief Antonia,
 „Ein leidender Genosse!“ —
 Sie nahm das Buch herab, und sah
 Daß es mit einem Schlosse
 Verschen war; — man brach es los,
 Und fand statt alles Titels bloß
 Die sonderbaren Worte:

29.

„Wer auch nach mir dies Haus betritt,
 Der lese hier mein Leben,
 Das ich vor meinem letzten Schritt
 Der Nachwelt kund gegeben!
 Man nehme sich ein Beispiel dran —
 Ich gehe! — Peter Wagenmann,
 Unglücklicher Postmeister.“ — —

30.

Welch andrer Titel konnte mehr
Die Lust erregen?
Der Narre rief das Ungesahr,
Das ihn auf allen Wegen
So schön die Hand zum Zwecke bot,
Und hoffte für des Königs Noth
Von Neuem Trost zu finden.

31.

Man ließ sich nieder, und vergaß
Die leichte Reisbeschwerde;
Der Narre nahm das Werk, und laß
Mit wichtiger Geberde
Das folgende Camerle ver,
Dem beide Hörer volles Ohr
Begierig dorchend liehen:

32.

„Es sind nunmehr an fünfzig Jahr'
Daß ich zur Welt geboren
In einem kleinen Dorf, ich war
Zum Bauer nur erkoren;
Doch meinem Vater fiel es ein,
Ich könnt' dereinst was Bessers sehn,
Und ach! — ich ward was Bes'sers!

33.

„Weht Euch, die Ihr beim hohen Pfug,
In Eurer Würde bleibet,
Und die kein Schicksal in den Trug
Der niedern Erde treibet!
Weh' mir! daß ich ihn einst verließ,
Der mir das schöne Glück verprieß,
Nach seinem Glück zu streben!

31.

„Auf einen Posten hingestellt,
Wo man fast alle Tage
Den Menschenwechsel dieser Welt
Erkennt, ward meine Klage
Nach Reyschen dennoch nie gelindert,
Nie der bescheid'ne Wunsch erfüllt,
Ein Ich, gleich mir, zu finden.

35.

„Von der Natur mit dem Gefühl
Begabt, und mit dem Herzen,
Die, unverdorben im Gemüth
Der Welt, des Trudels Schmerzen
So gerne theilen, -- fand nur ich
Verlassen in den Leiden mich,
Die mir mein Grab bereitet!

36.

„So manchen Fürsten, weidlich-weich
 Und Kind — lernt' ich betrauern;
 So Manchen auch, dem Tiger gleich,
 Nur haßen und bedauern.
 So manchen Diener, aufgebläht
 Von Stolz, weil sein die Scheingewalt,
 Aus tieffem Grund verachten!

37.

„So mancher Große, dessen Heil
 Sein Magen ihm gewährte,
 So Mancher, dem die Ehre feil,
 Wenn sie sein Gold vermehrte,
 So Mancher, der in Cypris Schoß
 Das Glück der Unterdanen goß,
 Hat mir das Seyn verleidet!

38.

„Ich sollte wohl am Ende nur
 Den einz'gen Trost bewahren,
 Daß andre Kinder der Natur
 Ein gleiches Loos erfahren?
 Ich habe lange sie gedämpft,
 Des Herzens Qualen — lang' gekämpft —
 Ich mußte unterliegen!

39.

„Zu schwach, dem steten Zwangsgefühlt'
Als Mensch zu widerstehen,
Wußt' ich dem einzigen Rettungsziel'
Beherzt entgegen gehen, —
Und nahm zu meinem letzten Schritt'
Den treuen Gwangsgefährten mit,
Der mich in's Grab begleitet.

40.

„Ich hab' sie satt die große Welt
Mit ihren kleinen Leuten!
Das Schicksal hat mich hingestellt,
Um mit mir selbst zu streiten —
Wohlan denn — ich besiege mich,
Und mach' als Sieger mir den Strich
Durch meine Lebensrechnung!

41.

„Wär' ich ein Fürst — mit Freuden würd'
Ich mich in's Leben schicken;
Schon ist es, als ein milderhirt
Die Seinen zu beglücken,
Und, nur des Guten sich bewußt,
In seiner eignen Menschenbrust
Befriedenheit zu finden. —

„Doch sollt' ich nur das Klagegeschrei
Der Leidenden vermehren?
Verdammet jeden Tag' auf's Neu,
Des Jammers Ton zu hören,
Steh' ich zerknirscht und hülflos,
Und kann dem Tiefgebeugten bloß
Mein eignes Leiden bieten!“

„Herr Cato nahm das Leben sich,
Um sich nicht zu geniren,
Ich gebe, um am Ende mich,
Nicht selber zu verlieren!
Ich bin das Einz'ge, was mir blieh,
Und will dem großen Schicksalsdieb'
Bei Zeiten mich entreißen!“

„Von Hunderten, die jeden Tag
Mein Ohr mit Klagen füllten,
Und die die schwere Schreckenslag'
Umsonst mit Seufzern stülten,
Geh' ich Euch Einige nur kund,
Und wahrlich! keines Menschen Mund
Wird meinen Schritt verdammen!“

15.

„Doch Erbe, den des Schicksals Hohn,
 Nur im Gesichte führte,
 War ein gebrannter Nasenbohn,
 Der lang nach Weisheit frunte,
 Und der zuletzt — — jedoch er mag
 Dir selbst enthüllen seine Klug'
 Wie er sie mir enthüllte: — —

16.

„Ich bin ein armer Künstler, Freund,
 Dem Gram verfinstet im Werden,
 Und noch, so weit die Sonne scheint,
 Der armste Mensch auf Erden!
 Kein Leiden giebt's, das mich nicht trau;
 Der niedrigste Pflanzenerstau'
 Kann mehr als ich nicht leiden.

17.

„Mit Kraft und Herz von Jugend auf
 Dem Schöpfer ausgestattet,
 Bin ich in meines Lebens Lauf
 Nunmehr so ganz ermattet,
 Daß wir in meiner tiefen Noth
 Vor Kurzem nur allein der Tod,
 Noch übrig schien zu bleiben. —

„Nachdem ich meine Jugendzeit
 Aus's Cmsigste verwendet,
 Zu Jederm. was Zufriedenheit
 Meine Studien vollendet,
 Steh' ich verkannt, verlassen hier,
 Und kann in meinem Elend nur
 Nicht raten mehr, noch helfen.

„Wie mancher Paffe, der mit Geld
 Sein Vitzgesuch forchte,
 Ward auf den Posten h'ngezett,
 Der nie mit Recht gehörte: —
 Wie mancher, dem das Ansehen
 Der hübschen Schwester gab Gewicht,
 Ward nie nicht vorgezogen!

„Mein Vater starb — ich stand allein,
 Verarmt und ohne Freunde —
 Die Armen mehrten meine Pein,
 Die Reichen meine Feinde!
 Ach Herr! ich suchte Menschen nur,
 Dieß kleine Wörtchen, — keine Zeur,
 Statt Menschen fand ich — Menschen!

51.

„Ihr habt also die hohe Kunst
 Zu Eurem Ziel' erwähnt?
 Das wendet meine volle Gunst
 Euch zu: — ich bin befeuert
 Von Allem, was zur Kunst gehört,
 Doch leider, wie das Sprichwort lehrt,
 Geht sie gar oft nach Brode. —

53.

„Ich schwamm bereits in Seligkeit
 Bei diesen schönen Worten,
 Und stand, vergessend jedes Leid,
 Schon vor des Himmels Pforten —
 Als mein Herr (Gott) sich besann,
 Und, vornehm hingestreckt, begann
 Mein Glück mir zu verkünden:

56.

„Ich hab' das Ding mir überdacht —
 Man muß nichts übereilen, —
 Doch könnt Ihr, bis der Plan sich macht,
 In meinem Haus verweilen,
 Wir finden wohl schon was für ihn,
 Euch hat Natur so viel verlieh'n,
 Wodurch Ihr Euch empfiehlt.

Der Hofmarke II.

57.

„Ihr seid ein blüh'nder junger Mann,
 Und wollt' Ihr Euch bequemen
 Nach meinem Freunde's Wunsch — so kann
 Eu'r Leid ein Ende nehmen;
 Ihr esset, trinket, schlaft mit mir,
 Und mocht mir nebenbei dafür
 Die Kleider rein erhalten!“

58.

„Doch ich, durch dieses Wort belehrt,
 Wie man mein Schicksal theilte,
 Erstaunt, im Inaersten empört,
 Nicht länger hier verweilte —
 Könnt' Ihr Euch denken; — sinnlos
 Gitt' ich von dannen, und verließ
 Mich weinend in mein Stübchen.“

59.

„Die Noth eröffnete das Schloß
 Ich mußte — wollt' ich leben, —
 So sehr das Leben mich verdreß,
 Auf's Schlachtfeld mich begeben.
 Ich trat hinaus; — die Sonne schien
 Vor herrlich, und ihr mildes Glän
 Erweckte neu mein Sehnen.“

60.

„Den Strahlen, dacht' ich, die so mild
Für jedes Mündchen sorgen,
Ist wohl auch deiner Leiden Bild
Auf Erden nicht verborren,
Der Gott, der seine Würmchen nährt,
Kann dich wohl nimmer ungehört
Von seinem Throne stoßen. —

61.

„So naht' ich einem Gotteshaus,
Mir Hilfe zu erbeten —
Da sah' ich eine Tarn' heraus
Mit einem Gönner treten,
Der zu ihr sprach mit Freundlichkeit:
„Also, mein Schatz, zur Abendzeit,
Unfern vom Hochaltare!“ —

62.

„Bei diesen Worten war die Lust
Zum Veten mir vergangen;
Ich ward mir wieder selbst bewußt,
Und sah' das Verlangen
Der Seele nun vielmehr als Drang
Des Körpers, der mich dachend zwang,
Dem alten Pfad zu folgen.

63.

„Mir fiel nun bei, daß ich gehört
 Von einem Juden sagen,
 Der, mächtig, reich und schriftgelehrt,
 Schon mancher Armen Klagen
 Gemindert — und ich nahm mir vor,
 In seinem Wechsel-Thron empor
 Um Protection zu steigen.

64.

„Nachdem ich glücklich mich und frei
 Durch's Dienerheer gezwängt,
 Gelangt' ich schwebend zur Kanzlei,
 Wo Alles voll gedrängt
 Von Schreibern und Copisten saß,
 Die sämmtlich mit gerümpfter Nas'
 Beim Eintritt mich empfingen.

65.

„Ein junger Geck trat hervor,
 Nachdem er sich geredet,
 Und seine Feder hinter's Ohr
 Mit Grazie geklendet:
 „Was wollen Sie?“ — Ich wünschte gern
 Ein Wörtchen mit dem gnad'gen Herrn
 Von Nothen beim zu sprechen! —

66.

„Nun frug er gahnend was ich war?
 Was mich hieher geführt?
 Wie alt? Weß Standes, und woher?
 Wo ich bis jent Audiret?
 Ob ich verehlicht, ledig sey?
 Und noch ein großes Allerlei,
 Was mir bereits entfallen.

67.

„Nachdem er dieses lang' und breit
 Noch zu Papier genommen —
 Erhielt ich endlich den Bescheid,
 Nach Wochenfrist zu kommen.
 So'n großer Geldsack macht Euch mehr
 Geschichten, als der größte Bar
 An Herrn Sara Stro's Hofe!

68.

„Ich stellte zur bestimmten Zeit
 Mich ein, — und als ich lange
 Zur hohen Audienz bereit,
 Geharret in dem Gange,
 Der zum Herrn Kammerdiener führt,
 Ward ich vom Hausknecht avertirt,
 Daß ich erscheinen könne.

69.

„Ich ward durch viele Zimmerlein
Um's Haus herum gesendet,
Damit ich, von dem noblen Schein
Des Herrn Varen's geblendet,
Mich angütlich wägne mit Respekt,
Und wenn ich endlich ihn entdeckt,
Mit Zimmer-Ehrfurcht spreche.

70.

„Nun kam ich endlich zu dem Herrn
Des Geldes — und gedenkend
Der Zimmer — blieb ich etwas fern,
Wie fast den Leib verrenkend
Mit stummen Bücklingen, bis man
In Gnaden endlich mir heran
Zum Marmortische winkte.

71.

„Ich sprach als bier' ich lebenslang
Rhetorik nur studiret,
Erklärte meinen Schicksalsgang,
So frei und ungezieret
Als möglich, — machte noch am End'
Ein flattertiefes Compliment,
Und also sprach der Freiberger:

72.

„Mein Freund! Die schwere Leidenbahn,
Die Sie mir da gesehen,
Zeigt mir noch nicht, was Sie gethan,
Um ihnen zu entgehen.
Ich habe Manchen unterstützt,
Doch eine Kunst, die mir nichts nützt,
Steht nicht bei mir *à pari*.

73.

„Ich kann nicht jeden, der was weiß,
So gradaus acceptiren;
Die Kunst muß sich ihr eig'nes Gleis
Durch sich allein formiren.
Was ich vermag durch Protection,
Geht nur durch ultima, mein Sohn,
Sonst kenn' ich kein *aviso*.

74.

„Drum rath' ich Ihnen freundlichst nun,
Den hohen Schwung zu lassen,
Der Mensch kann noch viel Andres thun,
Als sich mit Kunst befassen!
Doch daß Sie nicht umsonst die Müß'
Sich gaben, — — so — hier nehmen Sie
Von mir, als Freund, fünf Gulden“ —

75.

„Was ich in jenem Augenblick
Empfunden — laßt mich schweigen!
Ich küßte das Fünfsantdenstück
Wie durch das Herzblut steigen, —
Und hätte nicht mein Herz geweint,
Vielleicht hätt' ich den edlen Freund
Am Marmertisch zerrissen.

76.

„Das Geld entfiel der todten Hand,
Mein Freund ließ stumm sich nieder,
Ich stürzte taumelnd fort, und fand
Mich erst zu Hause wieder.
Ich sank auf's Lager und entschlief —
Gott giebt dem Trost im Schlaf; ein Brief
Lag vor mir beim Erwachen.

77.

„Er ruft mich in ein bess'res Land,
Wo Ehr' und Liebe thronen,
Und Biedersinn und Kunstverstand
Des Künstlers Streben lobnen.
Dort geht für meinen bessern Lauf
Vielleicht die begre Sonne auf —
Ihm weiß' ich nun mein Leben.

78.

„Heil Dir! Du hoher Königssohn,
 Du dem ich hoffend steh',
 Du dessen kunstgeweihtem Thron'
 Ich freud'gen Muthes ziehe!
 Dein Herz, das Hellas Kriegerruhm,
 Der Kunst erhebend Heiligtum
 Besetzt — wird mich verfluchen!“

79.

So sprach der Künstler. — Meine Hand
 Erfaßte warm die seine, —
 Die Lippe schwieg; — sein Herz verstand
 Im Hände-Druck das meine.
 Wir schieden drauf; ich blieb allein
 Mit meiner unvermehrten Pein,
 Und trauriger als jemals.

80.

Verlierend jeden Hoffungsstrahl,
 Fand ich mit jedem Tage
 Vermehrt meiner Seele Qual,
 Gerechter meine Klage;
 Gleich wie die Eul' das Tageslicht,
 Scheut' ich nun jedes Angesicht,
 Das mir entgegen lachte.

81.

Ich konnte keinen Menschen froh
 Mir gegenüber sehen,
 Ein Jeder sollte traurend, so
 Wie ich, im Leben stehen;
 So ward ich selber mir zur Last,
 Und wo ich Anfangs nur geh'gt,
 Erwachte jetzt Verzweiflung.

82.

Ein Jahr verfloß, seit jener Sohn
 Der Mufen sich entfernte,
 Als ich die neue Probe schon
 Erschütterter kennen lernte,
 Die mein Geschick mir zugebacht;
 Und Manches, was nur angelacht,
 Ward nun zur Hiefenflamme.

83.

Von einem Ort, unweit von hier,
 Kam eine arme Waise,
 Ein Mädchen, in der Unschuld Hier,
 Und frug mich um die Reise
 Zur Residenz; sie wollte fort,
 Um sich bei hohen Häusern dort
 In Dienste zu begeben.

81.

Ich kannte sie von Kindheit an,
 Und hätte selber gerne
 Für ihre Zukunft was gethan,
 Um nicht in solcher Ferne,
 So nah dem Laster sie zu sehn;
 Ich gab ihr darum zu verstehen,
 Bei mir sich zu versorgen. —

85.

Allein die Reize lockte schon
 Zu sehr; umsonst mein Rufen,
 Sie durch die Furcht, durch hohen Lohn
 Dem Vorsatz zu entziehen;
 Vertrauend ihrer Keuzigkeit,
 Ergriff sie die Gelegenheit,
 Und rannte in's Verderben!

86.

In einem schönen Morgen trat
 Ich sinnend nach dem Garten,
 Um meiner Todtenblumen Beet
 Die welkend meiner harrten,
 Zu sehen, — als ein Mädchen sich
 Mir zögernd naht, und schweigend mich
 Um eine Gabe bittet.

87.

Die Tage schienen mir bekannt,
 Aus denen das Erbarmen
 In Furchen sprach, und meine Hand
 Gewahrte gern' der Armen
 Die Gabe — sich', da traf mein Blick
 Ihr Aug' — entsetzt fuhr ich zurück,
 Vor mir stand jene Waise!

88.

Fast sprachlos fast' ich ihre Hand,
 Die, gleich dem Grab' entflohen,
 Nun stille weinend vor mir stand,
 Und mir in bleichen Zügen
 Das Bild des tiefften Leidens bot,
 Im halbverlorenen Blick' den Tod
 Der früh-verschwandnen Jugend.

89.

Vergessend, daß sie einst die Lehr'
 Des Freundes nicht gehöret,
 Und ihrer Tugend Glück nunmehr
 Auf immerhin zerstöret,
 Vor ich ihr einen Zufluchtsort
 Bei mir, und dieses Trosteswort
 Brach ihr verhärmtes Schweigen.

90.

„Ich kam,“ begann sie, „glücklich an
Bei meinem neuen Ziele,
Betrat die vorgesezte Bahn
Mit frohlichem Gefühle,
Und fand, im Innersten erfreut,
Ein Plätzchen schon nach kurzer Zeit
Bei einer reichen Wittwe.

91.

„Sie hatte Niemand außer mir,
Den Dienst mit mir zu theilen,
Doch sah ich hie und da bei ihr
Noch andre Dirnen weilen,
Die boten hilfreich ihr die Hand,
Und manche unter ihnen stand
Gar sehr in ihren Gunsten.

92.

„Von diesen lehrten nahte sich
Die Jüngste mir zu Zeiten,
Und half im neuen Amte mich
Gar freundlich vorbereiten;
Nachdem wir uns nun öfters sah'n,
Konnt' ich schon minder scheu mich nah'n
Und manches ihr vertrauen.

93.

„Vettina schien dieß gern' zu seh'n,
 Sie nahm es auf mit Liebe,
 Und gab mir endlich zu verslehn,
 Wenn ich im Hause bliebe,
 So konnte man in kurzer Zeit
 Mich der gewählten Niedrigkeit
 Des Dienstes wohl entziehen.

94.

„Ich, die ich Anfangs nicht verstand
 Wohin sie damit wollte,
 Und wie ich in dem fremden Land'
 Mich gleich erheben sollte,
 Trug öfters sie deshalb; doch lang
 Umsonst — „dieß würde seinen Gang“
 Sprach sie, „von selber nehmen!“

95.

„Daweilten gab's in unserm Haus
 Rechte freudvolle Tage;
 Man feierte mit Sang und Schwaus
 Bei muntrem Festgelage
 Des Lebens Lust, — dann kamen viel
 Der Gäste zu Gelag' und Spiel,
 Die Nacht ward dann zum Tage.

96.

„Bei solchen Festen muß' nun ich
Die Bahl der Herrn bedienen,
Und manche Herren, die um mich
Sich zu bekümmern schienen,
Verführten mich mit leichtem Scherz
Und suchten mein noch kaltes Herz
Oft schmeichelnd zu erwärmen.

97.

„Von diesen kam ein junger Mann —
In Worten brav und bieder —
Oft liebevoll zu mir heran,
Und ließ so weit sich nieder,
Mich bei der Hand zu nehmen — „weil,“
Wie er versicherte, „mein Heil
Ihm sehr am Herzen läge.“ —

98.

„Dies Wort — es ging von Herzen forth —
Tras nach und nach das meine,
Ich traute zwar bis jetzt nur mir —
Doch diesmal dem Scheine, —
Und so geschah's, daß ich zuletzt,
Wenn mich sein liebreich Wort ergötzt,
Nicht wohlgestimmt mich fühlte.

99.

„Gleich einer Blume, die gehegt
Im engen, dumpfen Zimmer,
Getauscht oft zu duften pflegt,
Wenn sie der Lampe Schimmer
Erweckt — hielt ich's für das Licht
Der Sonne, wenn sein Angesicht
Mich mitleidsvoll begrüßte.

100.

„Oft, wenn ich dann hinunter schlich
Zu meinem stillen Herde,
Erweckt' aus meinen Träumen mich
Mit schelmischer Geberde
Vettina — zog mich zu sich hin,
Und nannte meiner Wangen Glüh'n:
Den Grundstein der Erhöhung!

101.

„Ich lachte — weil ich ohne Arg
In diesen Scherz nun dachte;
Sie aber wandte sich, verbarg
Das Antlitz dann, und lachte
So höhnisch-neckend, daß es bang
Mich überfiel, und sich mein Drang
In helle Thränen löste.

102.

„Dann trat sie wieder freundlich nah,
Sprach schäfernd von der M i n n e,
Frug dann ein langgedehntes „Ja?“
Erfasste mich beim Kinne,
Versprach mir sanft ein bald'ges Glück
Und daß sie selbst den Augenblick
Für mich benutzen wolle.

103.

„Kam er sodann das nächstemal
So trat sie zu uns beiden,
Bemerkte fein die stille Qual
Und die geheimen Leiden,
Die sie in seinen Mienen las,
Indem sie lächelnd nicht vergaß,
Die meinen zu berühren.

104.

„Drauf schlich sie fort; — die schwere Wahn
War nun durch sie gebrochen.
Er sang mit tiefen Seufzern an
Zu dreh'n, was sie gesprochen;
Schalt sie mitunter list'ge Dörn,
Und sanft zumeist mit finst'rer Stirn
In ein bedeutend Schweigen.

105.

„So ging dich eine Weile fort —
Und mehr und mehr bestimmen
Fühlte ich zulezt mit süßem Wort
Die Ruhe mir genommen;
Ein unbekanntes Etwas band
Mich schnell an ihn — und endlich fand
Ich klar, was ich gesürchtet.

106.

„Sie war erwacht in meiner Brust
Die nie gekannte Liebe; —
Veror ich mir's noch recht bewußt,
Entseimten ihre Triebe
In meinem Innern; — süßer Wahn!
Wie schwache hast Du mich zur Bahn
Des Schreckens hingeschleudert!

107.

„Carl mochte die Veränderung
In meinem Herzen merken,
Und suchte mich mit lüß'ger Jung'
Im Glauben zu bestärken,
Daß mir in ihm ein Glück erstand,
Das durch der Treue heil'ges Band
Mich ihm vereinen sollte.

108.

„Er schien erregt wie nie zuvor
 Von meinem Mitgeföhle,
 Und war von nun ganz Herz und Ohr
 Für mich in dem Gewähle
 Das uns umgab; — ja — er vergaß
 Nicht selten vor den Andern, was
 Die Welt noch von ihm trennte.

109.

„So kam es denn einst unverhofft
 Als wir allein uns fanden,
 Daß ich ihm das, was ich so oft
 Mir insgeheim gestanden,
 Mich selbst vergessend, offenbart; — —
 blieb es in meiner Brust verwahrt,
 Ich konnte ruhig sterben!

110.

„Mein Schicksal wollt' es! — Er erfuhr
 Was ich für ihn empfunden —
 Er scheint entzückt — beseligt — schwur,
 Daß keiner Wonne Stunden
 Ihm dies Geständniß — doch wozu
 Solch altes Lied? — mit meiner Ruh'
 War jedes Glück entslohen!

111.

„Mein Vater,“ sprach er, „seht sogleich
 Den reinen Vorsatz wissen;
 Zwar ist er Hofrath — mächtig — reich, —
 Wir werden kämpfen müssen
 Mit seinem Stolz — doch wenn die Welt
 Uns Klamm' und Meer entgegenstellt —
 Du mußt die Meine werden!“ —

112.

„Ich herte, als du hie — weil das Herz
 So gerne Glauben schenket
 Dem Lieben, der den süßen Schmerz
 In unsre Brust gesenket;
 Ich hörte, liebte — und vernahm
 Was aus dem theuern Munde kam
 Als liebendes Trösel!“

113.

„O gute Mädchen! die Ihr noch
 Kein Herz als Eures höret
 Im keuschen Busen, — daß Ihr doch,
 Durch meinen Schmerz belehret,
 An ihm Euch spiegeln könntet! — daß
 Mein bitteres Leid, so schwer und groß
 Euch zeitig warnen könnte! — — —

114.

„Nachdem ich einige Tage schon
Den süßen Traum empfunden,
Im holden Liebeswahn den Lohn
Der eignen Treu gefunden,
Erblickt mein heißgeliebter Freund
Sind plötzlich — hochbestürzt, verweint,
Und sprach bewegt, wie folget:

115.

„Ein Ungewitter, liebes Kind,
Hab' ich um Dich bestanden,
Das — war ich redlich nicht gesinnt —
Mich allen theuern Vanden
Entreißen könnte — doch erschrick'
Nicht drum; kein Sturm kann unser Glück
Auf Erden mehr vernichten!

116.

„Mein Vater weiß, — und wie ich schon
Im Voraus es geahnet —
Er hat mich also gleich mir Hehn
Zu meinem Stand gemacht,
Und, da ich süß und fest bewährt
Mein redlich Herz, mir rund erklärt,
Ihn oder Dich zu meiden.

117.

„Auch weiß er Deinen Aufenthalt
Und schwur mir hoch und theuer,
Durch jedes Mittel mit Gewalt
Dies freierische Feuer
Zu löschen — seine ganze Macht
Du brauchen, Dich von hier gebracht,
Getrennet uns zu sehen.

118.

„...Es bleibt daher uns nichts zu thun,
Als diesem Nach-Gebiete
Dich zu entzieh'n, indem ich nun
Dir eine Wohnung suche
Bei braven Leuten, bis die Wuth
Sich legt und meiner Liebe Wuth
Allmächtig ihn besieget. — —“

119.

„Erdröcken hört' ich dieses Wort
Aus des Gekerkten Munde; —
Jedoch durch Ihn vom Hause fort
Zu gehn, bevor die Stunde
Des Herzens am Thore schlug?
So sehr ich Ihn im Herzen trug,
Dies kennt' ich nicht gewahren. —

120.

„Er stürzte fort: — nicht lang darnach
 Begab er sich verflücht
 Zu meiner Herrin, und er sprach:
 Wie sich darauf bewahrt,
 Sehr lang und insgeheim von mir. —
 Als ich am andern Tag vor ihr
 Erschien, begann sie also:

121.

„„Mein gutes Kind! im Hause hier
 Darf ich Dich nicht behalten;
 Doch kannst Du nun schon selber Dir
 Ein bes'res Glück gestalten;
 Du bist versorgt, lebst Du willst,
 Und nicht mit Mühen Dich erfüllst,
 Die der Verstand verachtet! —

122.

„„Ich weiß um Alles, und bin zwar
 Erlaubet, es zu hören —
 Doch Liebe macht ja vieles klar,
 Was wir uns nicht erklären!
 Du bist geliebt von Carl — doch ich
 Mag nun in mancher Rücksicht mich
 Nach seinem Vater richten.

123.

„Doch Carl ist redlich, und wird nie
 Verlassen Dich im Leben;
 Ich selber will mir jede Müß'
 Mit seinem Vater geben,
 Daß er vergiebt, und Euch vereint;
 Wo dahin magst Du Deinem Freund
 Mit Liebe Dich vertrauen.“ — —

124.

„Bei diesen Worten trat herein
 Mit leisem Schritt Vettine,
 Das Auge thränenschwer, — allein
 Mit so erzwungner Miene,
 Daß einer Andern als mir
 In diesem Augenblicke schier
 Das Ganze klar geworden.

125.

„In meinem Herzen aber war
 Kein Trug, und so vertraute
 Ich jedem Auge, das mir klar
 Und fromm in meines schaute;
 Ich wußte, ohne Schuld, noch nicht,
 Daß Mensch und Menschen: Angesicht
 So weit verschieden wären!

126.

Und nun begannen Beide mich
Mit Gründen zu bestürmen;
„Der Gute würde sicherlich
In jedem Leid mich schirmen;
Sein Leben sey ihm nur von Werth
In mir; — sein ganzes Glück zerstört,
Wenn er mich jetzt verlore.“ —

127.

Ich schwieg — und schwankte — jedes Wort
Erstarrt in meinem Munde,
Ich weinte still, und wollte fort —
Da schlug die schwere Stunde,
Indem er selbst als „holde Braut“
Mich bleich begrüßte. Ohne Laut
Sank ich in seine Arme. —

128.

Vom nächsten Tage lebt' ich schon
Nein — für meine Liebe;
Ich hofft' auf meiner Treue Lohn
Und schöpfte mit dem Siebe
Der Hoffnung eine kurze Zeit;
Da fiel mein Herz in schweren Streit
Mit meinem frommen Glauben!

Der Weinarte. II.

129.

Den Tag zu Tage ließ er mich
 Den Trost des Freundes hören,
 Er blieb sich gleich, und suchte sich
 Durch strenge Jugendlehren
 Bei mir zu heben — und ich sah —
 Versteckt nur sorglos, nicht, wie nah,
 Vor mir der grause Abgrund!

130.

Ich lebte nur in ihm — und war
 Drum mir gar bald entzissen —
 Stellt ich ihm auch Veletrag dar,
 So schenkt' er sie mit Küssen —
 Und so — — lebt auf der Bühne mir
 Die Scham, die mir gebietet, hier
 Den ersten Schritt zu thun.

131.

In einem Morgen stand ich frisch
 Vor meiner Zelle
 Und harrete — gestern noch so reich —
 Nach dem verlassnen Pette,
 Bis lachend durch die offene Thür,
 Die er verließ — Petrina mir
 Den schönen Morgen wünschte.

132.

„Nun?“ rief sie — „wie mir Carl geſteht
 Wißt Du nun eingeweiht?
 Du biſt bereits durch ihn erhöht
 Wie ich Dir prophezeiſet?“ —
 Ich ſah ſie ſtaunend an — mir war
 Als ſträubt' ein Teufel mir das Haar —
 Ich war — durch ihn gefallen!!

133.

Nun ward es Licht! bedürft Ihr mehr?
 Er ging — und kam nicht wieder! —
 Sie ging — und gleich als ſiele ſchwer
 Ein Weltball auf mich nieder,
 Sahen mir in jenem Augenblick
 Das langſt erſehnte, ſchöne Glück
 Nur noch der Tod zu bieten. —

134.

Es ward ich noch und noch verſtrickt
 In die mir fremden Schlingen —
 Das Pudenſtück war gut geſtückt,
 Daß mir ihn ſollte bringen
 Den ſein erzeugten Untergang.
 Ich ſtand ſchon an der Tiefe Gang
 Und ſah nur Paradiſe!

133.

Doch hatte meine Leidensbahn
 Kein Ende noch genommen:
 Sie hing nur mit dem Teufel an —
 Die Hölle sollte kommen!
 Schon war ich zum Entflieh'n bereit,
 Als mich in meiner Einsamkeit
 Die fromme Wittwe stierte.

136.

Mit ihr erschien ein fremder Mann,
 Der alsoeich mit Fluchen
 Die Schlüssel nahm, und drauf begann
 Die Koffer zu durchsuchen.
 Ich stand bewusstlos fast dabei,
 Indeß die Fromme mit Geschrei
 Mich eine Diebin rannte.

137.

Und — o! daß mich in jener Stund'
 Ein schneller Tod befreiet —
 Denkt Euch den Schrecken — als der Hund,
 Den man so ungeschonet
 Bei mir gesucht, sich wirklich fand?
 Als, leuchtend sich ein Diamant
 In meinem Koffer zeigte?!

138.

Daß man ihn gern bis jetzt entbehrt
 Und heimlich hingeleget
 Weil er zum Plane mitgehört,
 Den man mit mir geheget,
 Erfuhr ich durch Verrina drauf,
 Als schon das Laßter meinen Lauf
 Unwiederrusslich senkte! —

139.

Kaum hört' ich noch, vom Schreck betäubt
 Die fürchterlichen Worte:
 „Fort mit der Diebin! Erst gestäubt,
 Und dann zur Sündensforte!“ —
 Mit welchem Mute beide sich
 Entfernt, indes halbrausend ich
 Die Paare mir zerraupte.

140.

Schon harret' ich rubig des Gerichts;
 Ich süßte kaum mein Leben,
 Und dachte schon, mir Angesichts
 Des Volks den Tod zu geben — —
 Allein, es war noch nicht genug;
 Mein Leben stand mit eh'rnem Jug'
 Im Schicksalsbuch verzeichnet.

141.

Ein süßes Männlein, klein und dick,
 Bestraht vom Lebensschimmer,
 Mit wicht'gem und doch nicht'gem Blick,
 Trat bald darauf in's Zimmer,
 Sprach schnarrend ein: „bon soir, mein Schatz“—
 Nahm stutz und ungebeißnen Platz,
 Und sprachte dann die Worte:

142.

„Sie werden wohl begierig sehn,
 Wer hier vor Ihnen sthet?
 Ich bin der Herr von Trüffelschwein,
 Der viele Federn fethet
 Bei unsrer hohen Polizei,
 Und — daß der Knosi gerhauen sey —
 Ein Ihres Carl's & h. r. Vater!“ —

143.

Bei diesem Wort' durchflog es mich
 Mit tausend Schwerterschneiden; —
 Das Männchen aber mochte sich
 An meinem Schmerze weiden,
 Es lächelte so grinsend-salt
 Als sah' es meine Gramgestalt
 Schon unterm Richterhocke.

111.

Jedoch — so arg war's nicht gemeint,
 Ich hätte nicht vermutet,
 Daß auch das Väterchen als Freund
 Sich gern für mich verfühlet!
 Hört nur, wie jent das Männchen sprach,
 Erwägt — und urtheilt selbst hernach,
 Wozu ich greifen sollte:

115.

...Mein Schan! — Du weißt, wie wir nun stehn —
 Du bist in meinen Händen,
 Und ich allein, wie Du wirst sehn,
 Vermag Dein Loos zu wenden!
 Ein Wort von mir — und Du verlangst
 Nicht mehr an's Tageslicht — Du prangst
 Vor aller Welt am Pranger!

116.

...Der Tod der Schande ist Dein Loos,
 Wenn Du mich nicht wirst hören —
 Dein Glück jedoch nicht minder groß,
 Wenn wir uns gut erklären!
 Als Feind verdicht Dich meine Wacht —
 Als Freund kannst Du mit Einer Nacht
 Des Kerkers Nacht ersparen!

117.

„Was nützt Dir jezt die falsche Scham?
 Drum sey nun klug: — verstanden?
 Dein ganzer kom'ischer Jugendkram
 Entreißt Dich nicht den Banden
 Des Kerkers — wenn der Diamant
 In meiner väterlichen Hand
 Gerichtlich sich befindet.

118.

„Also mach's kurz! — Ich hab' nicht Zeit
 Als Mensch hier lang zu sitzen —
 Ich muß in meinem Amt noch heut'
 Die Armen unterstützen,
 Die durch die letzte Wassersnoth
 Gelitten!! — Also: — Schandetod
 Und Liebesstunde — wähle!“ —

119.

Er schwieg; — mir war so wild und heiß
 Um's arme Hien geworden,
 Daß ich in bangem Todesschweiß
 Erglüht; — ich konnt' ihn morden,
 Den Unheld, der so teuflisch sprach —
 Hatt' ich vermocht, die blut'ge Schmach
 Durch blut'ge Schmach zu tilgen!

150.

Ich hing am Leben — mögen die
 Auch immerhin mich schmähen,
 Die mit Romanen-Phantasie
 Mich gern vielleicht geizen
 Den Dolch des Selbstmords in der Brust.
 Ich lichte noch; — schon darum muß
 Ich nach dem Leben haschen! —

151.

Ich hat um einige Stunden Frist,
 Vorher mich zu bedenken;
 Ich hoffe, noch vielleicht mit List
 Die Sache so zu lenken,
 Daß ich entloh der grausen Schling' —
 Er gab es zu, — stand auf, und ging,
 Die Wasser Noth zu mildern! —

152.

Stellt Euch nun mein Ersinnen vor,
 Als kaum nach einer Stunde
 Die gute Wittwe, die mein Ohr
 Mit spinem Lästermunde
 Beleidigt — voller Wille mit
 Sich nähert, und mit hast'ger Blicke
 Mich also überraschet:

153.

„Der Herr von Trüffelschwein hat mich
 So eben unterrichtet; —
 Du telast ihn — und beischeidest Du —
 Semit sey denn gestillbet
 Der kleine Groß, der uns entweht,
 Den Diamant hast Du zertrüet
 Vertreibt nur überichon!

154.

„Ich wußt' es ja, daß mit Verstand
 Du Dich nun fügen werdest.
 Wenn Du Dich auch noch vor der Hand
 Mit etwas Scham geberdest —
 Ich nun, das giebt sich! — Tust Du Kling.
 So wirst Du laubertlich genug
 Den selbst zulapf dies finden!

155.

„Ein Heines Ja — und meichen hast
 Du Deine Ehre wieder
 In meinem Hause; — wirf die Last
 Des dummen Aushuld nieder,
 Und lebe froh! — Du bleibst bei mir
 Und lebst als Deines Standes hier
 Die Herren nach Belieben! —

156.

Hier trat auch die Erbherrin,
 Die freundliche Bettina,
 Mit diesen Worten vor mich hin:
 „„Die Herrin von ganz China
 Bin ich, in Freuden, Glück und Ruh —
 Mein Kind! auch ich war einst wie Du —
 Du kannst, was ich, nun werden!““ —

157.

Wollt Ihr noch mehr? — Der Abend kam,
 Mit ihm der edle Leiter
 Der Nothverminderung — vernahm
 Mein Wort, und — und so weiter! —
 Mein Schicksal hatte mich verlergt —
 Ich ward als frische Waar' verborat,
 Und kam vom Sohn zum Vater! —

158

Drauf gab mir die Gebieterin,
 Nach strengbefolgter Lehre,
 Bei meines Amtes Anbeginn
 Die halbverlorne Ehre,
 Indem sie wieder auf mich nahm; —
 Ich dachte nicht an's denken — kam —
 Und ward — was Andre wurden! —

159.

Weber es kam, daß ich sodann
 Zum neuen Dienst' erkrankte,
 Kömt Ihr begreifen; ich begann
 Im Gram zu zehren, — schwankte
 War bald als Leiche nur umher,
 Hat endlich keine Freunde mehr,
 Und ward zuletzt entlassen.

160.

Nachdem der Schönheit Glanz nicht mehr
 Auf meiner Wange sonnte,
 Und man den Dienst mir nicht so schwer
 Wie sonst bezahlen konnte —
 Ward ich verlossen, gleich dem Hund,
 Der abgezahlt und ungefund
 Dem Schinder wird zur Beute.

161.

Verachtet von der kleinen Schaar
 Der Helden, — ausgestoßen
 Von denen, deren Hirt' ich war
 Als noch der Jugend Helden
 Nicht ganz verblüht — blieb mir zuletzt
 Nur Ein's; — die Bettlerin — die jetzt
 Vor Euch steht als Geringe! — —

162.

So sprach die Waise. — Tief bewegt
 Von ihrer Schreckenslage,
 Die meinen Kummer neu erregt,
 Versucht' ich, ihre Klage
 Zu mildern, nahm sie väterlich
 In's Haus, — indeß ich selber mich
 Noch kaum erholen konnte.

163.

Sie durfte drauß nicht lange mehr
 Mit ihren Qualen ringen;
 Der Tod, ihr einziges Begehre,
 Sollt ihr Erlösung bringen
 Aus des Entsezens bitter Nacht,
 O, häß' er mir zugleich gebracht
 Des Grabes stillen Frieden!

164.

Von nun entschwand der letzte Rest
 Von Glauben meinem Innern;
 Mit ihm die letzte Ruhe; — fest,
 Im steten Rückerinnern,
 Stand nun des Lebens Bitterkeit
 Vor meiner Seele, die die Zeit
 Nicht mehr beruh'gen konnte.

165.

Von Tag' zu Tag' ersah ich mehr
Der Menschheit niedres Wandeln,
Erkannte fort und fort, wie sehr
In ihrem bösen Handeln
Das Lohier den alten Rang ersieg,
Die alte Wildheit ihren Sieg
Durch sie sich sah erleichtert.

166.

Der Postenwechsel zeigte mir
Allmächtig viele Stände;
Wohl fand ich Hochmuth, Selbstsucht, Gier,
Int'resse, aufr're Biende —
Doch keine Menschen! — Alles schien
Dies göttlich Wort voll Stolz zu stich'n —
Der Menschheit sich zu schämen!

167.

Ich sah Regenten, deren Macht
Des Henkers Schwerdt nur stützte,
Die jeden Menschenwerth verlacht
Der ihrer Gier nichts nützte —
Ich sah Minister, die den Gang
Durch's Leben um ein Wischen Rang
Mit Mut und Güt bezeichnet.

168.

Auch sah ich Fürsten, die vermocht
 Viel Edles zu verbreiten,
 Wenn sie, durch Schwachheit unterjocht
 Nicht selbst sich lassen leiten;
 Sie waren edel, fromm und gut,
 Allein kein fürstlich hoher Muth
 Gab ihrem Streben Wirkung.

169.

Ich sah nur Große, die sich groß
 In ihrem Hochmuth dünkten,
 Die, ohne wahre Würde, bloß
 Im Glanz des Reichthums blühten:
 Auch sah ich Kleine, deren Sinn
 Nach einer Höhe strebte hin,
 Für die sie nicht berufen.

170.

Der Hohe, der durch Menschlichkeit
 Des Niedern schwere Bürde
 Erleichtern konnt', und so sein Leid
 Vergessen machen würde,
 Stößt ihn durch Uebermuth zurück
 Und macht ihm jeden Augenblick
 Den Unterschied bemerklich.

171.

So muß denn in des Kleinen Brust,
 Der gleiche Drang erschrecken,
 Der Rieche sucht, mit welcher Lust,
 Die Grenzen nieder sehn
 Auf ihn, — dieß bittere Getübl
 Entfernt ihn vom bestimmten Ziel,
 Und lockt ihn in den Strudel.

172.

Einst, wo der Bauer sich durch Rath
 Zum Knappen konnte schwingen,
 Der dann durch ritterliches Mut
 Den Ritter kennt' erringen —
 Da beten Ritter ihre Hand
 Dem Bauer, der mit seinem Stand'
 Sich hochzufrieden fühlte.

173.

Nun suchet man sein bißchen Werth
 Durch Danket zu erheben,
 Indem ein Jeder mehr begehrt,
 Als ihm mit Recht zu geben;
 Der reiche Rath ist Exzellenz,
 Der Kirchendiener Eminenz,
 Der Schreiber Euer Gnaden!

174.

Wo soll am Ende das hinaus?
 Der Dünkel zeugt Gefallen
 Im Dünkel; Jeder schmückt sein Haus
 Gleich seines Fürsten Hallen,
 So wird die Ehrfurcht nach und nach
 Vergessen — aber wer zerbrach
 Zu erst den Stab der Würde??

175.

So sinnend, sank ich mehr und mehr
 In selbstvergeßnes Brüten;
 Mir ward kein macedonisch Heer,
 Dem Strome zu gebieten —
 Ich fühlte meine schwache Kraft,
 Und sah mich in des Käfigs Haft
 Gleich Lamerlan verschlossen.

176.

Der Waise solat in kurzer Zeit
 Ein Weib mit ihren Kindern,
 Im fremden Land' die Traurigkeit
 Des tiefften Leid's zu lindern.
 Als ich voll Mitgefühl genahrt,
 Und sie mir zu vertrauen hat,
 Erzählte sie, wie folget:

177.

Ich bin verwitwet. Mein Gemahl
 Hat treu gedient dem Staate;
 Doch weil er sich der Oberrath
 Nicht immer freischend nahte,
 Ward er so eil zurückgeset,
 Daß er, auf's schmerzlichsie verlegt,
 Allmählig dreh erkrankte.

178.

An fünfzehn Jahr' betrug die Zeit
 Des treubewährten Dienstes,
 In denen seine Medichkeit
 Durch Leistung des Gewinnstes
 Zwar oft versucht, doch nie gewankt —
 Bis er, zu meinem Leid' erkrankt,
 Das Lager hüten mußte.

179.

Nun' er gleich dazumal den Pfad
 Der Gnade eingeschlagen,
 So konnte man Nun nicht die Gnad'
 Der Pension verlegen;
 So aber such' er dieses Geld
 Dem Staat zu sparen, um die Welt
 Nicht müßig zu genießen.

180.

Da man ihn deutlich merken ließ,
 Daß, selbst' er auch gefunden,
 Der Dienst nichts Besseres verhiess
 Als nur erneute Wunden,
 Vom alten Hasse beigebracht,
 So sucht er diesem mit Bedacht
 In Frieden auszuweichen.

181.

Auf einem nahen Gute bot
 Sich eine kleine Stelle,
 Und da ihm gleich nun jedes Brod
 Und jede Nahrungsquelle,
 Die ehrlich ihn sammt Weib und Kind'
 Ernährte, sucht' er sich geschwind
 Um selbe zu bewerben.

182.

Nachdem er noch zuvor gefragt,
 Ob man den Tausch bewillige,
 Und man ihm dieses zugesagt,
 Indem man Alles hin'ge,
 Was er deßhalb beginne — nahm
 Er jene Stelle, und bekam
 Den Wohnsitz auf dem Gute.

183.

Wo sich jedoch das Glücksgeschick
 Erst einmal Bahn errungen,
 Kehrt es zumeist verstärkt zurück,
 Bis es ihm ganz gelungen,
 Zu tilgen jeden Hochgenuß
 Der Freude — und in Ueberdruß
 Ein süßend Herz zu beugen.

184.

Das frühere Unglück sollte sich
 Auf jenes Gut vererben,
 Denn von dem Herrn desselben wich
 Das Glück; ihn zu verderben
 Vereinigte sich mancherlei,
 So daß die neue Faktorei
 Den Gläubigern anheimfiel.

185.

Den ersten Schreck, als mein Gemahl
 Sich plötzlich sah entlassen,
 Vermag ich nicht, gleich meiner Qual,
 Mit Worten zu erfassen;
 Kaum trug ich's in Geduld — und doch
 War ich bestimmt, weit schwerer noch
 Des Schicksals Hand zu fühlen. —

186.

Dem Gatten mußt' es wohl zu schwer
 Das arme Herz zerreißen; —
 Er legte sich — erstand nicht mehr —
 Und ließ vier arme Waisen
 Im tiefsten Leid mit mir zurück —
 So war mir denn der letzte Blick
 Der Hoffnung noch geraubet.

187.

Bewußtlos tast stand ich am Grab',
 Zu dessen düstren Schatten
 Der letzte Trost mir sank hinab
 Im zärtlichsten der Gatten. —
 Dem Elend Preis gegeben, fand
 Ich in der Mutter heil'gem Land'
 Nur schwerer noch mein Leiden.

188.

Verlassen — ohne Broderwerb
 Mit meinen armen Kindern,
 Vermochte' ich meinen Schmerz, so herb,
 Nur dadurch noch zu mindern,
 Daß ich auf Menschen mich vertief,
 An die mein Unglück nun mich wief,
 Das schuldlos mich betroffen.

189.

„In einer Residenz“ — so dachte
 Ich mir mit frohem Hosen,
 „Wo Vicien nur der Wohlstand lacht,
 Wird manches Herz wohl offen
 Für deine Leiden seyn, — der Fürst
 Ist wahrhaft edel, und du wirst
 In ihm umsonst nicht stehen!

190.

„Hut je dein Gatte“ — sag’ ich mir —
 „Ihm treu gedient so lange; —
 Erblüht er diese Jahren hier
 Auf mütterlicher Wange,
 Gewiß, so bleibt sein Herz nicht kalt!
 Trum sey getrost! Er wird dich bald
 Der trüben Noth entreißen.

191.

Ich dachte: was du selbst so gern
 Werthst für manchen Armen,
 Verlangst du nun vom Landesheern;
 Du willst nur das Erbarmen,
 Das seine Menschen: Pflicht erbeißt; —
 Ach Herr, wie hab’ ich mich getäuscht
 In diesem schönen Glauben!

192.

Nachdem man ihn durch jeden Tritt
Zum Tausch zu bringen wußte,
War dieser es, ob dem mein Wert
Zur immer scheitern wußte;
Weil krank er aus dem Dienste trat,
Und früher nicht um Gnade bat,
Sollt' ich nunmehr verhungern!

193.

Vergebens stellt' ich bittend vor,
Wie lang' er tren dem Strate
Gedient, vergebens bat, beschwer
Ich alle Herrn vom Rathe,
Um nichts als nur mein täglich Brod —
Vergebens klagt' ich meine Noth
Mit meinen armen Waisen.

194.

Sie riefen endlich mir, dorch
Um Audienz zu bitten;
Man gab dem Todten alles Leb,
Sah, daß er viel gelitten,
Und daß der Landesherrater mi
Für seine treuen Dienste schier
Den Wunsch gewahren konnte.

195.

Ich gab mein Leiden schriftlich kund,
 Erhielt nach langem Kleben,
 Erlaubniß, zur bestimmten Stund'
 Zur Audienz zu gehen,
 Erschien, ward liebeich angehört,
 Und sah im Geiste schon gewährt
 Der alten Mutter Bitte.

196.

Vom Lande e Herrn, an dessen Thron
 Ich bittend mich gewendet,
 Ward die Supplik dem Rathe schon
 Denselben Tag gesendet;
 Der Fürst sprach selbst: „Was Mich betrifft,
 Ich heiß' Euch gern“ — und gab die Schrift
 Zur Stelle voller Güte. —

197.

Nun harret' ich ein'ge Wochen lang
 Auf gütliche Verwahrung,
 Vertröstete des Herzens Drang
 Mit endlicher Erörung,
 Und lebte still und kümmerlich
 Mit meinen Töchtern, denen ich
 Mit Sorgfalt mich gewidmet.

198.

„Oft trat ich in's Gewühl der Stadt,
 Und sah die reichen Wagen
 Mit ihren Großen, lebensfatt,
 An mir vorüberjagen,
 Sah manche Dame, deren Kleid
 Geschmückt mit schimmerndem Geschmeid,
 Manch' Leben konnte fristen.

199.

„Sah manchen einen Haufen Gold
 Für Tandeleien geben,
 Der, prassend mit des Staates Gold'
 Sein ganzes Erdenstreben
 Auf Prunk und Ueiselkeit gestellt,
 Sah manchen, der die schöne Welt
 Durch Schwelgen sich verkürzte.

200.

„Da dacht' ich meines Vatters oft,
 Der seiner Pflicht gelebet,
 Nur droben auf den Lohn gehofft,
 Und nur für mich gestrebet,
 Und sagte still und tröstend mir,
 Bei solchen Schönen kann es dir
 An Brod wohl nie gebrechen.

Der Hofmarke II.

201.

Der Tag erschien, an dem ich ward
Zur Stelle hinbeschieden,
Nachdem ich lang genug geharrt,
Und endlich mich zufrieden
Du sehen glaubte; — ich erschien —
Man gab mir kalt die Schritten hin,
Wein Ath'n war abgewiesen.

202.

„So wie der Landmann, der die Gab'
Des Himmels dankbar preiset,
Sich freudig sehneth nach der Gab',
Die ihm sein Muth'n verheißet, —
Und dann vernichtet Gab' und Haus
Er siehet, vor des Vines Graus,
So stand ich — kalt verzweifelnd.

203.

„Ich suchte drauf voll Bitterkeit
Zum Jürsten zu gelangen,
Man wies mich ab, „nach dem Velschheid
War' nichts mehr anzufangen“ —
So hieß es, und mir blieb die Wahl,
Mit meinen Kindern mich der Zahl
Der Bettler anzureihen.

201.

„Man rieth mir nun, ein Bittgesuch
Um ein Geschenk zu wagen;
Ich that's, und ward in's große Buch
Des Stenks eingetragen.
Nachdem ich einen Armuthsschein
Zuvor gebracht, trug man mich ein,
Und übernahm die Bittschrift.

205.

„Wohl zehnmal holte man mich drauf,
Um über meine Klagen
Und meinen frühern Lebenslauf
Noch Manches zu erfragen —
Ich ließ die Arbeit ruh'n, durch die
Ich mich erhielt, und hoffte sie
Ersetzt zu bekommen.

206.

„Nach ein'gen Wochen rief man mich
In des Herrn Pfarrers Wohnung,
Der also sprach: „Der Rath hat sich
Nur billigen Betobnung
Entschlossen, Ihre Bitte hab'
Ich unterstützt:“ und er gab
Mir freundlich, stolz drei Gulden!!

207.

„Nun stand ich an des Wabussins Rand,
 Verzweiselnd mit den Nainen;
 Ein menschliches Erbarmen fand
 Ich nicht bei Menschen: Steinen,
 Und blickte ohne Altersflup'
 In China's reichem Kunstensinn'
 Dem Gabaerted entgegen.

208.

„O Herr! wie manche Wittwe sind
 In dieser Stadt geboren,
 Die man gar eilig und geschwind
 Dort suchte zu versorgen —
 Und deren Gatten kaum ein Jahr
 Gedienet! — doch die Wittwe war
 Dann hübsch dem Grab des Gatten!

209.

„Manch' junges Weibchen steht Ihr dort
 In wider Kreuze leben,
 Die es vermocht, dem lebend Mann
 Den Haltetunkt zu geben!
 Bei ihnen herrscht der Ueberflus, —
 Indes dem Würd'gen der Genosß
 Des Brodes wird verhaßt!

210.

„Ich schritt zum Letzten, wandte mich
An ein'ge mächt'gen Reichen,
Und hoffte, daß wohl Einer sich
Durch Bitten ließ erweichen;
Mir vor des Landesfürsten Thron'
Durch seine gnad'ge Protection
Erhöhung zu erzielen.

211.

„Der Erste wies mich aus der Thür'
Mit einer Bettler - Klage;
Der Zweite kränzte mit Begier
Auerst des Weibes Büge,
Dann sprach er von dem Trost der Zeit,
Und wollte bei Gelegenheit
Schon einmal an mich denken.

212.

„Der Dritte prahlte lang und breit
Von seinen Wirkungskreisen —
Und gab mir endlich als Bescheid
Den Rath: „auf's Land zu reisen,
Da er in vor'ger Wadzeit
Die ganz besondere Willigkeit
Auda bewundert habe!

213.

„Der Vierte gab mir freundlich kund,
 Indem er sichtbar schwankte,
 „Daß ihm sein besser Hühnerhund
 An selbem Tag' erkrankte;
 Da er besorgt nun um das Thier: —
 So konn' er sich mit ihm und mir
 Nicht leicht zugleich besaffen!“

214.

„Der Fente rief: „Das heißt geplagt
 Und hot mir eine Gabe —
 Doch als ich ihm hierauf gesagt,
 „Daß ich vier Töchter habe,
 Und nur zum Fürsten — — „fiel er gleich
 Mir in das Wort, und sprach sehr weich
 Und voller Milde also:

215.

„Vier Töchter? so? — fürwahr ich kann
 Die Mutter nur bedauern,
 Die, hilflos den geliebten Mann
 Im Grabe muß betrauern,
 Indes, die Töchter, ohne Schuß,
 So früh schon dem Schicksal Trug
 Im Elend bieten müssen!“ —

216.

Nun griff er voller Freundlichkeit
 Zu einem Schreibbogen:
 „Ich fühle mich durch Euer Leid
 So zu Euch hingezogen,
 Daß ich, der Töchter halber schon,
 Euch selber an den hohen Thron
 Will schriftlich anempfehlen.“ —

217.

Er schrieb — hielt aber wieder ein,
 Als ob er sich besinne,
 Und sprach: „hm! lassen wir das seyn;
 Weit besser, ich gewinne
 Den Fürsten in Person für Euch, —
 Und — halt! ich hab's! schickt mir doch gleich
 Die Eine eurer Töchter!“ —

218.

Hier traf mich sein beredter Blick
 So voller Menschen-Güte,
 Daß ich ob dem verheißnen Glück
 In tiefer Ekstase vergaß:
 Keil keines Wortes mächtig, dank
 Ich für den Willen ihm, und schwamf
 Aus dem Gebiet des Lasters.

219.

Von nun an ward die höchste Noth
 Mein Fod, und alles Mühen
 Der Arbeit, kost' mich kaum dem Tod'
 Des Hungers noch entziehen;
 Die wen'gen Freunde, die mir noch
 Geblieben, konnten selbst das Loos
 Der Armut kaum erleichtern.

220.

Was such' mir, als dem Vaterland'
 Aus immer zu entsagen,
 In dem ich keine Ehren fand
 Für zu gerechte Klagen?
 Ich gehe, um in fremden Mau'n
 Dem Glückes-Wechsel zu vertrau'n,
 Der mich dahim vertrieben!" —

221.

„Du sprach die Wittwe: konnt' ich ihr
 Noch Trost und Heilung geben
 Für ihren Schmerz? — wer gab sie mir,
 Ich fand mein eignes Leben
 In ihrem, mit dem Unterchied,
 Daß ich nach Menschen mich bemüht
 Aus reinem Drang nach Menschen.

220.

Von nun begann ich nach und nach
 Mein Seyn gering zu achten;
 Ich fing allmählig an, als Ich mich
 Des Lebens zu betrachten,
 Daß ich mir selber nur zur Quast
 In vieler Millionen Jahr
 Auf Erden loben sollte.

221.

Der Wunsch, mir selber zu entzieh'n,
 Erregte den Gedanken
 An's Grab: es konnte mich entzieh'n
 Den so verhassten Schranken
 Des dunklen Kerkers, — schon beichted
 Ich fest — da kam der letzte Stoß,
 Und reiste meinen Entschluß.

222.

Ein einem schönen Morgen trat
 Ein Mannlein mir entgegen,
 Das mir im Innern, kaum gehöhr,
 Ein sonderbar Bezeigen
 Erweckte: also gleich begann
 Ich meine Forderung, und erwidert
 In Kurzem sein Vertrauen.

225.

Nach wenig Worten traten wir
Als leidende Genossen
In festen Bund; und als er mir
Sein Inneres erschloß,
Erfand, da Keiner was verlor.
Der Wunsch in Beiden — — doch zuvor
Vernehmst seine Worte:

226.

„Ich bin Gesehter, edler Freund,
Besize vieles Wissen,
Auch hab' ich mein eigner Feind,
Mir doch geschehen müssen,
Nachdem es klar in meiner Brust,
Daß ich, trotz Dauern, nichts je gewußt,
So lang ich Menschen glaubte!

227.

So viele taumelten umher
In phantastischen Kreisen,
Auch suchten in des Hades Welt
Den dunklen Stein der Weisen —
O Freund! wenn Ihr das Höchste wißt,
Sucht einen Menschen, der es ist,
Auch Ihr habt ihn gefunden!

228.

Ich war in China's Residenz
 Der Erste der Gelehrten,
 Und viele, die mit Korruption
 Des Lebens sich beschwerten,
 Gestanden mir in süßer Ruh'
 Den Vorzug des Verstandes zu —
 Und der nur schuf mein Glend.

229.

Als ich das Wissen noch vertauscht
 Mit menschlichem Verstande,
 Aufschloß mich, gar sanft berauscht,
 Des Lebens schöne Wunde
 Als Bett erhabenes Heiligtum,
 Die schöne Kinderzeit ist um —
 Ich starb ein geistig Leben!

230.

Nachdem man zur Academie
 Zu's Lehramt mich berufen,
 Bedacht' ich nicht, daß man nur die,
 Die auf der Weisheit Stufen
 Das Licht verdrängten, gerne sah —
 Ich trat daher gar bald zu nah
 Den weisen Staatsgefehen.

211.

Ich sollte die Philosophie
 Nach heiligen Vätern lehren,
 Und darum mit der Wahrheit nie
 Den schönen Bau zerstören,
 Den sich die Dunkelheit erbaut —
 „Die Leute würden zu vertraut“ —
 Sprach man „mit dem Verstande!“ —

212.

Da ich des Lebens höchsten Sinn
 Nur bloß in Wahrheit kannte,
 Und schon seit frühstem Anbeginn
 Das Dunkle gern' verkannte,
 So ward ich ex officio
 Entlassen, weil ich sonst das Streich
 Im Spiel entzünden konnte.

213.

Nachdem ich breches durchgefallt,
 Sucht' ich ein Hinterkommen
 Bei solchen wo mir die Gewalt
 Der Wahrheit nachkommen;
 Ich sing' zuerst von Eden an,
 Und end' bei einem großen Band
 Ein Plätzchen als Erbsen.

234.

Das Kind, das man mir übertrug,
 Ein Knabe voll Begierde
 Zu lernen, war bereits so klug,
 Daß es des Adels Würde
 Trotz seinem Alphabet verstand,
 Ich suchte darum vor der Hand
 Des Hochmuths Keim zu läutern.

235.

Ich such' es auf die schöne Bahn
 Der Menschlichkeit zu lenken,
 Ring mit der Menschen-Liebe an
 Und suchte vorzuschreiten
 Zur Selbsterkenntniß jenes Nichts,
 Das mit der Meinung des Gewichts
 Der Größe stets verbunden.

236.

Kaum sah der Vater, daß ich mich
 Um solchen Kram bemühe,
 Kaum fand das Mütterchen, daß ich
 Nur bürgerlich erziehe —
 So war der Hochmuthsteufel los;
 Ich ward entlassen — „da ich bloß
 Für Pöbelschulen taugte.“ — —

227.

Nun ward ich lehrendes Organ
An einem Institute;
Man trug mir dort ein Aemtchen an,
Weil man so vieles Gute
Von mir gehört, und man gestand,
Daß man das Unrecht längst erkannt,
Mit dem man mich verfolgte.

228.

Der Herr Director, hochbeliebt
Als geistlicher Belehrter;
Gerath heimlich still zu mir: „Es giebt
In diesem Land, mein Werther,
So manche, die dem wahren Lichte
Entzogen: thut nur Eure Pflicht
Und lehrt dann, wie's Euch gut dünkt!“ —

229.

Bei diesen schönen Worten lehrte
Ich wieder auf, und süßte
Daß ich, wernach ich lang' gestrebt,
Nun endlich doch erzielte;
Ich dankte meinem Genius,
Und dachte nun dem Hochgenuss
Des Geistes froh zu leben.

210.

Ein Weistheil ging die Sache hin,
 Ich konnte meine Lehren
 Mit Wahrheit, ganz nach meinem Sinn
 Und vorwurfsfrei erklären;
 Da kam ich denn zur Religion
 Und sank mit Einemmal vom Thron
 Der Wahrheit unsanft nieder.

211.

Ich lehrte: daß Ein einz'ger Gott
 Untheilbar für uns lebe; —
 Dies ward bekannt; man suchte Spott
 In diesem Satz, „ich strebe
 Nach Neuerung“ — gab man mir kund,
 „So laßte keines Glaub'gen Mund —
 Mein Vortrag sey lutherisch!“ —

212.

So ward ich abermals entsezt,
 Weil ich mit Wahrheit lehrte;
 Vergebens müht' ich mich von jetzt
 Nach einer neuen Lehre
 Des Lebens; Alles stieß mich kalt
 Zurück, da jener Haß gar bald
 Sich in der Stadt verbreitet.

213.

Was war zu thun? Fortuna war
Mir niemals so im Leben,
Ich konnte kaum ein halbes Jahr
Der Rube mich ergeben,
Mein ganzer Reichthum war mein Geist,
Doch wißt Ihr wohl — der Magen heißt
Regent, trotz allem Geiste.

214.

Da setz mir denn das Mittel bei,
Das manchen schon ernähret,
Der, ohne Geist, durch viel Geschrei
Die Welle sich vermehret; —
Ich wollte schreiben, — wollte mich
Im Druck' erheben, daß sie sich
Dreb weiblich ärgern möchten.

215.

Ich schrieb — o weh! da hatt' ich grab'
Den rechten Weg beschritten!
Um jede Feder ist es schäd',
Die ich desbatht verschnitten!
Inrer verbot man mir doch nur
Das Reden; — nun stich die Censur
Mir gar noch die Gedanken!! —

216.

Hausen! versucht' ich mein Produkt
 Oft selbst vorher zu mildern,
 Man dachte: „wenn erst E i n s gedruckt
 Von solchen Menschen: Wildern,
 So bricht dies allen andern Wahn,
 Und wie gefährlich! wenn der Wahn
 Des frommen Volkes schwände?“ —

217.

Zorn Censor kann oft nichts dafür,
 Weil meist ihn Größe drücken,
 Doch ist er über die Gebüge
 Engbrüstig zum Erslicken,
 Und hat er ein Neujahrs-Gedicht
 Zum Druck befördert — o, dann steht
 Der Kiesel ihn zum Wapen.

218.

Ein solcher Mensch behandelt Euch
 En bagatelle, und denkt
 Doss er in seinem Schneider-Reich
 Das Westenruder lenket;
 Und zeigt Ihr keinen Schmeichlerfinn,
 So wirft er Euch den Handschuh hin
 Wie weiland Ritter Ruyprecht.

219.

Er stempelt sich zum Dichterling,
Glaubt Wunder, wer er wäre,
Behandelt alles à la „Ding“
Mit seiner Censor: Schere,
Und macht Ihr nicht den Buckel gleich,
So giebt ein solcher Tölpel Euch
Das Typum non meretur.“

220.

Der edle Herrscher wäch' wohl gern
Vergleichen Dinge ändern,
Weil es giebt so manchen Herrn
Mit wohlgenähten Händen,
Der, grad' weil solche wohlgenäht,
Den Schneider, der ihn gut versteht,
Mit trop'ger Macht begünstigt.

221.

Auch schrieb ich ein Theaterstück
Für's hebe Hoftheater:
Da führte mich mein Wischgeschick
Vor jenen Wilber: Kater,
Der, als Theatersecretär,
Im ganzen Hirne wohl nicht mehr
Als Ein Gerüst besitzt.

252.

Dem Dummkops, dem es besser wär'
 Mit Kramerwaar' zu handeln
 Als mit der Uebersetzer: Ehr'
 Auf solchem Platz zu wandeln,
 Hat nicht ein Fänschen von Verstand,
 Und schreit sich aus im ganzen Land
 Als Frau Minervens Vogel.

253.

Weil ihn nun grad' das Podagra
 In selbem Tage plagte,
 Vielleicht auch die Veneria —
 So war er kurz — und sagte:
 „Ich glaub' nicht, daß ein dummer Mann
 Für Hoftheater schreiben kann,
 Und wollt' es gar nicht lesen!

254.

Nie blieb nun nichts in meiner Noth,
 Als Menschen zu entdecken,
 Um nur mein täglich Stückerl Brod
 In Ehren zu erwecken —
 Ach Gott! ich glaube, die Censur
 Hat alle Menschen mit der Schnur
 Der Aengstlichkeit erdroffelt!

255.

Hatt' ich nicht Sprachen so gelehrt
 Wie sie mein Geist erwogen,
 Und hatt' ich nicht dadurch bewahrt,
 Daß alle Philologen,
 Die heut' zu Tage Reden dreh'n,
 Nicht mehr als Wörterkram verstehn,
 Vielleicht wär' ich bestanden.

256.

Doch da ich die Philologie
 Als Leerheit lehren sollte,
 Hab mich an die Anatomie
 Des Staats nicht halten wollte,
 Die man aus leeren Wörtern zog,
 So war man fein genug, und wog
 Nicht matt durch Halbbescheide.

257.

Wenn Sprache keine Sprache wär'
 Und man nicht denken müßte,
 Indem man spricht: wenn ich die Lehr'
 So beizubringen müßte,
 Daß ohne Lehr' ich lehren könnte,
 So hatt' ich wohl mein sel'ges End'
 In China nur erwartet.

238.

Doch da ich nur den Geisteswerth
 In Sprachen selbst erkannte,
 Und was se'n Wörterkram er lehrt,
 Ein Glasgewicht benannte,
 So zogen sie mit Glasgewicht
 Mich vor ein leerendes Gericht
 Und sperrten mir das Reden.

239.

Ich war dem Hungertode nah
 Mit Diog. n's Laterne;
 Ich will's nicht läugnen — oft ersah
 Ich wohl in weiter Ferne
 So etwas, einem Menschen gleich —
 Doch kaum macht' ich das Herz ihm weich —
 So senfzte er mir das Licht aus!

240.

So mancher Arme hätte mich
 Dem Grabe gern entrißen —
 Hätt' er nicht allzu sehr an sich
 Nur Stund denken müssen:
 Der gern gewollt, der konnte nicht,
 Der helfen konnte, fand die Pflicht
 Weit süßer unter'm Herzen!

261.

Zwar ist es nöthig, daß ich Euch
 Hier feierlich erkläre —
 Daß noch vielleicht im Weiber-Reich
 Der Mensch zu finden wäre,
 Wenn nicht die Frau'n zu menschlich blind —
 Denn, da sie meist nur Menschen sind,
 So sind auch sie nicht Menschen!

262.

Ich fand im Leben manche Frau,
 Die gern der Seele Wehen
 Verschleucht — wenn nicht mein Körper-Bau —
 Ihr werdet mich verstehen; —
 Kurzum, ich fand mich stets erkannt,
 Verstoßen, ohne Heimathland
 In meinem Vaterlande.

263.

Wo findet Ihr noch wahre Gans?,
 Noch wahre Menschenliebe?
 Der Eitelkeit verschrobener Duns!,
 Des Hochmuths erste Trübe
 Verschleuchen jeglichen Begriff
 Vom Menschen — die Cultur verschliff
 Den letzten Rest des Glanzes.

261.

Die Wahrheit existirt nicht mehr,
 Der Glaube ward zur Phrase,
 Die Würde hinket lahm umher,
 Die Liebe ward zum Spasie,
 Die Freundschaft ward zum Wortbegriff,
 Die Hoffnung ist ein leeres Schiff,
 Die Ehre ward zum Treibhaus'!

262.

Und so entstand denn der Entschluß:
 Aus diesem Jammerleben
 Zu gehn, bevor der Ueberdruß
 Mir, krank, den Tod gegeben;
 Denn, denk' ich, Freund, an's Hospitäl,
 So kann die letzte, freie Wahl
 Mir keine Grillen machen.

266.

Ich will als Kranker nicht die Qual
 Des Todes täglich leiden
 Im sogenannten Hospitäl,
 Wo Jeder nur mit Freuden
 Dem bald'gen Tod' entgegensteht.
 Und, wenn ihn dieser lange nicht
 Sein armes Sein verflüchtet.

267.

Zwar wollt' ich eigentlich vorher
 Das Letzte noch probiren,
 Und mich mit einer Menschen-Lehr'
 In's Nachbarland stühren —
 Doch da Ihr mit mir in's Asyl
 Als Freund Euch flüchtet, sey das Ziel
 Uns Beiden heut' gesteckt. " — —

268.

So schloß mein hochgelehrter Freund,
 Und ohne viele Worte
 Verschlössen wir, im Tod' vereint,
 Den Gang zur Grabespforte.
 Ich setzte dieses Buchlein auf,
 Und wir bedachten uns nicht, drauf
 In's letzte Werk zu gehen.

269.

Schenkt eine Menschenzähre mir,
 Die Ihr dies Buchlein liest!
 Wenn es in Euren Händen hier,
 Bin ich bereits verweset; —
 Der nahe Strom nimmt jene auf,
 Die ihres Lebens bittern Lauf
 In seinem Laufe schlossen!" —

270.

Der Narre schwieg. — Der König saß
 Ganz in sich selbst vergraben,
 Sah still zu Boden, und vergaß
 Auf die, die ihn umgaben.
 Der Narr befürchtete, daß ihn
 Die Lust ergriff, zum Strome hin —
 Und sprach mit ernster Miene:

271.

„Das schwerste Leid kann nun dennoch
 Den Selbstmord nicht entschuld'gen;
 Der beste Mensch muß immer doch
 Dem schönen Zwecke huld'gen,
 Den unser Daseyn uns gebent,
 Sonst zeigt er, daß er sich gescheut,
 Den Menschen zu bewähren!

272.

Die Bruderzähre sey ihm gern
 Gewahrt in unserm Kranze,
 Jedoch verliert der schöne Stern
 Gar viel von seinem Glanze,
 Der, weil er leuchten soll der Nacht,
 Ihr grollt — wenn der Sonne Pracht
 Im Dunkel ihm entzogen.
 Der heiaere II.

270.

So lang und noch Gelegenheit
 Zum Leuchten essen stehet, —
 Das heißt, zum Guten — wenn im Leid
 Auch unser Herz vergehet, —
 So lange ist es heil'ge Pflicht,
 Wenn uns nicht, doch das Angesicht
 Des Bruders zu erheitern!“ —

271.

„Ich sage,“ sprach Antonia,
 „Der Herren finstre Brille
 War überspannt, und jeder sah
 Nur durch die große Brille!
 Gewiß, es giebt der Edlen Viel,
 Man kann sie nur im Weltgewühl
 Nicht immer gleich entdecken!“

272.

„Auch“ (sah sie fort) „verwünsch' ich kaum
 Den bösen Herrn Gelehrten,
 Bei dem sich selbst die guten Frau'n
 Als Menschen nicht bewahrten!
 Denn, wenn es einen Menschen giebt,
 So ist's ein Weib, die wahrhaft liebt —
 Und — und — hier schwieg sie stille.

276.

Herr Wilibald sah freundlich auf,
 Als schüchtern sie vorkam;
 Es schien ihm unlieb, daß der Lauf
 Der Rede so geendet —
 Er suchte mehr in ihrem Blick
 Und fuhr betroffen fast zurück,
 Als er sie weinen sah.

277.

Er wußte, daß mit Weibern nicht
 Auf jede Weis' zu scherzen,
 Daß, wenn ein Mann von ihnen spricht,
 Sie nichts so schwer verschmerzen,
 Als wenn er Alle geradezu
 Verdammt — weist ihn vielleicht der Schuh'
 Bei Einer eben drückt.

278.

Er fühlte selbst bereits, daß doch
 Die Frau'n vielleicht es seyen,
 Durch die wir, wenn wir uns vom Joch
 Der Einsamkeit befreien,
 Uns selbst vergäßen — fühlte jent,
 Wie sehr er selbst die Frau'n verlegt
 Dercinst auf jene Weise.

279.

„Was jüret Ihr,“ sprach er, „wenn ein Mann
Das Weib zu rasch verdammet,
Den man nicht selbst verdammen kann,
Wenn er in Born entzündet,
Sich selbst und alle Welt gebogt?
Fürwahr, sein Unglück hat mich fast
Zum Lichte hingelenket.“

280.

„Hatt' er vielleicht Antonia
Gefannt vor seinem Tode —
So stund' er der Erkenntniß nah,
Und würde als Pagode
Verehren jenes Frauenbild,
In dessen Herzen ihm ein Schild
Im schweren Kampf geblieben.“

281.

Ich weiß es meinem Schicksal Dank,
Das mich hieber geführt:
Mein armes Herz, so lange krank,
Hat Linderung verkraret
Bei jenem Schmerze, der auch mir
Noch keinen wahren Frieden hier
Im Innern ließ erkennen.

282.

Doch glaub' ich fast, daß ich nun mehr
 Der Heilung nahe stehe;
 Ich fühlte als König schon, wie schwer
 Es uns ergreift, — wie wehe
 Der armen Menschenkumst erschleicht,
 Wenn sich das Herz verlassen sieht —
 Um wie viel mehr der Arme!

283.

Ich fühle freudig, daß mein Stand
 Gebent manch Weh' zu heilen!
 Doch will ich mich noch vor der Hand
 Zu sehr nicht übereilen
 Mit meiner Heilung; laßt zuvor
 Uns eine Weile noch das Ohr
 Dem hohen Zwecke weihen.“ — —

284.

So sprechend trat er zu ihr hin
 Und hob, nicht ohne Bangen,
 Die Hand zum schneebedeckten Kinn
 Wie schüchternem Verlangen,
 Bog sich dann schnell zur schönen Hand,
 Und — — „meine Herrn 's ist angespannt!“
 Tief draußen der Herr Schwager.

„Der Lötpet!“ brummte Willibald
Für sich, und griff zum Hute,
„Die Pferde sind wohl kaum noch kalt
Von ihrer heut'gen Route;
Und mir — auch mir ist trau'n zu warm! —
Er bot Antonien seinen Arm,
Und fuhrte sie zum Wagen.

Ende der schönsten Mittheilung dieser wunderbaren
Historie.

Siebente Abtheilung.

Madame Europa mit dem Cultur-Geiste in unfruchtbarer Ehe.

Ankunft unsrer Reisecompanie in der Residenz. König Wittababus geräth mit seinen beiden Lieblingen in eine sogenannte Schmeißer-Herbergen, allwo er sich weidlich ergötzt ob der Meinungen von einem der zwanzigtausend Chinesischen Dichter-Handwerksburschen. — Bindet jedoch einige gefesselte Fremdlinge, wie auch einen Bekannten von der politischen Studentenscheiße, der hier abermals den Knoten mit dem Harren löset. — Sonst noch Allerlei von allerhand Aelterlei. —



3.

Er hielt die Teufels-Dichterei
Mit Schillers Geist zusammen,
Und schien durch dieses Gottes Weib'
Sein Inneres zu entflammen,
Er fand, was wahre Poesie,
Und nannte Faust die Dnanie
Des kraft'gen deutschen Geistes!

4.

Antonia langweilte sich
Mit weiblichen Scribenten,
Die meist am Schreibegult von Küch'
Und Häuslichkeit sich trennten,
Und las voll Mitleid und mit Scham,
Wie weit es mit der Feder kam
In weiblich-wüsten Händen!

5.

Man kam zur Residenz. — Am Thor
Begann die alte Plage;
Der Visirator trat hervor
Mit freundlich-grober Frage,
Durchstach mit seinem Eisenstod'
Die Wagen, sammt dem Kutscherbod'
Und forderete die Pässe.

6.

Drauf setzte sich ein Stadtsoldat
 Dem Kutscher auf den Nacken;
 Dann ging's in's Zollhaus, wo man hat
 Die Koffer abzupacken.
 Als dieß geschehen, mußte man
 Ein Weilchen harren, drauß begann
 Man drin herum zu wühlen.

7.

Nachdem sie also eine Stund'
 Im Hof bereits geharret,
 Und man nach dem gesuchten Hund'
 Umsonst herum gescharret,
 Die Kofferordnung grob zerstört,
 Und Alles weidlich umgekehrt,
 So hieß es: „weiter fahren!“

8.

Und nun umringte sie die Schaar
 Von ungeschliffnen Knechten,
 Und als auch die befriedigt war
 Zur Linken und zur Rechten,
 Erschien der Stadtsoldat von vorn'
 Und ließ sich aus dem wilden Vorn'
 Des Reiseschapes laden.

9.

„Ich merke schon,“ rief Wilibald,
 „Hier bleiben wir nicht lange,
 Wo sich die menschliche Gewalt
 So ungerecht im Zwange
 Und in gemeiner Grobheit zeigt,
 Ich wäre schier dazu geneigt,
 Noch heute abzureisen!“ — —

10.

„Die Leute können nichts dafür,
 Sie sind in Pflicht genommen,“ —
 Sprach leif der Narr! — „Ihr solltet hier
 Dem Ausland was bekommen, —
 Da könnt Ihr einen halben Tag
 Nicht weg aus diesem Rauthaetag
 Und müßtet schier verzweifeln!“

11.

Zwei Tage ruhte man nun aus
 Dem Ungemach der Reise;
 Sie mieteten ein schönes Haus
 Zu ziemlich hohem Preise
 In einer Vorstadt, wo der Schwarm
 Der Menge, wenn das Wetter warm
 Vorbei zu ziehen kame.

12.

So sah' sie denn nicht lang' darnach,
 Kurz vor dem Mittagstische
 Dergleichen Wandrer allgemach,
 Im buntesten Gemische
 Vorüber ziehn, und Mancher schritt
 Vorbei, der bloß den Appetit
 Zum fetten Mahl' sich holte.

13.

Hier schritt ein magerer Tollküstling
 Mit brauner Nasenkruste,
 Dort Einer, der den Siegelring
 Geschickt zu zeigen wußte,
 Hier ritt ein stolzer Cavalier
 Gar stolz auf dem erborgten Thier,
 Dort fuhr der Schinderkarren.

14.

Hier zog mit wohlgeputztem Leib
 Ein pflüssiger Verwalter,
 Dort kniet' ein hungria Bettelweib
 Und schrie ein Duzend Pfalter.
 Hier zog ein armes Liebespaar,
 Dort eine reiche Geßenschaar
 Mit ihren Concubinen.

15.

Am Thor' des schönen Hauses lag
Ein junger, lahmer Geiger,
Der säßte den ganzen Tag
Den selben lust'gen Reigen,
Und als von Keinem, der da ging,
Er eine kleine Gab' empfing,
Vegann er laut zu singen:

16.

„Jubei! die Sonne scheint gar schön,
Und Gott hat viele Kinder,
Und Keines höret doch mein Kläh'n,
Und bin sein Kind nicht minder!
Jubei! der Hunger thut gar weh,
Ihr schönen Leute! ach! jubei!
Ihr habt wohl keinen Hunger?“

17.

„Jubei! ich hab mein Geiglein heut'
Mit Lölten reichlich bezogen!
Seht doch, Ihr schöngeputzten Leut',
Den pracht'gen Fiedelbogen!
Das Geiglein aber ist kein Brod
Der Vogen zeigt dem Hunger tod.
Das Herz hat keine Lölten!“

18.

„Jubei! das Mütterchen ist krank,
Das Väterchen gestorben!
Geb't Leuten was für schönen Dank
Von dem, was Ihr erworben!
Die kranke Mutter harret froh
Des Geigers! Habt Erbarmen! — O,
Das schöne — schöne Leben!

19.

„Jubei! das Leben ist gar schön,
Wenn uns der Tod nicht lieber!
Die guten, graden Leute gehn
Am Lohmen stolz vorüber!
Habt Ihr nicht auch ein Mütterlein,
Das sich der Sonne möchte freu'n?
Tanz! tanzt, Ihr frommen Kinder! —

20.

Mit einem grellen Lachen griff
Er hier zum Bogen, neigte
Das Haupt dem Takte nach, und pfliff
Das Lied, indem er geigte.
Der König trat bewegt zurück,
Und warf zuver mit nassem Blick
Ein Goldstück ihm hinunter.

21.

Dann bat er seinen Narren, ihn
Zur Zelle zu befragen,
Und ihm sodann zur Mutter hin
Die Wege zu befragen.
Weil verstand, und ging sogleich,
Ein Pflauchen ihm für's Himmelsreich
Beim Geiger zu erzielen.

22.

Drauf näherte Antonia sich,
Von Wehmuth sanft durchdrungen,
Und sprach: „dich Lied erinnert mich
An Ein's, das ich gesungen,
Als ich noch an der Mutter Hand
Das Leben ohne Schmerz gekannt;
Ich will es, Herr, Euch singen.“ —

23.

„Das that,“ sprach Witikald; „seit ich
Die Harfnerin gehebet,
Läßt Eure Stimme ja, die mich
Den Gram vergessen lehret.“ —
Er schwieg, sie griff mit süßem Drang
Die Harfe, seufzte tief, und sang —
Also mit sanfter Stimme:

21.

„Jubel! die Sänger in dem Wald,
 Sie singen holde Lieder,
 Und schwingen, wenn das Lied erschllt,
 Das glänzende Gefieder,
 Und schweben freudig himmelan
 Und jubeln auf der schönen Bahn:
 Es freu' sich, was da lebet!

22.

„Jubel! das Leben ist so mild,
 So mild ist Gottes Güte!
 Das Menschenherz ist Gottes Bild,
 Die Tugend seine Blüthe,
 Die reine Lieb' der Tugend Kern,
 Die Treue ist der Liebe Stern,
 Zufriedenheit ihr Himmel!

23.

„Jubel! das Kindlein ist so gut,
 Wenn es zum Licht' erlebet!
 Das Herz durchstrm' ein kindlich Blut,
 Bis es zum Vater gehet!
 Der Born, der seiner Huld entquillt,
 Der Born, der alle Leiden stillt,
 Ist suer Seelenfriede!

27.

„Zuhet! Das Leben ist der Tod,
 Und aus des Grabes Schoße,
 Entleimt im bestren Morgenroth'
 Des neuen Lebens Rose;
 Die Rose glüht in Gottes Lust,
 Und braucht zum süßen, innern Duft
 Nicht andrer Blumen Daste!

28.

„Zuhet! drum du ste still und gut
 Der Mensch in seinem Kreise!
 Das Herz vermähle sich der Gluth
 Auf kindlich-fremder Weise;
 Kein lebend Herz ist ohne Feht,
 Das Leben aber ist die Seel' —
 Die Seel' ist Gottes Liebe.

29.

„Zuhet! die Sänger in der Hur
 Sie schwingen das Gefieder;
 Der Mensch erhöhe die Natur,
 Und ste den Menschen wieder;
 Natur ist Leben — Leben Tod — —
 Drum liebet Euch! — das Morgenroth
 Ist nur die Abendröthe! — —“

20. „

Die Harf' entfalt der schönen Hand. —
 Der König rief erbebend:
 „Drum liebet Euch! O ich verstand,
 Was Ihr so sanft erhebend
 In's Herz mir grubt. — Ach! wüßtet Ihr“ —
 Da trat der Narre durch die Thür
 Und rief: „sie ist gefunden!“ —

31.

„Und,“ fuhr er fort, „hier bring' ich Euch
 Noch einen Supplicanten; —
 Er bat mich an der Stiege weich:
 Er möchte den scharmanten
 Und gütigen Herrn Grafen gern,
 Der Poesie erhabnen Stern,
 Der hier logiere, sprechen.“ —

32.

Bei diesen Worten nahte sich
 Ein Mann, mit süßer Miene,
 Und sprach: „Verzeihet, wenn ich mich
 Erhabner Herr, erlühne,
 Vor Euch, der hohen Kunst Mäcen, — —
 Da ich erfahren, und gesehn, — —
 Und da man mir erzählt — —“

33.

„Wer seid Ihr?“ unterbrach ihn hier
Der König ungeduldig: —
„Verzeih, daß ich's vergaß! Ich bin
Freunden mir es schuldig,
Daß ich mich Dichter nenne, denn
Seitdem ich mich erst selber kenn' — — —“
„Zieh gut! und Euer Name?“ —

34.

„Hans Haub!“ — „Hans Haub? Wir nicht be-
kannt!“
„Noch nicht bekannt? das wäre?
Wein ganz chinesisch Vaterland
Schönt es sich, Herr, zur Ehre,
Daß mich sein Genius ihm gebor.
Obgleich an Dichtern es die Schaar
Von Zwanzigtausend zählt,

35.

„Ich habe, Herr, von Jugend auf
Das Schauspiel rezensirt,
Hab' in der vierten Klasse drauf
Gar weit correspondirt;
Nun schrieb ich für's Theaterblatt
Gedichte, — — und schon Mäucher hat
Gerühmt mein Licht betascht!“

36.

Der gute König konnte sich
 Des Lohens kaum erheben.
 „Und, Vetter, womit wollt Ihr mich
 Als Dichter nun beehren?“ —
 „Dass Ihr in Gnaden mir erlaubt,
 Euch dieses Werk: „Das leere Haupt“
 Geyersamst zuzuneigen.“ —

37.

Hier hielt er ihm in Wandformat
 Ein Manuscript entgegen.
 Der König trat zurück — und bat
 Es auf den Tisch zu legen,
 Dann sprach er zu dem Narren still:
 „Mir dünkt, der große Dichter will
 Papier für die Variere!“

38.

Der Narre nahm den Herrn bei Zeit
 Und sprach: „Ich werd' es lesen;
 Doch daß Ihr nicht vergebens heut
 So gutig seyd gewesen,
 Empfahet von mir à Conto dies.“
 Der Dichter nahm es, und vermach
 Fortan die Herrn Wacene.

39.

Da fand der Narr' ein Blatt Papier,
 Das mit heraus geschlossen,
 Als der Herr Dichter voll Begier
 Das Werk hervorbrachten.
 Er nahm es auf, und fand erfreut,
 Daß ihm auch hier Gelegenheit
 Zum Ziele dar sich biete.

40.

Er las es laut: „An Herrn von Raub! —
 „Mein lieber Kunstherr,
 Wir werden heut' zur blauen Traub'
 Im unteren Gelschke
 Im geist'gen Kreis' versammelt seyn,
 Wir laden sammtlich Dich drum ein,
 Heut' Abend zu erscheinen.“ — —

41.

„Ganz herrlich!“ — rief der König aus,
 Da will auch ich erscheinen;
 Wir wollen in Lenard's Haus
 Uns Herrn Apoll vereinen.
 Wenn er nicht besse Dichter hat
 Als Wolfgang's Recensentenblatt;
 So ist er zu beweinen!

42.

Hier nahle sich ein bohrer Mann
 Mit hochverschmizten Nieten,
 Und seug ganz unterthänig an,
 Ob man nicht zum bedienen
 Und Gängen Jemand such' — er sey
 Privilegirter Lehnlaakey,
 Und jedes Winkels kundig!

43.

Der Narr' ergriff geschwind das Weis,
 Und wick ihn ohne Weiters
 Sogleich, und freundschaft-dankend fest,
 „Indem man seines Peiters
 Bedürfe mit geheimer Schrift.“
 Der Mann erschrock, und ging verblüfft
 Und schweigend seines Weges.

44.

„Das kennt Ihr nicht“ — sprach nun Poli
 Zum König; — diese Leute
 Sind hier Spione, deren Muth'
 Sich lobet von jeder Seite.
 Indem die hohe Polizei
 Den observirenden Laken
 Besonders gut bezahlt!“

45.

„Vergleichen Scharfen leiten meist
 Von selber auf die Wege
 Der Lasterung, und toden dreiß
 Den Weßern in's Gehege
 Der Peinzel, und stürzen eif
 Um ein'ge Gulden unverhofft
 Den Fremdling in die Falle.“ — —

46.

„Man merket wohl,“ sprach Willibald,
 „Daß Du schon hier gewesen;
 So muß ich Dich wohl dergestalt
 Zum Leiter anerkennen: —
 Du fährst mich,“ lachte er lächelnd fort,
 „Gewiß nicht zur geheimen Pforte
 Der menschlichen Erkenntniß?“ — —

47.

Der Abend kam, und man begab
 Sich zur bestimmten Stelle.
 Der achte Hofet amg noch ab,
 Zudem es noch zu helle
 Um Orte der Versammlung war,
 Und man die große Geisteshaare
 Verdächtig finden konnte.

48.

Man setzte sich daher allein
 Zum Zwiesgespräche nieder,
 Wie daß der Lampe düst'rer Schein
 Versammelte die Brüder.
 kaum saßen Beide, als mit Haß
 Zu ihnen sich ein dritter Gast
 Begrüßend hingefellte.

49.

Herr Wilibald erkennt' ihn gleich;
 Es war der junge Sprecher,
 Der sich in dem polit'ischen Reich
 Der akadem'schen Becher
 So warm geäußert; auch Poli
 Erkennt ihn nun, und frug, wie sie
 Zu dieser Ehre kämen?

50.

Der junge Mann ward etwas roth,
 Und schien nicht ohne Bangen
 Zu denken an die früh're Noth
 Der Wilibald entgangen
 In jener Kneipe; doch man lud
 Ihn freundlich ein, um seinen Muth
 Im Voraus zu erheben.
 Der Postarre II.

51.

„Mein Aufenthalt ist eigentlich,
 Begann er „hier zu Lande;
 Ich hatt' auf wenige Tage mich
 Der hochverehrten Pande,
 Die mich bis jetzt gefesselt hier,
 Entschien, um Erholung mir
 In Ruhe zu vergönnen.“

52.

„Nein Vaterländchen liegt nicht weit
 Von Kranzberg am Rheine,
 Man hatte mir voll Bärtlichkeit
 Im frühlichen Vereine
 Das Fest bereitet, als ich Euch
 Erhielte, und mein Herz sogleich
 In Euren Arm sich reigte.“

53.

„Doch werd' ich jetzt auf immer bald
 Von hier mich wegheben,
 Um einen neuen Aufenthalt
 Mit frechem Muth zu leben,
 Den man mit blinder Freundschaft
 Im schönen Deutsch-Land mir thut,
 Wo Kunst und Wissen thronen.“

54.

„Ich kam erst heute wieder an,
Und dank' es dem Gesichte,
Das mich vor meiner neuen-Wahn,
Hier abermals dem Glücke
Der Gegenwart — —“ hier trat der Schwarm
Von Gogin's Dichtern, Arm in Arm
In Paaren in die Stube.

55.

Es waren meistens junge Herrn
Von lieberlichem Leben,
Die sich aus Mühsigang dem Stern'
Der Poesie ergeben.
Zum Glücke hatte sich der Heiß
Des „leeren Haupt's“ nicht beigelegt,
Wie man befürchtet hatte.

56.

Nach diesen sah man eine Zahl
Von bledern Handwerksleuten
Zum kleinen, schlichten Abendmahl
In's Dichtersimmer schreiten,
Die setzten sich an kleinem Tisch,
Dem hochpoetischen Gemisch
Der Andern gegenüber.

57.

Und nun begann in kurzer Zeit
 Die schöne Unterhaltung.
 Die Herrn versetzt' ein kleiner Streit
 In dichterische Exaltation,
 Darauf begann ein Männchen klein,
 Mit Sporn und Stock den lustigen Reihn,
 Versuch zu treffen.

58.

„Wie konntest Du,“ begann es wild,
 Zu einem Bruder Dichter,
 „Wie konntest Du mein schönes Bild
 So unter das Gefächler
 Von Andern setzen, da Du doch
 Mir von der letzten Rede noch
 Drei Zeilen schuldig bliebest?“

59.

„Hab' ich mit Dir nicht ansgemacht,
 Seitdem Du recensirtest,
 Daß Du als Freund auf mich bedacht,
 Nur mich die Feder führest??
 Wie kann man einen guten Freund
 Gleich einem unbekannten Feind
 So streng nur behandeln??“ — —

60.

„Zuch ich“ — begann ein Zweiter — „traf
Von Dir mich recensiret,
Ich heiße nicht vergebens Schaf,
Und will, wie sich's gebühret,
Das nächstemal Dir zeigen schon,
Was ich durch eine Recension
Vermag, wenn Du mich reizest!“ —

61.

„Schon recht,“ begann der Dritte nun,
Man muß nicht feindlich schreiben,
Das kann man gegen Andre thun!
Da kann man übertreiben!!
In Gunging sind wir stets gewohnt,
Daß man die guten Freunde schonet,
Und nur die Feinde tadeln!

62.

„Wozu wär' unser Bund denn nüt,
Wenn wir uns selber schmähen??
Ich mag wohl gerne scharf und spitz
Die Feder bei Dir sehen,
Doch nur für Solche, die wir schon
Bezeichnen, wenn die Recension
Sich tadelnd soll gestalten!“

63.

„Man muß zusammen halten, Freund,
 Bei diesen klugen Zeiten,
 Man muß ein's eigne Wohl, vereint
 Der Andern Werth bestreiten,
 Doch man nicht selber untergeht,
 Und wer sein Glück recht auf versteht,
 Der hütet sich für Wahrheit!

64.

„Was soll der Schnickschnal? hättest Du
 Den Freund nicht loben können?
 Gehörst Du denn nicht auch dazu?
 Wir sollen Freund Dich nennen,
 Und trinken mit Dir; denke doch!
 Wir trinken mit Dir — — und dennoch
 Kannst Du so lieblos handeln!! —

65.

Was hast Du von dem Tadel nun?
 Ein wahrer Freund soll leben
 Für seinen Freund, und Alles thun,
 Ihn pflüssig zu erheben!
 Ich selber hietto ungeschert
 Für meine Freunde jederzeit
 Die Feder in Bereitschaft!“

66.

„Wohlt wahr,“ sprach hier der Vierte, — „denn
 Ich selbst hab’ recensirt
 Den braven Devrient; — doch wenn
 Ein Freund sich drob genirt,
 So hätt’ ich dem zu Liebe schon,
 So wahr ich Freund Camäleon,
 Gar weidlich ihn geheilt!“

67.

„So lange,“ fuhr er grinsend fort,
 „Als Freunde wir uns kennen,
 Soll Jeder durch des Andern Weisheit
 Zum Lobe nur entbrennen;
 Ihr wißt ja, hier in Peking sind
 Wir gegen die nur, die als Kind
 Der Nase uns nichts angehn. —

68.

„Mit gutem Beispiel geh’n uns ja
 Voran die Redaktionen
 In dieser Stadt; — ich selber hab
 Den Redacteur belohnen
 Von unserem Theaterblatt;
 Ein armer, fremder Künstler hat
 Fünf Gulden geben müssen!“

69.

„Warum soll man mit Freunden sich
Das Leben auch verbittern?
Löst lieber Andre vor dem Strich
Der Feder bang erzittern.
Wie sind dermal in Gongking hier
Fünfhundert Dichter, sollen wir
Nicht fest zusammenwickeln?“

70.

Hier hob der eine Handwerksmann
Sich rasch von seinem Sige;
Trat vor den Redner, und begann
Mit ächter, deutscher Hine:
„Mein guter Freund, was Ihr da spricht,
Ist hubenhatt, und Ihr seid schlecht.
Wenn Ihr das wirklich denkt!

71.

„Zwar kenn' ich von der Dichterei
Nicht viel in diesem Lande,
Doch red' ich unparteiisch frei
Von einem jeden Stande;
Und wer nur seine Feinde schmäht,
Wenn nicht das Recht zur Seite steht,
Der ist ein Galgenvogel!

72.

„Ihr denkt Euch wohl, die Dichtung ist
Ein solch' gemeines Wesen,
Das jeder Esel kennt? — Wißt,
Ich habe viel gelesen,
Von Schiller, Klopstock, Wieland, — und
Ich fühle, was es heißt, den Bund
Der Musen zu beschimpfen!“

73.

„Was wißt Ihr denn, Ihr falsch Gezucht,
Ihr armen Dichterseelen?
Sucht Ihr den Dichterplag Euch nicht
Durch fremden Werth zu hehlen?
Ihr glaubt, wenn Ihr was recensirt,
Was überseht, multiplicirt,
Daß Ihr dann Dichter wäret?“

74.

„Fürwahr! ich würde die Censur
Als ein Bedürfniß preisen,
Hätt' sie dergleichen Stümpfern nur
Die Schranken vorzuweisen!!
So aber wird das Schlechte noch
Durch sie befördert, während doch
Ihr Zweck das Gute wäre.“

75.

„Der wahre Geist wird maltreatirt,
 Der falsche vorgezogen,
 Weit üch der letzte nicht genirt,
 Sein Prunklein auf den Vogen
 Der Finsterniß zu bau'n, und meist
 Um niedre Schmeicheleien kreist,
 Die jeder Mann verachtet!

76.

„Gewiß! das wahrhaft edle Haus,
 Das dieses Land regieret,
 Macht sich wohl selbst nicht viel daraus,
 Was solch ein Sudter schmieret!
 Erheben kann die Poesie —
 Doch wahrlich! solch ein Stämper nie,
 Der nur zum Schneider taugte!“ —

77.

„Gehe!“ rief hier ein mag'rer Mann
 Herüber vor dem Tische —
 Ich bin ein Schneider, und ich kann
 Wohl mehr, als solche Wische
 Verfert'gen! Solch ein Dichterslein
 Kennt' nicht einmal ein Schneider seyn, —
 Ich näh' Originale!“ —

78.

Der König lachte; doch der Wirth
 Sprach nun zum ersten Sprecher:
 „Herr Pius, Freund, war Schweinehirt,
 Und Sachs war Sohlenflecher;
 Auch hab' ich jetzt an Euch erkannt,
 Daß sich der Geist an keinem Stand
 In diesem Leben bindet.“ —

79.

„Doch hat er“ — sprach ein Anderer nun —
 „Wohl Recht mit diesen Leuten,
 Die, ohne Geist, nichts Bessers thun,
 Als nur von alten Zeiten
 Den Geist zu tadeln, den sie nicht
 Besitzen; solch ein Lasse spricht
 Nur neidisch meist aus Dummheit!“

80.

„Ja, klink!“ — unterbrach ihn hier
 Ein Mecklenburger hinig —
 „So'n Mensch deit Alles kreten (hier)
 Un gtoivt, he is recht winig!
 Den Diwel ol! — So'n Quappe weet
 Nisch mal das grote Alphabet,
 Un will op Andre groten!“

81.

„Denn Koffer gloiset, he het dat Hiern
 Mit tusend Vogelst freien,
 Un griet em eenen an de Stirn,
 So griet he Stockfischgräten!
 Wat hetet em an sin larmen? wat?
 He hat dat Rechte doch nich hat,
 Un blivet en dummer Driwel!“ —

82.

Und nun erhob der Narre sich
 Und sprach mit ernster Stimme:
 „Verzeiht, Ihr Herrn, wenn nun auch ich
 Den Heiligen erklimme,
 Und von dem heiligen Gipfel Euch
 Die deutsche Muse, und zugleich
 Ihr Trauerlied verlünde.

83.

„Ihr lieben Herrchen thätet auf,
 Zur Schule heimzulehren,
 Und nicht die dichterische Prut
 So jammerlich zu mehren!
 Euch schrieb das Schicksal an die Stirn,
 Wie wenig Euer schwaches Hiern
 Der Schule hat enttragen!“

„Wo ist sie hin, die schöne Zeit,
Als noch in hundert Jahren
Kaum Zweie dem Varnag geweiht
Vom innern Gotte waren?
Ja der die deutsche Poesie
Noch in erhabner Harmonie
Mit deutscher Würde strebte?

„Kennet Ihr denn auch dies Heiligtum,
Ihr flachen Alltagsgerner?
Stoßt Ihr nicht jedem Tempel um,
Ihr dichterischen Träumer,
Den sich Germaniens Muse baut,
Wenn Ihr dem kleinen Ich vertraut,
Und sie mit Versen tödtet?

„Wann sahen wir in gleicher Schmach
Dies Heiligtum erbeben?
Wann sank es tiefer wohl? wann brach,
Des Geistes hohes Streben
Sich schneller an des Knaben Vier,
Als heut' zu Tage, wo wir schier
In Dichterfluth ertrinken?

„Zeit unsre hochvernünft'ge Welt
Geschmack und Kunst verwehte,
In jeder Esel Mäusenheiß
Und jeder Kant Poete.
Die Dichtung ward zur seiten War',
Des Geistes heiliger Altar
Hat Diebe nur zu Priestern!

„Ein Jeder dichtet, Jeder schreibt,
Der Knabe greift zur Feder,
Ein jeder Lotterbube reibt
Den Schädel am Katheder
Der Poesie, wenn ihm die Wuth
Des Schreibens bringt in's junge Blut,
Der Säugling schreit in Reimen!

„Ist das die sogenannte Spur
Zum höh'ren Vorwärtsschreiten,
Ist das die leidige Cultur
Der neu'sten, klugen Zeiten, —
Ist das etwa die Näherung
An unsere Vervollkommnung,
Daß wir in Reimen leben?

90.

„Einst war die Poesie der Glanz
 Der höchsten Erdenwonne,
 Der Dichter strahlte im Sängerkranz
 Gleich seines Gottes Sonne,
 Sein Gottsebstempel war Beruf,
 Sein Loth, den ihm sein Inneres schuf —
 Jetzt wird sie eingemipset!

91.

„Der Vater prüft gar frühe schon
 Die kindlichen Geächter,
 Er wählt dann, und erzieht den Sohn
 Zum einstufigen großen Dichter!
 Das Knäbchen in der Schule schreit:
 „Ich hab' zum Lernen keine Zeit,
 Ich dichte mit der Mutter!“

92.

„Wer einen holperichten Fuß
 Zum Namens tag erzwinget,
 Wenn ein geschickter Versiegruß
 An den Mäcen gelanget,
 Wer ein verbrochseltes Gedicht
 Declamatorisch bringt an's Licht —
 Ist jetzt ein deutscher Dichter!

93.

„Wer nur ein Räthselchen erschafft,
 Ein Anekdöthen reinet,
 Wer seine dichterische Kraft
 Mit Aphorismen teilet,
 Wer irgendwo ein Gleichniß liebt,
 Und es in Reimen anempfiehlt,
 Ist jetzt ein deutscher Dichter!

94.

„Wer ein Sonettchen versifert,
 Ein Operettchen fudelt,
 Ein weiches Liebesliedchen fleckt,
 Ein Glosschen überbudelet,
 Wer ein veraltet Ritterlied
 Mit neuem Futter überzieht,
 Ist jetzt ein deutscher Dichter!

95.

„Ein Jeder süßt den Dichter-Drang
 Im überladnen Busen,
 Und malttraitirt aus Müßiggang
 Das Heiligtum der Musen;
 Auch kümmert man sich nicht darum,
 Daß Mancher ob dem Heiligtum
 Erst heilig dumm geworden. —

96.

„Ist ein Gedichtlein erst geherbt,
 So kommen die Verwandten,
 Und fragen: „wo das Ding denn wächst,“
 Das sie vorher nicht kannten?
 „Wo?“ fragt das Dichtertein entzückt,
 „Ich denk' doch, daß man erblickt
 Den Geist aus meiner Feder!“

97.

„Der Herr Papa bewundert nun, —
 Der Himmel hängt voll Geigen,
 Der Dichter läßt sein Studium ruh'n,
 Und haschet nach den Zweigen
 Des Lorbeers, mit dem Vorgesüß
 Des Ruhms, und das schöne Ziel
 Des Bürgers wird verachtet.

98.

„So wird der heil'ge Genius
 Mit Füßen denn getreten;
 Das Hohe scheut der Ueberdruß
 In solchen Scheinpoeten,
 Der Bes're wird gleich ihnen dann
 Verachtet, da die Liebe man
 Zum Guten selbst verloren.

99.

„Sogar das schönere Geschlecht
 Tragt bei zu dem Verderben!
 Es glaubt, man liebe dann erst recht,
 Wenn wir in Versen sterben;
 Die Prosa von der Lieb' und Treu'
 Ist ihm bereits zu wenig neu,
 Und nur der Reim ist Liebe.“

100.

„Die Fürstin liebt den Versemann,
 Den Versemann die Zofe,
 Was er in Prosa nicht gewann
 Gewinnt die erste Strophe,
 Die Freud' und Leid und Glück und Stäck
 In ein gereimtes Jammerstück
 Verzweifelt weiß zu einen.“

101.

„Die Küchenmagd verbrennt den Brei,
 Wenn sie die Verse liest,
 Worin der Hausknecht seine Treu'
 Als Thranen-Reim ergießet;
 Der Kutscher wirft den Wagen um,
 Indem sein Geiſt in's Heiligthum
 Der Poesie kutschiret.“

102.

„So kam's denn, daß sich zu dem Stern',
 Der sonst die Nacht erhellte,
 Die große Schaal ohne Kern,
 Als Sternen: Clubb gesellte,
 Ein jeder Stämper ist ein Licht,
 Ein jeder Wisch ist ein Gedicht,
 Die Dichtung ward zur Mode!

103.

„Ein jeder Schauspiel: Figurant
 Schreibt nun Theatersachen,
 Und sucht sich im Cozzissenland
 Zum Dichterling zu machen;
 Actricen, denen der Amant
 Die Feder führt mit zarter Hand,
 Sind deutsche Dichterinnen!

104.

„So sucht die leidige Cultur
 Das Höchste zu vernichten,
 Begräbt die teute, schöne Spur
 Der Poesie — durch dichten!
 Geschmack ist jetzt ein leerer Schall,
 Der in dem ew'gen Wiederhall
 Von Wörterprun! versunken.

105.

„So strömt denn auch des Wahnsinns Born,
 Von tausend Kritika stern,
 Aus denen kein vernünftig Korn
 Du zieh'n mit allen Vlastern;
 Ein Jeder schmieret sein Pamphlet,
 Und sucht in Anonymität
 Das Beste zu erspicken.

106.

„Ein jeder Straßenjüngling schreibt
 Wie anonymen Phrasen
 Sein credo nieder, und betreibt
 Sein Handwerk in den Straßen;
 Der nennt sich Straub und der Erwin,
 Der Virsch und jener Fridolin,
 Und der ist gar ein Sternchen!

107.

„Ein jeder Dursche recensirt,
 Der kaum der Schul' entwachsen,
 Ein jeder neid'sche Laurer schmieret
 Mit Unfug seine Faren;
 So werden Männer tief verlegt,
 Und Bessere herabgesetzt
 Durch bübische Gemeinheit.

108.

„Indem man Schlechtes nun erhebt,
Da Schlechte drüber sprechen,
Und man nur nach dem Zwecke strebt,
Am Guten sich zu rächen,
So wird das Schlechtere vermehrt,
Der Zweck des Besseren zerstört,
Und Jeder greift zur Feder.

109.

„Aus Mangel nun an eignem Geist,
Geht es an's Uebersehen;
Man schlägt das Fremde über'n Leist,
Und sucht es zu zerlegen,
Und dann nach deutscher Mosais,
Aus dem Zerstückelten ein Stück
Der Heimath zu bereiten.

100.

„Man stiehlt dem Fremden seinen Werth,
Dieß heißt sodann verbessern;
Man sucht es, wenn es umgekehrt,
Mit eignem Saft zu wässern;
Dann fügt man in zufriedner Muß
Den eignen Namen stolz hinzu,
Und ist ein deutscher Dichter!

101.

„So siehet man in frecher Schmach
Das Edle zu unnachten;
So lernt der Fremde nach und nach
Das schöne Land verachten,
In dem man seinen bessern Geist
So schmähtlich dumm in Stücke reißt,
Und seinen Schweiß ihm raubet!

102.

„Weht uns! daß doch das deutsche Land
Noch ein'ge Tempel zeigt,
Wo meist nur Befress' Hand in Hand
Zum Thron der Muse steigt!
Weht uns! Du hoher Genius,
Daß Du nicht ganz dem Ueberfluß
Des Schlechten bist erlegen!

103.

„Mereto nicht und Calderon
Vermögen deutsch zu dichten;
Germaniens hoher Musenthron
Wird deutsches Streben richten!
Dwar selten wir auch fremdes Gut
Nicht ganz verschmah'n, — doch edles Blut
Soll nie podagrifch fließen!

101.

„Wenn sich die alte deutsche Kraft,
Als Deuschthum soll erhalten,
So ist es nöthig, daß sie schafft
In eigenen Gestalten,
Daß sich die Kraft durch sich erhält,
Und nicht in jeder Nothwelt,
Als Affenmutter pranget!

105.

„Wir müssen drum die Vorwelt nicht
In ihren Würden kränken,
Weil wir im gegenwärt'gen Licht
Nur an die Nachwelt denken!
Die Vorwelt hat für uns gestrebt,
So ist es billig, daß sie lebt,
Und nicht in uns verschwinde!

106.

„Wenn Schritt um Schritt die Hochkultur
Mit ihrem Wissen steigt,
Und ihren Werth im Luxus nur,
Trotz allem Wissen zeigt,
So wird uns die Erleichterung - Hier
So sehr verfeinern noch, daß wir
Mit Dampfmaschinen dichten!

107.

„Die deutsche Poesie wird dann
 Ein Rauffahrtsschiff heißen,
 Das aus Vergnügen Jedermann
 Vesteigt zu niedern Preisen;
 An Wasser fehlt es jetzt schon nicht,
 Und daß es nicht an Holz gebricht,
 Dafür ist mir nicht bange!

108.

„Ein Jeder drängt sich in's Gebiet
 Der hohen, deutschen Dichtung,
 Und giebt ihr, wenn sein Hirn erglüht,
 Die neu'ste Mode-Richtung;
 Der stellt sie breit und Jener spitz,
 Ein Dritter sucht in ekstem Witz
 Die Höhe zu erreichen.

109.

„In diesem sogenannten Witz
 Bewegt sich jeder Knabe,
 Und findet des Verstandes Witz
 In seiner großen Gabe;
 Oft übergießt er gar die Welt
 Mit einer Medaillon, und läßt
 Als Page! in die Schreibekunst!

110.

So halt ein jeder Mist sich
 Für einen win'gen Richter
 Und schneidet oft gar fürchterlich
 Der Künstlerwelt Gesichter,
 Damit sie hinter seiner Wurth
 Was Rechtes glaubt, und man den Hut
 Vor seiner Feder ziehe.

111.

Doch meistens weiß ein solcher Tropf
 Noch kaum zu buchstabiren,
 Und sucht den leeren, kranken Kopf
 Mit ein'gem Kram zu zieren,
 Den er im Lexicon erschnappt,
 Indem er Andere, verkappt,
 Auf büb'sche Weise schändet.

112.

Der Wein ist ein erhabnen Feld,
 Gleich jedem Hochverstande,
 Und wenn er an's Geseß sich hält,
 Das ihm der Achtung Bande
 Gebieten, kann er oft sogar,
 Wenn ihn Partei suchet nicht gebar,
 Wohl Gutes selbst erzeugen.

Doch muß man ob des Windes Zaß
 Die Feine nicht verlieren,
 Sonst wird der Win, als eckelhaft,
 Weht nie den Vessern ruhren.
 Der Unterschied ist leider klar, —
 Fast jeder neu're Wisting war
 Nur eckelhafter Winbeid!

Ein solcher Winbeid kennet dann
 Nicht Menschlichkeit noch Würde,
 Erleichtert sich so oft er kann,
 Die schwere Denker-Pinde,
 Und sucht, der Achtung ungewohnt,
 Indem er keiner Achtung schont,
 Das Wesre zu beschimpfen.

Des Bruders heil'ges Menschenrecht
 Vermag ihn nicht zu zähmen;
 Er sucht, weil er selber schlecht,
 Das Gute ihm zu nehmen,
 Und braucht es, da sein müdres Geis
 Es nicht begreift, als Mittel weis.
 In seinem bösen Zweck.

116.

Wenn einem solchen Schwender dann
 Einmal sein Recht geschieht,
 Und ein gekränkter Biedermann
 Ihn derb zur Strafe ziehet,
 So treten jetzt nicht selten drauf
 Sogar noch Zeitungsschreiber auf,
 Den Frechen weiß zu brennen.

117.

Was müssen wir von unsrer Zeit
 Nun für Begriff bekennen,
 Da wir dergleichen Niedrigkeit
 Noch seh'n in Schup genommen,
 Was sind wir vor der bessern Welt,
 Wenn der poet'sche Schteier lallt,
 In Lieben und Verlaumben??

118.

Doch Dank Dir, heher Musengott!
 Daß Alles nicht verlieren, —
 Daß uns bei dieser frechen Noth'
 Doch Eklere's geboren!
 Daß wir noch deutsche Buge sehn,
 Am deutschen Horizonte stehen
 Bei diesen frechen Sublern!

Noch bleibt uns eine hehre That
Im deutschen Vaterlande;
Des Deutschen letzter Hoffnungsstraß
Verlag in dieser Schande,
Welche seine Muse nicht
Das halberloshne Geisteslicht,
Durch edlere Gestirne!

Die hehre Muse laßt sich nie
Durch Worterschwallt erzwingen;
Der Gottheit Quell ist Poesie,
Und diesen zu erringen
Vermag allein die schöne Gabe,
Die an der Wiege und den Tod
Zum schweren Pfad begleitet!

Ein Adler ohne Flügelpaar,
Wer wird ihn Adler nennen??
Wer bei dem sprachgeleiteten Staat
Des Menschen Ton erkennen??
Wer steht im Lampen Sonnenglut,
Im Häubtleich des Meeres Gluth,
Den Edelstein im Glase??

122.

Und wenn der Dünkel auch sich müht
 Nach fremdem Gut zu jagen,
 Was wird zu dem Erbarmungslieb
 Dereinst die Nachwelt sagen?
 Habt ihr es, Greuter! denn bedacht,
 Wie weh' es thun muß: ausgelacht
 Im Grabe noch zu werden??

123.

O Jünglinge! die Ihr die Zeit
 So jämmerlich verschwendet
 Und sie mit leerer Eitelkeit
 So lächerlich verwendet —
 Verscherzet nicht mit sattem Stolz;
 Eu'r Ziel — und säget lieber Holz,
 Als daß Ihr Verse saget!!

124.

Und Du, betest'neß Mütterlein,
 Die Du dem lieben Sohne
 So gern die Dichtung impfest ein,
 Sey gnädig! und verschone
 Den hohen Gott der Poesie
 Mit solcher mütterlicher Näh',
 Und laß ihn Brod' erlernen!

Der Gott, der alles Schöne schuf,
Wie es sein Zweck erheudet,
Was für die Dichtung den Verus,
Den nie ein Irrlicht täuscht!
Der schloßte, angepflanzte Keim,
Vernichtet jeden besten Keim,
Anstatt ihn zu veredeln.

Die Poesie bedarf zum Licht
Der Welt nicht der Entbindung,
Erzeugt sie durch sich selber nicht
Das Leben der Entfindung.
So bleibt sie Witzgeburt, und stirbt
Vorer das Leben sie erwirbt,
Als Embryo des Geistes.

Gleich wie die Lerche dann erst lebt,
Wenn sie hinaus sich schwinget,
Und erst, wenn sie den Himmel schwebt,
Das Lied der Freiheit singt —
Also darf nur im hohen Schwung
Der göttlichen Begeist'ung
Die Poesie sich finden!

128.

Wo findet Ihr ein zweites Land,
Das herrlicher gesungen,
Das herrlicher des Geistes Band
Um seinen Ruhm geschlungen,
Als unser deutsches Vaterland?
Und dieser Bau sollt' in den Sand
Der Flucht nun versinken?

129.

Ihr, Geister der Vergangenheit,
Vermögt ihr nicht im Grabe
Zu halten diesen Bau der Zeit
Durch Eure Himmelsgabe?
Wär' er verfallt, der Weisheit Klang?
Sollt' Euer deutscher Schwanenfang
Den Tod des Deutschen künden?

130.

O, könnte doch mein Sehnen euch
Auf Stunden nur erwecken!
Könn' ich das unerforschte Reich
Des Grabes auf nun decken,
Daß ihr uns lehtet! Werne sieh
Ich selbst hinab, des Irreth's Zieg
Durch meinen Tod zu hindern! — —

151.

Weht uns! noch steht ein Tempel fest,
 Den deutscher Geist erbaute;
 Der uns den Strahl erblenden läßt,
 Dem jedes Herz vertrauet!
 Noch ward der Ruhm nicht ganz entweiht
 Gezeuget für die Ewigkeit
 Im deutschen Vaterlande,

152.

Wenn die sich schäumend aufgetoht
 Auf ihrem niedern Boden,
 Die gerne noch sich selbst gelobt
 Vereinst im Reich der Todten,
 Dann werden aus den Mausesteen
 Des deutschen Gottes hoch erstehn
 Des Heiligtum's Geweihte!

153.

Dann wirst den Tempel Du erhehn,
 Den Du dem Deutschen schufest
 Und Throne werden niedrig stehn,
 Wenn Du zum Thron' ihn rufest!
 Dann wird das Herz, das Du bewegt,
 Das Dich Gott Schiller in sich tragt,
 Auf Deinem Grab gesunden!

131.

„Nur Schiller“ — rüft der Ede Mund,

„Nur Schiller darf bejehen!“ —

„O konnte denn des Todes Mund

Nicht Andre sich erwählen?

So mancher steht an seiner Gruft,

Und haſchet nach des Ruhmes Duft,

An dem Nichts war' verloren!

135.

So lange Seine Säge ſtehn

Am deutſchen Nuſenſtimmel,

Wird deutſcher Werth nicht untergehn

Im niedrigen Gefummel

Von Scriblern, die den lezten Reſt

Vom Geiſt verſtilgen, wenn nicht ſelt

Sein Name vor uns ſtünde!

136.

Wer iſt, der nicht in Ihm verehrt

Des Deutſchen Werth und Heil?

Wer einer noch mit ſeinem Werth,

Des Scriblers niedre Heiligkeit?

Wem iſt ſein Götterwert nicht klar? —

So Mancher ſchrieb Gedichte zwar —

Doch Er nur hat gedichtet!!

Wie gerne hätt' ich ihm ein Lied
Im Lode hier gesungen,
Hätt' nicht so mancher Reimenschmied
Dem Tod' sich aufgedrungen!
Der Tod ward hier zum leeren Traum,
Ich wußt an Todrentliedern kaum
Was Neues zu entdecken.

Auch Dir, erhabner Klopstock, sey
Ein frischer Kranz geweiht;
Euch, Wieland und Jean Paul die Weib'
Des Genius erneuet;
Dir, Nabner, dessen Geißel wir
So schwer entbehren im Turnier
Der Hochkultur Europa's!

Dir, großer Lessing, dessen Hand
Den ersten Zug geschaffen
Am reinern, menschlichen Verstand!
Dir Wellert, dessen Affen
Sich nun so schön uns zeigen! — Und
Dir, Pfeffel, dessen Jodelkrand
Die neu'ste Zeit verwirrlicht.

Auch Dir, geliebter Bürger, will
 Den frühen Keim ich schenken —
 Dein Song, er ruht im Grabe still,
 Nicht so Dein Angedenken;
 Dem Frühlings lobe, edler Keim,
 Noch lange den bedrängten Geist
 In seinen Wintertagen!

Reht uns! wenn jene bessere Zeit
 Der Noth wiederkehret!
 Sie war es, die Gerechtigkeit
 In Poesie gelehret;
 Sie war es, die den deutschen Mann
 Für deutschen Ruhm und Stolz gewann,
 Das Vaterland beschugte!

Laß und das Nachwerk der Cultur
 Mit stillem Schmerz betrachten,
 Die misgiperten Dichter nur
 Mitleidig still verachten;
 Wenn jene Hochcultur verweht,
 Wird sie, indem sie untergeht,
 Auch diese Lampen löschen! — —

Es sprach der Märrer. Da erhob
 Sich jener junge Errecher
 Und sprach: „Ich muß zu Eurem Lob'
 Nun auch ein Wort als Nacher
 Der Verwelt sprechen; Euer Leid
 Versüßt auch ich, und süßt' es heut'
 Wohl schmerzlicher als jemals.

„Dwar hab' ich schon von Jugend auf
 Nur Misgeschick erfahren,
 Doch nie wie jetzt, in dem Verlauf
 Von wenig Leidensjahren;
 Einst glaubt' ich, nur in Glanz und Geld
 Bestünde jedes Glück der Welt,
 Nun bin ich freilich hunger!

„Seidern des Geistes hohe Stuth
 Mich zur Erkenntniß brachte,
 Verlaßt, als jener Niez, der Muth,
 Durch den er früh erwachte;
 Mein Herz erschwang den Himmel sich,
 Indesß dies Jammergehen mich
 Am Boden hielt umfettet.

„Dwar linderte die Pein
 Vor oft des Herzens Qualen,
 Dem Weisheitsglück und Gram so früh
 Der Jugend Freuden stahlen,
 Doch sond ich schmerzlich, daß der Werth
 Des Geistes jedes Glück entbehrt,
 Wenn wir nicht Menschen finden!

„Wem sollte die Erbarmlichkeit
 Von solchen Dichtern zuwenden
 Die nur des Andern Schmach erstreut
 Das Leben nicht verbittern?
 Wem sollte diese böse Welt,
 Die sich für unerreichbar halt,
 Das Daseyn nicht verleidern?

„Jedoch hab Eines laß mir Trost
 In diesem Tollhausleben,
 Wenn ich, auf mein Geschick erbost,
 Dem Schmerze mich ergeben;
 Dazu ist nöthig, daß ich Euch
 Erkläre, wie in dieses Reich
 Ich plötzlich ward geschleudert.

„Einst reißt' ich grüntlich durch den Harz,
Um Schöne zu entdecken;
Die Börse wollt' nicht langen, (schwarz!)
War ich in allen Sack.
Aber ich war kein Sehn des Lichts,
Ich fand trotz alles Forschens Nichts
Als den verrufenen Blockberg.“

„Da stieg ich hoffend denn hinauf
Und dachte meine Plagen
Und meinen bittern Lebenslauf
Im Freien zu beklagen.
Die Luft umsäufelte gar mild
Mein Angesicht, indem es wild
In meinem Innern stürzte.“

„Ich ließ an einem Felsenhang
Darauf mich sinnend nieder,
Und suchte meinen schweren Drang
Durch ein'ge muntre Lieder
Zu scheuchen — doch das Wort verslog
Gleich leerem Hauche, und ich sog
Nur Schmerz mit jedem Lustzug.“

„! ! ! hört! hört! hört!“

„Die kalten Felsen hoben sich
 Vor mir in breiten Stufen,
 Und schienen zu dem Gipfel mich
 Gar freundlich hinzurufen,
 Um dort mit einem kühnen Sprung
 Die süßeste Veruhigung
 Auf immer mir zu geben.

„Ich sank in einen leichten Traum,
 Der wachend mich umfängen,
 Erhob zum weiten Himmelsraum
 Mit sehnendem Verlangen
 Den trüben Blick, und suchte bang
 Des Trostes Licht — indem die Wang'
 Ein Thränenstrom benetzte.

„Nanck' Wölkchen zog mit goldnem Rand
 Vorbei im Sonnenglanze,
 Traf andre Wölkchen und verband
 Mit ihnen sich zum Kranze —
 Ich aber saß im Sonnenlicht
 Und fand in mir die Sonne nicht,
 Die jedem Wölkchen strahlte.

155.

„Ich lebte mich in's Heimathland,
 Daß mir die Welt geraubet
 Als sie die Hoffnung mir entwandt,
 An die mein Herz geglaubet!
 Ich sah im Prader - Aue gesicht
 Sein Herz, und dachte sorglos nicht
 An falsche Lebenssonnen!

156.

„Des heißen Südens glühend Herz
 Kann wohl geduldig tragen
 Des Nordens Kälte, doch sein Schmerz
 Wird in des Winters Tagen
 Gar bitter mahnen an das Land,
 An das der Mutter Liebes Band
 In froher Kindheit Stunden.

157.

Der Sonne Strahl wird dann die Trast
 Wie neuem Sehnen süßen
 Und kann es die erwachte Lust
 Zum Heimathland nicht stillen,
 Wieht es dem kühlen Strahl den Haß
 Zur seine Sonne, die es muß
 Im kalten Land entbehren.

158.

„Hinausgerissen sah' ich mich
In's kalte Menscheleben,
Vor dem der hohe Strahl erblich,
Dem ich mich hingegen.
Die weite Brust war wüst und leer,
Gehoren kaum, war sie zu schwer
Mir schon des Lebens Würde,

159.

„Ein Würmchen kroch vor mir hinauf
Die kahlen Felsenplatten,
Mein Blick verfolgte seinen Lauf;
Es ruhte in dem Schatten
Von einem Streichen, kroch sodann
Auf dessen Spitze, und gewann
Das milde Licht der Sonne.

160.

„Doch kaum, daß es den milden Schein
Nur kurz genossen hatte,
So löste diesen kleinen Stein
Ein Lustchen von der Platte, —
Und ach! das arme Würmchen fiel,
Nach kaum erreichtem Sonnenziel
Hinaus in den Abgrund!

161.

„So haben wir im Schatten bang
 Nach milder Sonnenhitze,
 Und haben wir im süßen Drang'
 Erreicht des Jenseits Thüre,
 So stürzen wir sammt ihm hinab
 Und finden so durch den ein Grab,
 Der uns erhalten sollte!

162.

„Der Vogel über verhaltete laß
 Almählig in der Stunde,
 Auf meiner Stierne Kraut' es heiß,
 Als sei die Ruhestunde
 Der Ewigkeit nur nicht mehr fern,
 Und freundlich schien der Abendstern
 Nach oben mir zu winken.

163.

„Die Läden schließen, die bisher
 Mich sanft und lach umhüllert,
 Der Kerker hatte mehr und mehr
 Mir Wellen sich verhäkelt;
 Ich starr: nach der tiefen Kluft,
 Und vor mir schien als weite Gruft
 Der Abgrund sich zu öffnen.

„Der Sonne letzter Strahl entchwand,
 Und eine Todtenstille
 Bedeckte rings das wald'ge Land;
 Aus meines Herzens Fülle
 Drang tiefbewegt ein frommes Wort
 Zu meiner Leiden einz'gem Hert
 Dem ew'gen Weltenlenker.

„Der bleiche Mond warf nun den Strahl
 Durch helte Wellenpatten,
 Und schien der Felsen bunte Saft
 In Riefen zu gestalten,
 Die ihre Schatten weit hinein
 In's Thal und übers Felsogestein
 Der tiefen Gänge warfen.

„In lichten Nebelformen zog
 Es nach den feuchten Lüften,
 Mit leisem Flügelschlage floh
 Es trübend aus den Klüften,
 Hinab in's Thal zum mächt'gen Raub,
 Indes das herblich-dürre Laub
 Im Niederwald sich löste.

„Mir war's, als säß ich festgebannt
An grauser Ruhestätte,
Mein Auge blinnte unverwandt
Nach des Gebirges Kette,
Das nun des Nebels schmaler Strich
Verzante, und ich fühlte mich
Von Schauern kalt durchdrungen.

„Die Kälte stieg, und ich erstand,
Ein Lager mir zu suchen,
Wie ich bisher es öfter fand
Im Schutze hoher Buchen;
Ich stieg hinab zum wald'gen Hang,
Indeß des Schlafes milder Zwang
Mich heute schien zu fesseln.

In Flammenschwerttern drang der Strahl
Des Mondes durch die Niesel,
Indeß von Oben glatt und kalt
Des hohen Brodens Gipfel
Herniedersah gleich erstem Dom
Und in des Nebels bleichen Strom
Vegrub den Riesenschatten.

„Nur hie und da bewegte sich
Ein Käuzchen in den Zweigen,
Die aber schienen gegen mich
Begrüßend sich zu neigen,
Bewegt von unsichtbarer Hand,
Indeß ich tiefdurchdrungen stand
Vor diesem grausen Bilde.

„Da ward, ich weiß nicht, wie es kam, —
Wir plötzlich froh zu Muthe;
Ich pflü ein muntres Liedchen, nahm
Mir eine Ertenruhe,
Ließ mich im weichen Waldeemoos
Kast spöttisch nieder und egoß
Mein Leid in diesen Worten:

„Wenn Du, Herr Cagliostro, doch
Mir Deine Künste zeigtest,
Und mir den Teufel in das Joch
Der Erdenwünsche beugtest!
Wenn Du's vermagst, erlöse mich
Was soll ich mit der Ruthe thun,
Wenn mir der Büchtl'ing fehlt?

173.

„Das Schicksal hat mich lang gedrückt,
 Ich mücht' es wieder drücken!
 Der Teufel hat mich fast erstickt
 Mit Lieb' und Liebesstichen; —
 Der dumme Teufel ist so dumm, —
 Und doch hat er die Würfel um
 Im Mutterleib gedreht!

174.

„Was hab' ich von dem Leben denn,
 Wenn ich nicht lebend lebe,
 Wenn ich mich nur als Leiche kenn',
 Nur sturzend mich erhebe?
 Pfui Teufel, Teufelsteuben Du!
 Da trag' ich lieber Kohlen zu
 Im schwarzen Höllempfuhle!

175.

„Erriet Euren Hirnsaft auf mich los,
 Ihr fürchterlichen Lieben!
 Mein Hirn ist mir zum Aerger bloß
 Noch menschenfug geblieben;
 Reißt es heraus, und macht mich frei —
 Ich will Einmal kein Conterfei
 Von einer Frage bleiben!

176.

„Werft Eure Klumpen auf mich hin
 Und drückt mich ganz zu Boden;
 Ich fühl' ja, daß ich leidend bin
 In Euch lebend'gen Todten;
 Soll ich allein mein Rathsel seyn?
 Mein Menschenherz ruft weinend: Nein!
 So löst' mich, eh' Ihr rathet!

177.

„War' nur der Teufel recht geschmeid,
 Ich wüßte ihm eine Stelle,
 Die machte sich seit langer Zeit
 Nicht schon zu einer Höhle;
 Ich mag's nicht sagen, wo sie ist —
 Mein Ihr Teufelsmenschen wißt
 Gar wohl, wo sie zu suchen!“ — —

178.

„Hier warf ich, laß mit wirrem Sinn
 Die Ruthe auf den Boden;
 Da flog mir's überm Haupte hin
 Wie aus dem Reich der Todten;
 Ich blinnte auf, doch sah ich nichts
 Als Kröten, die im Strahl des Lichts
 Dem Stamme niederkrochen.

„Zum Zweitemale kuschl' es drauf
 Am Antlitz leif' vorüber;
 Dein Blick drang abermals hinauf,
 Indem ich, wie vom Fieber
 Geschüttelt, hastig mich erhob —
 Sah aber Nichts; nur verrickend grub
 Der Holzwurm in dem Stamme.

„Schon wellt' ich bebend weiter geh'n
 Von diesem Ort des Schauerns —
 Da sah' ich Jemand vor mir stehn
 Im Kleide eines Bauers,
 Wie man sie in dem Steingeläuff
 Des Harzes mit der Arbeit trifft,
 Um Tageslohn beschäftigt.

„„Erschrick nicht Freundchen““ -- hab' er an
 „„Ich hab' Dich angehört; —
 Hat doch gar wehe mir gethan,
 Als mich Dein Wort beschwert,
 Wie schlägt es Dir auf Erden geht,
 Und Du so jammerlich gefleht
 Um teuflische Revanche.

„Da mir nun ein'ge Künste sind
 Von früher Jugend eigen,
 So will ich Dir, mein frommes Kind,
 Nicht gern den Trost erzeigen,
 Den Du begehrest; ich möchte toll
 Ein Freund Dir seyn — allein Du hast
 Vielleicht nicht recht Courage.“ —

„Im Anfang stand ich wie gebannt
 Vor seinem gluth'gen Blicke,
 Und hätte schwerlich mich ermannt,
 Wenn er mich beim Genick
 Ge packt; doch nun er zögernd sprach
 Von meinem Muth', hielt ich's für Schmach,
 Der Einem zu erzittern.

„Und wann Du,“ rief ich lähn ihm zu,
 Der Teufel selber wärest,
 Ich bin bereit, und will, daß Du
 Mich Deine Künste lehrest!
 Der Künstler lächelte, und sprach
 „So setze mir zum Gipfel nach,
 Wo wir mehr Freiheit haben!“

„Als unsre Schritte nun vergan
 Uns aus dem Walde brachten,
 Versucht ich es, mir meinen Mann
 Ein Nischen zu betrachten,
 fand ihn zwar etwas widerlich,
 Doch schien er Manches auch für sich
 Im Angesicht zu haben.

„Die M ä ß e, weiblich schon verchromt
 Dem Kofendampfe, raßte
 Nicht modisch ganz, und war verziert
 Mit einer roten Quaße;
 Auch warf sie ein'ge Buckel vorn,
 Als diene sie wohl gar, ein H o r n
 Am Haupte zu verdecken.

„Darunter war ein suchs'ig Haar
 Unordentlich verborren;
 Der Gatte schien sich ganz und gar
 Um's Mod'ische nicht zu sorgen,
 Denn das Gesicht war so verbrannt,
 Und schmutzig, daß man gleich erkennt
 Den Liederlichen hatte.

„Ein starker, roth'er Backenbart,
 Schon mehr im Modegange,
 Bedeckte ganz nach Stugerart,
 Die männlich ernste Wange;
 Die Augenbraunen waren dick
 Und breit, doch raketen sie zum Blick,
 Der feurig drunter glänzte.

„Den Blick Euch malen — dazu sehte
 Die Sprache mir! er glänzte
 Mit Gutengluth, war groß, besetzt
 Und rednerisch — doch gränzte
 Zuweilen er an Wildheit fast,
 Wenn er, mit seltsam-gier'ger Hast
 Nach mir herüber lugte.

„Die spitze Schnabel-Nase bog
 Sich bis zum breiten Munde,
 Und diesen letzteren verzog
 Gleich einer alten Wunde,
 Zur Rechten eine Narbe, die
 Ein würd'ges Aussehn ihm verlieh,
 Wenn er das Auge senkte.

191.

„Dies Ansehn hob das spärliche Kinn,
 Das gleichfalls schief gezogen,
 Sich aufwärts zu dem Munde hin
 Erheb in halbem Bogem.
 Daran befand, nach Verserart,
 Sich ein gespielter, kleiner Part
 Von weißlich gelber Farbe.

192.

„So hätte der kuriöse Gast
 Dem Antlig nach weit besser
 Zum Kriegs-Minister wohl geraßt
 Als hier zum Kohlenmesser.
 Doch hält' er, wie Ihr gleich vernehmst,
 Aus Gründen sich vielleicht geschämt,
 So hoch sich zu versteigen!

193.

„Wie gingen schweigend eine Weile
 In engem, steinigem Geleise;
 Der Weg ward mir allmählig steil,
 Und machte mir die Reise
 Nicht eben angenehm, doch dacht'
 Ich desto süßer, wenn's vollbracht,
 Dem Morpheus zu beglücken.

194.

„Mein Führer schien nicht allzuviel
Den graden Weg zu lieben;
Er schien vielmehr das nahe Ziel
Mit Willen zu verschieben,
Als fehlte noch die rechte Zeit,
Die selbstgerühmte Künstlichkeit
Dem Schüler zu beweisen.

195.

„Er hörte mich gekliffentlich
Durch lauter Felsenengen,
Und wußte selber immer sich
Geschickt hindurch zu drängen,
Doch wenn ich Armer stecken blieb,
Und mir die Schultern rund zerrieb,
Lacht' er aus vollem Halse.

196.

„Dann ließ er mich oft noch recht lang
Um Hilfe ihn ersuchen,
Und erst, wenn mich der Mergel zwang,
Den Felsen zu versuchen,
Kam grinsend er zu mir zurück,
Und hob, gleich einem Thalerstück
Mich schwebend aus der Fange.

197.

„Verahnte mich dann seine Hand,
 So war es mir, als zwickte
 Mich eine Schere: ich empfand
 Ein Brennen, und es drückte
 Mir so furios die harte Haut,
 Als wenn ein Schlächter er mir vertraut
 Die Hand zum Drucke reichte.

198.

„Auch sah durch Zufall ich gar bald
 An seinen Fingernägeln,
 Daß diese gar nicht die Gestalt
 Der menschlichen, noch Nageln
 Der Schönheit zeigten, und es war
 Mir fast, als hätte sie ein Aas
 Gezeugt mit einer Eule.

199.

„Zuweilen schien es mir sogar,
 Als ob er etwas hinter —
 Und, was das Aller schlimmste war,
 Auch ganz abscheulich stinke;
 Grüß ich hiaweilen dann zur Naß —
 So sprach er: „das verwünschte Aas
 Verpestet jeden Dunstkreis!““

200.

„Da zog ich, ungeduldig nur
 Ob der vertrauten Reise —
 Zufällig meine Taschenuhr,
 Und sprach für mich, ganz leise:
 „„Schon nah' an Zwölfe!““ — „„Was?
 „Schon Zwölfe!““ — Und es schien, als wär
 Er plegtlich wie besessen.

201.

„„Wir haben keine Terti' Zeit
 Zum Werke zu verlieren.
 Zum Gipfel ist es noch gar weit,
 Ich werd' Euch leicht er führen!““
 Mit diesen Worten bog er sich
 Zu mir herab, und setzte mich
 Auf eine seiner Schultern.

202.

„Und nun ging es mit Wüdesheit'
 Hinan die Felsenplatten,
 Von denen keine ihm zu steil;
 Und ohne zu ermatten,
 Schritt er den riefenhehen Berg
 Hinan, als sey es kaum ein Berg
 Von einem Lenz Gewichte.

203.

„Dwar Einmal glittsch' er plötzlich aus,
 Und schien mit mir zu fallen,
 Da hielt er dann zu meinem Grauß
 Sich mit den Nägelkrallen
 So gut empor sammt seiner Last,
 Daß ich mich vor Entsetzen fast
 Nicht mehr erhalten konnte.

201.

„Zeit diesem N ä g e l - M e i s t e r s t ü c k
 Begann mir schier zu grauen
 Vor ihm: ich sehte mich zurück
 Nach den verlassnen Auen,
 Und ahnte nun, daß mein Herr Freund
 Vielleicht denn doch vom bösen Feind
 Ein Vetterchen seyn könne.

205.

„Da ich jedoch im Leben nie
 Gehört von den Dogen
 Der Bösen, noch von Geistern, die
 Uns auf den Rücken tragen,
 So dacht' ich: „Pab! der gute Mann
 Hat lange Nägel,“ und besann
 Mich tröstend auf Frau Drogen.

„So kamen wir dann glücklich drauf,
 Nur höchsten Procentspige.
 Er endigte den raschen Lauf
 An einem Kesselpfe,
 Den er bereits zu kennen schien,
 Und ließ mich auf den Boden hin
 Von seiner Schulter gleiten.“

„Willkommen Freundchen,“ sprach er nun,
 „Im schönen Künstlerkreise!
 Hier werden wir ein wenig ruh'n
 Von unsrer kurzen Reise —
 Jedoch — bevor an's Werk es geht —
 Wer glaubst Du wohl, daß ver Dir nicht,
 An diesem Herenplänchen?“

„Wer?“ sprach ich, etwas zitternd schier;
 „Ne nun, wir will nicht glauben,
 Daß Ihr an diesem Plänchen mir
 Das Leben gar wollt rauben;
 Ihr habt ein menschliches Gesicht,
 Aus dem kein solcher Vorsey spricht,
 Sonst wär' ich nicht hier oben!“

209.

„Kleist Du?“ — versetzt' er; — „Du vertraust
 Mir Viel zum Erstenmale!
 So mag der Schleyer, den Du schaust,
 Denn fallen vor dem Strahle
 Des Höllethrones!“ — Er verschwand
 Vor meinem Blick; — und vor mir stand
 Der Teufel in natura.

210.

„In kalten Fieberschauern rann
 Es mir durch alle Glieder;
 Fast ließ ich vor dem Höllemanne
 Unchristlich gar mich nieder;
 Die Seele sanken mir wie todt,
 Ich konnte nicht einmal lemmen!
 Drei Kreuze vor ihm schlagen.

211.

„Herr Freund!“ begann ich endlich weich,
 „Was ist aus Euch geworden?
 Ah, nur zu gut erkenn' ich Euch
 An Eurem Höllewerden!
 Doch wißt Ihr selbst, daß wohlgethan“ —
 „Stim!“ brüllte mich das Unthier an.
 Und ich ward wasserschneit.

212.

„Da tönt es Mitternacht vom Thurm
 In kurzen, dumpfen Schlägen —
 Und plötzlich schien der Hölle Sturm
 Den Aether zu erregen,
 Von allen Seiten zieht's und braus't,
 Aus allen Felienschluchten faust
 Es auf in wildem Heulen.

213.

„Der Nebel wird zur Flammenglut,
 Die nun in hohen Bogen
 Gleich widerregter Meeres-Fluth
 Sich hebt, und ihre Wogen
 Verzehrend um die Wipfel schlingt,
 Der Felsen Häupter dann umringt,
 Und sie in Gluth vergräbet.

214.

„Mit unsichtbaren Schwingen zieht
 Es kochend aus den Spalten,
 Und aus dem glutbedeckten Nid'
 Erheben sich Gestalten
 Von Thieren mit geschwelltem Rauch,
 Aus deren Rachen Flamm' und Rauch
 In weiten Streichen schießen.

213.

„So weit das schwache Auge reicht,
 Nur dicke Nebeldecken,
 Auf denen hier ein Drache leucht,
 Und dort sich Schlangen recken,
 Ein Riesenschatten hier erstigt,
 Ein andrer dort sich nieder beugt,
 Und in den Qualm versinket.“

214.

„Auch schoß es aus dem Ocean
 Wie Blitze durch die Lüfte,
 Indes die Sturmburmwähle Paph,
 Ein Hellenkahn durchschiffte;
 In dem ein Doktor der Natur
 Dem Hellen: Hof' spazieren fuhr,
 Den Länggrad zu ermaßen.“

217.

„Die Kuthen engten mehr und mehr
 Sich um die Felsenkrone,
 Auf der wir standen; wehrend Er,
 Der Schreckliche, die Mühle
 Der Augen rundum rillen ließ,
 Und öfter da und dorthin wies,
 Daß Alles schön sich ordne.“

218.

„Mit tausendfachem Stürmgeheul
 Antwort' es meine Ebnen;
 Es war, als hab' der Hölle Graul
 Sich gegen Gott verschworen,
 Von seiner schönen Erdenkur
 Der Allmacht kleinste Lebenskur
 Auf immer zu vernichten.

219.

„Ein dicker, großer Uhu kam
 In diesem Sturm zum Weiser,
 Der ihm gerufen, übernahm
 Für seine Höllegeistler
 Den weiteren Reich, und ward
 Zum General der Hölleengard'
 Mit der Parol' gesendet.

220.

„Er flog davon, und kaum entschwand
 Er nun in weiter Ferne,
 So überzog ein Meer von Sand
 Den Aether, daß die Sterne
 Verschwanden vor der finstern Nacht
 Des Ibern, und in Feuernacht
 Wie eingehüllt standen.

„Aus diesem Sande stien drauf
 Gebante Klumpen nieder,
 Die schwellten sich zu Riesen auf,
 Die stöhnend ihre Glieder
 Im Quatme badeten, verbrannt
 In Stücke berieten, und als Sand
 Dann wieder aufwärts stoben.

„Ein Heer von Spinnenn, eßigruud,
 Mit aufgeschwelltem Bauche,
 Durchfroh das weite Feuerund,
 Berstappte in dem Rauche,
 Und spritzte seinen Weiser dann,
 Der aus dem fetten Bauche rann,
 Mit Lischen in die Wutphen.

„Daweilten spaltete die Wutph
 Ein Arm, der krinn sich debute,
 Indem mit unterdrucker Wutph
 Der Riese drunter stöhnte,
 Der sie zertheilt, und krachzend rang
 Die Decke, die vor ihm zerprang,
 Gewaltiam zu durchbrechen.

221.

„Da plötzlich heult es durch den Dampf
 Mit tausend Löwenrothen,
 Und schnell erhebet, wie zum Kampf,
 Sich eine Schaar von Drachen,
 Die reißet sich mit Höllewuth
 Um unsern Sitz, daß mir das Blut
 Im Todeskampfe stockte.

225.

„Und nun erhob der Hölle Mann
 Den Arm; die Sturben glichen
 Zur Ebne sich; der Qualm zerrann,
 Die Riesenschatten wichen
 Dem Meister; — Alles trat zurück,
 Vor seinem gluthig-wilden Blick,
 Und also sprach der Teufel:

226.

„Elendes Opfer der Cultur,
 Der Du dem Wahne huldigst,
 Und da er Dich nun täuschet, nur
 Den Teufel droh beschuldigst —
 Erkenne nun das Wild der West,
 In die Dein Gott sich hingestellt,
 Zum Spotte Deiner selber!“

227.

„Hier war's, als suchte seine Hand
 Zu Feden mich zu drücken,
 Doch ich erheh mich, und er schwand
 Nun selbst vor meinen Widen; —
 Nach ihm verlaß die graue Schaar
 Der Drachenzüchter, und ich war
 Nur selbst nun überlassen.

228.

„Die weite Nebeldecke barg
 Wie des Gebirges Kette;
 Wenn Ein erschien mir nun als Zarg
 Auf hohem Leichenbette,
 Um das des Nebels weicher Strich,
 So weit das Auge reichte, sich
 Als Leichentuch gebreitet.

229.

„Auch sah ich überm Haupte nichts
 Als dunkle Nebeldecken,
 Durch die kein Strahl des Abendlichts
 So leicht vermocht' zu brechen;
 Die Gluth war mehr und mehr erbleicht,
 Und nur ihr Schein bedeckte leicht
 Die weiße Wollendecke.

„Es herrschte wieder Todtenruh',
Und nur in großer Weite
Vernahm ich nach dem Walde zu
Ein klägliches Geläute,
Als schlänge sich des Brandes Sturz
Um seiner Thatbewehrer Gut,
Die bang um Hilfe riefen.

„Da plötzlich zieht's in Ringen klein
Zieh auf dem Nebelmeere;
Ein rosig-milder Sturbenschein
Erleuchtet die Atmoephäre,
Und kräuselnd eint es sich zum Quell',
Der aus dem Nebel, rein und hell,
In goldnem Funkel sprudelt.

„Aus diesem Quelle steigt es drauf
In lichtem Wasserspiegel,
Mächtig wachsend himmel'aus,
Wächet lodend an zum Hügel,
Eint sich zur Säule grad und leicht,
Die bis zum Welkenhoere reicht
Als ries'ge Wasserhose.

233.

„Du reist in spizen Wirteln schnell
 Dich durch die gluthgen Lufte,
 Und esset um den untern Quell
 Des Abgrunds weite Klüfte.
 In die ich beherd nun hinein
 Zu schau'n vermochte, und den Schein
 Der Hellen konnt' erblicken.

234.

„Drauf schien sich in dem Wasserstraß
 Ein Antlitz zu erheben;
 Ein greißig Haupt, geküßt und laß,
 Den Stamm rand umgeben,
 Sah wider von dem ehern Theil,
 Indes die riesig hohe Säul'
 Am untern Theil sich löste.

235.

„Am Obertheil reisten dann
 Zwei Arme sich zur Seite,
 Hat eine Wandgestalt gewann
 Die dünne Mittelbreite.
 Das Ganze schumpfte nach und nach
 Zusammen, — am Haupte brach
 Sich sanft die Wellenkrone.

236.

„Die untre Hälfte theilte sich,
 Und bildete zwei Füße; —
 Und so erkand denn fürchterlich
 Ein mächt'ger Nebel-Niese
 Wie meinem Bild', der scharf und laun
 Ein Schwerdt in seiner Rechten schwang,
 Das blisend mich umfaßte.

237.

„Hierauf erstieg denn eine Schaar
 Von sonderbaren Wesen,
 Auf deren Stirne groß und klar
 Ein Namenszug zu lesen;
 Sie unterschied zwar die Gestalt,
 Jedoch erkannte ich alsbald,
 Daß sie verwandt sich seyen.

238.

„Der erste Schatten war ein Greis
 Von bledrem Angesichte,
 In dem der Mann, geübt und weis
 Von innerem Bewußte,
 Sich kundete; sein Auge war
 Bedeutungsdroß, noch laun und klar
 Und wurdevoll die Miene.

„Er schritt bedächtig: leise vor,
 Jedes mit festem Takte,
 Und schaute grad und fest empor
 Bei seinem ersten Schritte;
 Im Geiste hatt' ich ihn erkannt, —
 Auf seiner hohen Stirne stand
 Der Ramenozug: „Charakter!“

„Kaum daß der Riese ihn erkannt,
 Als schon die Luft durchlaute
 Sein blutig Schwerdt, und er ihm laut
 Wie entgegen braute:
 „„Nach Du noch hier, armerlicher Drogel?
 „„Ist Dir zu schwer Dein grauer Kopf,
 „„Daß Du noch Einmal nahest?“

„„Charakter! Hehl! In dieser Welt?
 „„Wirst Du nicht längst verloren?“
 „„Wer hat vor mich Dich hingeworfen?
 „„Zum Lebe Dich erheben?
 „„Kannst Du wohl tinn, daß Du es magst,
 „„Wirst Du längst begraben lagst,
 „„Doch in einem Pust zu gehn?“

„Das Menschentum weiß man jetzt
 Auch ohne Dich zu nützen!
 Die Völkern, die Dich einst geliebt,
 Und Dich gerufen in Schützen
 Vor dem Verfall der Kultur,
 Sind nun erdrosselt mit der Schnur
 Des göttlichen Jahrhunderts!

„Du bist die Glocke, die der Knab'
 Im schwachen Stränge läutet,
 Seitdem der Wahrheit man ein Grab
 Im Staatsengland' bereitet!
 Du bist die Predigt, die man hört,
 Und, während man sie Andern lehrt,
 Sie selber nicht befolgt!

„Du weißt, für wen dich Schwerdt ich zog,
 Das ich durch Blut nur stumple!“
 Ein Stieb — und dem Charakter floß
 Das graue Haupt vom Kampfe.
 Mir war's in diesem Augenblick,
 Als flög' es mir durch das Gemüth,
 Und ich sank fast in Boden.

„Da liege!“ — rief mit Lachen wild
Der Wöder; — „...lieg auf immer,
„Du abgedrücktes Ebenbild
Im steten Medesbimmer!
Charakter brauchen wir nicht mehr,
Seidern nur Ich das Wüdenbeer
Der Gleichheit weiß zu kosten!“

„Der zweite Schatten kam: es schien
Ein Mann in kräftiger Jugend,
Mit Muth'nder Wang' und frommer Mien';
Sein Namenszug war: „Jugend.“
Der Riese lachte beutlich auf
Und hemmte dieses Jünglings Lauf
Mit seltsamer Begrüßung:

„Auch Du mein Wöder? Weißt Du nicht,
Wie wir zusammen stehen?
Hast Du nicht früher schon die Pflicht
Durch mich hier bluten sehen,
Und wagst es dennoch, mir zu nah'n?
Gnab mit Dir, du armer Wahn,
Du bist mir längst erbeutlich! —

218.

„Ein jeder Menschenfrämer heut
 Die Zeit zu niedrigem Preise!
 Der Mann verkauft Dich ungeschont,
 Das Weib macht Dich zur Waise!
 Du bist ein Spielzeug heut' zu Tag,
 Das Jeder lobt, und Keiner mag,
 Drum fort Du Zwang-Mediam““

219.

„Ein Hieb — und auch die Jugend fiel
 Von seinem schweren Streiche.
 Ich ward bei diesem blut'gen Spiel
 Fast selber nun zur Leiche;
 Der Henker aber harrete schon
 Des dritten Op'ers voller Hehn,
 Das auch alsbald sich nahte.

250.

„Es war dies abermals ein Greis,
 Der in den vielen Jahren,
 Die er durchsteht auf ind'ischer Reif,
 Weist viel aethan, erfahren
 Und auch gerührt; sein Blick war mild,
 Und schien zugleich von Ernst erfüllt
 Und hoher Muthenwürde.

251.

„Die Rechte trug ein brennend Licht,
Die Linke einen Erieger,
Am Gürtel hingen ein Gewicht
Und ein verwittert Ziegel
An weißen Wandern, die bedeckt
Mit Miste waren, und bedeckt
Von Staub und grauem Schmutz.“

252.

„Ich sahle zu dem Alten mich
Gar mächtig hingezogen,
Und häut' ihn freundlich gerne, ich
Zurückzieh'n bevozen,
Doch war's zu spät; — sein Namenszug
Dies: „Redlichkeit“ — dies war genug,
Den Armen zu verderben.“

253.

„„Wohnst du hier?“ — rief das Ungeheut,
„Du lästest verachte Krone,
Erfühst Dich, Deinem Cherubin
Zu nehn an diesem Plaze?
Bin ich auf Deinem Grabe nicht
Erstanden? Willst Du nun Gericht
Mit mir auf Eiden halten?“

254.

„Wißt Du nicht etwa spotten mein,
 Weil ich Dich hab' vernichtet?
 Wußt Du nicht höhnen, was so fein
 Ich mühsam aufgerichtet?
 Denkst Du, die civilisirte Zeit
 Bedürfe noch der Medichkeit
 Da ihrem neuen Gluge?

255.

„Du bist ein schiefes Puppenkind,
 Mit Karben aufgeschriebet,
 Die jeder neue Wechsel-Wind
 Im Nu herunterwischt! —
 Du bist das Concubinen-Kleid
 Der Zeit, das man der Lobung weiht,
 Das Laster zu verhandeln!

266.

„Dein Name ist die Knechtsschnur
 Der Politik aus Gründen,
 Und höchstens noch als Schulden-Schwur
 Des Weltcredits zu finden!
 Du bist das Aushängeschild der Zeit,
 Die Dich nach der Gelegenheit
 Um's Herz-Procent verteidet!
 Der Heinnarr, II.

257.

„Dein Erbeget ist zu sehr bestaubt
 Nur ihre hohe Stufe!“ —
 Herunter flog das graue Haupt
 Bei diesem höhn'ichen Mufe:
 Der Werder lachte gräßlich auf,
 Tobt wild umher, und wüthte drauf
 Das Blut vom Schwerdtkesrande.

258.

„Der vierte Schatten kam heran:
 Ein Antlitz voller Güte,
 In dessen edlen Augen man
 Des Weisen junge Blüthe
 Ersah; sein Blick war geistreich
 Und voll Ergebenheit zugleich —
 „Wescheidenheit“ sein Name.

259.

„Was?“ rief der Niese — „auch erwacht
 In Deinem frühen Grabe?
 An Dich hab' ich nicht mehr gedacht,
 Seit ich Andieret habe!
 Du bist mir fast zu tödtlich,
 Als daß ich Deinetwegen mich
 Noch Einmal ärgern sollte!“

260.

„Vescheidenheit!? In dieser Zeit?
 Im medizinischen Jahrhundert?
 Jetzt — da man selbst die Menschlichkeit
 Als unerhört bewundert!?
 Ich glaube kaum, daß Einer Dich
 Noch kennet, seit auf Erden Ich
 Die Menschheit hab' veredelt.“

261.

„Zeit Schiller und Jean Paul zurück
 In's Schattenreich geföhret,
 Seit England jede Politik
 In Canning's Tod zerstöhret,
 Seit Jeder von sich selber schreit
 „Ich bin es!“ ist Vescheidenheit
 Ein unnütz Ding geworden!

262.

„Denn ist es für Dich Wohlthat nur,
 Wenn ich nach Günst Dich richte,
 Und endlich auch die letzte Spur
 Von Deinem Seyn vernichte.
 Du weist es einst vielleicht mir Dank!“
 Er sprach es, und der Arme sank
 Dahin in seinem Blute.

263.

„Nun kam ein Wesen, sonderbar
Und ungefermt gestaltet,
Das haurt schon etwas greisig war,
Das Kleid fast ganz veraltet,
Doch feurig-fest in Blick und Mien',
Und in dem edlen Gange schien
Sich Jünglingskraft zu künden.

264.

„Die Rechte hielt ein Blatt Papier,
Die Linke eine Waage,
Auf erstem sah ich Mensch und Thier
Nach einer alten Sage
In Eins vereinet hingestellt,
Die Waage fand ich aufgeschneit
In ihrer rechten Schale.

265.

„Auf der gekenkten Schale lag
Ein brennendes Gewissen,
Nebst einem kleinen Sarkophag
Mit ein'gen starken Rippen,
Aus denen Rauch'ger Moder stieg,
Und um des Todes grause Wiege
Lam Hagel an sich haufte.

266.

„Ich hätte diesen Herrn Pryanz
 Wohl nimmermehr ergründet,
 Hätt' ihn mir nicht als „Toleranz“
 Sein Namenszua verkündet.
 Ich muß gestehn, seit Joseph's Zeit
 Verging, kann ich nicht recht gescheidt
 Aus diesem Wort' mehr werden.

267.

„Der Niese selber trat zurück,
 Als er dies Bild erschaute;
 Es schien, als ob er seinem Blick'
 Bei diesem gar nicht traute.
 Und als er endlich ihn erkannt,
 Schwang er, in finst'rer Wuth entbrannt
 Das Schwerdt mit diesen Worten:

268.

„...Wißt Du von Sinnen, armer Nicht?
 Willst Du mich je nt verderben
 Sammt Dir? Willst Du im Seitenlicht
 Des Wahnes Hungers sterben?
 Hat man von Toleranz gehört,
 Seitdem die Politik das Pferd
 Der Jesuiten reitet?!

269.

„„Zeit Alles streitet, schreibt, lehrt,
 Politisirt und dichtet,
 Und Niemand mehr den eignen Werth
 Nach anderm Werthe richtet,
 Seit Jeder nur sich selber liebt
 Und Alles in sich selbst zerfliehet,
 Ist Toleranz nur Maske!

270.

„„In Einem Lande giebt man zu,
 Daß man die Duldung duldet;
 Indes in einem andern Du
 An's Judenthum verschuldet!
 In einem dritten hängen sie
 Die auf, indem man Dir es nie
 Vergab, daß Du nicht beichtest!

271.

„„In einem vierten hat man Dich
 In's Irrenhaus abgetret,
 Nachdem sie lange Dich und Mich
 Im Rath umher getreuet;
 Im fünften schlugen sie Dich todt,
 Als der Verstand mit Dir sein Voth
 Vor allen Tölen suchte.

„Seitdem sie mich als Favorit
Der Hochkultur betrachten,
Ist man gewohnt, des Geistes Schritt
Vernünftig zu verachten!
Drum, wenn ich mich erhalten will,
Ist's nöthig, daß Du ewig still
Am Reich des Todes bleibest!

„Wenn Ich erst Einmal Dir verzieh'n,
Dann lehr' in's Leben wieder!“ —
Bei diesen Worten hieb er ihn
Mit kräft'gem Streiche nieder.
Doch schien es ihm bereits nun warm
Zu werden; müde sank der Arm
Hinab nach diesem Streiche.

„Allein die Zahl der Opfer war
Noch nicht erschöpft; sie kamen
Nunmehr in langen Reihen gar
Herauf, und Alle nahmen
Durch seines Schwerdtes blut'gen Streich
Den Weg hinab in's dunkle Reich
Des Todes, ohne Gnade.

„Durst erschienen Geist, Genie,
Talent und Selbstbeschauung;
Nach diesen kam die Poesie,
Die grade ging zur Trauma
Mit dem Verstand, und hier als Braut
Das Spruchlein: „für den Tod kein Kraut“
Vor früh bewähren mußte.

„Als Alle diese unterm Schwert
Des Niefen hingenken,
Und er bereits sich Rast gewahrt,
Von seinem Siege trunken,
Da traten neue Reib'n hervor,
Und abermals zu meinem Ohr
Erstieg das Todes-Röcheln.

„Die Freundschaft mit dem Edelmutz,
Die Ehre mit der Meinung,
Die Treue mit der Liebe Gluth
In herrlicher Vereinung
Erschienen vor dem Wütherich,
Und fanden ohn' Erkennen sich
Dem Tode hinzugeben.

278.

„So wüthete der Schreckensmann
 Noch blutig eine Weile,
 Und endete das Werk sodann
 Mit lustigem Gedulde,
 Indem er seinen Sieg besang,
 Den Stah mit wildem Muth schwang
 Und Gott und Seya verhöhnte.

279.

„Da kracht' es brüllend unter mir
 Als ging die Welt in Trümmer;
 Der Riese sank in blut'ger Eier
 Mit schneidendem Gewimmer
 Hinunter in der Tiefe Schlund
 Und lange hallt' im weiten Mund'
 Das tohnde Gebrülle.

280.

„Drauf ward es still; der neue Tag
 Schien fern heraus zu ziehn,
 In goldnem Schimmer; lebend lag
 Ich schweigend auf den Knien,
 Als plötslich mit erzürnter Wip'
 Der Teufel abermals erschien
 Und also zu mir sagte:

„...Bist Du, elender Menschenwicht
Zufrieden nun gesehlet?
Hat sich in diesem Traumgesicht
Dein Leiden Dir erkelllet?
Erkanntest Du den blut'gen Geist,
Der Eure Welt in Trümmer reißt?
Es ist der neu'ste Zeitgeist!!

„...Er mordet jeden besten Geist!
Er tötet alles Gute!
Er ist's, der Euch die Wege weist
Zur blut'gen Schicksalsrute!
Er ist Eu'r wahrer Teufel nun!
Ich armer Teufel hab' zu thun,
Im alten Rang zu bleiben!

„...Betrachte Deine große Welt
Und ihre Scorpione;
Zieh dort hin, wo der Schleier fällt
An ihrem Hebeästhrone —
Und dann vergleich' die Hölle noch
Mit Deinem ird'ischen Höllenjoch
Und zieh' die Parallele!

„Sieh' Deine Hohen, wie sie schreien
 Von Mensch und Menschengüte,
 Indes sie Alles ziehen ein,
 Was Anderen erblühte;
 Sieh' Deine Spinnwebdäuche an,
 Und frage dann: wer jent die Bahn
 Euch bildet zum Verderben?!

„Sieh' Deine Obern, die sich fett
 Vom Fleisch' der Untern wassen,
 Nachdem sie sie von Haus und Vett
 Von Amtswegen preßten;
 Sieh' Deine Gönner, deren Huld
 Dich abt in hungernder Geduld,
 Indes sie schwelgend plagen!

„Sieh' Deine Brüder, die sich satt
 Von Deinem Blute trinken,
 Indem sie ihre Miene glatt
 Mit Lobesworten schminken;
 Sieh' Deines Geistes Heiligtum,
 Das seine Priester geisteskrumm
 Nun kaum vermag zu fassen.

„Das Leben hat sich überlebt
Im cultivirten Leben;
Dies ist der Land, wornach Ihr strebt,
Um nach dem Gifte zu streben,
Das Euch zusammen einst zerstreut,
Wenn Eure Welt das Spielzeug ist,
In dem Ihr jetzt sie bildet!

„Da schmähen sie mit lähnem Mund'
Den armen Höllenteufel,
Indeß ich doch in ihre Mund'
Allein den Balsam traufel'
Der ihnen nützt; denn wenn ich nicht
Iuwellen thät' nach Teufelspflicht,
War's nimmer auszuhalten!

„Ihr groben Klöne solltet mir
Noch Höllentare zahlen,
Wenn Ihr's bedachtet, daß ich hier
Mich lohne mit den Schalen
Des Vosen, während andre Herrn
Mir, mehr als teuflisch, jeden Kern
Wegschnappen vor der Nase!

290.

„Du bist, mein Schatz, ein junges Huhn,
 Das noch kein Ei geboren;
 Drum rath' ich Dir, Du wollest nun
 Auf immer meine Ohren
 Verschonen mit dem Teufelsfluch,
 Und Andern Dein Schicksalsbuch
 In Klagen detailliren.

291.

„Wär' ich der Teufel, den Du meinst,
 Müßte' ich ganz anders sprechen!
 Allein Du irrst, und Du scheinst,
 An mir Dich drum zu rächen,
 Weil Deine Brüder, die schon lang
 Mir abgelaufen meinen Rang,
 Noch Deine Farbe tragen.

292.

„Du sahst nun, wie der Geist der Zeit
 Mit Eurem Glück verfähret!
 Ich hab' mit Teufels-Freundlichkeit
 Ihn kennen Dich gelehret;
 Geh' hin — (er zeigte mit der Hand
 Nach China) — geh' in jenes Land,
 Und lerne wahrer denken!

„Wenn Du dann bald daselbst erfährst,
 Wie Eure Teufel heißen,
 Dann wirst Du, wenn zurück Du lehrst,
 Gerechter Dich beweisen
 Wie heute, gegen Deinen Freund,
 Der ehrlicher es mit Dir meint,
 Als alle Erdenteufel!“ — —

„Der Teufel sprach es, und verschwand. —
 Noch halb bewußtlos, machte
 Ich auf den Rückweg mich, besand,
 Als mir die Sonne lachte,
 Mich an dem untern Waldestrand,
 Sah bekend auf, — und vor mir stand
 Der rothbehaarte Hauer.

„Stück auf den Weg!“ — grinst er mi.
 Und rückte mir die Röhre;
 „Du hast nicht übel dran getan
 Zu träumen; gerne brächte
 Ich Dir ein Frühstück dar — jedoch
 Du bist vielleicht gesättigt noch
 Von unserm Abendessen?“ —

„Bei diesen Worten schüttelte
 Er mir die Hand so kräftig,
 Daß es mich fieb'risch rüttelte,
 Und es in Schauern beftig
 Und eiskalt mich überflog;
 Der Hauer lächelte, und zog
 Ein Taslein aus der Tasche.

„Ich habe“ — sprach er — „Ein'ges hier
 Noch für Dich aufgeschrieben,
 Damit, wenn im Gedächtniß Dir
 Das Kunststück nicht geblieben,
 Du Dich an mich erinnern kannst,
 Obichon Du meist Dich gut bekennt
 Auf Taschenspieler's Stückchen. —

„Leb' wohl!“ — Er überreicht' es mir,
 Indem ich lebend schwankte,
 Und, mich ermannend, ihm dafür
 Mit stummem Nicken dankte.
 Er schwand mir nun aus dem Gesicht
 Und ging waldein; — ich las es nicht
 Und warf es zitternd von mir.

„Drauf bin ich denn in dieses Land,
 Von dem er sprach, gezogen.
 Drei Jahre sind's — und ach! ich fand,
 Daß er mich nicht belogen!
 Den Teufel hatt' ich noch allein
 In dieser Jammerwelt für rein,
 Seitdem ich Menschen kenne!

„Ich lebe nun in dieser Welt
 Kaum zwei und zwanzig Jahre,
 Und Mancher sieht den Spritzglaskelch
 Vielleicht im braunen Haare —
 Doch was Erfahrung mir gebracht,
 Hat baß zum Greisen mich gemacht
 In meines Lebens Blüthe!

„Die Gau'n in diesem weiten Land
 Sind schön — und wohl geschaffen
 Für menschlich-höheren Verstand,
 Für mehr als Menschen-Affen,
 Und wahrlich! auch noch jetzt erfreut
 Des Herrscherhauses Niederkeit
 Gar manche gute Seele. —

„Alein das Unalück hanget jezt
An hundert niedern Schranzen,
Die jeder Braten mehr ergötzt
Als alle bessern Pflanzen!
Vor Kriechern, die von fremdem Haupt
Ein Scheinverdienst sich frech geraubt,
Soll das Talent jezt kriechen.

„Gott weiß, mit welchem Niedersinn
Ich hier bisher gelebet,
Gott weiß, wie wenig nach Gewinn
Mein redlich Herz gestrebet!
Deh — Selbsterhaltung ruft die Pflicht
Nun laut; verhungern mag ich nicht —
Noch wen'ger übersehen!

„Wickt selbst umher! — was findet Ihr
In diesem schönen Lande
Als Schmachgewalt und Neid und Gier, —
Und geistlig: niedre Bande?
Daß ich, mit besserem Verstand,
In China keine Menschen fand
Died treibt mich aus dem Reiche.

305.

„Was zeuget Obscuranz? — Zumeist
 Stöbsinn'ge oder Schmeichler, —
 Veräumdung, Bosheit, falschen Geist,
 Verirrte oder Heuchler.
 Da man das Wahre nicht erlaubt,
 Wird alles Wahre frech verstaubt,
 Und unterliegt dem Schmutze!

306.

„Ein Heer von Scribtern, (da wir nun
 Von meinem Tache sprechen) —
 Ersieht, und weiß dann nichts zu thun
 Als kopflos einzubrechen
 In's Hochgebiet der Poesie,
 Von dem sie sammt und sonders nie
 Nur den Begriff erreichten!

307.

„Dergleichen Tuben, die zumeist
 Das Aty haben nicht kennen,
 Und sich demunerachtet dreist
 Scribent und Richter nennen,
 Verschimpfen dann noch obendrein
 Das Pöbel, und begeben sein
 Sich auf die Hinterbeine.

308.

„Da heißt es: „„Ha! mit welchem Haß
 „„Mich diese Zeit erfüllet;
 Welch' eltes Zeug mit dem Parnass
 Im Ueberfluß entquillet!““ — —
 Von Dichtern ging das an — allein
 Die Tölpel seh'n nicht Einmal ein,
 Daß sie sich selber peitschen.

309.

„So mancher hat von Lit'rat'ur
 Zu sprechen sich erdreisset,
 Der selbst noch nicht die kleinste Spur
 In diesem Feld geleistet —
 Und leider steht man jezt sogar,
 Daß Männer aus der bessern Schaar
 Ihr Glück im Sudeln finden!

310.

„Ein Feder schmirt ein Zangen hin
 Von Lit'rat'ur, und rümpfet
 Die Nase, wenn er nur Gewinn
 Mit Kleffen sich erschimpfet;
 Um ein versprochenes Honorar
 Erlauft man eine ganze Schaar
 Von Zeitungsrecensenten.

311.

„Dies nunt nun Jeder, der gewohnt
 Sich müßig zu ernähren,
 Lob, ehrentos, nur die verschont,
 Die sich ihm boar bewahren;
 Man schickt ein Blatt von Haus zu Haus
 Und hüft mit Scriblern sich heraus
 Im Glaubiger: Gehege.

312.

„Gewürze: Krämer werden dann
 Theater: Secretäre
 Und werfen sich, so gut man kann,
 In eine Dichtersphäre;
 Ein jeder Bauer redigirt,
 Ein jeder Ladiendienet führt
 Das Ruder einer Beitschrift!

313.

„Der Ehrenmann wird anonym
 In Grunde dann gerichtet,
 Nachdem dergleichen Vuben ihm
 Den Schandfleck angedichtet.
 Ein jeder Kant ist Recensent,
 Ein jeder Mon Correspondent,
 Ein jeder Knabe Lehrer.

314.

„Drum, wer von solchen Ruben nicht
 Sich will verdrängen lassen,
 Und jedem Esels-Ansicht
 Nicht kriechend will erlassen,
 Der nehme selber sich beim Kopf
 Und fasse den Verstandeszopf
 Mit seinen eignen Zähnen!

315.

„Ein Reisebuch, ein Ritterstück
 Erhebet solch' Geliebter
 Zum sogenannten Dichter-Stück,
 Zum anonymen Richter;
 Ein Aufsatz ist ein Werk nunmehr
 Und Jeder legt sich kreuz und quer
 Damit vor seinen Wahnsinn.

316.

„Ist das Charakter, deutscher Werth,
 Daß man des Guten spottet,
 Das Unterste zu Oberst lehrt,
 Und sich zusammen rötet
 Zum frechen Haufen, dessen Wahn
 Verflört des Geistes schöne Bahn,
 Und ihn zum Tollsinn bildet?

317.

„Ist das die prüfende Censur,
Wo Jene sich den Orden
Des Lob's verdienen, die die Spur
Des wahren Geistes morden,
Und das erhöh'n, was ihnen nicht
Verdiert das schwache Geisteslicht,
Da dem sie frech sich schwingen??

318.

„Vernichtet solch ein Treiben nicht
Das lente gute Streben?
Und kann ein solches Scheingewicht
Gewicht dem Staate geben?
Wird so der gute Zweck bewahrt,
Indem das Schlechte sich vernichtet,
Und alles Gute sinket??

319.

„Wer tadelt demnach die große Schuld
Wenn alle Ketten springen,
Und endlich Demuth und Geduld
Sich frei der Schmach entringen??
Gewalt ist nöthig, — doch Gewalt,
Die selbst sich schadet der gestalt,
Wie weit wird sie es bringen??

320.

„Wann endlich wird die schöne Zeit
Des wahren Lichtes Alle
Die die Gewalt dem Guten weicht,
Verwahren vor der Fassa
Der Dunkelheit? wann werden wir
Erleben, daß das Gute hier
Alleingewalt erreichte?

321.

„Wenn man das Schlechte unterdrückt,
Ist die Gewalt nur Segen: —
Doch wo man schnell auf Jene blickt,
Die Schlechten sich entgegen
In stemmen wissen, wo man scheucht
Das Gute, und die Brillen streicht,
Wird Blindheit blindes Wüthen!!

322.

„Dies thut dann eige Zeitlang gut,
Wenn man den Hatz nicht findet;
Doch wenn erst der das rasche Blut
An besre Ansicht bindet,
So kann der Löwe nichts dafür,
Wenn man in ihm allein das Thier
Durch vieh'sche Martern wecket.

323.

„Auf solche Scribler sirena' zu sehn,
Die jede Saat verschlimmern,
Und da sie nichts von Grund verstehen,
Sich nur darum bekümmern,
Wie man besteht in Schlechtigkeit,
Und Andern verdirbt die Zeit, —
Wer würde das verublen?

324.

„Allein, da läuft dich Schmutzgezücht
Mit Britten durch die Straßen,
Und ziehet giftig zu Gericht
Die unbebrühten Nasen!
Und bringen sie der Frau Censur
Dann ihre trüben Gläser nur,
So sind sie die Amanten.

325.

„Hier läuft sein quack Doctor um,
Der zweimal Prophetie;
Dort geht ein Andreer steti und dumm,
Der Hofrath ward — aus Güte;
Ein dritter Rant ist pensionirt,
Aus Schauspiel-Gunst, und mastraitirt
Die Welt mit einer Zeitschrift.

326.

„Da wird geküßet nach dem Maas'
 Und nach dem Maas' beschnitten;
 Man trinkt jedoch aus Einem Glas
 Und eint sich, gleich den Brüdern,
 Wenn sie zuvor im Parlament,
 Durch lange Neben sich getrennt —
 Gemeinsam zum Verderben. —

327.

„Betrachtet das polit'sche Blatt
 Von Gonging — und gestehet,
 Wenn Ihr so wichtig und so mact
 Es vor Euch liegen sehet,
 Ob man nicht daraus folgern kann,
 Wie sehr in diesem Lande man
 Des Geißigen entbehret!

328.

„O gute, angeführte Welt!
 O tempora, o mores!
 Wie genial erringt das Geld
 Herrn Lucifer honores!
 Bei Gott! ich dürfte Gott nicht seyn,
 Die heut'ge Schreibernerei allein
 Miß mich aus allen Himmeln!
 Der Hofnarre II. 10

„Kurzum — die Welt ist fugefeind,
Und eelig sind die Tröpfe,
Die schon die erste Lebensstund'
Weiskampfen als Geschoffe.
Kand ich in meinem Innern nicht
Den ewig heiligen Zweck der Pflicht,
Ich suchte dieser Erde. —

„Ich will in jener mich jedoch
Vorjont zufrieden geben —
Und einem bessern Lande noch
Die fernern Tage leben.
Denn, wenn so viel mich hier auch drückt —
„Der Teufel hat mich her geschickt“ —
Dies muß ja wohl mich trösten! — —

„Geht Acht! es wird die Zeit des Lichts,
Auch hier einft wieder kommen!
Nichts Menschliches ohn' Anfang — Nichts,
Das nicht ein Ziel genommen!
Nichtsicht geht Wankes unter dann
Auf dessen mächtigen Standpunkt man
So lange stolz getroget!!

332.

„Nichts aber ohne Uebergang!
 Drum wird auch die Periode
 Des Lichtes hier vielleicht noch lang'
 Verschwinden vor der Mode;
 Vielleicht auch, daß da hier Kroll
 Erst noch ein Faustrecht haben soll,
 Bevor das Recht erstehet?!

333.

„Welch' Uebermacht jedoch sodann
 Gefährlich oft sich zeigt,
 Wenn mit der Geistesruhe man
 Gemüth und Streben beuget,
 Und diese neuen Schwung's ersteh'n,
 Dies haben wir gar oft geseh'n
 In früheren Perioden.“

334.

„Der Redner sprach und ging nun lust
 Zu anderm Thema über,
 Da traf ihn, eh er sichs bewußt
 Ein derber Nasenstieber.
 „O unsichtbare Politik!“
 So rief der Redner; die Kritik
 Von seinem Vortrag fühlend.

„Hier ist nicht gut sein!“ rief Voss,
Bestimmte ihm der König;
„Wohlan denn!“ sprach er, — „ein Genie
Wacht sich aus allem wenig,
Ein Tollhaus liegt nicht weit entfernt,
Dah Ihr die Menschen kennen lernt,
Lagt und dort hin denn wandern.“

*Die bei folgenden Abtheilung dieser wunderlichen
Hilfsart.*

Achte Abtheilung.

Die modernen Schatten im Tollhaus.

Wie Herr Witzbalg und Monsieur Toll in ein Tollhaus kommen, wo ihnen die Frau Hauke als Hof- und Trakterier-Gästerin der Narren begegnet thut, und allwo sie den — Gott sey bei uns! — Herrn Teufel kennen lernen, nebst vielen närrischen Leuten und modernen Narren



Achte Abtheilung.

Wie Herr Wilibald und Wendene Voll in ein Teltand kamen, so kamen die Frau Hauke als Rednerin und Theaterkünstlerin der Frauen entgegen, und riefen sie: „Wohin kommen Sie her? — Herrn Teufel kennen lernen nebst vielen andern Leuten und modernen Massen.“

I.

„Das ist das Haus,“ so sprach Voll,
„Das Vaterhaus des Weisen,
Erlauchter Herr! hier steht ihr Sie
In buntverschiednen Kreisen,
Denn Philosophen wohnen drin,
Und von Provost die Seherin
Hält sie in Kost und Heizung.“

II.

„Wer ist die Frau?“ sprach Wilibald
„Was will sie denn jetzt sehen,
Das Unsichtbare ist zu oft,
Das Neue liegt in Wehen;
Mir ist der Wörterprunk verhasst,
Was man mit beiden Händen faßt,
Braucht man ja nicht zu sehen.“

3.

„O Kürst!“ versetzt der Narr ihm schnell,
 „Die Zeit wird jetzt gigantisch,
 Das Unsichtbare wird jetzt heft,
 Seht Ihr! das ist romantisch;
 Das ist des Kampfs errungener Lohn!
 Die echte Congregation
 Muß uns für Leipzig trösten!“

4.

„Doch seht, da kommt die Köstkau selbst,
 Die ihre Jungen füttert.
 Frau Hauf! die Du die Frauen wüthst,
 Sag, daß Du mich gewittert?
 Gottlob! daß Dein Ruf Lüge ist,
 Man sagt, daß Du nur Geister siehst.
 Wie hast Du mich gesehen?“

5.

„Wie ist es möglich überhaupt,
 Daß man jetzt sehn soll Geister:
 Zwar sagt Du: selig ist wer glaubt,
 So sprach der hohe Meister;
 Allein die deutsche Literatur
 Existirt ja jede kleinste Spur
 Vom Glauben an die Geister.“

6.

„Wui Freund!“ versteht die Scherin,
 „Wie wagst Du so zu zweifeln;
 Doch in Dir sitzt der Teufel drin,
 Komm her! Laß Dich entteufeln
 Mein Freund! Laß doch die Geister ruh'n.
 Bei jeng'ger Zeit ist es zu thun
 Um Schatten nur von Geistern.“

7.

„Die Welt ist nur ein Schattenspiel,
 Drum kann sie nichts verlieren,
 Wenn man sie auch verkleinert viel,
 Gilt's nur, sie zu schattiren.
 Ich lobe mir das Clairobscur,
 Was kann die Clairvoyance dafür,
 Stellt man sie drum in Schatten?“

8.

„Und zum Beweis, mein kluges Paar,
 Daß es gebe Schattengeister,
 Citir ich Euch die ganze Schaar
 Der großen hohen Meister,
 Denn was Du willst, ist ihnen kund,
 „Nachher! hor sie und halt den Mund.“
 Denn es sind Kerls zum Frohen.“

9.

Sie sprach's und zog nach seltner Art
 Den Zauberkreis zusammen,
 Es zücht und glüht, es leist und scharrt,
 Es tobt in hellen Flammen;
 Der König schrie von Angst entmannt,
 Die Schrein sprach: „'s wird nichts verbrannt,
 „Strohfeuer ist's, nichts weiter!“

10.

Ein Dickhauch kam zuerst heran,
 Ein stumper Varenhüter;
 Die Flamme sprüht, die Frau begann:
 „Strohfeuer ist's, nichts weiter!“
 „Wetoh' ein geflicktes Ungethüm!“
 Rief Wilibald; „es wären ihm
 Schlag Schatten zu empfehlen!“

11.

„Ein Ueberseher!“ sprach Frau Hauff,
 „Fürwahr der Vär der Varen,
 Das schöne Sprüchlein paßt darauf
 Der Kapuzinerteheben:
 „„Der Euren Proskiten und Diebeskniffen!““
 Doch still! — Der Mann ist abgeschliffen
 Treg seinen tausend Varen.“

12.

Eckt! dieß Gezücht vermehret sich
 Mehr, als die Juden — und Wanzen,
 Da hilft nicht Dolch: noch Feder: Stich,
 Dagegen noch Curanzen
 Will man, daß so ein Kerl verreckt,
 Das beste Mittel ist, man steckt
 In's Maul ihm — seine Werke.

13.

„Weh mir! wer schleicht dort hoch und stark?“
 So rief Pott mit Jagen. —
 „Der Schatten trägt ja Wein und Wirt.
 Antwortet meine Fragen!
 Es fährt die Gänsehaut — o schaut!
 Mir über meine Efelshaut
 Bei dieses Schattens Anblick.“

14.

„Sei still,“ versetzt die Seherin,
 „Sein Nachbar dort erkläret ihn,
 Mein eigener Muth ist fast dahin
 Und ich bin doch Gesehrin;
 Bei Sanct Ignaz! es scheint mir fast,
 Es kömmt als ungebetner Gast
 Das Schattenbild des Helden.

15.

Vorüber schritt er ernst und mild,
 In hellem Stahl gerüstet,
 „Tyrol!“ so flammte's auf seinem Schild,
 Sein Auge zürnt entrüstet,
 Und doch das Aug' der Liebe sah
 In rein verkürzter Gloria
 Gerade auf seinen Gegner.

16.

Denn neben ihm da regt es sich,
 Es kroch in langen Ringen,
 Es gähnt' und drohte fürchterlich
 Als wollt es ihn verschlingen;
 Und als er ging, da rief's ihm nach,
 Halb war's wie Bischen, halb wie Sprach
 In solchen toll'n Worten:

17.

„Voll! Du Bopf- und Ganshauttragender halt ein!
 Was mit der Pforten tödtlicher Vernägelung
 Betastest Du den Freund mir den Geliebtesten;
 Den ich antiker, platter Oras erkoren mir,
 Als Senne-Tatztichtsurrogat mir leuchtendem,
 Das ich als Schatten ihn hinwerfe meines Lichts,
 Gräßlicher, türkischer, singender, klingender Herod!“

18.

„O deutsche Zeit, o edle Zeit!“
 So rief, als er verschwunden,
 Ein Herr vom Alter eingeschnit,
 „Wir geben sie den Hunden!“
 Was man nicht hat, begreift man nicht,
 Ein jeder Trost, ein jeder Wicht
 Begreift an mein Wirken.

19.

„O deutsches Volk! was ward aus dir
 Seit freche Buben schwägen,
 Vergessen ward der Göp' hinfür,
 Jetzt dienst Du nur noch Göp'ern,
 Der Meister kannte von Dir fort,
 Wer hört des Faust urew'ges Wort,
 Seit man nur Häusle hört.

20.

„O Deutschland! reiche Tenne voll —
 Gedroschnem Stroh und Hegen!
 Herr Hertlosiohn ist Dein Kroll,
 Wer fragt jent noch nach Schlegeln.
 Siehst Du die Wunde, die er trug,
 Als man die Schlacht der Römer schlug,
 Und ihn auch schlug den Edeln?“

21.

„Merk auf, o Deutschland, merk doch auf,
 Die große Kirchenzeitung!
 Mein Zeuge ist die Frau von Haus
 Sammt ihrer Schaar Begleitung. —
 Briefwechsel ercommunicirt!?! —
 Ich machte Beche ohne Wirth,
 Als ich die Briefe sandte.

22.

„Auch Eind noch, Deutschland! rath ich Dir,
 Eh ich von hinnen scheide;
 Das Wiener Jahrbuch respektir! —
 Thue's mir zu Lieb und Freude! —
 Dem sieh, darin sitzt ächter Geist,
 Werth! daß man's ein Orakel heist
 Der neu'sten Offenbarung.

23.

„Und dieser Geist, der in ihm sitzt,
 Wird sich mit Nacht verkunden;
 Es ist ein Geist, der geistlich schwigt,
 Und fahet nach allen Winden;
 Von Staht wird seine Stirne sehn,
 Von Pfen die zarten Flügel ein,
 Und von Papier sein

21.

„Kein Wiener Blatt, das ihn nicht rief!
 Hoch klackern seine Wimpel;
 Und die geflügelten Genies,
 Von Wien — das heißt die Gimpel
 Seh'n ihn entsezt als Vogelscheuch
 Und rufen dann in's röm'sche Reich:
 „Nehmt Euch in Acht vor Spindeln!““

22.

„Allei' das Rechte bleibt ja doch
 Der Nachwelt unverloren.
 Wenn es auch nicht nach Glanze roth,
 Wie's der Moment geboren;
 Das Wiener Jahrbuch treu und stark
 Was ächtes ist's — ein ächter Quark,
 Stolz redigirt von — Schatten.“

23.

„Woht dreht die Welt sich um und um,
 Woht gibt es Antipoden,
 Beweist dieß nicht das Vacuum
 In manchen Schreibzügen?
 Allein das nenn ich ungeschlacht,
 Daß man nur Gegenüßler macht,
 Und keine Gegenköpfe.“

27.

„Dad bricht die Götterdämmerung an,
 Du Grab geht mein Jahrhundert,
 Und eine Scholle deckt den Mann,
 Den eine Welt bewundert;
 Zwar geh ich längst als Schatten um,
 Drum bin ich nur mein Echo, drum
 Schreit sich das Echo heiser.“

28.

Er sprach's, verschwand und schnell dahin
 Verscholl's nach allen Winden,
 Ein Pricksen nahm die Seherin
 Beginnend zu verkünden,
 Da dammert's! — Welch ein armer Tropf!
 Es stieg herauf ein Riesenjopf,
 Nein! — eines Jopfes Schatten!

29.

Das ist die Welt, sie spielt, sie fällt,
 Sie bricht wie Glas unständig.
 Was ist's das sie noch aufrecht hält,
 Wer macht das Leben lebendig? —
 Es that's der Schatten ohne Kopf,
 Herr Gottschew war's, der Riesenjopf
 Ein riesig Ungeheuer.

30.

Ein weibliches Gefolge kam
 Ihm folgend nachgeritten
 Gar zimperfertig und minnesam,
 Zu Roß, zu Voß, zu Schlitten.
 Halb war's wie auf des Blockbergs Höhn,
 Wie eine Schlittbahn halb zu seh'n,
 Wenn man den Voß auf's Eis führt.

31.

Die Karschin und die Neuberin,
 Sapphoen deutscher Kunde,
 In engen Wiedern hoffnungsgrün
 Im bräutlichen Gewande.
 Weh dir! des Pindus hold Gebirg!
 Weh Dir Apoll! Du wirst ein Lärz
 Mit solchem altem Harem.

32.

„Das ist!“ so hub Herr Gottsched an,
 „Die Krone deutscher Frauen,
 Jetzt wird die Poesie profan,
 Das Reimen macht mir Grauen.
 Das nenn' ich einen saubern Tausch,
 Psui! jeder trinkt sich jetzt 'nen Kausch
 Statt nüchtern zu standiren.“

27.

„Still, alter Vogen Löschpapier,
 Rief jetzt ein andrer Schatten,
 „Du Zwitterding von Mensch und Thier,
 Du König der Schachmatten!
 Du ausgespieltes Instrument,
 Du alter Böyse Präsident
 Im Reich kopfloser Böyse!“

28.

„Was sprichst Du hier vom Weibsgeschlecht,
 Du Held der Unterwelt!
 Das weibliche Geschlecht ist schlecht,
 „„Wir fanden uns im D—e.
 „„Nur da, ihr Herrn! verstand ich Euch,
 „„Nur da verstanden wir uns gleich; —““
 Das ist das Loos der Schönen!“

29.

Es sprach's ein junger Doktorkmann,
 Die Hälfte nur, zerrissen; —
 Und zwar nicht die vom Kopfe an,
 Nein — abwärts bis zu Füßen.
 Drum sah man nichts von einer Brust,
 Und seinen Kopf trug er zur Lust
 Neugierig zwischen den Beinen.

36.

„Ach!“ fuhr er fort, wenn doch die Welt:
Die Reisebilder löse! —
Sie wäre besser frau'n bestellt,
Vorwärts gings in der Chaise;
Doch Niemand steht in mir die Perl,
Und ich bin halb ein ganzer Kerl,
Zum Teufel! wer das läugnet!

37.

„Die Welt ist Trohnveste nur allein,
Sträfinge sind wir alle,
Und wer uns liest, ist vornherein
Gestraft bei Knall und Faße.
Groß ist nur, wer zerrissen schreibt,
Was uns von der Berseztzeit bleibt,
Sind die Genie's — die Lumpen.“

38.

Er sprach es und versank gar bald:
Ganz spurlos zu der Leere;
Ein And'rer flog mit Allgewalt
Herab aus höh'rer Sphäre;
Er schwebte kräftig, ein Gigant,
Auf blankem Schild in seiner Hand:
Stand: „Herzog Ernst von Schwaben.“

39.

Doch um ihn her erhob sich schnell
 Gefumm wie elter Fliegen.
 Die Herren waren etwas groß,
 Ihr Deutschland zu betrügen.
 Und „Deutschland! Deutsches Vaterland,
 „Deutschthum, Deutschland!“ so ging's zur Hand,
 Nachsaffend seine Weisen.

40.

„Das sind,“ begann die Seherin,
 „Die liebsten meiner Schwärmen;
 Sie summen! ey! wer fragt nach Sinn?
 Am End sind's doch Romanzen!
 Wer fragt nach einem innern Werth?
 Sind sie vernünftig wie ein Pferd
 Von einem Nordlandsheiden.“

41.

„O wahrlich!“ fiel ihr Witibald
 Hier in das Wort mit Lagen —
 „Es scheint, das deutsche Volk ist bald
 Verschn mit Straußenmagen;
 Dazu gehört ein großes Stück,
 Die ganze Leber-Großfabrik
 Gehörig zu verdauen.“

42.

„Schweig, Frevler! 's ist mein Hofgefolg!“
 Rief die Ciceronessa —
 „'s ist christlicher denn als das Volk,
 Die Conte und Contessa.
 Allein hier kommt mein Leibpoet,
 Der mir alltäglich mein Privat
 Mit seinem Lobe glättet.“

43.

Sie sprach's und stieß, ein Peros kam,
 Ein Kenner ohne Gleichen,
 Ein wenig nur vom Krapsfuß lahm
 Wie ein Ausrufungszeichen.
 Er weinte zärtlichste Kritik,
 Und plötzlich flog ihm (vide Flek!)
 Der Knebel aus dem Munde.

44.

Und plötzlich floß von Ach und Ob
 Der breite Strom der Rede.
 Wie Schatten kam's und schwand auch so,
 Und Keiner bot ihm Fehde;
 Und weil ein Strom von Wasser ist,
 So überschwemmt in kurzer Frist
 Sein Wort des — Rugias Stalle.

45.

Doch bald, o weh! verrann der Fluß,
 Und sieh', der Mist blieb liegen. —
 Was frommt der ganze Kunstge n uß
 Kann nicht die Kunst genügen.
 Hervor schlich jent ein fetter Dachs,
 Er stank nach Pech und hieß Hans Sack,
 Und seiner Kunst — ein Censor.

46.

Nun sticte man und stach und stach,
 Glückhandwerk war's zu nennen.
 Ein Knabe aber sah's und brach
 Die Lanz im Ringelrennen.
 Und höher wuchs es; der Handwurf
 Mit leerem Bauch und vollem Durs
 Hielt gründliche Tereise.

47.

Doch plötzlich hinter'm Unterrock
 Der Seherin, der frommen,
 Krich's wie ein Kaun und wie ein Vock; —
 Wird's weht noch weiter kommen;
 An Hörnern a la Gadurey Reif
 Und einem anglistirten Schweif
 Erkannte man — den Teufel.

48.

„O meine Herrn!“ so sprach er süß,
 „Darf ich submiß sie bitten?
 Bemüh'n sie sich in's Paradies,
 Ich mach' jezt Proselyten;
 Die neue Zeit, o schwere Noth!
 Macht selbst den Teufel noch bigott,
 Weil sie den Teufel läugnet.“

49.

„Denn schon für's Erste macht man mich
 Zum Schatten nur vom Teufel:
 Dann in der Hölle fürchterlich
 Hegt man die stärksten Zweifel,
 Drum führt mir meine Teufelep
 Jezt keinen Heller mehr herbei,
 Geschweig' erst arme Seelen.“

50.

„Man führe gern auf gutes Glück
 Aus seiner Haut — auf Ehre!
 Wenn sie im nächsten Augenblick
 Nicht schon gestohlen wäre!
 Es sehe sich der Herrgott drum
 Um einen neuen Teufel um,
 Der alte ist marode.“

51.

„Was soll das Hölle Regiment,
Wenn uns die Liberalen
Gold und — Papier auf zehn Procent
Nicht borgten, sondern — stahlen;
Nist hat die Legitimität,
Daß man sie mit der Majestät
Von Portugal nicht stopfet.

52.

„Warum nimmt von der lieben Welt
Die Hälfte nicht einander
Als Comitiv ein; Zeit und Geld
Wär' doch erspart selbender,
Und was daran die Hauptsach' wär,
Wir brauchten wohl alsdann nicht mehr
Politische Journale.

53.

„Deshalb Ihr lieben Herrn und Frau'n,
Hört einen armen Teufel,
Swar kennt Ihr mich als Er nur scha'un,
Doch macht Euch dieß nicht Zweifel;
Es hat sich jezt so viel geert,
Daß Ihr Euch nicht damit bekkert,
Wenn Ihr Er = Teufel höret.

51.

„Ich war von je ein ganzer Mann,
 Der mehr als Bie'n' gebraten,
 Doch ist, wer sich selbst rühmen kann,
 Stammt von Aristokraten,
 Ich mach' aus dreimal drei stets zehn,
 Kenne' mich zum Hunzen nie versteh'n,
 Um einen Hofrathstitel!

55.

„Drum bin ich jetzt ex nunc auch
 Ein Freund der Jesuiten;
 Ein ganzer Freund, in dessen Bauch
 Ein Heer steckt der „Banditen.“
 Ich wollt' daß die Gottlosen all'
 Mit Einem Zug auf Knall und Fall
 Ein Meer Blausäure fassen!

56.

„Drum fort mit ihnen: Klamme und Schwert
 Tilg' aus die Pest des Glaubens,
 Verdammt die Keper ungehört,
 Die Euch die Seelen rauben;
 Das beste ist, Ihr zieht Euch schnell
 Zurück in eine fromme Zell,
 Und wandert in die Klöster.

Des Hofnarre. II.

II

57.

„Dann schält Euch von den Aeltern los,
 Von Schwestern und von Brüdern,
 Den Ordensleuten habt Ihr nur
 Die Liebe zu erwidern.
 Habt Alles, was Ihr je geliebt,
 Denn im Geschäft des Heiles gibt
 Es keine ärgren Feinde.“)

58.

„Dann geht in's Kloster, wie gesagt,
 Und lebt in heißer Liebe,
 Es weih' dem Herrn des Herren Tag
 Des Herzens glüh'nde Triebe;
 Denn all, was Ihr im Orden thut,
 Ist schon per se ganz fromm und gut
 Und Gott dem Herrn gefällig.“

*) Aus dem Leben. Siehe das mit Bewilligung der Censur
 in Oesterreich im Jahr eintaufend acht hundert
 dreißig gedruckte Buch: Die Braut Christi. Aus
 dem Italienischen des Seligen Alphons Maria Vignot
 Uebersetzt von Peter Anton Paffy, Priester der Mo-
 demiteriden Congregation. Seite 102 u. f.

59.

„Um jeder Sünd' genug zu thun,
Kriecht nur in einen Orden,
Und Eure Sünden vor und nun
Sind schnell vergeben worden.“*)
O gute Brüder folget dem,
Ihr seht, Ihr habt es ja bequem
Wenn Ihr wolkt Heil'ge werden.

60.

„Ich aber scheide jetzt von Euch,
Um kräftiger zu wirken.
Den Knechten ist das Himmelreich
Verschloßener noch als Thüren.
Nach Spanien führt mich jetzt mein Pfad,
Um dort die heil'ge Hermandad
Auf's Neue einzusetzen.

61.

„Nun merkt Euch, was ich jetzt gesagt,
Macht mir nicht viel zu schaffen,
Die Koper dess ich bald verjagt
Und respektirt die Pfaffen.
Und bleibt Ihr solche Schlüssel doch,
So steckt man Euch gar bald in's Loch
Wie einen Tagblattschreiber.“

*) Siehe dasselbe Buch Seite 21.

62.

Er sprach's mit Eilung und versank
 Und ließ von sich nichts über
 Als einen müderrischen Gestank
 Und fromme Nasenstäber;
 Herr Witibald rief schreckensbleich:
 „Da geh ich nicht in's Himmelreich! —
 Mir sangt's hier an zu grauen.“

63.

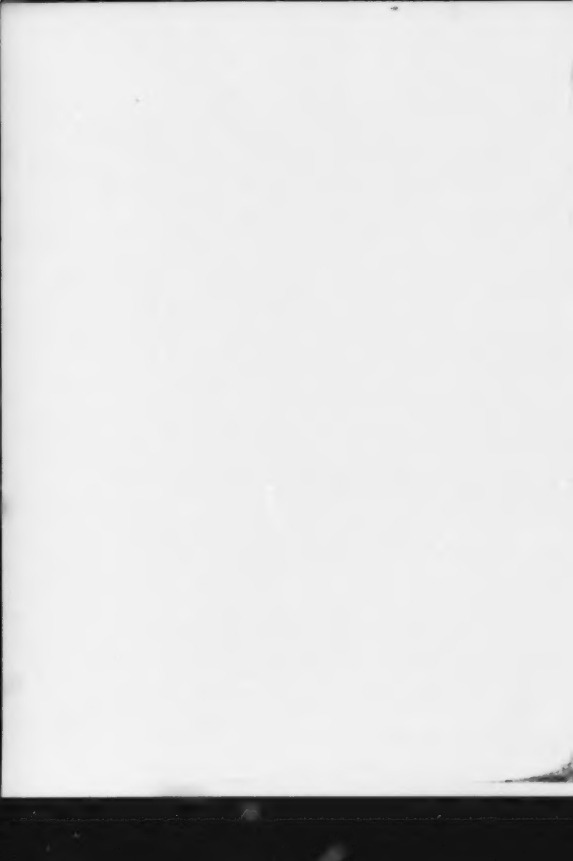
„O Herr!“ versteht der Narre drauf,
 „Was Euch erschreckt, — sind Schatten,
 Citirt von unsrer Dame Hauff,
 Auch will ich schnell Euch ratzen.
 Wir wandern fort mit flücht'gem Fuß,
 Vielleicht daß wir im Julius
 Noch nach Paris gelangen.“

64.

„Und was Ibr sagt,“ so fuhr er fort,
 Als sie vor'm Thore standen,
 „Es paßte recht an seinen Ort,
 Wo wir den Unflun fanden,
 Denn dieß verwünscht' Trissotium
 Von boshaft, eitel und — steckdumm,
 Ein Tollhaus nur gebär es!“
 Ende der achten Abtheilung dieser wunderkamen Histo etc.

Neunte Abtheilung.

Wie König Wittibaldus nach Paris kommen thät und ein politisches Mittagessen hielt. Ein Traumbild König Wittibald's, darob er in erschreckliches Entsetzen gerathen muß.



Neunte Abtheilung.

Die König Wilhelm hat sich noch keine Namen mehr nach der ersten Zeit König der
Welt. Die Kaiserin Elisabeth hat sich in der ersten Zeit der Welt
gezeigt.

1.

„Sei mir begrüßt, Du alte Stadt,
Von Königen, Kaisern, Helden!
Paris, Du hast gelebt durch That,
Die Nachwelt wird vergessen!“
So rief Poli, der Wagen fuhr
Durch Saint Marceau, der König schwur,
Er sey im höchsten Welttheil.

2.

„Woher? wohin?“ rief der Garçon.
Als sie dann ausgestiegen. —
„Privatier's von Sans façon,
Wir gebn, mein Freund, nach Nügen!“
So rief Poli die Antwort stift,
Indeß der König mit der Fülle
Geheim cabinetirte.

3.

Man stieg in dem Hotel hinan,
 Man machte sich's bequeme,
 Vor'm Fenster lag ein gall'scher Hahn
 Und krachte hell Systeme:
 Er krachte stets: Constant, Constant,
 Daß man beständig vor der Hand
 Ein altes Lied nur hörte.

4.

Peuple françois, peuple de braves,
 So kracht' er hell und heiter;
 Auch manchmal hörte man: esclaves!
 Doch bald davon nichts weiter.
 Soudain Paris, dans sa mémoire
 A retrouvé son cri de gloire
 En avant! so rief's am Schlusse.

5.

Hört ihr den hellen Hahnenruf,
 Der Morgenroth verkündet?
 Und vor dem Lichte, das dieses schuf,
 Bist Du, o Charles! erblindet.
 Es klang der Ruf so hell und klar,
 Ein Echo von dem großen Mar,
 Der sich im Weltmeer badet.

6.

Les trois couleurs sont revenues,
 Das sind die Revenüen
 Der Rente, die man freudig lieb,
 Als man Freiheit verliehen.
 Peuple français, peuple de braves!
 Citoyens! ou sont les esclaves?
 Auf Great Britain's Betdecke! —

7.

So klang des Hahnes Jubelschrei,
 So rief's auf allen Straßen:
 „Die Henne Frankreich legt ein Ei,
 Das Pfaffen gerne aßen.“
 So rief Veli! O grande aemaine!
 Der König sprach, wie der Dauphin:
 „Was giebt es heut zu essen?“

8.

„Pudding,“ erwidert der Garçon,
 Aus Englands katter Küche,
 Tragbare Supp' à la Bourdon,
 Gewürzt durch Pfeffer und Klübe,
 Ein legitimes Ganegschack.
 Dann Schafstöps à la Poliguar
 In sau'r Patil'scher Sauce.

9.

Von Nigier Nigern und dabei
 Vom Meere laute Fische,
 Gewinne Krebse à la Des,
 Und à la Bouemont frische,
 Dann neu erfunden à la Wight,
 Ein ministeriell Gericht,
 Stecht bei Kammerstafeln.“

10.

„Bring' uns,“ versetzt Herr Einbald,
 „Vor allem Frankreichs Weine;
 Sie sind ja legitim und — alt,
 Dabei kommt man in's Reine,
 Und machen sie auch liberal
 So ist es, vide Portugal,
 Kein Wunder just zu nennen.“

11.

Als man sich nun zu Tische setzt,
 Geisboh's zu keinem runden;
 Ist doch die Quadratur bis jetzt
 Vom Tische nicht gefunden,
 Da laß nun als Privatier
 Der König und der Narr — Herr Je!
 Ganz brüderlich zusammen.

12.

Man band die Servierten vor,
 Um sich nicht zu beschmunen;
 Damit nach Tische kein Censor
 Was Lände wegzupugen.
 Der Narre sprach: „O Herr, ich bin'
 In Dero höchsten Appetit
 Verschlingt beim Mark nicht Knochen!“

13.

„Du bist ein treuer Untertan,“
 Versetzt mit vollen Waden
 Der Fürst — „allein ein Grebian,
 Der sich nur weiß zu placken,
 Warum gemahnst Du mich an's Mark?
 Es hat ja längst den ganzen Quark
 Das Bollamt ausgefogen.“

14.

„O Suppe!“ fuhr er freudig fort,
 „Vortrefflich! gut! auf Ehre!
 Als ob ein jedes schleim'ge Wert
 Der Salbung drinnen wäre.
 Nur etwas ungesalzen, so
 Als ob der Prinz von Hohentod
 Sie ausgekostet hätte.“

15.

„Und dieses Hundfleisch, Mon Dieu,
 Es ist nebel, über Nasen,
 Seitdem ich König bin, Parbleu!
 Kann ich Hundfleisch nicht lassen.
 Ein wenig nur wünscht' ich's gedämpt;
 Sonst macht's mir Unruh und es launzt
 Die Furcht mit der Verdauung.“

16.

„Wer bringt die Jung' vor meinen Blick?
 Ist's auch nur Pödelzunge. —
 Die Junge bringt mir wenig Glück,
 Die Junge wie die Lunge.
 Auch scheint sie von der Pressfreiheit
 Verrauchert mit Volksthumlichkeit.
 Hinweg aus meinen Augen!“

17.

„Da leb' ich mir die Tauben hier,
 Die guten, treuen Tauben;
 Dem selig sind, o glaube mir,
 Die taub sind und doch glauben;
 Die Tauben sind, mein nährlicher Freund!
 Ja niemand — auch nicht Kön'gen Feind!
 Ein delikates Fressen!“

18.

„Was meint ihr, Herr?“ sprach jetzt Poli,
 Indem er präsentirte, —
 „Zu diesem Muß? — „Ich liebe sie,
 Es schmeckt wie — Deputirte,“
 Versetzt der Fürst, „beim Landtag mußt
 Auch mancher dieß superbe Muß
 Par force hinunterschlucken.“

19.

Vor allem doch erquicket mich
 Der delikate Praten,
 Er ist, so seh' ich, ködlich
 A la française gebraten,
 Denn an den Knochen rinnt noch Mut,
 Das schmeckt den Leckermäulern gut,
 Besonders aber — Weßgern!

20.

„Doch miß' ich Eins: Braunschweiger wurst!
 Mein Leibgericht vor allen,
 Man kriegt darauf so starken Durst,
 Wo steckt sie?“ — Und mit Lallen
 Entschuldigt der Gargon ganz bleich,
 Sie sey im ganzen röm'schen Reich
 Jetzt nicht mehr aufzutreiben.

21.

„So bringt mir denn Holländer Käs,“
 Erzählt Wittibald; — mir Vanzen
 Denkt der Garçon: Gut! ich gesteh's! —
 Jetzt bin ich schon gefangen!
 „Verzeiht o Herr! in Holland macht
 Man seit der Union: Hochzeitsnacht
 Nur niederländ'sche Kase!“

22.

„Mein Freund! Ich bin kein Malcontent,
 Noch auch ein Potteraner,“
 Versetzt der Kunst; „doch Niederland
 Braucht weht Libry - Bagnaner,
 Wirst Du zufrieden mich gestellt,
 So bringe mir um alle Welt
 Mit Ruhm ein Schätzchen Caffe!“

23.

„Der Caffe steht zu Diensten Euch,
 Ruhm müßt Ihr selbst mitbringen,“
 Der Kellner sprach's, und alsogleich
 Sprang er in weiten Hingen
 Wie ein verkappter Jesuit
 Zur Thür, und nahm vom Tische mit
 Die leeren Teller alle.

21.

Indessen hob sich Wittibald
 In seinen Stuhl mit Gähnen,
 Sein Angesicht schwamm alsobald
 Sentimental in Thränen;
 „Was thun wir doch am Nachmittag,“
 Sprach er, als er im Stuhle lag,
 „Bis zur Theaterstunde?“

25.

„Seyd Ihr ein König?“ ruft Poli,
 „Und fragt, was ihr wollt thun?
 Ihr habt gespielt wie ein Genie,
 Drum ziemt's Euch, jetzt zu ruhen.
 Dieß, hoher König! riethe ich,
 Denn schlafen ist auch königlich
 Und wenigstens jetzt Mode.“

26.

Kaum sprach's der Naar, so tönt' ihm schon
 Ein dumpfer Klang entgegen;
 Der König schlief wie ein Bourbon
 Und that sich nicht mehr regen;
 Wie Grauen prallt zurück Poli,
 Denn so ein Schnarchen hört' er nie,
 Selbst nicht bei einem — Gantthier

27.

Pflichtschuldigst jetzt entfernt' er sich
 Um nicht den Schlaf zu stören,
 Indes der König königlich
 Entschief, ohne ihn zu hören,
 Wie er mit gravität'schem Tritt
 Durch das weitball'ge Zimmer schritt
 Nach Nouveautés zu sehen.

28.

Keß schlafend lag Herr Müßbath;
 Behaglich hingegossen.
 Und sieh! im Traum begrüßt ihn bald
 Vom Morgenschein umflossen
 Ein seltnes Bild, ein Jüngling war's,
 Auf Flügeln schwebend eines Mar's,
 Stolz, königlich zu schauen.

29.

Um seine Stien spielt' goldner Glanz
 Und leuchtend sah'n die Wäde,
 Es schläng ein ewig grüner Kranz,
 Geplückt vom heitern Glücke,
 Sich herlich um sein blühend Haupt,
 Er schien vom frischen Kranz umlaubt
 Ein Gott in ew'ger Jugend.

30.

Ein Mantel floß von dem Genick
Herab zu seinen Füßen,
Wie Frühlingsregen war sein Blick; —
Wie Maienthränen fließen
Im heißen Thau; so glänzte rein
Ein klarer heitrer Edelstein
Als Spange des Gewandes.

31.

Die Brust umfloß ein Panzer hell,
Ein Szepter faß zu nennen,
Und an des Herzens echter Stell'
War deutlich zu erkennen
Ein Flammen-Kreis, eng, ungetrennt,
Es konnte Anfang nicht, noch End'
Ein sterblich Aug' drin scheiden.

32.

Ein blügend Schwert hielt seine Hand
Zum heiligen Kampf gehoben,
Und doch wie er es kühn gewandt,
Da schien es, wie von oben
Heralgeflammt wie Sonnenstrahl,
Der segnend alle dumpfe Qual
Auslödt in milden Gluthen.

33.

„Kennst Du mich?“ rief die Hochgestalt
 Dem Schläfer in die Ohren.
 „„Wer bist Du?““ sprach Herr Witibald,
 „„Weh mir! bin ich verloren?
 Denn zurnend schien Dein Schwert gezückt,
 Stieh her! vor Dir mein Haupt gebückt
 Bleib' ich zu Dir um Gnade!““

34.

„O elke Vettelhaftigkeit!“
 Rief die Gestalt verachtend
 Witteidig wie der Mann im Streit
 Gefallene betrachtend.
 „Schau hin, wenn Du bist werth zu schau'n,
 Und nicht Dein Mauthwurfsaug voll Graun
 Bei dieser Schau erblindet!“

35.

Und besser ward es, wie er's sprach,
 Und weit zerlog's von Nebeln,
 Die aufgetürmt mit Ob! und Ach!
 Mühsam gestaut von Felsen
 Wie eine riesenhafte Last
 Den grenzenlosen Raum umfaßt
 Mit schweren Armen fielen.

26.

Und es ward Licht! Der Schlüfer sah
 Entsetzt, viel blut'ge Haiden,
 Und vor die Augen kam's ihm nah,
 Was ferne lag im Weiten.
 Und immer näher schwamm's einher,
 An flache Ufer schäumt das Meer,
 Die Dünen überfluthend.

37.

Auf hohen Mauern stand ein Leu,
 Das Niederland beschauend;
 Wohl kam's im dichten Qualm herbei,
 Der Waffenmacht vertrauend.
 Ein Tiger war's in Stahl gehüllt,
 Der mit dem Leu auf dem Gefild
 Begann ein blutig Kämpfen.

38.

Und jubelnd scholl's zum Himmel auf
 Aus tausend freien Herzen:
 „Wer will!“ so rief der volle Hauf,
 „Das nahe Glück verschmerzen?
 Hier war der Freiheit erst Altit
 Und kein Gebot und kein Eril
 Soll sie von dannen scheuchen!“

39.

„Selbstständig Volk von Belgien,
 Wie flattern Deine Fahnen,
 Die auf den Mauern Brüssels weh'n;
 Es hat der Geist der Ahnen
 Mit feurigem Schwert in feur'ger Schlacht
 In Flucht gejagt die fremde Macht,
 Aus Belgiens Kern und Herzen!“

40.

„Wer schließt doch durch ein morsches Band
 Den Nord und Sud zusammen?
 Ertrödet man die Kälte durch Brand,
 Und durch das Eis die Flammen?
 Des Eises starre Decke springt,
 Und blühend wie ein Frühling dringt
 Hervor ein frisches Leben.“

41.

„Dreum zittere, wer nicht ohne Grund
 Mit Angst an's Herz sich greißet,
 Denn neu sieht er der Erde Rund,
 So weit das Aug' nur schweift;
 Ein einz'ger Ruf durchhallt die Welt,
 Wenn's manchen auch in Ehren gellt
 Von ungewohnten Tönen.“

42.

„Gerüder tönt's vom Ocean
 Und aus Columbiens Wäldern,
 Vom Land des Goldes dringt's heran
 Und von des Demantfeldern,
 Und schallt mit tausend Stimmen laut
 Wie Hellsas wo der Morgen graut
 Da Stambul's Binnen wanken.

43.

„Und schallt hinab mit Donnerhall
 Wie zu Lisboas Thoren,
 Tief in die Gruft vom Escorial
 Wo ihn mit tauben Ohren
 Im Sarg ein tochter König hört,
 Der ihn im Leben nie gehört,
 Ihn preßt der Fluch, als Vartuch.

44.

„Die Zeit ist todt, wo Knechtschaft lebt,
 Hört ihr's, in euren Särgen,
 Die nur nach eitem Brunk gestrebt,
 Die dankte Schuld zu bergen.
 Drum wehe jent, wer blind im Wahn
 Als arger Enkel seinen Ahn
 Will aus der Asche zeugen!

45.

„Dum zittere, wer von Schuld nicht rein
 Das Aug' zum Himmel wendet,
 Der Wille wird sein Kläger sehn,
 Bevor die That ihn sendet;
 Wo ist der große Freiheitsbrief,
 Der euch zu stolzer Willkühr rief,
 Und außer euch nur Sklaven?“

46.

„Greil' Dir an's Herz Du Schläfer hier,
 Horch! wie es feig erbebet,
 Weil mein entfaltetes Panier
 Frei flattert, lebt und webet!
 Erkenne mich, der alles schuf,
 Der in die Welt gesandt den Auf:
 Der junge Gott der Freiheit!“

47.

Und ättertend fuhr aus tiefem Schlaf
 Der König auf, erwachend
 Ob ihn ein Gaukeispiel nur traf,
 Die tiefe Scheu verlachend,
 So fragt er sich und greift sich still
 An's Herz, ob es noch pochen will,
 So hat's der Traum erschuttert.

48.

Und durch die Thür sprang schnell Pöhl
 herein mit lust'gen Tritten;
 „Narr!“ rief der König, „sag' wie früh?
 Kommt schon herangeschritten
 Die Stunde, die zum Schauspiel ruft;
 Denn einsam wie in einer Gruft
 Wird's mir in diesem Orte.“

49.

„Es klang der achte Glockenschlag,“
 Versezt der Narr bebende,
 „„Du Ende ist der lange Tag,
 Die Arbeit hat ein Ende.
 Drum, König, daß Ihr euch erholt,
 Laßt uns in's Schauspiel, wenn Ihr wollt; —
 Man spielt: Die große Woche.““

50.

Kaum sprach's der Narr, so raffelt, sich!
 Die Campage am Thore,
 Nicht lang, und König und Pöhl
 Stehn mit dem Scherehrs
 Schon in der Pöge; nicht lange drauf
 Geht auch der mag'iche Vorhang auf
 Und es beginnt das Schauspiel. —

Küwahr! man spielt' ein großes Spiel,
Wenn auch in kleinem Rahmen.
Ein tausendfältiges Gewühl
Von Helden, die da kamen.
Voll Muth in des Klüfters Hand
Und hat sich eine Abschrift aus
Von Haupt- und Nebenleuten.

Zehnte Abtheilung.

Die

g r o ß e W o c h e.

S c e n e n

eines politischen Schauspiels

als

Intermezzo

für die Zukunft.



P r o l o g.

(Die Charte tritt auf, mit einem Lilienkranz um das Haupt und mit der dreifurthigen Fahne.)

O schwere Zeit! o fromme Zeit,
O Flamme der Gottseligkeit,
Die unauslöschlich heilig brennt! —
Wer mein papiernes Daseyn kennt,
Der weiß wohl, welche Leidsgesahr
Mir droht, versengend Haut und Haar.
Entgeh ich auch dem Feuertod,
So leid' ich bald noch andre Noth,
Da Jedermann zu spielen liebt
Und im Hazardspiel ist geübt,
Zerschneidet man mein armes Eeyn
Wohl noch in Pharo: Kärtlein,
Dag Bub und Dam' den König sticht,
Mein Eecl! Ein Wunder wär' es nicht.
Auch spielt man manch gewagtes Spiel,
Die Herren künmerts weht nicht viel,
Spielt doch die Nation auch ganz
Jetzt leider nur *grand patience*!

Und weil man denn mit allem spielt,
Was Mander hoch und heilig hielt,
So mögt auch Ihr mir jezt verzeihn,
Bring ich ein neues Spiel herein,
Denkt Euch, es wären die Akteurs
Nur Marionetten, gar nicht schwer
In ziehn an Fäden unsichtbar,
Wie es seit Welt Erschaffung war,
Die Helden, Kaiser, Könige gar: —
Eu'r Theil soll bleib uns in jeder Frist,
Und jeder bleib ja, was er ist.

1.

Vier und zwanzigster Juli.

3 u M e n d o n.

Die Maitresse des Fürsten Polignac
(Sitzt allein und strickt einen Strumpf).

Geliebter Strumpf, einziger Tröster in meiner Einsamkeit! süßer Supplent und Stellvertreter meines geliebten Fürsten, wenn die Geliebteren nicht eben zugegen sind. Sey mir ein Orakel und sage mir die Zukunft meines Julius! Strumpf! es ist heute ein verhängnisvoller Tag! Wird er glücklich enden? —

(Sie fährt entsetzt auf).

Weh mir! was seh ich. Eine Masche ist herab? — Was ist eine Masche? Eine Masche ist ein Knopf: Weh mir! sollte der Fall dieser geknüpften knopfigen Masche den Fall meines Julius bedeuten? Und warum nicht: wenn sie doch bedeuten kann die Unvollendung und das traurige Loos des Strumpfes. —

Ich bin doch ein armes verlassenes Ding!

(Sie lehnt sich romantisch in den Sessel zurück und verfunzt in ein legitimes Versunkenen).

Härr Polignac (kürst stehend herein).
Die Maitresse.

Julius!

Polignac (an ihrem Halse ic.)
Geliebte!

Maitresse.

Du hier!

Polignac.

Hier bin ich!

Maitresse.

Und wie? rede, sprich, verkünde! meine Wangen
brennen siebrisch, mein Busen wallt ungestüm, meine
Sticker glühern.

Polignac.

Um Gottes willen! seht Dir etwas, Geliebte?
Maitresse (sehr ärtlich bedeutungsvoll antwortend).
Ob mir etwas seht? Viel! sehr viel!

(sie sammelt sich).

Du bringst die neuesten Nachrichten von Paris
mit?!

Polignac.

Freundin! Geliebte! Die neuesten Nachrichten!
— Die vornen offenen Canezou's sind jetzt auf das
Vortheilhafteste verändert worden. Man trägt sie
hinten gekreuzt. Die Canezou's Peterinen haben
dadurch den wichtigen Vorthail, daß man den Bu-
sen öffnen kann, ohne irgend etwas in Unordnung
zu bringen.

Maitresse.

Mein Gott! Was sprichst Du, Julius!

Polignac.

Man trägt keine Bänder mehr auf den Morgen-
bauchchen.

Maitresse.

Kasse Dich! sammle Dich, sprich von männlichen Angelegenheiten; Du weißt, ich interessire mich dafür!

Polignac.

Die Männercapoten für's Land sind nach englischem Schnitt.

Maitresse.

Mein Gott! Julius! was ist Dir! Du wirst doch nicht? — Du scheinst verwirrt — —

Polignac.

Befremdet Dich das? Meine Geliebte!

Maitresse.

Ich wünschte, mein Julius! Du sprächst mir, als *Faiseur des coups d'état*! ob die bewußten Erdonenzen vorgelesen wurden, ob sie die beabsichtigte Wirkung hervorbrachten; — ob — —

Polignac.

W! so! — Kleine Nörren! Wie kannst Du auch auf solche Kindereien denken. Nun wenn Du Dich dafür interessirst, so wisse denn, daß die Sache auf's Glücklichste abgelaufen ist. Mein väterlicher König umarmte mich nach der kleinen Anstrengung, und sprach hierauf vor den andern: „Meine Herren, diese Umarmung gibt dem sämmtlichen Staatsrathe. Er hat mein ganzes Wohlwollen verdient, denn er gibt mir einen Scepter zurück, wie ich ihn längst hätte führen sollen.“ Auch der eben so liebenswürdige als tiefdenkende und scharfsinnige Dauphin äußerte sich gegen mich auf ähnliche Weise, nachdem höchstselbe ein Stück Pregel, welches er einer Constitution halber stets bei sich tragen-

muß, mit allerwünschtem Appetit verspeist hatte. Wir haben Eskafetten an die heiligen Bischöfe des Reiches Frankreich ergeben lassen, um acht und vierzigstündige Gebete, vierzigtausend Prozessionen und Bittgänge und acht nächtliche Hausandachten für das Gedeihen der Gegenrevolution abhalten zu lassen. Heil mir! der König hat geschworen, im Nothfall sogar auf höchst sein Pferd zu steigen, und es mit höchstseigenen Exoren in den Leib zu stoßen, damit die Vestie brav Sprünge macht; und der sammtliche Hof die Leibes- und Geisteskraft und Gewandtheit des rustigsten aller allerchristlichen Könige zu bewundern Gelegenheit hat.

Waitresse.

Ah! Lieber Julius! Aber das Volk! was wird das Volk sagen!

Polignac.

Vab! Das Volk besteht nur aus einigen hunderttausend Hälsen, die an einigen hunderttausend Galgen Platz finden. Du Einzige bist mir lieber als alle die Vestien.

Waitresse.

Schmeichler!

Polignac.

Komm! laß uns nach den Anstrengungen dieses Tages, eine unschuldige nächtliche Freude genießen,
(Beide ab).

In der Druckerei eines Journals.

Die Werkstätte steht leer.

Der Preßbengel

(steht unmutig umher und spricht totenden Monoton).

Weh mir! welche schauerliche Einsamkeit umgibt mich! welche öde Verlassenheit hier, wo mich sonst des Patrioten rüstige Faust brüderlich faßte und sein Unterschied der Stände mich, den Bengel, von den Arbeitern trennte. Und dennoch! thörigster Bengel, was seufzest du? warum entfliehen deinen Lippen Jeremiaden? Sey stolz, denn diese Einsamkeit, dieß schweigsame Trauern deutet mir wie der stille Morgen vor einer großen Schlacht meine künftige Herrlichkeit an. Ich sehe in die Zukunft und vor mir auf wachet mein rüstiges, herrliches vielverzweigtes Geschlecht; zahllos wie der Sand am Meer und die Rossfliegen am Hefe, die sich bekanntlich vom Mist nahren; mein Geschlecht, zwar nicht eigentlich von meinem Fleisch und Blut, aber doch, so zu sagen, von meiner bleiernen Grobheit, — kurz, so weit mein Auge schauen mag, lauter liebe, kleine, immer größere, riesenhafte, politische und unpolitische Bengel! — Glückliches Frankreich! Heil! Heil! Heil!

Ein Arbeiter (tritt herein, nachlässig arbeitend).

Wer schreit hier Heil! Nieder mit den heulenden Heilschreibern! Still Heitiger! wenn Du mit heiler Haut davon kommen willst. Wer rief hier?

Der Bengel.

Näte! Ich rief's, o Du Schlingel, Du Tagdieb, Du träger, muthloser, feiger Kert!

Arbeiter.

Zum Henker! welch ein patentirter Grobian hat sich unsichtbar in unsre Werkstätte eingeschlichen; seitdem die liberalen Journale eingestellt wurden?

Der Bengel.

Du hast den rechten Fleck getroffen, Dummkopf! Erkennst Du mich nicht an der Grobheit? Ich war's, Dein Preßbengel. Doch sage mir, warum so niedergeschlagen, guter Jacque! und warum so allein, wo sind Benjamin? Cassimir? Matthieu? Vertin? Charles?

Arbeiter.

Schweig mir von Charles? Seit die Schlafmüge von Lillenhausen den Namen infamirt hat, soll niemand mehr diesen Namen tragen; nicht einmal unser edler Dupin!

Der Bengel.

Was sagst Du?

Arbeiter.

Was ganz Paris und alle Deine Namensvettern seit kurzem still seufzen! Die Preßfreiheit ist aufgehoben, die Ordonanzen sind aufgehoben, die Charte ist eine Lüge!

Der Bengel.

Reim Saint Denis! Alles aufgehoben? Da gehören starke Arme dazu, um alle diese schweren Steine aufzuheben. Weiß man nicht, hat sich niemand bei dieser Anstrengung mit einem Bruche beschädigt?

Arbeiter.

Wohl wird's ein Bruch, Bengel! Aber ganz Frankreich ist zerbrochen, denn ein Pariser läßt sich nicht ungestraft wie ein Schlachthier zum Altare führen. Was sag' ich? zum Altar? Zur Schlachtbank. O! sie sind gute Kenger, diese blutigen Herren.

Ein andrer Arbeiter

(tritt herein und spricht zum ersten)

Hast Du's gehört, Jacques! Man stellt die Gensdarmrie in Reih und Glieder.

Der Erste.

Hölle und Teufel, wer gab ihnen diesen Gedanken ein? Gensd'armes wider uns — wider Pariser.

Der Zweite.

Kanghunde wider Pariser.

Der Erste.

Sie sollen sich die Zähne ausbeißen.

Der Bengel (hin für sich).

Ich weiß indessen, was ich thue.

Ein dritter Arbeiter (tritt herein).

Jacques! Mathieu! Hört! Hört! Hört! Man will unsre Werkstätten verwüsten, unsre Typen zerstören; unsre Pressen zerbrechen.

Der Zweite.

Wir brechen ihnen die Hälse!

Der Erste.

Gemach! Gemach!

Der Dritte.

Sie folgen mir auf dem Fuße nach. Schaut. Schaut durch das Guckfenster auf die Straße hinaus. O psni! Citoyens!

Der Erste.

Wer ist's?

Der Zweite (zum Fenster hinausschend.)

Der Herr Polizeikommissär naht mit einer Menge von Gensd'armen zu Fuß und zu Pferd.

Der Dritte.

Verriegelt die Thore! Laßt Niemand ein, wir wollen durchs Fenster lapiduliren.

Der Polizeikommissär (außen.)

Meine Herrn, Sie drucken die nicht autorisirte Tages- und Nachtzeit in dem Namen Sr. Maj. des allerdürftigsten Königs, unsers angebeteten Monarchen und seines ehrenwerthen hochweisen Ministeriums aufgefordert, die Schlüssel zu dem Lokale auszuliefern, wo sich die Druckpressen befinden.
(Stillschweigen innen.)

Der Polizeikommissär (außen.)

Meine Herren, Sie verstummen! Es scheint das Gewissen Sie zu drücken. Es wird in diesen Tagen mancher verstummen, den das Gewissen drückt. Ich versichere Sie, jeder Widerstand ist, glauben Sie mir, vergebens, wir kommen so eben von den Druckereien des Figaro und National, deren würdige Repräsentanten, die Lettern, jetzt in den Straßenritten sich des Schwärmens befließen, da sie im Trecken nicht mehr recht fortzukommen. Liefern Sie die Schlüssel aus.

(Stillschweigen innen.)

Der Polizeikommissär (außen.)

Meine Herren, Sie antworten nicht? Sie halten die Polizei zum Verräther, man wird Ihnen den Kopf theuer anzuschlagen wissen. Glauben Sie,

die Polizei ist dumm genug, um sich von Ihnen an der Nase führen zu lassen. Noch einmal, ehe ich Gewalt brauche, fordere ich Sie in's Teufels-namen gütlich auf, mir die Schlüssel auszuliefern. Himmel, Nord tausend Element! wird's bald?

(Hortgelegtes Stillschweigen.)

Der Polizeikommissär (außen).

Nun denn, Sie wollen es selbst nicht anders? Haben Sie es denn. Schickt nach dem Schlosser, um die Thüre aufzubrechen.

Der dritte Arbeiter (reicht dem Polizeikommissär durch's Fenster das Criminal-Gesetzbuch hinaus.)

Wollen Sie die Güte haben, Herr Polizeikommissär, den Artikel über Diebstahl mit Einbruch zu lesen.

Polizeikommissär (wirft ihnen den Codex zurück).

Verfluchtes Volk! Wo ist der Schlosser?

Schlosser (kommt mit seinem Handwerkzeug).

Was steht zu Euer Gnaden Befehl?

Polizeikommissär.

Treht den Laden hier auf!

Dritter Arbeiter (reicht dem Schlosser wieder das Gesetzbuch hinaus).

Guten Abend, Freund Firmin! thut mir doch den Gefallen, und lest vorher den kleinen Artikel im Strafcodex, über Diebstahl mit Einbruch.

Schlosser (liest).

Wein Seel! daran hab' ich nicht gedacht. Schönen Dank, Kameraden für die Nachricht! Herr Polizeikommissär, nichts für ungut! Habe die Ehre mich zu empfehlen.

Polizeikommissär.

Nun denn, Kolben und Hammer werden das übrige auch thun. Alons Freunde! Brecht den Stall dieser Bestien auf! Wir wollen die Hühner rupfen.

(Der Laden wird aufgedrochen, die Menge stürzt hinein und zerstört Alles nach Kräften.)

Die drei Arbeiter (durcheinander rufend).

Herr Kommissär! Es wird eben keine Rosen bringen! *Vive la liberte!* — „On nous disoit: *Soyez esclaves!* —

Polizeikommissär (wenn die Presse vorbringt, wo der revolutionäre Bengel ist.)

Werst das Pack zum Teufel!

(Die Arbeiter entfliehen. Der Bengel wendet sich rasch und gibt dem Polizeier eine Ohrfeige.)

Polizeikommissär.

Sacre Dieu! Wer war das?

Bengel.

Halten zu Gnaden, ein Bengel!!

3.

Straße Saint Honoré.

Alenthalben werden Meubel und Geräthschaften herbeigeschleppt. Steine aufgerissen, Häder ausgehoben, Plätsche aufgeschlagen, Vieles Volk hinter den Barrikaden.

Ein Offizier von der Linie tritt auf mit seiner Colonne.

Der Offizier (spricht).

Kamraden! Auf! und Ollied an Ollied gedrängt,

Mann eng an Mann rückt vor, wie's Euch ge-
ziemt,

Wie's Kriegern ziemt, Franzosen ziemt! Franzosen!

Ihr wart es, die so manchen heißen Tag
In flammender Begeisterung gestanden,
Indeß der Feind, wie aus der dunklen Wolke
Der Muth, der tödtende, der regellose,
Wild sich entreißt, so auf die starke Mauern
Sich stürzte, die Franzosen-Leiber bauten;
Beim Saint Denis! Jetzt ist die Zeit erneuert,
Doch gegen Feinde nicht, die ehrenvollen,
Nein, gegen schlechten feigen Widerstand,
Und von der Schuld entmannte Vöbelherzen
Habt Ihr zu kämpfen; gegen eine Handvoll
Tollköpfe, plumpe Volk, das ungewohnt
Der höhern Fügung, seines Königs Willen
Nicht als Gesetz erkennt und eben so
In Raserei sich selbst verzehren soll.
Habt Acht, Soldaten, bis mein pfönl'ich Wort
Klutt: Feuer! und das Blei die schüdd'n Häupter
Stumm zu Gehorsam zwingt.

Ein Bürger (hinter den Barrikaden stehend).

Wohlan denn, schießt Brüder! hier stehen unsre
Herzen frei euern Kistaden. Hier stehen Brüder
vor euch, das Haupt dort, was Ihr eben mit dem
mörderischen Rohre treffen wollt, habt Ihr einst
als Kinder in frommer Ehrsucht als väterliches
geküßt; diese Weiber, die hinter unsern Barrika-
den stehen, diese Mütterinnen sind Eure Schwe-
stern! Auf Brüder, zielt, und vergeßt, daß wir
keinen König haben wie Ihr, keinen Vater, wie
Ihr einen Herrn; wir stehen hier für uns und

unsere Kinder, Ihr für wen? für den König? — Wer ist König? das Geseß ist König! — Für das Geseß? Wo ist das Geseß? Das Geseß ist eine Melique seiner selbst, ein Schatten, eine Lüge, — für wen sonst? für die Minister? Psst, Franzosen! wenn Ihr keinen andern Ausbaurichtsitz für Gehorsam habt, so nennt sie lieber Sklaverei! Nun sagen wir, zieht und tresset, wir aber ruhen bis zu unserm letzten Hauch: „Vive la liberté! vive la patrie! vive l'honneur!“

Mehrere Soldaten (treten aus Reich und Fried).
Widerstehe dem Aufruf wer kann! Güt guter französischer Klang! *Vive l'honneur!*

Anderer.

A bas les esclaves! Wir wollen Franzosen bleiben, und das können wir nur bei Franzosen.

Anderer.

Alles, brave Kameraden! der Bürger hat Recht, Wir sind stolz darauf, auch Bürger zu seyn!

(An den Bürgern).

Kameraden, wolte Ihr uns verachten?

Die Bürger.

Vive la patrie

(Die Soldaten erschlagen die Barrikaden und reichen den Bürgern die Hände.)

Der Offizier (hört zurückgehend).

O schlimmer Funke einer drohenden Flamme!
Daß sie doch nicht zum wilden Brand erwachsend
Uns alle durch den eignen Jander lodte!

[Es wird die Trommel gerührt, eine Colonne der königlichen Garde rückt gegen die Barricaden an.]

Bürger.

Zurück! vergießt kein französisches Blut!

Ein Garde-Offizier.

Adelshund! Hundebhut. —

(Er commandirt.)

Feuer!

(Es erhebt sich ein mörderisches Feuer, viele fallen, die Bürger erheben ein Schreien.)

(Durcheinanderrufend.)

Wehe! Wehe! Wehe! Glück dir, Charles der gehnte! Dieß Blut wird dich verklagen! Es ist französisches Blut, das Blut der ersten Märtyrer für die Freiheit, Gott wird die Stimmen des Blutes hören, das um Rache ruft.

(Das Volk zieht sich zurück, die Soldaten erschlagen die Berrammungen, und stufen vor dem Anblick der Gefallenen.)

Der Garde-Offizier.

Was zögert Ihr Kameraden? Marsch! En avant!

Ein Soldat.

Es sind Brüderleichen!

Offizier.

Bestien! — Vive le roi!

(Sie schreiten darüber hinweg.)

Ein Greis (stehend unter den Füßen der Colonne).

Vive la liberte!

(Die Soldaten ziehen vorüber. Nach einer kleinen Weile kommt ein Bäckerknecht und steht eine geraume Zeit stumm vor einem von einer Kugel getroffenen todtten Weibe.

Bäckerknecht.

O mein Weib! mein geliebtes Weib! — — M-

tar der Legitimität! Siehe da dein erstes Opfer, wie es blutend getroffen liegt, und das hat der Vater gethan! Ist sie nicht eine Tochter Frankreichs? Aber beim Himmel, wir wollen ihm und seinem ewig hungrigen Dauphin ein Brod kneten, und in einen Ofen schieben, zu dem der Teufel selbst das höllische Feuer anschüren soll. Komm Weib, komm todttes Frankreich und gib Zeugniß wider das redende.

(Er nimmt die Leiche mit starken Armen, hebt sie hoch über seinem Haupte und trägt sie fort, indem er fortwährend ruft:

Rache! Rache! Hört ihr, Franzosen? Rache!
(Ein Haufe Volk strömt ihm nach).

4.

Am Siegesplatze.

Volk in verschiedenen dichten Haufen, darunter die drei Arbeiter. — Truppen sind aufgestellt an der Säule Louis XIV.

Ein Bürger.

Wir wollen nicht weichen.

Erster Arbeiter.

Noch ist kein Blut geflossen. Ziehen wir uns zurück.

Zweiter Bürger.

Ein weises Wort! Nachbarn! wir wollen uns zurückziehen. —

Der Bäckerknecht (kommt wie im Triumph, begleitet von vielem Volke).

Bäckerknecht (von ferne).

Rache! Rache! Rache!

Erster Arbeiter.

Was für ein mörderisches Geschrei! Was ist denn so Ungeheures geschehen?

Zweiter Arbeiter.

Was geschehen ist! Blick' selber hin! Es ist Suspice der Bäckerknecht und sein Weib.

Wehe! Wehe!

Bäckerknecht (mit wüstem Haar und nackten Beinen kommt näher und legt die Leiche am Fußgestelle der Statue nieder).

Da liege, Weib! ein Bourbon kost Dich beschützen, weil Dich ein Bourbon verrathen hat. Liege sanft, bis ich Dir die letzte Ehre erweisen kann. Nachbarn, Freunde, Bürger, Franzosen, wollt ihr mir helfen, meinem Weib die letzte Ehre zu erweisen?

Volk.

Beim großen Gott ja! Kommt! Vorwärts! Alonsa enfans!

Offizier.

Zurück!

Bäckerknecht (stößt die Leiche auf und schleppt sie in die Mitte der Truppen).

Sie sey unsre Fahne! Soldaten! So gehen eure Kameraden mit unsern Weibern um! Werdet ihr gleiches thun?

Mehrere Soldaten.

Wir sind Franzosen! Beim großen Gott! Nein! in!

Ein Arbeiter.
Wir sind Römer! Seht hier unsern Virginius!

5.

3u Saint Cloud.

Fürst Polignac (tritt ein).

(Zu einem Bedienten).

Ist zu Marmont gesandt?

Bedienter.

Im Augenblicke

Erscheint er selbst. Hier ist er.

(Reißt die Thüren auf: Marmont tritt ein).

Polignac.

Marmont! — ein Auftrag hoch und ehrenvoll

Erwartet Sie. Nun geben Sie Ihr Wort

Zuver und feste eidlische Erklärung.

Ob Sie, dem Wunsche Seiner Majestät
Getreu, und rückfichstlos ihn auch vollführen.

Marmont.

Befehlen Sie!

Polignac.

Der König scheut und fürchtet,

Dag die Canaille, die sich die Nation

Benennt, des Königs weisse Ordonanzen

Wissennend, störrisch widerstreuben dürfte.

Man wird Marmont! die treuen Truppen alle

Schnell unterwerfen Ihrem Feldherrnstab,

Und fordert Sie bei Ihrer Ehre auf.

Der token Brauseldöps Schwindel
 Wie einigen Hüßladen still zu dampfen,
 Wie Schwert und Feuer diese hundertköpfige
 Und hofunfäh'ge Hydra zu vertilgen.

W a r m o n t.

Hüß! welch' ein Antrag! welch' ein frevelhaftes
 Wusinnen, das mit tausend Zeugen: S c h u l d i g
 Rief — über mein unsel'ges Haupt. Verzeihung,
 Mein Hüß! O blicken Sie umher im weiten
 Kreis mancher Edlen, denen würdiger
 Der Antrag wird vertraut, als meinem Degen.
 Ich kann dieß hohe Werk nicht unternehmen!

P o l i g n a c.

Marshall, 's ist gut! Reht gilt's dem König, um
 Des Königs Willen, nicht um diesen Wahn
 Und Fastnachtstreich von Ehre, treu zu dienen.
 Wer sich dem König jetzt entzieht, dem wird
 Der König wahrlich immer sich entzieh'n!

(ab).

W a r m o n t (allein).

Wie war das? Unglücksel'ger! Hier und dort
 Droht mir der Abgrund, und ganz willenlos
 Wird' ich von zwei Gewalten fortgezogen,
 Von denen jede, riesenstark, den Zwerg,
 Den blinden Willen übermeißert.

Der Dauphin (tritt ein).

D a u p h i n.

O würd'ger Marshall! schönen guten Tag,
 Was müssen wir von Eurer Treu vernehmen,
 Jetzt, wo der ganze Staat in uns bedroht ist
 Durch eine Hand Rebellen, wo die Krone
 Gefährdet wird durch tolle Citoyens,

Wo Krieg und Flamm' in ungeheure Folgen
 Sich wie in kriegerische Mantel hüllen,
 Und selbst der größte Feind, die Hungersnoth
 Grech anzupochen droht an unsern Wagen,
 An unsere hohen, legitimen Wagen. —
 Wie können Sie noch zaudern oder gar,
 Wo wir doch selbst zum kühnen Helden
 werden,
 Sich feig dem königlichen Dienst entziehn.

W a r m o n t.

Höchst weise, Sir! ist Ihrer Rede Sinn.
 Allein bedenken Sie, mich haßt das Volk
 Vereits genug: — wie erst, wenn ich gezwungen,
 Des Volkes kostbar Blut vergesse?

D a u p h i n.

Marschall!

Sie sind doch stets bei aufgeweckter Laune!
 Im Ernst! was kann Sie die Canaille kümmern,
 Ob man um zwei um drei Procente mehr
 Ob minder haßt. Wenn wir Sie achten, Marschall,
 Was brauchen Sie der Liberalen Achtung,
 Der Bestien Achtung? Achtung ist ein Wort,
 Das wir in unserm Wörterbuch nicht finden,
 So wenig als das Wort: La Nation! —
 Sie schweigen? Marschall! Immer noch? Wehlan
 denn!

Sie sind der Meister Ihres eignen Willens
 Wie Ihres Schicksals! Wahlen Sie Commando
 In diesem Kampf oder Unfre höchste
 Ungnade!

(Der König tritt ein).

Der König.

Ei! Was hör' ich, lieber Marschall?

Warum muß doch Ihr seltner Eigensinn
 Uns aus des Wiß's ernstern Geschäften reißen.
 Und dieser Zunge Rednergabe leih'n!
 Und doch! wie können Wir's, wenn Unser Julius
 Sie nicht zu überreden erst vermochte;
 Selbst Julius, der, dem Himmel Dank! von Zeit
 Zu Zeit von göttlichen Eingebungen
 Begeistert, statt der Zunge trägt ein Schwerdt,
 Und Unser's Alters trübe Zeit erbellt.
 Nun lassen Sie, Marmont, die kind'sche Laune,
 Wir kennen das, und wollen auch nicht zürnen,
 Da wir in manchen Augenblicken selbst
 Seltsame Grillen haben. — Kommen Sie
 An meinen Spieltisch, mein Croupier zu seyn; —
 Behalten Sie das Geld, was eben jetzt
 Der König einzog; ein'ge tausend Frank's
 Kann Frankreich's König doch noch stets verschenken.
 Und ein'ge tausend Köpfe werden wohl
 Ihn nicht beirren! lieber Marmont! nun
 Wie steht's mit dem Commando?

Marmont.

Sir! ich bin

Ganz zu Befehlen Ew. Majestät.

König.

Sollte das Geld für Ihre Schulden nicht
 Hinreichen, — gut! Sie lassen Ihre Gläub'ger
 (Rebellen ebnehin) nur küssiren,
 Denn das ist legitim! Marschall, A dien!

(geht ab.)

Marmont (allein).

Unsel'ger Marschall! Auch wird diesen Namen
 Verfolgen bis in's letzte Glied! Nun ist

Der Würfel denn gefallen! und die Seele
 Hab' ich um dieses Silber jezt verhandelt.
 Sey's, wie es sey! mein unheilswangres Loos,
 Dem mich der Zufall kraftlos zugeführt,
 Wird, wie mir ahnt, schnell in Erfüllung gehn.
 Charles, gute Nacht! das war Dein letzter Tag
 Den Du verspielt im königlichen Spiele,
 Wenn's auch nicht mir, dem willentlosen Knecht
 Nient, drüber nachzudenken und zu richten.
 Charles! schlafe glücklich, wie Du lange schließt,
 Betäubend eingewiegt auf Deinem Throne
 Von gift'gem Weibrauch falsch umwölkt! O daß
 Die einzeln Warnungsstimmen in der Nacht
 Erfolgt, ohne *Spur verlangem*, daß Du
 Erwachend sprächst: 's war nur ein schwerer
 Traum!
 (geht ab).

6.

Am andern Morgen, früh, acht Uhr.
 Vorstadt Saint Antoine.

Königliche Truppen von der einen Seite, ein
 alter Krieger mit der dreifarblgen Fahne
 von der andern Seite, dem vieles Volk stürmisch
 nachfolgt.

W e l ? (singt).

Allons enfants de la patrie
 Le jour de gloire est arrivé.
 Contre vous de la tyrannie
 L'étendard sanglant est levé.

Entendez-vous dans les campagnes
Mugir ces féroces soldats?
Ils viennent jusque dans vos bras
Égorger vos fils, vos compagnons!
Aux armes citoyens, formez vos bataillons,
Marchons! — qu'un sang impur abreuve vos sillons!

Ein Cürassier von der königlichen
Garde.

Was singt das Volk! beim Teufel! Was soll die
Marseillaise, die blutige Hymne in der königlichen
Stadt! Brave Gardisten, wer seinen König liebt,
von dem er bezahlt wird, der setze mir nach und
baue ein in den Haufen, wohin er treffen kann.

(Er richtet seine Rede an die Bürger).

Im Namen Sr. Majestät des Königs, legt eure
Waffen nieder und werft die verdammte Fahne
von euch, ehe wir sie in den Kerb treten.

Volk (singt).

Que vent cette horde d'esclaves
De traîtres, de rois conjurés?

Der Cürassier-Offizier.

Singt ihr und statt der Antwort den Spott! —
Wohlan denn, er soll euch theuer zu stehen kom-
men. Liberale Canaille, man wird deine hundert
Käufte noch unschädlich machen, wenn sie in eurer
Mist gebadet sind oder an dicken Eisenringen sich
wepfen.

Volk (singt).

Pour qui ces ignobles extravas
Ces fers dès long temps préparés?

Der Hoinarre. II.

13.

Français, pour vous! ah! quel outrage!
 Quels transports il doit exciter?
 C'est vous, qu' on ose méditer
 De rendre à l'antique esclavage!

Der Kürassier-Offizier.

Das Volk höhnt den Kriegerstand, wir wollen
 ihnen zeigen, was Soldaten sind und was kur-
 gerliche geborne Knechte.

Volk (Anst).

Tout est soldat, pour vous combattre
 S'ils tombent nos jeunes héros
 La France en produira de nouveaux
 Contre vous tout prêts à se battre.

Der Kürassier-Offizier.

Nun denn! so sollt ihr's haben; Feuer! —

Die Kürassier reiten ins Gefolge an, der Volkshaus um die Fahne gerückt. Der Träger der dreisackigen Fahne bleibt unerschütterlich auf seinem Platze.

Der Kürassier-Offizier.

Die Fahne her! Wer hat die verruchten unheim-
 bringenden Farben wieder an's Licht gebracht?
 Die Fahne her, sag' ich!

Der Fahnenträger.

Ich bin Soldat wie ihr; ein braver Soldat läßt
 seine Fahne nicht.

(Er drückt sie an seine Brust).

Die Kürassiere sprengen über ihn: er sinkt unter den
 Hufen ihrer Möße, indem er eben die Fahne um
 den Leib wickelt.

Der Fahnenträger (stehend).

Amour sacré de la patrie

Conduis, soutiens nos braves vengeurs!
Liberte, liberte chérie!
Combat's avec tes — défenseurs.
(Er verabschiedet).

7.

Straße Montmartre.

Marshall Marmont und sein Adjutant.

Marmont.

Was bringen Sie für Nachrichten von dem unglücklichen Schauplatz unsrer Niederlage?

Adjutant.

Verzweiflung! — Das Volk kämpft wie in Raserei; weiß Gott, für welche Interessen!

Marmont.

Wehe uns, daß es seine Interessen kennt, nur zu gut kennt. Was bringen Sie von der Straße Saint-Sauveur?

Adjutant.

Die schlimmsten Nachrichten über den furchtbaren, beinahe wahnsinnigen Widerstand. Die Garde hatte dort in der Eile der Flucht eine Kanone stehen gelassen. Was geschieht? Ein Bogling der polytechnischen Schule, welche heute allein Paris zu verteidigen scheint, und die ganze Hölle losgelassen hat, wirft sich auf das Geschütz und umfaßt es mit beiden Armen. Wir sandten ihm einen dichten Kugelregen auf den Hals, umsonst! Die Wacht des Teufels scheint ihn kugelfest gemacht

zu haben. Er bleibt — und bleibt unverfehrt, bis ihm mehrere der Seinen zu Hülfe kommen.

Marmont.

Teufel! Lassen Sie uns wenigstens hier keine Zeit verlieren, und zur Seitenstraße hier eilendringen.

(Sie rüden vorwärts, die Truppen folgen.)

Die Bürger beginnen aus den Fenstern ihrer Häuser zu schießen.

Marmont.

Hat dieses Volk einen Mund mit dem Satan? In dieser Lage sind wir nicht im Stande, uns nur zwei Minuten zu halten.

(Stärkeres Schießen.)

Marmont.

Adjutant! Retour, wenn wir nicht dieser Canaille als Opfer fallen wollen.

(Sie wenden ihre Pferde zur Flucht.)

Bürger (durcheinander rufend).

Seht die Krebse von Frankreich! — Dum Henker mit den Krebsen! Hoch lebe die Freiheit. A bas les ministres, A bas les esclaves!

8.

Saint Cloud.

Die Herzogin von Berry tritt aus einer Thüre, aus einer entgegengesetzten der Graf Menars.

Herzogin.

Woher, Graf Menars?

Graf.

Gnäd'ge Frau! vom Dauphin.

Herzogin.

Vom Dauphin? Graf! wie geht's dem edlen
Prinzen,

Unfacht der Abnung räthselvoller Schmerz
Fortwährend noch die hochgestimmte Truist?
Was spricht er?

Graf.

Verzeiht mir, gnäd'ge Frau! der Herr Dauphin
Erreicht nichts, nur ein'ge Glücke, außer Weise
Entlosh'n den edlen Lippen.

Herzogin.

O das ist

Des stillen Kummers Flamme, die verborgen
Sich endlich Bahn bricht, und in einliten Funken
Den krait'gen Brand verräth. Wo eine Krone
Steht zu verlieren, wie der Geist mir sagt,
Wie soll ein kronenwerthes Haupt dann ruh'n?

Graf.

Verzeiht, erlauchte Frau! — Der Dauphin gähnt
sich

Männlich bezwingend seinen tiefen Schmerz,
Um leichtern Gegenstand, — den zu entbehren,
Ein hohes, edles Herz werden muß.
Den Dauphin erhält es, daß die Jagdparthie,
Die schöne Jagdparthie, er längst sein Herz
Entzogenschwelt, nun abgestellt muß werden.
Stumm schreitet er nun, dumpf und schwerbe-
trübt

In seinem Zimmer träumend auf und nieder,
Und die sparsamen Worte die er spricht

Und deren Sinn in seinem Blick wie lesen,
Sie lauten nur, *sur mon honneur!* — von Hasen!

Herzogin.

O bitterer Freund! das ist ein arger Geist,
Den diese Zeit verbirgt in diesem Volke.
Man tröstet uns, man spricht von unbedeutend
Geringer Zahl schwachmüthiger Rebellen,
Indessen mein trüber Sinn, um ein Jahrhundert
Rückschauend, wie im ungesanten Spiegel
Ein blutig kronenloses Bild erblickt.
Sagt, edler Graf, auf dessen Treu und Wahrheit
Ich fest vertraue, — ich beschwöre euch,
Ist meine Ahnung nah' der Wirklichkeit?

Graf.

Sie steht der Wirklichkeit so gänzlich ähnlich,
Wie sich selbst Zwillingsschwestern selten gleichen.
Warum erschien der unglücksel'ge Tag,
Als Seine Majestät mit einem Federzug
Die ruhelose Zukunft sich beschworen!

Herzogin.

Ich hoffe, Graf, daß diese düstre Ahnung
Nicht Söhne hat. Ich sagte, daß ich — hoffe!
Hoffnung ist ja Leben; außerdem
Voll ich lebend'ge Bürgen meines Lebens!
Noch gestern setzte Herr von Polignac
Dem König seinen Korb zum Pfande ein!

Graf.

Pardonnen, hohe Frau! Auf dieses Pfand
Vorgt wohl kein Leibhaus Frankreichs einen Soua!

Herzogin.

Sie wissen, Graf, daß Sie hier frei zu reden
Das Vorrecht haben; — vor dem König, Graf!

Wird man im Stande (glaub ich) ihren Koxi
 Dafür zum Pfand zu fordern. Guten Morgen!
 (Graf Wiennars entfernt sich nach einer Verbeugung).

D.

P a r i s.

Hotel der Frau v. Maille.

Frau v. Maille. Ein Kammerdiener.

Frau v. Maille.

Jean! Mein Sohn soll mich augenblicklich be-
 suchen.

Kammerdiener.

Aufgeleich.

(ab).

Frau v. Maille.

Unglücklicher Charles! betrogener König! Wehe!
 wie wirst Du dein graues Haar zerrausen, wenn
 Du eines Tages freudig im Siegesjubiläum einzuzie-
 hen hoffst nach Paris, und Dir die Thore verrie-
 gelt sind! Wehe! wehe! königlicher Greis. Dran-
 gen die Kanonendonner nicht bis hinüber in Dein
 Schloß zu St. Cloud, oder bildeten diese Fluchwür-
 digen, die Dich blind zu dem Abgrund leiteten,
 eine eiserne Mauer um Dich, durch welche keine
 warnende Stimme durchdringen kann, und Ein-
 gang finden zu Deinen Ohren. Aber eine Stimme
 sollst Du hören, die aus treuer Brust klingt. —
 Sieh da mein Sohn!

Herr v. Maille (der Sohn tritt ein).
Was begehren Sie, Mutter?

Frau v. Maille.

Liebst Du den König?

Herr v. Maille.

Mutter! welche Frage! Sie hätten eben so gut fragen können, ob ich mein Leben liebe.

Frau v. Maille.

Ich hoffe, Du liebst das letztere weniger als den König. Doch genug davon. Ich weiß Du liebst ihn, und wirst meinem Plan nicht entgegen sein, ihn zu warnen; denn verlieren kann er nicht sein, und wenn Paris sehr schlecht wäre. Ist er ja doch ein Greis und seine Stürze gefahrlos! Aber warnen sollst Du ihn und von dem wahren Stand der Dinge unterrichten, damit er auf Rettung denken könne, vielleicht die unseligen Ordennamen zurücknehmen, wenn er die Wahrheit endlich erfährt, vielleicht —

Herr v. Maille.

Aber auf welche Weise kann ich ohne Gefahr zu ihm gelangen? Die Wachen, die Sperre der Straßen, die Pariseren! —

Frau v. Maille.

Bißt Du Franzose und zweiffelst? Auch ist das Nacht und vorbereitet: Du ziehst Bedientenkleider an und schlüpfst Dich bei Nacht nach Saint Cloud; Du gehst zum König, Du rathst nicht, bis er nicht von Allen genau unterrichtet ist, — und ist er das — Gott im Himmel, ich hoffe dann ist er gerettet, und ich bin stolz darauf, einen Sohn geboren zu haben.

Herr v. Maille.
Mutter! Ihren Segen!
Frau v. Maille,
Dein Segen bleibt Deine That. Geh!
(Herr v. Maille ab).

10.

Am Morgen, in der Nähe des Gemeinder-
hauses.

Man hört von allen Thürmen die Sturmlosaken. Der
Generalmarsch wird von mehreren Seiten
her geschlagen.

Bürger. Die Generale Gerard und Du-
bourg. Lafayette.

Bürger.

Hoch lebe Lafayette! Dreimal hoch!

Audere.

Zweier Welttheile Held! Hoch!

Ein Nationalgardist.

Hoch! Held eines vergangenen Jahrhunderts,
Phönix der Gegenwart!

Lafayette.

Ich dank' Euch, Bürger! nur die schmeichelhafte
Erinn'ung meines vielbewegten Strebens,
Das mich in manchem Sturm emporriss
An Eurer Spitze, Eurer Vater Spitze
Nach Einem Stützpunkt, Einem hohen Ziel

Nach Frankreichs Ruhm und Ehre hingewiesen;
 Jetzt aber fordert uns die Gegenwart
 Ein ernster Kampf erhebt sich gegen die
 Furchtbarernde Gewalt, und um das Recht
 Soll es getritten seyn, gerecht geschritten.
 Gerecht! Dieß sey das Wort, das Euch Franzosen
 Vom edlen Muth nicht auf das Muth hinweise,
 Das ungerecht vielleicht vergessen ward,
 Nicht auf die Rache, die nur der Gemeine
 Nur der Gewöhnliche als Waffe braucht,
 Gerecht! dieß sey die allgemeine Forderung,
 Die Feuerprobe, die das theure Geld
 Der allgemeinen Meinung säubern soll.
 Somit genua: Was braucht es mehr der Worte,
 Wo Ihr Franzosen laßt nach Thaten strecht
 Durch Thaten redend. Ist die ew'ge Freiheit doch
 So unverleumbar wie der Name Frankreich
 Und auch das edle Meer, vor dem ich jetzt
 Wie vor dem Umschwung des Jahrhunderts stehe,
 Sie ist ein Purg', daß Frankreich aufersteht.
 (Allgemeiner Jubel. Casanette erhebt Beschie,
 die Nationalgarde geht an ihre Posten.)

II.

Zu Saint Cloud.

Königliche Kammer.

Der Oberkammerherr (schreit auf und ab, schnupft
 Tabak, hustet und leucht).

Wie streng der Dienst ist! Die Geschäfte hindern

mich heute an der anagsagten Whispartie, ich werde bei Seiner Majestät ein unterthänigstes Promemoria einreichen, um Verdopplung meines Gehalts wegen gehäufter Geschäfte.

Der Herr v. Maille (tritt hastig die Thüre auf, er ist als Bedienter gekleidet und verläßt).

Dem Ewigen sey Dank, da bin ich! In tausend Gefahren hat mich die Hand des Hockens demohrt, fast kann ich nicht mehr weiter. Hier ist die Kammer. Habe ich die Ehre, den Herrn Kammerherrn vor mir zu sehen?

Der Oberkammerherr.

Der Herr Oberkammerherr steht vor Ihnen. Was ist Ihr Wunsch.

Maille.

Eilen Sie zu Seiner Majestät dem Könige und sagen Sie Höchstdem, ein treuer Katochan bitte um augenblickliche Audienz. Die Sache sey dringend und leide keinen Aufschub.

Oberkammerherr.

Wein Herr! Sie sehen mich in Erlaunen! Welche Frechheit, in diesem Aufzuge, in diesem defektablen von der Reise übel eingerichteten. Wo bleibt die Geisette, die Sr. Majestät schuldige Ehrfurcht? Eilen Sie sich anzukleiden, dann werde ich überlegen, ob es gerathen sey, Seine Majestät zu fragen, ob Ihre Majestät geneigt sind, Sie hören zu wollen!

Maille.

Wein Herr! Sie tödten mich mit Ihren Unmündlichkeiten. Seine Majestät werden gewiß ent-

Schuldigen, aber die Sache ist von der äußersten Wichtigkeit; jede Minute ist kostbar.

Oberkammerherr.

Nichts ist kostbar. Was betrifft die Sache?

Maille.

Den Bericht über den wahren Zustand von Paris.

Oberkammerherr.

Sendet Sie Herr v. Vellanae?

Maille.

Nein, mein Herr!

Oberkammerherr.

Verzeiht?

Maille.

Nein.

Oberkammerherr.

Manguin?

Maille.

Um Gotteswillen! Nein! nein! nein! Verschaffen Sie mir nur Audienz bei Seiner Majestät!

Oberkammerherr.

Wer sendet Sie denn?

Maille.

Niemand als treue Herzen!

Oberkammerherr.

Wenn Sie nicht in amtlichen Geschäften seien, der sind, habe ich keinen Auftrag, Sie vorzulassen. Wie ich Ihnen überhaupt rund heraus sagen mag, daß mir auf's strengste verboten ist, die Erlaubnis zu lassen: Seine Majestät haben ohne Ausnahme befohlen, Niemand zu sehen, der nicht im vorgeschriebenen Gesäule erscheint. Die Hinten-

sehung der Eilette hat bereits die erste Revolution veranlaßt. (ab).

Wailé.

Rettungstod! ? Nun denn, König! die Treue hat das Ihre gethan! Geh unter, betrogener, armer, verlorner Greis!

12.

Neun und zwanzigster Juli.

In den Tuilerien.

Ein Jüdling der polytechnischen Schule an der Spitze seiner Colonne, (aus der Gemädegalerie kommend).

Vorwärts Brüder! Vorwärts! Das ist die Lösung! Wer zögert noch und hält sich im Rücken auf?

Leute hinter ihm.

Lasset uns! Wir wollen diese Verräthel nicht einmal imilde mehr haben! Allons Kameraden! Retour in die Gallerie, wir wollen die Bilder zertrümmern.

Der Jüdling der polytechnischen Schule (mit harter Stimme commandirend).

Halt! Wer ein Bild anrührt oder verlegt, ist dem Kommando untreu! Franzosen! wo denkt Ihr hin? Seid Ihr nicht von demselben Volke, welches als das freisinnigste in Europa gilt? Psst! Franzosen, der Jüngling mußte sich der Ehre schä-

men, Männer anzuführen, wenn diese Männer nur einen Augenblick von blinder Wuth überwehrt etwas Nützliches beginnen wollten. Gerechtigkeit, doch keine Rache! Strafe! keine Raserei!

Die Leute seiner Colonne vermehren sich und drängen zahlreicher sich aus der Gallerie hervor.

Es entsteht eine Unordnung.

Der Polytechniker.

Wenn das verwirrte Gedränge und Treiben! Die Ordnung soll in Frankreich hergestellt werden, wie? und Frankreich kann in einem Summer keine Ordnung erhalten?

Einer aus der Colonne.

Nieder mit der Ordnung! Wir wollen keine Ordnung!

Der Polytechniker.

Wer sprach hier? Bei Gott! wer war's? Der Ordner fragt und sein Wort muß im Augenblick der Gefahr Bescheid und Trost sein. Wer war's?
(Zuschweinung).

Wie? keine Antwort? Franzosen! Bei Gott, Ihr habt mich selbst an die Spitze dieser Colonne gestellt. Ist's Euer Wille, daß ich das fortan bleibe oder nicht? Sprecht frei!

Alle.

bleibt, braver Capitain! Vivent les polytechniques!

Einer aus der Menge (schreit auf ihn an und schreit mit den Worten):

Nouveaux tyrannes!

Der Polytechniker (Mit allgemeinem Todtensitteln).

Viele (rufen).

Verrath! Verrath! Es war ein verfluchter Regent!
Nicht! Reißt ihn in Stücke!

Inzwischen kommt ein triebartiger Zug mit der
dreifarbigten Fahne in festlichem Marsch.

Lafayette.

Der Sieg der Freiheit ist errungen, Volk!
Und dein's Ruhms uralte hohe Zeichen,
Der Fackel heil'ge Trias bringen wir
Als Pfand des alten, neubefreiten Rechts,
Das wir mit alten wohlbekannten Liebern,
Wie zu des neuen Frühlings erstem Guss
Einführen freudig in das Königschloß!
In wen'gen Tagen habt Ihr Euch Franzosen
Ein Monument erbauet, dessen Grundstein
Der Freiheit fester Grundstein, ein Jahrtausend
Lang, tief verborgen lag; wenn auch das Blut,
Eu'r Blut, Eu'r Herzblut, Stein zu Stein verband,
Das Denkmal steht jetzt da im Glanz der Sonnen.
Doch, wie wir jetzt das hohe Werk vollbracht,
Durch eigene Kraft, verweist und leuchtetes
Dünkt es uns wohl, die frische That zu krönen
Mit der uralten Krone dieses Reiches,
Denn Einer muß auf Erden Herrscher sein,
Des Einen Gottes Bild, so reich an Tugent,
So zürnend, lehnend, trutt und väterlich,
Das ist die ernste Lehre unsres Vates,
Dag nicht vielfürge Herrschaft je gedeiht,
Und wie ich grau geworden in dem Kampf
Um süßer Freiheit kräftige Bestimmung,
Erlenn ich tief im Herzen diese Lehre.
Doch wo ein fromenwerthes Haupt? Wenn die,

So der Gewohnheit und des Alters Meinung
 Gebeugt hat im Wahne der Vererbung,
 Dieselben, grau von Haaren und gerrüht
 Durch bittere Demuth in des Ruhmes Tagen
 Unköniglich, unweis, unrätherlich
 Euch selber Frankreichs Kron' vom Haupte gerissen?
 Franzosen! sprache! Wer soll jetzt König seyn?

Vieles Volk.

Vive Louis Philipp! Hoch lebe Orleans! Or-
 leans der Franzose, der Bürger Louis!

Audere.

Hoch der Herzog von Orleans, Desideri soll
 man ihn nennen, Generallieutenant des Königs-
 reichs!

Audere.

Vive Napoleon! Vive Louis Philipp!

Lafayette.

Der Stimmen Mehrheit wählt den edlen Herzog
 Von Orleans; der sich, indeß der König,
 Der unglückselige alterschwache Charles
 Mit seinem blodgebernen Dauphin nur
 Den suchbetundenen Ministern hingab, —
 In still einfacher Größe, und bescheiden
 Das größte Ziel gesteckt, die herrlichste
 Aufgabe löste, Frankreichs Sohn zu seyn!
 Und Frankreichs Bürger.
 Franzosen, hort denn meinen Vorschlag, und
 Wenn er genehm Euch ist, so sendet ihm
 Die neue Charte und die alte Krone,
 Die würdig zupfecht Frankreichs künftigen Sohne!

Kein Sturm der Zeit soll Fürst und Volk mehr
trennen,
Und Bürgerkönig soll man ihn benennen!

Eine Gesandtschaft wird an den Herzog von Or-
léans abgesandt. Lafayette's Bild fällt auf
die Leiche des Polytechnikers, auf einen Wink
von ihm erhebt man den Leichnam, legt ihn an
den verlassenen Thron des König Charles nieder,
und bedeckt ihn mit einem schwarzen Schleyer. —
Man singt die letzte Strophe des Pariser Marseilles.

Der Vorhang fällt.



Kurzer Schluß der langen Geschichte.

1.

Der Vorhang fiel; der erste Akt
Des Schauspiels war vorüber,
Den König ein Entsetzen packt.
Das Auge geht ihm über,
„Vorsahren!“ ruft der Narr nun schnell;
Der Wagen kam, und auf der Stell
Fuhr man in Einem Trabe.

2.

Man fuhr und fuhr ohn' Unterlaß
Rasch über Stein und Stocke,
Als säße selbst der Satanas
Als Kutscher — auf dem Pocke.
Die Angst ließ ihm nicht Last noch Ruh,
Dem Kutscher rief man zitternd zu:
„Fahr zu bis in die Heimath.“

3.

Vorüber schwand nun Stern und Wald
 Und Städte, Berg und Fluch,
 Bald konnte schon Herr Wüßbald
 Paris nicht mehr erschauen.
 Dann rief er leichten Herzens aus:
 „Vot! nun bleib ich fein zu Haus,
 Denn Menschen sind gefunden.“

4.

„Wenn mir die Angst auch Worte raubt,
 Darf's ich doch freudig sagen,
 Die Krone leg ich gern vom Haupt,
 Wenn Herzen menschlich schlagen.
 Paris ist nirgends weit entfernt,
 Freund! in Paris hab ich gelernt,
 Dert ist die Königschule.“

5.

„Und daß man meinen Fortschritt sieht,
 So rief er, minder düster,
 „So mach' ich, just bei Appetit
 Dich Narr! jent zum Minister.
 Das Beispiel ist das erste nicht,
 Daß man Zubmiß zu Narren spricht:
 Fürst, Excellenz, et caetera.“

6.

Er sprach's, und auf des Narren Trach
Ward schnell ein Stern geheftet,
Schnell war der Narr zum Potignac
Ganz närrisch umgeschäftet;
Noch brühwarm war die Exzellenz,
So hielt man vor der Residenz
In Wilibaldis Hauptstadt.

7.

Und an dem Thore zart und mild,
Und wunderbar zu schauen
Stand ein geliebtes Engelbild,
Die Krene aller Frauen,
Dem König ward das Herz so warm,
Er sank beglückt in ihren Arm
Und ging nie mehr auf Reisen.



Inhalt

des zweiten Bandes.

Sechste Abtheilung.

Lebendige Historie eines todtten Postmeisters.
Wunderbarer Fund des König Wilibaldi in einem
vereinsamten Posthause, bei der Abreise von Frankens-
Reg nach der Chinesischen Hauptstadt Peking.
Seite 4

Siebente Abtheilung.

Nadame Europa mit dem Cultur-Geiste in uns-
fruchtbaren Ede. Ankunft unsrer Reise-Compagnie in der
Residenz. König Wilibaldi geräth mit seinen beiden
Vieblingen in eine sogenannte Schöngelber-Perle.
allwo er sich weidlich ergötzt ob der Meinungen von einem
der Zwanzigtausend Chinesischen Dichter-Handwerker-
burschen. — Findet jedoch einige geschickte Fremdlinge,
wie auch einen Bekannten von der politischen Studenten-
Fakultät, der hier abermals den Knoten mit dem Narren
löset. — Constat noch allerlei von allerhand Mi-
serien. — 103

Achte Abtheilung.

Die modernen Schatten im Tollhaus. Wie Herr Willibaldus und Monsieur Foll in ein Tollhaus kommen, wo ihnen die Frau Hauke als Kollseu und Traisterer-Pölrerin der Narren Begegnen thät, und allwo sie den — Gott sey bei uns! — Herrn Teufel kennen lernen nebst vielen narrenischen Leuten und modernen Narren. Seite . . . 221

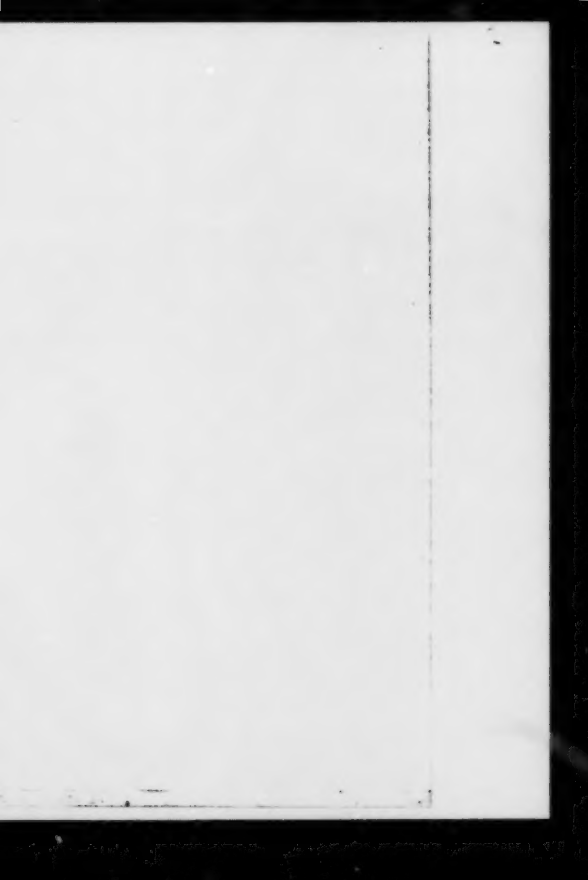
Neunte Abtheilung.

Wie König Willibaldus nach Paris kommen thät und ein weltliches Mittagessen hielt. Ein Traumbild König Willibald's. Darob er in erschreckliches Entsetzen gerathen muß. Seite . . . 245

Zehnte Abtheilung.

Die große Woche. Scenen eines politischen Schauspiels als Intermezzo zur Zukunft. Seite . . . 267

Bayrische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN



Hofm 3918

Die

Arithmetik der Sprache,

oder:

Der Redner durch sich selbst.

Psychologisch-rhetorisches Lehrgebäude

von

M. LANGENSCHWARZ.

ceap330.

bei Georg Joachim Meißner.

1854.



Die

Arithmetik der Sprache

und

Psychologie der Redekunst.



Der
Menschheit
gewidmet.

11

Vorrede und Einleitung.

Mit dem Bewußtsein, ein Werk an's Licht treten zu lassen, dessen in's tiefste geistige Leben eingreifend der Inhalt gewiß noch nicht erschöpfend genug für den Zweck desselben sich darstellt, — aber auch mit dem Bewußtsein, die Bahn zu einem ganz neuen Gebiete der rhetorischen Philosophie im Interesse der Zeit und Menschheit wenigstens eröffnet zu haben, und dadurch einem allgemeinen schon sehr alten Wunsche nach Kraft und Möglichkeit nachgekommen zu sein, übergebe ich dieses Buch der Öffentlichkeit.

Die verfassungsmäßige Gestaltung der neueren Staatenordnung sowohl, als auch überhaupt das in jeder Beziehung vorausgeschrittene gesellschaftliche und öffentliche Leben, brachten das Bedürfniß guter Redner für Staat und Gesellschaft mit sich, und nur allzufühlbar wurde gar bald der Mangel einer rein geistigen Redelehre, die im Stande sei, den Redner aus seinem innersten Selbst hervor zu bilden,

ohne ihn durch ein langes und am Ende doch ganz zweckloses Studium bloßer Vorproben hinzuhalten und erfolglos zu ermüden.

Diese Redelehre konnte natürlich nicht bloß Lehre von den Regeln der Schönheit, von Stil und Grammatik u. s. w., die ja schon das verarbeitete Material zum Sprach-Gebäude bilden, sein, — sie mußte vielmehr aus der klaren Darstellung einer willensfreien Gedankenformung entspringen, d. h. sie mußte den zu Lehrenden auf eine solche Bahn führen, von der aus er zur Selbsterkenntnis und sodann aus seinem eignen Innern hervor zur Entwicklung der ihm inne wohnenden Sprachkraft gelangen konnte; — und diese Bahn so klar als möglich vorzeichnen, setzte der Verfasser durch vorliegendes Werk sich zur Aufgabe.

Die trefflichsten, bis jetzt über Rhetorik erschienenen, Werke erreichten den beabsichtigten Erfolg deshalb nur zum Theil oder auch gar nicht, weil sie die Vervollkommenung der allgemeinsten menschlichen Fähigkeit auf dem Wege der Induction zu bewerkstelligen vermeinten, während doch diese Vervollkommenung einzig und allein die Erkenntniß der Ideenverbindung zur Grundlage haben, also nur auf dem Wege der Deduction bewirkt werden kann.

Durch meine Laufbahn als Improvisator auf den Weg zu meinem Inneren geleitet, gelangte ich über die eigentliche Triebfeder und ausübungsfähige Kraft der Sprache zur Klarheit, und gebe die Resultate meiner Erkenntniß hier so einfach wieder, als sie mir selbst wurden; wobei ich den einzigen Zweck habe, zur sichreren Ausbreitung der öffentlichen und gesellschaftlichen Rede mein Schärfelein beizutragen.

Die, wenn auch nur theilweise, Erreichung dieses Zweckes ist der höchste Lohn, den ich erwarte, und daraus möge man schließen, ob ich durch die von mir entwickelten Ansichten dem bisherigen rhetorischen Gelehrtenkreise gegenüber zu treten beabsichtige, oder ob es mir bloß darum zu thun war, in aller Bescheidenheit etwas zum Allgemeinmuthen der Menschheit beizutragen. Daß ich über so Manches anderer Meinung bin, als die Mehrzahl unserer Philosophen, ist Folge meiner Erkenntniß, meiner unwandelbaren Ueberzeugung und meiner Wahrheitsliebe. —

Redekunst ist die Fähigkeit: eine gerundete, zusammenhängende, und den inneren Menschen berührende Darstellung bestimmter Empfindungen dergestalt durch die Sprache kund zu geben, daß die

in unserer Seele gebildeten Begriffe sich, zur Erreichung einer bestimmten Absicht, der Denkkraft Anderer lenkend anschließen. — Um zu dieser Fähigkeit zu gelangen, muß daher die Grundlage unseres Studiums im Erforschen der innersten Wesenheit unseres geistigen Zustandes und in der Uebung der geistigen Sprachkraft bestehen. — Zu diesem Zwecke legen wir hier unseren geehrten Theilnehmern eine förmliche „geistige Arithmetik“ vor, verwahren uns jedoch gleich im Voraus gegen jedweden Verdacht des Materialismus, dem wir, wie im Verlaufe unserer Darstellung sich ergeben wird, ganz und gar entgegen sind, wenn wir gleich dem, durch die Sprache sich verlaubbarenden Denkvermögen eine Reihung (Addition), Trennung (Subtraction), Mehrung (Multiplication) und Hügung (Division) der Gedanken zum Grunde legen.

Unser Plan war im Allgemeinen: „die Feststellung eines rhetorischen Systems, durch dessen genaue Befolgung es auch dem ungeübtesten Redner nach und nach möglich würde, seiner Empfindungen und Ideen vollkommen und zwar in einem solchen Grade Herr zu werden, daß er, ungehindert durch alles um ihn her Vorgehende, und zu jeder beliebigen Stunde fähig sei, das in seinem Innern Erwachte klar, geordnet und zusammenhängend auszu-

sprechen.“ Wie viele gebildete, ja selbst gelehrte Personen es geben mag, welche, die schönsten Ideen in ihrem Innern tragend, dennoch nicht im Stande sind, unvorbereitet and zu jeder Zeit so klar und zusammenhängend sich auszusprechen, als ob sie dies selbst vorher dem Papiere anvertraut, — und daß schon diesen Personen allein, mindestens zur Auszubildung für die gesellschaftliche Sphäre, ein Leitfaden wie der vorliegende nicht ganz unwichtig sein kann, dürfen wir wohl nicht erst bemerken. Denjenigen aber, welche sich der öffentlichen Rednerbühne und der Kanzel zu widmen gedenken, glauben wir ein unentbehrliches Handbuch bieten zu können, durch dessen Studium sie die einzig-wahre Grundlage zur beabsichtigten Laufbahn zu erlangen vermögen. Sie bedürfen zu diesem Studium weiter keiner Mitgabe, als der festen, unerschütterlichen Willenskraft; dies aber um so mehr, als der Mensch von Natur aus sehr geneigt ist, sich lieber mit Dingen außer ihm, als mit sich selbst zu beschäftigen.

Mit dem stolzen Selbstgeföhle der Urtheils- und Vernunftkraft, und mit dem noch stolzeren Bewußtsein, das Verhältniß alles außer ihm Bestehenden zu seinem eigenen ermessen zu können, tritt der Mensch in die Welt, und alles einfangend von

anken, was er dem Begehren und der Kraft seiner geistigen Wesenheit glaubt anfügen oder unterordnen zu dürfen, zieht er mit freübersehendem, mehr oder minder ruhigem Geistesblicke, die Kreise der zu erforschenden Gebiete um sich her, und verliert sich in eine Außenwelt, in der er selbst sich dunkel bleibt, weil er fälschlicher Weise seine Vernunft als das willkürlich Selbstschließende, das in den Geist Aufzunehmende aber meist als von dem Denker schon zuvor Ausgegangene betrachtet. Darum erscheint es dem Menschen leichter, sich mit Begriffen außer ihm zu beschäftigen, als mit der Wesenheit seines eigenen Innern; er sucht den Standpunkt seiner eignen Geisteskraft aus dem Werthverhältnisse fremder Geisteskräfte herzuleiten und zu bestimmen, und scheut dabei nichts so sehr, als den Weg der Selbstkenntniß in und durch sich selbst einzuschlagen. Mit Hast und Unbesonnenheit betritt er jeden Forschungskreis, in welchem er sich als subjectiv oder das Bestimmende erblickt, und aus sich selbst herauszutreten vermag, — mit Unlust dagegen oder einer Art von Widerwillen wirt er den Blick in die Tiefen seines Selbst, ja es scheint ihn zu schauern bei dem Versuche, den Weg der Erkenntniß von innen heraus zu eröffnen. Und doch ist die wahre Vervollkommenung fast aller geistigen Kraft und Jä-

bigkeit des Menschen nur auf diesem Wege zu erreichen! —

Wir also wollen diesen Weg der Erkenntniß unsern Lesern durch vorliegendes Werk eröffnen, damit sie zur Selbstbildung der innerwohnenden Sprach- und Redefähigkeit gelangen, und damit sie die in der Seele so wunderbar bestehende Gedanken-Ordnung der Kraft des Willens unterziehen, und von ihr den zweckmäßigsten Gebrauch machen lernen.

Empfindung und Sprache! welch' ein Himmel in zwei Worten! — — Klar und zusammenhängend, knüpfen sie das innere Sein an das Vorgesühl einer Unsterblichkeit; unklar und störend, werden sie zum Vorwurfe der Natur gegen die Nachlässigkeit in der Erkenntniß unseres innersten Heiligthumes.

Alles in der Natur — wenn es als abgeschlossenes und in seinem Urbestande auch noch so vereinfacht dasteht, — darf nicht vereinzelt dastehen, wenn es einen wirkenden Theil im Gemälde unseres Daseins bilden soll. Daher sucht Alles, was nur den Begriff „lebend“ verkünden soll, Vereinigung, Aneinanderschließung, Verbindung mit ihm gleichen Kräften; — die Empfindung will Vereinigung der Empfindung, — der Gedanke Vereinigung des Gedankens, — das Leben Vereinigung des Le-

bens. Dies ist es, was das Grundprinzip „Streben“ in ewig-gleicher Wechselwirkung erzeugt, die Pfeiler am großen Tempel des Menschens und Staatslebens aufrecht erhält, bittere Vergangenheit, durch Anschließung an die reiche Gegenwart, vergessen macht, die Sehnsucht in der Menschenbrust erweckt, und die Hoffnung zum Troste des Schmerzes erhebt. — Aber alle Kraft hat ihre Gegenkraft. Alle Kräfte des Vereins streben feindliche Kräfte der Trennung entgegen, und je größer ein Kreis wird, in dem sich gleiche Kräfte zu verbinden suchen, um so stärker werden in diesem Kreise die ungleichen Kräfte ersichn, um so öfterer werden sie jenseitig strebenden Verbindungskräfte durch den Verein entgegenstrebender Gewichte zu reizen suchen. Nur dadurch erhält sich die Ebbe und Fluth der menschlichen Thatkraft, das gleichmässige Steigen und Fallen ihrer Erzeugnisse, das richtige Gleichgewichte der innern Welt.

Doch der weise Schöpfer dieser Welt sah ein, daß er den, — durch dieselben natürlichen Mängel, die ihn zum Streben zwingen, zugleich schwachen — Menschen, wenigstens in Eine natürlich-abtheilende Schranke verweisen müsse, damit die Menschenswelt aus mehreren geordneten Theilen des Ganzen bestünde, und nicht eine allzugroße Masse verschiedena-

ortiger Menschenkräfte sich in einen Kreis zusam-
mendränge, der für sie ein ewiger, blutiger Streits-
apfel werden könne. — Daher gab er zwar uns Al-
len zusammen ein Ganzes, — die Welt — aber er
band jeden Einzelnen an einen Theil dieses Ganz-
en — an sein Vaterland. — Die Hauptschranke
nun, die er uns zur Verletzung mit diesem Theile
setzte, war nicht etwa eine Schranke, gleich dem Gitter
am Kerker eines Gefangenen, nicht etwa eine
Schranke, die uns wehe thun könnte — nein! es
war die süßeste, erhabenste, war eine göttliche Schran-
ke, — die der Muttersprache! — Jeder, der Bil-
dung angehörende, Mensch kann und sollte, nach
der Grundbedeutung des Naturgesetzes, ein Redner
sein, in seiner Muttersprache. — Was wir als
Säugling gelobt, das wiegt uns als Greis in den
Himmel. — Jene weise Anordnung schließt uns in-
niger und fester an den Flecken Erde, auf dem wir
in die Welt traten; und vermehrt und erhalten wird
das Bedürfnis einer Lautverdung der Empfindun-
gen durch das Bedürfnis gegenseitiger Mittheilung *).

*) Nur aber auch in der Sprache, die wir mit der Mut-
termilch einlegen, oder die mündelweis unser Kindheit bis zum
erwachenden Verstande begleitet, und diesen redend in's Leben
einführt, sind wir im Stande, es bis zur vollkommenen Deut-
lichkeit und Meisternacht zu bringen. Man wird es daher natürlich

Das Bedürfniß menschlicher Mittheilung er-
heische schon in den frühesten Zeiten menschlichen
Verkehrs und bei allen Nationen schon im Zustande
der niedrigsten Cultur um so dringender eine zu-
sammenhängende Bezeichnung durch die Sprache,

sind, wenn wir bei dieser Gelegenheit erklären: wie gewöhnlich
es sei, Kinder in ihrer frühesten Jugend vorzüglich nur mit
einer Sprache (sei diese selbst, wenn man durchaus so will, nicht
Muttersprache) zu beschäftigen, und sie erst, wenn sie in die Jahre
des erwachenden Verstandes getreten sind, in das Gebiet anderer
Sprachen einzuführen. Die erste Denk-Richtungswelt ist die
bleibendste, und es kann vielen schädlichen Einfluß auf unser Ver-
den haben, wenn wir schon als Kind, und in Jahren, die noch
gar keine eigene Denkkraft zulassen, mit einer Art von Zwang —
mögen es auch Kinder nennen, wie sie wollen — zu einem drei-
oder vierfachen Zerstreuen der ersten, kindlichen Eindrücke
durch drei oder vier Sprachen zugleich, gezwungen werden. —
Gerne sei es von uns, und zum Veraltern bereit zu glauben,
und wir selbst halten das Erlernen fremder Sprachen für sehr
gut und schön; aber es muß auch nur ein Erlernen sein, in
den Jahren, die uns zum Erlernen fähig machen. Wir haben
häufig von Geistlichen, daß Kinder schon vom ersten Eintritt
in die Welt an, entweder zwei bis drei verschiednen sprechende Er-
zähler oder Stimmen erhalten, oder daß die Eltern selbst sich be-
mühen, ihr Kind mit den ersten Lauten, die es zu hören ver-
mag, an mehrere Sprachen zugleich zu gewöhnen — ja, oft
sogar mit Unterbrechung der Muttersprache! Dem sei nun von ihm
wollt, so ist es ausgemacht, daß derlei ein allseitiges Zer-
legen der Empfindungs- und Denkkraft Jemanden (war dahin zu
bringen vermag, in mehreren Sprachen etwas zu sagen, aber
in keiner einzeln wirklich zu reden, —

als es bei wichtigen Gelegenheiten zu dem Grade
 der Darstellung gesteigert werden mußte. Die Noth-
 wendigkeit eines Besitzthumes und eines Vaterlands
 des erzeugt den Krieg aus dem Begriffe Vereinig-
 ung, und die gegenseitige Erkennung so wie das
 festere Aneinanderschließen zur Unterstützung, wurde
 befördert durch die Sprache. Alle Nationen hatten
 in ihrer Urzeit schon ihre Schlachreden, und viel
 kam darauf an, wenn in jenen Tagen ein Hofsührer
 oder zurückkehrender Held seine vaterländischen
 Brüder durch zusammenhängende, treffende Darstel-
 lung zum Kampfe zu begeistern wußte. Dies mußte
 schon früher darauf führen, die Kraft der Sprache
 zu erhöhen, und einem Studium zu unterwerfen;
 daher die Redner und Sprecher schon bei Völkern
 Stämmen, die erst noch als Nomaden umherzogen.
 Um wie viel mehr aber mußte die vollkommene Fer-
 tigkeit der Sprache in späteren Zeiten erheischt wer-
 den, in denen nicht allein die steigende Bildung
 und innigere Verlebung der Nationen durch Famil-
 iengeselligkeit, Gesetz und Staatsordnung so man-
 ches Sprachgebilde für Meinungen, Belehrung und
 Allgemeinwohl bedurften, sondern in denen auch
 Künste und Wissenschaften andrer Art einen solchen
 bleibenden Werth, eine solche Höhe errungen hat-
 ten, daß das Reden, als etwas vermeintlich All-

edglickes und Ueberhöhtes, zu einer eignen Erhöhe der Vollendung sich erheben mußte, sollte es den übrigen schönen Künsten gleichgeachtet werden. —

Diese Erhebung zur Rede-Fertigkeit fand nun auch Statt, — aber mit so geringem Allgemeiner, daß, indem alle anderen Künste sehr schnell vorwärts schritten, und sich durch alle cultivirten Erdtheile verbreiteten, die Redekunst in ihrer gebührenden Höhe nur äußerst selten sich zeigte, und wir in dieser nachtheilichsten, ersten und menschlichst-habensüßten Fähigkeit, im Verhältnisse zu andern Wissenschaften, leider! nur sehr wenige Beispiele vollkommener Meisterschaft aufzustellen vermögen. — Das Werthvollste aber bei dieser Redner-Seltenheit — und vielleicht das Traurigste dabei — ist: daß die Ursache der Seltenheit nicht immer gerade wie bei andern Künsten und Wissenschaften in dem Befürchten der Schwierigkeit, Mühe, Talentverforderniß u. s. w. in suchen ist, sondern, daß die Redekunst sehr häufig bloß darum keine freiwilligen Anhänger und Schüler fand, weil man ein ernstes und näheres Beschäftigen mit dem bloßen Reden, als etwas Alltäglichem und allen Menschen Eigenem, häufig für gering hielt, und weil es zu allen Zeiten Menschen gab, die eine vielseitige Oberflächlichkeit in Redekünsten und Wissenschaften, oder das unzu-

zusammenhängende Gemälde mehrerer, freier Sprachen zugleich, höher schätzen, als die Fertigkeit eine schöne vollkommene Rede, und zusammenhängende Darstellung durch das lebende Wort geben zu können. —

Gehören doch auch zu jedem geringen Handwerke, wenn es vollkommen genannt werden soll, eine besondere Erkenntniß, ein langes Ueben; denn noch zählen wir Hunderttausende der geschicktesten Handwerker. — In der Malerei, der Musik, der Bildhauerkunst, die das Studium vieler Jahre erfordern, um einigermaßen vollkommen zu heißen, zu neuen lange Anstrengungen und mühsame Vorarbeiten gehören, um sich ihnen würdig anzuschließen, zählen wir eine ungemeine Menge von Schülern, Anhängern und Künstlern, und Tausende drängen sich mit wahrer Euerde zu ihnen hin, die ihr halbes Leben damit hingehen, ohne irgend eine Vollkommenheit in sich hineingepinselt oder gemusciert zu haben. Nur in der Redekunst, eine Kunst, zu der ein jeder, körperlich und geistig gesunde, Mensch vom Schöpfer und von Natur aus mit der Muttersprache die inneren Anlagen erhält, und für die er daher gerade die meisten Anhänger, die begiesten Schüler und die größte Anzahl wahrer Meister besitzen sollten, — war bis jetzt die Zahl aller

dieser so ganz unglaublich geringe, zum Verhältnisse der Menschenzahl, daß man fast sagen könnte: die Natur mußte es der Menschheit zum Frevel anrechnen, die allgemeynste, heiligste ihrer Gaden mit solcher Nachlässigkeit behandelt zu haben! — —

Wöge es uns gelingen, durch vorliegenden Zeitsaden diesen Vorwurf zum Theil ausgleichen zu können! —

Vembela auf Hinnland, im Sommer 1832.

Langenschwarz.

I n h a l t.

	Seite
Vorrede	vii
Einführung	ix
Der Gedanke als Grundverhältnis	1 — 58
Die neun Nebegrundzahlen	3 — 37
Maße zur Grundordnung	6
Unterscheidung der Willenskraft, und Folgen derselben	6
Ordnung der Empfindungen: die Kenntnisszahl	9
Bewusstsein derselben: die Zahl	10
Ursache des falschen Vergleichs	10
Die zwei Hauptklassen des Empfindungsgehalts	11
Beweis der inneren Ordnung und deren Erkenntnis durch Gewohnheitsweise	12
Erinnerung der Empfindungen: die Zahl	14
Gedächtnis	15
Wachendes Bewußtsein der Empfindungen: die Zahl	16
Der geistige Haltpunct	18
Gesetzgegenwart	19
Uebersicht der Empfindungen: die Zahl	21
Eindeutigkeit ihrer Bestimmungen: die Zahl	22
Worauf die Eintheilung der Empfindungen sich begründe	27
Epistole	28
Bestimmung der Empfindungen: die Zahl	29
Die moralische Kraft	29
Einigung der Empfindungen: die Zahl	27
Klarheit derselben: die Zahl	29
Innerer Maas	30
Nachweis einer inneren Verwicklung ethische	30
Gründe, warum bei vorhandener Verwicklung keine innere Ruhe Statt finden könne:	30
A) aus geistigem Grunde	30
B) aus moralischem Grunde	33

	Seite
Von der Moll in den Empfindungen	35
Verst. in dieser Abtheilung	36 -- 38
Gang der Gewohnheitsweise	38
Gültigkeit des Monismus in der Entwicklungserklärung	39
Das Eigentümliche	41
Beispiel zur Begründung der Gewohnheitsweise	43
Der schätliche Einfluß vorherrschender Phantasie und Individualität kann in seinen Ursachen ergründet und beseitigt werden; Beispiel hierzu	45
Warum die Erkenntnis der inneren Ordnung eine Grundlage zur Festlegungswart sein kann; Beispiel hierzu	48
Störung durch unantastbare Erwähnen; Beispiel	53
Unterschied zwischen Festlegungswart und Willkürforschung bei der Moll	54
Willkürforschung Erwähnen müssen bei der Moll gemäßig werden; Beispiel hierzu	55
Verständnis und Verstandesfähigkeit	56
Gedankenscheidung	59--61
Der erwachte Gedanke	61
Der frische Entwurf ist der Klarheit nicht	62
Seelen-Ausbreitung	65
Alles geordnete Denken ist eine Mischung von Feststellungen	66
Der klare Gedanke entspringt aus der älteren Erwähnung	66
Die Entwicklung unserer Ideen muß in Weichen geüben	66
Erklärung des Jagers davon:	
Verhältnis der jüngeren zu den älteren Empfindungen bei der Entwicklung	67
Verhältnis bei der geordneten Weichen-Entwicklung	67
Entwicklung der Erwähnung	68
Die Konversationsfrage	70
Die fünf Hauptregeln derselben	73
Der nachgeworfte Gedanke	79
Das Zurückdenken	79
Unterschied zwischen Einbildungskraft und Phantasie	80
Unterschied zwischen Einbilden und Verstellen	80
Das Verbinden des gegenwärtigen Gedankens mit dem gememten	80
Erklärung	81
Das Willkür-Individuelle	81
Verhältnis der Erklärung	82
Die zwei Hauptarten des Verstellens	82
Erklärung der Phantasie und Wirklichkeit in der Anschauung	83

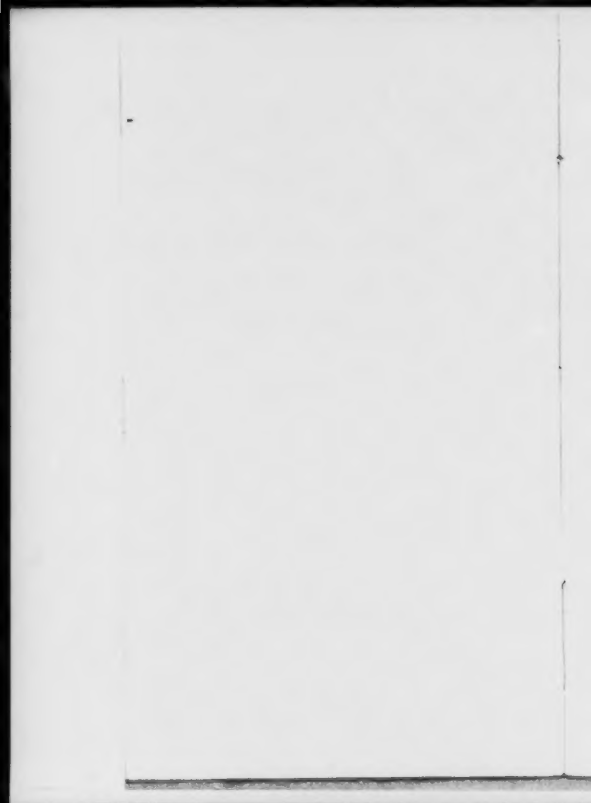
Bestimmung	86
Die geistige Form	87
Die regellose Verbindung	88
Stärksten der Einbildungskraft	88
Vom Werthe des Urtheils	89
Unterschied zwischen Zucht- und Nachdenken	90
Leistung der Einbildungskraft	91
Das Verhinden des gegenwärtigen Gedankens mit dem zu verdrängen	94
Hauptleistungen der Einbildungskraft	96
Wiederholen	104
Erweiterung bei der Addition	108
Abstraktionszweck	108
Gedanken-Trennung	115—170
Der Vertheilungs- und Lebensfluß	117
Uebersetzung der Befugnisse in den Urtheilen	119
Das Fingern als Leben der Seele	124
Abstraktion des Träumers	126
Die beiden Arten der Gedanken-Trennung und ihre Begrenzung	133
Trennung des Bekannten vom Unerkennbaren	134
Wiederholung der möglichen Hauptarten	135
Das geistige Jünger	139
Vertheilung derselben	139
Was ist Willens	141
Lebung im Figuren; Beispiel hierzu	142
Das Abstraktionsvermögen des Kitzels	143
Trennung des Vereinigten von einander	156
Die beiden Hauptleistungen derselben	157
Die schärfste Trennung	160
Nachweislichkeit des Erkennens des Naturgesetzes (s. Sub- traction	163
Wiederholte Beispiele hierzu	164
Die Abstraktion der Partialhauptbegriffe	167
Worauf die Methode begründet ist	167
Bedingung des Zwecks durch die Empfindungen, und der Ein- stellungen durch den Zweck	168
Gedanken-Trennung	171—216
Das Denken als Umsetzungsvermögen	173
Verhältnis der Abstraktion zum Denken	174
Was Abstraktion ist	174
Die beiden Hauptkräfte der geistigen Umfassung	176
Die beiden HauptVerrichtungen der Abstraktionen	183

Cicero's Multiplication	181
Multiplication durch ähnliche Theilbegriffe	187
Die inneren Metaphysiken	190
Multiplicationsbeispiel	194
Ein inneres	197
Multiplicationen durch unähnliche Theilbegriffe	202
Die Eigenschaftenziehung bei der Multiplication; Beispiel hierzu	204
Das Feste und das Willkürliche	207
Beweis, daß die Multiplication eine Ausdehnung ist	209
Beispiel hierzu	209
Verfahren der reinen Multiplication und der reinen Addition Beispiel hierzu	210
Grund und Umriss	213
Vertheilung des Werthes vom Grundbegriffe; Beispiel hierzu Gedankenführung	214—215
Vertheilung des Werthes	219
Wenn die Gedankengruppe besteht	222
Die Vertheilung des Werthes bei der Umfassung	224
Das Laßgefühl	228
Die beiden Hauptarten der Zuegung	229
Impression	232
Das Herausheben	232
Das Gemische in den Anschauungen	245
Vergleichung und Gegengleichung	245
Welche Nebenbegriffe sich zum Partialausdrucks eignen	247
Gedankeneinleitung	249—251
Das Schließliche	251
Schlüssel der Darstellung	252
Worte, Argumente	255
Analogie	259
Einleitung, Auflösung	259
Kontrast	262
Verzerrung	263
Orden der Darstellung	265
Gemüthsruhe	267
Das Künftliche, Das Wahre	268
Wahr, Wirklichkeit	268
Die Regel der Zeit	270

I.

Der Gedanke.

(Grundverhältniß.)



Theorie.

Die neun Rede-Grundzahlen.

Das Gebäude der Sprache oder die Rede beruht auf dem Vereine der Ideen — der Gedanke selbst auf der geordneten Empfindung und auf der Einheit in ihrer Anwendung.

Alles in der Welt ist von Natur aus in seinem Urbes-tande geordnet. Die geringste Abweichung in Form und Art heißt daher mit Recht „unnatürlich,“ und jedes un-natürliche Verhältniß eines Theiles zum Ganzen, oder die theilweise Unvollkommenheit in Dingen, die eine Hervoll-kommung erheischen und zulassen, ist für die denkende Seele von unangenehmem Eintrude. Die natürlichste Ordnung aber ist nichts anderes, als die natürlichste Einfachheit in der Zusammenfügung, — und allen lebenden Wesen ohne Ausnahme ist die Fähigkeit angeboren, den Bedürfnis-sen und Erfordernissen des Daseins auf die einfachste und ordnungsvollste Weise genügen zu können¹⁾. Durch die

1) Aus dieser Ursache wird es begreiflich, warum der denkende und mit Verstand begabte Mensch zuweilen gerin-

zweckgemäße Uebung und Anwendung der ihm angeborenen Fähigkeiten vermag der Mensch sie zur Kunstfertigkeit zu heigern; eine Kunstfertigkeit erlangen aber heißt: uns die Begriffe so wie die Erkenntniß der Bestandtheile einer Sache dermaßen anzueignen, daß wir sie in ihren einfachen Beziehungen, oder in ihren durch strenge Einheit bedingten Verhältnissen genau erkennen, ihre Zusammenfügungen oder Auflösungen auf das Einfache zu bestimmen vermögen, unsere Fähigkeiten auf sie übertragen, und, mit einem Worte, sie, durch das Zurückführen auf ihr einfaches Bestehen, in unsere Gewalt bekommen. —

Ich dies erheben, und haben wir uns zum Meister des Begriffs ihrer Bestandtheile gemacht, so stehen wir ihrer Wesenheit nahe, und nichts in der Welt kann unserer Seele die Hervollkommnung der Fähigkeit wieder entziehen, es sei denn, daß die Kraft ihrer Vernunft selbst aufhöre. Wir sagen: „der Wesenheit nahe stehn!“ die Wesenheit ganz erreichen kann der Mensch mit seiner beschränkten Kraft nicht. Es müßte sonst der Blumenkünstler, der

geren Geschöpfen in der Natur nachzuleben scheint; indem z. B. der geschickteste Baumeister nicht im Stande ist, ein Schwalben-Nest mit so geringen Mitteln, als dieser Vogel dazu gebraucht, zusammen zu legen. Was wir bei solchen geschickten Thieren bloß Naturnachahmen nennen, ist eben die, den Thieren wie den Menschen angeborene Fähigkeit: den Bedürfnissen des Lebens auf die ordnungsvollste Weise zu genügen. Diesen Grundlag stehen wir bei solchen Völkern, die unseren höheren Begriffen nach auf der sogenannten Stufe der Wildheit oder Noth stehen, beinahe; indem wir z. B. Flechtwerke aus Baumrinde und andere bewunderungswürdige Erzeugnisse, die oft kein Europäer mit seinen Maschinen und Werkzeugen hervorzubringen vermag, von Wilden verfertigen sehen.

es dahin gebracht hat, Gewächse und Blumen, deren Beschreibung er studierte, täuschend nachzumachen, auch den wirklichen Samen der Blumen machen können, um sie wachsen zu lassen.

Von allen Fähigkeiten nun, die dem Menschen — und vorzugsweise ihm vor allen andern lebenden Geschöpfen — zur weitem Ausbildung und Vervollkommenung mitgegeben wurden, verdient als erste genannt zu werden: die Fähigkeit zu sprechen, d. i. die der geregelten Lautwerdung seiner in ihm erwachten Vorstellungen und Begriffe. Wie alle übrigen menschlichen Fähigkeiten, wohnt auch sie ihm bei der Geburt nur unvollkommen inne, wenn sie gleich als in ihrem Urwesen geordnet erscheint. Sie bedarf daher auch, gleich den übrigen, der zweckgemäßen Uebung und des genannten Studiums ihrer Wesenheit, um nach der angeführten Regel zur Kunstfertigkeit gehiebert zu werden.

Dazu, und um eine Grundlage zu unserm Selbststudium und ihrer Vercedelung zu erhalten, ist vor Allem erforderlich, daß wir sie auf die möglichst-einfache Weise in dem Gange unsrer Empfindungen erkennen, und uns ihres aufeinanderweisen Fortgangs bewußt werden. Nachdem erst werden wir im Stande sein, die gesuchte Basis herzustellen, und die, als bloß unwesentlich und uns nutzlos in unserm Innern bestehende, von unsrer Willenskraft unabhängige Ordnung, in eine freiwillige und klar bewußte umzugestalten. Ohne diese, uns bewußt bergestellte Dichtung ist die höhere, innere Vervollkommenung der Sprachfähigkeit nicht möglich. Es ist nicht genug, zu sagen: „die Sprache entsteht durch Laute und Worte, und man muß die Worte richtig zusammenfügen, um gut zu reden.“ — Ohne die genaueste Erkenntniß des Grundmaterials zum Reden, d. i. ohne Erkenntniß der Gedanken und ihrer Entwidlung, wird heilnisches, grammatisches und tropisches Wissen keinen Redner zu bilden vermögen. Es giebt sehr kluge und gebildete Personen, die nicht nur keinen Be-

griff davon haben, was Empfindungs-Ordnung ist, sondern, die sich auch nicht einmal erklären konnten, welcher Unterschied in der Entstehung des daraus hervorgehenden Gedankens, dieses Grundbedürfnisses einer jeden Redebedeutung, Statt findet. Solche Personen konnten es mühsamer dahin bringen, daß sie einen guten Brief oder einen schönen Kussag aus der Feder fließen lassen: nie aber werden sie, ohne jenes Studium und jene genauere Erkenntniß der Grundbedürfnisse, der Gewalt des Ausdrucks dergestalt Herr werden, daß sie augenblicklich und ohne Mühe eine schöne, gerundete, mündliche Darstellung zu geben vermöchten, sollten sie auch nur etwas so edlen Gehörtes, Gesehenes einem Andern geläufig mittheilen wollen. —

Die Grundordnung der zusammenhängenden Rede beruht auf der richtigen Verlebung der erwachten Gedanken. Die schnelle und richtige Verlebung des Gedankens beruht auf der richtigen Erkenntniß und einfachsten Verbindung der Empfindungen.

Der Mensch hat Sinne, durch die der Seele die verschiedenartigsten Empfindungen ingeführt werden. — Aber im Momente der unmittelbaren Aufnahme dieser Empfindungen in die Seele ist die menschliche Willenskraft, die sonst so viel vermag, den Sinnen untergeordnet; und dies ist die erste und vorzüglichste Ursache, warum die allgemeine Fähigkeit des Menschen „zu sprechen,“ erst nach eines Studiums und einer Erkenntniß bedarf, um wirkliche Redekunst zu werden. — Wir können z. B., in Betracht der äußern Sinne, sobald wir eine Blume wirklich sehen oder deren Duft wirklich riechen, in demselben Momente nicht mehr sagen: „ich will sie nicht ansehen, nicht gerochen haben:“ die Empfindung der Farbenanschauung und des Geruches sind der Seele einmal ingeführt, und keine menschliche Willenskraft ist im Stande, sie, als aufgenom-

menne Empfindungen, der Seele im Momente der Aufnahme zu entziehen*).

Eben so wenig kann Jemand, der mit gesundem Ohere eine Musik hört, in demselben Momente sagen: ich will sie nicht gehört haben. Er kann zwar, indem sie in seiner Nähe Statt findet, davon mit Gewalt abstrahiren, und irgend einen andern Sinn, so lange die Musik dauert, dergestalt beschäftigen, daß der Sinn des Gehörs dem andern beschäftigten Sinn untergeordnet, und also momentan verwischt bleibt, — aber, bei gefunden, wachenden Sinnen bewirken wollen; daß alle äußeren Sinne zugleich, auch nur eine Tertie lang, unbeschäftigt seien, ist dem Menschen eben so unmöglich, als nach der Geburt zu wollen, daß er ungehört sei. — Wäre eine solche Unterordnung (aller Sinne zugleich) unter die Willenskraft möglich, so verschwände der Ruhm manches großen Redners in Nichts; — ein jeder Mensch könnte sodann, ohne alles Studium und ohne allen richtigeren Begriff seiner Seelenfähigkeiten, stundenlange Reden ohne Anstrengung und ohne die mindeste Störung der Gedankenfolge halten. Dinge es hier von unserer Willenskraft ab, den gefundenen Sinnen zu gebieten: „Ihr sollt, indem ihr wirkt, nicht wirken,“ so wäre es allen Menschen ein Leichtes, in jeder Lage ein Redner zu sein. Nichts in der Welt vermöchte uns sodann zu hindern, mit den in der Seele schon vorhandenen Empfindungen und Gedanken, ohne alle innere Vollkommenheit nach Belieben zu schalten, und, so zu sagen — wenn wir uns eines ungewöhnlichen Ausdrucks bedienen dürfen — die Empfindungen aus der Seele, gleich wie aus einem Tode herauszuschütteln.

*) Ein solches plötzliches Erlöschen der, eben erst wahrnehmen, Empfindung, im Momente der Aufnahme, kann nur bei völlig verstorbenen Empfindungen, und Verstandesvermögen Statt haben, und dies ist es eben, was viele Wahnsinnige unheilbar macht.

Indem aber eine solche Macht des Willens in der menschlichen Seele nicht existirt, geschieht es, daß wir ununterbrochen und in jedem nur denkbar kurzen Zeitraume bei gesundem Seelenvermögen neue, unwillkürliche Empfindungen in uns aufnehmen, die uns durch irgend einen Sinn zugeführt werden.

Diese Zuführung geschieht, während der Entstehung unserer Empfindungen, im ungeordneten Verhältnisse zu den schon in der Seele vorhand'nen. Da aber, wie gleich anfangs bemerkt, alles in der Welt in seinem Lebensande geordnet erscheint, so müssen auch die, durch das Vermögen der Seele aufgenommenen Empfindungen, nach ihrer Aufnahme einer gewissen Ordnung in der Seele unterliegen. Und dies ist, bei unverrückter Vernunft, immer der Fall. Würden die von der Seele aufgenommenen Empfindungen nach deren Aufnahme so vermischt und ungeordnet in ihr, als sie dieselben empfangen, so wären Erinnerung und Gedächtniß bedeutungslose, nichtsagende Begriffe.

Da, wie gesagt, nicht eine Secunde verstreichen kann, ohne daß wir bei der Thätigkeit unserer Sinne einen neuen Gegenstand der Empfindung in uns aufnehmen, so müßten alle die tausende von verschiedenen Empfindungen, die nur während einiger Stunden in unsere Seele eingehen, in ungeordnetem Zustande ein solches Chaos und ein solches Bild der Verwirrung in unserem geistigen Innern erzeugen, daß wir ganz gewiß kaum im Stande wären, uns am Abend dessen zu erinnern, was am Morgen in unsere Seele einging; wir würden uns Tage lang anstrengen müssen, um den auffallendsten Gegenstand des Gedächtnisses, und wäre er auch kaum eine Stunde vorher von uns aufgefaßt worden, aus dem Labyrinth unzähliger, verworrenen Empfindungen heraus zuwickeln; und eine dergleichen Anstrengung würde unsre gesunde Vernunft, bei der Beschränktheit unserer Nerventhätigkeit, sehr bald übermannen. Also schon

die geringste Gedächtniskraft, die nur irgend den Namen Gedächtniß verdient, beweist uns, daß in der Seele des Menschen von Natur aus der Keim einer

1. Ordnung.] „Ordnung der Empfindungen“

Statt finden muß. Irgend einen Grad von Gedächtniskraft aber hat auch der roheste und ungebildetste Mensch. Ganz ohne alle Spur von Gedächtnißvermögen kann nur der sein, dem das Verstandesvermögen gänzlich fehlt; ein solcher aber ist an und für sich nur als Halb Mensch zu betrachten, und kann daher keinen Gegenbeleg zu unserer Behauptung abgeben.

Noch viele andere Ergebnisse unseres Denkvermögens zeugen für die in der Seele bestehende Ordnung, und wir werden später darauf zurückkommen, wie sie sogar die Selbstentwicklung der Empfindungen herbeiführt.

Von allen Redebedingungen das erste ist nun: daß wir uns dieser Ordnung bewußt werden, daß wir sie erkennen, und dahin gelangen, den möglichst willensfreien Gebrauch (zur Rededarstellung) von ihr zu machen. Wir müssen den Grundbestand jener intellectuellen Stoffe erkennen, durch die wir den Zusammenhang, oder vielmehr die erste Quelle bilden, aus welcher der Gang unserer Rede sich entwickelt. — Ohne die genaueste Kenntniß jener Grundordnung in uns werden wir meist dem Zuge augenblicklicher Eindrücke nachgeben, den geistig empfundenen Hauptfäden zerreißen, und ihn durch jenen fliehenden Knoten, den wir mit dem Namen „Störung“ bezeichnen, vergebens wieder aufzunehmen suchen. —

Wir sind ferner nicht im Stande zu sprechen, ohne zu vergleichen. Jede Bezeichnung, jedes Urtheil, jede Darstellung durch Worte föhrt den Vergleich mit Rehnlichem oder Entgegengesetztem in sich ein, auch wenn dieser Vergleich nicht wirklich ausgedrückt wird. So kann ich z.

W. keinen Nagelschaden Jemandem als Schrecklich bezeichnen, ohne daß dieser, um ihn schrecklich zu finden, sich nicht unwillkürlich den unversehrten Gegenstand vor dem Auge vorstellt. Daraus geht hervor, daß, wenn wir die Beschreibung des Angenehmen oder Unangenehmen interessant machen wollen, wir mit der Grundeempfindung allein nicht soviel vermögen, als wenn wir sie durch vergleichende, harmonische Nebeneempfindungen heben und steigern. Um dies zu können, und um dem Hauptbegriffe passende und treffende Nebebegriffe anzuschließen, bedürfen wir vor Allem der genauesten Kenntniß, sowohl der in unsrer Seele schon vorhandenen Begriffe und innern Bilder, als auch der namentlichen Ordnung derselben. D. h. wir bedürfen, um das Rechte zum Rechten zu fügen, der Erkenntniß der Art, wie sich in uns die Nebebegriffe im Verhältnisse zur Hauptidee zu entwickeln pflegen, — oder mit kurzern Worten der

2. erkenntniß] Erkenntniß unsrer Empfindungs-
weise †).

Die Erkenntniß der Ordnung der Empfindungen in der Seele ist ein Grunderforderniß zur Erhebung des richtigen Gedankens, und von diesem zur richtigen Rede.

Da nun, wie früher erläutert, das erste Aufnehmen

†) Falsche und ungeordnete Vergleiche sind meist eine Folge des unbewußten innern Zustandes, und entsprechen immer daraus, daß der Darsteller nicht gewohnt ist, mit Bewußtsein, d. h. mit Erkenntniß seiner innern Ordnung zu sprechen, und daß er sich den ersten besten Anlässen der Phantasie überläßt, und das Empfundene ohne alle feste Uebersicht seines Gegenstandes in Worte kleidet, in der Meinung, daß die Sprache da sei, um den Gedanken zu bilden, nicht aber, um von ihm gebildet zu werden.

der in uns eingehenden Empfindungen nur ungeordnet geschieht, und die Ordnung derselben auf geistigem Wege erst nach der Aufnahme vor sich geht, so kann die Erkenntniß unserer Empfindungsweise nur empirisch Statt haben. Die Erfahrung über die Art und Weise, wie wir unsere Gedanken einzukleiden gewohnt sind, d. h. die Gewohnheitsart unserer Darstellungsentwicklung wird uns am besten darauf zurückführen, in welchem Verhältnisse unsere jetztesamallige Einkleidung zu den Empfindungen stand, und uns dadurch sehr leicht zur Lehrmeisterin werden. Allgemeines haben wir zwar, doch nur solche, die mehr oder weniger durch die Individualität des Sprechenden beschränkt werden, indem der Nervenorganismus mehr oder minder seinen momentanen Einfluß zu äußern pflegt.

Zur nähern Erläuterung diene es blos, daß alle verschiedenen Arten des durch die Darstellung an's Licht tretenden Empfindungsangeses sich so ziemlich auf zwei Hauptklassen reduciren lassen, und zwar

- 1) auf diejenige, bei der die Hauptempfindung gleich vorantritt, und, indem sie die Nebenempfindungen allmählich herbeiführt, die Grundlage bei der Entwicklung bildet.
- 2) Diejenige, bei der durch scharfen, klaren Ueberblick und die lebhafteste Phantasie des Darstellers, die Hauptempfindung durch vorangehende Nebenempfindungen momentan zurückgedrängt wird, und sich erst später als Schlußbild des dargestellten Gemäldes dem Ganzen vollendend anschließt.

Wir werden später darauf zurückkommen, warum die letztere Art weit vornehmlicher und vollkommener ist als die erstere, und warum sie sich weit besser zur gerundeten Darstellung eignet, als jene. Die erstere Art ist zwar die am häufigsten gebrauchte, weil sie dem Sprechenden leichter und natürlicher erscheint, aber die bei weitem unvollkommnere.

Wie wollen nun kurz auseinander zu setzen versuchen, inwieferne wir eine Ordnung der Empfindungen in uns besigen müssen, und inwieferne die bekandete Gewohnheitsweise diese Ordnung genauer erkennen läßt: —

A) Die menschliche Seele besteht aus zwei wesentlich geistigen Kräften: des Empfindens und des Denkens. Keine dieser beiden Kräfte kann ohne die andre bestehen. Sie besigen jedoch nicht notwendigerweise gleiche Reinheit und Vollkommenheit, und das Denken ist an und für sich vollkommener als das Empfinden; folglich bedarf das Empfinden einer Steigerung, um sich zur Kraft des Denkens aufzuschwingen. Nun legt alle Steigerung auf dem Wege der Vervollkommenung eine bestimmte Grundordnung des zu Steigernden voraus; denn eine Nichtordnung ist schon in sich eine Nichtvollkommenheit. Folglich bedarf das Empfinden der Ordnung, um zur Vollkommenheit des Denkens zu gelangen.

B) Wie und in welcher Weise sich die einzelne Empfindung zur einzelnen ordnet, ist unerklärbar; weil

- 1) wir das Wesen der Zusammenfindung einzelner Empfindungen nur durch den, jeder einzelnen Empfindung notwendig und unmittelbar folgenden Gedanken zu erklären vermöchten,
- 2) dieser Gedanke selbst aber, wie A. bewiesen, erst nach geschriebener Ordnung und durch dieselbe klar wird.

C) Daß eine Ordnung der Empfindungen in uns Statt finden müsse, ist nach A. erwiesen. Ordnung heißt das richtige und proportionirte Verhältniß mehrerer Gegenstände in der Verbindung zu einem zusammenhängenden Ganzen. Diese Verbindung kann sein:

- 1) die des Aehnlichen zum Aehnlichen, } in einander,
die des Unähnlichen zum Unähnlichen }

2) die des Ähnlichen mit dem Un-) unter und ne-
 ähnlichen { den einander†).

D) Alles Ähnliche an und für sich besitzt, als Ähnlich, und
 alles Unähnliche an und für sich, als unähnlich, ein ge-
 wisses Merkmal, oder Erkennungszeichen. Es muß da-
 her die Art der Ordnung oder Verbindung überhaupt ein
 Erkennungszeichen der Ordnung überhaupt besitzen.

E) Gegenstände der äußeren Sinne haben äußere, Gegen-
 stände der inneren Sinne haben innere Erkennungszeichen.
 Da nun innere Gegenstände durch den inneren Sinn
 erkannt werden, so vermögen wir die Weise und Ordnung
 derselben nur durch die innere, gleichmäßig kundwer-
 dende und wiederkehrende Weise der Verbindung ih-
 rer Bestandtheile zu erkennen. (Die Nichtdarwerdung ei-
 ner ungleichmäßigen oder ungleichmäßig wiederkehren-
 den Verbindung innerer Bestandtheile wäre ein sicheres
 Zeichen der Ungleichmäßigkeit ihrer Ordnung, d. i. ein
 Zeichen ihrer Unordnung.) Nun ist

F) Gewohnheitsweise die uns kundwerdende, gleich-
 mäßig wiederkehrende Weise in der Behandlung auß-
 serer oder innerer Gegenstände; folglich ist

G) die Gewohnheitsweise in der Darstellung (durch die Rede)
 ein Erkennungszeichen der Ordnungswiese in den Empfin-
 dungen.

Wir wollen hiermit freilich nicht gesagt haben, daß
 die Gewohnheitsweise das Hauptmittel sei, unsre Empfin-

†) Bei jedem geordneten Ganzen können einzelne
 Bestandtheile desselben in sich mangelhaft seyn, ohne darum
 die Ordnung des Ganzen aufzuheben. So kann z. B. eine
 Bibliothek geordnet seyn, während einzelne Werke derselben
 in sich mangelhaft sind.

bungsweise zu ergründen. Sie ist vielmehr nur eines der minder schwierigen Mittel, erhält aber insofern bedeutenden Werth, als sie sich auch für Andere, als den Nebenbuhler gibt. Dadurch wird es wenigstens möglich, daß wir durch Andere auf die Art der geistigen Entwicklung aufmerksam gemacht werden, so lange wir noch nicht jene innere Stärke und Ruhe besitzen, um durch uns selbst ein Studium unseres Innern zu bewerkstelligen.

Sind wir dahin gelangt, daß wir die Art der Empfindungsordnung zur vorgelegten Darstellung in uns zu erkennen vermögen, so wird es uns leichter werden, einen Blick der Prüfung auf die Steigerungsart zu werfen. Hier kommen wir vor Allem darauf, daß wir, außer der Erkennung, auch noch der Wiedererkennung einzelner Empfindungen fähig sein müssen, deren Vorhandensein in der Seele uns zwar schon bekannt ist, die aber durch neuere Empfindungen verdrängt, oder zurückgeschellt wurden. Dies Wiedererkennen schon aufgenommener, und früher der inneren Ordnung angegeschlossenener Gegenstände begründet die

3. ~~Erkenntnis~~] Erinnerung der Empfindungen.

Man findet aber bei der Rede gerade solche Empfindungen, die durch ein längeres Anschließen an die innere Ordnung eine größere Klarheit erlangt haben, die wichtigsten Bestandtheile derselben. Fände daher das Wiedererkennen oder die Erinnerung solcher Empfindungen nur zufällig, oder dadurch Statt, daß sie unabhängig von allen andern Geisteskräften nur von selbst wieder vor unser inneres Auge träten, so wäre es eine pure Unmöglichkeit, in bestimmter Klarheit zusammenhängender Empfindungen zu reden, indem wir nicht wüßten, wie wir durch die, jede Sekunde wachsenden, neueren Empfindungen zu den frühern hindurchgelangen, oder welchen Zufall wir vorher herbeiführen sollten, um sie wieder zu finden. Es mußte uns

daher vom Schöpfer ein vermittelnder Weg verliehen worden, auf dem wir zur Erinnerung gehabter Empfindungen gelangen können. Dieser vermittelnde Weg von einem gegenwärtigen Momente der Empfindung zu einem vergangenen, ist das Gedächtniß. — An und für sich ist dies Gedächtniß, wie alle übrigen angeborenen Fähigkeiten, roh, und bedarf, wie sie, der Vervollkommenung durch Übung. Je vollkommener es aber ist, um so wohlthätiger wird es auf den Gang der Rede, durch rasches Erwecken schon des kannter Empfindungen, einwirken. Denn, so wie wir auf einem noch uncultivirten und wenig benützten Wege nur langsam, dagegen auf einem cultivirten, geebneten, und durch seine Benützung mit Gleisen versehenen, sehr rasch vorwärts gelangen, so werden wir auch auf dem Wege des Gedächtnisses, wenn er durch häufige Prüfung und Übung vervollkommenet ist, weit rascher zur Erreichung passender Nebenempfindungen gelangen. Das Gedächtniß an und für sich ist nur eine Stufe zur Leiter des Bewußtseins, aber eine bedeutende. Es trägt, wenn es geübt ist, wesentlich zur Auseinanderlegung der Empfindungen bei, und hebt dergestalt das zum Gedanken gewordene Bild, durch die Verbindung einzelner, farbenreicher Partialvorstellungen mit dem Grundgedanken. Ohne den Vorgegang gerade zu verbessern, oder irgend das Wesen d. Rede zu bilden, ist es doch eine große Stufe derselben, und als eine Art von Vermittler zwischen den aufgenommenen Empfindungen, dem Bewußtsein derselben und dem Gedanken zu betrachten. Es trägt zur Steigerung der Empfindungen während der Rede einiges bei, indem es, so zu sagen, den Hergang von einer Empfindung zur andern unterstützt.

Durchs bloße Herbeiziehen der einzelnen Empfindungen in der Erinnerung wird jedoch noch nicht die Feststellung derselben in uns bewirkt. Diese Feststellung aller einzelnen Empfindungen ist aber um so nöthiger, als wir eine jede derselben mit dem zu bildenden innern Gan-

gen in Herrin zu setzen haben. Es muß jede einzelne Re-
denempfindung im Bezug auf den Grundgegenstand zur Ge-
dankenerhebung verfähigt werden, d. h. wir müssen während
der Rede von einer jeden einzelnen Empfindung unun-
terbrochen wissen, daß, und wozu sie da ist. Aus
unserm Erinnerungsvermögen muß also hervorgehen ein

4. ^{bleibendes} ~~bleibendes~~] Bleibendes Bewußtsein der Empfin-
dungen.

Zwar werden wir durch ein fortwährendes, unwill-
kürliches Aufnehmen dunkler Empfindungen beschäftigt,
und die Ordnungsfolge der einzelnen zu einzelnen ist, wie
erwiesen, unerklärbar. Da aber die Seele keine einzelne
Empfindung richtig behandeln kann, wenn sie sich nicht der-
selben als abgeschlossen versichert, so muß sie, wenn gleich
die Ordnungsfolge der einzelnen ihr unbekannt bleibt, dem-
noch im Momente der Rede ein bleibendes Bewußtsein
derjenigen Empfindungen besitzen, die zur Darstellung
durchaus nöthig sind. Hierzu aber kann das Erinnerungs-
vermögen allein durchaus nicht hinreichend sein. Es muß
also noch eine, die Thätigkeit des Erinnerungsvermögens
unterstützende Kraft geben, die den im Gedächtnisse her-
beigeführten Gegenstand unter allen neu hinzutretenden Em-
pfindungen festzuhalten vermag.

Wir wollen es versuchen, diese unterstützende Kraft
ausspöndig zu machen.

Wie das Körperliche seinen Schwerpunct hat, so
hat das Geistige seinen Haltepunct. Der Schwerpunct
des Körperlichen ist subjectiv, der Haltepunct des Geistigen
dagegen objectiv, d. h. das Körperliche trägt die bindende
Kraft in sich, das Geistige aber erlangt dieselbe durch eine
außerhalb seiner selbst liegende Verbindung. Alle, durch
Verbindung von außen geschehene Vereinigung kann
durch äußere Kraft wieder getrennt werden. Folglich be-

darf das Geistige einer zweiten Kraft, durch die es im Stande ist, einer Trennung der erlangten Verbindung mit seinem Polgepunkte das Gegengewicht zu halten. Denn da wir die neu aufzunehmenden Empfindungen ungeordnet empfangen, und dabei nicht die Gewalt besitzen, in irgend einem Momente unsrem Innern zu gebieten: „jetzt sollst Du nicht empfinden,“ so müssen wir uns wenigstens in den Stand setzen können, alle neu erwachenden Empfindungen, so lange wir ältere in Worte kleiden, hinter diese vor Nebe gesteigerten zurückzudrängen, wenn wir nicht der Gefahr ausgesetzt sein wollen, durch unwillkürliche neue Empfindungen unterbrochen, und jeden Augenblick in der Nebe gefloht zu werden. So lange wir uns nicht der Herrschaft neuer Empfindungen zu erwehren vermögen, können wir oft kaum zum klaren Bewußtsein älterer gelangen, vielweniger uns derselben bewußt bleiben. Die Erinnerung bewirkt durchs Gedächtniß nichts Andres, als daß sie uns die früher aufgesakhten Gegenstände wieder vorführt; ob diese Gegenstände dann auch bleiben, da- mit gibt sie sich weiter nicht ab. Dies ist reine Sache des Bewußtseins. Das Bewußtsein allein ist nun freilich im Stande, sie festzuhalten, so lange wir bios denken, und diese vorgelakhten Gegenstände nicht in Worte kleiden. Geschieht dies aber, so bürden wir dem Bewußtsein die dop- pelte Arbeit auf, fortwährend zwei ganz verschiedengestellte, völlig getrennte Empfindungen zu gleicher Zeit in sich zu tragen, nämlich: diejenige, welche wir, indem wir reden, schon in Worte gekleidet haben, und zugleich mit ihr diejenige, welche ihr unmittelbar gefolgt ist, und erst in Worte gekleidet werden soll. Jedt nun dem Redenden jene stän- dende Kraft, die wie eben ersakhten, so kann das Bewußtsein allein nur durch Zwang dahin gebracht werden, die dop- pelte Arbeit zu übernehmen. Es kann sie auch durch Zwang übernehmen; aber diese schwierige Arbeit wird als- dann, wenn sie sich in die Länge zieht, nur schlecht geleit.

het, d. h. die Rede wird unzusammenhängend und minder gelingen werden. Denn, so unglaublich schnell der Mensch auch seine innern Bilder zum Gedanken zu erheben, und diesen in Worte zu kleiden vermag, so können wir doch nicht verhindern, daß sich, während der Rede, irgend eines von den vielen neuen Bildern, die sich fortwährend in uns gestalten, gerade zwischen zwei Gedanken, die in der Rede auf einander folgen sollen, dränge, und dem Bewußtsein des zunächst folgenden Gedankens einen momentanen Schleier vorzuehe. Wie oft ein solches Dazwischendrängen fremder Empfindungen bei der Rede vorkalle, bedarf wohl nicht erst der Erwähnung; jener plötzlich vorgezogene Schleier einer fremden Empfindung ist es gerade, was ein Jeder im gewöhnlichen Leben so oft bei sich erprobt. — Diesen Schleier nun, so oft er sich auch während der Rede einfände, zu durchbrechen, d. h. durch alle hinzukommenden, freundartigen Empfindungen fest und klar hindurch zu schauen, bedarf der Mensch, wenn die Rede gelingen soll, durchaus neben dem Bewußtsein einer kräftigen Zunge, die diesem die doppelte Arbeit erleichtert, und vollenden hilft. — So lange wir, wie gesagt, unsere Empfindungen nicht in Worten aussprechen, bedarf es einer solchen Hilfe nicht, weil dann dem Bewußtsein nur seine eigentliche Sphäre angewiesen bleibt. Daher kommt es denn auch, daß so manche, oft hochgebildete Menschen sagen: „ich fühle alle Ausdrücke, Gedanken und Redesätze in mir, allein ich bin nicht im Stande, sie so auszusprechen, wie ich sie empfinde.“ —

Zeichen haben also das karte Bewußtsein ihrer Empfindungen in sich; allein sie vermögen nicht, sie in gleicher Kraft auszusprechen, entweder weil ihnen jene Zunge des Bewußtseins wirklich abgeht, oder auch, weil sie stets zu nachlässig waren, die Stärke dieser Zunge zu prüfen und zu vermehren, und weil sie des Selbstvertrauens in ihren eignen Seelenzustand ermangelten. — Und diese letzteren

bilden, was zu bedauern ist, ohne Zweifel die größere Zahl; denn die Natur versorgt uns bei der Geburt so mütterlich mit allem zur menschlichen Thatkraft Nothigen, daß wir meistens eine Anlage zu jener, das Bewußtsein stützenden, Kraft einem Todeu inne wohnt, und der gängliche Mangel derselben unmöglich erscheinen muß.

Welche Stütze aber kann für das Bewußtsein wechsellüftlicher sein, als eine solche, die es, trotz allem Fremdartigen, das auf uns einströmt, aufrecht erhält, und uns gegen alles plögl. Störende unerschütterlich macht? Eine solche gibt es wirklich. — Um ihren Namen von selbst herbeizuführen, dürfen wir nur bemerken: daß, indem wir sprechen uns gewisse Empfindungen vergegenwärtigen, unsre Rede nur dann zusammenhängend werden kann, wenn auch das Bewußtsein der vergegenwärtigten Empfindungen in ununterbrochener Klarheit unserem Geiste gegenwärtig bleibt, oder mit kürzeren Worten: wenn wir Geistesgegenwart besitzen. —

Die Geistesgegenwart (und zwar nicht diejenige, die der Franzose *présence d'esprit*, sondern „*imperturbabilité*“ nennt) ist es, die uns, als mitwirkende Kraft des Bewußtseins, ungestört durch alle plögl. Gegenstände hindurchzuführen vermag, indem sie uns Besonnenheit verleiht, und während der Befestigung jener Eindrücke die Klarheit unsres Bewußtseins aufrecht erhält. Eine angeborene Anlage zu dieser Kraft hat, wie schon oben bemerkt, unstreitig ein jeder Mensch, und ein Jeder bewährt dieselbe gewiß Einmal, bei irgend einer Gelegenheit, in höherem oder geringerem Grade. Bei der freien Rede aber ist sie ganz besonders in höherem Grade nöthig, und, nach Betrachtung des eben Gesagten, wesentlich unentbehrlich.

Da wir nicht darstellen vermögen, ohne zu folgern, so werden wir stets eine größere Zahl von Empfindungen zugleich behandeln. — Soll nun das Gemälde der Rede

gelingen heißen, so müssen diese Empfindungen durch harmonisirende Mischung und Aueinanderrückung so innig verbunden sein, daß ihre Verbindung jedesmal als nothwendig aus ihnen hervorgegangen erscheint. Dies hat einige Ähnlichkeit mit dem Producte des Malers. Der Maler jedoch hat das vor dem Redner voraus, daß er sein begonnenes Gemälde Tage und Wochen lang unterbrechen kann, ohne daß diese Unterbrechung weiter schadet, oder am vollendeten Gemälde sichtbar ist. Der Sprechende dagegen soll in Gegenwart seiner Hörer ein Gemälde entwerfen, beginnen, steigern und vollenden, ohne die mindeste längere Unterbrechung. Wenn daher der Maler es eben nicht nothig hat, alle Farben zugleich bei der Hand zu haben, indem er das Fehlende, so lange er will, ohne Schaden suchen kann, so muß der Sprechende im Gegentheil des Vorhandenseins aller nothigen Farben schon im Beginnen gewiß sein, sonst kann sein Gemälde unmöglich gelingen. Noch klarer wird dies durch folgende Bemerkung: das Product des Malers unterliegt dem Anschauen des körperlichen Auges, das Gemälde des Redners dem Anschauen des geistigen. Das körperliche Auge kann an dem Producte des Malers haften, und darauf verweilen; das geistige, innere Auge dagegen kann bei dem Erzeugnisse des Redners nur ihm folgen, um es aufzunehmen. Während daher der Maler sein Bild allein und im Stillen vollendet, um es erst, wenn es schon vollendet ist, dem Auge vorzuliegen, so ist dagegen das innere Auge des Zuhörers bei der Rede von deren Anfang bis zu ihrer Vollendung gegenwärtig. Der Zuhörer wird folglich jede Unterbrechung oder falsche Farbmischung im Gemälde eben so gut bemerken, als der Redner selbst*).

Wir müssen also bei der Rede es dahin zu bringen suchen, daß wir jeder störenden Unterbrechung im Voraus ei-

*) Wir finden hier für nöthig, zu wiederholen, daß wir mehr über die unmittelbare Rede abhandeln.

nen sichern Damme entgegen zu legen vermögen, und eine Stützgrundlage zu diesem Damme ist die Geistesgegenwart.

Nachdem wir es dahin gebracht, uns mit gehöriger Besonnenheit und Selbstbeherrschung einem vorgelegten Meditationsgegenstande zu nähern, und mit voller Zuversicht die ihn bedingenden Eckpunkte zu erkennen, so werden wir im Stande sein, zum raschen Entwerfen eines klaren Plans zu schreiten. — Dieser ist durchaus nothwendig zur

5. Uebersicht.] Allgemeinübersicht der Empfindungen.

Nicht nur, daß wir uns einer jeden einzelnen Empfindung zur Behandlung gewissermaßen im Voraus bemächtigen müssen, so ist es auch noch nothwendig, daß wir alle, die zu den bestimmten Gegenständen erforderlich sind, unter Einen Blick des Geistes zu bringen suchen, damit sie uns formwährend zu Gebote stehen, wir dieselben frei überschauen können, und das Aufeinanderfolgen derselben sich durch einen und denselben bedingenden Zweck feststellen läßt. Dies Feststellen der einzelnen Empfindungen zu einander durch den Zweck der Med. ist besonders bei denjenigen zu beobachten, die als unmittelbar aus der Hauptempfindung entsiehend betrachtet werden müssen. Sollten sich alsdann auch während der Med. noch andre zu demselben Empfindungen einstellen, die vorher in die Allgemeinübersicht nicht begriffen waren, sondern vielleicht erst durch Reflexion in unserer Seele sich ergaben, so werden sie mindestens auf die im Voraus bestimmten und unter Einen Geistesblick versammelten nicht störend einzuwirken vermögen, und wir um so leichter sie in den Kreis der bereits abgeschlossenen Empfindungen hinein verflechten können.

Wir müssen jedesmal wissen, wie weit wir zu gehen haben, und deshalb die Lichtstrahlen unsres Innern nicht über den innern Gesichtskreis hinaus treten lassen.

Die genaueste Uebersicht unserer vorhandenen Empfindungen ist ferner um so unerlässlicher, als wir nur durch sie die gehörige Richtung derselben einzuleiten vermögen. Aus dieser Richtung der Empfindungen entsteht die

a. *entbehrungs*] Eintheilung ihrer Bestandarten.

Erschöpfung für diese ist es gleichfalls, wenn wir unsere Entwicklungsweise zur Darstellung erkannt und verbessert haben. Sie hängt unmittelbar von der erlangten Uebersicht und dem Entwurfe des Planes ab, obgleich sie zum Theil im Plane mit begriffen ist. Indem der Hauptplan mehr mit der Uebersicht des Ganzen zusammenhängt, so ist die Eintheilung des Ganzen als für sich bestehend zu betrachten; denn diese betrifft mehr die Abscheidung der Theile, oder einzelner Gesamtheiten, während die Uebersicht mehr die Zugehörigkeit zum Ganzen betrifft. (Ein Plan ist also die Grundlage zur Verbindung von Uebersicht und Eintheilung, und besteht aus den beiden Haupteigenschaften: Zugehörigkeit und Abscheidung.) Aus der, durch klare Eintheilung erfolgten Abscheidung der Empfindungen entsteht, wie wir später auseinander legen werden, die klare Abscheidung des Gedankens. Die Eintheilung der Redebestandarten ist daher von wesentlicher Nothwendigkeit. Sie begründet sich hauptsächlich:

- 1) in der Anordnung der richtigen Proportionen und nach dem grössten Werthe berechneten, folgerichtigen Harmonie der Nebeneempfindungen zur Haupteempfindung, oder
- 2) in der Anordnung der richtigen und nach dem gelingsten Werthe berechneten Steigerung der vorausgehenden Theilbegriffe zum Hauptbegriffe;

oder, mit andern Worten, sie besteht:

- 1) in folgerechter Auflösung des Stärkeren zum Schwächeren;
- 2) in folgerechter Auflösung des Schwächeren zum Stärkeren,

welches Letztere edlerer Art ist, und sich zur Darstellung am meisten eignet.

In der Eintheilung muß einerseits schon der Zweck der Darstellung ersichtlich werden, d. h. es muß eine jede eingetheilte Empfindung schon ihrem Standpunkte nach mit dem Zwecke der Rede vereinbar sein.

Ferner darf die Abschreibung oder Zutheilung der einzelnen Nebeneindrücke nur ihrem geistigen Werthe nach Statt finden, weil nur in diesem Falle die Redebestandtheile als zweckmäßig eingetheilt erscheinen.

Jede zweckmäßige Eintheilung macht uns eine Auflösung des Schwächeren zum Stärkeren möglich, und setzt uns in den Stand, den aus unseren Empfindungen erwachenden Ideenkreis in sich abzurunden.

Nun aber können die aus einem Hauptbegriffe entspringenden oder durch ihn erweckten Nebengriffe nicht nur in sehr großer Anzahl vorhanden sein, wovon wir sodann oft wieder einen großen Theil vielleicht gänzlich ausschreiben müssen, sondern es kann sich auch im Gegentheile wieder zeigen, daß wir eine vorzugsweise schöne Nebeneindrücke in dem Grade eines Hauptgedankens zu folgern, und dieselbe — indem wir den eigentlichen Hauptgedanken der ganzen Darstellung auf eine kurze Zeit bei Seite setzen — als abgeschlossen zu behandeln vermögen. Dies nennen wir sodann: „eine Episode in die Darstellung verflechten.“ —

So schwierig es nun auch ist, dergleichen Episoden gelungen auszuführen, ohne der eigentlichen Hauptdarstellung Abbruch zu thun, so sind sie doch oft zur Verhütung des Ganzen nicht unpassend, und tragen, wenn sich der Redner in

der Hauptdarstellung durch sie nicht irre machen läßt, sich viel zur Hebung desselben bei. — Ferner ergeben sich zu jeder ausgedehnten Darstellung mancherlei Empfindungen, die, ohne gerade Episoden herbeizuführen, sich zur besondern Hervorhebung des Grundbildes eignen, und die daher eine nicht minder genaue Berücksichtigung, als die Episode verdienen. Seltener ist es auch noch möglich, daß bei der Eintheilung der Nebensbilder zum Grundbilde unter den Nebenempfindungen solche hervortreten, die einander ganz ähnlich sind, und welche daher, um Reminiscenzen zu vermeiden, im Voraus verliessen, ausgelassen, vereinfacht, und alsdann zusammen versetzt an die abschließende Stelle versetzt werden müssen. Alles dies nun macht uns darauf aufmerksam, daß die Eintheilung allein uns noch nicht genügen kann, denn wir müssen nicht nur wissen, wie die einzelnen Nebenempfindungen sich zur Hauptempfindung verhalten, sondern wir müssen auch noch, vor beginnender Rede, genau darüber im Klaren sein, wohin sie ihrem Werthe nach gehören. Der vorgesezte Gang der Darstellung im Allgemeinen bedingt zwar gleich den Gang der aus ihr erwachsenden Nebenbegriffe; allein daraus geht noch nicht hervor, daß die notwendige Auffassung der letztern sich unmittelbar in der Auffassung des Hauptgegenstandes begründe. Wir werden vielmehr später auseinanderlegen, wie ein jedes einzelne Theilbild seine ihm eigenbümliche Auffassung bedinge, obschon alle Theilglieder mit dem Hauptgliede zusammen auf einen und denselben Zweck hinarbeiten haben. Jede einzelne Nebenempfindung, die wir als notwendig in die Darstellung verflechten wollen, muß in sich selbst so viel natürlichen Werth besitzen, daß sie als dem Grundgegenstand erhöhend zur Anwendung gebracht werden kann. Wir müssen dabei nicht nur den Augen einer jeden Empfindung zur Darstellung überhaupt, sondern auch ihr natürliches Gewicht zum Grundbegriff mehrbendete erkannt haben. Dies führt uns zu einer zweckmäßigen

Bestimmung.] Bestimmung der eingeheilten
Empfindungen.

Bei der Eintheilung, die, wie gesagt, zum Theil nur in den Plan begriffen ist, suchen wir sie aus, bei der Bestimmung weisen wir sie an, d. h. bei der letztern bestimmen wir ihnen einzeln den gehörenden Rang, während die Eintheilung die Rangordnung der Arten betrifft, (wofür wir in der „Praxis“ ein ausführliches Beispiel angeben werden). Die zur Bestimmung der eingeheilten Empfindungen erforderliche Werth-Erkennntniß zeigt uns zugleich an, inwiefern sich aus ihnen eine moralische Kraft zu entwickeln habe, und dies bedingt abermals eine Steigerung derselben. Es kann eigentlich keine wahre, in sich geltende Empfindung ohne moralische Kraft geben, selbst wenn diese nur Widerstrahl einer möglicherweise zu folgernden Empfindung wäre. Jede wahre Empfindung, die im Stande ist, zur Erhebung des sie zeugenden Grundbildes beizutragen, bedingt hierzu in sich irgend einen Lichtpunkt der Moral; ist sie unfähig zur Erhebung ihres Gegenstandes, so ist sie schon in sich als nichtgültig zu betrachten, besonders wenn sie durch freiwillige, innere Erwedung entstand. Es geht aber daraus, daß eine jede nothwendige Empfindung irgend einen moralischen Lichtpunkt in sich tragen kann, hervor: daß eine jede, in unsere Seele eingeklangene der Veredelung fähig sein muß. Diese veredelnde Steigerung ist um so nöthiger, als eine jede Nebenempfindung wieder abgeleitete Theilbilder in sich enthalten kann, und diese abgeleiteten Bilder nur allmählich einen abschließenden Ausdruck des Gemüths, des Gefühls, der Andeutung, Andacht, Theilnahme u. s. w. bedingen, weshalb die sie gebörende Nebenempfindung erst noch einen besondern Grad der Empfindungsvollkommenheit zu erlangen hat, um jenen darstellenden Ausdruck in ein harmonisches Werthverhältniß zum Hauptgegenstande setzen zu können.

Indem wir durch die Bestimmung jedem einzelnen Wille einen bestimmten Rang anweisen, so muß dieser Rang bei der Darstellung dazu benutzt werden können, die Bestimmung des Grundbildes, oder den Zweck der ganzen Darstellung mit formwährend aufsteigender Proportion in das möglichst hellste Licht zu setzen. Jedes einzelne Theilbild muß daher in der Seele des Redners in solcher Vollkommenheit da stehen, daß er sich nicht erst während der Rede mit der Veredelung desselben beschäftigen darf. Während er jede einzelne Nebenempfindung in seiner Seele so aufstellen hat, daß sie die Absicht seiner Rede gewichtig zu unterstützen vermag, muß es dem Zuhörer erscheinen, als wolle er nur im Grundgegenstande eine Absicht befehlen; dies wird er aber nur dann zu bewerkstelligen vermögen, wenn seine Nebenempfindungen schon vor Beginn der Rede demachen in ihm vervollkommenet sind, daß er sie ohne alle sichbare Anstrengung und fast unmerklich zur Erhebung des Hauptgegenstandes benutzen kann. Es liegt überhaupt in der Natur des Menschen, daß er sich gerne auf recht zwanglose Weise, so wie von selbst, zur Ueberzeugung hinführen läßt. Die geringste Unsicherheit im Gemälde des Redners bewirkt sehr leicht ein Schwanken in den Empfindungen seiner Zuhörer. — Er muß also, indem er sich seiner zu gebrauchenden Nebenbilder bewußt wird, die im Verhältnisse zum Hauptgegenstande nicht veredelungsfähigen zu befeitigen, und die zur Veredelung passenden in das gehörige Licht zu stellen wissen. Die Veredelung der zur vorgelegten Darstellung schon bestimmten Empfindungen ist um so nöthiger, als die Seele sich ununterbrochen mit Neuem beschäftigt, und an und für sich, als wirkende Kraft, durchaus in keine bestimmte einfache Richtung vom Menschen zu versetzen ist. Diese Richtung kann nur jedesmal einer gewissen Reihe ihr entnommener Empfindungen angewiesen werden, und während der Redner seine vorgelegte Bahn verfolgt, ist sie ungehört ihr Grundvermögen im Aufnehmen

ner Empfindungen aus. Das innere Auge eines jeden Menschen ist nur Eines, aber die Strahlen dieses Auges sind unberechenbar. In einem jeden dieser Strahlen liegen die aufeinander gefolgten Empfindungen als aufgestellte, geistige Lebenspunkte, und wir sind nur mit Mühe im Stande, auch nur einige von einander absteigenden Strahlen dieses Auges mit einander zu verbinden. Dazu gehört tiefes Selbststudium und eine tiefe innere Abgeschlossenheit und Sammlung. Indem wir uns also mit einer Reihe solcher Empfindungen zu beschäftigen gedenken, die wir als für eine einzige Darstellung passend in uns abschließen müssen, so können wir uns höchstens mit je Einem jeder Strahlen befassen, und haben sodann auch hinlänglich zu thun, um die in jenem Strahle uns als nothwendig erscheinenden Punkte zu Lichtpunkten zu erheben, und sie vor möglicher Verdüsterung durch fremdartige, neu eingeübte Empfindungen zu bewahren. Der Redner muß sich nie mit allzuviel auf Einmal beschäftigen wollen. Er hat den Zweck seiner Darstellung durch nothwendig-bedingte Folgerung in seinen Ideen wo möglich auf harmonische Beweisführung zu fügen; er muß fühlen, daß seine Empfindungen in harmonischem Einklange zu dem Zwecke seiner Rede stehen, er muß selbst überzeugt sein, bevor er Andere überzeugen will, und mit einem Worte, er muß das, was er Anderen verkünden will, so zu sagen sich zuerst schon selbst dargestellt haben. Dazu aber darf in seinem Bewußtsein keine Nebenempfindung sich als herabziehend zum Hauptgegenstande verhalten, und dies alles führt uns von der Bestimmung aus die

Caeterum! Läuterung der Empfindungen.

Die Läuterung der Empfindungen bringt eigentlich den vorhandenen Keim derselben zur Blüthe, und diese ist zu jeder Rede unumgänglich nothwendig. Es gibt wohl nur

weniger Empfindungen besserer Natur, bei denen sich nicht starr ein Jua des menschlichen Geistes kund geben läßt. Die Eindrücke der lieblichen und trüblichen Zeiten unseres Lebens sind ferner so eng mit einander verknüpft, und stehen sich so nahe, daß wir selten unsere eigenen Gefühle des Angenehmen oder Unangenehmen aussprechen können, ohne in der Seele unserer Zuhörer gewisse Töne mit zu berühren, deren reinerer oder trüblicher Klang sodann gewöhnlich von der Vollkommenheit unfres Redevermögens abhän- gend gemacht wird. Je geläuterter nun in solchen Fällen unsre eignen Empfindungen sich kund geben, um so mehr werden wir in einer oder der anderen Weise auf das Gemüth un- serer Zörer einwirken: (dabei wir auch im gewöhnlichen Le- ben zu sagen pflegen: wir lesen den Eindruck unfres Rede auf dem Antlitz unfrer Zuhörer). — Ziehen unsre Em- pfindungen noch so schön eingetheilt, noch so passend bestimmt, und unsre Zörer noch so wohlwollend, so werden wir den beabsichtigten Zweck der Rede doch niemals völlig erreichen, sobald unsre ausgesprochenen Empfindungen der Lauterung ermangeln. Man führe Jemand, der noch so durstig ist, an eine schöne Quelle, deren Wasser zu der besten Art ge- hört, in welcher aber allerlei Wasserküder und dergleichen sich befinden, so wird er zwar seinen Durst daraus löschen können, aber der Trunk wird nicht so wohlthätig auf ihn einwirken, als wenn das Wasser geläutert wäre.

Die Lauterung der Empfindungen ist sehr verschiedener Art, und daher häufig von der Reinheit der einzelnen Em- pfindung selbst ab. Eine einmal ungeläuterte Empfindung vermag oft die Vorläure der ganzen Rede zu verhören. Durch die Lauterung gelangen wir erst zur jedesmaligen Abrennung der eigentlichen Empfindungsrede, und wenn wir uns vor- über bei der Rede fortwährend bewußt bleiben, so werden die uns einfließenden dunklern Bilder sehr leicht von selbst hinter sie zurücktreten, und dies ist schon ein wesentlicher Beitrag zur reinen Rede.

Gewiß ist es, daß, wenn der Medner nur erst das Gefühl der Läuterung seiner Empfindungen bewußt in sich trägt, der Aufschwung der aus ihnen hervorgehenden Ideen viel kräftiger und dauernder sein wird. Er wird sich erleuchteter und erheben fühlen, durch das Bewußtsein einer ihm zu Gebote stehenden großen Lichtschar, mit welcher er bei nur mäßiger Selbstkraft frei und ungehindert durch alles Störnde hindurch zu dringen vermag; er wird sich stark fühlen, bei dem Bewußtsein: frei von allem Einflusse der momentanen Zu- oder Abneigung seiner Zuhörer, sich selbst genug zu sein; er wird begnügt sein, bei dem Bewußtsein: einen durch seine Selbstkraft geläuterten Widerstreit in sich zu tragen, durch den er das schon bald erforderliche Feuer zu entzünden vermag, wenn es ihm gelinzt, die in ihm selbst erwachten Lichtstrahlen so in dessen Tiefen zu erglänzen, wie er sie empfindet. —

Die Läuterung der Empfindungen ist ferner darum unentbehrlich, weil sie auf dem wesentlichen Verhältnisse der einzelnen Empfindungen unter einander beruht, wie aber durch die Läuterung des Einzelnen zur Klarheit des Ganzen gelangen; und dies ist der höchste Grad bei der Zäugung der Empfindung zur Erwirkung des Gedankens. Die höchste Stufe der vervollkommenen Empfindungsanordnung, oder die Reife derselben, heißt also:

ausen] Klarheit der Empfindungen.

So vielfacher Art die Empfindungen an und für sich sind, so vielfachen gestaltet sich, zur Klarheit derselben, die jedesmalige Läuterung. Ungeläuterte Empfindungen sind bei der Rede immer überflüssig. Bei Empfindungen moralischer Natur ist die Läuterung stets Veredelung; sie tritt jedoch in jedem einzelnen Falle in ein bestimmtes, verflärendes Verhältniß zum Ganzen, und muß also schon deshalb der Klarheit der Empfindung vorausgehen. Da nun der klare Ge-

haupte nur aus der Klarheit der Empfindung zu entstehen vermag, diese Klarheit aber durchaus auf der Läuterung der innern Triebfedern beruht, so muß uns diese letztere von doppelter Wichtigkeit erscheinen, und wir wollen noch aus einem besondern Gesichtspunkte darzuthun versuchen, warum eine Läuterung der Empfindungen der Klarheit derselben voraussetzen muß.

Alle äußere Klarheit durch äußeren Sinn setzt eine ruhige Hingebung oder eine Ruhe bei der Anwendung des betreffenden Sinnes voraus; so z. B. wenn ich einen Gegenstand klar mit dem Auge sehen will, so muß dies Auge ruhig auf ihm haften, denn je unruhiger es umherschweift, um so mehr verwirrt es den klaren Gesichtspunct. Eben so setzt die innere Klarheit, durch inneren Sinn, eine innere Ruhe voraus. Eine innere Ruhe aber kann bei innerer Verwicklung nicht Statt finden. Sollte daher eine Verwicklung vorhanden sein, so muß diese, — damit die Ruhe zur Klarheit gewonnen werde — durch passende Vertheilung entwickelt und aufgelöst werden. Diese Entwicklung geringerer Bestandtheile ist mehr oder weniger deren Läuterung. Eine innere Verwicklung findet Statt: wenn irgend eine, schon vorhandene, überwiegend-angenehme oder unangenehme Empfindung, die nicht Hauptempfindung der Ruhe ist, die Seele des Redenden dergestalt einnimmt, daß er dadurch die Hauptempfindung der Ruhe zu weit auf dem Gesichte verliert, daher die übrigen Nebenempfindungen nicht mehr zu beherrschen vermag, und diese sodann in ein ungeordnetes Verhältniß zum Ganzen treten. — (Wir werden dies weiterhin durch ein Beispiel erläutern. —)

Warum aber kann zur Ruhe die innere Ruhe bei innerer Verwicklung nicht Statt finden? Aus zweifachem, gleichwichtigem Grunde.

A) Aus geistlichem Grunde.

Wir sprachen weiter oben von der Möglichkeit: jezt

Eindrücke, die, während wir reden, durch eine Menge unwillkürlicher, neuer Empfindungen auf uns aemacht werden, momentan hinter die, in Rede zu stehenden Empfindungen zurück zu drängen. Hierzu ist natürlich erforderlich, daß diejenigen Empfindungen, die, als schon vorhanden, in Worten ausgedrückt werden sollen, bereits in die gehörige Harmonie zum Ganzen gestellt sind, damit wir im Stande sind, jene neuen Eindrücke jedesmal hinter das Ganze zurück zu drängen; denn das Zurückdrängen hinter einen Theil desselben, würde diesen Theil vom übrigen abschneiden, — mithin eine Stoduna bewirken. — Sobald also diese innere Harmonie bereits besteht, können wir den Wirkungen neuer Empfindungen entgegenstreben. Wie aber, wenn diese Harmonie schon in sich, d. h. durch ältere schon vorhandene Empfindungen gestört wird? Und dies ist gar nichts Seltenes. Der Mensch ist von Natur so sehr geneigt, Empfindungen, die ihn unmittelbar selbst und die sein eigenes Wohl und Wehe betreffen, in seiner Rede die Oberhand zu lassen, daß oft die Harmonie des schönsten inneren Mundgemäldes durch eine einzige, zu stark hervorstechende Farbe desselben unterbrochen wird. — Diese Farbe ist der eigentliche, natürliche Egoismus, — der bisweilen in solchen Fällen zu entschuldigen sein dürfte, wo ein wüthlicher Schmerz der Seele die Empfindungen in zwei ungleichertheilte Hälften theilt, wovon die größere Hälfte den schmerzlichen Theil bildet. — In einem Zustande, in dem irgend ein sehr heftiges Gefühl unserer Seele sich in besonders hohem Grade bewerkelt, sind wir nur zu sehr geneigt, von allen übrigen Empfindungen zu abstrahiren, und uns diesem heftigen Gefühle, als unwillkürlich angenommener, — oder wir möchten vielmehr sagen: als usurpирender Hauptempfindung zu überlassen. Indem dies aber geschieht, wird ein solches heftiges Gefühl von Freude oder Schmerz alle übrigen heftigen Empfindungen gleichsam in sich verschlingen, — wodurch denn natürlicher Weise ein völlig vermis-

keines und ungetragenes Verhältniß dieser Empfindungen schon in jener sich aufdrängenden Hauptempfindung entstehen muß, — um wie viel mehr also nicht zur wahren, verständlichen. Befügen wir nun in einem solchen Zustande nicht die Gewalt der Lärmen unserer Empfindungen, so sind wir nicht nur nicht im Stande, irgend eine geordnete, zusammenhängende Rede zu halten, sondern wir können dann oft gar nicht sprechen: — daher sehen wir in solchem Falle zu sagen: „er ist seiner Empfindungen nicht Herr,“ oder „der heftige Schmerz (die heftige Freude) macht ihn verstummen.“ — — — Dies kommt daher, daß wir durch jene heftige Hauptempfindung entweder der Klarheit mehrerer geistigen Bestandtheile unseres Innern — oder auch momentan der Klarheit unseres ganzen geistigen Zustandes ermäßen: woraus wir es auch erklären können, warum die plötzlich-eintretende Hauptempfindung eines sehr heftigen Schmerzes oder einer sehr heftigen Freude einem Menschen das klare Bewußtsein rauben, und ihn verrückt machen kann. Wir wählen hier mit Willen den Ausdruck „verrückt,“ statt „wahnstinnig,“ da wir bei einem solchen Menschen, durch den starken Druck der eintretenden Empfindung, die Klarheit des Bewußtseins förmlich an eine andere Stelle rücken oder verrücken sehen. —

Eine völlige Klarheit der Empfindungen ist auch besonders unerlässlich zur zusammenhängenden Rede. Diese Klarheit aber kann bei innerer Verwirrung nicht vorhanden sein. Denn: indem wir bei jener, durch das Verschlingen aller Nebenempfindungen geordneten Harmonie, aus einem mächtigen Hauptgefuhle vorzugsweise hinsehen, so wird dieses Gefühl alles Andre in uns verdunkeln. Derselben Hymen wegen werden wir ferner vorzugsweise dieses Gefühl auszusprechen suchen. Sollen wir nun, während dieses heftigen Gefühls, irgend eine andre, ihm gewalttham untergeordnete, Empfindung klar und zusammenhängend kund geben, so wird es uns dabei dennoch fortwährend zu jenem

übermächtigen Hauptasfuble hinreihen; wir werden mit uns ruhiger Zehnucht an ihm hängen, — und dies muß und natürlich die Ruhe beschaffen, uns andern Empfindungen binnuaeben. — Tetslich kann eine innere Ruhe zur klaren Rede bei innerer Verwickelung nicht Statt haben. —

II) Aus moralischem Grunde.

Dieser ergibt sich aus der ganz kurzen Betrachtung: daß eine moralische Unvollkommenheit oder Verwickelung in unserm Innern schon an und für sich, als unreines Bewußtsein, die Ruhe des Gewissens zerstört, mithin die Harmonie der Seelenkräfte schon in sich selbst aufhebt, und uns die Ruhe zur innern Klarheit benimmt. — Dies führt uns zu dem zwar sonderbaren, aber merkwürdigen, und durch häufige Erfahrung bewiesenen Schluß: „daß moralisch unvollkommene Menschen die Fähigkeiten der zusammenhängenden, klaren Rede stets in weit geringerm Grade beßigen, als moralisch-bessere; daß Letztere ferner zur Erzeugung eines moralisch-fröhlichen Eintrucks durch die Rede weit weniger geeignet sind, als Letztere“).

Erst von der Klarheit der Empfindungen aus gelangen wir zur Einsicht des klaren und richtigen Denkens, d. h. die Klarheit der Empfindung macht uns fähig zum klaren Gedanken. Diesen, wenn wir uns so ausdrücken dürfen, als das Material zu den Gedanken, die die Sprache auskndet, werden wir, seiner Zusammenfügung, Anwendung und dem

*) So vermochte es ein Habsburger nicht, durch einige unplanmäßig abhängend hervorgehobene Aeußerungen schon zum Hinsterbe zu kommen. Er selbst in noch größerem Maßstabe darzustellen; er aber, und wenn er acht Tage lang ununterbrochen gestet bliebe, würde es im Grunde gar kein sein, auch der Einnahme seiner Gedanken auf dem Wege der Logik zu beschließen. — In solchen Fällen muß er in weit von einer Klarheit seiner Vorstellungen entfernt, und eine Erklärung derselben ihm völlig fremd.

möglichst vollkommenen Wertgebrauche nach, in den nächsten Abtheilungen behandeln. —

Gleichwie nun die Arithmetik neun Grundzahlen hat, von denen acht wieder durch die erste entstehen, indem diese darin enthalten ist, und gleichwie aus diesen neun Grundzahlen alle möglichen übrigen Zahlenverhältnisse und Summen zusammengelegt werden können, also, konnte man sagen, hat auch die Sprache, zur Erhebung des Redehaues, neun Grundtönen oder Grundzahlen, von denen acht, wie bei jener, durch die erste entstehen, und aus welchen, wie wir in den folgenden Abtheilungen erkennen werden, alle Rede-Summen zusammengelegt werden müssen.

Diese Grundzahlen der Rede sind, nach unserm bisherigen Erweisen:

1 =	Ordnungseinheit	} der Empfindungen.
2 =	Erkenntniß	
3 =	Erinnerung	
4 =	Bleibendes Bewußtsein	
5 =	Uebersicht	
6 =	Eintheilung	
7 =	Bestimmung	
8 =	Erläuterung	
9 =	Klarheit	

Aus der richtigen Proportion dieser Grundzahlen entsteht die richtige Gedanken-Summe, — oder die richtige Rede. —

Um dieses Grundverhältniß vollständig zu machen, könnten wir noch eine kurze Erläuterung der „Null“ unseres neuen Zahlensystems beifügen, die ohngefähr das nämliche Verhältniß zu ihm hat, wie die Null der Arithmetik zu ihren Grundzahlen.

Die Null des Redesystems ist die, zwar bereits aufgenommene, aber noch unangewiesene, d. h. in noch kein bestimmtes Verhältniß zu einer Hauptempfindung getretene, Nebenempfindung. — Sprechen wir sie in diesem unbestimmten Verhältnisse und allein aus, so bleibt sie Null. Tegen wir sie, ohne richtigen Grund, vor eine ganz fremde Hauptempfindung, so behält sie den Werth als Null. — Erscheint sie dagegen, durch das Verhältniß irgend einer geordneten Grundeempfindung geweckt, als notwendige Nebenempfindung mit derselben geordnet, so heigert sie, wie schon früher bemerkt, den Werth derselben, gleichwie die Null der Arithmetik, die zur Grundzahl richtig geordnet, diese in bestimmtem Verhältnisse heigert. —

Aus dieser Ursache schon wird es uns begreiflich, warum i. B. Jemand, der aus dem Traume redet, gewöhnlich nur anjussammendängende Worte durcheinander werft (was wir in der dritten Abtheilung vollständig erläutern werden), und erklärlich wird es uns nun, warum wir bei Höörung eines aus dem Traume Sprechenden, uns jedesmal erst eine gewisse Hauptempfindung hinzudenken müssen, um einen Sinn in das Gehörte zu bringen. — Der Schläfer ist nie Herr seiner Empfindungs-Ordnung, und spricht daher meistens nur in Nullen, mit sehr schwacher Bedeutung der Grundjassen. So auch der Verunsicherte, — mit dem Unterschiede, daß dieser auch wachend nur in Nullen, oder ungeordneten Empfindungen spricht; und dies ist die Differenz zwischen dem Verunsicherten und dem Träumer. —

Aber auch andere, oft sehr gebildete Menschen haben dieweilen die Gewohnheit, einem plötzlichen äußeren Eintrunde sich hinzugeben, und die dadurch erzeugte Empfindung mitten in Gesprächen oder Reden, wobei sie gar nicht anhört, sogleich auszusprechen. Dies entsieht rein aus geschwächter Willenstraft; denn wenn auch das Aufnehmen neuer Empfindungen sich nicht durch willige Willenstraft demuten läßt, so ist doch das Aussprechen derselben gänzlich unfe-

tem Willen überlassen. — Von solchen Menschen hat die deutsche Sprache zwei sehr treffende, bezeichnende Sprichwörter: „Er spricht, wie's ihm in Kopf kommt“^{*)}, und: „Er läßt den Wein nicht vergahren.“

Gerade so ist es auch. Dergleichen Personen behalten nichts Neues im Kopfe, um es bis zur passenden Zeit aufzuheben, und trinken den ungeläuterten, unlauberten Wein, ehe er noch vergahren hat. — Wir befanden uns z. B. in einem Garten, und während wir promenirten, stellte uns ein anwesender Fremder einen feierlichen Zug des Papstes nach der Peterskirche dar, welchen Zug er in Rom mit angesehen. — Mitteln in seiner Rede erblühte er im Garten einen ausliegenden Papagai, und es drängte sich ihm unwillkürlich die Empfindung auf: „das ist ein schöner Vogel!“ — Ist er nun eine jener Personen, die nur schwache Willenskraft und Besonnenheit in sich tragen, und spricht diese Empfindung in unangemessenem Zustande aus, so wird es sich, die störende Unterbrechung seiner Rede ganz abgerechnet, sehr possiblich annehmen, wenn er den Papagai mit dem Papste zusammen bringt: um so mehr, wenn durch Zufall jene ausgesprochene neue Empfindung vielleicht eine Zusammenstellung folgendergestalt bewirkte:

„Ich stand, verunken in den erregenden Anblick aller dieser Pracht; das Volk umher jubelte, sank zum Theil auf die Kniee, und küßte das Piedestall der vorüberziehenden Priester. Endlich kam der Papst selbst. Der Jubel wurde allgemein, und wie aus Einem Munde schrie Alles: — — „Das ist ein schöner Vogel!“ — —

^{*)} Das Sprichwort, das besagen will, daß der Redende ohne Bedienung und Zusammenbauende bleibe, ist etwas zu vorschneiden von dem abzuheben: „Er spricht wie ihm der Schnabel anwachsen;“ denn das Sprichwort besagt den freudigen und freimüthig Redenden. —

Dergleichen Beispiele sind im gewöhnlichen Leben nicht selten. Ein Glück sodann, wenn die Hauptdarstellung an sich zu interessant ist, um uns die Possirlichkeit bemerken zu lassen. Allein die Unterbrechung der Rede findet immer dabei Statt. — Bei einer naturhistorischen Erzählung wäre dieser Papagei vielleicht an seinem Plage gewesen. Hier aber war er eine werthlose Null. —

V a r i e.

Um — soaten wir — die uns eigne Empfindungsweise zu erforschen, müsse man seine Gewohnheitsweise zu ergründen suchen. Eine solche Gewohnheitsweise im Entwickeln seiner Ideen hat unläugbar ein jeder Mensch. In der Art des Ganges und der fortschreitenden Auffassung der Darstellung ist sie eigentlich sehr verschieden, aber ihren Grund bezeugt kann sie durchaus nur in zwei Arten haben. Diese bestehen darin, daß der Mensch bei der Darstellung eines Gegenstandes

- a) entweder gleich mit der in ihm erwachten Hauptempfindung beginnt, und aus dieser sodann seine Nebenempfindung folgert, oder, daß er
- b) zuerst die, durch das Hauptbild in ihm erhandelten, oder die dem Hauptbilde ähnlichen Nebenempfindungen entwickelt, und sodann erst von diesen aus auf den darzustellenden Hauptbegriff übergeht.

Da nun die letztere Art zur höheren Darstellung die eigentlich anwendbare oder passende ist, so müssen diejenigen, welche nach vorgenommener Selbstprüfung finden, daß in ihren Darstellungen die angegebene erste Art der Gewohnheitsweise vorherrsche, dieselbe in die zweite umzuwan-

dehn suchen; dies ist — da wir uns ohnmöglich in das Innere aller Nationen sprechender Menschen versetzen können, um die Art der Empfindungen eines jeden Einzelnen zu classifizieren, — der unermesslichste, und, wenn er besolgt wird, gewiß der wirksamste Rath, den man zu geben vermag. Man besürchte nicht, dadurch, daß man das erste Entkommen der Entwicklung jedesmal dieser einfachen Herodubeweise unterwirft, in eine Einformigkeit der Darstellungen zu verfallen; diese Einformigkeit soll im Gegentheil — nicht in den Darstellungen selbst — aber wo möglich in der Grundanlage einer jeden Darstellung ersichtlich werden.

Man kennt den Begriff *monoton**). Wir pflegen mit diesem gewöhnlich eine wiederkehrende Einformigkeit im Ausdrücke der Darstellung zu bezeichnen, und finden eine solche, des Wechsels entbehrende, Einformigkeit im Ausdrucke den Regeln des Schönen unangemessen. Hierin haben wir auch insoferne recht, als schon die äußeren Sinne uns fortwährend neue Behaltungen zuführen, und wir dies daher von den inneren um so mehr verlangen dürfen. Dringern wir aber, besonders bei Begriffen, die eine abgeschlossene Klarheit erheischen, etwas tiefer in die Bedeutung des Einformigen, so werden wir finden, daß es eine Art von geistiger Einformigkeit gibt, die manchen wesentlichen Handlungen zum Grunde liegen muß, und die mit in den Hauptprincipien der geistigen Schöpfung gezählt werden darf. Es

*) Hier waren wir anfangs zweifelhaft, ob wir uns nicht tiefer auf den Begriff der *Kualogie*, als den der *Monotonie* einzulassen sollten. Das *Kualoge* aber unterliegt immer einem Vergleiche, während das *Monotone* edem allen Vergleich in sich selbst bestehen kann. Da wir nun nicht von der Gleichförmigkeit der Darstellungen unter einander, sondern vielmehr von der Einformigkeit in der Grundanlage einer jeden Darstellung in sich reden wollen, so heisse sich uns natürlich der Begriff *monoton* als anwendungsfähiger dar.

versteht sich von selbst, daß wir hierdurch nicht eine Einförmigkeit in der Darstellung selbst als recht finden, oder gar verteidigen wollen; wir werden vielmehr darauf zurückkommen, daß Monotonie in der Darstellung gerade das Widersichste derselben ist. Aber, indem wir uns genöthigt finden, dem Begriffe „monoton“ einen Werth beizulegen, fuhren wir ihn auf die Bedeutung der Einförmigkeit in der geistigen Anlage und Grundordnung zurück, die durch aus einer jeden gelungenen Rede nach bestimmtem Principe vorausgehen müssen. — Hierdurch nähern wir uns scheinbar dem Begriffe „consequent,“ welcher aber hier weder Anwendung finden, noch überhaupt in Verbindung kommen darf; denn, indem wir unter der Monotonie der Grundanlage eigentlich das bei einer jeden Darstellung immer wieder zu beobachtende Steigerungsverhältniß des minder Werthvollen zum Werthvolleren verstehen, so erklärt es sich von selbst, warum z. B. ein Redner in zweien oder mehreren Darstellungen zwar jedesmal eine Einförmigkeit in der Grundanlage, aber dennoch eine Inconsequenz in der Ausführung beobachten kann. So kann eine und dieselbe Person in verschiedenen Darstellungen ihre Gefühle beim Anblicke einer verheerenden Ueberschwemmung kund geben. Während sie nun bei einer jeden ihrer Darstellungen die notwendige Einförmigkeit in der Grundanlage beobachtet, d. h. während sie bei einer jeden mit den minder werthvollen Empfindungen einleitet, und mit den wichtigsten schließt, so kann sie das Einmal die Ueberschwemmung als „verdiente Strafe von Oben“ darstellen, während sie das andre Mal dieselbe, mit ihrer ersten Ansicht inconsequent, rein als „eine von Oben ausgegangene Ueberschwemmung, unsern Mimenischen in der Noth Hufe zu leihen“ bezeichnet. —

Unsre zu beobachtende Monotonie ist also nichts Andres als: die zu beobachtende gleichförmige Einleitung der geistigen Grundansicht bei der Entwicklung un-

ferer Empfindungen durch die Rede. Und hier drängt es sich denn von selbst auf, warum diese Eintheilung sich bei jedem Menschen, je nach seiner individuellen Ausbildung, auf gewisse Gewohnheiten stützt, die nichts Anderes sind, als eine unwillkürliche Art und Weise in der Anordnung seiner Grundideen, oder deutlicher: eine ihm angewohnte Eintheilung in der ersten Anordnung seiner Darstellungen, durch die er gleichsam sich dem zu betretenden Redegebiete allmählig zu betheiligen sucht, gleichwie der Badende, der sich vorher abkühlt, ehe er sich den Rutschen anvertraut. — Kurz, die Gewohnheitsweise in der Entwicklung bei einem jeden Menschen begründet dasjenige, was wir das ihm Eigenthümliche nennen. So finden wir fast an jedem Redner etwas, was wir mit eigenthümlich bezeichnen können, und wirklich hat ein Jeder seine besondere Art und Weise, wie er die geistige Eintheilung zu seinen Vorträgen anzuordnen pflegt. Anfangs geschieht dies bei Allen, ohne es eigentlich zu wollen; ihre Empfindungsweise führt sie mechanisch die ersten Schritte. So lange jedoch unsre geistige Eintheilung der Redegrundlage, ohne daß wir uns derselben klar bewußt sind, Statt findet, und besonders, so lange wir noch nicht jene bessere Art der innern Anordnung uns bewußt verschafft haben, wird der Erfolg unsrer Rede größtentheils zweifelhaft sein, und vielen störenden Einflüssen zu unterliegen vermag. Wenn wir ferner der willenslosen, unbewußten Eintheilung nicht Herr sind, so werden wir es noch weniger der ganzen Rede sein. Also nur dann erst, wenn wir auf uns selbst und auf das Verhältniß des Fortganges zur Grundlage unserer Darstellungen aufmerksam gemacht, zu einem zweckmäßigen Studium unsrer Empfindungsweise schreiten, wenn wir dadurch endlich zum Bewußtsein gelangen: welche Art der Empfindungsentwicklung in uns die vorherrschende ist, und wenn wir uns von dieser Erkenntniß aus zur zweckmäßigen Anwendung herangebildet; nur dann erst gelangen wir dahin, ei-

nen bestimmten, zu behandelnden Gegenstand, der Gewohnheit und Einförmigkeit in unserem Entwurfe richtig anpassen. Auch alsdann werden wir sehr bald inne werden, zu welcher außerordentlichen Vortheile die uns bewußt hergestellte Entwicklungsweise gerichtet. Denn, nachdem wir durch die erlangte Erkenntniß der Art und Weise, wie wir am zweckmäßigsten und zugleich am leichtesten den Entwurf unserer Rede ins Leben treten lassen, diese Art und Weise zuletzt ohne alle Mühe zur Anwendung bringen, und so endlich eine ganz sichere, uns in allen Theilen genau bekannte Brücke kennen lernen, über die wir uns eigentliche Redegebiet gelangen, so werden wir es mit der größten Leichtigkeit dahin bringen: während des Hedaanges über diese Brücke, d. h. während der uns zur andern Natur gewordenen Entwicklung der Grundeinleitungen schon auf den spätern Verlauf der Rede zu denken, und dergestalt das folgende Redegebäude in uns zu ordnen, während wir noch die Einleitung sprechen.*)

Sobald daher die naturgemäße Einförmigkeit in der geistigen Eintheilung zum Vortrage mit Erkenntniß und Bewußtsein Statt findet, wird sie bei fortgesetzter Übung zum Pfade werden, von dem aus wir während der Rede uns die folgenden Wege eröffnen. Wir bemerken aber hier nochmals, daß wir durchaus nicht die Monotonie gleicher Worte, gleicher Phrasen u. s. w., sondern nur die wiederkehrende Gleichmäßigkeit in der geistigen Anlage zur Rede gemeint wissen wollen. Selbst der geistige Monotonismus darf sich nicht dauernd in der Redeweise, oder durch die ganze Darstellung erhalten, denn von Reden der Art pflegen wir zu irischen: „sie sind über Eimen Zeiten geschlagen.“ Wir sprechen einzig und allein von der Gewohnheitsweise eines jeden Menschen im Entwerfen zur ersten Basis der Darstellung. Eine solche Ge-

*) Ausführlicheres hierüber in der 5. Abtheilung.

wehndetweise finden wir ohne Ausnahme bei allen Red-
nern, und am auffallendsten bei den vorzüglicheren. Ja,
denselben Monotonismus des ersten geistigen Entwurfs finden
wir sogar in der Malerei, und er ist es zumest, aus dem
wir beim Erblicken eines gelungenen Gemäldes den Meister
selbst zu erkennen pflegen. Auch die Natur trägt das Ge-
spräge dieser Gewohnheitsart in allen ersten Reimen ihrer
Schöpfung, und macht es hierdurch möglich, ihre Erzie-
nisse zu classificiren. Es würde uns zu weit führen, wenn
wir diese Erfahrung auch auf das Gebiet der würdigen
Schriftsteller ausdehnen wollten, die sich gleichfalls durch
die Art der geistigen Entwicklung in ihren Werken streng
von einander zu unterscheiden pflegen.

Die Art der Gewohnheit also: unsere Darstellungen
geistig anzulegen, ist es, die wir vor Allem zu erforschen
haben, um uns nach Maassgabe der bereits vorhandenen
Ausbildung zu vervollkommen.

Man darf zu diesem Behufe nur Einigemal mit festem
Willen auf sich selbst Acht haben, während man irgend et-
was Aufschaffendes lebhaft erzählt, hierauf nachforschen, in-
wiefern man sich gedrungen fühlte, diesen oder jenen Vor-
gang so oder so zu beginnen und einzufleiden, sodann ver-
schiedene seiner eignen Darstellungen genau mit einander,
und besonders die gelungenen mit den minder gelungenen
vergleichen, um den Gang ihrer verschiedenen Abweichungen
kennen zu lernen, und man wird sehr bald dahin gelangen,
seine Entwicklungsart im Vortrage zu erkennen; worauf man
sodann zu der mehr oder minder nöthigen Vervollkommenung
seiner innern Ordnung zu schreiten vermag.

Man stelle sich z. B. zwei Personen vor, die beide ihre
Empfindungen bei dem Anblicke einer großen Feuerbrunst,
und später diejenigen beim Erblicken eines schönen Blumen-
bettes zu beschreiben versuchen. Die erste dieser Personen
sage nun gleich damit an, daß sie uns die erblickte Gluth
selbst, den Schreck, den sie dabei empfand u. s. w. bezeich-

neten; hierauf ging sie zu dem Schaden über, den die Abgebrannten bei dieser und vielleicht schon bei einer frühern Feuersbrunst erlitten, kamte hierauf auf Schicksal und Leiden überhaupt, endlich auf gegenseitigen Trost, menschliche Hülfe u. s. w. zu reden, und endete dergestalt mit einer Reihe von Nebeneindrücken, während die Hauptempfindung vorangegangen war, und der Zuhörer gleich Anfangs zur Ansicht des tragischen Hauptbildes gelangte. Die zweite jener Personen aber begänne damit, daß sie irgend ein zur Sprache gekommenes, oder selbst zur Sprache gebrachtes tragisches Thema von der interessanten Seite aufsaßte; hierauf verbreitete sie sich mit Willen über Unglücksfälle, unverschuldeten Schaden, menschliche Schicksale überhaupt und dergleichen, und schloß endlich ihre Darstellung, nachdem sie durch verschiedenartige Nebenbilder die Aufmerksamkeit des Zuhörers gefaßt, mit der interessanten Erzählung jenes kurzlich geschehenen Brandes, wodurch sie sodann die erregte Aufmerksamkeit mit der Abrundung ihrer Darstellung durch ein sprechendes Endbild vollkommen zu befriedigen vermag. — Ferner versuchte später die erste Person über das gesunde Blumenbeet zu sprechen, und begänne damit, daß sie sogleich ihre Ansichten über dieses Blumenbeet entwickelte; hierauf ging sie auf die Lieblichkeit der Blumen überhaupt über, vergliche den durch jenes Beet erzeugten Eindruck mit andern, mildernden starken Eindrücken ähnlicher Art, und schloß so endlich mit irgend einem darauf Bezug habenden Nebenbilde. Die Zweite dagegen ergriffe, oder erregte selbst die Gelegenheit, auf Blumen und Pflanzen überhaupt zu kommen, ging von ihnen aus auf die Kunstgärtnerei, auf die Schönheiten der Natur u. s. w. über, und schloß endlich wieder mit ihrer Hauptempfindung, indem sie die Beschreibung des zuletzt erblickten Blumenbeetes dem Ganzen als Endbild interessant hinzufügte. Gesezt nun, daß noch andere interessante Vorgebeheiten von einer jeden dieser Personen auf dieselbe eigenthümliche Weise und unter ähnlichen

Merkmale der Entwicklung dargestellt wurden; so ließe sich hieraus mit Recht schließen: daß die Gewohnheitsweise der geistigen Einleitung bei der ersten seiner Personen in der Folgerung schwächerer Nebenempfindungen aus der Hauptempfindung, — bei der zweiten dagegen in der Folgerung der stärkeren Hauptempfindung aus den ihr ähnlichen Nebenempfindungen bestünde; und wäre erst dies Einmal erwiesen, so ließe sich auf dieser Basis bald ergründen, aus welcher Empfindungsordnung jene Entwicklung hervorgegangen sein müsse. —

Wir glauben nicht unrecht gethan zu haben, indem wir durch diese kurze Erörterung einen Pfad anzudeuten versuchten, von dem aus man wenigstens die zwei Hauptwege seiner Empfindungsweise zu erforschen vermag. Nun ist es freilich nicht zu läugnen, daß die einem jeden Menschen eigenthümliche Phantasie, so wie unsere Individualität und Nervenanorganisation mitunter einen sehr bedeutenden Einfluß auf unser Denk- und Darstellungsvermögen äußern. Aber dieser Einfluß, wenn er störend auf uns einwirkt, ist nach erlangter Selbstkenntniß in seinen Quellen zu ergründen, und mehr oder minder abzuleiten. — Wir wollen den Versuch machen, einen kleinen Begriff über das Ergründen solchen Einflusses, nach vorhergegangener Erkennung eines seiner beiden Hauptwege, zu geben.

Die eigentlichen Tiefen und Fähigkeiten der Seele und ihrer Empfindungsordnung sind natürlich bei allen Menschen verschieden, und so wenig bei nur zwei Individuen jemals ganz gleich, als es zwei ganz gleiche menschliche Geschlechter gibt, oder als zwei Personen zu gleicher Zeit das ganz Gleiche zu träumen vermögen. Wir müssen uns daher an irgend eine bestimmte Person halten; und da die Verschiedenheit in den tiefsten Empfindungsweisen hauptsächlich von dem größern oder mindern Grade der geistigen oder körperlichen Erregbarkeit im Menschen abhängt, so wollen wir eine Person annehmen, die z. B. viele Phantasie, wenig

Kälte und Ruhe zur Ueberlegung, dabei aber eine starke Nervenreizbarkeit besäße, und eben nicht sehr geschickt im Darstellen wäre. Gelegt nun, diese Person wäre nach vorgenommener Prüfung in der Einsicht gelangt: daß ihre Entwicklungsweise zur zweiten, also zur bessern Classe gehöre, d. h. daß sie ihre Empfindungen leichter darstelle, wenn sie die Darstellung durch Nebeneempfindungen einleide, und die Haupteempfindung aus ihnen folgerte; dennoch aber er mangeln ihre Neben der Deutlichkeit, des Zusammenhanges u. s. w. Sie beschließt daher ihre Mängel zu erforschen, zur Erkenntniß ihres Innern zu gelangen, und wo möglich ihre Entwicklungsweise zu vervollkommen. Als dann könnte das obengedehnte Resultat ihrer Forschungen vielleicht folgendes werden:

„Daß ihre stärkere Gewohnheitsweise diejenige sei: ihre Darstellungen mit zweckmäßigen Nebeneempfindungen zu beginnen, und aus ihnen die Haupteempfindung zu folgern, rühre daher, weil ihre kräftige Phantasie ihr das Ueberbilden passender Vorempfindungen gestatte. — Indem diese Phantasie aber ihr unwillkürlich eine Menge von Bildern zuzuführen pflege, deren Gemische, je seltsamer es sei, um so mehr mit ihrer Nervenreizbarkeit harmonire, weil ihr reizbarer Nervenzustand sich einer gemischteren Beschäftigung und Zertheilung leichter anschließe, so bringe ihre, obgleich schon reizbare Phantasie gewissermaßen von ihrem Nervenzustande ab, indem eine geistige Verbindung des letztern mit der ersteren ihr wohlthue. Dies schon allein machte sie zur Gewohnheitsweise der ersten Klasse, nämlich zur vorausgehenden Darstellung der Haupteempfindung mit nachfolgenden oder ganz wegblassenden Nebenbildern, gleichsam unsäbzig, und leitete sie unwillkürlich zur zweiten, bessern Klasse. Bei dieser nun sei der Seele vor Allem eine Klarheit der Nothwendigkeit; diese Klarheit bedingt innere Ruhe; wegen ihres Nervenzustandes aber und wegen Mangels an Kälte der Ueberlegung vermag sie ihrer Phantasie keine Schran-

ten anzulegen, oder dieselbe der erforderlichen Ruhe nicht unterzuwerfen; — und so müsse denn ihre Empfindungsweise nothwendig zwei störende Haupteigenschaften besitzen, — nämlich:

- 1) allzuunter Mischung;
- 2) zu starke Raschheit, oder Hefigkeit.

Diese beiden Eigenschaften, im Bezug auf den Umstand, daß ihre Gewohnungsweise sich zur zweiten Hauptklasse hinneigt, die gerade sehr viele Ueberlegung, Klarheit und ruhige Kälte, bei aller Phantasie, erbeische, müssen ganz natürlich dieser Gewohnungsweise hinderlich in den Weg treten und so wäre denn eine der Hauptursachen gefunden, warum selbst die, durch Anwendung der richtigeren Gewohnungsweise gelungenen Darstellungen des klaren Zusammenhanges ermangeln.“ — Ohne daher noch ihre Empfindungsweise genau erkannt zu haben, wußte diese Person im Voraus zwei Mängel derselben:

- 1) Mangel an Klarheit,
- 2) Mangel an ruhiger Ueberlegung.

Ihre Empfindungsweise wird also bestehen in:

- 1) Hervortretung sehr gemischter Nebenempfindungen,
- 2) starkem Zurückdrängen der Hauptempfindung; Beides verbunden mit:
- 3) Dunkelheit und Mangel an Ruhe. —

Daraus geschlossen auf die Empfindungs-Ordnung, so könnte diese sein:

„Aneinanderreihung ähnlicher und unähnlicher Empfindungen, stark gekrampft, — verbunden zu einem, theils geklärten, theils durch Partialmangel*) geschwächten Ganzen.“

*) Welche Partialmängel jedoch, wie Seite 12, unter C. angegeben, der Empfindungs-Ordnung an sich keinen Eintrag thun.

Diese Person wäre demnach so ziemlich zur Erkenntniß der Art ihrer Empfindungs-Ordnung gelangt, und wüßte vielleicht, indem sie vor Allem ihre Phantasie in Zügel nahm, ihre Raschheit zur Ueberlegung umwandelte, und ihre Nervensensibilität zu unterdrücken suchte, einen Weg zur Vervollkommenung ihrer inneren Ordnung zu betreten, damit Nichts sie ferner hindere, sich zur achten Note aufzuschwingen.“) —

Warum, und daß wir der Anstellung einer Geistesgegenwart in uns bedürfen, haben wir bereits auseinander gesetzt. Bedufts dieser Anstellung haben wir viel und vielleicht Alles voraus, wenn wir erst die Empfindungsordnung in uns erkannt, und dieselbe veredelt haben. Gerade zur Grundlage der Geistesgegenwart ist diese Erkenntniß eben so nothwendig, als überhaupt die Ordnung des geistigen oder weltlichen Besitztums, uns in vielen gewöhnlichen Lebensfällen die Geistesgegenwart zu erleichtern, oder sie zu vermehren pflegt. So stelle man sich z. B. zwei Gründe

*) Es ist hier vielleicht am Plage, Eltern, Lehrern und Erziehern darauf aufmerksam zu machen, wie leicht sie, nach den angegebenen Hauptanordnungen auf die frühzeitige Bildung ihrer Zöglinge um harten Empfinden und zusammenhängenden Sprechen, und vielleicht dadurch auf die Väterung mancher andren Fähigkeiten, in ihrem Wesen einwirken können. Man gewöhne z. B. Kinder vor Allem frühzeitig darin: ihre eignen sinnlichen, oder schon reiferen Empfindungen über interessante oder auch unbedeutende Gegenstände, die ihnen Freude machen, Lust zu geben, und nicht etwa, schon im Lachen oder Heulen Lebenslust in eingewöhnten, ihnen unverständlichen Phrasen zu reden. Lerne die ihre, noch kaum aus dem Schummer hervorgegangene Empfindungskraft zurückschärpen und gehemmt wird. Man lasse sie lebhafter über Gegenstände, die sie angenehm oder unangenehm zu überzählen können, frei und ganz nach ihrem Willen reden und erzählen, um frühzeitig die Hinausgung ihrer zarten Empfindungen nach einer der beiden Hauptklassen zu erleichtern.

besigter vor, von denen der Eine die genaueste Kenntniß der Ordnung seiner Papiere, Effecten u. s. w. besigt, während der Andre dagegen von keiner Sache weiß, wo sie sich in seinem Hause befindet. Der Erste wird bei allen Gelegenheiten wissen, wo er dies und jenes, das Wichtige oder Unwichtige zu finden hat; der Zweite aber wird bei plötzlichen Erfordernissen nie sogleich wissen, wo er das Nothwendige finden soll. Bräde nun in ihren Wohngebäuden Jener aus, so kann man sich leicht denken, welcher von Beiden mehr Geistesgegenwart zur Erhaltung seiner Effecten befaßt, — derjenige, welcher die Ordnung im Hause kennt, oder derjenige, welcher nichts an seinem Plage zu finden weiß. — Der Letztere würde vielmehr, wenn er wirklich noch Geistesgegenwart befaßt, sie bei dem Verwirren seiner verwirrten Unkenntniß gerade im entscheidenden Momente verlieren. — So nun auch in es ersichtlich, warum Personen, die sich nie bemüht haben, die Art der Dichtung in sich zu erkennen, zu sagen pflegen: „ich mußte meine Rede plötzlich unterbrechen, denn das Erschicken (oder Empfinden) dieses oder jenes Gegenstandes benahm mir plötzlich die Fassung.“ —

Geistesgegenwart durch Erkenntniß seiner selbst ist der Führer zum Sieg, im Denken und Handeln. — Wer aber den Mangel der Geistesgegenwart bei sich eine Natur- oder angeborne Schwäche nennt, der hat es wahrscheinlich nie versucht, Geistesgegenwart besigen zu wollen. Es ist eine ungemein gütige Einrichtung der Natur, daß nichts Vollkommenes uns angeboren wird, denn gerade dadurch erhält sich das wechselseitige Streben, und macht uns den süßen Lohn der Selbsterwindung möglich. —

Nach allgemeineren Grundsätzen könnte man eine Darstellung begründen in: Plan, Eintheilung, Bestimmung und Zweck. Der Plan behandelt das Ganze, als Ganzes und in seinen verschiedenen Abtheilungen, nach seinem

Grund- oder Allgemeinbegriffe; Neben- — die Eintheilung stellt das durch den Plan in seinen Grundbezeichnungen Verschiedene, nach seinen Partialbeziehungen zum Hauptbegriffe harmonisch wieder her, und beschäftigt sich damit, es in folgerechter Entwicklung während der Rede mit dem Hauptbegriffe in progressive Verbindung zu bringen; die Bestimmung weiß sämtliche Theilgegenstände dem Werthe nach an; und durch den Zweck bedingt sich die innere Auffassung des Gegenstandes überhaupt, so wie der harmonische Verband der Theilbilder unter sich sowohl, als auch im Bezug ihrer Steigerung zum Hauptbegriffe.

Bei der Eintheilung, sagten wir, werden die Empfindungen ausgesucht, um ihnen einzeln den gebührenden Rang anzuweisen, — bei der Bestimmung aber werden sie anzuweisen, um die verschiedenen Arten in Rangordnung zu legen.

Hierzu ein Beispiel:

Es wäre Jemand viel gereist, und ihm würde in Gesellschaft die Aufgabe, über einige aesebene Naturschönheiten zu sprechen; so könnte der Hauptbegriff seiner Darstellung heißen: „Landschaft.“ Die Neben-Empfindungen zu dieser Hauptempfindung sind, wie bekannt, unzahlig. Gesetzt aber, der Reisende sei in gewissen, interessanten Ländern gewesen, und er entwürfe rasch in seiner Seele einen Plan zur Uebersicht, so wäre diese allenfalls folgende:

1) Gegenden in Rußland.

2) Gegenden in Deutschland.

3) Schweizergegend.

4) Italien.

Zu 1) Moskau, Petersburg, Aumland.

Zu 2) die Rheingegend, die Bergstraße, Kärnthen, Tirol, Steyermark.

Zu 3) Schaffhausen. Einige berühmte Gebirgsgegenden.

Zu 4) Toscana. Sizilien. —

Damit zu verbinden:

- a) Gebirge.
- b) Früchte.
- c) Wasserfälle.
- d) Inseln.
- e) Gärten.
- f) Seegegend.

Wäre nun die Gewohnheitsweise des Reisenden schon geordnet, und zur zweiten Klasse erhoben, so wäre die Einteilung der Empfindungen ungefähr diese:

- 1) Erstarrte Natur. Winter. Mit den Schönheiten heller Mondnächte — gefrorener Gewässer — natürlicher und künstlicher Eisberge u. s. w.
- 2) Auflebende Natur. Frühling. Mit den Schönheiten der Blüthen, Blumen — Weiden — Wasserfälle — Schneebäche — halbrunder Schneegebirge u. s. w.
- 3) Erwachte Natur. Sommer. Mit den Schönheiten fruchtbarer Felder, Wiesen, Inseln, Gärten, Frucht-bäume u. s. w.
- 4) Volle, lebende Natur. Herbst. Mit den Schönheiten der vollsten Reife: — Trauben, Baumfrüchte, Erdbeeren, Weinlesen u. s. w.

Die Bestimmung dieser eingetheilten Empfindungen konnte dann sein:

- f) Winterlandschaft.
- a) Bei Moskau.
- b) Bei Petersburg.

Zu a) die winterliche Ansicht des fernem, prächtigen Moskau, mit seinen Kuppeln und Thürmen u. s. w. und als passende Episode zu dieser Winterlandschaft: vielleicht eine feierliche, große Schlittenfahrt des Moskauer Adels, die dem Welschauer vorüber:

zieht; die belebte Ansicht der Kutschfabriken auf kunstlichen Eisbergen und dergleichen. —

Zu b) Winterliche Ansicht einer Seergegend; dazu vielleicht eine Petersburger Volksebelungung auf dem Eise u. s. w.

2) Frühlingslandschaft.

a) bei Florenz,

b) auf Sicilien,

c) bei Schaffhausen,

d) irgend eine der merkwürdigsten Schweizer Gebirgsgegenden,

e) auf Himmland.

Zu a) die prächtigen, fernem Gärten, Landhäuser bei Florenz, — die ferne Ansicht der Stadt selbst u. s. w.

Zu b) Seergegend — Meergergend — Gebirge u. s. w.

Zu c) der Rheinfall; ferne Ansicht der Gebirge u. s. w.

Zu d) Nähere Gebirgsansichten — Gletscher — Weiden — Zembütten u. s. w.

Zu e) Der Innmatra — himmlische Dörfer u. s. w. — —

3) Sommerlandschaft.

a) in Kärnten,

b) in Steiermark,

c) in Tirol,

d) bei Petersburg.

Zu a) Ansicht der Klagenfurter Gegend von der Höhe bei Wolkersdorf.

Zu b) Ansichten bei Grätz.

Zu c) Gebirgslandschaften unweit Innsbruck u. s. w.

Zu d) Ansicht der Inseln bei Petersburg — von Pawloof u. s. w. Als passende Episode zu d) vielleicht der Peterhof-Park in einer der hellen russischen Nächte. —

4) Herbstlandschaft.

a) am Rheine,

b) die Bergstraße.

Zu a) Weinlese.

Zu b) Fruchtlese, Erndten u. s. w. — —

Natürlich könnte er dieses noch mit vielen andern wechselnden Theilbildern vermehren; jedoch müßte immer dieselbe Ordnung dabei beobachtet werden.

Wir sprachen davon, daß oft eine einzige ungeläuterte Empfindung den Eindruck der ganzen Rede zu stören vermöge. Dies kann besonders alldann der Fall sein, wenn diese Empfindung eine unangenehme Einwirkung auf das Gemüth des Zuhörers hervorbrächte, wie folgendes Beispiel zeigt: —

Gesetzt, es befände sich Jemand in einer Gesellschaft, der mit Lebensgefahr einen Glenscher erlitten hätte, und machte alle Anwesenden so neugierig auf die Erzählung seines Abentheuers, daß man ihn zur genauern Darstellung aufforderte. Er begänne hierauf mit passender Einleitung, spannte die allgemeine Aufmerksamkeit allmählig höher, und jagte wirklich seine Zuhörer in seine eigenen Gefühle der Angst, der Sehnsucht u. s. w. mit hinein, so daß er einen guten Grund dazu legte, ihre Neugier in Gefühle umzuwandeln, und sie nach Wunsch zu befriedigen. Ploglich aber wüßte er ganz kalt und kurz die Bemerkung hin: „während wir so flatterten, und zwischen Himmel und Erde hingen, stürzte einer unser Zuhrer vor meinen Augen hinab, und brach den Hals.“ — Diese Bemerkung würde, wenn seine Zuhörer nur im mindesten gebildet wären, in allen Herzen eine Regung des Mitleids und wohl auch des Entsetzens herbeiführen. Man würde folglich von dem Erzähler selbst, vor dessen Augen jenes Graßliche geschah, mit Recht die Beschreibung eines noch weit härteren Mitleids oder Schreckgefühls, als das seiner Zuhörer erwarten. Wä-

ren nun aber statt dessen die zurückgerufenen Empfindungen des Erzählenden so wenig veredelt oder geläutert, daß er — abschließend es auch bloß darum, weil jenes Identiker schon vor langer Zeit sich jützte, — jetzt ganz kalt und ruhig über jenes Unglück hinwegginge, um wieder bei sich selbst anzufangen, so würde sich pleglich zwischen alle vorthellhaft erweckten Regungen seiner Zuhörer die adie Bemerkung einbringen: „dieser Mensch scheint gefühllos für fremdes Unglück.“ Daß mit dieser Bemerkung in allen sublimen Herzen der bereits beweckte, angenehme Eindruck verschwinden müßte, ist begreiflich — und der Redner dürfte sich nicht verwundern, wenn der Hauptwed der ganzen Erzählung mit einem Male gestört wäre, — um so mehr, da er bei ungeläuterten Empfindungen eben nicht sehr geläufig geredet haben dürfte.

Der Redende muß während der Darstellung nie die Ruhe verlieren, und zwar weder die innere noch die äußere, damit ihm die klare Uebersicht auch nicht einen Augenblick getrübt werde. Sollte ihn gerade irgend eine Empfindung, die ihn persönlich betrifft, auf eine freundliche oder unangenehme Weise berühren, und dieselbe gehört nicht in die von ihm beabsichtigte Darstellung, so muß sie durchaus zurückgedrängt, und mindestens so lange die Darstellung wahr, befeichtigt werden. Nichts ist für den Zuhörer unangenehmer, als die gewaltsame Verflechtung einer fremden Idee, die ihn auf eine störende Weise von den in ihm erregten Betrachtungen abzieht. Sollte aber eine solche Empfindung auch wirklich in die Darstellung gehören, und derselben angeeignet werden können, so darf sie dem noch nicht während der Rede dergestalt vorherrschen, daß dadurch die übrigen Theilbilder in den Hintergrund gestellt werden. Der Unterschied zwischen Geistesgegenwart und Selbstüberberrschung liegt bei der Rede darin, daß die erstere

die ganze Darstellung hindurch zu dauern, die letztere aber sich mehr auf einzelne hervorragende Empfindungen zu beschränken hat. Eine einzige, den Redner selbst betreffende Empfindung, bei der er die Selbstbetrachtung vergißt, kann für die ganze Darstellung seine Wesensgegenwart zu nichte machen, und also den ungünstigsten Erfolg für ihn herbeiführen. Ueberhaupt ist es dem Redner sehr zu raten, daß er durch fortdauernde, gleichmäßige Ruhe selbst noch in der Begeisterung seine Zuhörer davon überzeugt, daß er einzig und allein dem Grundzweck seiner Darstellung sich hingibt, ohne sich, wie man zu sagen pflegt, auf eine ungemessene Weise hinreißen zu lassen. Wer sich zu stark hinreißen läßt, wird leicht aus sich selbst herausgerissen, und das kann der Darstellung durchaus nur schaden. Nur durch innere Ruhe werden wir im Stande sein, unserm Ausbruche jene Würde und Kraft zu verleihen, die wir als sehr wesentliche Stützen zur beabsichtigten Wirkung einer jeden Rede betrachten müssen. Sollte auch der Darsteller bemerken, daß er seine Zuhörer in besondere Aufregung versetzte, so muß ihn dies nicht nur nicht verleiten, von seiner eignen Ruhe abzuweichen, sondern er muß sogar im Innern um so ruhiger werden, je mehr Aufregung er in den Mienen oder Bewegungen seiner Zuhörer liest, — es sei denn, daß seine Rede unmittelbare Handlung bezwecke, wie dies zum Exempel bei Anreden vor der Schlacht der Fall sein kann. In diesem Falle hat dann freilich sein Enthusiasmus mit dem seiner Zuhörer gleichen Schritt zu halten; jedoch darf er auch hier nicht ausarten, sonst wird er leicht zur bloßen Komödie.

Das Zurückdrängen solcher heftigen Empfindungen, die uns selbst betreffen, kann nur durch unerschütterlichen Willen bewerkstelligt werden; — sind sie freudiger Art, so führe dieser Wille zur Mäßigung, und sind sie schmerzlicher Art, so führe er zur Ergebung. Geschieht dies nicht, so wird die ungemessene Empfindung sich allen andern Willern vorziehen.

gen, dieselben verdunkeln, dergestalt allmähliche innere Verwüstung, Instabilität und endlich unausweichlich eine plötzliche Stoduna herbeiführen, oder mindestens zur gänzlichen Verwüstung und zum Auseinanderhange in der Darstellung das Wesige beitragen.

Als kurzes Beispiel hierzu wollen wir annehmen: es sollte uns Jemand, der Schiffbruch gelitten, eine zusammenhängende, interessante Darstellung eines Schiffbruchs, oder dieses Unglücksfalles, mit allen Neben Umständen geben. Belegt nun, er habe bei diesem Schiffbruche sein eigenes Vermögen eingebüßt, und wußte sich hierüber nicht zu trösten; so wird sich dies schmerzliche Gefühl natürlich allen andern Empfindungen vorzuziehen, und ihm die innere Ruhe zur Klarheit der Nebenempfindungen benehmen. So sehr er sich daher auch bestreben dürfte, aus etwas Zusammenhängendes zu liefern, so würde er durch jene sich vordrängende heftige Empfindung unfreutig häufig unterbrochen, gehört, und wenn er gleich seine Erzählung vollendete, diese nur unzusammenhängend werden, sobald er nicht über jenes Schmerzgefühl ruhiger geworden, dasselbe durch Trost geläutert, und er dergestalt über seinen Schmerz Herr geworden ist. —

Darstellung von Leidenschaften muß nie zur Leidenschaftlichkeit des Redners selbst führen. Die Auffassung kann immer subjectiv sein, d. h. sie kann jedesmal von den eignen, inneren Bildern des Redners ausgehen, — die Ausführung dagegen theilt sich in ein doppeltes Object, durch die Absicht des Redners und die in erregende Stimmung der Zuhörer. — Es kann aber weder die Absicht des Redners sein, sich selbst als leidenschaftlich in seiner Rede kund geben zu wollen, noch kann die Stimmung der Hörer dem Zwecke der Darstellung entsprechen, wenn sie aus ihrer eignen Reizung in fremde Leidenschaftlichkeit, statt in die Empfindungen des

Wegners hineingezogen werden. — — Leidenschaft ist die, zu einem erhöhten Grade angeregte, Reizung für oder wider einen Gegenstand; — Leidenschaftlichkeit aber ist die, vom Pfade der erlaubten Reizung ganz abweichende und ausartende, Erregung für oder wider denselben. —

Die Schönheit des Ideenanges schließt die Leidenschaft nicht aus — wohl aber die Leidenschaftlichkeit. Die Begrenzung kann Leidenschaft sein, muß aber frei von jeder Leidenschaftlichkeit gehalten werden.

Leidenschaft kann die zur klaren Idee erhobene Empfindung stärken und erleuchten (weshalb z. B. die Leidenschaft der Liebe zur Poesie kräftigen kann) — Leidenschaftlichkeit aber verdunkelt immer, und schwächt die zu heftig erregte Empfindung. —

Aus der Klarheit der Empfindungen erst entspringt der klare Gedanke, d. h. unsere Empfindungen müssen, bevor sie reine Idee zu werden vermögen, ausserweise bis zur Klarheit gesteigert sein. Ohne diese vorausgegangene Steigerung ist kein Vernunftschluß möglich. — Man glaubte oder nahm bis jetzt an: daß das Erkenntnisvermögen bei einzelnen Begriffen um so leichter sein könne, je mehr eine vorausgegangene Verdunkelung das Folgende zur Hervorleuchtung fähig mache. Dieser Grundsatz ist falsch. Das Licht muß den Schatten bemerklich machen, nicht aber der Schatten das Licht. — Jede abgeschlossene Reihe von Begriffen bedingt eine abgeschlossene Klarheit derselben; die Dunkelheit auch nur eines einzigen schließt ihn als unklarheit von den übrigen aus. Die Erkenntnis des Richtern im Begriffe wird nicht durch den Gebrauch des Dunklen, sondern durch dessen Abscheidung und gänzliche Verbannung unterstützt, — es sei denn, daß man zuvor das Dunkle verläre. — Darstellungen durch das Wort lassen wohl Ähnlichkeiten mit

der Malerei zu, aber keine bedingende Forderung oder Gleichung zwischen beiden. — Der Maler kann kein Lichtgemälde ohne sichtbaren Schatten geben; — der Redner kann reine, unabhängige Lichtgemälde geben, bei denen der Schatten bloß hingedacht wird. — Also bedarf der Redner nicht durchaus einer Lichterhebung durch wirklich ausgeprägte Schattenbilder.

II.

Gedanken - Reihung.

(Addition.)



Der erwachte Gedanke.

Der vernünftige Gedanke ist die erste Stufe zur Umänderung des Menschen an die Gottheit. Geboren aus der Klarheit der Empfindung, bedarf er nichts weiter, als der Vereinigung mit anderen, gleichgebornen, Gedanken, um die Höhe des menschlichen Standpunktes durch den wahren Ausdruck gehaltvoller, zusammenhängender Rede kund zu geben. —

Dafür, daß das erste Aufnehmen der Empfindungen durch die äusseren Sinne und die Grundverhältnisse der einzelnen Empfindungen zu einander außer unser Willkürkraft liegen, entschädigt uns die gütige Natur überwiegend, indem sie das Anordnen des erwachenden Gedankens unserem freien Willen überläßt. —

Durch das Hervortreten des Gedankens aus der Klarheit der Empfindungen bleibt derselbe mit den letzteren nicht verbunden, sondern tritt in ein halbgelöstes, regressives Verhältniß zu ihnen. Dadurch geschieht es und wird uns möglich, daß wir den erwachten, einzelnen Gedanken festhalten, und ihn, als unabhängige Einheit, von aller störenden Verbindung mit neu hinzukommenden Empfindungen frei lassen können. Da er aber nur halbgelöst ist von den ihn zeugnenden Empfindungen, und wegen der Ideen-Verbindung nur halbgelöst von ihnen sein

laun, so hängt seine größere oder mindere Klarheit immer von der Klarheitsstufe in der geläuterten Empfindungsvermuth ab.

Je frischer also die Bilder der Empfindungskraft sind, aus deren mannichfacher Verzweigung die Einheit des Erkenntnisses oder die Gedanken-Einheit sich entwickelt, um so unklarer wird dieser entwickelte Gedanke sein, sobald wir uns nur an jene Bilder allein halten müssen. Im gewohnten zu Leben (und zwar sonderbar genug) scheint es uns, als ob nur der frischeste Eindruck der Klarheit sei und den Klarsten Gedanken erzeuge, — während doch gerade das umgekehrte Verhältniß Statt findet. Jeder Schein entsteht dadurch, daß wir den Eindruck neuer, frischer Vorstellungen her, ohne es eigentlich zu wissen oder zu wollen, mit den Eindrücken schon gedachter, ähnlicher Vorstellungen verschmelzen, und sodann glauben, daß die, von älteren Begriffen auf die neuen Vorstellungen übertragene Klarheit, eine reine und unmittelbare Folge der letzten Eindrücke sei. Diese sehr angenehme, innere Täuschung hat, wenn man sich ganz an sie gewöhnt, und sie nicht erkennt, endlich zur unausbleiblichen Folge: daß unsere Denkkraft von selbst und unwillkürlich nur nach ähnlichen Eindrücken oder ähnlichen Vorstellungen sich zu richten gewöhnt wird, und aus dieser Gewohnheit zuletzt eine gänzliche Einseitigkeit der Begriffe und Urtheile entsteht. —

Nur wenn wir es wissen oder erkannt haben, daß wir älteres Bekannte mit Neuem verbinden, indem wir neuen Vorstellungen und Empfindungen sogleich den Ausdruck unserer Klarheit verleihen, — und wenn wir es hierdurch jedesmal unserer Ueberlegung zu unterwerfen vermögen, ob wir gut und recht daran thun, irgend eine neue Empfindung in ältere Bekanntheiten einzuhüllen, — nur dann können wir uns vielleicht vor jener Einseitigkeit hüten, und nur dann ist es uns, bei gehöriger übriger Vollkommenheit der Denkkraft, erlaubt, augenblicklichen Eindrücken

nachzugeben, d. h. von jener Täuschung selbstbeliebigen Gebrauch zu machen. — Jedoch darf sie nie, — und nach ihrer Erkenntniß am allerwenigsten, — in wirklichen Urtheilen, sondern höchstens in einfachem Empfindungsausspruch benützt werden. — Ein wirkliches Urtheil über Neues erfordert vollendete, wirklich-innere Klarheit über dieses Neue selbst, und nicht einen älteren Ueberung über neue Beweise. —

So lange unsere Empfindungen noch nicht zur Klarheit, durch Läuterung, erhoben sind, kann unsere Denkfähigkeit leicht unserer Empfindungs-Weise dergestalt unterthan werden, daß wir alles außer uns Erscheinende nur nach uns selbst beurtheilen, unsere eigenen Fehler auf Vollkommeneres übertragen, und, indem wir der nothwendigen Klarheit und vorhergehenden Läuterung ermangeln, eine ungerechte, falsche Meinung fassen, die wir später, bei einer tieferen, inneren Klarheit, als unvereinbar mit derselben annehmen. — Nichts trägt leichter, als Empfindungs-Weise, wenn sie vor erlangter, innerer Klarheit zur Anwendung kommt. Darum ist ein Urtheil, welches man gleich nach der ersten Empfindung über etwas ausspricht, dessen man sich nicht fähig ist, oder dessen Vorstellung unserer eignen Empfindungs-Weise zu widersprechen scheint, so oft falsch und widersprechend mit dem, was man später darüber ist. Jede Vorstellung, besonders wenn sie ihren Eingang in die Seele durch die äußeren Sinne findet, überträgt ihr Anfangs eine mehr oder minder verworrene Empfindung auf uns. Schon diese Empfindung also bedarf der Deduktion und Läuterung, um sich zum richtigen Begriffe zu erheben, — um wie viel mehr nun nicht das Urtheil, das man wieder geordnete, klare Begriffe enthalten soll! —

Die Seele an und für sich ist die Klarheit der Intelligenz und Grundkraft. Was sie daher neu in sich aufnimmt, muß zuerst selbst zur Klarheit gezeigert werden, bevor es sich würdig und bleibend dem Wesen der Seele

empfinden vermögen: nur in diesem Falle sind wir im Stande, bleibende Klarheit in innerer Gedankenklarheit zu gewinnen. — Dafür spricht unwiderleglich und in leuchtender Deutlichkeit der Umstand: daß unsere Vorstellungen um so leichter werden, je länger sie in der Seele an ihrem geduldeten Plage ruhen, und daß das Eintreten oder Ausprechen unserer Empfindungen weit weniger Schwierigkeiten des Gedächtnisses, des Zusammenhanges und der Ideen-Mischung unterliegt, sobald wir das Gefühl ihrer Klarheit in uns tragen.

Ein zweiter besonderer und in phreologische Hinsicht äußerst merkwürdiger Umstand ist der: daß frühere Empfindungen, die wir demnächst schon ganz vergessen, und die durch geistige Ruhe, innere Reconsortation, oder unfällige Selbstverdrängung in uns zur Räumung liegen, unpfleglich oft, und ohne Einmal durch Erinnerung herbeigeführt werden zu sein, in voller Klarheit und Kraft von selbst vor unser geistiges Auge treten, gleich als wären sie uns, daß es nunmehr Zeit sei zu ihrer Verkündigung¹⁾.

Können wir nun jener innern, von selbst eintretenden Mahnung des Aufgenommenen nicht Folge, so wird es uns leicht in Verwerrendes gerathen oder dem Gedächtnisse erlöschend. — Dies klingt fast einem Wunder ähnlich. Es wird uns weniger wunderbar erscheinen, indem wir es nun etwas tiefern Blick in's geistige Innere lenken. —

¹⁾ Man kann diese Bemerkung leicht an sich versuchen. Es ist keine s. W. Jenseit, der nur einer Gedankenscheidung bedarf, sondern eine theilweise oder ganz unmerkliche, ohne es selbst zu bemerken. — Es tritt es selbst bei der, nur verstände, es selbst zu vergehen. Es ist selbst nicht, wenn seine geistige Organisation selbst seine Hemmung unterliegt, nach einiger Zeit hat Elemente von selbst fort. Es selbst von seiner Zeit trennen, und es selbst es, welches zu seiner eigenen Fortwähnung, ohne Nachlass herbeigeführt werden. — Versteht man sich selbst, und hat es selbst an sich selbst versucht. —

Die Seele befigt das Vermögen: Vorstellungen in sich aufzunehmen, und sie weiterzumachen. —

Jedes Aufnehmen und Einsetzen in Etwas, setzt bei dem Aufnehmenden eine Fähigkeit der Ausdehnung oder eine schon vorhandene Ausdehnung voraus, in deren inneren Raum das Aufzunehmende einsetzen kann. Wenn wir nun auch eine rein-geistige Ausdehnung in der Form einer Ausdehnung uns nicht deutlich in vermittelten vernehmen, und wenn gleich die Seele das rein-Geistige einfacher Natur ist, so dürfen wir dennoch doch, indem wir als bestimmt sagen und erkennen: „die Seele nimmt auf,“ noch weit bestimmter sagen und erkennen: „die Seele kann aufnehmen.“ Ginge nun dies „aufnehmen können“ rein von der Willkür der Seele allein ab, so bedürften wir, um unsere eingezeichneten Empfindungen auszusprechen, nicht erst einer besondern Erläuterung derselben, und die Seele könnte sich den Sinnen und dem Körper überhaupt nach Willkür bald anschließen, bald entziehen.

Nun aber haben wir früher schon erwiesen:

- 1) Die Seele nimmt, so lange wir noch ein Sinn in uns zur Thätigkeit geeignet ist, ihre Vorstellungen unwillkürlich in sich auf; —
- 2) diese unwillkürlich aufgenommenen Vorstellungen müssen, wenn unsere Denkkraft vernünftig werden soll, einer Ordnung in der Seele unterliegen; —
- 3) Ordnung entsteht in der Verbindung a) des Reihlichen mit dem Reihlichen, oder des Unreihlichen mit dem Unreihlichen ineinander; b) des Reihlichen mit dem Unreihlichen, unter: oder nebeneinander. Es beschreiben aber
- 4) die unendlichen Reihliche „einander,“ „untereinander“ und „nebeneinander“ jeder eine Verbindung in Linie;
- 5) sei daher eine Ordnung auch noch so breit gehalten, wäre noch so viel Reihliches und Unreihliches geordnet

verbunden, und habe ferner die Ordnung im Ganzen eine Gestalt welche sie wolle, so müssen wir immer eine, aus Linien zusammengesetzte Gestalt in ihr erblicken; d. h. jede Ordnung bezieht eine Verbindung durch (Zw- oder Nebeneinander-) Reihung. —

Relativ entsteht die jedesmalige Gedanken-Ordnung in unsrer Seele aus einer Reihung von Vorstellungen; folglich kann sie das, nach der Aufnahme zur Vorstellung: Ordnung überwiegen, wenn das Wiedergeben gleichfalls in Ordnung geschehen soll, vor der Reihe nach wiedergeben.

Indem nun die Vorstellungen zur Reihe in uns sich ordnen, so wird die zuerst entstehende Empfindung um so tiefer in's Innere treten, je mehr Empfindungen ihr nachfolgen werden; ist daher eine Reihe von Vorstellungen in uns beendigt, so wird die zuerst eintreffende die älteste, die zuletzt eintreffende die jüngste sein. Folglich wird jede Empfindung um so älter sein, je tiefer sie in's Innere einging. Da nun auch, wie Alles im Leben, die Empfindung in unsrer Seele um so reifer zur Klarheit werden muß, je älter sie wird, so folgert sich hieraus:

- a) der erwachte Gedanke wird um so reifer zur Klarheit sein, je länger die Empfindung, aus der er entspringt, in unsrer Seele sich befand; —
- b) die erwachenden Gedanken müssen in geordneter Reihe aus unsrer Seele hervorgehen, wenn sie der Reihen-Ordnung der Vorstellungen entsprechen, und unsrer Empfindungen zusammenhängend in Worte kleiden sollen.

Diese Entwicklung der Gedankenreihe aus der Reihe der Empfindungen kann auf zweierlei Art Statt haben, — indem wir nämlich von einem jeden der beiden Enden der Reihe, d. h. entweder von der jüngsten Empfindung oder von der ältesten aus die Entwicklung beginnen können. —

Überbei fällt folgendes vor Allen auf:

Im ersten Falle, wo wir die Entwicklung mit der junghen oder niedrigsten Reifezeit annehmen, wird die zuerst eintretende Empfindung die zuerst ausgehende, die vorletzte die zweite u. s. w. sein, und also ein umgekehrtes Verhältnis eintreten. —

Im zweiten Falle dagegen, wo wir mit der ältesten oder der zuerst in die Reihe eintretenden Reifezeit beginnen, wird die zuerst eintretende Empfindung auch die zuerst ausgehende, die als zweite eintretende auch wieder die zweite ausgehende u. s. w. werden. —

Diese letztere Entwicklungsart ist demnach die vorzuziehende. —

Denn: da eine jede Empfindung um so reicher und geläuteter sein muß, je älter sie ist, so wird uns bei der Uebersetzung dieser letzten Art, absehen davon, daß schon eine Regelmäßigkeit der Entwicklung von Natur aus in ihr liegt, noch ein ganz besonderer, doppelter Vortheil erwächst. Indem wir bei Entwicklung der Gedankentreihe die zweite Entwicklungsart denjenigen, d. h. bei derjenigen Empfindung anfangen, die, als die zuerst eintretende, die letzte sinnliche, also die älteste wurde, und so fort — so erweckt uns hieraus der große Vortheil:

- 1) daß wir mit den, in uns schon mehr geläuterten, älteren Nebempfindungen beginnen, und sie der Reihe nach um so leichter zur klaren Gedankentreihe erheben, während die jüngste oder Hauptempfindung von selbst hindurch zur leitendsten wird; unsere Reihe wird also, ebenso wie dem Hörer die Hauptempfindung bis zuletzt vorbehalten, demnach durch jenes Beginnen mit klaren, älteren Empfindungen, interessant genug anfangen, um seine Aufmerksamkeit zu spannen, und unseren Zweck zu erreichen.

Was aber bräube noch wichtiger ist, als dieses:

2) daß, indem wir mit der adäntesten Nebenempfindung und so von unten herauf in voller Ordnungslinie das Auserleben beginnen, wir unterdessen Zeit gewinnen, die jüngste oder Hauptempfindung in uns zu verleben, so daß sie, wenn endlich die Reihe sie trifft, als würdiger Lohn dem Ganzen ingeliefert werden kann. —

Wie unendlich wichtig dies für das Gelingen einer jeden Skizze, einer jeden vollendeten Darstellung ist, ja, daß diese Art der Gedanken-Entwickelung eigentlich die einzig wahre Grundlage zur improvisirten Skizze zu bilden vermag, werden wir an seinem Plage erkennen^{*)}.

Würden wir dagegen die erste Art der Entwickelung an, die, als äußerlich unbedeutend und leicht, im gewöhnlichen Leben zu gebrauchen ist, so beginnen wir unsere Skizze gleich mit den zuerst aufzunehmenden, also mit den jüngsten Empfindungen. Diese kommen von Natur aus, und besonders, wenn das Aufgenommene uns vorher völlig unbekannt war, nur äußerst selten schon adänter sein. Wir sind daher stets in Gefahr, gleich im Anfange der Skizze in's Streden zu gerathen, und dann in das Ganze leben so gut wie verloren; denn wir haben sodann von vorn herein den Hauptgedanken verdrorben, und Niemand wird mehr geduldig auf unsere Nebenempfindungen warten wollen. —

Und hier konnten wir denn auf jene (in der ersten Abtheilung besprochenen) „zwei Hauptklassen der Empfindungsentwickelung“ zurück. Man wird bemerkt haben, daß die eben erläuterten beiden Arten der Reihen-Entwickelung nichts anderes sind, als jene beiden Hauptklassen, und es entstehen, warum eigentlich die zweite derselben die zur richtigen Darstellung geeignete ist. —

^{*)} Siehe 5. Abtheilung.

Merkt man sich nun leicht bezeichnend, warum eine, in der Seele von selbst gekläuerte, Empfindung plötzlich von selbst und klar vor unser Gedächtnis treten kann. Da alle unsere Empfindungen in uns geordnet sein müssen, so hat natürlich eine jede der eingetretenen ihren bestimmten Platz in der Reihe. Wir mögen also die Entwicklung dieser Reihe bestimmen wo wir wollen, so wird nach und nach die Reihe an eine jede kommen.

Wohin nun den Fall, daß wir eine Empfindung, die die Reihe bei der Entwicklung traf, aus Mangel einer Ursache nicht zum Gedanken und zur Rede erheben wollten, und sie überspringen, so wird sie sich, sobald sie klar gemacht ist, von selbst zum Gedanken umwandeln, und dann vor unserem inneren Auge erscheinen. Merkt: da die Empfindungen zum Gedanken verfließen, und durch den Gedanken entwickelt werden, so kann es sich sagen, daß wir, auch ohne zu sprechen, durch stilles Denken eine Vorstellungsreihe in uns entwickeln, was wir sehr richtig mit dem Worte „nachdenken“ bezeichnen¹⁾. Bei dieser stillen, inneren Entwicklung tritt natürlich ebenfalls eine jede Empfindung die Reihe: eine jede, deren Klarheit, kann also auch wieder von selbst als Gedanke vor uns hervortreten.

Es tritt auch eine kleine Reihe von Vorstellungen auf einmal vor uns hin. Dies können wir in dem Falle, wo das Voranschreiten während der Reiz-Entwicklung etwas anderes, anderes Reihe abgibt, wir werden uns leichter gesammelter: „einen Einblick haben.“ Da wir jedoch nicht immer logisch wissen können, ob alle einzelnen Vorstellungen zuerst, mit der großen Reihe selbständig weitergeleitet fließen, wirklich schon im Klarsein gekläuert sind, so kann es gute und schlechte Einfälle geben: es ist daher nicht immer gerathen, unklar Einfälle ohne einen

¹⁾ Jedem von uns ist in jedem Augenblicke des Bewusstseins eine Vorstellungsreihe zu geben. —

klarsten Prüfungsablauf gleich in Worte zu fassen und auszusprechen.^{*)}

Den aus klarer geklärtester Empfindung hervorstretenden klaren Gedanken nennen wir: erwacht. Jeder unklare Gedanke ist asleep, ohne erwacht zu sein.

Ein erwachter Gedanke kann also nur einer solchen Empfindung sein Denken verdanken, die schon, als der Seele bereits bekannt, einen klaren Zeitraum hindurch in ihr sich befand, und zur Klarheit gereinigt wurde. Empfindungen, die uns vorher nicht bekannt waren, und die als uns in unserer Seele einziehen, sind daher nicht allseitig gerichtet um klaren Gedanken, und müssen erst zur Klarheit der Empfindung sich erheben, um richtiger Gedanke werden zu können. —

Um eine Darstellung durch Worte zusammenhangend und geordnet erlangen zu können, müssen sämtliche, durch sie ausgedrückte Gedanken

a) wirklich erwacht sein;

b) in einer dem Verhältnissmaße entsprechenden Reihe verbunden werden können.

Vier kennen wir nun auch in einer andern, wichtigen Epöde der Sprachausübung, und da wir nicht bloß die Nachhink, sondern auch das Sprechen als Epöden in seiner Brandbeziehung einbilden wollen, so ist es erlaubt, uns von dem Zwecke der letzten Rede auf einen Ausblick in einer Epöde des Sprechens zu wenden, die man gewöhnlich Conversation oder Unterhaltungssprache nennt. Es kann dies Manchem nicht ganz unermüdet sein.

Wenige nur treten in einen Zustand, der den vollkommensten klaren Kenner durchaus und abwechselnd erfordert; die Ausbildung zur wahren Konversation steht gewöhnlich unter

^{*)} Eine ähnliche Bemerkung hat es von ihm. von ihm „Mg.“
verwand. Es ist mit dem klaren Worte.

rem eigenen Willen und Verstande überlassen, und es kommt auf die Einsicht eines Jeden an, ob er sich durch die höhere Veredelung einer so dankswürdigen Natur-Nähe verfehlen werth machen will. -- Hunderte dagegen führt ihr gesellschaftlicher Zuantrieb fast täglich in gebildete Kreise, wo man von einem jeden der Anwesenden das Theilnehmen an der allgemeinen Unterhaltung erwartet; und dort ist es, wo so häufig der Mangel an Zyrch- und Zurschauflichkeit, an gerundeten Gesprächen, an der Häufigkeit in zusammenhängenden Rede-Übergängen u. s. w. nöthig wird, und wo eigentlich ein Jeder, wenn auch nicht vorzüglichster Redner, doch vernünftiger Zyrcher sein sollte, um das jeden Augenblick eintretende Stoden oder Umbertäumen der Unterhaltung zu verhüten. Hier ist es ferner, wo so oft Gebildete beiderlei Geschlechts, ja ununter arbedete Personen die höchsten Zien und, um uns eines vielleicht passenden Ausdruckes zu bedienen, die herrlichen Rede- und Unterhaltungsknospen in sich tragen und fühlen, ohne Liede um Hülfeleichen zu heuern -- ohne, wie sie häufig sehr gesehen, sich so sehr nach Wunsch auszureden zu können. Sie fühlen sich alle des steten Theilnehmens mehr bewußt, aber dessen nicht mächtig.

Dies erregt die besagte Frage: ob Mann der Mensch der Zueignung einer Empfindung in sich bis zum klaren Gedanken fähig, und dennoch dieses klaren Bewußtseins zur Rede nicht mächtig sein? und ob wenn dies der Fall sein kann, wie es in vorhanden? --

Wir haben bereits in der ersten Abtheilung darüber gesprochen, wie gut es sei, sich, bei unserer Einnahme, der Selbstbeherrschung und Geduldsgegnung zu bedienen.

Weder Eigenschaften noch ungewöhnlich weiche geistige Rede. Obgleich aber diese weit höher steht, als die einfache Conversationsprose, und obgleich man daher denken sollte, daß in dieser bei warmem Umgang mehr der Hülfsgegnung erforderlich werde, als in jener, so findet doch

gerade das Gegentheil Statt, und, so unglaublich dies auch
hören mag, derjenige, der ein vollendeter Conversations-
künstler sein will, hat in gewisser Beziehung noch einen hö-
hern Grad der inneren Unvollkommenheit zu erlangen, als
der natürliche, vollendete Redner, — wie Helander in Kürze
erläutert: Die Conversationsprache verfällt durch das Ver-
weilen und Wirteln bei der Allgemeinunterhaltung in *Frä-
se*, in denen alle Gespräche des wechselnden Zuhörers und Hörers
vorüber haben. Die Conversations-Mode im *Mitteln* ist folglich
eine Forderung zu Zuhören.

In der eigentlichen, ununterbrochenen Rede wird
durch Weisheitsgemacht die Allgemeinunterhaltung befohlen und
erhalten, und der erspähte Mangel kann in *Worte* gelöst
der weiten, ohne ständige, fremde Zuhörung. — Die Con-
versationsprache, die nicht nur die Rede ein einziges, im-
menseinwärtiges Gemüthe füllt, sondern noch aus Be-
merkungen und Gegenbemerkungen, Aussagen und Antworten,
Sprechen, Entzernen und Besprechen u. s. w. herv. aus
Gesprächen verschiedener Personen sich formt, hat erlaubte
Unterbrechungen, durch Weisheitsbeurteilung, und die Rede
jedes Einzelnen verfällt hier nach in mehrere Theile. Die
Kraft des Gehaltens an solchen Reden, die in uns zwar
im Klaren geübt sind, welche wir aber in *Wortlichkeit*,
so lange ein Anderer spricht, noch periodischen gesteht
werden, ist daher die erste Bedingung zur Vollkommenheit
im Conversationsprache. — Durch und durch die Weisheitsgemacht
wird im gewöhnlichen Sprache in einem Maße erachtet
sich, wenn der darstellende weltliche Redner nicht bedarf,
und hat in gewisser Beziehung die in ständige, vollstän-
dige Fähigkeit der Unterhaltungsprache nur von gewis-
sen Schwächen unterliegt, als die Fähigkeit der hebräi-
schen Rede. Dieser erweiternde Grad und diese Schwächen im
neben dar; daß der Weisheitsgemacht, indem er mit mehr
eigenen Personen zusammen vertritt ist, und mit den anderen
Konsumenten zusammen ein Ganzes aufzukommen dar, nicht

nur seinen eignen Gedanken in sich klar entwickeln, sondern auch den ihn unterbrechenden Ideen der Anderen folgen, sie auffassen, mit dem von ihm selbst Gesprochenen in Vergleich setzen, und dabei dennoch die in sich selbst entwickelten Begriffe im Geiste behalten muß, um sie, sobald er wieder an die Reihe zu sprechen kommt, so vorzutragen, als sei er gar nicht durch Andere unterbrochen worden.*) —

Nun ist es aber selbst mit dem Bewußtbleiben der, durch Andere zurückgedrängten, eignen Gedanken hier noch nicht genug. Wir müssen, indem wir uns der eignen bewußt bleiben, uns auch noch der, durch den Andern ausgesprochenen, fremden Gedanken bewußt werden, sobald ein allgemeiner Gespräch über einen und denselben Gegenstand Statt findet; denn im Gespräche und besonders in einem solchen, das allgemein wird, hängen die Worte Andern mit den meiningen zusammen, und fremde Gedanken treten mit den meiningen in unabweidbare Verbinduna. Durdurch müssen wir notwendiger Weise folgende Punkte der Conversation beobachten:

- 1) Daß der in uns erwachte, durch das Sprechen eines Andern unendgehaltene, Gedanke durchaus nichts von seiner Klarheit verliert, wenn auch der aussprechende Gedanke des Andern nicht klar wäre, oder mit dem unsrigen nicht übereinstimmte. —
- 2) Müßen wir den Worten aller andren Sprechenden im Geiste folgen, und sie aufassen, ohne dadurch die Seite, die wir an dem besprochenen Gegenstände aufassen, aus dem Auge zu verlieren.
- 3) Müßen wir, im Falle ein Reder so klar und überzeugend spricht, daß wir seine eigne, innere Ansicht in der seinigen wiederfinden, oder die Ueberzeugung seiner Worte in uns fühlen, unsere Zustimmung zu

*) Daß es zu ganz-Befach, warum es sich nicht gebräuchet hat, die müßen uns Zerstören in Unmöglichkeit waren. —

dem Gehörten geben können, ohne uns des nämlichen Gedankens oder der nämlichen Worte des Anderen zu bedienen, — sobald wir dieselbe Ansicht mit andern Begriffen in uns entwickelt hatten. —

- 4) Dürfen wir, wenn etwa die Bemerkung des einen oder des andern auf interessante Nebenverstellungen führen sollte, uns während der Verhandlung dieser Nebenverstellungen nicht von unsrer eignen, erwachten Ansicht der Hauptverstellung zu weit, oder gar ganz entfernen lassen. Dies ist ein ganz besonders wichtiger Punkt, dessen Nichtbeachtung schuld ist, daß man augenblicklich den Faden seiner eignen Hauptideen verliert, in die, uns nicht angehörenden Gedanken der Anderen zu stark hineingezogen wird, und daher, wenn man selbst den abgerissenen Faden des Gesprächs wieder aufsuchen soll, man gar nicht mehr weiß, wo man die eignen Gedanken lassen hat. — Daraus folgt denn

- 5) daß wir uns nicht bloß des aus unsrer eignen Empfindung erwachten klaren Gedankens, sondern auch stets dieser Empfindung selbst, als der Mutter derselben, bewußt bleiben müssen, damit alle die einzelnen Gesprächselemente, die wir selbst zum Zusammengefügten liefern, einen Zusammenhang erhalten, der, wenn wir die von uns bestragten Worte vom Gespräch abheben und zusammenstellen, aus dem von uns Gesprochenen ein für sich bestehendes Ganzes bildet. —

Diese fünf Punkte sind uns Kernsätze in der Unterhaltungsgespräche unerlässlich. —

Wörtern ist nicht genau beizutrat, so ist es unvermeidlich, mit den Ideen Anderer und mit sich selbst in Verwirrung zu gerathen. Man kann dann zwar das Bild des in verhandelnden Gegenstandes im Allgemeinen veranschaulicht

in sich tragen; — durch das Hinwegsehen in verinnerlichte, objective Ideen aber wird man seine geistige Subjectivität verlieren, und, während man seine einzelnen Gedanken und Empfindungen klar in sich fühlt, wird es, in dem Augenblicke, der uns zu sprechen auffordert, häufig an der Kraft uns auszudrücken gebrechen, weil wir nicht so schnell uns klaren, eigenen Gedanken von der fremdartigen geistigen Umgebung, die ihn verwickelt, wieder absondern vermögen. —

Nichtin muß die erste Frage mit „Ja“ beantwortet werden; d. h.: „es ist möglich, eine bis zur Klarheit des Gedankens gehobene Empfindung in sich zu tragen, ohne dieses Gedankens zur Rede mächtig zu sein. — Nicht bloß aber bei Gesprächen, sondern auch bei rednerischen Darstellungen oder der wüthlichen Rede kann sich jener Fall ereignen, daß man einen Gedanken klar in sich fühlt, und plegisch der Kraft ermangelt, ihn in Worten auszudrücken, so, daß der beste Redner mitten im schönsten Redeflusse stocken, den Faden verlieren, und seine ganze Rede zu nichts werden kann. — Dieser Zustand ist in folgender Ursache begründet, die natürlich auch auf größere Darstellungen der gesellschaftlichen Sphäre ihre Anwendung findet.

Es gibt ein altes Sprichwort: „Zillwiel ist ungesund.“ Dies muß, in anstündiger Hinsicht, hier strengstens beachtet werden.

Die menschliche Seele kennt keine Empfindungs-Atome. Jede Empfindung ist auflösbar in andere Empfindungen, und unwillkürlich knäpfen sich Vorstellungen an Vorstellungen, so daß wir nie der bloßen Vorstellung einer Vorstellung fähig sind, sondern in jedem Fall uns wieder Theile vorstellen müssen. Dabei erweist jede Vorstellung eine Vorstellungskette, und wir haben jedesmal mehrere Vorstellungen zu unterdrücken, indem wir Eine zu unterdrücken glauben. Hölisch können wir in den Fall gerathen, daß

eine eintae, überflüssige Verhüllung, die zwischen die Reihe unserer Ideen sich unwillkürlich drängt, oder durch eine verberatungene erruat wird, eine ganze Reihe anderer Verhüllungen verberat, die das bereits Gesprochene vom Zehenden unpfleglich trennen, und den aufschafften Raden der Darstellung auf eine unverberatene Weise verwickeln oder zerbrechen. In einem solchen Falle tritt sodann ganz daselbe Verhältniß ein, wie bei dem Rade einer Wassermühle, oder dem Anker einer Windmühle. Das Rad der errieren bedarf einer gewissen Quantität Wassers, um getrieben zu werden. Wasch jedoch der Strom, und fließt dem Rade allmählig Wasser zu, so fließt es fließt, und die stärkere Kraft des Wassers bricht das ganze Triebwerk vom Stoden. Bei der zweiten bedarf es einer gewissen Stärke des Windes. Wird dieser allmählig stark, so muß der Müller einige Äußerungen abwickeln, sonst reißt der Wind den Anker heraus, anstatt ihn zu treiben. — Eben so bei der Rede. — Jede Darstellung durch die Rede bedarf einer gewissen Kraft der Verhüllung, um den angefangenen Gang des Rednerwerkes gleichmäßig fortzuführen.

Wird diese notwendige Kraft aber unwillkürlich so geschwächt, daß plötzlich auf das innerlich entworfene, geordnete Bild des Redegegenstandes eine allmähliche Menge überflüssiger Verhüllungen einströmt, so wird es uns ganz natürlich unpfleglich an geordneter Ueberflucht aller dieser Verhüllungen zerbrechen, und es werden mit Einemmale aus die geordneten Ausdrücke fließen, um augenblicklich jene neuen Verhüllungen, dem Verberatungen anpaßend, in Worten auszusprechen. Das ganze, in Gang gekommene Rede-Triebwerk muß dann unvermeidlich hoden — wenn wir nicht vorher dafür gekrat haben, dergleichen geistige Ueberfluchtungen abzuwenden; — die Rede wird unterbrochen oder verunstaltet sein, wenn auch der Begriff des darzustellenden Gegenstandes noch so klar in unserer Seele liegt. —

Die Möglichkeit, in einem klaren Gedankenbilde plötzlich

der Kraft des Rede-Ausdrucks zu emanaceln, auch also auch diesem Erweise zufolge nachzudenken werden. —

Die Raumverrathung der zweiten Frage: „wie diesem vorzubeugen sei!“ — ergibt sich aus dem Erweise der ersten. —

Beim einen Falle haben wir bereits fünf Punkte angedeutet, durch deren genaue Befolgung eine Vorbeugung bewirkt werden kann. Beim zweiten Falle geschieht nun beim angeführten Beispiel zu Meibent die Vorbeugung auf dieselbe Weise, wie man der Stimmung des Radirades durch allzuharte Wasserkraft beugnet. So wie hier, durch im Voraus angebrachte, Dämme oder Zäunlein, der Strom gebremst oder abgelenkt wird, so lese man durch feste, un durchdringliche Willenskraft, durch ernstes, aufmerksames im Auge Behalten des darzustellenden Grundbildes, als des Haupttriebwertes, dem fleißlichen Einsetzen allzuhefter Vorstellungen einen Damm entgegen, — lasse durch keine überflüssige Vorstellung sich von der, Einmal in Glanz und Leuchnung gebrachten, Hauptidee abbringen, mag sie schon im Voraus den Strom der Rede, wenn man etwa so aus der Ferne ein überspanntes ungewöhnliches Aufschwellen der Phantasie bemerken sieht, und gleich wie bei der Mühle das Wasser gebremst wird, damit das Rad nicht gehemmt werde, so brems man lieber eine Reihe schwerer Einbildungen, und leite sie im Voraus ab, damit nicht durch den schönen Strom das nützliche Triebwerk gehemmt werde. Und wie ferner bei der Windmühle lieber ganze Flügelsteden abnehmen, und die Mäher in ganz langsamem Gang gesetzt werden, ehe man sich im Sturmwirbel der Ischafahrt auslegt, nach einem nur kurzen, schönen und schnellen Gange das Ganze verstrümmert zu sehen, so opfere man lieber im Voraus solche Vorstellungen, die, ohne zu nützen, nur zu neuen allzuheften Schwärmen, durch reducierte Vorlesen, erzeugen, und lege das Sprachtriebwert lieber in schlichten, einfach schönen Gang, wenn die innere Vollkommenheit noch

nicht so weit schieben sein sollte, daß das Gewerke den Sturm auszubalten vermag.“) —

Die einfachste Darstellung dessen, von dem man sich durchdringen fühlt, ist das zweckmäßige, so lange man nicht seine Fähigkeit in größeren Unternehmungen haft und vollkommen genug fühlt.

Die wahre Empfindung wird nur klar, wenn sie vereinfacht ist. So sei es mit dem Gedanken, so mit der Rede. — Und selbst, wenn man die Reife eines glänzenden Rednerbaudes erlangt hat, sei der Glanz ein einfacherer Schimmer. Das Einfache ist immer schön; denn „allzuviel ist ungesund.“ —

*) Denen Personen, die noch nicht völlig Herr der Welt sind, oder sie dem nächsten Kräfte erlangt und nach ihrer Beschaffenheit in sich gesammelt haben, ist es durchaus nicht zu raten, nach schönen Redenreden zu streben und eine Menge schöner Verstellungen zu sammeln, so zu sagen, aus dem Kermel Schmeiß zu wollen. Eine solche hätte ununterbrochenes Verstreuen ist bei ihnen gewöhnlich das richtige Ziel; sie, mitten in den schönsten Thaumata. — Dies begrenzt mirunter Zeichen, die Wissen nicht haben, nur nicht sich selbst. Sie vermögen sich nur in schöne Worte, und wissen endlich selbst nicht mehr, welche sie anzufangen haben. Schöner natürlich begrenzt es Zeichen, die über Dinge reden, welche sie nicht kennen. —

Der nacherweckte Gedanke.

Dem erwachten Gedanken folgt der nacherweckte, oder der sich anschließende. Von der Ordnungreihe der Empfindungen hängt es ab, wie der folgende durch den vorhergegangenen erweckt wird. Das richtige Verhältniß des nachfolgenden Gedankens zum ausgesprochenen aber erfordert, daß wir den ausgesprochenen Gedanken nicht aus der Erinnerung verlieren, und begründet daher einen eignen Leistungspunkt der Sprache: die Nothwendigkeit des Zurückerinnerns, — welches vom „Nachdenken“ genau zu unterscheiden ist. Das Nachdenken geschieht immer, ohne dabei zu sprechen; das Zurückerinnern dagegen kann auch während dem Sprechen Statt haben. Daß wir nun, wenn wir sprechen, des Zurückerinnerns habig sind, ist nicht nur eine sehr große Erleichterung zum Rede-Zusammenhange, sondern es kann auch ohne richtiges Zurückerinnern kein Zusammenhang bewirkt werden.

Jedes Zurückerinnern ist begründet in der menschlichen Einbildungskraft. — Bevor wir dies näher erörtern, müssen wir darauf aufmerksam machen, daß wir mit denjenigen nicht übereinstimmen, welche Einbildungskraft und Phantasie für eins und dasselbe halten, und Eines durchs Andere überlegen. — Es wird sich viel

nicht aus dem Vorfolge unserer Darstellung stehen: „daß Einbildungskraft die, allen Menschen als denkenden Wesen überhangt eigene, Kraft der Selbstvorstellung — Phantasie dagegen die, einem jeden Menschen insbesondere, nach Verhältniß seiner (durch Verhältnisse erzeugten) Individualität, eigene Weise der Selbstvorstellung sei. — In diesem Sinne werden wir beide Begriffe zur Anwendung bringen. — Denken ist ein geistiges Handeln, Vorfinden ein geistiges Finden. — Alles Handeln oder Finden bezieht den Zeiten, Vergangenheit, Gegenwart oder Zukunft, in sich. — „Sich einbilden“ aber ist bloß wechselwirkend, und hat dabei, im genannten Sinne betrachtet, keinen andern Zeitbezug als den der Gegenwart, des unmittelbaren Statfindens, — und dies bestimmt auch den Unterschied zwischen Einbilden und Vorstellen. — Die Vorstellungskraft wirkt stets ohne Gegenwirkung, — die Einbildungskraft aber kann mit Voraus- und Zurückwirkung im Handeln kommen. Die Gegenwirkung der Einbildungskraft geschieht bei der Verbindung des Gewesenen mit dem Gegenwärtigen, des Gegenwärtigen mit dem Zukünftigen und des Zukünftigen mit dem Vergangenen. Die Einbildungskraft also ist es, die während des Lebens den abwesenden Gedanken mit dem in wirkenden und den erwachten oder gegenwärtigen mit dem vergangenen und mit dem zukünftigen verbindet. Dies theilt die Rede in folgende zwei Hauptabtheilungen:

I.

Das Verbinden des gegenwärtigen Gedankens mit dem abwesenden, oder das Zurückdenken.

Stellung ist ein fleißiges Aufheben der Vergangenheit. — Da nun das Denken aktiv oder handelnd ist, und jede Handlung eine Bewegung in sich bezieht, so kann der Gedanke

und folglich auch das Sprechen eine Störung erleiden†). Alles Stocken oder plötzliche Aufhören der Bewegung ist eine Störung derselben††). Folglich ist Störung im Sprechen eine Störung der Rede. Jede Störung der Rede oder unterbricht ihren Zusammenhang. Da nun eine vollkommene Rede zusammenhängend sein muß, so ist es no-

†) Und hieraus der Gegen-Beweis; da die Sprache stocken kann, und Reden launwerdendes Denken ist, so muß Denken eine Bewegung oder activ sein. —

††) Nur das Absolut-Inselichbestehende kann bei seiner Annäherung in der Bewegung keiner Störung unterliegen; Absolut-Inselichbestehendes aber gibt es nur Eines; die bewegende Kraft, oder Gott. Absolut-inself ist außer dieser Kraft nichts; — sie ist, weil sie ist. — Der menschliche Gedanke ist nicht, weil er ist, sondern, indem er ist. Wäre der Gedanke, weil er ist, so wäre er eben so klar in sich, als außer sich; dann wäre der Gedanke selbst sein Mittel zum Zwecke, dann wäre ein vollkommenes (reales) Studium des Denkens möglich, — und also dann könnte man z. B. einen Vernunftlosen oder Wahnsinnigen mit seinen eigenen Ideen curiren, denn, bei dem Absolutbestehen der Idee würde diese unmöglich selbst verwirrt oder geblendet sein können, sondern seine Vernunftlosigkeit wäre bloße Verschleierung durch Außenbezüge. — Da aber der Gedanke nur ist, indem er ist, d. h. da er nicht Bewegung in sich, sondern fortschreitende, mit dem Momente sich weiterbearbeitende Bewegung ist, so kann er eine gänzliche Hemmung und Störung im Fortschreiten erleiden, sobald ihm das Bewußtsein seiner selbst entzwindet. Er ist immer außerhalb seiner selbst, — und die Heilung eines der Vernunft Entzweiten durch dessen eigene Ideen ist beinahe unmöglich, da der nächste Moment immer wieder ein anderer Gedanke sein kann. —

thig zu ihrer Vollkommenheit, eine Störung zu verhüten.

Das Verhüten einer Störung geschieht dadurch, daß die Kraft der Bewegung in ihrer Productivität zusammenhängend erhalten wird. Um daher eine Störung in der Rede zu verhüten, muß die Einbildungskraft, als bewegende Kraft des Denkvermögens, in fortwährendem Zusammenhange mit dem Gedachten und dem zu Denkenden verbleiben.

Die Verbindung des gegenwärtigen Gedankens mit dem vergangenen geschieht, wie folgt:

Indem die Seele eine Hauptempfindung mit den verschiedenen Merkmalen derselben, als eben so vielen Nebenempfindungen in sich trägt, wird sie sich dieser Hauptempfindung in deren Ableitungen oder Merkmalen, und dieser Merkmale in der Hauptempfindung bewußt sein. Um dies Bewußtsein bleibend in erhalten, muß sie alle Theile, in die die Hauptempfindung zerfällt, fortwährend als getheiltes Ganze in sich erhalten; indem sie sich also mit einem Theile des Ganzen oder mit mehreren desselben beschäftigt, darf sie bei dieser Beschäftigung nie das Bild des Ganzen, als Ganzes, verlieren. Die Seele steht ferner in engerer Beziehung zu den menschlichen Nervenorganen, und der Zustand der Nervenorganisation jedes Menschen erzeugt bei ihm einen Seelenzustand, oder seine geistige Individualität. Dies veranlaßt, daß jeder Mensch das zu Empfindende auf eine, ihm eigene, Weise empfindet, und diese jedesmalige Weise der Empfindung entspringt zum größeren oder geringeren Theil aus dem Zustande seiner Seele. — Aus diesem Grunde zerfällt jede Vorstellung bei jedem Menschen in zwei Hauptarten, und zwar: a) in die der Wirklichkeit oder notwendigen Anschauung, — b) in die der Phantasie oder individuellen Anschauung†). — Bei der noth-

†) Das richtige Verhältniß dieser beiden Eigenschaften

nothwendigen Anschauung tritt der, die Vorstellung erzeugende, Gegenstand unmittelbar so vor die Seele, wie er ist, als in seinem eigentlichen Zustande und Urbegriffe. Die nothwendige Anschauung übergibt ihr also gewissermaßen den rohen Stoff-Begriff, ohne weitere Begriffs-Ableitung. In dem rohen Begriffe ferner sind die nothwendigen Merkmale oder Nebenbegriffe zur Ableitung zwar schon vorhanden, aber so innig damit verschmolzen, daß die nothwendige Anschauung nur die Vorstellung der Gattung zu erzeugen vermag.

— Bei der individuellen Anschauung treten die Begriffs-Ableitungen aus dem Stoffe (real oder gedacht) heraus, und das Urbild tritt in seinen bezeichnenden Eigenschaften und Nebenbegriffen vor uns hin. Das Individual-Vermögen sondert alsdann die wirklich vorhandenen Merkmale von ihrem Gegenstande ab, bringt sie als Theilbegriffe wieder mit ihm in ordnende Verbindung, und legt ihm — was der nichtüberschreitenden Phantasie freisteht — auch wohl noch andere Nebenbegriffe, die er zwar nicht wirklich setzt, die ihm aber als Net eigen sein konnten, als vervollkommnend bei. — Die individuelle Anschauung oder Phantasie geht hervor aus der Net, die nothwendige Anschauung aus der Gattung. Beide zusammen übergeben der Seele die Vorstellung so, daß sie der Läuterung zur klaren Verfasslichkeit des Ganzen fähig wird †). —

erzeugt die Schönheit der Vorstellung: eine zu ungleiche Stärke zwischen beiden schwächt oder überspannt sie.

†) Z. B. Bei der Vorstellung eines Berges übergibt die nothwendige Anschauung nichts weiter als den Begriff: Berg, erhöhte Erdoberfläche, allenfalls mit dem Begriffe seiner Höhe und festlichen Ausdehnung; — die individuelle Anschauung aber übergibt ihr die Net seiner eigenthümlichen Gestaltuna, sein Schönheitsverhältniß zu anderen Gebirgen, die auf seiner Oberfläche befindlichen Pflanzen u. s. w. —

Jedes empfundene Ganze geht in der Seele zum gedachten Ganzen über. — Soll nun ein gedachtes Ganze durch die Sprache dargestellt werden, so muß bei der Darstellung die notwendige Anschauung oder die Wirklichkeit vorherrschend bleiben, weil sie erstens Anschauung des wahren Urbildes ist, und weil zweitens die, durch die individuelle Anschauung abzuleitenden Nebenbilder in der Beschaffenheit des Urbildes begründet sind, — mögen sie nun wirklich in ihm vorhanden oder ihm blos beigemengt sein; — vorherrschende Phantasie geräth leicht in's Unwahrscheinliche^{†)}; daher ist es erforderlich, dem Grundbilde der Wirk-

†) Ganz besonders hat man sich vor einem Vorherrschen der Phantasie zu wahren, wenn die Darstellung durch die Rede eine Thatfache betrifft. —

Hier theilt sich nämlich der Gegenstand in drei gleichwichtige Arten: in diejenige, bei der nur That mehr innere (Geistesstärke), diejenige, bei welcher dazu mehr äußere (Körperkraft) — und endlich in diejenige, bei welcher gleichgroße innere und äußere Kraft-Anwendung erforderlich sind. — Hier ist die Phantasie um so mehr zu hüten, als der Mensch von Natur aus so sehr geneigt ist, seinen Darstellungen solcher Thatfachen, welche besonderer Kräfte erfordern, dadurch mehr interessante Wirkung zu geben, daß er die bei der That an's Licht tretende Wirkung über die Thaten steigert.

Die Wahrheit dieser letzteren Behauptung ist durch unzählige Beispiele erwiesen, und jene Warnung ist bei der unmittelbaren Darstellung, durch unvorbereitete Rede, um so mehr zu berücksichtigen, als wir Beweise haben, daß man sogar in schriftlichen Darstellungen sich der individuellen Anschauung oder Phantasie auf eine, das Verhältniß der Wirklichkeit oder notwendigen Anschauung durchaus vernichtende, Weise hingeben kann. Beispiele der Art

lichtest die Oberhand zu lassen, und es so zu halten, daß es gleichen Schritt mit der Wahrheit halt. —

liefert mitunter die Geschichte. — So verlegt in der Römischen Geschichte die Erzählung von den Horatiern und Curiatiern die Wahrheit eben nicht, obgleich sie weitsehernd bleibt; der Bericht jedoch, daß ein einzelner Römer, Horatius Cocles, an der Brücke die ganze feindliche Macht so lange aufgehalten, bis die Brücke hinter ihm abgeworfen war, und dann sogar noch, obzerrachtet des Alleinkampfes, mit voller Rüstung durch die Liden geschwommen sei, ist dergestalt der nothwendigen Anschauung zuwider, daß man schon darum Ursache hätte, die ganze altromische Geschichte für eine Fabel zu halten. — Nach Jahrhunderten hinat war so etwas ganz artig, indem man fortwährend dabei die Stärke der ganzen Nation zu Gesichte führt; — stelle man sich aber vor, daß in diesem Augenblicke Jemand vor uns hinträte, der bei einer ähnlichen That zugegen gewesen sein will, und sie mit aller Rednerkraft darstellte, so würde jeder Zuhörer bei sich denken: sehr hübsch, aber übertrieben, und gewiß nicht wahr. — Die nothwendige Anschauung bei solchen Kraftausübungen bleibt stets der Begriff der höchst möglichen, natürlichen Kraft, und alle Bemühung der individuellen Anschauung, sich die Kraft eines lebenden Wesens als einer hundert- oder gar tausendfachen widersprechend zu denken, zerfällt vor dem Wahrheitsbilde der Natur. — Ähnliche Bewandniß hat es mit den, in Chroniken vorkommenden, Berichten, wo z. B. ein Reuter in der Schlacht dem andern dergestalt den Kopf gespalten haben soll, daß das Schwert bis auf den Sattelknopf herunter fuhr, und der Gespaltene in zwei Hälften links und rechts vom Pferde sank u. s. w. — Bei Berichten von selbstverübten Thaten artet dergleichen Verherrschung der Phantasie gewöhnlich in abschreckenden Egoismus oder gar in prahlerische

Sobald wir nun die Vorstellung des darzustellenden Gegenstandes dergestalt in uns festhalten wissen, daß wir das Verhältniß der theilenden Kraft zu dem Besonde des Grundbildes erkannt haben, so liegt es vor Allem ob, uns der einleitenden Redenvorstellungen zu versichern, an denen wir mit ganzer Kraft des Gedächtnisses festhalten müssen, ohne jedoch das Ganze aus dem Gesichte zu verlieren. — Die menschliche Seele ist immer geneigt, von notwendigen Vorstellungen zu andern abzuweichen, die den zu behandelnden zwar ähnlich sind, aber nicht in den Moment der notwendigen Ansicht gehören.

Dies liegt in der uns angeborenen Neigung zur Zerstreuung, die zum Theil daraus entsteht, daß wir uns der

Unwahrheit aus. — Jede individuelle Anschauung muß so dargestellt werden, daß sie strenger Prüfung und einer Wiederholungsprobe unterliegen kann. —

(Die bekannten Münchhausenschen Historien gewinnen erst die Bedeutung, wenn man erwägt, daß sie dergleichen übertriebene Phantasien aus dem Leben parodiren sollten. — Unterlagen solche Unwahrscheinlichkeiten selbst einem edlen Grunde (wie z. B. bei denen der römischen Schriftsteller dem Patriotismus), so bleiben sie doch immer unverzeihlich, da sie leicht zur Nachahmung verführen, und dergestalt eine Fortpflanzung bleibender Unwahrheiten erzeugen können. —

Bei Darstellungen, die abstrakte oder leblose Gegenstände, Natur-Ansichten und dergleichen betreffen, kann man sich schon eher mitunter ein kleines Vortreten der Phantasie erlauben; doch darf dies selbst hier nur sehr sparsam in einzelnen Stellen geschehen, und man muß die Phantasie zu rechter Zeit wieder in Fangel zu nehmen wissen, sonst könnte es leicht geschehen, daß in Lappland Citronenbäume blühen.) —

Vorstellungen durch die äußeren Sinne nicht immer zu erreichen vermag. Jede äußere oder innere Zerstreuung ist eine natürliche Feindin der inneren Sammlung, und muß daher mit aller Kraft des Willens und der Geistesgegenwart befehtigt werden. Die innere Sammlung bewirkt in allen Fällen die bestimmte Richtung des Blickes nach einem Vorstellungsbildgemälde. In diesem Bildgemälde sind alle notwendigen Begriffe des zu besprechenden Gegenstandes ineinander verflochten, und, während der geistige Ueberblick sie theilt, und in ihrer einzelnen Beschaffenheit erkennt, muß er sie zugleich zusammenhalten, damit keine fremdartige Vorstellung sie störend trenne. — Haupt- und Nebengriffe eines Darstellungsbildgemäldes bilden zusammen eine geistige Form, oder Kern und Schale. Jede fremde, nicht dazu nothwendig erforderliche, Vorstellung liegt außerhalb der Schale, und bildet, wenn sie nicht befestigt wird, so zu sagen ein geistiges Uebergewächs an derselben. Indem wir uns nun der Zerstreuung überlassen, die aus solchen nicht-nothwendigen Vorstellungen besteht, befin- den wir uns mit dem geistigen Blicke außerhalb des dar- stellenden Gegenstandes. Wir sind also in solchen Fällen nie beim wahren Kerne — und dies macht es erklärlich, warum der Zerstreuung meist nur Schalen ohne Kern zum Wesen gibt. — Das Entwickeln der einleitenden Vorstellungen ist das Oeffnen der Schale, um zum Kerne zu gelangen. —

Je vorsichtiger und zweckmäßiger dies Entwickeln ge- schieht, um so reiner wird die erscheinende Frucht sein. Je- der Mensch hat seine Eigenthümlichkeit im ersten Entwickeln der Begriffe; hieraus folgt gleichfalls, nach den vorherge- gangenen Betrachtungen, daß der Entwicklungskern oder die Schale in der individuellen Anschauung, die Frucht aber oder das Grundbild in der Wirklichkeit oder noth- wendigen Anschauung liegt. Das Bild einer vollkommenen Frucht muß Hülle und Kern zugleich darstellen. Folglich

und dem Zuhörer bei der Darstellung die Hülle beständig vor Augen bleiben, indem wir sie ablosen, und ihm die Frucht zur Anschauung bringen.

Hierdurch wird eine bleibende Verbindung zwischen Wirklichkeit und Phantasie nothig, selbst, während die eintretenden Vorstellungen durch das Erscheinen der notwendigen Anschauung zurücktreten; wir müssen also verstehen, die nach und nach zurücktretenden Nebenvorstellungen dadurch bleibend zu erhalten, daß wir die, durch sie an's Licht getretenen Begriffe mit den nachfolgenden Kernbegriffen in regressive Verbindung setzen. Diese Verbindung kann nur entstehen: durch allmählichen, aufsteigenden Uebergang vom Werthe des vorübergehenden Gedankens zu dem des nachfolgenden. —

Hierdurch wird der Werth des gegenwärtigen Gedankens durch den vorhergegangenen bedingt, und das Nachgefolgte wird nur klar bleiben durch die bleibende Anschauung des Vorhergegangenen. —

Zum Beduße des allmählichen Ueberganges aber muß das Verlantbare der Phantasie mit dem der Wirklichkeit in stets gleichmäßige Wechselwirkung treten, und zwischen den kundwerdenden Bildern beider darf kein merklicher Begriffs-Abstand eintreten. — Da nun beide an und für sich nicht wechselwirkend sind, so bedürfen sie einer wechselwirkenden Kraft zur Vermeidung eintretender Abstände. Diese wechselwirkende Kraft ist — wie Anfangs berichtet — die Einbildungskraft.

Die Einbildungskraft verbindet also Frucht und Hülle der Darstellung oder Wirklichkeit und Phantasie. —

Die Wechselwirkung der Einbildungskraft entzieht aus zwei, nothwendig bedingten Kräften: die der regressiven und die der progressiven Verbindung. —

Die regressive Kraft der Verbindung besteht in dem Vermögen: den Werth aller bereits folgereds entwilt-

ketten und aufschlüsselten Begriffe fortwährend dergestalt im Geiste zu bewahren, daß man sich des Werthes aller, bereits ausgesprochenen Gedanken klar genug erinnert, um jedesmal den Werth des erwachten, gegenwärtigen Gedankens nach dem zuletzt ausgesprochenen zu ermessen, und den gegenwärtigen Gedanken alsdann so richtig in Worte zu kleiden, daß er die Werthsumme aller vorher ausgesprochenen Gedanken in sich enthält. —

Diese Ausübung jenes regressiven Vermögens während der Rede ist es, was wir Zurückdenken nennen, — (woraus der Beweis: daß das Zurückdenken in der Einbildungskraft begründet ist). —

Zur genauen Verständlichung unseres Grundbegriffes aber folge hier die kurze Erläuterung dessen, was wir unter Werth des Gedankens und seiner folgerechten Entwicklung verstehen, obgleich dies an und für sich schon verständlich ist. —

Jedes Werthverhältniß ist begründet in Vergleich, Gleichung oder Steigerung. Grundwerth ist das positive, in sich selbst beruhende Gültigkeitsverhältniß. —

Alles, was ist, hat ein, in sich selbst beruhendes Gültigkeitsverhältniß, oder einen Grundwerth; ohne Grundwerth ist nichts Besiehendes denkbar. Abstractes Sein hat abstracten Grundwerth.

Alles was in einem Verhältnisse steht, steht also in einem Werth-Verhältnisse.

Der klare Gedanke, als solcher, hat den Grundwerth der ihn zeuenden, klaren Empfindung. Tritt er nun in ein Verhältniß zu anderen Gedanken, so tritt er in ein Werth-Verhältniß, und zwar in dasselbe Werth-Verhältniß, in dem die, ihn zeuende Empfindung zu den andern Empfindungen steht, welche diejenigen Gedanken erzeugen, mit denen er in Verhältniß tritt. —

Das Werthverhältniß der einzelnen Empfindungen und ihrer Gedanken zu einander hängt von dem jedesmaligen Charakter der Darstellung oder von der zum Ganzen ge-

ordneter Vorstellungsdreie ab. Ist also der Charakter der Darstellung im Maasse der des Angenehmen, so ist der zum minder angenehmen Eindrucke sich eignende Gedanke minder werthvoll, als der zum angenehmeren Eindrucke sich eignende; besteht der Character der Darstellung darin: zu warnen oder abzuschrecken, so ist der warnendere, der abschreckendere Partik von höherem Werthe, als der minder warnende, minder abschreckende u. s. f. — Ferner haben wir schon bemerkt, daß bei der Rede-Darstellung die Auffassung von den Nebenempfindungen zur Hauptempfindung die bessere und wahrere Art der höheren Rede sei. Indem wir daher bei der Darstellung-Einleitung die Regel genau beobachten: mit dem, zum Character des darzustellenden Gegenstandes mindest werthvoll sich verhaltenden Nebencharakteren zu beginnen, und hierauf in aufsteigender Reihenfolge nach und nach in den werthvoller sich verhaltenden überzugehen, so entsteht hierdurch das, was wir oben „laetere Entwicklung“ der Begriffe nannten.

Da wir nun, schon um die Begriffe bei der Darstellung scharf zu ordnen, den Werth der einzelnen Vorstellungsbegriffe im Voraus überblickt und bestimmt haben müssen, so wird es uns bei nur einiger Aufmerksamkeit nicht schwer fallen, diejenigen Vorstellungen, die wir ihrem Werthe nach allmählig entwickeln, immer so lange im Geiste zu bewahren, bis wir den ausgesprochenen, angemessenen Gedanken nach der Werthsumme der bereits vor ihm ausgesprochenen erkennen, und überaus richtig bezeichnen haben. —

Das Zuredenken, während wir sprechen, ist also mehr ein Nachdenken des bereits Gedachten, und unterscheidet sich auch darin vom Nachdenken, das ein Aufsuchen neuer oder schon gedachter Ideen ist. — Es ist daher — wir wiederholen es — eines mit dem andern durchaus nicht zu verwechseln; denn, würden wir während der

Nede, anstatt zurückzudenken, uns dem Nachdenken überlassen, so mußte die Nede natürlich aufhören. —

Aus den bisherigen Erörterungen geht nun hervor: daß

- a) ein Zurückdenken, zur zusammenhängenden Nede, wirklich Statt finden muß;
- b) das Zurückdenken in einem Festhalten alles Vorhergesagten bis zum jedesmaligen gegenwärtigen Gedanken, — oder darin besteht: in jedem auszusprechenden Begriffe die Werthsumme aller vorausgesprochenen zu vereinigen; wodurch
- c) es notwendig wird: uns fortwährend des Hauptgegenstandes der Nede in seinen abgeleiteten Nebengriffen — und umgekehrt — erinnerlich zu bleiben; da nun, wie erwiesen,
- d) das Zurückdenken in der Einbildungskraft begründet ist, so ist es
- e) diese Einbildungskraft, in der wir das darzustellende Ganze ununterbrochen bewahren müssen. —

Jeder Mensch hat, wie bereits bemerkt, eine ihm eigenthümliche Phantasie oder individuelle Anschauungsweise, — sein Zerkenszustand sei, welcher er immer wolle. Beim Vernünftigen geht die individuelle Anschauung, nach Rücksicht seines Nervenzustandes, aus der notwendigen, oder der Wirklichkeit hervor, beim Vernunftlosen dagegen ist es umgekehrt: dieser pflegt die notwendige Anschauung aus seiner Phantasie abzuleiten. —

Einbildungskraft aber beßigt mehr nur der vernünftige Mensch; beim Vernunftlosen ist sie ganz oder zum größten Theile unterdrückt. —

Die Einbildungskraft, als der fortwährenden Anwendung durch Wechselwirkung fähig, kann geschwächt werden. Die Nothwendigkeit einer Zerklung oder Kraftvermehrung des Einbildungsvermögens wird ersichtlich aus der ihr an-

erwiesenen Wirkungsphäre, indem sie mit zur Basis der Reflexabilität gehört. —

Ein sehr leichtes und gewöhnliches Mittel, die Einbildungs-
kraft zu schärfen, besteht darin: daß man jeder schwächen-
den Betrachtung eines ausregenden gegenwärtigen Bildes
irgend eine ähnliche, schon längere Zeit vorher gebaute Be-
trachtung zur Seite stellt, und fortwährend scharf ver-
gleicht, indem man schweigend betrachtet. Es muß aber
hierbei das Hervorziehen der früher gebauten Betrachtung
durchaus im Momente der gegenwärtigen geschehen,
und nicht erst, wenn die Vorstellung des gegenwärtigen
Bildes bereits durch andere Empfindungen in der Seele
nieder gestellt ist. Bei dem Menschen ist zwar der Reiz der
Neuheit immer der vorherrschendere und man pflegt nicht
gerne mit Neuerem zu vergleichen, indem man des Neuen
genießt. Eben darum wird es vielleicht Manchem eine kleine
Uebervindung kosten, auf die Gefahr hin, etwas weniger
mäßig zu empfinden, seine Einbildungskraft zu schärfen.
Da aber gerade die geschärfte Einbildungskraft alles Neue
zu höherem Grade der Neuheit erhebt, indem sie es ist, die
den Wechselhaushalt zwischen Phantasie und Wirklichkeit er-
zeugt, so wird man nach kurzer Uebung reichlichen Ersatz
finden für das anfängliche, vermeintliche Opfer *). —

*) Wie werden eine solche Anweisung zur Verhärtung zuerst der
besonderen Vorkenntnisse bedürftig hören oder lesen, eher weiter hin-
auf zu hören, als fernere dazu zu denken; trotzdem aber werden
sich daraus sich nicht gegen Nature beklagen, daß sie kein ganz
geschärfte, keine scharfe Einbildungskraft u. s. w. besitzen, — nur
um durch ihre Mängel reichhaltiger zu sein, wenn man den Mangel
ihrer Kräfte in ihren Darstellungen bemerken sollte. Ja, die meisten
Menschen sagen sogar, wenn von den allgemeinen und allernäht-
lichen Menschenabsichten die Rede ist: „diesem Menschen ist das
ausgeseht“ — der hat tief Talent mit auf die Welt gebracht, — und
wie hat es die Natur verfaßt! — u. s. w. — Wir aber sagen: es gibt
keine größere Verhöhnung gegen die Natur, als wenn wir, indem wir

Sehr schwer kann es nicht sein, dasjenige zu üben, was zur vervollkommenen Einbildungskraft nöthig ist. Man

die notwendigen gesunden Organe besitzen. Ich vermerke, daß Sie uns etwas, dem Menschen von Natur aus und als Menschen Gehörendes eintragen und dadurch einem Andern bei der Geburt mitzugeben habe. — Alles, was geistig dem Menschen als Menschen gehört, wird ohne Ausnahme einem wie dem Andern mitgegeben, und es kommt nur auf uns selbst an, die uns von der Natur aus erhaltenen Fähigkeiten zu vervollkommenen.

Nicht das Menschlich-Nothwendige hat Einer vor dem Andern voraus, und nur in dem Maße, daß Jemand bei der Geburt mit besonders starken Wehrtheilen der Kraft-Dränge besetzt gewesen ist, können Ausnahmen möglich sein. In einem solchen Maße aber wird der Mensch, aus anderen vorangegangenen Ursachen, als geistige Minderkraft zur Welt kommen, und das bezeugt eine ganz andere Lehre. Wer aber nicht sagen kann, daß er als geistige Minderkraft die Welt betrat, der kann auch nicht der Natur, sondern nur sich selbst es vermerken, wenn es ihm an der Vervollkommenheit der nachwendigen Menschensfähigkeiten gebricht.

Wirkliche Talent-Maden, die als solche anerkannt werden, als die Gaben der Dichtkunst, Malerei u. s. w., sind vielmehr freilich nicht mit beizugeben; in diesen kann der eine Meister, der andere Stümper sein. Derjenige aber, der sich über den Mangel des Gedächtnisses, der Einbildungskraft auf eine Weise beklagt, als ob die Natur einem Andern bei der Geburt habe mehr als ihn damit bezeugen wollen, — verlegt, wenn er körperlich und geistig wohlgeordnet und sonst gebildet ist, das heiligste Achtungsgebot gegen den Schöpfer, und dem sagen wir, als unumstößbaren Wahrheitsgrund: daß es ihm an seinem Willen fehle, als die alleinige Ursache seiner Mangel.

Vergleichen vertheilte Meinungen erinnern mich an eine der barocksten Arien eines Pöbelgenossen, der da sagt: „Hör dich vor einem Menschen, der eine schärfte Hausschere hat, denn der hat gewöhnlich einen schwachen Charakter!“ — Er meint uns, daß er nicht gleich darauf sagte: wir an jeder Hand fünf Finger hat, der hat alle Tage fünf andere Sinne; aber: wer einen kleinen Mund hat, der ist von Gott zum Trompeter bestimmt. —

Wahrlich, es wäre nicht weit her mit der Weisheit des Schöpfers, wenn es derartige Bestimmungen des Willens gäbe, oder wenn der Mensch zu sagen vermöchte: da ich eine kurze Nase habe, so hab-

verfucht es nur Einmal einige Tage lang, alle neuen Gesandtheiten, die man in die Seele aufnimmt, nicht eher vorurtheilsvoll zu lassen, als bis man sie genau mit andern, ähnlichen Gesandtheiten, die man früher in sich aufnahm, verglichen und darnach beurtheilt hat, und man wird in seiner Verwunderung bemerken, mit welcher geringen Selbstüberwindung sich die Einbildungskraft zu solchen Verträgen.

II.

Die Verbindung des gegenwärtigen Gedankens mit dem zu werdenden.

Wie das Zurückdenken, so geschieht auch diese Verbindung vermittelt und in der Einbildungskraft.

Ehe wir nun hier zur eigentlichen Erläuterung übergehen, wollen wir noch eine andere Weise, in der sie geschärfert werden kann, anführen, indem diese Weise nicht nur die beste und zweckmäßigste ist, sondern auch sehr großen Einfluß hat auf die „Verbindung mit dem zu werdenden Gedanken,“ wenn sie ordentlich geübt und vervollkommen wurde. —

Diese Weise der Einbildungsschärfung ist an und für sich etwas schwierig; sie wird aber nach einiger Anwendung sehr angenehm und sogar unterhaltend. Sie hat mit unserer Neugierde mit der algebraischen Berechnungsweise, in der man durch die Gleichung bekannter Theileverhältnisse ein unbekanntes Grundverhältnis zu erschließen sucht, und besteht darin: daß man öfters in der Einbildung die Hervorbringung eines neuen Gemäldes durch die zu

ich auch ein solches Bildschmück. — Erstellen, sollen Willen anzuwenden, und fortwährend gedacht, was man will. — Dies ist eine sehr wichtige Sache, die einem Jeden beweisen muß, daß es sehr wichtig ist, sich selbst zu kennen, und daß es sehr wichtig ist, sich selbst zu kennen, und daß es sehr wichtig ist, sich selbst zu kennen.

zusammenstellende Gleichung verschiedener Bilder, Theile, die man älteren Bildern entnommen, versucht, — und der Gestalt aus der Verbindung und Gleichung verschiedenartiger, schon bekannter, Theile fräherer Vorstellungen ein neues, nothwendig durch ihre Zusammenstellung hervortretendes, Hauptbild heranspricht. — Diese, so oft als möglich ausstellende Uebung schärft nicht nur die Einbildungskraft, sondern sie stärkt und vervollkommenet auch das Gedächtniß, und gibt endlich dem Geiste eine Leichtigkeit des Ueberblickes, die selbst außerhalb des Bede-Erfordernisses sich erstrecken, und in vieler andern Hinsicht nützlich werden kann. —

Einige ganz einfache Beispiele mögen sie näher erläutern. Wir wollen hierzu solche nehmen, die, wenn auch etwas sonderbar, doch im gewöhnlichen Leben am leichtesten anzuwenden.

1) Der leichtesten Art. Jeder Gebildete macht bei und bei Besuche bei Freunden oder Bekannten, die auf anständigen Ruhe in ihrem Hause eingerichtet sind. Gelegt nun, Jemand habe seit längerer Zeit bei diesem oder jenem, oder auch bei einem jeden seiner Freunde wegen ein Möbelstück bemerkt, welches durch seine Schönheit ihm besonders aufgefallen, und ihn zur Betrachtung anlockt: durch diese nähere Betrachtung seien sie in sein Gedächtniß eingedrungen, und er konnte, wenn auch Anfangs mit einiger Anstrengung, sich der Gestalt eines jeden einzelnen Stückes erinnern: — so mache er den Versuch: aus der zusammenstellenden Gleichung aller dieser verschiedenen, und in verschiedenen Häusern gesehenen, Möbelstücke Ein geordnetes, und streng durch Einheiten bedingtes, Ganze heranszusprechen. In diesem Besuche muß sich vor Allem seine Einbildungskraft em, nach der Schönheit des Möblements zu erhellendes Zimmer erzeugen. Dies Zimmer, wenn die Einbildungskraft es geschaffen, kann durch die Phantasie mit beliebigen, prächtigen Tapeten, Malereien u. s. w. ausgestattet werden. Wäh-

tend nun darauf die Einbildungskraft des geschaffenen Zimmer unverrückt und in seiner ganzen, ihm nach Belieben gegebenen, Form festzuhalten hat, muß sie alle darin aufzufindenden Nebelstücke der Reihe nach durch's Gedächtniß hervorrufen, und sodann die Anordnung beginnen. Die Phantasie sucht dabei der Einbildungskraft die günstigen Stellen aus, und hilft ihr zur Proportion der Massen. Da hierbei eigentlich nur die individuelle Anschauung, d. i. die Phantasie, zuhelfen kann, indem das ganze Bild blos durch die Einbildungskraft geschaffen wird, so hat die letztere zugleich die notwendige Anschauung zu vertreten, und das bloß Gedachte sich als real vorzustellen. — Die Phantasie nimmt nun dem Gedächtnisse jedes einzelne herbeigedachte Stück ab, und legt es unter Aufsicht und Leitung der Einbildungskraft an seine Stelle. — So wie aber ein Nebelstück ankommt, welches schon in der nämlichen Gestalt oder von demselben Verthe da ist, — und das muß die Einbildungskraft, die fortwährend das Ganze zu überschauen hat, wissen — so wird es befestigt, und eines der andern dafür hingesetzt. Auf diese Weise wird eine Zusammenstellung ungleicher Einheiten erfolgen, deren Ordnung und Proportion unter einander das gesuchte Vorstellungsbild geben wird. — Diese Aufgabe gehört natürlich zu den leichtesten. Demnach wird sie für den ganz Ungeübten Anfangs etwas schwierig zu lösen sein. — Ein gutes Gemälde der Einbildungskraft ist eben so schwierig zu erzeugen, als eines mit Pinsel und Farben. —

2) Der schwereren Art. Hat man in Beispielen der ersten Art, deren es unzählige gibt, sich einigermaßen geübt, so schreite man im zweiten, bei der man in folgender Weise beginnen kann: — Ein jeder Geschickte macht hier und da eine größere oder kleinere Reise, wäre sie auch nur einige Meilen groß, während der er Gelegenheiten findet, die Vorstellungen verschiedener Naturgegenstände in sich auf-

zunehmen. Man mache nun einige Zeit nach der Aufnahme jener Vorstellungen den Versuch, das Grundverhältniß der Schönheiten verschiedner Gegenden zu einander zu erschaffen, treibe von den Gegenständen einer jeden Gegend die interessantesten in der Einbildungskraft zusammen, vergleiche sie zuerst untereinander, vereinfache jeden Gegenstand indem man den ähnlichen, in ihm sich auflösenden, ausschneidet, und ersehe sodann aus dem Vergleiche des Ganzen mit dem Ganzen das Grundverhältniß aller Gegenden zu einander. — Bei jüngeren Personen, oder solchen, die nur wenig fremde Gegenden haben, können die Zusammenstellungen und Ausschneidungen so einfach als möglich, und dem Geschehen angemessen geschehen, bei Erfahrenen in ihrem Maasstabe. Gesezt also, es habe Jemand die Schweiz und Italien bereist: so führe er durch's Gedächtniß zuerst alle die Gegenden der Schweiz, die ihm besonders gefallen, zurück, übersehe sie im Allgemeinen, vereinzelte sie sodann, und schreite hierauf, wenn jede einzelne Schönheit ihm wieder deutlich vor die Seele getreten, zum Vergleiche der Schweizergegenden untereinander. Zwei ähnliche oder sich gleichende Gegenden desselben Landes haben sich hierbei gegenseitig auf, und werden vereinfacht oder ineinander verschmolzen. Auf diese Weise entfällt endlich aus allen geordneten Einheiten eine einzige, archet. Schweizerlandschaft in der Einbildungskraft, und diese Landschaft wird ein abgeschlossenes, alle Schönheiten des Landes in Einen Geistesbild vereinigendes, Ganze bilden. Zieht dieses Ganze in der Einbildungskraft fest, so mache man dann dieselbe Anwendung von den Gegenden Italiens: hierbei aber werden wieder die sich gleichenden Gegenden beider Länder miteinander aufgelöst, so daß eine jede der beiden entstehenden, archet. Landschaften nur aus Theilen besteht, die einer jeden allein charakteristisch sind. Aus der vergleichenden Gegenüberstellung beider Haupt-Landschaften wird sodann das archet. Grundverhältniß der

ter Schönheit in einander, oder das Schönheitsverhältniß beider Länder rücksichtlich.

Diese geistige Übungsart gehört unstreitig zu den unerschöpflichen; denn da die Einbildungskraft hierbei weder der körperlichen Geschicklichkeit noch überhaupt der körperlichen Material-Erfordernisse bedarf, so sind ihr derlei Gemälde in unerschöpflichem Maße und großer Abwechslung möglich. —

Auch in dieser schwächer'n Art sind der Übungsbeispiele unzahlige, und es ist natürlich nicht nöthig, daß sie gerade in Landschaftsverhältnissen bestehen.

3) Der schwächer'n Art. — Diese besteht in solchen Übungen, die fast unmittelbar mit der unpräparirten Natur im Zusammenhang treten, und daher eine vorbereitende, stützende Übung in den beiden leichteren Arten durchaus nöthig machen. Zur Übung der dritten Art gehört vorzüglich, daß man von den leblosen Gegenständen zum Menschlichen selbst übergeht, und sich in der Einbildungskraft aus lebenden Ideen ein lebendes Mundgemälde schafft. — Die Anordnung eines solchen besteht nur darin: daß man verschiedne seiner Freunde und Bekannten (oder auch selbst erkundne Personen) geistig vor sich hinstellen laßt, sich in deren Mitte versetzt, und sodann im Geiste ein Gespräch mit einem derselben beginnt, woran man nach und nach alle übrigen Theile nehmen laßt. — Alles, was wir diese achtbaren Personen in unsrer Einbildungskraft sagen lassen, muß diese nämlich zu behalten suchen; wenn es Zeit kommt, fallen wir im Geiste in's Gespräch ein, — und so führen wir im Geiste formlich eine Art von dramatischer Darstellung durch, bei der wir alle, in der Einbildungskraft anwesenden, Personen durch unsere eignen Gedanken denken und reden lassen, und wobei wir also (wie als Hauptperson mitemen und die übrigen Zuschauer haben. — So leicht mancher Mensch auch bei der Einbildungskraft in sich erweckt, so schwer wird es Jeder

diese Art der Uebung finden, wenn er nicht aufenwege zu ihr gelangt. Eine einzige solche Uebung, die wahrhaft gelingt, erreicht schon zum Beweise einer großen Stärke des Gedächtnisses und der Denkkraft. In dieser dritten Art ist gleichfalls ein unermessliches Feld zu Uebungen eröffnet. — Bei dergestalt geschärfteem Verstandesvermögen wird der Uebengang vom Zurückdenken zum werdenden Gedanken minder schwierig. Der zu werdende Gedanke bei der Rede ist immer: entweder ein neuer, mit den vorhergegangenen in Verbindung zu stehender, oder ein schon im Vorhergegangenen begründeter, und also durch nothwendige Folgerung an's Licht tretender Gedanke. In beiden Eigenschaften muß die ihm zugehende Empfindung ihn so herbeiführen, daß wir ihn schon ahnen können, bevor er noch sich uns gegenwärtigt; nur in diesem Falle wird die Unterbrechung der Rede verhütet.

Durch die vorher zu übersehende Ordnung der Gedanken nach ihrem natürlichen Verthe, von der wir bereits gesprochen, gelangen wir ohnehin schon zu einem Hauptüberbilde der sich folgenden Gedanken, und dies erleichtert uns das Verbinden mit dem ersakenden. Bei der Rede ist natürlich jeder, dem folakenden Gedanken vorhergegangene, schon in Worten ausgesprochen. *)

Die Verkettung oder richtige Uebung des folakenden Gedankens mit dem vorhergegangenen muß nun zugleich in dem ersten die erhöhte Werthsamkeit des Vorhergesagten begründen; denn die Erkenntniß des Zuhörers durch die ihm mitgetheilten Vorstellungen muß fortwährend durch das Erkennen eines vorhandenen Werthes aufrecht erhalten werden. Eine Erkenntniß in dieser Beziehung würde eine

*) Hier genant grammatische Kennzeich der Rede, in der man sehr, selbst mit in den Hauptvertheilen, indem das regelmäßige Einfließen des ersakenden Gedankens seine Begleitung und in welchem Sachverhalte ausliegen darf. —

Schwächung erleiden, wenn der unrichtige oder geringere Werth eines folgenden Bedenkens denselben als dem Vorigen nachstehend bezeichneter.

Der Hauptüberblick des Werthes aller zu behandelnden Vorstellungen muß uns daher zur bleibenden Ullgemeinverehrlicht derselben verhelfen, damit wir uns des Ueberthes aller ansprichenden Gedanken bewußt bleiben können. —

Der Zweck der Rede an und für sich erstreckt die Verehrlicht des Werthes aller einzelnen Vorstellungen. Der Zweck, durch die Rede seine eignen Anschuldigungen hindern mitzutheilen †), oder sie für oder gegen Etwas zu

†) Die bisherige rhetorische Philosophie hat den Unterschied zwischen Dichter und Redner dahin schiedelten geacht, daß sie dem ersten die Erregung sinnlicher Empfindungen, dem andern aber die Erregung sinnlicher Vorstellungen antheilt. Da eben keine Vorstellung ohne Empfindung und keine Empfindung ohne Vorstellung entstehen kann, so ist diese Unterscheidung nicht gründlich; ja es wäre — eben weil Vorstellung und Empfindung stets zugleich entstehen müssen — sogar zu erwarten, daß mitunter der Redner mehr auf die Empfindung und der Dichter dagegen mehr auf die Vorstellung wirke. Indem der aber Redner, d. h. der aus dem Zureichst Redende unmittelbar seinen Empfindungen sein muß, und durch das Ausdrücken seiner Vorstellungen diese Empfindungen ausdrückt, so wird er mehr Gelegenheit zur Erregung von Empfindungen als von Vorstellungen haben. — Die bloße Wiederholung von Vorstellungen erlitt ohne Zweifel Unterbrechungen, und konnte in abgebrochenen Theilen Statt finden; in dieser Hinsicht verräthert, konnten jedoch Schriftlich abgefaßte Reden freier als Reden zu verrätherten sein. — Eine bloße Erneuerung von Vorstellungen aber, bei denen man das Empfinden nur Andern anheim stellt, ohne selbst

überzeugen, erhöht die Erkenntniß des Allgemeinen welches unsrer Rede. — Beides (die Ueberzicht des Ideellwerthes und die Erkenntniß des Allgemeinwerthes) bestimmt im Voraus den angemessenen Gang der Rede, und macht uns fähig, den näherwachenden Bedenken vor seinem wirklichen Eintreten zu ahnen. — Zur richtigen Anwendung dieser erreichten Fähigkeit ist es erforderlich, daß die Em-

nothwendig mitzunehmen, in nur eine gegebne Schule, in der — Führt den Kern geben: bei einer solchen Erziehung haben die Hörer ein größeres Verdienst, als der Redende. —

Der achte Redner muß nie Vorstellungen allein, sondern immer die klare Empfindung seiner Vorstellungen auszusprechen suchen. Nur in diesem Falle kann er seine eigene Begründung für, oder seine Aburtheilung gegen eine Sache Anderen mittheilen. Wenn daher eine Rede den Zuhörer kalt läßt, so mag es wohl in Verfehlung dieses Zweckes liegen. — Um die Empfindung des Zuhörers so auszusprechen, daß der Hörer mitempfindet, muß der Redners Vorstellungen dem wahrhaft noch wehren, d. h. er muß entweder für etwas wahrhaft stimmen, oder gegen etwas wahrhaft ungenommen sein, und die Ueberzeugung von der Klarheit seiner Empfindung in sich tragen. —

Soll keine reine Ueberzeugung des Hörers mittheilen, so muß er keine Empfindungen vermachen können haben, daß eine Wahrheit des Aussprechenden nicht wirksam an's Licht tritt. — Die Ueberzeugung muß, schon moralischem Bewußt zu werden, erste und Hauptbedingung jedes Redners sein. Alles Sprechen stellt in die zwei Hauptworte: zu lehren oder zu belehren. Beides kann nur mit Ueberzeugung geschehen, wenn Ueberzeugung bereits bereitet ist.

bildungskraft gleichsam Schritt vor Schritt mit der Rede vorwärts zuge, — damit wir einen zu erwachenden Gedanken nicht etwa allzufrüh vor seinem wirklichen Erscheinen abhören. Dies darf nur sehr kurz vorher geschehen, sonst könnte das allzufrühe Bekannthaben mit einem Verhören, der erst viel später seinen richtigen Platz findet, störend einwirken. — Ferner muß die Entwicklungskraft während der Rede dergestalt in sich abgeschlossen sein, daß sie sich einzig und allein mit den auszusprechenden, bestimmten Vorstellungen beschäftigt, — unberührt durch Alles, was den äußeren Sinnen um sie herum auffallen könnte. — Abzusehen davon, daß im entgegengelegten Falle auch die geübteste Entwicklungskraft leicht einer gänzlichen Störung erliege, so wollen wir nur annehmen, daß irgend etwas, was wir während der Rede durch die äußeren Sinne bewirken, mit einer unsrer, später auszusprechenden, Vorstellungen Nichtsichtigkeit hätte: dann würden wir den, aus unsrer Empfindung zu erwachenden Gedanken nicht noch zu früh vorher abhören, sondern er würde sogar durch die unmittellbare Sinnwahrnehmung wirklich vor uns hindurch, und dies natürlicherweise uns gänzlich von dem Stufenpange der Rede abziehen.*) —

Durch scharfe und klare Uebersicht und durch die genaue Werthbestimmung der zu behandelnden Vorstellungen wird ferner bewirkt, daß erstens: wenn während der Rede unserer Gedankenreihe plötzlich eine Vorstellung aufschwanden sollte, wir dadurch nicht in Verlegenheit und Ziehung zu ge-

*) Mit tiefem Grunde und dem Bewußtsein schärfster Zucht ist es zu begreifen, wenn Platon, wie sich eh der Fall ist, nur dann seine Schüler, indem sie die Hände vor die Augen legen, ihre Sinnen verdecken, als wenn aufzutretende Platon in der Gegenwart sei. — Das aber nur seine scharfe Verstandesbildung und Selbstbeherrschung weiter auszuweisen, die ihn auszuweisen, daß er sich überhaupt der wahre Meister der Wissenschaften ist, ist nicht zu bezweifeln. —

rathen brauchen, sondern ohne Rücksicht zur nächstfolgenden übergeben können, wobei meistens: dem Zuhörer am Hauptbilde keine Werthverminderung ersichtlich wird, weil der Werth aller, einander folgenden Vortheilungen sich steigend zum Vorhergehenden verhält. —

Das Hinsichren nach dem folgenden Gedanken in der Rede darf nicht so häufig oder gesucht geschehen, daß es vom Zuhörer bemerkt wird. Ein zu häufiges oder gesuchtes Hinsichren aber hebt sich von selbst auf in der angewiesenen Felerkenntnisbestimmung durch richtiges Werthverhältniß der Ideen. Der Redner (und selbst der schriftlich Redende), welcher den Zuhörsengang nicht nach bestimmtem Werthe anzuordnen versteht, wird mit manchem Gedanken zu frühe und mit andern wieder zu spät in die Reihe treten; daher gibt es Reden, von denen man sagen muß: sie sind im Ganzen geistreich, aber nichts steht oder hängt an seinem gebührenden Plage. Keine wahre Schöndend ohne wahrer Inhalt, — keine wahre Güte ohne wahren Erkenntniswerth oder Werthordnung. — Aus der Kenntniß der Überordnung entsteht die Sicherheit des zu erwachenden Gedankens, und aus der Sicherheit des zu Errichtenden: „Ruhe.“ Ruhe während der Rede trägt viel zur beabsichtigten Wirkung und zum Eindruck derselben bei. — Selbst Reden, die durch Begeisterung den Redenden hinreißen, dürfen ihm die innere Ruhe nicht entziehen, wenn er seiner Gedanken Herr bleiben soll; und dies kann nur durch das Bewußtsein der Sicherheit geschehen. — Die größten Redner waren groß durch Ruhe im Ausdrucke, selbst wo dieser Ausdruck die beabsichtigten Empfindungen mit Begeisterung kund gab. Der Ausdruck liegt wohl im Klange und in der Verbindung der Worte, arisesen aus dem inneren Ausdruck der Empfindungen, — nicht aber in der äußeren oder im vollen begleitenden Beweegung. Man muß dem Redner innere Bewegung beobachten in den Mienen, eigentlich aber nur am Gange und Werthe seiner Ideen anmerken. Alle er-

wachenden Gedanken müssen daher mit dem Vorausgesetzten in eine solche Verbindung treten, daß der Zuhörer ohne Nothwendigkeit begreift, und so zu sagen den Werth des Kommenden errathen kann, indem er das Ausgesprochene mit seinen eignen Gefühlen übereinstimmend findet.

— Dies heißt Eindruck durch Ausdruck bewirken. — Bei Vorstellungen, die die Person des Redenden selbst betreffen, muß er bedachtam zu Werke gehn, und sie so einleiten, daß sie einigen Allgemeinwerth für die Zuhörenden erhalten. Er ist für Einen nicht so hart, als Einer für Mehrere; — es liegt dies im Wesen der menschlichen Natur. — Vorstellungen, die Meinungen oder Personalbeurtheilungen betreffen, dürfen nicht zu hart vorlegend sein; die zu erregenden Gefühle werden hierdurch zu leicht getheilt, und dies schadet der Aufmerksamkeit Einzelner für den zu erwachenden Gedanken; — aus demselben Grunde darf die Vorstellung einer tadelnden Beurtheilung nicht zu lang ausgedehnt werden, selbst wenn — was natürlich bei allen Reden, die auf moralischen Werth Einfluss machen, voraussetzen ist — der ausgesprochene Tadel verdient sein sollte. Um eine tadelnswürdige That oder Handlung tadelnd vorzustellen, achte man den Zuhörer kurz an, und habe ihn sodann lieber besser durch die Vorstellungen entgegengelegter, guter Handlungen. —

Der Verbindung mit dem zu erwachenden Gedanken muß es hindernd entgegen, wenn wir zu oft wiederholen, denn das öftere Wiederbesagen mit eben ausgesprochenem gibt uns leicht ab vom Bewußtsein des Ausgesprochenen. Wo also Wiederholungen durchaus nothig sein sollten, wiederhole man wo möglich nur Einmal, und gebe sodann in die verhaltne Reihe wieder ein. Es gibt jedoch Fälle, wo die Wiederholung einzelner Ausdrücke das Bild verstärkt. Dies kann besonders bei Wägen erregenden Vorstellungen geschehn; hierbei aber muß der Redner nicht vergessen, zu bemerken, daß es wiederholt. — J. B.: „Er

Sening den Vatermord! — (Ist es eine Phantasie, die Töchter kennt im Abgrunde des Entsetzens, als diesen Namen? Vatermord! — Was wirft sie noch auf, diese gräßliche — gräßliche That; was hat die Hölle menschlicher Woeheit mehr zu bieten noch, als Vatermord! — Vatermord! Nein, ich kann es nicht oft genug wiederholen! Mordendes Blut des Jüngers durch die Hand des Vaters! — u. s. w. —

Es bedarf einer vollkommenen geübten Einbildungskraft, um bei dieser Wiederholungsgestalt in unprocurirter Rede nicht den Faden des Zusammenhangs zu verlieren. Wer aber nur seine Empfindungen klar und in bestimmter Deduction in sich trägt, der begibt sich, wenn er durch das zu häufige Wiedererschöpfen des Geschöpfes wirklich einen Schaden auszuweisen sollte, leicht durch eine Wendung drüber hinweg, zu einer der nächsten, klaren Vorstellungen*). Uebersieht man sich, es zur Verbindung des nothwendig folgenden Gedankens erforderlich, daß wir von dem, worüber wir reden und was wir erleben, durchdrungen sind. Schon bei Darstellungen des gewöhnlichen Lebens prägen wir besser zu lesen

*) Hier beiläufig sich sehr nützlich ein alter Schönen-Gernsch: „Wer die Reihe kennt, kann leicht's im finden.“ — Hierdurch könnte man den nicht ganz unpassenden Vergleich machen zwischen einer wohlgeordneten Reihe und einem wohlgeordneten Baum. Bei diesem steht das Ganze unter einer bestimmten, unter einem bestimmten Zweig und wie aus einem Koffe. Dennoch ist es auf immer Einheits im Zusammenhang mit dem in den Aesten lauter verschiedenartig beschriebener Zweige. Alle Aeste aber wirken zu einem und demselben Zweck, machen als Aeste den Eindruck eines Ganzen, gleich sich anzuheben, als bestimmt zu einem Ganzen gehörig, hoch, und die frische grüne Befestigung oder vorrichtige Ordnung des Ganzen bildet der Ordnung des Ganzen. Beiläufig zu diesem Ganzen nur Ende. — gleich nicht der in der Reihe folgende nach, und macht sie unvollständig, und so auch das Ganze einzig nur allein durch die Ordnung des Ganzen zum Ganzen, der richtigen Einheit in Bewegung und Wirkung mit der Reihe zusammen erhalten. Dieser ganz Satz ist die Welt für Welt bei der Natur in Bewegung bringen.

Den, wenn wir das in besprechende wirklich rein empfinden, um wie viel mehr also nicht bei der höheren Darstellungssprache. — Keine Worte über uns gleichgültige Dinge sind leicht verwerflich, aber sie nützen weder uns, noch Anderen, selbst wenn der, uns gleichgültige Rede-Gegenstand den Andern wichtig wäre. Denn, wenn er uns gleichgültig ist, so werden wir im Ganzen gleichgültig darüber reden^{*)}; der Andere aber, dem er wichtig ist, wird hieraus nicht nur keinen Nutzen schöpfen, sondern wir werden ihn auch dadurch häufig gegen uns abgeneigt machen[†].

†) Ueber uns gleichgültige Dinge ist es am besten, zu schwiegen; es sei denn, daß wir uns über sie wider Bedenken wanken, in welchem Falle man aber sich jeder Selbstmeinung vor erklärter Ueberzeugung enthalten soll. Noch weit weniger aber sollen wir über Gegenstände ganz gegen unsere innere Ueberzeugung reden. — Obor unsere Ueberzeugung kann keine innere Klarheit vorhanden sein. Bei der improvisirten Rede sollte also unfehlbar in einem solchen Falle die Strafe dadurch auf dem Auge, daß wir jeden Augenblick stocken, und endlich nicht weiter können. — Bei schriftlichen Reden ist es dem Gedächtnis eher möglich, bedenklicher Redner zu sein. — Cicero Uero meinte, daß ein Redner auch ein „vir bonus“ sein sollte. Er sagte also vielleicht voraus, daß ein wahrer Redner ein würdiger Mann sein konnte. Dies wäre aber falsch. Ein schlechter Mensch kann, wie wir schon einmal bemerkt, an und für sich nie ein guter Redner sein, wenn das Reden und nicht das Redensichere sein; indem es ihm an Muthen der Entschlüsse fehle, um sich zur natürlichen Rede-Vollkommenheit aufzurufen. —

*) Wir müssen denn anders über ihn sprechen, als er uns erscheint, und das heißt lügen.

Während der Rede wird also, wie wir erfahren, der zeitliche Blick in zwei Hälften getheilt, deren eine sich mit dem Vergangenen, die andere mit dem in Kommenden beschäftigt. Zwischen beiden liegt die verbindende Gegenwart, die aber nicht eigentlich Gegenwart sein kann, in dem der erwachte Gedanke im Momente seiner Entstehung schon in den vergangenen gehört, und ausgesprochen sein muß. Alle kommenden Gedanken müssen ferner schon da sein, d. h. schon in den Begriffen des Darstellenden liegen: sie sind wie aufgestellte, aber im Verhältnisse zu den bereits vorgenommenen Gedankenportionen uns noch unbekante, Summen zu betrachten, die wir durch Hinzureichen an die ausgesprochene oder schon vorhandene Summe knüpfen. (Daraus und aus allem bisher Erörtertem geht hervor, daß die Reihung der Gedanken eine förmliche Addition der Rede ist.) —

Beim Addiren pflegen wir die aufgestellten Rechnungssummen von unten herauf oder oben herab dermaßen zusammenzusetzen, daß wir die entscheidenden Verhältnisse der einzelnen Summen zu einander im Geiste behalten und zur Hauptsumme aussprechen. Eben so geschieht es mit der Zusammenziehung der Redegedanken. In der Hauptsumme aller zusammengefügter Ideen muß die Richtigkeit der einzelnen, und so auch umgekehrt, liegen. —

Der sehr geringe Unterschied zwischen Zahlen- und Redeaditionen besteht darin, daß oft bei der ersten die in ab-

In allen übrigen schönen Künsten mag sich hinunter das Beispiel ansehen, daß Kunst-Vollkommenheit sich mit Charakter-Unvollkommenheit paart. Das Kunst-Geistigste der höchsten Sprachvollendung aber lehrt dieses Problem aus. Die merkwürdige Zelle wachte nicht in der Kindheit der Empfindungen sich der Metapher nähern, wenn ihre Unvollkommenheit dies zulassen konnte.

direkten eingetragenen Posten nach Belieben unter einander zerlegt werden können — bei der letzteren aber, zur größeren und schnelleren Richtung, die Posten nach bestimmten Verhältnissen des Empfanges zu ordnen sind. — Dagegen hat die Rechtsabtheilung das voraus, daß sie gleich ganze Theilsummen oder Posten zusammenstellt, während die Abtheilung der Zahlen die Theilsummen wieder in ihren Zeilen zerlegt zertheilt, und zwar die Einer, dann die Zehner u. s. w. besonders addirt.

Wir haben ferner auseinander gesetzt, daß in den je dreimal folgenden Gedanken eines Begriffes die Werthsumme des vorhergehenden gezeigert enthalten sein muß. Dies ist ganz so wie bei der Zahlenaddition. — Hatten wir z. B. die Zahlen: 5, 3, 4, 2 zu addiren, so würden wir zunächst sagen: 5 und 3 = 8, sodann: 8 und 4 = 12, darauf 12 und 2 = 14 u. s. w.; — sondern, indem wir die noch stehende ganze Werthsumme des Vorherigen mit der folgenden Theilsumme verbinden, so müssen wir rechnen: 5 und 3 = 8, 8 und 4 = 12 u. s. w. — Doch ähnlich bei der Rede der geäußerte Gedanke nicht in den Worten, sondern nur im geäußerten Begriffe liegen kann, darf wohl nicht erwähnt werden. So z. B. in den Worten: „ja sogar bei der heiligen Kasse laufen, vergebens gegen die Thellen ankämpfend, ermattet in die Tiefe“ — der Wortklang *hubb*, — und in den Worten: „ein Kind entrant,“ in der Klang ganz gewöhnlich. Hier aber, den Begriffswort nicht missprechend, verbinden wollen: „ein Kind entrant; — ja sogar bei der heiligen Kasse laufen in die Tiefe,“ der wurde wiederholend Tadeln, hat Theilnahme erregen. Zum Schluß dieser Abtheilung ein leichtes Rechtsabtheilungsspiel.

Es sei Jemandem eine schöne Meise durch die Schuld und Nachlässigkeit des Verwalters abgekauft. Der Verwalter, der schon mehreren Tadeln erlitten, habe diesen durch seine Thätigkeit folgende Gedankensummen ein-

pfangen. (Die Zahlen im Anfang der Sätze deuten ihre Stellung vor der hergestellten Werthbestimmung, die am Ende der Sätze aber ihren Standpunkt zur Redaction an.)

- 1) Mein letztes Seligsium ist dahin. (34.)
- 2) Durch die Nachlässigkeit eines Intendanten, dem ich manche Wohlthat erzeigte, brannte es auf. (13.)
- 3) Das Unglück hat mich schon so oft im Leben niedergeworfen, daß ich stets im kämpfen hatte. (1.)
- 4) Nun bin ich in Grunde gerichtet. (112.)
- 5) Hier muß nicht Theil nehmen an meinem Schicksale! (12.)
- 6) Wie war es möglich, daß sämtliche, weit absehbenden Nebengebäude mit verbrannten! (13.)
- 7) Vor fünf Jahren brannte es schon daselbst, aber der Schaden war sehr gering. (11.)
- 8) Hätte ich meinen früheren Intendanten behalten, so dürfte ich vielleicht jetzt nicht verzweifeln. — (6.)
- 9) Meine Familie ist dem Glücke Preis gegeben. (36.)
- 10) Die einzige auf dem Gute vorhandene Spritze war verderben und nicht anwendbar. (20.)
- 11) Was soll ich für Ersatz fordern? Der Intendant selbst verlor Alles. (25.)
- 12) Man beurtheile nun meine Lage. (33.)
- 13) Mein Credit ist gesunken. (35.)
- 14) Warum mußte ich auch meinen vorigen Verwalter ablegen? (7.)
- 15) Dem jetzigen traute ich; seine ehrsüchtige Miene und Versprechungen betrübten mich. (8.)
- 16) Dem vorigen Verwalter legte ich eines Tages wegen ab; ich hätte minder heftig handeln sollen. (15.)
- 17) Mancher reißt sich in's Verderben durch unüberlegte Eifer; mich hat sie hart bestraft. — (4.)
- 18) Ich habe meinen Venten manches Gute gethan. (9.)
- 19) Ihnen aber kann ich keine Schuld heimessen. (10.)
- 20) Die Thänen der Meinigen ermahnten mich. (28.)

- 21) Der Vermalter, dem ich mein Vertrauen schenkte und alle Vollmacht gab, ist der Nagel zu meinem Sarge. — (27.)
- 22) Der Trübere mochte mitunter Unrecht haben, aber dennoch handelte ich zu heftig gegen ihn. — (3.) Z. 3.
- 23) Werde ich Unterjüngung finden? (30.)
- 24) Mich selbst kann ich nicht beklagen, und nur schrecklicher erscheint mir mein Elend, denn ich legte vielleicht den Grund dazu. — (3.)
- 25) Was nun mit meinen Kindern? (29.)
- 26) Kann ich mich wieder zum Wohlstande emporheben? (31.)
- 27) Welch ein Ruch! Jene Gluth! (18.)
- 28) Wie wird der Tag des Entsetzens meinem Gedächtnisse entschwinden! (15.)
- 29) Und mitten im Freudenrausch; — gerade als ich mit meinen Kindern von einem alten Freunde demschelte, ihnen das Gut auf einer Anhöhe in der Entfernung sichtbar wurde, und ich sprach: dies ist Euer, meine Kinder! (16.)
- 30) Die arme Mutter, wie sie mir entgegenstürzte, die Klammern himmelan schlug, und das Entsetzen mich an den Waden befiel! — Ihr Zustand rührte mir jede Befinnung — — ich konnte nicht retten! — (17.)
- 31) Nichts blieb übrig; meine Erndte, meine Heerde verbrannte. (21.)
- 32) Als ich endlich kam, war nichts mehr zu thun; die Gluth wich mich hinweg! — alle Hilfe war vergeblich. — Zu spät! — (19.)
- 33) Das auf dem Hofe liegende, unbeachtete Heu gerieth in Brand, und so ward das Entsetzliche verheerender! (14.)
- 34) Gottes Hand ist stark! (23.)
- 35) Der Himmel hörte mich nicht, als ich mit Weib und Kindern auf meinen Knien lag. — (22.)

34) Ich will nicht grollen. Dem Wille geschah! — (24.)

35) Sollen' ich den armen Verwalter ganz unglücklich machen! Er finde seine Strafe in seinem Bewußtsein! (26.)

36) Das Maas meines Unglücks ist voll! — (2.)

37) Die Hoffnung ist erschoben, meine Kraft zu streben ist verübtet, — ich bin verloren! — — (37.)

Den Empfindungen nach mögen die Zusammenhänge richtig sein; zur Rede dagegen stehen sie, wie sie jetzt sind, in einem noch ungeordneten Werthverhältnisse. Nachdem nun aber durch scharfen Ueberdacht und achtsame Unterordnung der Ideen das Verhältniß der Steigerung erkannt, und die Werthordnung im Geiste übersehen ist, so konnte neuer Grundbesitzer die von der Seele empfundenen Empfindungen abwechselnd in folgender Hauptstimmung erzählend äußern: (welche wir fast nur die obenstehenden Sätze in einander fügen): —

„Das Unglück hat mich schon so oft im Leben niedergedrückt, daß ich stets zu kämpfen hatte: nun ist das Maas meines Unglücks voll; — die Flamme hat meine Hütte vernichtet! — Mich selbst aber darf ich nicht beklagen, und nur um so schmerzlicher peinigt mich mein jetziges Elend — denn ich lege vollrührt den Grund dazu. — Mander reist sich in's Verderben durch unüberlegte Hige; — mir hat sie eine Strafe bereitet, die hart genug ist, um meine Gefühle zu bewahren. Ich hatte auf meinem schönen Gute einen wackern, treuen Verwalter, dessen Leibel es war, mir bisweilen zu widersprechen. Vielleicht mochte er mitunter nicht Recht haben. Dem sei, wie ihm wolle, so war es Anrecht von mir, ihn eines kleinen Streites wegen abzulassen, und mich dieser bewährten Zunge zu berauben. Vier Jahre sind es nun, daß meine Gefühle den Streich außer Weid setzen; — die Strafe blieb nicht lange aus! — Wie konnte ich damals so schwach sein, den Hiten von mir zu lassen! Nicht Mäßigung, und ich zweifle jetzt vielleicht nicht

vertrauen! Welches von den ehrlichen Mienen eines Andern, legte ich diesen an die erlebte Stelle, schenkte ihm mein ganzes Vertrauen, — und habe dies nun schwer zu bereuen. Meinen Leuten hab' ich nur Gutes gethan, und ihnen kann ich unmöglich die Schuld des Geschehenen bemessen. Vor fünf Jahren brannte es schon Einmal auf meinem Gute; ihre thätige Hülfe rettete es, und der Schaden war unbedeutend. Nun aber bin ich in Grunde gerichtet. Wie war es möglich, werden Freunde mich fragen, daß diesmal sämmtliche, so weit abliegende Nebengebäude ergriffen wurden! — Der Intendant ließ mehrere, auf dem Hofe getrocknete Striche Feuer unbedeckt liegen; diese Feuer geriet bei den ersten fallenden Funken in Brand, — und so war Feinden und Meinen unmöglich. — Binnen dreißig Minuten stand Alles in Flammen. — —

Meine ganze Habe ist dahin, — — aufgebracht was ich besaß, — durch die Nachlässigkeit eines Mannes, dem ich so manche Wohlthat erzeigte. — Nie wird der Tag des Entlegens meinem Gedächtnisse entschwenden! — — Nachmittags drei Uhr fuhr ich aus, einen alten Freund zu besuchen, — meine Kinder um mich her. Die Mutter blieb dabei, geschäftig das Hauswesen besorgend. Abends kehrte ich zurück, und auf einer Anhöhe angelangt, von der aus man das entzündete Gut erblicken konnte, stieg ich aus, es bedankend den Blick zum Himmel, suchte meine Kleinen, und sprach, nicht ohne tiefe Kummer: „Gott ihr da sehet, ist euer Feuer!“ — Wöglich will es mich bedanken, als sehe ich diesen schwarzen Rauch aus dem Dache einer Scheune anblimen. Mein Athem stockt; ich höre einer Scheune vor — wieder zurück; ich mußte mich rücken! Doch nein! es ist mein Gut — meine Scheune! — Der Rauch wird härter — — das Entlegen löst mir die Finne — — die Flamme schlägt raschelnd zum Dache hinan. — „Heißer denn? Heißer! — — Wem Wird!“ — — Mit diesen, fast bestimmungslos hervorgebrachten, Worten

stürzte ich zum Wagen, meiner Kinder verlaßt, die nach
 mir schreiend, hinter mir her folgten. Mit Anse der Ansebe
 stieg ich ein. Der Aufseher hatte meinen Ruf vernom-
 men; er eilt erschrocken nach den Kindern, — hebt sie in
 mir ein — ich ergreife selbst die Zügel, und jage betäubt
 über Stod und Stein davon. — Endlich nahen wir dem
 Waldchen, hinter dem die Weitere liegt. Ich rieche den
 Rauch von Weitem — die Wipfel der Bäume sind erlen-
 det von der Flamme. „Vorwärts — vorwärts!“ schreie
 ich, wie rasend, und ganz verlaßt, daß ich selbst die Zü-
 gel hielt. Meine Kinder begannen zu weinen; — der Auf-
 seher reißt mir mit Gewalt die Zügel aus der Hand, und
 jagt durch's Gehölz: die letzten Bäume treten zurück —
 wir sind im Freien; links und rechts kurzen Wege zur Hölle
 vorüber — aber wohin? ich sehe kein Haus, kein Gut mehr
 — nichts als Flammen — Rauch — Rauch! — Da stin-
 gen beide Pferde, — der Wagen hält — ich springe her-
 aus, und eile, in der Meinung vorwärts zu gehen, wie-
 der rückwärts nach dem Walde. — „Ihre Kinder!“ schreit
 der Aufseher — „wo wollen Sie hin?“ — Ich siehe, lebe
 um. Bis zu uns an den Wagen steigt das brennende
 Stroh; — und ohne zu wissen, was ich thue, falle ich
 dem Aufseher um den Hals, und drück ihn weinend, mei-
 nen Kindern ihre Hute zu retten. Der alte Keil geräth
 außer sich. Er fällt vor mir nieder, umfaßt meine Knie,
 und wirft stumm hinauf zum Himmel: meine vier Kinder
 hangen sich an meinen Hals, meine Kleider, ich lege mich
 weinend über sie her, und presse sie an's Herz — keines
 Kindes mächtig. — In diesem Augenblicke ruft es mich
 beim Namen — sanft und flüsternd, als rief ein Engel mich
 zum jenseitigen Geschick. Mäh, von Thrauen und befeigter
 Bluthausung halbblinden Augen starrten entgegen. Vor mir
 saß mein Weib. — Wie konnten Tod's nichts reden. —
 Sie breitete die Arme aus, und ebensmäßig fuhr sie an meine
 Brust. Die Aelter rufen nach der Mutter: ich habe sie

auf den Boden nieder. Der alte Antscher stand, wider einen Baum gelehnt, und verhauchte sein hartiges Antlitz mit dem arden Kamelschnäbel. — — Welch ein Anblick! — — Jene Gluth! vor mir die halbtodt' Waim — um mich die schluchzenden Kinder — — ich konnte nicht retten! Zu spät mein Erscheinen! Die Klammern trieben mich zurück — alle Hülfe war verächtlich: die einzige auf dem Bate vorhandene Zerrig war vernachlässigt und verderben. Nichts blieb mir von meiner Habe, — meine Herde verbrannte — es war alles dahin! — Der Himmel hörte mich nicht, als ich mit Weib und Kindern vor ihm auf den Knieen lag. Seine Hand in Haß! aber ich will nicht grollen. Sein Wille geschah! — —

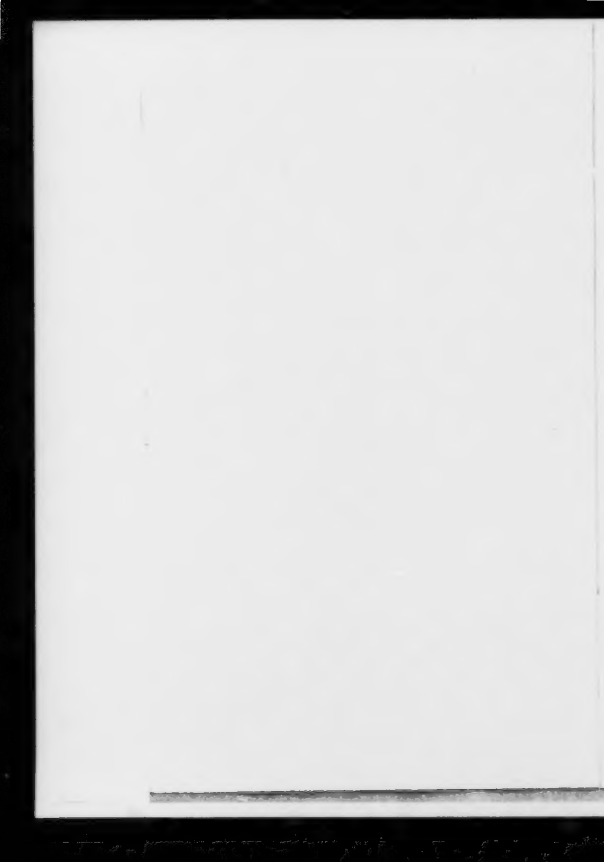
Zell ich vom Schuldigen Ertrag fordern? Er selbst verlor Alles — und ich würde ihn nur auf immer elend machen. Gehe hin, Unselbstlicher! und finde deine Strafe in deinem Verwundem! Du — dem ich des Hergens Vertrauen und jede Vollmacht übertrug, bist der Nagel in meinem Sarg! — Die Thranen der Weinen zermalmen mich. Was nun mit meinen Kindern? Werde ich Unterthänig sein, — mich wieder zum vorigen Wohlstand aufschwimmen? Diese Krazen verdunkeln mir das Licht der Sonne, und machen mir die schlaflose Nacht zur Hölle. Wer muß nicht Theil nehmen an meinem Schicksal? Man beurtheile meine Lage. Mein letztes Besitztum ist dahin, mein Credit erschöpft — meine Familie im Elende — die Forderung erheben — meine Kraft in Arbeit vernichtet — ich bin verloren!“ — — —

So wie man auf diese Weise die Theilsummen eines Ganzen zusammenzieht, eben so lassen sich auch verschiedene Gattungen oder Hauptdarstellungen, die, eine jede in ihren Theilbegriffen, bereits abgetheilt sind, wieder in ein einziges artiges Hauptgemälde zusammenfügen.

III.

Gedanken-Trennung.

(Subtraction.)



Der Uebersfluß in den Vorstellungen.

Bei der großen Menge von Empfindungen, die täglich in unserem Innern wechseln, ist es natürlich, daß in dem Gesichte unserer Vorstellungen solche mit unterlaufen, welche lange nicht in eine Darstellung passend verflochten werden können. Diese mehren sich oft so, daß sie einen, längeren oder kürzern Zeit unnützen, Uebersfluß von vorhandenen Vorstellungen bilden. So lange sie sich alsdann unazwendbar in unserer Seele befinden, heißen sie unangeregte Vorstellungen; daher wir von Personen, die derlei überflüssige Gedanken am meisten Plage thun, sagen: „sie reden unangeregt.“ — Alles Unangeregte ist nutzlos, oder unbedeutlich; da nun Ordnung das erste Grundgesetz der Rede ist, so folgt hieraus, daß unangeregte oder überflüssige Vorstellungen in einer Darstellung redewidrig sind. Redewidrige Ideen sind störend für den Zuhörer. Wie müssen also darauf achten, daß während der Rede keine unangeregten Vorstellungen sich in unsere Begriffe drängen. Indem aber unangeregte Empfindungen vorhanden sein können, ohne ausgesprochen werden zu dürfen, so müssen wir bei der Darstellung von ihnen abstrahiren, d. h. das nothwendige Darstellende von ihnen getrennt halten. —

Diese Abstraction des Nothwendigen vom Uebersflüssigen in den Vorstellungen ist nicht so leicht, als dies auf den ersten Blick scheinen dürfte.

Der Mensch hat bisweilen Empfindungen, die er nicht auszuhalten vermag, sondern nur auf eine Zeit lang unterdrücken vermag. So sehr die moralische Philosophie in gewisser Hinsicht gegen diesen Ausbruch eifert, und besonders der Stoiker sich dagegen erklären dürfte, so ist man doch nicht im Stande, ihn umzuheben, sobald man eine Wirkung des Nervensystems auf die Denkkraft anerkennt. Und wer wird eine solche Wirkung, die die Erfahrung täglich bekräftigt, läugnen wollen? Wenn also, wie ein neuerer Physiolog*) sehr richtig bemerkt, der Nerv nicht bloß als passiver Leiter der Lebenskraft zu betrachten ist, sondern dieselbe in einem jeden Punkte seiner Ausdehnung als Erklärerwecker des Lebens erkannt werden muß, so wird es begreiflich, warum nicht immer eine jede Empfindung durch den Willen oder aus Ueberlegung ganz unterdrückt zu werden vermag. Denn die Wirkung des Gehirnes ist es alsdann nicht, die den Nerven befehlt; jeder Nerv befehlt sich selbst**); — folglich kann mitunter eine

*) Hartmann: „Der Geist des Menschen, im Verhältnisse zum körperlichen Leben.“ —

**) Hartmann sagt hierüber unter andern Folgendes: „Man hat eine richtige Vorstellung vom Nervenleben, wenn man glaubt, daß das Prinzip des Lebens in irgend einem Centraltheile des Lebens, z. B. im Hirne oder großen Gehirn unumkehrbar residirt bleibt, und von da aus alle Theile des Nervensystems durchzieht. Jede Nervenfaser und jeder kleinste Theil der Nervenfasern hat nach irgend sein Leben in sich selbst. Daher sprechen Gründe aus Erfahrung. Warum sollte den Nerven das Lebenvermögen vom Gehirn insichselbst vertheilt, da das Gehirn im Grunde nichts weiter ist, als ein Gezeuget von Nerven, und da den Nerven außer dem Gehirn die natürlichen Mittel und Wege zum Leben zu weichen stehen, als im Gehirn? Wir haben nämlich keine anderen Mittel und Wege zum Leben, als bestimmte geordnete und geordnete Nerven. Infolgenden auf unermessliche Entfernung von Nervenzellen in den Nerven, bieten sich zwar aber diese natürlichen Mittel und Wege zum Leben jeder Nervenzelle: das ist dann aber ja selbst die Erklärung.

Empfindung los von dem Leben derjenigen Nerven abzuheben, den sie zur besonderen Lebens-Eigenheit antrage. Dieser merkwürdige Umstand könnte uns hier, wenn es nicht gegen den Zweck dieses Werkes wäre, zur Erklärung mancher bis jetzt unerklärlichen Verbrechen und sonstiger unnatürlichen Handlungen im Menschenleben führen. —

Der weise Mensch ist der, der es, durch mittelbaren Einfluß der Denkkraft, dahin gebracht hat, Herr der Neigungen seines Nervenlebens zu sein. Diejenigen Neigungen, die sich nicht ganz unterdrücken lassen, muß er lenken, leiten, und sie nach und nach den Anforderungen der Vernunft anpassen suchen. Hierdurch werden sie milder, besitzig, und seinen übrigen Neigungen nicht zu stark überlegen werden. Der Gebildete, von dem man voraussetzt, daß seine Vernunft im Kampfe mit überwiegenden Neigungen geübt ist, wird, mindestens momentan, Sieger über letztere sein können. Der Ungebildete bedarf dann erst des Erwachens seiner Vernunft, und außer diesem Erwachen ist noch einer Stärkung derselben, um seinen besitzigen Neigungen entgegenzutreten. Da nun einige Anlagen nicht hinreichend sein können, die Vernunft eines ungebildeten Denkers durch Beweise zu verstärken, so ist es erklärlich, warum der ungebildete Mensch sich bisweilen den ersten Trieben des Jorns, der Nachsicht u. s. w. hingeben muß, besonders wenn die erregten besitzigen Empfindungen auf andere Nervenpunkte als die des Gehirnsystems einwirken. —

Die Heftigkeit und Regelwidrigkeit der menschlichen Neigungen entspringt aus dem Ueberflusse an unregelmäßigen Vorstellungen.

Aus unsern früheren Betrachtungen ging hervor: daß im Menschen eine Reihenordnung der Empfindungen Statt finde, und daß er diese Ordnung erkennen müsse, wenn er

mit Nerven ohne Wehen und Aufwacht arbeiten werde, leben und wirken“ — u. s. w. —

ne macht zur Klarheit fliegern will. — Nur in dem Falle, daß diese Reihenordnung unserer Empfindungen uns bewußt betrachtet ist, sind wir im Stande, der notwendigen Aufschauung oder der Wirklichkeit, mit Hinzufügung der individuellen Aufschauung oder Phantasie, die Oberhand zu lassen. Die gesunde Vernunft kann nur dann siegen, wenn die notwendige Aufschauung in ihr vorherrschend ist; denn es bildet die erste Grundlage zur gesunden Vernunft in der Erkenntniß der Wirklichkeit. — Bei Menschen aber, die sich der Reihenordnung ihrer Vorstellungen nicht bewußt sind, wird natürlich mehr die individuelle Aufschauung vorherrschen und alle die Phantasie der Wissenschaft der Vernunft schwächen. Sobald ferner die individuelle Aufschauung vorherrschend ist, werden die in der Seele vorhandenen Empfindungen mehr phantastische Wesen als wirkliche erwecken, und das Vorherrschende der individuellen Aufschauung schwächt in solchem Falle, wie wir früher erweisen, die Erkenntniß der notwendigen Wahrheit. Zudem nun, wie gleichfalls früher erweisen, die bewußten Ordnung unserer Empfindungen, die Wirklichkeit in ein bestimmtes, überwiegendes Verhältniß zur Phantasie zu stellen ist, und nur in diesem Falle die notwendigen Vorstellungen in uns die gewichtigere Zahl sein können, so erweist sich daraus; daß — so niemals die Wirklichkeit, sondern nur die Phantasie den Ueberfluß an Vorstellungen erzeugen kann — derjenige Mensch, welcher eine Vernunftmann mehr nach individueller Aufschauung in sich aufnimmt, in seinem Ideentrabe einen heftigen Ueberfluß an Vorstellungen in sich tragt. — Was heißt aber: „einen Ueberfluß besitzen?“ — Mehr, als notwendig befigen. — Wenn nun ein Mensch, dessen Denkrast nicht so sehr geneigt ist, den Ueberfluß an Vorstellungen richtig zu vertheilen, in eine Vernunftgerade mehr als notwendig dazusetzen laßt, so wird viele Noth überflüssig angestiftet werden, und dann müssen natürlich die zuletzt eintre-

tenden die vorerften hinaus drängen. Gelegt alfo: ein folcher Menſch habe die Empfindung verſchiedenen Vergnügs in einer ſolchen Reihe; ſo werden die überflüſſigen Vorſtellungen in dieſer Empfindung ſie ſo lange vorwärts ſchieben, bis ſie endlich mit Gewalt aus der Reihe hinaus geſtoßen wird, oder mit andern Worten, ihm überfliehet. Man ſagt alsdann auch: „ihm ſiehet die Waſſe über.“ Eſſentlich aber iſt es die überſtrömende Empfindung.

Ferner entſteht aus demſelben Grunde ein Druck der überflüſſigen Vorſtellungen auf die nothwendigen, der ſo ſtark werden kann, daß er eine Rückwirkung auf die Nerven äußern und ihre bindende Lebenskraft ploglich hemmen kann. Voraus erſichtlich, warum einen Menſchen im Zorne der Schlag treffen kann. — Die Gefahr beſonders bei Solchen, die in wenig Erkenntniß ihrer inneren Ordnung beſitzen, um den entſtehenden Ueberfluß allmählig abzuleiten, dabei aber doch ſchon zu gebildet ſind, um ihn ſogleich in beſſere Ueberäußerungen aufzulöſen. Sie ſchweigen ſtill, der Ueberfluß mehret ſich, Empfindung drängt auf Empfindung, und ſo muß das Leben derjenigen Nerventheile, die dem Andränge des Stromes am nächſten liegen, natürlicherweiſe erdrückt werden. — (Andere, die ungebildet genug ſind, ſolchen Empfindungsüberfluß in beſſere Worte ausbrechen zu laſſen, beſetzen ſich dadurch vom innern Drucke, und ſagen ſodann: „ich mußte mir Luft machen.“ Dies „Luſt thun“ der gedrängten Empfindungen mag hiſtoriſch zwar ſeyn, daß es vielleicht vor Rückwirkung auf die Nerven beſtehet, und das ſogenannte Luſtmachen erzeugt in dieſem Falle eine Luſt, die ziemlich wohlthuend iſt; aber wir treten ſodann in die nämliche Sphäre, in die ein tollkühner Hirt tritt, wenn er ſchreit oder heult. Wir ſind alſodann der inneren Unregelmäßigkeit unterthan und handeln auf Verſehl einer andern Empfindung.) —

Aus dieſem Allen geht hervor, daß das Koſtſpiel in den Reizungen ſeinen Grund in uns unbewußtem Ue-

verflüsse an Vorstellungen dazu; wenn dabei unsere Kenntniss einen Reiz erhalten sollen, so kann dies nur der Stab der Vernunft, durch Bewußtsein und Erkenntniß unserer inneren Ordnung, sein.

Es versteht sich jedoch von selbst, daß der in uns vorhandene Ueberfluß an Vorstellungen nicht immer unnedler Art ist, sondern auch in schönen und edlen Empfindungen bestehen kann, die nur bei gewissen Darstellungen, zu denen sie nicht passen, überflüssig genannt werden müssen. Wenn nun von dem Gebildeten verlangt wird, daß er die unnedlen beseitige, so wird dies Beseitigen noch weit mehr zu verlangen und leichter zu bewirken sein bei Vorstellungen, die andrer Art brauchbar sind. —

Es gibt sogar Vorstellungen, die anscheinend zur beabsichtigten Darstellung gehören, und dennoch bei derselben überflüssig sein können. Dies ist besonders alsdann der Fall, wenn einer Darstellung, deren Gegenstand das Gefühl in Anspruch nimmt, ein vorübergegangener, minder sie das zu erweckende Gefühl geeigneter Umstand zum Grunde liegt. Zöll in einem verglichen Falle durch die Darstellung des vorangegangenen Gegenstandes das Gefühl der Freude oder freudigen Theilnahme irritirt werden, so können diejenigen Vorstellungen, welche dem vorübergegangenen Umstand entfliehen, überflüssig sein, sobald sie sich minder zum Freudegefühle eignen. — Jemand, der am Valentinusfest im und durch Operation sein Leben geniet hat, wollte z. B. die Vorstellungen nach der Rettung darstellen, so würde es sehr vortheilhaft sein, wenn er hierbei die Operation selbst detaillirt darstellte. Er will das freudige Gefühl der Rettung und nicht das Schmerzhafte der Operation beschreiben. — Die durch die Operation erweckten Vorstellungen wären also überflüssig, sobald die Rettung nur durch das Freudengefühl gelöst werden konnte, und daher die von der beabsichtigten Darstellung zur beabsichtigten Darstellung zu erheben können.

Univ. M.
München

Oder: es wollte Jemand, der zu einer vaterländischen Armee gehörte, die einen großen, ruhmreichen Sieg erfocht, die Freude-Gefühle seiner Nation und seines eignen Innern darstellen: so wäre es überflüssig, wenn er in's Detail der Schlacht selbst eingehen und das Jammern der Verwundeten, das Stürzen der Getroffenen, die Ansicht des Blutbades u. s. w. mit einzeichnen wollte. Obgleich die Schlacht Ursache zum Siege war, so sind doch solche, in ihr begründete Theil-Vorstellungen da überflüssig, wo nur das Gefühl der Freude sich vorherrschend aussprechen soll. Ein anderes ist es, wenn man die Darstellung einer Schlacht selbst geben will, oder auch wenn man, bei der Darstellung der Siegesfreude, das Schlacht-Detail dermaßen mit einflüßt, daß der Darsteller eine Verminderung seiner Freude durch das statt gefundene Blutbad zu erkennen gibt. — In diesem Falle aber fließen, was wir weiterhin mehr auseinanderlegen, zwei Darstellungen in Eine zusammen; die Vornehmungen, die bei andrer Anwendung überflüssig gewesen wären, treten also hier unter einen besondern Hauptbegriff, und bilden eine Theildarstellung für sich, ohne zu schaden. —

Dagegen gibt es wieder Vorstellungen, die manchem Zuhörer bei gewissen Darstellungen überflüssig erscheinen, und es in einiger Rücksicht wohl auch sind, demmerachtet aber, sobald der Redner nur sich ihrer klar bewußt ist, in die Rede, zur Hervorhebung manches Bildes, mit aufgenommen werden können. Dergleichen finden sich fast immer bei Vertheidigungs-Reden. Hier sieht sich der Redner, besonders wenn es die Vertheidigung eines wirklichem Vergehens oder gar eines Verbrechens betrifft, sehr oft in den Fall gesetzt: menschlicher Muthdum baldet den Hauptvertheidigungsgrund durch die Vorstellung solcher Neben Gründe zu heben, die vielleicht nicht vorhanden waren, oder bei dem betreffenden Vergehen vorhanden sein konnten, — die sich aber bei ähnlichen Vergehen früher zeigten, und, obgleich jetzt überflüssig, doch die Ansichten des Richters milder zu

nehmen vermögen. Ja, in solchem Momente darf der Kdner sogar das Hauptbild oder die notwendige Aufschauung den überflüssigen Vorstellungen hinanlegen, und seiner individuellen Aufschauung — natürlich mit fortwährendem Bewusstseyn der Wirklichkeit — völlig freien Spielraum lassen; noch mehr, er darf überflüssige Vorstellungen neu erfinden, wenn sie nur irgend einen Schein der Möglichkeit enthalten und seine Verteidigung wirksam machen können.

Allein, nur der Zweck des Guten hebt in solchem Falle den Segel des Ueberflusses auf, und die in vieler andern Hinsicht vielleicht unnützen Vorstellungen erhalten eine Wichtigkeit durch moralische Verbindung. Aus demselben Grunde, nämlich dem der Moral, könnte es bei Kdnern, die einem Staat oder einer Nation beizutheilen, Fälle geben, sich überflüssiger Vorstellungen zu bedienen. Nur muß der Kdnner selbst ein lang geübter Dichter und schon vollkommener Kdnner sein, wenn er nicht durch sie in Verwirrung gerathen soll. Zerstört aber sind sie durchaus zu vermeiden. —

In der menschlichen Seele kann es keinen gedankensfreien Moment geben; d. h. die menschliche Seele kann keinen nur denkbaren Moment existiren, ohne zu denken. — Sie ist ununterbrochen mit Empfindungen beschaffen, und ununterbrochen in ständiger Bewegung. Alles Leben ist Leben in der Bewegung, und ständige Bewegung ist das Leben der Seele. Die Seele wird in Bewegung gesetzt und darin erhalten durch die Empfindungen; folglich bilden Empfindungen das Leben der Seele. Je klarer die Empfindungen in ihr, um so klarer wird sie Leben im Bewusstsein und Bewusstsein des Lebens in sich tragen. Unsterblichkeit in das Leben, Klarheit und in der Bewegung freies Leben der Seele, mit Bewusstsein ihrer selbst. — Je niedriger also die Empfindungen in ihr, um so dunkler ihr Selbstbewusstsein, um so dunkler ihr unsterbliches Leben. — Die Seele bedarf der ununterbrochenen Bewegung, — also des un-

unterbrochenen Empfindens. Es folgt aber hieraus nicht, daß die zu ihrer Beschäftigung notwendigen Empfindungen ihr alle klar bewußt sein müssen, sondern es gibt viele, die sie beschäftigen können, während sie sich derselben nur höchst dunkel bewußt ist; dies geschieht besonders häufig im Zustande heftiger Aufregung, wenn sie von sehr angenehmen oder sehr unangenehmen Empfindungen erfüllt ist. Solche heftige Erregung in der Seele entsteht, nach unserer vorigen Erläuterung, aus dem uns unbewußten Ueberflusse an Vorstellungen. Folglich bestehen diejenigen Vorstellungen, die die Seele nur unregelmäßig beschäftigen, sehr häufig in überflüssigen?). —

?) Dieser, vielleicht Manchem nicht sehr erheblich scheinende, Schluß führt uns nothwendigerweise zu einer Betrachtung, deren Ergebniss zwar hier nicht ganz an seinem Plage stehen dürfte, die aber zu merkwürdig und interessant ist, als daß wir diesem Ergebnisse nicht eine Stelle hier vergönnen sollten.

Indem nämlich die Seele eines jeden Menschen ohne Ausnahme der fortwährenden Bewegung oder Nahrung durch Empfindungen bedarf, so ist es natürlich, daß, da der Mensch unmöglich alle Empfindungen zu allen Zeiten in sich zur Klarheit steigern kann, und jedesmal nur der Klarheit bestimmter Empfindungen zu bestimmten Ideen bedarf, er fortwährend eine Anzahl unbestimmter und unklarer Empfindungen in sich tragen muß. Je höher seiner die denkende Seele in ihrem geistigen Standpunkte liegt, um so mehr Empfindungen bedarf sie in ihrer Nahrung: denn je geistiger-reiner sie ist, um so öfterer wird sie Empfindungen in sich verklären, und durch den Gedanken anschauen, — und um so öfterer bedarf sie der erneuerten Nahrung. — Der denkende Mensch bedarf also, je mehr er denkt, auch um so mehr neuer Empfindungen. Alle neu eingehenden Empfin-

Der Ueberfluß an Vorstellungen erzeugt während der Rede, wenn man nicht vom Ueberflüssigen abstrahirt, vor-

stellungen aber gehen im Momente der Aufnahme meist unklar in die Seele ein, und es muß daher gerade beim empfindenden Menschen sehr häufige Perioden geben, in denen eine Menge minder klarer Vorstellungen sich in seiner Seele befinden. Diese dunkleren Vorstellungen bilden, so lange sie unausgütet und ohne Bestimmung der Klarheit in uns vorhanden sind, einen Ueberfluß von Empfindungen. Wenn wir uns nun einen Zeitraum hindurch nicht um die Läuterung dieser überflüssigen Vorstellungen bemühen, oder bemühen dürfen, so kann ihre Anzahl in diesem Zeitraum dergestalt überhand nehmen, daß die Seele davon übersättigt, anstatt genährt wird. Eine solche Ueberförmung aber muß nach und nach Empfindungs-Ekel, Ueberdruß und endlich Lebensüberdruß erzeugen. Daß dies wirklich der Fall ist, beweisen uns besonders viele Beispiele in England, wo dieser Lebensüberdruß, als die Hauptwirkung der unter dem Namen Epilepsie bekannten Krankheit, häufige Selbstmorde zur Folge hat.

Die menschliche Willenskraft ist — wie wir schon auseinander gelegt — dem Aufnehmen der Empfindungen im Momente dieser Aufnahme untergeordnet. Diese Einrichtung der Natur geschah deshalb, damit es nicht dem Willen des Menschen möglich sei, der Seele ihre notwendige Nahrung ganz entziehen zu können. — Dabei aber sah der Schöpfer an, daß er, indem die Seele genöthigt ist, fortwährend Empfindungen und darunter so viele anflut in sich zu verschlucken, ihr einen gesunden Weg erschaffen müsse, auf dem sie sich vom Ueberflusse dunkler Vorstellungen zu befreien vermöchte, weil eine zu starke Ueberhäufung ihr schädlich werden müßte.

Dieser Weg nun ist unserer Seele von der Natur et-

inglich eine, die Einbildungskraft überspannende und hin-
dernde Zerstreuung.

effect. Gleichwie die Natur für den Körper, um ihm Befreiung vom Uebermaße körperlicher Bewegung zu gewähren, den Schlaf ertheilt, — so verband sie zugleich mit diesem Schlafe einen Weg, auf dem die Seele sich vom Ueberflusse geistiger Bewegung befreit. Dieser Weg ist der Traum. — Der Traum ist also nichts anderes, als eine Entledigung schon vorhandner, überflüssiger Vorstellungen, oder eine Subtraction der Phantasie von der nothwendigen Anschauung. — Aus dieser Betrachtung geht hervor, daß das Träumen keine so ganz unwichtige Nebenbegebenheit ist, als mancher denkt. Was der Schlaf für den Körper, das ist der Traum für die Seele: nothwendige Erholung, durch Befreiung von erschöpfender Bewegung. — Träumen müssen daher alle Menschen. Wenn es Personen gibt, die sagen, daß sie schlafen, ohne zu träumen, so liegt dies bloß darin, daß sie nur sehr wenig träumen, und sich des Gesräumten nicht mehr zu erinnern vermögen. (Sehr wenig träumen diejenigen, die nicht sehr viele Vorstellungen und Empfindungen in der Seele tragen.) Derjenige aber, der nicht schläft, kann natürlich auch nicht träumen. Wenn also Jemand viel denkt, und sich dabei dem nothwendigen Schlafe entzieht, so wird seiner Seele der natürliche Weg zur Befreiung überflüssiger Vorstellungen entzogen, und diese werden sich so vermehren, daß das Gemüth darunter erliegen muß. Hieraus entsteht eine Gemüthskrankheit, die um so härter sein wird, je mehr der Gemüthsbelastung gewohnt ist, zu denken, und die um so heftiger werden muß, je länger er sich den nothwendigen Schlaf verweigert. —

(So nun ist es bekannt, daß in England eine Lebensart unter den vernachlässigten Klassen herrscht, die sie sehr böse

Jede überflüssige Zerstreuung, besonders wenn sie fortwährend durch neu hinzutretende Vorstellungen vermehrt wird,

ist ganze Nächte, und meistentheils einen großen Theil der Nacht, im wachen Zustande erhält. Daher der Spleen in England. — Der vornehmere Engländer denkt zu viel und schläft zu wenig. — Aus dieser Ursache ist es auch bedauerlich, warum unter der geringeren Klasse Englands der Spleen nur äußerst selten oder gar nicht vorkommt. — Was jetzt glaubte man fast allgemein, daß Schlaflosigkeit eine Wirkung des Spleens sei; dies ist gerade umgekehrt. Spleen ist eine der Wirkungen der Schlaflosigkeit, bei zu vernünftigen Denken. — Bei anderen Nationen, unter denen man sich nicht in so hohem Grade dem Schlafe entzieht, entsteht meist Melancholie aus der Schlafentziehung. Daher kommt es, daß bei ihnen die Leidenschaften des Spieles, Tanzes u. s. w., wenn sie hieft vom Nacht-Schlaf abgehen, so manchen unerträglichen Menschen, Marasmi — und endlich Melancholischen bilden. (Die beste Regel für Jemand, der den Spleen hat, besteht also in einer, durch einige Zeit fortgesetzten Schlaf-Cur.) — Rausch werden Menschen, die nicht schlafen, aber auch nicht viel denken, solchen Krankheiten nicht unterliegen. Allgemein pflegt man im gewöhnlichen Leben zu Jemand, der einen unüberlegten Entschlaf fallen will, zu sagen: „Schlafen Sie sich noch Einmal darüber aus!“ Und dieser Rath ist unweinig der zweckmäßigste, den es in solchem Falle geben kann. Denn, bei der Ursache des unüberlegten Vorhabens in gereizter oder bester Phantasie — also in überflüssigen Vorstellungen — so wird sich seine aufgeregte Seele im Schlafe fast immer von diesen zu befreien suchen; er wird nach einigen Träumen periodischer Zerscheln und sein Vorhaben gewöhnlicher überlegen.) — Da der natürliche Traum eine Subtraction der Phantasie von der Wirklichkeit ist, so nehmen wir ferner

bildet sich zuletzt zum wachenden Traume. Der wachende Träumer kann aber eben so wenig des Nothzusammenhan-

gens weislich nur phantastisch, und aus dieser Ursache erklärt es sich, warum Menschen, die aus dem Schlafe sprechen, so selten etwas Zusammenhängendes kund geben.

Um den Traum für die Wirklichkeit zu eignen, mußte der Schlafende zur nothwendigen Anschauung in sich zurückgeführt werden, d. h. er mußte in sich klar erwachen. Hierdurch würde der Traum inneres Bewußtsein werden, und äußere Gegenstände in sich klar verkörpert können. Ein solches Zurückführen zur inneren, nothwendigen Anschauung wird bewirkt durch den bekannten Magnetismus.

— Somnambulismus ist also der zum Bewußtsein erhobene Traum. Dies konnte uns, war' es hier nicht am unrechten Plage, zur deutlichen Erklärung aller magnetischen Erscheinungen führen. —

Werkwürdig erschien es unter andern bis jetzt den Aerzten, daß fast alle Clairvoyants, auch wenn sie im gewöhnlichen Zustande, außerhalb dem magnetischen Schlafe, sehr schlecht und unzusammenhängend redeten, doch im Zustande des Hellsehens eine ungewöhnliche Redefertigkeit erzielten. Dies wird aber nun aus unsern bisherigen Belagen begreiflich, wenn wir bedenken, daß bei dem Clairvoyant der äußere Sinn geschlossen ist, er also durch die äußeren Sinne keine neue Empfindung aufnehmen, mithin auch sie nicht in der Rede getheilt werden kann. — Sehr merkwürdig ist noch Folgendes: So lange der Mensch nicht spricht, sondern seine Seele bloß denkt oder empfindet, können ihm, wenn sie von überflüssigen Vorstellungen gequält ist, auch die äußeren Sinne im wachenden Zustande ununterbrochener Verleumdung schaffen, — indem er sich nämlich bemüht, durch seine äußeren Sinne solche neuen Empfindungen in sich aufzunehmen, die ihn verstreuen, und dadurch von seinen über-

als Herr bleiben, als der schlafende. Folglich ist das Abstrahiren von ungeläuterten, überflüssigen Vorstellungen wech-

slüssigen Vorstellungen auf eine Zeitlang abzuheben. In solchen wohlthunenden, zersireuenden Empfindungen bei gebrängtem Gemüthe eilen sich, wie bekannt, besonders Musik, unschuldiges Kartenspiel u. s. w.

Diese Erleichterung durch Weibulle des äufseren Sinnes geht natürlich der Seele gänzlich ab, so lange der Mensch schläft. Nun kann sie sich aber mit Träumen beschäftigen, in deren Erscheinungen eine heftige Anschauung durch den Körper sich darstellt, so wie es ihr auch dabei vorkommen kann, als bewege sich der Körper mit ihr von einem Orte zum andern. Träumen nun bei einem solchen Traume die überflüssigen Vorstellungen in so großer Menge herbei, daß die Anschauung der Seele unaufhaltsam geirrt wird, und verläßt sich dabei der Traum dieser Vorstellungen in Einen Punkt oder Ausgang, so muß dies endlich auf den schlummernden Körper, — noch stärker, als wenn er wachte und der äußern Sinne mächtig wäre, — zurückwirken, so daß die Seele scheinbar in das Verhältnis nothwendiger Anschauung in ihm tritt. Denn die Kraft der Phantasie-Gebilde steigt in solchem Maße (durch die Allgemeinverbindung in Einem Ausgang) vermehren, daß die individuelle Anschauung als nothwendige erscheint. Dieser heftige Seelenzustand im Schlafe geht bei alten Personen bisweilen Nervenschlag oder Tod, bei jüngern aber, deren noch kräftige Traumfatten dem Tode durch Fortbewegung nachzugeben vermag, hassenige herbei, was wir „Nachtwandeln“ nennen. — Hierdurch wird es zugleich erklärlich, warum der Nachtwandelnde an allen ihm bekannten Orten so sicher umhergeht, als ob er wachte. Denn, indem bei ihm die individuelle Anschauung an die Stelle der nothwendigen tritt, so muß die Phantasie

und der Rede eine unerläßliche Nothwendigkeit. Bei öffentlichen Reden, wo — wie früher bemerkt — eine gewisse Art überflüssiger Vorstellungen mit Vorsicht und Geschicklichkeit benutzt werden kann, müssen diese vorher aus Klar gemacht, und mit der geregelten Darstellung in scheinbar nothwendige Verbindung gebracht werden. Mitwirkende Triebfeder bei der (ausscheidenden) Berücksichtigung überflüssiger Ideen ist unter andern das Schicksalsthegefühle, welches in vielen Fällen, und besonders in solchen, die den Redner schwankend zu machen vermöchten, den Ausschlag geben kann. Da dies Gefühl der Schicksalsthegefühle meist vom Charakter der Darstellung, oft aber auch von der Umgebung und Stellung des Redners abhängt, so laßt sich ein allgemeiner Begriff des Schicksalsthegefühles für den Redner nicht gut aufstellen. Der Redende hat nur immer zu bedenken, daß er nicht, gleich dem Maler, durch schweigende Veranschaulichung bloß in personellen und einzelnen Vorstellungen wirkt,

natürlicherweise die Function der letztern mit übernehmen, und die Phantasie sieht, — nicht nur dem äußern Auge, sondern mit dem inneren Gefühle des außer dem Schlafe Wesenden. Sie sieht dann auch nicht die Gegenstände wirklich wie sie sind, sondern der Kranke empfindet nur, indem der Körper in deren Nähe kommt, ein abstractes Dasein derselben, d. h. er empfindet so, dann bloß diejenigen Eigenschaften der Gegenstände, die er ihnen schon vorher, wachend, durch die Phantasie abstrahirt hat. — In ihm gänzlich unbekannten Orten weiß daher der Nachwandler sich nicht zurecht zu finden. —

Wahrscheinlicher Weise kann ein solcher Seelenzustand im gewöhnlichen Schlafe nur sehr selten Statt finden; denn es müssen vielerlei Seelenzustände im Wachen vorher eintreten, und dann erst noch müssen im Traume eine Menge verschiedenartiger, überflüssiger Vorstellungen sich in einem

sondern daß er vielmehr die verschiedensten Begriffe und Empfindungen seiner Hörer durch das Lautwerden seiner eigenen Ideen in Einen Brennpunkt zusammenziehen hat: mithin muß er Alles vermeiden, was auch nur von Einer Zuhörerseite den Schatten des Unschicklichen auf sein Gemälde werfen könnte. Ja, er hat sogar, sollte seine Darstellung die Unschicklichkeit eines Gegenstandes betreffen, den möglichst-garten Schleier über seine launverderbenden Empfindungen zu werfen: denn die graste, unverhüllte Darstellung des Graffen macht bei weitem weniger Eindruck, wenn dadurch die Lichtseiten dessen, was wir Scham nennen, nur im mindesten bei unsren Hörern verdüstert werden. — (So könnte z. B. vor einer Versammlung Gedulde nicht bloß der deutsche Ausdruck „besoffen“ statt „berauscht“ den ganzen Eindruck der Rede floren, wenn diese gleich von einem Ausbunde der Schwelgerei handelte.) Die Trennung der Gedanken während der Rede ist doppelter Art,

einen Beschäftigungspunkt der Seele zusammendrängen, um ihn herbeizuführen. — Bekannt ist es, daß der Zustand des Nachwandelns den vierten Grad des magnetischen Zustandes bildet; und auch hier liegt sein Erscheinen in den nämlichen Ursachen: „verworrene, halbtrübe Vorstellungen der zur Scheinbaren Wirklichkeit gehorigten Phantasie, mit Zurückwirkung auf die Nerven.“ —

Sprechen mit Bewußtsein kann der Nachwandelnde darum nicht, weil sein Schlaf noch immer ein natürliches ist, und er das Bewußtsein von Allem, worüber er sprechen könnte, nur abstract und als natürliches Traumgesicht in sich trägt. Er spricht daher höchstens nur mit seinen Traumgehalten, und glaubt, wie jeder Träumende, daß dies wirkliches, lautes Sprechen sei. Im magnetischen Zustande spricht er erst dann einigermaßen verständlich, wenn er anfängt, in sich zu erwachen. —

und zwar 1) Trennung geregelter Vorstellungen bei der
 Darstellung von den unregelmäßigen oder überflüssigen;
 Trennung mehrerer geregelter Hauptbegriffe, die zu
 einer Darstellung verflochten werden sollen, von einander.
 Die erste Art ist begründet in dem Verhältnisse und den
 Vorzügen der geregelten Theile oder Nebengriffe des
 Hauptgegenstandes vor den unregelmäßigen; die zweite Art
 der Eintheilung und angewiesenen Bestimmung mehr
 erer Hauptbegriffe zu einander. Bei der ersten Art
 wird also ein einziger, zur Darstellung bestimmter Gegen-
 stand von den unbestimmten Vorstellungen getrennt; bei
 der zweiten aber ein bestimmter Gegenstand von dem an-
 deren bestimmten, um Einen aus beiden hervorgehenden
 Hauptbegriff zu gewinnen, während sie bei der Sonderung
 doch beide in ihrer gegenseitigen Stellung ersichtlich bleiben. —

Trennung der bestimmten Vorstellungen von den überflüssigen.

Die menschliche Seele ist wie eine Uhr zu betrachten, in der die Vorstellungskraft die Feder und das Bewußtsein den Zeiger bildet. Die Phantasie ist die Kurve, die Einbildungskraft die Spiralfeder und der Verstand das Ziffernblatt.

Die Empfindung könnte man das Bodenrad und den Gedanken das Zeigerad nennen.

Wenn eine Uhr noch so richtig geht, und es fehlt ihr der Zeiger, so wissen wir nie, um welche Zeit es ist. — Das Bewußtsein ist es also, das uns den Gang und die Richtung unserer Handlungen anzeigt.

Die Vorstellungskraft setzt das Zeichnwerk unserer Seele fortwährend in Bewegung; wird sie aber durch die Einbildungskraft nicht in bestimmter, gleichmäßiger Bewegung erhalten, so wird unsere Seele bald entweder zu heftig oder zu matt gehen.

Handlungen des Körpers oder der äußeren Sinne haben einen körperlichen Gegenstand der Handlung oder ein Object, Handlungen des Geistes einen geistigen Gegenstand der Handlung oder einen Richtungspunkt. Geistige Handlungen bedingen daher eine geistige Richtungswelt. — Um nun bestimmte Vorstellungen in ein bestimmtes Gewand

zu fließen, muß der Geist eine bestimmte Richtung nach diesen Vorstellungen nehmen: Alles, was dabei außerhalb der bestimmten Richtung liegt, darf ihn im Momente der Richtung nicht beschäftigen. Das Bewußtsein, als der Zuhörer unseres Vortrags, darf daher während des Ganges unserer Darstellung keinen Augenblick abgewandt schwanken, oder gar stehen bleiben, wenn die zur Darstellung aufgezogenen Vorstellungen richtig ablaufen sollen.

Wie viele überflüssigen Vorstellungen während einer Darstellung außerhalb der notwendigen Richtung liegen mögen, wird aus folgender Berechnung ersichtlich:

Man kann annehmen, daß im Durchschnitte ein jeder Redeflag, ohne alle Zwischenfälle, von einem Punkte bis zum andern aus zehn Worten bestehe. Jeder Hauptflag muß einen geltenden Sinn haben. Folglich verhält sich der Sinn, oder der jedesmalige Gedanke, zu den Worten wie 1 zu 10. —

Um ein Wort deutlich auszusprechen, bedürfen wir im Durchschnitte einer halben Secunde; dies erweist sich noch daraus, daß wir beim lauten Lesen, wenn wir auch nur die nothwendigsten Pausen und die Regeln der vollständigen Deutlichkeit in der Aussprache beobachten, in einer Druckseite gewöhnlich zehn Minuten brauchen. Jede Secunde zwei Worte, macht dies 240 Worte. Eine gewöhnliche Druckseite besteht aus 32 Zeilen, die Zeile im Durchschnitte zu 8 Worten gerechnet: $8 \times 32 = 240$. Dies stimmt also überein.

Setzt man, es redete Jemand ohne alle Unterbrechung eine ganze Stunde, so wäre die höchst mögliche Zahl der in dieser Stunde deutlich ausgesprochenen Worte, nach unserer obigen Annahme, 7200. — Er brauchte 10 Worte in einem richtigen Sinne; jedes Wort zur Dauer einer halben Secunde, brauchte er also 5 Secunden zum Aussprechen eines Hauptgedankens. — So konnte er in der Stunde

(1000 Secunden), oder bei 7200 Worten, 720 Gedanken entwickeln, wodurch das oben bemerkte Verhältniß $= 1$ zu 10 wieder eintritt. —

In dieser Anzahl hoher Haupt-Gedanken ist nun erst wieder die mehr oder minder große Anzahl klarer Gedanken enthalten. — Wenn wir nun bedenken, welche unmaßliche Menge von Empfindungen in der Seele eines denkenden Menschen sich fortwährend befinden, wir aber bei einer hundenlangen Darstellung nur eine so geringe Anzahl klarer Gedanken, die alle erst noch der Läuterung bedürfen, anzusprechen vermögen, so läßt sich hiernach ermessen, welche eine unverhältnismäßig große Anzahl überflüssiger Vorstellungen bei jeder Darstellung außerhalb der notwendigen Richtungsweise liegen müsse. — Schon, um nur aus einer möglichen Anzahl hoher Hauptgedanken in einer hundenlangen Darstellung eine verhältnismäßige Anzahl klarer Hauptgedanken zu entwickeln, bedarf es der geistlichen, vollkommen Redefähigkeit. Ungeübte Denker oder Redner können eine Stunde lang reden, ohne in dieser Zeit vielleicht nur fünf klare Gedanken zu entwickeln. — Der klare Gedanke wird, wie wir erfahren, in einer Zeit, oder in einem Zeitraume, sei dieser auch noch so kurz, entwickelt. Eine klare Darstellung durch die Rede besteht, nach dem Verhältnisse ihrer Dauer, in einer mehr oder minder großen Anzahl klarer Gedanken. Jede Verbindung verschiedener Zeiträume ist mit einem Uebergange von einem Zeiträume zum andern verknüpft.

Folglich findet bei der Entwicklung des klaren Gedankens aus der Empfindung ein Uebergang vom Empfinden zum Denken Statt. — Soll nun der Gedanke wirklich bis zur Klarheit sich vervollkommen, so darf vor Allem der Uebergang von der ihn erzeugenden Empfindung bis zu seiner Klarheit nicht gehindert werden. Dieser Uebergang kann aber möglicherweise eine Störung erliden durch das Da-

zwischenbrängen vorhanden, oder erst eintretender, fremder Empfindungen. —

Wenn wir ferner anerkennen müssen, daß der Mensch im Zustande gesunder Vernunft alle empfangenen Eindrücke nur geordnet aus der Empfindung zur Klarheit des Gedankens erheben kann, jede neue, ihm zugeleitete Empfindung aber ungeordnet in die Seele eingeht, so läßt sich heraus erklären, warum ein jeder noch so geringer neuer Eindruck, den die Seele während des Ueberganges vom Empfinden zum Denken in sich aufnimmt, diesen Uebergang unterbrechen, den halberwachten Gedanken wieder verdunkeln, und folglich eine Störung unsrer Rede bewirken kann. Wir müssen daher suchen von allen neu hinzukommenden oder schon vorhandenen, unregelmäßigen Empfindungen, die nicht zu den beabsichtigten, zu entwickelnden Gedanken passen, so lange zu abstrahiren, als wir uns mit dieser Entwicklung beschäftigen.

Da wir nun aber im wachenden Zustande fortwährend neue Empfindungen in uns aufnehmen, so fragt es sich, wie wir es möglich machen: der Nothwendigkeit bestimmter Richtungsweise alle unwillkürlichen, überflüssigen Eindrücke während der Rede dergestalt unterzuordnen, daß wir im Stande sind, einen vorerlegten Gegenstand bestimmter Empfindungen aus der Masse der schon vorhandenen und mit jeder Minute wachsenden Vorstellungen mit momentaner, fliegender Kraft hervorzuheben, und ihn in seinen abgeleiteten Bezügen zu klaren Gedanken zu fassen, — so, daß wir ihn als gerundetes, unzertrennbares Ganze in das Gewand der Rede zu fassen, und im vollkommensten Zusammenhange durch sie darzustellen vermögen (Oder, mit andern Worten: wie machen wir es möglich, während der Rede die erforderliche Richtungsweise der zu behandelnden Empfindungen klar und aufrecht zu erhalten, so daß keine, weder während der Rede eintretenden, noch schon vorhandenen, unanwendbaren Vorstellungen den Fluß der

Nede zu hemmen vermögen! Die schon vorhandenen Empfindungen sind in unsrer Seele gegenwärtig, der neu hinzutretenden aber können wir uns nicht enthalten; die Verantwortung obiger Frage kann also nur darin bestehen: daß wir suchen müssen, alle überflüssigen Vorstellungen fortwährend außerhalb der bestimmten Richtungsweise zu erhalten. Hieraus entsteht die zweite und Hauptfrage: „wie erhalten wir die überflüssigen Vorstellungen außerhalb der bestimmten Richtungsweise?“ —

Diese Frage führt uns zuerst, Beduß ihrer Verantwortung, zu einem zweiten, sehr in die Augen fallenden Vergleich, dessen wir uns um so lieber bedienen, als es gewiß nur möglich sein kann, physische Grundzüge durch verständliche, sinnliche Bilder zu bekräftigen, und wir nicht zusehen sind, nach Art mancher Denker, Folgerungen aus bloßen Hypothesen, ohne allen realen Wahrheitsgrund, zu ziehen. —

Man denke sich nämlich die Seele mit allen ihren wogenden Vorstellungen als eine See, und auf ihr die Vernunft als ein Schiff, das nach dem darzustellenden Gegenstande als dem bestimmten Hafen steuert. Auf diesem Schiffe ist alsdann das Bewußtsein der Compas, die notwendige Aufschauung des Steuer, und die Einbildungskraft der Steuermann. — Die bestimmten Empfindungen sind die Segel, die nach dem vorgelegten Hafen hinreiben sollen; die auf uns einströmenden überflüssigen Vorstellungen bilden während der Fahrt einen fortwährenden Wirbel. Die Fahrt selbst ist die Nede. — Die Einbildungskraft hat nun fortwährend darauf zu sehen, daß die Vernunft sich dem vorgelegten Hafen nähert. Sie steuert folglich mit der notwendigen Aufschauung dergestalt darauf zu, daß die bestimmten Empfindungen dem Zwecke der Richtungsweise entsprechen, wobei ihr das Bewußtsein, als Compas, anzeigt, um wiefern sie vielleicht von der vorgelegten Gegend abweicht, oder wohin sie zu lenken habe. —

Wenn nun die überflüssigen Vorstellungen zu stark bei der Ruder auf die Vernunft einströmen, oder sie zu sehr beschürmen!

Dann thun wir ganz dasselbe, was der wirkliche Schiffer thut. — Die Einbildungskraft, als Steuermann, das richtige Ruder fortwährend nach dem Hafen oder vorgesezten Gegenstande, und dabei ungleich ihre Aufmerksamkeit unverrückt und fest nach dem Compaß oder Bewußtsein richtend, segelt unter dem Winde hin, magt jede freie, unberührte Stelle, und kommt so, zwar langsamer, jedoch sicherer an's Ziel. Gleichwie aber beim Zerrumme, wenn der Steuermann den Compaß nur einen Moment aus den Augen verliert, dieser Moment oft den Schiffbruch nach sich ziehen kann, so kann auch während der Rede die Darstellung vernichtet werden, sobald das klare Bewußtsein und in ihm die bestimmte Richtungsweise nur einen Moment aus den Augen gelassen wird. —

Aus dieser Betrachtung geht hervor, daß die Richtungsweise bei der Rededarstellung in einem fortwährenden, stetigen Fixiren des Haupt-Gegenstandes begründet ist. Indem uns hierdurch ununterbrochen der richtige Gebrauch der notwendigen Anschauung möglich wird, so werden wir nicht leicht durch die Phantasie zu weit vom Ziele abgeführt werden können, und nur dann ist es uns möglich, den geregelten Weg, mitten durch alle ungerichteten Vorstellungen hindurch, zu verfolgen.

Jede feste geistige Richtung durch die Kraft des Fixirens, ist begründet in einem festen, unerschütterlichen Willen^{*)}.

*) Alles ist leicht und Alles ist schwer, je nachdem der Mensch es versteht zu wollen, oder nicht. Es gibt im gewöhnlichen Leben nichts des Menschen außer dem wirklichen Willen noch ein vernünftiges Willen; — nämlich einen Willen, bei dem sie sehr rasch begreifen, das Gewisse ins Werk zu setzen, während der Festsetzung

Dadurch, daß wir mit ernstem Willen und fortwährend mit dem Bewußtsein: daß wir wollen, dem geistigen Auge eine bestimmte Richtung nach einem Gegenstande geben, werden wir in den Stand gesetzt, die Summe unserer erwachten Ideen ununterbrochen bei einander zu erhalten; indem wir es sodann immer nur wieder auf die erkrankte, vermehrte Hauptsumme besetzen, wird alles Andere, was nicht in ihr adert, von selbst ausserhalb derselben bleiben. Alle überflüssigen Vorstellungen, und selbst diejenigen, die während der Rede durch den äußeren Sinn erweckt werden konnten, vermögen uns sodann nicht zu stören; sie werden sich von selbst abstrahiren, da der Redende, nur mit dem festen

aber festen Ausblick daran verhasst, daß sie gewollt hatten. Dies ist es, was so viele verbindet, es die zur wirklichen Vollkommenheit in einer Fähigkeit zu bringen, die oft sogar nicht weiter erfordert, als bloße ernste Willen.

Man wird uns nicht mißverstehen, wenn wir behaupten, daß diese Bemerkung gerade hier am rechten Orte stehe. Was zur Vervollkommenung in der menschlichen Menehigkeit durch dieses Willen zu bewirken sei, hat uns nicht der größte Redner, die je gelebt, bewiesen. Demosthenes, dieser von seinen Zeitgenossen so sehr geliebte Redner, wußte als er zum erstenmale vor seinem Volke sprach, mit allgemeinem Gelächter entgegen. Nicht nur, daß er also damals noch keinen Begriff von wahrer Rede gehabt haben mußte, sondern er stammelte noch sogar Besorg. und es stand ihm dabei außer seiner geistigen Unvollkommenheit noch ein furchtbares Hinderniß im Wege. Dem noch ließ er sich nicht abschrecken. Er ging nach Hause, und schloß den Voratz: durchaus, es solle was es möge, ein Redner werden zu wollen. Weich' ein Voratz! fast in demselben Elemente, als er öfters wegen Unfähigkeit und als Stammerluder angeklagt worden! Und dennoch, wie wird dieser Entschluß ausgeführt? — Nur, um sich das Stammerluden abzuwehren, ließ er Stunden lang über volterichte Woge, und sprach dabei fortwährend laut mit sich selber. Im Weitergehenden zu behalten bei dem lebenden Geräusche des Wellen, ging er nach dem Meeresufer, und hielt laute Reden, dort wo die Brandung am heftigsten rauschte. Er wollte, daß die Lag und Macht daran, daß er wollte — und so wurde er Demosthenes für Athen und Griechenland.

Sinblicke auf bestimmte Empfindungen beschäftigt, ihr Eintreten nicht in sein Bewußtsein aufnehmen wird. Er wird wissen, daß sie eintreten, ohne es zu wissen. In solchem Zustande des Ästhetos mit dem geistigen Auge, wird nur das innere Auge als offener Sinn wirken; alle äußeren Sinne aber werden, obwohl offen, für ihn im Momente der Rede geschlossen sein. Personen, die um ihn her sich befinden, werden alsdann vielleicht denken, daß er sie sieht, weil sein waches, äußeres Auge auf ihnen ruht; oder, er wird sie mit offenem Auge anblicken, ohne sie wirklich zu sehen. Sie sind ihm Schatten, durch die er hindurch blickt nach seinem aufgeschauten Gegenstande, — und so bewirkt er es, durch ununterbrochenes, immer höher steigendes, unerschütterliches Ergötzen für seinen Gegenstand, sich vom bloßen Ästhetos bis zur wirklichen, Alles um sich her ertöthenden Praesens aufzuschwingen, wenn er auch vielleicht dem Beginne seiner Darstellung nichts weniger als beizugehen war. —

Die bloße Kraft der Seele: Vorstellungen zu haben, führt ihr bei offenen, wachenden Sinnen fortwährend neue Vorstellungen zu, ohne daß unsre Willenskraft sie im Momente der Aufnahme daran verhindern könnte, und ohne daß sie nothig dazu wäre; — die höhere Kraft der Seele aber: schon gebaute Vorstellungen zu bestimmter Anwesenheit zu behalten, kann nur durch Willenskraft in Wirkung treten. —

Alles Wollen erzeugt eine Thätigkeit durch Bewegung, entweder des Körpers oder der Seele. Der Unterschied zwischen Mensch und Thier besteht eines Theils darin: daß der Mensch durch die Kraft des Willens auch den Geist, das Thier aber nur den Körper in Bewegung setzt. Wenn auch — was durch gewisse Erweise bekräftigt ist — in dem Thiere eine Art von Geist existirt, so besitzt dieser nur die Kraft der Einwirkung auf den Körper — nicht aber die der Zurückwirkung auf sich selbst. —

Die Kraft der Zurückwirkung des Geistes auf sich selbst, ist Vernunftkraft. —

Um die Zurückwirkung des Geistes durch einen Gegenstand zu bestimmen, bedürfen wir des klaren Bewußtseins dieses Gegenstandes; um das Bestimmte im Bewußtsein bleibend zu erhalten, des freien Willens, um dem fortwährenden Bewußtsein des Gewollten. — Willen ist die, durch Vorstellungen erzeugte, Hinneigung zu, oder Abneigung von andern Vorstellungen.

Je die Vorstellungskraft geübt und stark, so kann der Wille dauernd sein, — ist sie nur schwach oder geschwächt, so wird er schwankend; daher bei Kindern und schwer Kranken gewöhnlich ein schwankender Wille.

Bestimmte Regeln: die Willenskraft zu üben, kann es natürlich keine geben, da es keine bestimmten Regeln gibt, um sich zu üben: Neigungen zu haben.

Wir wollen aber versuchen, anzudeuten, wie man sich im geistigen Äziren der zur Reife bestimmten Gegenstände üben könne. —

Man pflegt im gewöhnlichen Leben zu sagen: „der Mensch ist Gewohnheits-Mensch.“ Diese Behauptung enthält in der That viel Richtiges. Ausgenommen, daß er es nicht dahin bringen kann, der Seele und dem Körper alle Nahrung und Ruhe — (nämlich der Seele die Vorstellungen und den Traum und dem Körper die physischen Bedürfnisse und den Schlaf) — zu entziehen, kann sich der Mensch fast an Alles und selbst an Scheinbar ganz Unnatürliches gewöhnen. So gab es Menschen, die es, durch allmähliges Gewöhnen, dahin brachten, den Belladonnatrank zuletzt in einer solchen Quantität ohne Schaden zu sich zu nehmen, daß man mit derselben Quantität vielleicht zehn, dieses Trankes ungewohnte, Menschen hätte tödten können. Nun wollen wir zwar unsere lieben Leser bei Reide nicht um Belladonnatranke auffordern, — aber wohl zu gewissen Gewohnheiten, die, zweckmäßig angewandt, ihnen

sehr erhebliche Dienste zur heilen Richtung des Geistes während der Reife leisten dürften.

Wir haben früher davon gesprochen, wie die Einbildungskraft geschärft werden kann. Diese Schärfung der Einbildungskraft, wenn sie auch nur im geringsten Grade vorgegangen ist, bewirkt sehr leicht die Kraft der Abstraction, und muß mit unsren folgenden Betrachtungen als Grundlage verschmolzen werden. —

Die menschliche Phantasie, oder das individuelle Abstractions-Vermögen, sucht sich bei jedem Vorstellungsgegenstande einen Anhaltspunkt, d. h. sie abstrahirt von allen, der Seele deutlich zumührenden Begriffen, gewöhnlich den Eigenschaftsbegriff, der dem aufgenommenen Gegenstande am Bezeichnendsten inne wohnt. Durch diese Abstraction einer bemerkbaren Haupteigenschaft erleichtert sie der Seele die Aderinnerung oder den Gebrauch des Gedächtnisses.

Der Mensch kann die Eigenschaften eines Gegenstandes mit dem Bewußtsein der Gattung abstrahiren.

Das Erkennen der Gattung und Art wird erlaubt durch den Verstand, mit notwendiger Anschauung.

Die Abstraction der Art geschieht durch den Verstand, mit individueller Anschauung.

Die Verbindung zwischen Gattung und Art geschieht vermittelt der Einbildungskraft.

Die Erkenntniß in Gattung und Art durch klare Unterscheidung wird erlangt durch die Vernunft†).

†) Das Thier hat keine Vernunft, folglich kein Erkenntniß-Vermögen. — Es hat aber unleugbar ein Erkennungs-Vermögen. Das Vermögen der Erkennung beruht auf einer Abstraction. Folglich muß im Thiere, außer dem Instincte oder bloßen Naturtriebe, noch ein Abstractionsvermögen vorhanden sein. — Dies erklärt uns:

Indem die Phantasie nun von jedem Gegenstande aern-
 die am auffallendsten bemerkbare Eigenschaft abstrahirt, so
 prägt sie sich den Gegenstand selbst tiefer in's Gedächtniß. —

was wir beim Thiere eigentlich als Instinkt betrachten müs-
 sen, und mache eine Beantwortung der Frage möglich: ob
 das Thier eine Sprache haben kann, oder nicht? Da eine
 solche Erläuterung nicht ganz unwichtig sein kann, so sei
 uns die Verflechtung einiger Worte deshalb in unsre Be-
 trachtung erlaubt. —

Der bis jetzt aufgestellte Grundlag: daß die Vermögens-
 außerungen der Thiere bloß in seinem Instinkt begründet
 und nichts anders als Naturtrieb seien, ist nichts weniger
 als genügend, und in vieler Hinsicht unpaßend.

Naturtrieb ist notwendige Natur-Neigung, mithin bloß
 natürliches, unwillkürliches Wollen.

Instinkt ist Naturtrieb, folglich ist er bloß notwendiges
 Wollen. Der Mensch hat gleichfalls Instinkt; er ver-
 edelt ihn aber durch die Vernunft. Man suchte daher den
 Unterschied zwischen Mensch und Thier besonders darin fest-
 zustellen: daß der Mensch Vernunft und in ihr die Kraft
 der Willensveredlung — das Thier aber nur Naturtrieb
 oder Instinkt besitze. Wäre dies gegründet, so könnte im
 Thiere nichts weiter als nur notwendiges Wollen be-
 stehen. — Nun kann, wie wir früher bemerkten, das Thier
 durch den thierischen Willen bloß den Körper in Bewegung
 setzen, und nur den Körper wirken. Wäre hierzu nichts wei-
 ter als bloßer Naturtrieb in ihm vorhanden, so könnte es
 bei dieser Beschäftigung, nur seinen Körper zu wirken, nie-
 mals eine besondere, freie Willens-Fähigkeit, die
 mehr als bloßer Trieb ist, entwickeln.

Es würde sich dem bloßen Triebe so hingeben, wie er
 ist, und auch nur seinen Trieb in Wirksamkeit treten las-
 sen können. Wenn ferner nur ein Instinkt im Thiere vor-

Durch die starke Empfindung eines Gegenstandes mit seinen bezeichnenden Eigenschaften aber kann der Mensch sich

helfen wäre, so müßte jedes Thier bei der Absicht: für die Bedürfnisse seines Lebens zu sorgen, seine andere Kraft entwickeln können, als die unumgänglich notwendig wäre zu Erlangung seiner Bedürfnisse.

Dem Grundlage einer, auf nichts anderes als die natürliche Nothwendigkeit begründeten, thierischen Kraft-Entwicklung aber treten auffallende Erfahrungen einströmend entgegen.

Wenn der Wiber sich eine Wohnung sucht und erbaut, so ist dies Naturtrieb: wenn er diese Wohnung in der Nähe von Flüssen, behufs seiner Nahrung, anlegt, so ist dies gleichfalls Naturtrieb; wenn wir aber seine Wohnung untersuchen, und finden, mit welcher ersäunenswürdigen Geschicklichkeit sie zusammengesetzt, mit welchem ungemeinen Scharfsinne sie ein- und abgetheilt ist, und mit welcher merkwürdigen Gebrauchabsicht jede Stelle darin besonders bemerkt wird: sollten wir hierin gleichfalls nichts weiter, als den puren Instinkt erblicken? — Wenn der Elefant seinem ihm mit Nahrung versorgenden und pflegenden Herrn auf Wort und Befehl folgt, so mag dies noch Instinkt sein. Wenn wir aber erfahren, daß ein Elefant, den man abmalen wollte, nach einigen Tagen beim Trinken den Kessel voller Wasser sog, dies Wasser mit in's Zimmer brachte, wo er gezeichnet wurde, und es auf's halb fertige Gemälde, um es zu verderben, spritzte; wenn wir ferner erfahren, daß ein anderer Elefant mit Huth seinen Herrn todte, weil dieser ihn zu stark schlug, darauf aber das neben ihm hergehende Kinde des Erschlagenen mit seinem Rüssel ergriß, auf sich hinsetzte, und sich von dem Kinde fortan willig leiten ließ — kann dies bloßer Naturtrieb sein? Alle Zugvögel rufen bei Nacht, und hören — eben aus In-

nach und nach mit diesem Gegenstande so bekannt machen, daß derselbe ihm, so oft es seine Einbildungskraft nur will,

sinkt — jede nächtliche Erleuchtung in ihrer Freiheit. Der stündliche Abendstern dagegen erleuchtet Nachts sein Hien mit einem Lebenswärme. Ist dies nicht gerade gegen allen Instinkt?

Wenn man Löwen so weit schmeilt, daß ihr Herr seinen Kopf in ihren Klauen ohne Gefahr stecken kann, so mag dies noch bloße Gekügheit aus Naturtrieb sein. Wenn jedoch, wie dies geschah ein ungarischer Löwe, der sonst alles Zugeworfene verschlang, voller Wuth auf ein ihm zugeworfenes Hundchen losfährt, ploßlich aber zurücktritt, das Hundchen liebkost, sortan alle Speise mit ihm theilt, und endlich, als das liebgewonnene Thierchen stirbt, ihm aus Gram im Tode nachfolgt, — laß dies im bloßen Instinkt! — Von Hunden und deren, mitunter den menschlichen Verstand fast übertreffenden, Klugheitsbeweisen wollen wir gar nicht reden. — Es muß also in dem Vermögen der Thiere durchaus eine Kraft vorhanden sein, die mindestens zwischen Verstand und Instinkt liegt. Eine solche Kraft ist im Thiere wirklich vorhanden. — Jedes Thier erhält bei der Geburt, außer den ihm notwendigen Lebenswerkzeugen noch zwei besondere Kräfte, und zwar 1) die Kraft der Wertheilung; 2) eine solche, wodurch es im Stande ist, seiner natürlichen Neigung durch Erkennung äußerer Gegenstände eine bestimmte Richtung zu geben, und ferner die ihm beigegebenen notwendigen Werkzeuge mit dem Geschiebe ihres Vorhandenseins zu gebrauchen.

Die Kraft der Wertheilung ist bei jeder Thiergattung verschieden: bei manchen besteht sie in der Beschaffenheit bestimmter Werkzeuge selbst, — bei manchen aber wieder in dem mehr oder minder geschickten Gebrauche gewisser Werkzeuge. Die bloße Anwendung dieser Kraftwerk-

gehtig vor Augen, oder in's Gedächtniß tritt. Wird nun diese Zurückrufung in's Gedächtniß mit Willen sehr häufig

genutzt, die sowohl zur Vertheidigung als auch zu Nahrungserlangung und Wohnungserbauung benützt werden, unterliegt dem thierischen Instincte, und nur die einfachste, natürlichste Entwicklung dieser thierischen Kraft kann Instinct genannt werden.

Die zweite, von uns angegebene Kraft hat noch keinen besondern Namen, und dürfte am richtigsten bezeichnet werden mit der Benennung: „thierische Abstractionskraft.“ Sie besteht in dem Vermögen: dem thierischen Gefühl durch die äußeren Sinne gewisse Eigenschaften einer Sache oder eines lebenden Wesens auszuführen, durch die es einen außer natürlichen Werth des betreffenden Gegenstandes erkennt und seinem Instincte freiwillig eine Schranke setzt. —

Der Instinct des Thieres ist verbunden mit dem Gefühl unfreiwilliger, nothwendiger Existenz. — Das thierische Abstractionvermögen ist verbunden mit dem Gefühl freiwilliger Existenz. —

Das Abstractionvermögen des Menschen tritt in Wirkung durch das Bewußtsein der Gattung; das Abstractionvermögen des Thieres aber durch das Gefühl der Gattung. — Das menschliche Bewußtsein ist begründet im geistigen Leben, — das Gefühl des Thieres im Reizverleben. —

Das Abstractionvermögen der Thiere erwacht also durch den äußeren Sinn. Das Erwecken dieser Kraft dürfte geschehen: bei Säugethieren und Amphibien durch den Sinn des Geruches, bei Fischen und Vögeln durch den Gesichtssinn, bei Insecten durch den Tastsinn oder das Gehör und bei Würmern durch unmittelbares Fühlen. (So hatte der Verfasser vor einiger Zeit eine große Spinne dahin ge-

sa ange stellt, so kann er des geistigen Anblickes jenes Gegenstandes endlich so gewöhnt werden, daß er neue, fremde

bracht, daß sie, er möchte ferne oder nahe sehn, auf einen gewissen, sehr lauten Ruf aus ihrem Schlupfwinkel hervorkam, und wenn er sodann näher trat, bei wiederholtem Rufe auf seine Hand kroch.) — Durch die Erwedung der, ihm inne wohnenden Kraft wird dem Thiere eine Erregung des Instinktes zum freiwilligen Erkennungsgefühle und eine erhöhte Anwendung seiner Werkzeuge, oder die Gebrauchs-Verwendung derselben zur besondern Fähigkeit möglich. Dies beweisen schon die oben angeführten Beispiele. Der Nahrungstrieb wirkt nur unfreiwillig. Hätte daher jener Elefant, der seinen Führer erschma, nur aus Instinkt gehandelt, so hätte er, indem er durch die Mißhandlung desselben wüthend geworden war, auch nur als ein wüthendes Thier dandeln können, und müssen. Die Wuth aus Trieb aber macht keine Unterscheidung zwischen Vater und Kind. Schon beim Menschen; wenn er wüthend wird, richtet oft alle höhere Vernunft nichts aus. 'Welch' ein — manchen Menschen beschämendes — Beispiel also, wenn ein wüthendes Thier im höchsten Grimme noch den Unterschied zwischen dem Schuldigen und Nichtschuldigen zu erkennen weiß! — Betrachten wir vollends jenen Löwen, so steigt unser Erstaunen noch höher. Der Hunger ist unheimlicher der befähigt von allen Nahrungstrieben. Mit diesem Instinkte begabt, würde daher ein hungriges, reißendes Thier gewiß keine ihm vorgeworfene Speise verschmähen! Die Erklärung eines solchen Beispiels kann also nur darin liegen: daß der Geruchsinn jenes Löwen dessen Abstraktionssvermögen in einem Grade erweckte, daß dadurch eine plötzliche Hinneigung zu dem kleinen Thierchen entstand, die ihn über seinen Instinkt erhob. — Wenn man bedenkt, daß mancher Mensch aus Hunger eine Mordthat an

de Gegenstände an ihm vorüber führt, ohne ihn dadurch aus der Einbildungskraft zu verlieren; ja, was noch mehr ist, und was dem von uns zu erläuternden Zwecke ganz entspricht, — er kann sich gerade durch das Herbeistufen des so gewöhnlichen Gegenstandes vor aller äußeren Berührung:

seinem Mitmenschen begeben, so würde man sich weit unter das Thier herabsetzen durch den Ausdruck, daß jener Löwe bloß aus Naturtrieb so gehandelt habe. — Bei jenem Elephanten war es gleichfalls das erweckte Gefühl freiwilliger Kraft, das ihn über seinen Instinkt erhob.

Durch das Abstractionsvermögen fühlen und erkennen die Thiere mehr die ihnen wohlthuenenden Eigenschaften einer Person oder Sache; durch den Instinkt erkennen sie mehr das ihrer Natur Entgegenstrebende. — Wenn also ein Hund durch den Geruchssinn eine giftige Pflanze unterscheidet, so erweckt der Geruch seinen Instinkt; — wenn er aber für seinen in Gefahr gerathenen Herrn willig das Leben opfert, so erweckt der Geruch sein Abstractionsvermögen. —

Das Thier hat also individuelle Anschauung durch Nervenleben. Die nothwendige Anschauung aber, und durch sie Erkenntniß der Art fehlt ihm, da es nur Gefühl und kein Bewußtsein hat. — Folglich konnte das Thier, selbst wenn es Sprach-Organ besäße, keine Sprache durch bestimmt geordnete Laute haben. —

Der Instinkt kann kein Unterscheidungszeichen zwischen Mensch und Thier bilden, da der Mensch selbst Naturtrieb, das Thier aber einen höhern Grad der Kraft als den bloßen Instinkt besitzt.

Das Unterscheidungszeichen zwischen Mensch und Thier ist: daß der Mensch vernünftiges, inneres Bewußtsein, das Thier aber abstractives, inneres Gefühl besitzt. —

una sichern, wenn er sich mit andern Vorstellungen beschäftigen will. Er darf in diesem Beduße nur den, seiner Einbildungskraft so zu sagen schon eingezeichneten Gegenstand fortwährend mit dem geschäzten Auge festhalten, und während dessen sich den zu behandelnden fremden Vorstellungen hingeben. Indem alsdann seine Vernunft mit bestimmten Vorstellungen sich beschäftigt, wird der äußere Sinn unwirksam bleiben können, da jener bekannte Gegenstand das innere Auge festhält. Der äußere Sinn konnte stehend auf das Fixiren bestimmter Vorstellungen einwirken, und folglich durch äußere Zerstreuung eine Unterbrechung der Geistes-Richtung herbeiführen. Das innere Leben jenes Gegenstandes aber wird den Geist nicht zu stören vermögen, da die Einbildungskraft dessen zu gewöhnt ist, um durch ihn gedehnt zu werden.

Dadurch wird es sodann einem Menschen, der noch nicht die Kraft der Fixirung ohne inneres Hülfsmittel anzuwenden vermag, bei der Rede möglich sein, sein äußeres Auge offen auf die Umgebung zu richten, und nicht zu schließen, obgleich es zu schließen scheint.

Gesetzt also, es fühlte Jemand noch nicht eine so vollkommene Kraft der Fixirung in sich, daß er besüßten muß, während er vor mehreren Zuhörern und an einem ihm fremden Orte eine Rede hält, durch äußere Ansichten oder Bemerkungen an Personen und Sachen zerstreut und abgelenkt zu werden, so würden wir einem Solchen, zur möglichen Abstrahirung von überflüssigen Vorstellungen während der Rede, folgenden Rath geben:

Er fange an, in einem Zimmer, in dem er zu Hause sich oft befindet, mit sich selbst laut zu sprechen, so oft er allein ist, und dies angeht. Was er spricht, ist Anfangs eingeübt. Nach und nach muß er jedoch seinen Selbstgesprächen oder Monologen eine bestimmtere Richtung geben, und sie so rasch und zusammenhängend als möglich zu bilden suchen. Dabei bemühe er sich vor Allem, Anfangs mit Will-

len durch den äußeren Sinn sich zu verstreuen; er kann sogar, während er laut spricht, mit den Fingern trommeln u. dergl. Vorausgesetzt, daß er vorher schon jene Uebungen der Einbildungskraft, die wir früher besprachen, vornahm. — So führe er sich hierauf im Geiste einen oder mehrere Bekannte vor, die er sprechen läßt, und ihnen laut antwortet. — Hat er es hierdurch endlich so weit gebracht, daß er ohne Scheu seine Gedanken für sich laut auszusprechen vermag, dann schreite er zur eigentlichen Gewohnheits-Uebung. Zu diesem Behufe trete er von nun an, so oft er in seinem Zimmer spricht, vor irgend einen darin befindlichen Gegenstand hin, — am besten vor ein Fenster, durch das er hindurch und nach einer bestimmten Stelle blickt. Diese Uebung häufig fortgesetzt, so wird sich das Fenster und der außerhalb desselben fixirte Punkt — der in einem Baume, Hause u. s. w. bestehen kann — im Gedächtnisse so festlegen, daß der Redende sehr bald dahin gelangen muß, sich das Fenster mit seinem Aufhängepunkte vorzustellen, indem er ihm den Mund lebrt.

Dahin gelangt, gebe er sodann in's Freie oder in ein anderes Zimmer, und spreche dort gleichfalls laut, indem er seinem Geiste durch's Gedächtniß das zur Gewohnheit gewordene Fenster vorführt, und es fortwährend in der Einbildungskraft vor sich ersieht und seht. So wird es ihm in kurzer Zeit möglich werden, sich jene angewohnte Stelle geistig vorzuführen, mag er sich lebend befinden, wo er immer will. Sei er hierauf in fremder Gesellschaft, oder sonst in einer Versammlung, so wird nichts ihn stören, was um ihn her vorgeht; denn, indem sein äußeres Auge zu sehen scheint, wird bloß sein inneres seinen Gewohnheitsgegenstand sehen, und dieser wird ihn in seiner Hinsicht zu stören vermögen. —

Diese Art von Uebungsmittel fällt aber natürlich weg, sobald durch gehörige Uebung die Kraft der Fixirung im Innern hergestellt ist, und wir mit ungetrübtem,

innerem Blicke den zu behandelnden Gegenstand vor uns aufstellen vermögen. Da wir bei der Ideen-Trennung oder Subtraction immer nur je zwei Gegenstände vergleichend einander gegenüber zu stellen haben (was der nächste Abschnitt vollständiger erläutert), so bedingt besonders der jedesmalige Moment der Gegengleichung ein festes Zurudertreten in sich selbst — ohne, daß wir jedoch hierdurch vom Grundgegenstande wirklich abgezogen werden. — Das ununterbrochene Wogen der überflüssigen Empfindungen wird uns dabei natürlich bemühend entgegen sein, aber die Vernunft wird durch sie insofern durchaus kein momentanes Hinderniß erleiden können, als sie sich (scheinbar als auf sich beruhend) in ihrem vorzulegenden Grundgegenstande concentrirt. — Der Geist übersehe in der Einbildungskraft nur die unmittelbar bedingten Nebengriffe seines Hauptbildes, und lasse sich nie von einer noch so lockenden mittelbaren oder gar überflüssigen Vorstellung zur Abweichung von dem aufgestellten inneren Mundgemälde verleiten, wenigstens insofern nicht, als seine Selbstkraft in dieser Hinsicht noch nicht gehörig geübt und vervollkommen ist. — Man fürchte nicht, daß diese innere Disziplin mit Zwang oder Beschränkung verbunden sei. Es werden im Gegentheile die überflüssigen, zur vorgelegten Rede nicht passenden Ideen, nach einiger Übung als von selbst sich auscheidend erscheinen: dann ist es nicht nöthig, von ihnen mühsam zu abstrahiren, sondern der Redner muß nur ihrer Versuchung oder Verlockung widerstehen können. Der Gehalt der Rede liegt in der, mehr oder minder an's Licht tretenden, Veranschaulichung ihres Grundgegenstandes und dessen unbedingten Werthgehaltes — nicht aber in der größeren Anzahl von erläuterten Begriffen. Es zwar gebraucht der geübte Redner mit Willen einiger überflüssiger, verdunkelnder Vorstellungen, bloß um das Nächstfolgende durch vorhergegangene Verdunklung in ein helleres Licht zu legen. Dies ist aber, genau betrachtet, eine unangelegte Abweichung, sobald der behandelte Gegenstand das

Hauptlicht in sich selbst trägt; wiewohl der geübte, und fetter selbst völlig mächtige Redner sich derlei Abweichung zu bestimmen, besonders zu edler Absicht ununter schon bedienen darf. Ist auch findet diese Redner-Künste (wir haben keinen bezeichnenderen Namen) hies darinn Statt, weil der Redner eben keinen besseren Ausweg ersucht, und sich durch sie denselben zu bahnen gedenkt; wie leicht er aber alsdann von dieser Nothdrücke aus, ankarr auf dem gesuchten Ausweg, auf einen gänzlischen Irrweg gerath, ist durch häufiges Beispiel genugsam erwäsen. —

Man vergesse nicht, daß ja der Zuhörer durch unsere Rede nicht allein zum Hören, sondern zum Denken bewegt wird; — indem aber der Hörer denkt, werden sich in seiner (des Hörenden) Seele gleichfalls überflüssige, durch Redereien geweckte, Ideen einstellen. Um ihn daher nicht so zu verwickeln, daß ihn am Ende seine eignen, überflüssigen Vorstellungen noch mehr beschäftigen, als des Redners nothwendige, so muß dieser Alles zu vermeiden suchen, was sowohl ihn, als seine Hörer, wenn auch nur auf einen Moment, vom erfassen Grundbilde abziehen konnte. Die Denkkraft des Menschen ist wunderbar. Ungewöhnliches vermag in seinem Innern zu erscheinen, besonders wenn es durch glühende, lichtvolle Rede geweckt und genährt wird. Aber die Zügel dürfen nicht aus der lenkenden Hand gleiten, sonst tollt er in seiner leichtbewegten, am liebsten im Wachen träumenden Seele unaufhaltsam dahin, und verliert leicht nur allzuschnell die sichtbare Bahn, ohne so leicht wieder einlenken oder das gesuchte Ziel erreichen zu können. Darber ist es immer gerathen „bei der Farbe zu bleiben,“ wie das Sprichwort sagt, damit das innere Auge nicht durch allzuhohe, innere Wiskung geblendet, und die Absicht verfehlt werde. —

Daß die Seele ununterbrochen empfindet, und dadurch mehr, als zu ihrem nothwendigen Leben erforderlich, aufnimmt, ist eine herrliche Einrichtung der Mutter-Natur; aber

der uns verliehene Vorrath muß nicht dazu benutzt werden, die Schlüsse der Vernunft so zu fassen mit vollen Händen ergreifen, oder im Sturmschritte herbeischaufen zu wollen. Wir müssen dadurch jedesmal verlieren, — während der Gewinn stets ungewiß und schwankend bleibt. Das Vermögen, aus unsrem Innern das Wort der Wahrheit heraus zu ziehen, und es in andre, uns gleichgültige, oder erst gleich zu stimmende Töne zu ergießen, kommt nur zur weissen und vorsichtigen Anwendung. — Nichts versiegt schneller, und nichts so demmerachtet bleibender, als das ausgesprochene, unmittelbar auf die Denkkraft Anderer einwirkende Wort. Darum sehe der Redner sich wohl vor, daß er nicht in seinen kundengebenden Begriffen sich selbst täusche, und dadurch Anderen einen Schaden in die Hand gebe, an dem man ihn später auf seine eigenen verlaublichen Grund- sätze strafend zuruckföhren konnte. —

Erregt er in den Herzen der Hörer nicht Ueberzeugung, wozu spricht er? Selbst die bloße Lust, zu sprechen verliert, und verschwindet in ein Nichts, wenn nicht irgend eine nützliche Ueberzeugung daraus hervorgeht. — Diese aber kann nur in der Wahrheit der dargelegten und erweckten Empfindungen ihre Basis haben, — und die Wahrheit schließt an und für sich allen unnützen Ueberfluß aus; sie will, und kann nichts wollen, als nur sich selbst, — ungeschminkt, unverhüllt und ungehindert, durch gewaltsam überzeugende Ausprüche oder Verdächtigungen. — Das einfache, klare Wort, bei dem der Zuhörer unwillkürlich, wie bei jenem Ei des Kolumbus, in die Heisterung ausbrechen möchte: „das hätte auch ich sagen können;“ bei dem er eine Ueberzeugung erlangt, die ihm als schon längst in seinem Innern vorhanden erscheint, — dies wirkt, und dies wird selten die techliche Absicht verfehlen. — Der Zuhörer muß in der Darstellung des Redners sich selbst wiederfinden, nicht aber durch einen Strom nicht notwendiger, überflüssiger Nebendecknisse von sich selbst abgelenkt werden. Auf Augen

blicke kann letzteres gelingen, — aber, ob der Redner so
dann den Hörer sich selbst eben so schnell wiedergeben kann,
als er ihn ableitete, das ist eine gewaltige Frage. Also:
Zurückhalten am Nothwendigen und an der Wahrheit; dann
wird sich das Grundbild von selbst erleuchten, und überzeu-
gend hin stellen. —

Subtraction geregelter Hauptbegriffe.

Jede Trennung durch Wollen entsteht durch Unterscheidung mit freiem Bewußtsein. Jede Unterscheidung kann aber nur durch erkannte Verbindung richtig trennen.

Wenn ich daher mehrere verbundene Gegenstände richtig trennen will, so muß ich zuerst das Verhältniß ihrer Verbindung erkannt haben. Ferner: wenn ich verschiedene Gegenstände richtig verbinden will, so muß ich zuerst das Unterscheidungsverhältniß jedes einzelnen noch während ihres Getrenntseins erkannt haben. —

Keine menschliche Vorstellung ist unauflösbar. Es besteht also eine jede Rede schon an und für sich aus Theilen, die, als bestimmte Theile zum Ganzen, mit demselben können verflochten werden, — malich aber auch wieder einzeln in mehrere Elementarvorstellungen zerfallen können. Hierdurch ist es möglich, daß ein Darstellungs-Ganzes aus Theilen bestehen kann, von denen mehrere wieder in sich ein Ganzes anemachen, wie z. B. bei der Beschreibung eines großen Staates, der als Staat überhaupt keine abgeschlossene National-Eigenthümlichkeit haben kann, dessen Provinzen aber vielleicht eine jede wieder ihre besondere Natio-

nal-Eigenthümlichkeit befigt; soll also hier, bei der Darstellung, die Rational-Eigenthümlichkeit den Hauptgegenstand bilden, so wird dieser Begriff als Hauptganzes in Staats-, und als Theilganzes in Provinzial-Eigenthümlichkeiten zerfallen müssen. Ferner: der Begriff: „Reise“ bildet ein Ganzes, — der Begriff „Abenteuer“ gleichfalls. Will ich nun meine Reise. Abenteuer darstellen, so kann dies ein Ganzes aus Theilen, und in diesen Theilen wieder verschiedene Ganze bilden. —

Um nun bei der Darstellung solcher Gegenstände, deren Theile wieder in verschiedene Hauptbegriffe zerfallen, nicht mit sich selbst in Verwirrung zu geraten, muß während der Rede nothwendigerweise eine fortwährende „Trennung durch Unterscheidung,“ so wie ein fortwährendes „Bewahrbleiben des Unterschiedenen in der Verbindung“ beobachtet werden.

Hierzu ist nöthig:

- 1) Ein ununterbrochenes Vereinhalten getrennter Partial-Hauptbegriffe neben ihrem Grundbegriffe, durch verbundene Aufmerksamkeit, während der Trennung.
- 2) Die Abscheidung der Partial-Hauptbegriffe durch Einteilung in ihrem Grundbegriffe. —

Wie das Festhalten der Partial-Hauptbegriffe neben ihrem Grundbegriffe zu bewirken sei, geht zum großen Theile schon aus der (früher besprochenen) „Festigung des Gegenstandes mit bestimmter Richtungswelt“ hervor. Der Unterschied aber besteht bei erstem darin: daß hier mehrere Haupt-Gegenstände in Einem Punkte zu trennen sind; — bei dem früher Besprochenen aber nur von dem Bewußtbleiben eines einzigen Haupt-Gegenstandes die Rede war. —

Der menschliche Geist ist in einem ewigen Streben begriffen, das Mannichfaltige zu durchschauen, und das Ziel

sache unter Einen Blick der Einbildungskraft zu bringen. Es liegt ferner in der Natur der menschlichen Erkenntnißkraft, sich fortwährend mit dem warum? und wie? der außer ihm befindlichen Gegenstände zu beschäftigen, und die höchste Potenz der Vernunft ist die Beantwortung des „wie“ und „warum“ unfres Ichs. — Indem sich der menschliche Geist aber bloß mit andern Dingen (außer ihm) zu beschäftigen scheint, so liegt in dieser Beschäftigung immer eine Zurückwirkung auf ihn selbst. Erzeugen die äußeren Gegenstände Betrachtungen bloß roher Sinnlichkeit, so kann diese Zurückwirkung ihn herabdrängen zum notwendigen Triebe; sind sie aber Gegenstände der Betrachtung für den geläuterten Sinn, so kann sie ihn hinaufziehen zu höherm Triebe, und unterdrückt alsdann durch die Vernunft das Gefühl des niederen Ichs. — Um dem menschlichen Geiste nun das Zurückführen des Mannichfaltigen auf sich, und die Sammlung getrennter Verschiedenheiten unter Einen Blick zu erleichtern, setzte der Schöpfer ihn in den Stand: verschiedene, zu gleicher Zeit vor seine Seele tretenden, klaren Empfindungen dergestalt in seine Einbildungskraft zu verflechten, daß sie scheinbar mit ihm identificirt oder Eins und Dasselbe werden. Indem er diese, ihm scheinbar unverleibten Empfindungen zu unterscheiden und zu trennen sucht, wird er daher scheinbar eine Trennung mit sich selbst vornehmen †).

†) Der menschliche Körper kann sich durch Selbstmord tödten. Die menschliche Seele aber kann zu Zeiten nicht einmal gewisse einzelne Empfindungen in sich erlöschen, vielmehr ihr volles geistiges Leben. Eine absolute Identität oder ein wirkliches Eins-Sein alles Körperlichen und Geistigen kann folglich nicht existiren. Aber eine scheinbare

Der Geist aber vereint sich mit der Empfindung, ohne mit ihr wirklich Eins zu werden. Dadurch wird es ihm

Identität in der Einbildungskraft mußte dem Menschen bei seiner Erschaffung mitgegeben werden, wenn es Wille des Schöpfers war, der menschlichen Vernunft die Erkenntniß Gottes und alles Heiligen, durch Körperliches möglich zu machen. — Denn: alle ersten menschlichen Begriffe gingen durch Empfindungen vermittelt des äußeren Sinns in ihn ein; der Anfangspunct aller übersinnlichen Ideen mußte von jeher in einem lebenden Körper bestehen, von dem aus auf das Geistige übergegangen wurde, und wenn die menschliche Vernunft ihre übersinnlichen Forschungen damit beginnt, daß der Mensch fragt: „wer und woju bin ich?“ so ist immer seine Uebetrachtung eine sinnliche, körperliche. — Gott — als Schöpfer — kann nur einen zweifachen Willen haben: 1) zu sein, und 2) erkannt zu sein. Als geistige Urkraft aber ist er den äußeren Sinnen nicht unmittelbar ersichtlich. Daher verlieh er dem Menschen die Kraft der mittelbaren Gott-Erkennung durch Vernunft-Schluß. Um diese Erkennung zum Glauben zu bilden, mußte sie Erkenntniß sein. Er gab also der Vernunft die Kraft der Erkenntniß, — und hierdurch erreichte der Schöpfer seinen Zweck. Die menschliche Vernunft strebt nämlich unaufhörlich nach Erkenntniß und Ursache der Dinge, außer ihr. Mit dem Bewußtsein dieses Erkenntnißvermögens wirft sie sich zur Herrin der Begriffe alles Besiehenden auf. Um zum Unsichtbaren zu gelangen, faßt sie das Sichtbare in sich ein. Hierdurch sublimirt sie sich über alles Sichtbare erhaben, und denkt sich als das Höchste, Zeitliche durch Selbstkraft. Dieses Selbstactubel führt die reine Vernunft endlich zu dem Begriffe eines Ueberirdisch-Höchsten, dessen Kraft die höchste Potenz ihrer Selbstkraft ist, folglich

möglich, mehrere Empfindungen zugleich in sich aufzunehmen, und dabei dennoch der freien Auffassung, außerhalb derselben, sich hinzugeben.

zur Erkenntniß eines Schöpfers. — Indem nun, wie gesagt, die Vernunft den Begriff alles Sichtbaren in sich einschaut, wird sie scheinbar mit dem Eingehtenen identisch, oder mit ihm eins und dasselbe; (welche scheinbare Identität neuere Philosophen irre geführt, und sie zu der Behauptung einer wirklichen, absoluten Identität verleitet). — Absolute Identität wäre formlicher Ideal, Instinkt, und noch weit ärger als Materialismus. — Eine scheinbare Identität des Geistes mit dem Körperlichen aber ist vorhanden. Diese scheinbare Verschmelzung bewirkt eine scheinbare Trennung des Geistes, indem er die, durch den äußeren Sinn ihm zugeführten vergeistigten Körper zu trennen sich bemüht. Jede Empfindung durch äußeren Sinn ist verkörperter Geist; — jeder Gedanke ist vergeistigter Körper. — Der Geist aber ist unbedingt Eines, — das Körperliche nur bedingt. Wäre der Geist mit dem Körper Eines und Dasselbe, so müßte entweder alles Körperliche unbedingt, oder alles Geistige bedingt sein. Im ersten Falle wäre der menschliche Leib nicht sterblich, im zweiten aber gäb' es keinen reinen Vernunftschluß, keine Selbsterkenntniß, keine Götterkenntniß und keine Unsterblichkeit; im ersten Falle also würde der Mensch sich selbst zur Plage, und endlich die personifizierte Werthsetzung werden, — im zweiten Falle wäre nichts für ihn, Alles wider ihn — und das Leben eine geschaffene, ewige Lüge. —

Indem nun der Geist sich bemüht, seine Gedanken zu trennen, wird er dadurch nicht wirklich selbst getrennt, sondern er bleibt, im reinen Denken über das in sich Aufge-

Durch diese freie, selbstthätige Anschauung bewirkt er die Trennung niedriger Hauptbegriffe in der Einbildungskraft, während sie ihm demodurachtet einzeln, in annehmen Zustande, gegenwärtig bleiben. — Seine Richtungskraft wird dabei getrennt, nicht aber der Geist selbst. Alle die verschiedenen Empfindungen, die er zu umschließen hat, bilden alsdann die Radien oder Goldmesser eines Kreises, während er selbst durch die Einbildungskraft die Peripherie bildet. Er trägt und enthält ferner den Werth des Gedankens und der Empfindung in sich, ohne darum selbst der Gedanke oder die Empfindung zu sein. Man könnte hieraus eine Nebulosität seines Verhältnisses mit dem Verhältnisse eines rechtwinklichen Dreiecks oder dem Pythagoräischen Lehrsatz folgern. Stelle man sich die Begriffe: Geist, Gedanke und Empfindung als die drei Seiten eines rechtwinklichen Dreiecks vor, so ist der Geist die Hypotenuse, Gedanke und Empfindung aber sind die beiden Katheten. Der Inhalt des ersten ist dem der beiden letzteren zusam-

genomme, immer das Unbedingte im Bedingten, und schreitet bloß mit und neben dem Körperlichen vorwärts. — Daraus geht hervor, daß es weder Materialismus noch Idealismus gibt, sondern nur ein gleichmäßiges Nebeneinanderbestehen des Geistigen und Körperlichen, und am Ende der körperlichen Bewegung den Geist allein, als fortdauerndes Partial-Leben eines Schöpfers oder Ur-Lebens. — Gab' es Materialismus, so müßte das Unbedingte durchs Bedingte geschaffen sein, und das ist die klare Unmöglichkeit. Gab' es Idealismus, so wäre der Mensch Mitschöpfer alles Körperlichen, und alsdann bedürfte die menschliche Vernunft nicht erst der Unterscheidung und Forschung, um zur Erkenntniß zu gelangen; dem widerspricht die Vernunft in sich selbst. —

men angenommen gleich. Das richtige Verhältniß der Seiten des Dreiecks zu einander erfordert ferner die Berührung ihrer Endpunkte. Gerade nun, wie beim Dreieck, so die Linien in ihren Endpunkten berühren, sonst aber in allen übrigen Linienpunkten außerhalb einander liegen, so berühren sich auch Geist, Empfindung und Gedanke, ohne darum miteinander verschmelzen zu sein. — Aus diesem Grunde vermag der Geist durch die bloße Anstrengung der Aufmerksamkeit alle außer ihm befindlichen Haupt-Punkte in bestimmten Richtungen zu fesseln, während er selbst den Grund des Hauptganzen bildet, in welchem alles Theilganze sich vereinigt und enthalten ist. — Dabei umschließt er das Hauptganze in der Einbildungskraft, — oder die Einbildungskraft ist dabei ein, um die drei Endpunkte des Dreiecks gezogener Kreis. —

Indem er dabei sich fortwährend als bestimmenden und bestimmten Theil betrachtet, und seine Richtungen nach allen Theilpunkten fortwährend mit gespannter Aufmerksamkeit ummirt, so wird der geistige Blick ununterbrochen innerhalb der Peripherien, alles nicht dazu Gehörige aber, oder die überflüssigen Vorstellungen werden außerhalb des Umkreises bleiben. —

Der Lebende hat folglich nichts weiter zu thun, als sich mit dem geistigen Auge auf einen solchen Standpunkt zu versetzen, von dem sein Bewußtsein das Ganze mit freier Klarheit überblickt; ferner hat er, indem er sich mit einem Theilganzen darstellend beschäftigt, unterdessen die übrigen Haupttheile und das Bild des Hauptganzen nicht aus dem Blicke zu verlieren. Er trennt fortwährend das Einzelne, mit vollem Bewußtbleiben des vom Einzelnen Getrennten, und führt so, nach und nach, die Darstellung aller Theilganzen zu einem endlichen Hauptganzen mathematisch durch.

Sollte er dabei auch irgend einen einzelnen Punct eines Theilganzen in der Gesamtverflechtung vergessen, so macht dies nicht so viel aus, als wenn er ein volles Theil ganz verglicke. Die Haupttheile selbst müssen nothwendig in Berührung und Sprache kommen.

Hierzu wird nicht nur ein Verhältniß der einzelnen Gedanken eines Theils, sondern auch das hergestellte Werthverhältniß dieser Theile selbst untereinander erforderlich. Wir lesen aber muß Bezugsweise das momentane Verhältniß der Abkufung eintreten. Denn, indem der Redner einen Haupttheil vom Haupttheile trennt, so muß er bei der Rede jedesmal den minder wichtigen vom wichtigeren, gerade wie bei der Subtraction die kleinere Zahl von der größeren, trennen, weil nur immer das Ueberwiegende eine Subtraction von sich zuläßt. Es muß der Redner also jedesmal den stärkeren Haupttheil oben an stellen oder vorausgehen lassen. — Hätte er z. B. ein Staatsgemälde aufstellen, bei welchem die Begriffe: National-Stolz und National-Gefühl zwei Haupttheile bildeten, so müßte er den Begriff Nationalgefühl, sobald das Gefühl die hervorleuchtendere Eigenschaft der Nation ist, oder sein soll, bei der Trennung vorausgehen lassen, und von ihm den National-Stolz abziehen; umgekehrt aber, muß er das Nationalgefühl vom National-Stolze abziehen, sobald der Stolz vorherrschende Eigenschaft ist.

Die Ursache dieser Rede-Subtractionsart wird unter andern aus folgendem hochst merkwürdigen Umstande ersichtlich: Bei der Subtraction, oder Trennung der Gedanken ist nichts schwieriger, als das Subtrahiren abstracter Begriffe von einander, deren Restsumme zum Hauptwerthe ge-
fügt werden soll. Aus der Subtraction schon allein muß es hervorgehen, daß der Redende durchaus nur in einer Sprache, die er gründlich, in allen Schattungen und allen Bildungspuncten kennt, ein Redner zu sein vermag.

Denn er muß den Natural-Berth eines abstracten Begriffes so genau inne haben, daß er augenblicklich weiß, welchem von zwei abstracten Begriffen die Oberstelle gebührt, und welchen er zur Subtraction obenan zu setzen, d. h. von welchem er zu subtrahiren hat, wenn ein bestimmter Zweck der Rede in Erfüllung treten soll; was sich durch ein Beispiel näher verdeutlichen läßt. — So eben nannten wir die Begriffe: National-Gefühl und National-Stolz. — Alle abstracten Begriffe verändern ihren Werth durch die Zusammensetzung mit andern Begriffen. — Wir wollen daher vorerst jene beiden Begriffe in ihrem Natur-Werthe von einander subtrahiren, und ganz einfach als „Gefühl“ und als „Stolz“ annehmen. Beide können die Hauptsumme, beide aber auch können die abziehende, oder die Mindersumme bilden. Hierbei erwächst denn das hochst merkwürdige Verhältniß: daß bei der Subtraction zweier abstracten Begriffe von einander jedesmal der entgegen gesetzte Begriff als Restsumme erscheint, sobald ich ihren Standpunct verwechsle!

Es ist nämlich: Gefühl min. Stolz = Anmuth; — Stolz min. Gefühl = Hochmuth. — (Jemand, der Gefühl besitzt, ohne stolz zu sein, wird sich anmuthig oder freundlich benehmen. Das Benehmen eines Stolzen aber, der kein Gefühl besitzt, wird immer hochmuthig sein.) —

Einige andere Beispiele:

1. Leid min. Mäßigung = Verzweiflung; Mäßigung min. Leid = Ergebung. — (Der sich im Schmerze nicht zu mäßigen weiß, wird zum Verzweifenden; der sich aber in Allem mit Mäßigung zu benehmen weiß, ohne daß diese Mäßigung ihm jemals wehe zu thun, oder ihm Leid zu verursachen vermag, wird sich immer mit Ergebung fügen können.)

2. Glaube min. Arg = Vertrauen; Arg min. Glaube = Mißtrauen. —

3. Lob min. Aufrichtigkeit = Heuchelei; Aufrichtig.
 seit min. Lob = Geradheit. —

Dasselbe Verhältniß des entgegengelegten Begriffswertes durch Verwechslung, findet Statt, wenn abstracte Begriffe zusammengesetzt sind. Nur richtet sich alsdann der jedesmalige Werth nach dem mit ihnen vereinten Begriff, (der im Deutschen bei der Auflösung in den Genitiv tritt). — Wenn wir also Nationalstolz und Nationalgefühl in ein Subtractionsverhältniß setzen, so kann die resultierende Summe, außer dem obigen Natural-Kette von „Nutmuth“ und „Hochmuth“, noch in ganz anderen Begriffen bestehen, je nachdem Zweck und Gegenstand der Rede sich zu einander verhalten. Dies gibt dem Redenden, wenn er die Sprache, in der er redet, vollkommen in allen Details versteht, oft sehr freies und leichtes Spiel zur Erreichung des beabsichtigten Erfolges.

So 1. B. kann die Restsumme von Nationalgefühl min. Nationalstolz = National-Theilnahme oder Mitleidgefühl sein; — die Restsumme aber von Nationalstolz min. Nationalgefühl = Egoismus oder Theilnahmllosigkeit.

Behufs der ersten Subtraction könnte man die Engländer, — Behufs der zweiten aber die Spanier anführen: —

Die Spanier haben bekanntlich einen starken Nationalstolz, der ihr Nationalgefühl, obgleich er aus diesem entspringen mag, bei weitem überwiegt.

Der spanische Stolz ist bei diesen beiden Begriffen folgende Hauptsumme. Subtrahiren wir nun ihr Gefühl für's eigene Vaterland von ihrem Stolz, so bleibt die Natural-Restsumme, nämlich Hochmuth, — welche Eigenschaft, wie bekannt, sich beim Spanier von je bewährt.

te, aber in der Eigenschaft „Waterlandsliebe“ bei ihm ihren Grund hat. — Subtrahiren wir dagegen sein Gefühl im Verzuge auf fremde Nationen von seinem Stolz, so bleibt die Restsumme gleich: Egoismus oder Theilnahmlosigkeit. —

Wenn Engländer überwiegt das Nationalgefühl den Nationalstolz; im Verzuge auf andere Nationen, und nur im Verzuge auf sich selbst läßt der Engländer den Nationalstolz allem Andern vergehen. Wenn Engländer müßte der Bedenke daher einen Wechsel zwischen beiden Eigenschaften eintreten lassen. Den Engländer an und für sich bezeichnend, muß er den Stolz voran setzen, und erhalte dergestalt die Natural- Restsumme: „Hochmuth,“ (den der Engländer in guter Dosis besitzt); den Engländer aber in Bezug auf andere Nationen bezeichnend, müßte er das englische Nationalgefühl veran treten lassen, und, dessen Stolz davon subtrahirend, erhalte er die Restsumme: Theilnahme, oder Mitleid. —

Daraus wird es erklärbar, warum der Redner bei der Subtraction genau auf den Begriff zu achten habe, und warum er der Sprache mächtig sein müsse.

Bei der Gedankenentrennung tritt also in gewisser Hinsicht das Verhältniß der Abkantung, vom Stärkeren zum Schwächeren ein. Dies hebt aber unsern Redegrundlag: die Darstellung fortwährend in gesteigertem Verhältniß zu entwickeln, keinesweges auf; denn alle, nach geübener Subtraction residirende, Begriffe müssen sogleich wieder mit der Summe des nächstfolgenden Haupttheiles verschmolzen, und hierdurch die Steigerungen zum Werthe des Zeitbegriffes harmonisirend hergestellt werden. — Um nun zu wissen, in wie fern sich je zwei von einander abzunehmende Begriffe in ihrem residirenden Werthe zu den zwei fol-

enden verhalten, so müssen wir, schon vor dem Beginne der Rede oder Darstellung, im Geiste zur

„klaren Abcheidung der Partialhauptbegriffe, durch Eintheilung zu ihrem Grundbegriffe“

schreiten. —

Jede Rede ist begründet in: Gegenstand, Zweck und Folgerung. Die Mittel zur Rede sind bedingt, und inner, wenn anders die Rede Wahrheit und Vernunft enthalten soll, in der Wesenheit des Gegenstandes selbst enthalten. Da ferner alle Begriffe auflosbar in Elementarbegriffe, und durch Uebergang zu anderen Begriffen der Verknüpfung mit diesen fähig sind, so können die Nebendbegriffe eines jeden Gegenstandes bis in's Unablässige vervielfacht werden. Hieraus folgt, daß bei der Darstellung eines Gegenstandes nicht nur dieser Gegenstand in sich, sondern auch in zu erwählenden, oder in einer notwendigen Classe von Nebendbegriffen bestimmt sein muß, — weil sonst eine Verwickelung in zu entfernte Nebendbegriffe fast unvermeidlich ist. Sind nun der Gegenstand und seine mitzuerwählenden Nebendbegriffe bestimmt, so kann, durch Plan, die Folgerung vom Hauptbegriffe zu seinen Nebendbegriffen und von diesen wieder auf den Hauptbegriff festgesetzt werden. Sind die Nebendbegriffe schon in gewissen Empfindungen vorhanden, so muß der Zweck der Rede nach ihnen bedingt werden. Ist aber der Gegenstand nur noch bloß Haupt-Empfindung, ohne bestimmte Nebenempfindungen, und sollen diese erst aus ihm abgeleitet werden, so müssen die Nebendbegriffe nach dem Zwecke bedingt werden. Z. B. wenn Jemand einen Unfall erlitten, der in ihm bestimmte Empfindungen des Schmerzes erweckte, und er will durch die Darstellung seines Unfalls Mitleid erregen, so muß er den Zweck der Mitleidung durch die Darstellung seiner bestimmten Empfindungen, nämlich denen des Schmerzes, zu erreichen

lassen; mithin ist sein Zweck durch die vorhandenen Empfindungen bedingt. Hätte aber Jemand z. B. ein Dorf abzubrennen geliebt, wobei er selbst nicht Schaden litt, und wollte die in ihm erweckte Hauptempfindung des Mitleids durch die Darstellung auch in Andern erwecken, so bedingt der Zweck des Mitleids die von ihm auszusprechenden Nebengriffe.

Daraus folgt: das Aussprechen solcher Empfindungen, die sich zum Redner mehr subjectiv verhalten, bedingt den Zweck durch die vorhandenen Empfindungen; die Darstellung solcher Empfindungen aber, die sich zum Redner mehr objectiv verhalten, bedingt die Wahl der auszusprechenden Empfindungen durch den Zweck. —

In erster Stelle wird die Außenweise, natürliche Förmigkeit mehr aus dem Verhältnisse der Nebengriffe zum Hauptgrieffe, — im zweiten dagegen mehr aus dem Verhältnisse des Hauptgrieffes zu den Nebengriffen erwachsen: — und hiernach muß denn die Anordnung des Darstellungs-Plans, oder die Eintheilung von Haupt- und Nebeneempfindungen erweisen werden.

1) Wenn die darzustellenden Empfindungen sich mehr subjectiv zum Redenden verhalten, so muß vor Allem der Hauptgegenstand von allen Nebengriffen in der Einbildungskraft von abaschieden, und die Grundlage zum Plane durch die Nebengriffe oder abableiten, schon vorhandenen Empfindungen hergestellt werden. Der Hauptgegenstand, als Ursache der Nebeneempfindungen, wird folglich momentan bei Seite gesetzt, und die durch ihn erzeugten Wirkungen in der Seele werden in Uebeln der Rede erhoben. In diese momentane Abtheilung des Hauptgegenstandes dergestalt in der Einbildungskraft bewirkt, daß er sich frei und ungehindert mit den erregten Empfindungen beschäftigen kann, so werden diese eingetheilt in: a) vorwiegend eingetretene (z. B.

1. Schmerz, des Schicks, des Verlustes, der Zurücksetzung, Beschimpfung u. s. w.), b) abgeleitete (als 1. B. Wehrgreiß, Trostbedarf, Bessigung, Klage, Bedauern, Widerstreitung, Ergebung u. s. w.). — In diese Einteilung übergehen, so werden hierauf die nothwendig eingetretenen Empfindungen so wie die abgeleiteten, jede Art in ihren einzelnen Empfindungen wieder unter sich abgetrennt, und dann je eine nothwendig eingetretene mit einer abgeleiteten zusammengestellt (als 1. B. Verlust und Bessigung — Schmerz und Ergebung — Zurücksetzung und Klage u. s. w.), wodurch das Verhältniß je zweier, zur Subtraction geeigneter, Vorstellungen hergestellt ist. — Hierbei sind natürlich alle nothwendig erwachten Empfindungen Partial-Hauptbegriffe; an und für sich; die abgeleiteten aber werden einbar dazu erhoben.

2) Wenn die darzustellenden Empfindungen sich nicht objectiv zum Redenden verhalten, so muß derselbe vor dem sich den Hauptgegenstand der Rede fest eintragen, und Grundlage zum Plane im aufgestellten Hauptbegriffe selbst ordnen. Zu diesem Bedufe entwickle er aus diesem Hauptbegriffe a) die nothwendig aus ihm hervortretenden Allgemein-Empfindungen (als 1. B. des Schadens, der Verletzung, des Elends, der Zugrundelegung, der Hilflosigkeit, Bedrängnis u. s. w.), b) die in ihm selbst erwachten abgeleiteten Personal-Empfindungen (1. B. Mitleid, Wehrgreiß, Bedrängnis, Bedauern, Mitleid, Widerstreitung, Ergebung u. s. w.). — In diese Einteilung übergehen, so werden also wieder die Allgemeinempfindungen und Personalemfindungen, jede Art unter sich, abgetrennt, und hierauf je eine allgemeine mit einer personellen zusammengestellt (als 1. B. Schaden und Bedauern — Mitleid und Wehrgreiß — Hilflosigkeit und Mitleid u. s. w.), wodurch hier ebenfalls wieder das erforderliche Subtractionsverhältniß tritt. — Hierbei sind sowohl die allgemeinen als personellen Empfindungen natürliche Personal-Hauptbegriffe.

Diese Regeln genau befolgend, wird man finden, wie leicht sodann die nach der jedesmaligen Subtraction resultirenden Gedankensummen zu den beiden nächstfolgenden Theil-Hauptbegriffen zu fügen, und dergestalt, bei fortwährender Subtraction des Einzelnen dennoch eine ununterbrochene Steigerung aller Theile zum Ganzen zu beobachten ist. — In jenen beiden Fällen bleibt der Grundbegriff immer die Endsumme. —

IV.

Gedanken - Mehrung.

(Multiplication.)



Das Denken als Umfassungsvermögen.

Die Kraft der menschlichen Begriffsumfassung ist die Denkkraft^{†)}.

Von allem Wunderbaren in der Natur ist das Wunderbarste und Undegreiflichste: die Aufhebung von Raum und Zeit durch den menschlichen Gedanken. — Ein Moment, und wir durchfliegen Jahre, — ein Moment, und wir durchbrechen Länder und Welten, und ziehen aus dem tiefen Winkel der Vergangenheit einen Gegenstand vor die Seele, um ihn mit dem Brennpunct der Einbildungskraft in gedachte Wirklichkeit zu verwandeln. —

So kommt es denn, daß die menschliche Umfassungskraft durch den Gedanken so ungeheurer zu werden vermag, daß immer ein Gedanke gewissermaßen den andern verschlingt, und der Mensch entweder eine Welt in einem Gedankenbilde vereinigt, oder auch einen bloßen Punkt in hunderte von Gedanken vertheilt^{*)}.

†) Welt ist undenkbar umfassend; er umfaßt das Wesen in der Ursache. Der Mensch ist denkbar umfassend; er umfaßt den Begriff in der Wirkung.

*) Daher gibt es auch keinen reinen Punkt, sondern die Macht, aus einem nur gedachten Punkte zu. —

Wenn nun zwar nichts wirklich in uns selbst — sondern Alles nur wirklich in einer Kraft, und wenn ferner der Mensch doch Zwiſchendenke eines unendlichen Urgeistes, und kein Denken möglich ohne diesen Urgeisten ist — so gibt es dennoch ein menschliches Selbstdenken, durch Reizung †).

Der Gedanke aber erweckt nicht die Reizung, sondern die Reizung den Gedanken. Unsere Empfindungen werden vorher Reizungen, ehe sie Gedanken werden.

Wenn ich bei der Vorstellung eines Gegenstandes dasselbe als schön finde, und es mir wirklich als schön denke, so erweckt die Empfindung unmittelbar die Reizung zum Angenehmen, bevor ich dasselbe durch den Gedanken als schön erbeb. —

Vernunftstreben ist also die höchste Reizung von dunkler Empfindung zum klaren Gedanken. — Wird die Reizung der Vernunft bestimmter Wille, so ist dieser Wille kein anderer, als; das Streben nach der Zurückführung des Mannichfaltigen zur Einheit und nach Erkenntniß des Einzelnen im Mannichfaltigen. —

In beiderlei Richtungen ist eine weite Umfassung des Mannichfaltigen erforderlich; — darum ward uns die Macht des Gedankens ††).

†) Diese kann von der Kraft ab oder in ihr hängen. Die eigentliche und einzige menschliche Selbsttriebsfeder ist die Reizung. In ihr hat Gott uns als Selbstheil der Schöpfung in uns abgeschlossen. Gute Reizungen sind Erlebung, schlechte und Verweibung der Kraft. —

††) Thier- und Pflanzenreich bilden die Bewegungspunkte — das Mineralreich bildet die Ruhepunkte der Schöpfung. Die höchste Kraft der Verbindung in Bewegung und Ruhe, in Gott. Er in Selbstkraft, durch Sich; — der Mensch in Selbstkraft, durch Ihn. — Gott ist also un-

Der erweckte Gedanke bildet oder erhebt sich zum reinen oder unreinen, klaren oder dunklen Begriffe. Der Begriff selbst wird festgehalten in einer Summe von Gedanken. Das menschliche Umfassungsvermögen durch die Denkkraft ist also das Vermögen: Begriffe durch Gedanken zu umfassen. Alles real-Existierende bildet den Begriff durch sich; — alles Ideale oder gedacht-Existierende wird durch den Begriff gebildet, und zur geistigen Anschauung gebracht. Reale Begriffe theilen mehr das Einzelne in seine Elementarbestandtheile, und erkennen seine Einheiten durch Abcheidung. Ideale Begriffe fassen mehr das Mannichfaltige unter Einen Brennpunkt, und erkennen seine Einheit durch Sammlung, oder Zubeilung. —

Jede Abcheidung ist zugleich eine Sammlung, und jede Verbindung zugleich eine Trennung; denn ich kann vom Gesammelten nicht klar und richtig abtrennen, ohne es in seiner Sammlung vorher erkannt zu haben, so wie ich Abgeschiedenes nicht richtig zu verbinden vermag, ohne es in seiner Trennung erkannt zu haben. — Daher gibt es keinen reinen Begriff des Realen, ohne Ideales — und keinen reinen Begriff des Idealen, ohne Reales. Weibes, das

bedingte Selbstsein — der Mensch bedingt, durch Gott. Auch darum wäre der Grundlag einer Absolut-Ideemut eine Unmöglichkeit. — Den Geist vom Geiste kann der Mensch durch den Gedanken nicht trennen, wohl aber kann er den Geist vom Körper durch den Gedanken entfernen. — Daher die Möglichkeit einer Todesversagung. Todessucht ist die niedrigste Verbindung zwischen Geist und Körper, durch den Gedanken. Reines Selbstbewußtsein ist die reinste Abcheidung des Geistes vom Körper. — Daher die Möglichkeit einer Todesfurcht bei unreinem Selbstbewußtsein, und die einer Todesversagung bei reinem Selbstbewußtsein. —

Reale und Ideale, beruht aber bloß aufeinander, ohne Eines und Dasselbe zu sein ⁴⁾. —

Der Mensch ist vom Schöpfer dazu angewiesen, das Mannichfaltige durch Einheit und das Einzelne durch Zerlegung in seine Mannichfaltigkeiten zu erkennen. Er muß also das Umfassungsvermögen der Denkraft dazu anwenden können, das Einzelne zu vervielfachen oder zu vermehren, und das Mannichfaltige entweder ineinander zu schmelzen, oder es durch Zusammensetzung einzurheilen. — Unsere Umfassungskraft zerfällt daher in die beiden Hauptkräfte: 1) der Ineinandertheilung und 2) der Ausdehnung. — Die erste werden wir in einer besondern Abtheilung, als „Gedanken-Äugung,“ abhandeln. — Die letztere sei Gegenstand unserer jetzigen Betrachtung. —

Bei der Gedanken-Ausdehnung ist es Aufgabe des menschlichen Geistes: bestimmte Hauptbegriffe durch andere bestimmte Begriffe zu vervielfachen, und den Naturwerb

⁴⁾ Indem der Mensch denkt, verbindet er unwillkürlich das Reale mit dem Idealen, und dieses mit jenem. Sein Geist wirkt also im Denken auf sich zurück, und umfaßt zugleich sich selbst, indem er das Reale umfaßt. Die Hauptstüge bei allen Bestrebungen des menschlichen Geistes bildet die Einbildungskraft. Alle Begriffe, die er momentan umschließt, werden in der Einbildungskraft umschlossen.

Wenn also der Geist durch die Einbildungskraft, nicht aber die Einbildungskraft durch sich selbst umschlossen werden kann, so folgt hieraus gleichfalls: daß Einbildungskraft und Phantasie identisch ist; weil die Einbildungskraft die Phantasie zu umschließen vermag. Wären Einbildungskraft und Phantasie Eines und Dasselbe, so würde die erste sich selbst umschließen, indem sie die letztere umschließt. —

eines jeden bestimmten Begriffes in seiner Haupt-Idee zu steigern, folglich den vorgelegten Hauptbegriff durch bestimmte Begriffe zu erhöhen, und dergestalt einen Totalwerth durch Vervielfachung zu erlangen. —

Gerade, wie die Zahlen-Multiplication eine Ausdehnung ist, indem ich, wenn ich z. B. die Zahl 6 durch 3 multiplicire, den Werth von 6 zu dem dreifachen Werthe ausdehne, oder wenn ich von einem Stüde Zeug zweimal 3 Ellen gebrauche, die Länge von 3 Ellen zweimal ausdehne — also ist die Ideen-Ausdehnung die Multiplication derselben.

So wie ferner in jeder Zahlen-Multiplication zugleich eine Addition begründet ist, — indem ich, wenn ich multiplicire: „dreimal 6 = 18,“ dasselbe thue, als addire ich, dreimal unter einander gesetzt, die Zahl 6, — ebenso ist auch in der Ideen-Mehrung jedesmal eine Zusammensetzung derselben enthalten. — Die Zahlen-Zusammensetzung geht bis in's Unermessliche — ebenso auch die Zusammensetzung der Begriffe; folglich bedürfen wir, — wie bei den Zahlen zur bestimmten Multiplication bestimmter Summen, — so auch bei der Rede, zur bestimmten Multiplication, bestimmter Begriffe.

Bei der Mehrung eines gewissen Gegenstandes mit einer Anzahl anderer Begriffe, kann man diese entweder wieder zu Theilhauptbegriffen machen, oder auch sie dem Gegenstande bloß als Nebenbegriffe zufügen.

Im letzteren Falle hat man sich jedoch vorzusehen, daß keine zu starke Verwickelung mit den eigentlichen Nebenbegriffen des Hauptgegenstandes eintrete. Dies konnte sonst zu einer Multiplication in Frühen führen, und nicht ist gefährlicher bei der Rede, als dies. — Denn jede Multiplication in Frühen erzeugt, wie in der Zahlenrechnung, so auch bei der Rede eine Werth-Verringerung statt Vermehrung. Deswegen thut der Redende immer besser, die Begriffe, mit denen er den Hauptgegenstand zu ver-

leben denkt, in Theil-Hauptbegriffen oder ganzen Zahlen zu erheben. — Es gehört ein schon sehr geübter, erfahrener Redner dazu, um Nebenbegriffe mit Nebenbegriffen zu vermehren, ohne in Brüche zu verfallen. Jeder Bruch — dies liegt schon im Worte selbst — ist bei der Rede auch noch Unterbrechung, die Werthverminderung ganz abgerechnet. —

Schon in der ersten Abtheilung sprachen wir davon, daß ein „Plan“ in der Grundlage zur Verbindung von Uebersicht und Eintheilung bestünde, und daß die Eintheilung mehr die Vollziehung, die Uebersicht aber mehr die Zutheilung zum Ganzen betreffe. — Indem nun die Gedanken-Verknüpfung eine Zutheilung von Begriffen in sich begründet, so tritt hier als Hauptforderung das der Uebersicht ein. Mit freier Thätigkeit muß der Geist, indem er die umhüllenden Begriffe umfaßt, sie zugleich übersehen, damit er die beabsichtigte Werthsteigerung der Rede durch Begriffsvermehrung immer am gehörigen Orte anbringen vermöge.

Denn nicht nur, daß bei der Vermehrung die Begriffe selbst entweder schon bestimmt sein oder mindestens durch anwendbare Folgerung ersichtlich werden müssen, sondern die Anordnung muß auch jedesmal an der Stelle, wo sie hingehört, geschehen^{*)}.

*) Erzigt, es habe Jemand eine militärische Kasse mit angelehnt, die auf einem festen Holzwege stand, auf welchem sich mehrere Wundgeschäden befanden, und er wollte die Darstellung der Kasse dadurch vermehren, daß er verschiedene Wund aus jenen Wundgeschäden u. s. w. mit verzeichnete — so würde es sich aufstreiten sowohl ausbilden, wenn er die Wundgeschäden an unpassenden Stellen aufzeichnete, und vielleicht seine Notlage mit einander verbande, wie folgt:

„Das Schaulager im Ganzen war sehr ansehnlich. Vorst. m. d. Schuss das Vordersegment zu mir verlor, mit einer Dehnung und „Ballung, die Bewunderung verdiente. — Hinter mir wurde ich der

Den vorliegenden Gegenstand fest und fest mit dem innern Auge überblickend, wird es der Redner nicht schwer finden, seiner Darstellung im Geiste die notwendigen Theilbilder im Voraus zu theilen; an diesem Grund- und Hauptbilde sodann unverrückt festhaltend, muß er ten, durch den inneren Blick darum geschlossenen Kreis in seiner Hinsicht überschreiten, sondern immer nur innerhalb desselben Begriff aus Begriff zu entwickeln suchen. — Das Umschlußungsvermögen setzt ihn in den Stand, eine sehr bedeutende Menge von Nebenideen dermaßen zusammenzudrängen, daß oft alle diese wie in Einem Walde verschmelzen; hat der Redner alsdann das Grundbild nur so fest in seiner Seele ergriffen, daß es sich fortwährend über jenem Meere vereinter Nebenbegriffe zu erhalten vermag, so werden diese ihm, einzeln oder verbunden, zu Gebote stehen, ohne daß er dadurch den Grundbegriff aus dem innern Auge verlieren darf, — und ohne daß ihn unpassende, in seiner Rede vielleicht durch Recombination sich verdrängende Fremdbilder zu heulen vermöchten. Denn, indem er das Bild des Ganzen (im Haupt- und Theilbegriffen) ruhig umfaßt, d. h. indem er es fest umschlossen hält, so, wie er es im Voraus in sich abrundete, — so können alle fremdartige Ideen während der Rede nur außerhalb des Umschlossenen erliegen, und den Redner unmöglich störend berühren, wenn nicht er selbst sie herbei zieht. —

Das Nothwendige ist immer im Character des Dargestellten begründet. Das Schöne und Erhebende selbst muß bei der Rede aus dem Nothwendigen entwickelt werden; es kann daher höchstens nur abgeleiteter Begriff eines Theilbegriffes sein. Liegt das Schöne eines Gegenstandes

„Vater Carl Koller und Schnappettrout. Hieraus erschien ein „Misanthropismus“ u. s. w.“

Das Misanthropismus wäre also nicht nach dem Misanthropismus erschienen, sondern nach dem Schnappettrout in der Note. —

in ihm selbst, so wird es schon die Wahrheit der Darstellung an und für sich in Tage arben; wie aber darf das Ziehen nach Schönheit in der Darstellung den Medner über den abgeschlossenen Kreis seiner Umsfassung hinausführen, es sei denn, daß er vom ersten Gegenstande sich völlig zu trennen und in einem zweiten Haupt-Gemälde übergehen dürfte. Sodann ist das zweite Hauptbild aber als allein stehend zu umfassen, und erst nach vollständiger, in sich abgeschlossener, Entwicklung desselben darf der Darsteller zum ersten Hauptgegenstande wieder zurückkehren, in welchem Falle jedoch zwei Multiplicationen entstehen, deren Endsummen eine Subtraction von einander herbeiführen, wie wir das bereits in der vorigen Abtheilung erläuterten. —

Während die Denkkraft umfaßt, muß das Bewußtsein in der Einbildungskraft alles Umfaßte klar überblicken. Indem sodann die Phantasie die erwachenden oder schon vorhandenen Nebenbilder einzeln abstrahirt, hat das Bewußtsein dafür zu sorgen, daß nichts am unrechten Orte zur Anwendung komme.

Das schönste Idealbild kann, am unrechten Orte angebracht, den Zusammenhang in der Darstellung stören oder gar zerschneiden; mindestens aber vermag eine unsichtbare Verflechtung den Übergang unsrer Vorer auf eine unangenehme Weise zu ermüden oder abzulenken. Es ist daher durchaus eine hakenweise, notwendige Fokussierung und Abklemmung der Idealbegriffe auch bei der Multiplication zu beobachten. — Besser ist es, einen wiedernden Idealbegriff ganz wegzulassen, als ihn zu früh oder zu spät einzuflochten, denn am unpassenden Orte wird er eher zum Schwermüde, als zum verklärenden geeignet sein.

Die Umsfassung eines Bildes durch den inneren, geistigen Blick hat genaue Ähnlichkeit mit dem Blicke durch ein Perspektiv. Bei der Vermehrung richten wir im Grunde das Vergrößerungsglas dem Gegenstande zu, bei der

Zueinandererschmelzung des Verkleinerungsglases; — dabei sehen wir jedesmal den nämlichen Gegenstand, ob schon er im ersten Falle größer, und im andern kleiner erscheint. Wollen wir nun ein aufgefaktes Bild durch andere vermehren, so müssen wir das Gesehene im Gesichte festhalten, — dem Perspective aber eine neue Richtung geben. Durch zwei Perspective zugleich auf den nämlichen Gegenstand blickend, würde er uns unklarer statt klarer erscheinen, und eben so, wenn wir mehrere Gegenstände, die nicht den nämlichen Blickungspunct bedingen, zugleich erschauen wollten. — Die ganze Darstellung muß, besonders bei der Mehrung des Hauptgedankens mit Ideen, die als ihn verstärkend eintreten sollen, mit Ruhe und Besonnenheit entwickelt werden. Besonnenheit liegt ohn- gefahr zwischen Ruhe und Gesehensgegenwart, und bildet den Uebergang zwischen beiden. Jeder einzelne Vermehrungsbegriff muß einen Ruhepunct des Geistes bilden, selbst wenn er noch nicht an die Reihe zur Darstellung gekommen ist, — ohne daß jedoch hierdurch eine Hemmung in der geistigen Bewegung eintreten darf. So wie der ganze Gegenstand mit allen seinen Theilen und Vermehrungsbegriffen zugleich umfaßt werden muß, so muß jeder Vermehrungsbegriff zugleich insbesondere umfaßt werden, denn er bildet einen Gegenstand im Gegenstande. Geschähe dies, so wird er der freien Willkür des Lesenden formwährend zur Auffassung bereit liegen, und ihm in Fällen momentaner Verwirrung immer zu Gebote stehen. Der Lesende muß nie die Darstellung beginnen, bevor er nicht einen Blick der Uebersicht auf alles möglicherweise zu Vereinnende geworfen. Was er dann wegläßt, wird nicht so leicht vermehrt werden können, indem ihm immer Mittel zum raschen Uebergange zu Gebote stehen; was aber eintreten kann, muß er voraussehen können, um, wenn wirklich etwas zur Darstellung Ueberschüssiges eintritt, dasselbe mit solcher Ruhe zurückzudrängen, daß keine Verminderung oder Hemmung

Der Geist des Menschen vermag durch die Kraft der Auffassung entweder in einem einzelnen Gegenstande einen Kreis von verschiedenen Theilgegenständen, oder auch in einem Kreise verschiedner Gegenstände ein einziges Ganze zu umschließen. Die Redhrung der Gedanken zerfällt also in die beiden Hauptbehandlungen:

- 1) Der Auffassung eines einzigen Gegenstandes von mehreren Seiten; oder der Multiplication einer Hauptsumme mit mehreren darin enthaltenen Theilsummen.
- 2) Der Auffassung verschiedenartiger Gegenstände von Einer Seite; oder der Multiplication verschiedenartiger Theilsummen durch Eine Hauptsumme. —

In beiden Classen und ganz vorzüglich in der ersten hat man sich vor Monotonismus zu hüten. Man sollte denken, daß dieser besonders bei der zweiten Classe eintreten könne, da diese mehrere Gegenstände von Einer Seite aufzufassen hat. Dem ist aber nicht also, — da schon die zu vereinzende Mannichfaltigkeit an und für sich das Monotone vermeidlich macht. — So kann z. B. der Prediger eher in's Monotone verfallen, als der Jurist, da die Predigt zur ersten Classe gehört; wie aus Folgendem näher ersichtlich:

Das Zurückführen des Mannichfaltigen zur Einheit betrifft mehr das Ideale, Gedachte, Eingedenkente. Die Predigt sollte daher unter die (2te) Classe gehören, bei der verschiedene Gegenstände von Einer Seite angefaßt werden; — und doch ist dies gerade umgekehrt. — Denn der Prediger denkt sich immer alles Mannichfaltige als schon zurückgeführt zur Einheit, — in Gott. Indem er da-

es so leicht hinget, als Nichts. Da wir viel mehr aber noch nach die lebendige Verannntliche auf die Seite des Zeitgeschehens einwirken, wenn sie ihn hinreißt in die Seite des Möglichen, wenn sie alle Empfindungen des Möglichen in sein Inneres pflegt, und ihm ein lebendiges Gemälde, nicht bloß vor das Auge, sondern unmittelbar in's Herz zeichnet! —

der predigt, geht sein ganzes Bestreben dahin, das, im Stande schon zur Einheit Bedungte wieder in seinen Mangelhaftigkeiten zu erklären. Folglich ist jede Predigt ihrer Natur nach immer die Auffassung eines einzigen Gegenstandes des (der Religion) von verschiedenen Zeiten. —

Das Ausrechnen eines einzelnen Gegenstandes in verschiedenen Bestandtheile, oder das Zerlegen eines Hauptbegriffes in mehrere Theilbegriffe, betrifft mehr das Reale, Bestehende, wirklich Vorhandene. Die juristische Abhandlung sollte daher unter die (erste) Classe gehören, bei der Ein Gegenstand von verschiedenen Zeiten aufgefahrt wird; und auch dies ist gerade umgekehrt. Der auflagende oder vertheidigende Redner sieht immer das Geschehene, oder den Gegenstand seiner Rede schon als in seine Theile zerlegt vor sich. Indem er nun alle die verschiedenen Punkte oder Theile einer Handlung überblickt, geht sein Bestreben dahin, sie durch Gründe zu vereinen, und alle möglichen Wirkungs- Theilbegriffe auf den Einheit-Begriff „Schuld“ oder „Nicht-Schuld“ zurückzuführen. Wobin ist jede juristische Abhandlung ihrer Natur nach das Auffassen verschiedener Gegenstände von Einer Seite (nämlich der Vertheidigung). (Auch die Auflage ist eine Vertheidigung, und zwar dessen, der anlagt, oder dessen Rechte verletzt wurden.) —

Bei der ersten Classe bleibe der Grundgegenstand immer der nämliche in sich, und man dreht ihn bloß nach allen möglichen Zeiten um, während er immer die nämlichen Zeiten in sich bedingt. Um daher diesen bedingten Zeiten bei jedesmaliger neuer Behandlung immer neue Gesaltungen abzugewinnen, bedarf es der niedrigendsten Vermunft, der unwandelbar festen Innern Wohnung, und bei der Rede der göttlichen Anbitter, mit voller Geistesgegenwart. Diese Erfordernisse in Betracht gezogen, wird es einleuchtend, warum wir nur so wenig Beispiele wahrhaft guter Kanzelredner aufzuzählen haben. Sehr viele Prediger be-

leuchten ihren Gegenstand immer unter der nämlichen Gestaltung. Sie ändern zu jeder Predigt die Worte und Sätze, und vermeinen sodann: dem Gegenstande selbst eine neue Gestaltung verliehen zu haben. Wort und Satz aber bilden nur die Sprache, nicht die Rede. — Die größte Geschicklichkeit bei der ersten Classe besteht darin: das Redende nicht in Worten, sondern im Begriffe zu verweilen. —

Bei der zweiten Classe dagegen theilt sich der Hauptgegenstand jedesmal in verschiedene Theilgegenstände außer sich.

Dem Redner stehen also hier immer sehr verschiedene Theilgegenstände zur Beleuchtung seines Grundgegenstandes und Hervorhebung seines Hauptbegriffes frei. Diese Theilgegenstände darf er sodann nur mit strenger Uebersicht, erschaffener Einsicht und mit richtiger, feiner Ergreifung des Momentes zur Verstärkung seines Grundgegenstandes zu benutzen wissen, um diesem die beabsichtigte Wirkung zu führen. — Jeder besondere Theilgegenstand erleichtert hierbei die Auffassung des Ganzen, sobald der Redner nur wirklich dafür ergreifen ist. — Aus diesem Grunde ist es erklärlich, warum der Advocatensand im Ganzen genommen mehr gute Redner als der Priesterstand zu erzeugen vermag. — Bedenken wir jedoch, daß vor Allem ein tiefes Studium seiner Selbst dazu gehört, um, mit der höchsten Veredlung menschlicher Ansichten, Meinungen und Vorurtheile, einen Kreis von Vorstellungen dergestalt zusammenzurufen, daß der beabsichtigte Zweck einer Herzens- oder Gesesgenkung mit rascher, stehender, unwiderstehlicher Kraft erreicht werde, — so erklärt es sich gleichfalls, warum auch die Redtsgelehrsamkeit bis jetzt nur eine so kleine Anzahl wahrhaft guter Redner aufzuweisen hat. —

Die höchste Multiplication bei der Rede besteht darin: zwei ganz entgegengesetzte Begriffe (z. B. Ingent und Leiner, Nichtschuld und Schuld) durch einander zu multi-

plizieren, und dadurch den Zweck einer beweisenden Gegen-
(summe zu erreichen*). —

Diese Art der Multiplication ist Beweis durch Gegen-
beweis. Sie führt nämlich den Zuhörer sogar bis zu dem
Punkte, wo er beinahe schon vom Gegentheile des zu er-
weisenden Grundlages überzeugt ist, listet dann aber plogi-
sch den Schleier gerade durch das Gegentheile, indem sie ihm
in der Größe desselben den Abstand zwischen zwei Wes-
sen und die Unmöglichkeit ihrer unmittelbaren Ver-
schmelzung beweißt. —

*) Als Beispiel einer solchen höchsten Multiplication kann die Ab-
handlung Cicero's zur Vertheidigung des Mälius gelten, die in ihrer
Rechnung oder Veranschaulichung der Veranschaulichung fast alles übertrifft,
was je in Vertheidigungsschriften gerichtet wurde. — Indem er näm-
lich durch seine Abhandlung den Angeklagten zu vertheidigen suchte,
multipliziert er förmlich dessen Schuldigkeiten mit dem Schuldbegriffe.
Mälius ist des Väterwirthes angeklagt; was thut Cicero, um ihn zu
entsetzen? Er beweißt, daß Mälius die zur Ehre des vergessenen
Vateres ein guter Mensch gewesen sei. —

Logisch aber schaltet er den Mälianismus als das ungeheuerliche
Verbrechen, nämlich schon den Beweis einer so entsetzlichen
Schuld mit der, die zur Ehre des Vaters hangenhafte Schuld-
losigkeit des Angeklagten, und erhält dergestalt als Hauptsumme die
Frase: Wie ist es möglich, daß ein Mensch, der die Tugenden die von
der Natur der Tugend abgemessen war, nie eine Stufe des Bösen be-
stiegen hätte, auf einmal, plötzlich die höchste, entsetzlichste
Stufe des Lastes betreten haben kann? —

Vermehrung eines Hauptbegriffes durch
 ähnliche Theilbegriffe; oder: Multiplicir-
 tion eines Grundgegenstandes mit meh-
 reren Theilgegenständen.

Während des dreißigjährigen Krieges entstand das
 Sprichwort: „der Gedanke ist tollfrei.“ — Das ist er
 wirklich schon von jeher. Aber leider treibt die menschliche
 Einbildungskraft ihre Tollfreiheit gewöhnlich gar zu weit,
 indem sie mit ihrer Gedankenwaare mehr alle Grenzen auf
 Einmal passiren will: — wofür ihre Strafe immer die ist,
 daß sie über keine Grenze etwas von Werth bringt. —
 Bei Menschen, die sich nicht selbst erkannt haben, ist die
 Einbildungskraft ein kleines Kind, das entweder Alles ohne
 Rücksicht verbeißt, oder Alles wegwirft, nach Allem lacht,
 und endlich Alles beläst, ohne zu wissen, was es war, und
 ohne einen richtigen Gebrauch davon gemacht zu haben. —
 Bei der Darstellung müssen erforderliche Grenzen bestimmt,
 und von Allem muß der zweckmäßigste Gebrauch gemacht
 werden. —

Der Redende muß immer einen geistigen Standpunkt
 einzunehmen suchen, von dem nichts während der Darstel-
 lung ihn wieder abbringen vermag. Von diesem Stand-
 punkte aus sei der ihm innwohnende Gegenstand der un-
 verrückteste Gesichtspunkt, mit dem alles Uebrige in Zusammenhang

ende Verbindung gebracht wird. — Soll dieser Gesichtspunkt nun mit verschiedenen andern Ansichten verknüpft werden, so muß die vollkommenste Dehnung im Vereine Statt finden. — Der Redner gehe vom Gesichtspunkte aus, und lege ihn in Verbindung mit den Theilpunkten, ohne ihn im geringsten außer Augen zu lassen. — Sobald eine der Mehrungs-Ansichten beigefügt ist, die nicht unmittelbare Folgerung bedingt, — so fahre er mit dem Hauptgegenstande ruhig fort, und sobald es wieder erforderlich oder Zeit ist, nehme er den nächsten Mehrungs-Begriff auf, und mache es wie das Erstmal, und so fort, bis endlich alle Theilbegriffe nach und nach zum Multiplikator des Hauptbegriffes geworden sind, worauf man mit dem Hauptgegenstande, in einer kurzen Zusammenfassung aller Summen, schließt. Es darf nichts unnütz, noch am unrechten Orte zugesagt werden, und nichts weggelassen, was Einmal als dazu gehörig festgesetzt ist. —

Bei der Mehrung eines Gegenstandes mit ähnlichen Theilgegenständen, können diese nach Belieben, entweder alle zugleich, oder zu verschiedenen Zeiten mit ihm in Verbindung gesetzt werden, sobald ihr Verhältniß eine Willkür, oder ihr Folgerungsverhältniß eine unbedingte Bestimmung des Darstellers zuläßt. In jedem Falle aber muß die Mehrung dergestalt eintreten, daß kein ungleichartiges Verhältniß zwischen eingeschlochtenen Theilgegenständen entsteht wird, — weil dies mindestens die Harmonie in der Verbindung stören würde. Am richtigsten dürfte es sein, diese Multiplication sich als eine Zirkerei vorzustellen, zu der der Grund eine gewisse, bestimmte Forderung hat, und in der verschiedene Gemälde mit einer und derselben Färbung dergestalt eingezeichnet sind, daß sämtliche Schattierungen bloß durch Verlenkung des bestimmten Grundes erzeugt werden.

Bei Kausal-Reihen, zu denen der Zeitgrund immer Nothigen ist, liegt es dem Redner ob, sobald er das in dersel-

ben zu bildende Hauptgemälde wechselt, auch die dazu zu fughenden Nebenbilder zu wechseln, um auf dem nämlichen Grunde jedesmal ein in allen Theilen zusammenpassendes Ganze zu erzeugen. Sobald er bloß das Hauptbild wechselt, und die Nebenbilder im vorigen Gewande läßt, so wird Licht und Schatten größtentheils außer alle Harmonie treten, mithin das Ganze nicht von besonderem Eindrucke sein können. Es gehört ein Genie dazu, wie das des Abraham a Santa Clara, um, durch bloßes Hinzufügen eines neuen Hauptbildes zu einer früheren Rede, dem Ganzen ein harmonisches Farbenverhältniß zu ertheilen. — Allerdings geriet auch dieser geniale Prediger durch seine Zeichenmanier oft in eine Verlegenheit, die ihn momentan zur Aufstragung etwas grober Farben bewog; — dagegen aber verstand er es meisterhaft, auf demselben Grunde mehrere, sich ganz ähnliche Bilder zu verflechten, deren jedes demaße den Werth des ganzen Gemäldes aufwog. —

Bei Conversationsreden hielten Mehrere zugleich auf einem Grund. —

In der Uebersicht der zur Vervielfachung bestimmten Theilbilder muß zugleich ihre Eintheilung liegen. Diese kann theils in der schon vorhandenen (früher besprochenen) Eintheilung bestimmter Empfindungen, theils aber auch in einer gewissen Absicht des Redners ihren Grund haben. Absicht ist hergeleitet aus „abschén.“ Es gibt zweierlei Rede-Absichten; entweder eine solche, durch die der Redende bloß seine eignen Empfindungen auch in Andern erwecken will, oder diejenige, bei der er auch im Zuhörer eine bestimmte Absicht hervorzubringen sucht; d. h. es gibt eine Absicht, durch welche Empfindungen — oder Empfindungen, durch welche Absichten bezweckt werden. Durch's erste sucht man zu überreden, durch's andere zu bereben und zu überzeugen.

Bei beiden hat also der Redner eine zu bezweckende Wirkung abzusehen. Die Absicht des Redenden kann frei

auf ihm selbst hervorgehen, oder auch durch Nebenumstände als notwendig erzeugt werden sein. — In jeder Absicht, durch hervorgerufene Empfindungen zu wirken, steht dem Menschen ein unendliches Denzgebiet offen. Wenn aber der Forer in bestimmter Richtung und an einen bestimmten Zweck gefesselt werden soll, so darf dies Denzgebiet nicht zur bloß willkürlichen Umherschweifung benutzt werden, sondern der Medende muß, wenn ihm auch die Nothwendigkeit keine Schranken zoge, sich selbst eine Schranke ziehen, über die er nicht hinaus tritt. Er muß den darzustellenden Bildern nicht unthätig nachsagen, sondern ruhig im Geiste stehen, sie durch innere Kraft herbeirufen, in den von ihm zu betretenden Kreis einschließen, und sich erst dann ihrer nach bestimmter Wahl bedienen“).

*) Der Jäger hat Gefühlen, durch die er die Beute im Voger aufsuchen läßt. Solche Fühlen aber dem Geiste nicht zu Gebote. Wenn der Jäger sich zur Fuchsbente aufbietet, muß er alle Lagen schon kennen und wissen, wieviel und wo die Fuchsbente zu erlangen ist. Er darf weiter, wie man sagt, „nach Metzen fagen,“ noch „nach Gesetzen fuchen.“ — Deswegen, der seinen Wetz zur Metze wie eine Angel anwerft, weiß nicht, ob er überhaupt etwas Gemüthbares fängt; und bleibt wirklich Etmal zufällig ein schwerer Metze hängen, so ist es noch die Frage, ob er nicht während des Herausziehens den Faden zerreißt, oder wieder abbringt.

Solche Fälle, in denen ununterrichteten Metzen die, aus dem Gedächtniß-System erst bald herausgerissenen Gedanken wieder entfallen, sind gar zu häufig im Leben. — Bei Conversationen stehen hier man sehr dann gewöhnlich die Worte: „Ei — was woll' ich denn doch sagen? Wollen Sie's nicht?“ — — Dann soll der Ruhende wissen, wo der weiter in's Wasser gefallene Fisch geblieben ist! — Dies ist gerade so, als wenn ich zu Jemandem sagen wollte: „Ich habe Herrn H. H. zu verschiedenen Malen häufig Thaler gegeben, und ihm auch (auch noch) Summen gegeben, und rechnen Sie mit doch zusammen, wieviel er mir schuldig ist.“ Das der Aufgeklärte die „verglissenen Thaler“ mit dem „sonst noch“ nicht mitzählen konnte, ist klar.

Hilf, die Metze muß, denn er beginnt, durchaus wissen, was es sich zu thun trachtet; wenn er nur was er sprechen will. Man darf

Zur Vervielfachung eines Gegenstandes mit ähnlichen Gegenständen müssen — wie dies schon im Worte „ähnlich“ liegt — die in einander zu flegenden Begriffe als durch harmonische Folgerung entstanden, an's Licht treten; indem der Hauptgegenstand der Reihe nach durch einen jeden Theilgegenstand vervielfacht wird, also fortwährend das Multiplicirte ist, dabei aber als Grundsumme ununterbrochen vor Augen bleiben muß, und die letzte Hauptsumme dennoch nur in ihm zu beruhen hat. —

Gelegt z. B., ich wollte einen Wasserfall beschreiben, der in einer sehr schönen Gegend befindlich wäre, deren einzelne Ansichten sich hervorbekend zum Wasserfalle verdichteten, und hätte die Absicht, denselben mit jenen einzelnen Ansichten zu vermehren, so würde ich natürlich den Wasserfall, als vorerlebten Hauptgegenstand, durch die Umgegend multipliciren. In diesem Falle müßte ich zuerst den Wasserfall selbst ausführlich beschreiben, und sodann das Bild desselben mit allen erheblichen Punkten der Umgegend, der Reihe nach, vervielfachen. — Zum Vereine mit diesen Punkten künden wir zwei Weir der harmonischen Folgerung offen. Entweder, ich müßte zuerst dem Laufe des herabstürzenden Wassers nach oberhalb oder unterhalb folgen, sodann die Uferabenden mit dem Strome verbinden, und von diesen und den Kluren aus endlich auf die übrigen umherliegenden Landtheile, Gebirge u. s. w. übergehen; — oder auch, ich ginge vom Wasserfalle zuerst auf die, denselben bewirkenden, Felsen über, verbinde mit diesen, vergleichend, das umherliegende Gebirge, ziehe sodann bergab in die Klur, käme an den Strom zurück, und gelangte so endlich wieder zum Wasserfalle. — Die Nebenleistung der multiplicirten Gegenstände läge hier in dem Wei-

diese Bemerkung nicht für so sehr allgütig, als sie scheint, anzunehmen, wenn man unter dem Prädicat „allgütig“ ihre allgütige Nicht-Berücksichtigung versteht. —

griffe „Ansicht.“ — Komisch oder unvollkommen würde es sein, wenn ich bei dieser Darstellungs-Rechnung das Wäseker unmittelbar mit einem Berge, oder ein romantisch liegendes Dorf unmittelbar mit dem Kaufe des Sturzes multipliciren wollte. —

Ich konnte denselben Gegenstand auch mit noch andern, ähnlichen Theilgegenständen vermehren, indem ich die ganze Gegend mit andern, ihr ähnlichen Gegenden in vergleichende Verbindung setzte. Wodann aber müßte ich die aus dem Hauptgegenstande zu erwachsende Summe durch Benützung jeder nur irgend werthvollen Theilsumme so hoch als möglich zu steigern suchen, damit ich, wenn der vorgelegte Grundgegenstand hervorleuchten soll, das mit ihm in Vergleichende mehr in ein Subtractionsergänzt in ihm brächte, — so daß, indem ich anscheinend das Veraltete mit ihm in enge Verbindung setzte, dem Zuhörer doch immer der höchste Werth im Hauptbegriffe ersichtlich bleibt. —

Es wollte zum Beispiel Jemand das Petersburger Catharinenfest des ersten Montages beschreiben, welches Fest sehr große Ähnlichkeit hat (im Hinsicht der Campagenmenge, der Pracht, des Gerümmels, der Volkstrostlichkeit u. s. w.) mit dem bekannten Lauerfest am ersten Montage im Wiener Prater. Wäre der Darsteller ein Russe, oder fände er seiner Uebersetzung nach das Catharinenfest allen andern vorausgehend, so würde er dasselbe natürlich in allem Glanze darzustellen haben, und das Wienerfest, wenn er es mit angesehen, gerade zur Hervorhebung des Petersburger bedürfen können. In diesem Bedufe muß er, außer der Darstellung der russischen Pracht im Allgemeinen, alle möglichen Theilpunkte und Verschönerungsgegenstände des Catharinenfestes geordnet entwickeln, fortwährend das Ganze mit seinen Vermehrungsbegriffen erhöhen, und endlich, gerade wenn er seine Zuhörer in der höchsten Spannung findet, wie von ohngefähr auf das Wienerfest übergehen,

ohne noch zur Hauptsumme des Petersburger gelangt zu sein. Dadurch bewirkt er bangschädlich, daß die Aufmerksamkeit zwischen seiner Beschreibung des Wiener Festes und der des ersten getheilt bleibt. Nun verliert er sich ganz in die Darstellung des Festes zu Wien, hebt es gleichfalls so glänzend als er vermuthet vorher, und vollendet die Beschreibung desselben, ohne Schmälerung seiner Pracht. — In dem Momente aber, daß vielleicht schon viele der Zuhörer sich schwankeud nach Wien händereigen, hebt er die dortige Hauptsumme zusammen, um damit nach Petersburg, führt das dahige Bild mit den, bis jetzt aufbewahrten, interessantesten Zeugnismallden durch, stellt die Hauptsumme aller Theilmultiplicationen in einem raschen, kurzen Revisionsgemälde der Gänzen auf, und multiplicirt diese Hauptsumme mit der Wiener; wodurch er ganz sicher den beabsichtigten Grundriß seiner Rechnung erreicht. Denn seine letzte Multiplication bewirkt nichts anderes, als daß seine Zuhörer Wien von Petersburg subtrahiren werden. — Solche und ähnliche, so wie alle anderen Neben, die zum Zwecke haben, die Neigungen Anderer bloß für oder gegen gewisse Vorstellungen zu lenken, gehören in die Classe der Nebenredungs-Neben. — Derjenigen Darstellungen aber, die zum Zwecke haben, nicht nur auf die Vorellungskraft Zuhörer zu wirken, sondern sie auch noch durch die erregten Vorstellungen zu greiffen, daraus entspringenden, Handlungen zu bewirken, gehören in die Classe der Werddungs- oder Ueberzeugungs-Neben. Bei dieser letztern Classe besonders theilt sich die Absicht der Rede in eine gute oder schlechte; das heißt: man kann durch Darstellungen auch zu solchen Handlungen bewegen, oder von erlaubter Abwendung derselben überzeugen wollen. Eine schlechte Absicht bei der Rede aber besteht, wie wir bereits erwähnt, gewöhnlich schon durch den inneren Druck des Gewissens auf's Vorstellungsvermögen, oder durch die Verdunklung des Hirns

Bewußtseins durch überflüssige Vorstellungen, die Redefähigkeit in sich selbst. Wenn nununter die ible Nichts eines Lebenden, oberrachtet er nicht zusammenhängend spricht, den bezeugten Erfolg dennoch hervorbringt, so liegt dies dann: daß diejenigen, die er zum Schlechten bewegt, schon vor der Rede tief genug gesunken sind, um dem Redner in seiner Darstellung mehr das Obv ihres verdorbenen Characters, als das ihrer denkenden Seele leiden zu können.

Zu den Darstellungen, die Beredung oder Ueberzeugung zum Zwecke haben, gehören vorzüglich Predigten, gerichtliche Verhandlungen und öffentliche Vorträge. — Bei allen dreien, und besonders bei Predigten, erheischt das Recht der Natur und des Menschen immer die gute Absicht, und die Wirkung der Kanzel, Gerichts- oder öffentlichen Rede wird um so mehr ein dauernder, lohnender Erfolg sein, wenn der Redner nur sein eigenes, inneres Menschengefühl und den Strahl der eignen Ueberzeugung mit der Kraft der Wahrheit und Deutlichkeit in die Herzen der Hörer ergießt *).

Innerer Wahrheit, tiefes, uniges Gefühl und in jedem Gedanken ein reines Abbild eigener, unwandelbarer Ueberzeugung, dies sind Grundbedingungen für die wahre und höhere Beredungs-Darstellung. Ausser diesen Grundbedingungen ist noch erforderlich: Wahrheit und Verständlichkeit des Gedankens im Worte. Wer für Viele und vor Vielen redet, der muß alle nur anwendbare Kraft aufbieten, um denen, die ihn hören, unmittelbar ins Ver-

*) Man hat leider in diesen dreien Classen auch Beispiele der schlechten Abbild. In verschiedenen Zeiten und vorzüglich in Zeiten, wie die der französischen großen Vaterrechte, braucht man die Fächer-Kanzel zur Erreichung schändlicher Zwecke. Die Antiochais der französischen Jurisconsulten wurden ebenfalls von der Kanzel aus angeführt. Dazu benutzt es denn feilich nicht erst vorzüglichster Medner. Den Fächer als Fächer zu gebrauchen, ist eben nicht schwer zu bewirken. —

zu reden; so, als ob er seine Empfindungen in sie hinein hauchte und nicht spräche; und dazu muß kein Wort überflüssig, keines unpassend, keines dunkel oder unverständlich sein. Wie kann der Zuhörer vom Geiste der Rede ergriffen werden, wenn er jeden Augenblick seine eigene Aufmerksamkeit unterbrechen, und sich fragen muß: „was will er damit sagen?“ — Aber der wahre Redner muß, sobald er seine Darstellung beginnt, vergessen, daß er selber Worte sagt; es muß ihm scheinen, als horte er seine eignen Worte von einem Andern sich zuflüstern, als habe er seine innigsten, tiefsten Empfindungen durch fremde, gleichgestimmte Kraft gleichsam aus seiner Seele herausgerissen. Die Bilder, die unwandelnbaren Punkte seiner Gesinnung muß er in der Seele tragen, nicht aber vielleicht den Gedanken: „Was nehm' ich jetzt einen Zwischenlag oder Hauptsatz?“ — — Sobald er seinen inneren Strom verliert, ist er verloren. Er darf sich nicht um's Wort kümmern, und muß dennoch im Worte Allen verständlich sein. Dies bewirkt er nur dadurch:

daß er mit unwiderstehlicher Selbstkraft Herr seines Gedankens bleibt, ihn hinausdrückt, wie er ihn wahr und treu empfand, und ihn von selbst sich mit Laut und Wort bekunden läßt.

Ist der Gedanke wirklich wahr von ihm empfunden, so findet er ganz bestimmt von selbst das für ihn passende Wortkleid. — Wenn aber der Redende Gedanken aussprechen will, die er selbst nicht versteht, oder die er selbst nicht glaubt und von denen er selbst nicht überzeugt ist, — wenn er bloß darum eine Rede halten will, weil vielleicht das Redebahnpeln zu seinem Predikate gehört, — wenn er Andern Begriffe in's Herz pflanzen will, die in ihm selbst durch Aberglaube, Zwangerkenntniß und Grundlosigkeit verdunkelt sich befinden, ja dann ist es mit dem Reden freilich etwas anderes! Dann wird er immer bloß nach Worten, Sätzen und Phrasen haften müssen; —

dann wird er aber auch wie Herr, sondern nur der Diener seiner Gedanken sein, der ihnen die äußere Bekleidung aufsucht, unbekümmert darum, ob sie von innerem Gehalte sind, oder nicht. —

Betrachten wir die Kanzeltrede:

Der Prediger, der zur religiösen Darstellung auf die Kanzel tritt, kann, wenn er seines Amtes werth und würdig ist, nur eine gute Absicht haben. Diese Absicht ist: vermittelnd einzuschreiten zwischen Gesinnung und Glaube, und die erstere zum letzteren zu erheben.

Also er muß versuchen: alle verschiedenen Gesinnungen in den Herzen seiner Zuhörer in einer einzigen umzubilden, und diese Allgemeingesinnung muß Glaube sein. — Da er nun aber seinen Zuhörern keinen bloß äußeren Ringe einführen kann, sondern dieselben einen Schweser durch das gepredigte Wort erkennen sollen, so ist nichts natürlicher, als daß der Zuhörer nicht bloß die Worte, sondern die eigene Gesinnung des Predigers in der Rede vermuthen muß, und will. — Der Prediger kann also nur durch Gesinnung auf Gesinnung einwirken, und nicht durch bloße Worte. Um nun durch Gesinnung wahrhaft einzuwirken, muß seine Gesinnung Wahrheit sein. Wie aber, wenn ein Kanzelredner bloß darum, weil er seines Amtes wegen am Sonntage predigen muß, schon vorher sich entschließt: künftigen Sonntag will ich ihnen diese oder jene Predigt machen, — wenn er sich dann an's Pavier bündelt, bloß um eine Predigt zu machen, und verdinglich über das Bewußtsein: „heut muß ich schon wieder auswendig lernen,“ die Worte und Sätze so leicht als möglich stellt, oder sie gar aus früheren Predigten bezieht, — nur um geschwinde mit dem Auswendiglernen fertig zu sein? — Kann es eine, bloß auswendig gelernte Gesinnung geben? Kann es einen bloß auswendig gelernten Glauben geben? Wer sich selbst nicht inwendig kennt, wie kann der sich auswendig verlassen? — Nein! in jeder

Ueberzeugungsrede muß die tiefste Selbsterkenntniß des Redners liegen, sonst ist es unmöglich, bei Anderen Erkenntniß zu bewirken. —

Niemand besteige die Rednerbühne eher, als bis er sich selbst studirte, und sich selbst aus der Seele fließen lassen kann.

Das ungeheure Gebiet, das besonders dem Mangelredner zur Ausföhrung seiner Darstellung offen steht, macht es vorzüglich bei ihm nöthig, den Kreis seiner jedesmaligen Einsichten in sich abzumachen, bevor er zur Rede schreitet. Alle Theilgegenstände, durch die er den Grundgegenstand „Religion“ multiplicirt, müssen jedesmal in so folgerechter Harmonie angewendet werden, daß die durch sie bewirkte Erhebung des Grundbegriffes als wesentlich erhöhend sich zeigt. Diese Erhebung wird durch das Wesen des jedesmaligen, besonders aus dem Grundbegriffe gezogenen, Hauptbegriffes der Predigt bedingt werden. Wenn er also nur wesentlich multiplicirt, so wird es ihm ein Leichtes sein, zu dem vorgelegten Widerspruche, oder sonstigen bedingenden Hauptbegriffe einer jeden Predigt, neue und wechselnde Gehaltungssummen fügen zu können. — In seiner Seele muß unbedingte Wahrheit durch bedingten Begriff sich entwickelt haben; alodann wird es nicht nöthig sein, sich in bloße Allgemeinsätze und monotone Erörterungen zu verlieren. —

In den Redermultiplicationen des gewöhnlichen Lebens gehört es auch, wenn ich z. B. Jemanden bereden will, sich gegen einen Räuber, der unglücklich ist, wohlthunend oder mitleidig zu verhalten. In diesem Verhalte muß ich den zu Beredenden natürlich von dem vorhandenen Uustande des Bedürftigen überzeugen können. — In einem solchen Falle stehen uns dann gleichfalls nothwendig viele ähnliche Theilgegenstände als Hütel zur Vergleichung, Vermehrung und Erhebung des vorgelegten Hauptbegriffes zu Gebote. — Die zu bewirkende Ueberzeugung soll hier gewöhnlich un-

mittelbare Handlung zur Folge haben. Es wird aber kein von der richtigen oder unrichtigen Multiplication des Malers abhängen, ob der ihn Ansehende die Hauptsumme als ihn bewegend, oder ob er sie zu schwach zur Folgeleitung finde *).

Ärmer muß hier genau beachtet werden: die Bedingung der, schon in der ersten Abtheilung besprochenen, „sollgerechten Harmonie der (mehrenden oder multiplicirenden) Theilgegenstände zu ihrem Grundbegriffe.“ — Der Redner hat bei dem Gebrauche seiner Nebenbegriffe zur Steigerung der Grundidee die möglichst genaue Proportion der ersteren, unter sich sowohl, als auch im Verhältnisse zu dem Multiplicanten, herzustellen, um die Steigerung in gleichmäßiger Aufsteigung bewirken zu können. Es steht ihm frei, bei dieser Art Multiplication den Hauptgegenstand werth zu entwickeln: soll aber dann das ganze Gemälde, durch vorausgesetzte Entbillung des Grundgegenstandes, nicht geschwächt erscheinen, so muß die Harmonie und Proportion der ihn erhebenden Theilbegriffe zum mindesten deren Gesamtwertb als dem Grundwerthe gleich erweisen, sonst machen sie leicht die Grundfarbe matt, anstatt sie zu beben.

Da eine jede klare Grundempfindung ihre abgeleiteten Begriffe nach und nach aus sich selbst hervorretzen läßt, sobald sie einen nur irgend bedeutenden Gegenstand betrifft, so hat der Redner nicht erst nothig, zu finden, oder weit vorbei zu holen, wenn er sich seiner Grundidee klar und genau bewußt ist. Dem eigenes Gefühl und das unwill-

*) Man hat Beispiele, daß die größten Weizhülle zur Darbringung eines Hülfsfusses benutzet wurden, sobald man es verstand, sie gewissermaßen nachweise zur Erkennung hinzusetzen. Man dachte nur mit ruhiger Vorberedung Multiplication auf Multiplication bauen, und sie vor der Hülfsform gar nicht zur Bekleidung der Zertheilung kommen lassen. —

führliche Streben nach Zusammenhang in seiner Darstellung werden ihn immer den richtigen Weg führen, wenn er mit durchdringendem, festem Geistesblicke seinen Grundgegensand erfasst. Stehen sich alsdann die ihm zunächst erscheinenden Redenbilder von selbst durch die Abstraction oder vergleichende Gegenüberstellung seiner Phantasie hervor, so ist es seine einzige Obliegenheit, unter den Theilbildern die zur Erhöhung des Grundbegriffes erforderliche Proportion herzustellen, und das ist der gesunde Vernunft eben nicht schwer. Ohne diese Proportion ist, bei der Rede mindestens, eine richtige Herbeiführung der Hauptsumme nicht leicht möglich. (So konnten wir das Beispiel anführen: wie ein, in vieler Hinsicht geübter und bewandter Redner in unsrer Gegenwart, bei der Darstellung eines von ihm frohlich verlebten Sommerabends mitten im Redestrome bloß darum plötzlich stockte, weil er von dem Gipfel eines, ihm an jenem Abende gegenüber befindlichen, Berges in den Sternenhimmel, und von da unwillkürlich in die practische Astronomie hineingeriet, aus der er sich durchaus keinen Rückweg zu seiner Grundidee zu bahnen wußte. Der gestirnte Himmel bildete für ihn Anfangs einen ganz trefflichen Multiplicator zu derselben, — aber er hatte vergessen, die nöthige Proportion und Harmonie der folgerechten Redenideen in seinem Innern herzustellen, — weshalb er endlich in eine, zum Grundbilde sich sehr unharmonisch verhaltende Definition der, wie er sich ausdrückte, „im Preise etwas zu hoch stehenden Teleskope“ verfiel, und so plötzlich in seiner schönen Darstellung einen Graben ausgehauet hatte, dessen eine Seite ein heitler Sommerabend und die andere ein Preiscontant der neuesten Fernrobre war. — Daß er auf diese Weise stocken mußte, und der Zuhörer aus seinen gewöhnlichen Theilbildern sich nur sehr unsanft in den Kausliden verlegt sah, ist bezeichnend.) —

Ueberhaupt gehört der Uebergang vom abstracten zum practischen Leben bei der Rede mit zu den größten Schwierigkeiten.

rigleiten; er darf durchaus das äußenweisse Vorschreiten der Rede nicht kommen, und der Nichtberücksichtigung dieses Erfordernisses hat es mancher Redner zu verdanken, wenn ihm oft mitten im Sprechen der fortleitende Faden der Darstellung entgleitet. —

Bei der hier erläuterten Art der Multiplication muß fortwährend die Grundidee dermaßen vorleuchten, daß der Redner selbst in den Nebensätzen nur dem leuchtenden Strahle der ersten zu folgen scheint, und folgen kann. Es muß so ausfallen, als erhebe sie die Theilsätze, nicht als würde sie durch diese vermehrt und gesteigert; und da die Grundidee hier keinen Wechsel erleidet, und stets die nämliche zu bleiben hat, so ist dies auch in keiner Hinsicht schwer zu bewerkstelligen. — Hätte jener Redner (in dem eben angeführten Beispiele) zum wenigsten nur fortwährend daran gedacht, daß der „Genuss eines frohvertelichen Sommerabends“ sein Grundbild binstelle, so würde er unmöglich auf den Preisentwurf der Edelsteine gerathen sein, sondern den „geschnittenen Diamant“ viel rasender zur Erhebung seines Hauptgegenstandes verwendet haben.

Die richtige Paronomie erzieht am leichtesten die Verbindung des innern Gemäldes, und diese bewahrt uns am sichersten vor dümmenden Abschweifungen. —

Jeder aufgefasste, zur Erhebung der Grundidee zu verwendende Theilsatz muß dem Redner selbst als von ihr ausstrahlend erscheinen, wenn dies auch nicht wirklich der Fall sein sollte. Auch müssen, sobald die Grundidee eine und dieselbe zu bleiben hat, alle Theilgegenstände Paronomastischeit haben, denn gerade das zu weit Abweichende in den Theilbegriffen ist es, was uns am leichtesten vom Hauptgegenstande entfernt, so daß wir uns am Ende, ohne es zu wissen, eine Menge von Pfaden haben, deren keiner der rechte ist, um uns wieder auf den Hauptweg zu führen. —

Die Schuld liegt dann freilich nicht am Zuhörer, wenn

die Absicht unserer Darstellung verfehlt wird. — Gesezt, ich wollte einen Kreis von Hörern durch die Darstellung einer Scene aus der Negerclaverei rühren, oder zum Absehen davon bewegen, so würde ich, wenn ich auch noch so schön einleitet und bis zu einem gewissen Puncte der Darstellung mich aufgeschwungen hätte, doch sicher den Endzweck nicht erreichen, wenn ich z. B. von der unmenselichen „Geißelung eines Negers bei der Zuckersiederei“ auf den Zucker selbst, von diesem auf den Kaffee, und endlich gar recht humoristisch auf eine Gesellschaft bejahrter Kaffeeintrinkerinnen übergehen würde u. dergl. m. Ähnlicher Nebenzüge fallen gewiß nicht wenige vor im Leben. Man gebe sich nur Einmal die Mühe, zu beobachten, und die Ursache, warum so manches schöne Redespielchen urplötzlich einer Stockung unterliegt, und werthlos verschwindet, wird leicht aufzufinden sein. —

Bei abstracten Begriffen gebraucht man oft die Benennung: „doppelt.“ Dies liegt immer in der Multiplication zweier Begriffe durcheinander. — Wenn ich z. B. sage: „Diese Dame ist doppelt armuthig, denn sie vereinigt Zerknüthen mit Humur.“ — so habe ich nichts anderes gesagt, als ihre Armuth mit ihrer Zerknüthenheit multiplicirt. — Es ist eben so, als wenn ich sagte: $2 \times 2 =$ doppelt 2. —

Mehrung eines Hauptbegriffes durch un-
ähnliche Theilgegenstände; oder Multipli-
cation verschiedenartiger Begriffe durch
Einen Hauptbegriff.

Diese Art der Begriffsauffassung hat viele Aehnlichkeit mit dem Aufreihen verschiedenartiger Perlen an Eine Schnur. Der Hauptbegriff ist dabei die Schnur, an die alle verschiedenartigen Theile dergestalt aufgereiht werden müssen, daß ihre Farben in Harmonie treten, und eine wohlgeordnete, schöne Gemäldefette entsteht.

Es spräche z. B. Jemand über „Naturgröße;" so ist dies der Grundbegriff. Er kann sodann die Größe und Schönheit der Natur durch interessante Gegenstände aus allen dreien Naturreichen erweisen, und das hierbei zu beobachten: a) die Uebergangs-Proporcion von einem Reiche in's andere; b) die Anordnung einer interessanten Wahl und Steigerung der aufzureihenden Gegenstände in ihrem Werthbegriffe; c) den richtigen Farbenwechsel im ganzen Gemälde; d) den Endbegriff aller einzeln angeführten Theile zu einem vollständigen Ganzen, durch den Beweis des Allgemeinerwerthes und der Gesamtwirkung in dem Begriffe „Naturgröße." — Jede Perle muß zur vorhergegangenen und folgernden auf, oder absteigend passen; (so wie eigentlich auch die letzte zur

tionen, indem man die Zeichur an ihren Enden zusammen
heftet*).).

Die zur Aufreihung gewählten Gegenstände müssen in
der Rücksicht mit Wahl, Ordnung und bestimmtem Far-
benwechsel dargestellt werden. Zu diesem Behufe ist es be-
sonders wichtig, daß man lieber weniger Theilgegenstände nimmt, und
ihre Naturfarbe mit der des Hauptbegriffes erhebt, als
daß man ihre Anzahl zu weit ausdehnt, oder sich in zu
vielfachen Farbenwechsel verliert. Die Mischung eines Haupt-
begriffes mit verschiedenartigen Theilbegriffen findet besonders
bei gerichtlichen und öffentlichen Volks-Medern mehr oder min-
der immer Statt. Der gerichtliche Medner vorzüglich hat
sich dabei sehr häufig in die Empfindungen Anderer zu ver-
setzen. Indem er sich zur Verteidigung entschließt, bildet
er gleichsam eine Doppel-Zeile, denn er hat fremde und
eigene Empfindungen zugleich auszusprechen. Hierdurch wird
er erschüttert, wie unumgänglich nöthig dem gerichtlichen
Medner eine feste Richtungslinie ist, von der er nicht
abzuweichen, und die ihm ununterbrochen als Zeichur diene,
an die er seine eignen Empfindungen mit denen des Anklä-
gers oder Angeklagten in bestimmten, harmonischen Farben-
wechsel treibt. — Alle Mode ist äußerer Gefühlsinn: —
eine Empfindungs-Mode gibt es nicht, und darf es nicht

*) Hatte der Erzähler alle vielleicht mit der Naturgröße des Men-
schen angefangen, so wäre es nicht ganz gut, seinen Bericht etwa
mit der wilden Sage zu schließen. Denn der Verbindungsgepunkt zwischen
Wahrheit und wilder Sage ist eben nicht logisch, noch dogmatisch. — In
seinem Falle aber dürfte der Medner im Laufe seiner Darstellung
solche Natur-Größen machen, und etwa eine Vergleichsreihe über Fin-
ger und Ellenbogen des Verurtheilten beschreiben. Es sei denn, daß er im
Vorank ein „kühnes Gemälde“ angestrichen hätte. Dann müßte aber
das Ganze noch mehr verknüpfungslos, und daher mit geschicktem Un-
geschick im Ganzen gezeichnet werden. Hält man die Darstellung einer
solchen Lebensgröße (Sage) mehr für Kunst, als geübte Erzählweise
selbst. —

gehen. Empfindungswechsel ohne durchaus nothwendigen Grund beläugt entweder Andere oder den Empfindenden selber. — Der Redner, der seine Empfindungen also durch Theilnahme erheben, oder gar mit den Empfindungen Anderer multipliciren soll, hat seine Vorstellungen auf das strengste durch Wahrheit und eigne, feste Ueberzeugung zu läutern. Das Gewand des Gedankens in seiner Willkür überlassen, aber die Empfindung muß entweder ganz verschwiegen bleiben, oder, wenn sie an's Licht treten soll, so geachtet werden, wie sie ist. — Entweder Verschwiegenheit, oder ausgesprochene Selbstüberzeugung. Schweigen ist eine weit edlere Hülfskunst, als lügen. —

Zur Mehrung mit unähnlichen Gegenständen ist der Grundgegenstand immer sehr leicht im Auge zu behalten, da er, schon seiner Bestimmung nach, bei jedem neuen Theilbegriffe wieder neu erweckt wird. Wenn ich z. B. eine Schlacht beschreiben, und mit ihrer Darstellung gewisse Theilbilder, Umstände, Begebenheiten, Erfolge u. s. w. verknüpfen will, so wird mir das Bild der zu beschreibenden oder schon dargestellten Schlacht dabei fortwährend im Geiste vorzuweilen müssen, so lange die Darstellung durch Theilbilder multiplicirt wird. Trete ich aber ganz aus dem Schlachtgemälde heraus, und verbinde mit der Grunddarstellung solche Gegenstände, die in gar keinem natürlichen Verhältnisse zu ihr stehen, so hört, wie begreiflich, die Multiplication auf, und ich addire dann bloß verschiedene Hauptdarstellungen mit einander, — in welchem Falle das vorgesetzte, erste Hauptgemälde nothwendigerweise den eignen Werth verliert.

Jede Mehrung durch unähnliche Theilbegriffe bedingt außer dem natürlichen Werthverhältnisse derselben einander auch noch eine genaue Eigenschaftenbeschreibung, wenn diese einen vortheilhafteren Abgang zu erzeugen vermag. So kann ich z. B. einen schönen Pallast in einem Stadtheile mit den ihn umgebenden Märkten,

Gärten u. s. w. hervorheben wollen. — Liegt dann etwa ein schöner Garten ihm gegenüber, zwischen dem Garten und Pallaste ein Obst-Markt, und wäre der Garten mit angenehmen Schattengängen durchsetzt, so würde sich die einfache Bemerkung: „vor ihm befindet sich ein schöner Obstmarkt und an diesen grünt ein hübscher Garten“ — gewiß nicht so interessant machen, als wenn ich etwa sagte: „man darf nur aus der Thüre hinaus treten, so glaubt man sich in einen duftenden Garten versetzt; denn rundum erblickt das Auge die schönsten zu Markte gebrachten Blumen und Früchte; einige Schritte weiter aber, und die geruchlosen Blumen, das geküßte Obst verschwinden vor der Erfrischung belaudeter Schattengänge, — verschwinden vor der Pracht in voller Reife hängender Früchte und dem Anblicke der, im schönsten Dufte umherstehenden, Blumen; — sie laden ein, zum Pflücken, zum Erfrischen, — und man schämt sich demohnverachtet, die von ihrer Last gebeugten Bäume des herrlichen Schmuckes zu berauben, oder die Lusthat duftenden Blumen dem nährenden Mutter Schoße zu entreißen; — man geht, kehrt wieder, verliert sich im lablenden Schatten, und kann nur fortwährend beneiden den Besitzer eines Pallastes, der, außer seiner Wohnungspracht, des Anblickes eines solchen Naturgenusses genießt, — der mit der Hand die dicht vor seinem Hause befindliche Wurze entgegen nehmen kann, ohne seinem Auge das herrlichste Schauspiel entziehen zu dürfen u. s. w.“

Unstreitig würde Jeder so empfinden, wenn er es auch nicht so sagen würde. Die Schuld aber liegt dann nur an ihm. Denn das ist es eben: seine eigenen Empfindungen herauszufinden aus den übrigen, und in dem Momente der Rede sich vergehelt zu heberherrschen, daß kein sonstiges Gefühl von Wunsch, Sehnsucht, Hoffnung, Freude, Schmerz u. s. w. den drabstichtigsten Eindruck löst, oder auf uns hemmend einwirkt. Sobald man sich einzig und allein dem Gegenstande hingibt, von dem man gerade spricht, und über

den man gerade sprechen will, so werden unsere Empfindungen sich von selbst auflösen in den passenden Ausdruck, in lebendigsten, lebhaftesten, Gedanke und Nachschmerz. Empfindungen sind für uns: Dichtung und Rede sind auch für Andere. Diese aber werden sich nicht daran kehren, ob wir sonst noch ein Chaos von Vorstellungen in uns tragen oder nicht. Sie wollen, indem wir ihnen etwas darstellen, durch uns empfinden. Wir also werden in dem Momente der Darstellung die Triebfeder fremder Empfindungen sein. Können wir nun, daß wir schwach genug sind, uns von störenden Vorstellungen beherrschen zu lassen, so ist es besser ganz zu schweigen, — oder wir machen sonst, indem wir dieses Uebergewicht unseres Innern nicht zu subordiniren wissen, Anderen nur unsere Schwäche bemerklich: wir nützen vielleicht ihre gespannte Erwartung, und legen uns so in ein ziemlich schwaches Licht, während es doch durch Selbstbeherrschung und feste Willenskraft gar so leicht ist, solche Erwartungen zu befriedigen. —

Der wahre, einsichtsvolle Oekonom beachtete jede Stachel vom Boden auf, wenn er gleich mit den wichtigsten Gedanken beschäftigt daran vorüberginge. Denn dies gehört zu seinem Trade, der Oekonomie. Er wird aber, indem er sich mit ökonomischen Gedanken beschäftigt, nicht an's Zerknirschte treten, und Beobachtungen anstellen, ob die Schwälben links oder rechts fliegen; denn dies gehört nicht zur Oekonomie. — So ungefähr mit dem Redner. Jeden erlauterten, zu bezeugenden Gegenstand, der wirklich im Momente der Rede zu bezeugen ist, muß er ohne Störung aufzählen, sich aneignen, und den Redner durch seine Aufzählung bewahren, sei der Gegenstand auch anscheinend noch so unwichtig: Alles aber, was nicht in seiner Rede unmittelbar gehört, oder in sie zu verflechten ist, muß er ignoriren, es beiseitelegen, und im Momente seiner Darstellung nur das sein, was er für die Erwartung der Zuhörer sein soll. —

Indem bei dieser Multiplicationsart der Grundgedruss

nicht bloß die Richtungswiese des Redners, sondern auch die des Zuhörers bedingt, so muß der Grundgedanke auch in allen mit ihm verbundenen Theilen ersichtlich bleiben, und stets in seinem vollen Werthe dastehn. Alles Nothwendige, auch wenn es zur Darstellung gehören könnte, muß folglich wegbleiben, damit der Eindruck nicht in unpassende Empfindungen getheilt werde. —

So hat vorzüglich bei erhabenem Grundbegriffe das Mitleidliche wegzublieben, und bei humoristischem Grundbegriffe das Mäuerliche. — Unpassend würde es z. B. sein, wenn Jemand, der über Naturerhabenheit spricht und der Schönheit des gespurten Himmels erwähnt, dabei in die Bemerkung ausbrechen wollte: „dennoch glaubt mancher Bauer, wie in jener Anekdote, daß die Sterne aus dem Kleide herausgeschritten wurden“ oder dergl. mehr; — unpassend würde es sein, wenn Jemand, der über die Thorheit der Verliebtheit spricht und dabei erwähnt, daß zwei Verliebte sich, aus Ungunst der Eltern, selbst den Tod geschehen, hinzufügen wollte: daß der Vater eines der beiden Opfer sich wegen dieser That entleibte, oder dergl. Denn in solchem Falle würde er nicht mehr bei dem Begriffe „Thorheit“ verbleiben, sondern in's rein Tragische übergehen. Der gesuchte Tod aus Verliebtheit war Thorheit; die Entleibung des Vaters aber war Schmerz aus Kindesliebe, und der ist keine Thorheit mehr. Ein anderes wäre es, wenn der Erzählende zum Grundbegriffe das Thema: „über die Folgen der Thorheit“ gewählt hätte. — Unpassend wäre es ferner, wenn ein Advocat, der die That eines des Mordes angeklagten Dieners zu vertheidigen sich bemüht, und dabei erwähnt, daß die Mordthat durch die höchste Aufreizung und Mißhandlung des Thäters durch seinen Herrn herbeigeführt sei, die Bemerkung anfügen würde: „der arme Teufel hatte seit mehreren Wochen von seinem Herrn nichts als Hafergrützen-Suppe erhalten, und Hafer macht Pferde dünn, vielweniger einen Menschen.“ — Das

wären pure Multiplicationen in Seelen, und die vervielfachen den Werth des Ganzen.

Der Latere allein haben wir unter solche Abtheilung frei. Sie kann das Gehörte mit dem Hörbaren, das Gesehene mit dem Gesehenen multipliciren. Dann muß aber die Grundsumme „Moral“ stehen, wie hier i. B. in Katherens oder Pater Strahams a Santa Clara Schriften und Ketten der Fall ist, sonst wird die Latere keine Poesie, und am bloß Poesiebastei pflegt der Gebildete dem keinen Geldmad zu finden, noch kann es von besonderem Eindrucke sein. —

In größtem Maaße pflegt man die Hauptbegriffe hienächst mit Episoden zu vermehren. Episoden sind ungeschick und unwichtig, wenn sie bloß geschick und nicht mit empfundenen Gegenstände enthalten, — wenn sie gar zu weit vom Hauptbegriffe entfernen, oder die, durch sie im Jünger erweckte Empfindung nicht mit der Hauptempfindung harmonirt. Sie können aber passend und richtig sein, wenn der Metende sie in sich zur Empfindungs-Verleiden bringt, wenn sie einen mit dem Hauptbegriffe zusammenhängenden Inhalt bilden, und ihn nicht veranlassen, noch dem davon abzuweichen, — und endlich: wenn sie die Hauptempfindung dadurch erheben, daß sie dieselbe in bestimmte Zeitungsgefühle abtheilen, und dabei wohlthuend auf sie einwirken. So kann es, wenn ich die Gefühle einer Mutter beschreibe, die am Grabe eines verstorbenen Kindes sitzt, eine gute Episode sein, wenn ich auf das Bild übergehe: daß die am Grabe weinende Mutter gram ist über ein Weibchen im Kind, aus dem plötzlich ein Junges herausfällt; worauf das weinende Mutterchen klagend betrauert, das geküßte Junges wieder zurückzufragen sucht, und, als das Junges ihm bei dieser Bemühung hilft, Hilfe wieder in den Todern in's Leben zurückruft, um diesen nicht, durch allzuheftigen Schmerz aber rettungslos Verlorenen, die Pflege und Wärme zu verschaffen.

Der Sinn, der in dieser Episode liegt, und die Zurechtweisung derselben auf die Empfindungen der Mutter am Tische wider dem Zuhörer einleuchtend, und vielleicht dessen Hauptempfindung auf eine wohlthuende Weise, so wie sie auch durch ihre Schultheit mit dem Gemüthliche nicht zu weit von diesem abführt. —

Obgleich nun Multiplication zugleich eine Addition ist, so kann sie dennoch keine Ineinanderschmelzung von Summe sein. Jede Begriffsmehrung deutet entweder aus, oder zieht sich bloß an, ohne in dem Hauptbegriffe zu verbleiben; sie unterscheidet sich ferner dadurch von der eigentlichen Addition: daß bei dieser, durch's Ineinanderrücken, die Hauptsumme oder der Hauptgegenstand als zusammengelegen, bei der Multiplication dagegen der Hauptbegriff als ausgedehnt erscheint. Es ist dies bei der Metre wie bei den Zahlen ganz gleich. Wenn es nun auch schon an sich selbstlich ist: wie durch die Addition eine Zusammenziehung, durch die Multiplication dagegen eine Ausdehnung erfolgen muß, ebensicher die Multiplication um Addition ist, so müssen wir doch hier, aus besonderen Gründen, zu einer näheren Erläuterung überiren. Die Zahlen 3, 6, 2 und 3 addirt, gibt die Hauptsumme = 14. — In dieser Hauptsumme liegen jene vier einzelnen Zahlen insofern zusammengelegen. So auch kann ich die Zahl 7 zweimal insofern angedeutet ablesen, indem ich sage: 7 und 7 zusammen ergeben = 14. Da dies aber zweimal ein und dieselbe Zahl ist, so geschieht in der Zusammenziehung nur eine Ausdehnung und ich multiplicire. Denn so oft sie dreimandersteht, so vielmal nehme ich sie zwar zusammen, aber eben auch deutet sie um so vielmal aus, als ich sie insofern nehme. — 7 und 7 insofern zusammen, deutet 7 zweimal aus, und ich sage dann: „7 und 7“ heißt: „2 X 7.“ Selbstlich muß dies, wenn ich mir z. B. zehn Bogen vorstelle, der 20 Scheite lang ist, und diesen Bogen von zehn Personen durchlöchern laßt. Also ich neh-

ten, wie viele Schritte alle Personen zusammen gemacht haben, so werde ich durch die Zusammenziehung nur ausrechnen: denn, wenn ich auch addirte, und die von Jedem gemachten Schritte einzeln aufzählte, d. h. die Zahl 20 zehnmal hintereinanderlegte, und dann zusammenzöge, so wäre ich dabei nicht anders, als daß ich den Weg, der zwanzig Schritte lang ist, in zehnmal zwanzig Schritte zu im Ganzen ausdehnte, indem ich hier daß auf einem Wege, der nur zwanzig Schritte hält, von zehn Personen 200 Schritte gemacht wurden. — Addition, oder eigentliche Zusammenziehung wäre es jedoch, wenn z. B. die Länge eines Weges noch unbekannt wäre, von drei ihn einschenden Personen die erste 9, die zweite 3, und die dritte 6 Schritte weiter machte, und ich dann fragte: „wie lang muß der Weg sein, auf dem von drei Personen je eine so viele Schritte weiter machen konnten?“ Aufgefordert wurde ich hier ausrechnen, oder die Zusammenziehung war Addition. Im ersten Falle wurde die bestimmte Schrittlänge als zu zehnmal vervielfacht angesehen, im zweiten Falle dagegen eine noch unbestimmte Weglänge als zu zwanzigmal vereinfacht. — Denn, wenn im ersten Falle von zehn Personen eine jede zwanzig Schritte mit uns durch den ganzen Weg wandelt, so wird der Weg im Ganzen zehnmal zurückgelegt: — im zweiten Falle dagegen, wo der ganze Weg durch drei Personen hin- und hergelegt wird, daß nur jede Person nur bestimmte Schritte weiter that, wird er im Ganzen nur einmal zurückgelegt. — Solches ist der erste Fall der Berechnung in zehnmaliger Mehrheit, der zweit' aber die Zusammenziehung in zwanzigmaliger Einheit. — Nun kann es zwar, wie wir gesehen, keine Multiplication geben, da nicht Addition ist: — aber aus dem Obigen geht folgender Grundsatz hervor:

Keine Multiplication ist es: wenn al' mehrere, sich ähnliche Größengröße auch sich selbst zu einem

Stücken aneinander aufschmelzen werden; — wenn hi ein und derselbe Größenbegriff in sich selbst aus einander aufschmelzen wird; — wenn el mehrere, sich unabhängige Größenbegriffe verachtet mit einem schon bekannten vorhandenen Größenbegriffe vereint werden, daß hi diesen in seiner Größe vermehren, ohne mit ihm unmittelsbar verschmelzen zu sein. —

Meine Addition ist so: wenn mehrere, sich unabhängige Größenbegriffe in einem schon zweieinander aufschmelzen werden^{†)}. —

†) Am deutlichsten wird dies hierdurch: — Ein Jeder kennt wohl das Schmiedehandwerk, aber hat wahrscheinlich nicht, Schmiedearbeiten mit anzusehen. Indem der Schmied ein bestimmtes Eisen bloß vergrößern will, so daß es in einem bestimmten Maße sich vergrößert, so multipliziert er die vorhandene Größe dadurch, daß er das Eisen glüht, und es darauf in sich selbst (von innen heraus) auseinanderzieht. Will ferner das Eisen, das er um Vergrößerung bestimmt, in seiner alten Länge und Vergrößerung angedehnt bleiben, wie es ist, und er will es dennoch in einer bestimmten Länge vergrößern, so nimmt er, wenn das vorhandene Eisen 1. B. zwei Schuh lang wäre, und es sollte vier Schuh lang werden, ein anderes Eisen, von derselben Ausdehnung, und multipliziert das vorhandene Maß dadurch, daß er zwei gleiche Längen (oder nach Geforderniß mehrere) aneinander schmiedet. — Will er aber ein Eisen in einer gewissen Länge ausdehnen, und nimmt hierzu ungleiche Längen, die er aneinander schmiedet, so addirt er diese verschiedenen Längen zu einander. — Hätte er dagegen zu einem Ende eine gewisse Quantität Eisen und würde in diesem Eisen noch anderes Maß hinzugeben, ohne daß es mit dem schon vorhandenen wirklich verschmiedet würde, so wäre das eine Multipli-

Dies ist in Rede und Zahl ganz gleich. — Und so entsteht denn für uns die wichtige Bemerkung: daß bei der Gesanten-Mehrung der Hauptgegenstand zwar schon da sein, derselbe aber von den Theilbegriffen in seiner natürlichen Werthe nur vermehrt werden muß, ohne daß er mit ihnen Eines und Dasselbe annehmen, und ohne daß er in sich selbst eine Vermehrung erhält. — Die Erhöhung muß also dergestalt Statt finden, daß wir, nach der Multiplication, vom Grundbegriffe einzelne Theilbegriffe wieder wegnehmen können, ohne daß er, wenn in ihm ein natürlicher Werth vorhanden war, dadurch eine Verminderung in sich selbst erleidet. — Er wird folglich vermehrt, ohne selbst zu vermehren. — Indem daher der Jurist den Begriff „Vertheidigung“ durch seine angeführten Theilbegriffe zu verhaften sucht, so werden die von ihm aufgelösten Verhaftungsbegriffe nur die Vertheidigung, nicht oder die Vertheidigung seine Verhaftungsbegriffe erheben können. — Dies bedingt den Umstand: daß bei der Multiplication eines bestimmten Grundbegriffes durch verschiedenartige Theilbegriffe, diese den Erhebungs-Werth in sich selbst enthalten müssen, nicht aber ihn durch den Grundbegriff erhalten. —

Folglich ist jede Erhöhung eines Hauptbegriffes durch Theilbegriffe eine Erhöhung durch Grundbegriffe. — Sind daher die gewählten Theilbegriffe ohne Werth, so wird die ganze Darstellung ohne Werth bleiben, wenn kein besonderer, natürlicher Werth im Grundbegriffe liegt; — und lag in diesem ein natürlicher Werth, so wird dieser Werth auch nach der Darstellung bleiben, wie er ist, und nicht erhöht, noch vermindert werden sein, sobald die Theilbegriffe werthlos waren. Wenn also z. B. ein ungeschickter Prediger in Erhöhung

cation des schon im Tode vorhandenen Lebens, — oder des vorhandenen Eises, Gewichtes.

des Begriffes „Religion“ werthlose Gründe auführt, so kann seine Predigt werthlos sein, ohne daß sie darum dem Begriffe „Predigt“ oder „Religion“ etwas von dem natürlichen Werthe benimmt. So mit dem Juristen, der eine Verteidigung mit werthlosen Theilbegriffen zu führen sucht; so bei allen Andern. —

Alles gedachte Sein und Wesen zerfällt in Grund oder Ungerund. —

Ungerund ist das denkbar Nicht-Causale: wirkliches Sein und Wesen muß Grund sein, und alles Begriffliche wird nur durch Grund begreiflich. Was wirklich unbegreiflich ist, das ist nicht — durch Ungerund †). Grund ist denkbare Wirklichkeit; Ungerund ist erweisbare Unwahrheitlichkeit. —

Der Darstellende muß in Gründen und mit Grund reden. Das Fragezeichen der menschlichen Vernunft ist ihre schwache Seite; sie kann höchstens zufrieden gestellt, aber nie kann sie befriedigt werden. Das soll sie auch nicht; denn sonst wäre sie gesättigt, und — gleichwie *plenus ventris non studet libenter* — so auch eine tolle Vernunft.

Die Vernunft kann sich vor in sich selbst fangen; sie zieht ein von außen, wie der Körper den Athem. Daher ist es begreiflich, warum einer jeden Antwort wieder eine Frage folgen kann. Der Mensch muß fragen, weil er sich ein unlesbares Räthsel sich und Andern ist. Er fragt bis fortwährend selbst, so lange er nicht spricht, und wenn er Andern sprechen hört, so können seine stillen Gedankenfragen nur dadurch befriedigt werden, daß der Redende mit

†) Gott ist begreiflich, weil er der höchste Grund ist. — Alles ist nur, indem es durch Grund ist. Gott ist darum nur ideal zu begreifen, weil er nicht durch Grund, sondern als Grund ist. —

Grund spricht, und in Gründen behandel, wodurch die-
ser die Fragen des Fortsetzenden im Voraus beantwortet. —

Wie der Hauptbegriff Ursache der Darstellung wird,
so muß jeder Theilbegriff Erhebungsgrund dieser Ursache
werden. Wahrheit ist nur Wahrheit durch Gründe. Em-
pfindungs-Wahrheit bedingt Empfindungsgrund. Wahre
Empfindungen ohne Grund gibt es nicht. Leide, die wir
durch den äußeren Sinn unwillkürlich empfangen, sind
momentan wertlos und bloße Null, so lange sie ohne
Grund sind. Sobald wir aber das Bewußtsein dersel-
ben in uns erlangen, und sie läutern, so erheben wir sie
durch Gründe zum Dasein in uns, und können sie sodann,
— wenn Grund in ihnen selbst vorhanden ist, der einen
Werth ausmacht, — zur Wahrheit steigern. —

Beweisende Redemittelungen, die den Beweis auf
Gründe stützen, und ihn durch sie wirklich herbeiführen, er-
langen dadurch das, was wir bei Klar überwiegenden Meinen
„Gewicht“ zu nennen pflegen. Je tiefer und klarer
stehen die Gründe, je überzeugender der auf ihnen be-
ruhende Beweis, um so überzeugender wird der Werth der
Feststellung sein. Das Gewicht einer jeden Beweisende aber
ist immer ein unvollkommenes. Es muß, um das Re-
sultat überzeugend erscheinen zu lassen, alle Zweifelver-
mutungen ihren Raum dazu geben; daher muß ein jeder
ermittelnde Teil, oder Theildarstellungs-Strich an und
für sich zweifelhaft sein, sonst kann der getrimmte darunter
die Selbst-Kritik bloß schwankend machen. — Man lege sich
daher bei Beweisenden vor, daß man solchen mehrfachen
Zweifelgründen, die uns vollständig im Erhebungs-Bereich stehen,
aber kein klar erkennliches Gewicht in sich beinhalten
lassen, mindestens einen realen Werth vom Grund auszu-
künden mußte.

Wur ein Beispiel?

Schöpf, ich verteidigte in einer Rede die „Emaniren-
den der Juden“ so konnte ich unter den ideellen Gründen

zur Erkräftigung meines Gegenstandes auch den hervorheben wollen: daß die Juden eine, in sich abgeschlossene, Steuer, unter dem Namen „Schuggeld“ zahlen mußten. Dieser Grund kann alsdann richtig sein; da ich aber nicht über das Judenthum, sondern über „Emanzipation“ sprechen, so hat er in sich selbst kein erhebliches Gewicht, sondern ich muß ihm dasselbe vom Grundgegenstande entnehmen. Grundgegenstand meiner Verteidigung ist: „Bürgerliche Gleichstellung.“ Nun fragt es sich:

„Ist der christliche Unterthan nicht auch beschützt vom Staate?“ — —

Antwort: „Ja. Es ist Pflicht des Staates, ihn in seinen Rechten zu schützen.“

Der Jude aber zahlt besonders für einen Schutz, der gegen Andere im Staate Pflicht ist. Der Staat läßt sich folglich eine Pflicht vom Juden bezahlen, was nicht Staat hätte, sobald die Juden emanzipirt würden. Durch diese Abschließung von ihren Mitmenschen, und indem sie eine Staatspflicht erkaufen müßten, werden daher die Juden in einen, sowohl sie als den Staat entehrenden, Hintergrund gestellt. Indem ich daher, als Grund, das Wort „Einkerbung“ aus dem schmerzlichen Abgange hervortreten lasse, kann ich auf diese vom Grundgegenstande (Emanzipation) ein doppeltwirkendes Gewicht verüberheben.

Das Schuggeld, als solches, enthält darum kein, meine Verteidigung erhebendes Gewicht, weil es, als Abgabe, im Interesse des Staates steht. Das Schuggeld aber als ausschließende, von seinen Mitmenschen absondernde Abgabe, ist mit Schmach bealant. Ein rechtlicher Regent kann nicht darüber entscheiden, ob er sich die Juden sein wolle, und Unterthan nennt er doch die Juden.

Die zu bewirkende Emanzipation also erweist sich in ihrem wohlthätigen Werthe so gut auf den Regenten,

als auf die Juden. Folglich wird der Begriff „Zugewandtheit“ überwiegender Grund, durch den Grundgegenstand „Emanzipation.“ — —

Auf diese Weise läßt sich oft sogar bei geringfügig erscheinenden Theilbegriffen ein kräftiges Gewicht vom Grundbegriff abstrahiren; doch ist hierbei immer Vorsicht und freie, gesunde Ueberbildung des Allgemeinverstandes erforderlich, — denn der Theilbegriff darf in sich selbst nur schonbar eine Erhöhung erliden, und das aus ihm hervorachende Gewicht muß, als den Grundgegenstand erhöhend, an's Licht treten, wie wir das an dem so eben gegebenen Beispiele erfahren. —

V.

Gedanken - Fügung.

(Division.)

1000000



Vertheilung der geordneten Vorthei- lungen.

Alle Berechnung kann scheitern, wenn die Berechnung eine Vertheilung bestimmten Materials unter verschiedene Theilhaber erfordert, und sedann nicht richtig dividirt wird*).

*) Wir lesen im Griechischen „die Erbschaft“ und „der Verkauf.“ Das ist in gewisser Beziehung so: besteht. Denn genau betrachtet ist die Erbschaft des Mann, ist alles, was übrig, der-
hinsicht, nach der Tante der Frau, die das Angehörige richtig ein-
stellt, es wirklich und lang verachtet, nach der Erblasserinnen in
Erbschaft erhält. Wir können alle besser sagen: der Erbschaft und
die Tante, — wenn gleich das ist, der langen Erbschaft
nicht, diese familiäre Tante war. Der Tante bezieht sich mit
seiner und erbschaften viel richtiger, — sowie auch der Tante mit
seiner mit allen. Alle Erbschaft ist nicht, wenn es nicht erhalten
wird, wenn nicht eine richtige Erbschaft der Tante nicht, wenn
es nicht die Erbschaft in Erbschaften der Tante nicht. Die
Erbschaften der Tante ist, wie alle Männer, die seine Tante
nicht, nur, wenn gleich das ist, der Tante nicht, nach der Tante
nicht in Erbschaften. Dann der Tante nicht Erbschaften nicht
mit Tante zur Tante gehen, so sehr es können mit von der. Die
Tante kann nicht nicht Erbschaften nicht, wie alle Erbschaften
Erbschaften auf Erbschaften. Griechisch bringt Tante ist das
Erbschaft in Erbschaften; — na! wir wissen ja, wie Tante ist
— Tante nicht das auch wir wissen von der Erbschaft der Tante
nicht der. —

Das Ungeordnete muß geordnet, das Geordnete richtig vertheilt werden, dann ist ein geordneter, dauernder Bau möglich. Die Division der Gedanken ist die Finanzverwaltung des Geisteshauses.

Sie kann erheben, bereichern, oder umhürten, je nachdem wir das innere Staatswesen richtig verwalten, oder nicht.

Wir können eine Külle von geordneten, klaren Gedanken in uns tragen, ohne sie darum, auch wenn sie alle passen, für eine einzige Darstellung verwenden zu müssen; ferner können wir irgend eine Reihe geordneter Vorstellungen in uns vorhanden wissen, ohne gerade diese ganze Reihe für einen einzigen Hauptgedanken bestimmen zu müssen. Die Begriffe gewisser Gegenstände lassen so leicht das Übergehen neuer Vorstellungen aus anderen Sphären zu*, die wir sodann mit einfüllen können, daß es gut ist, mit jeder bestimmten Vorstellungreihe so sparsam umzugehen, als möglich, weil wir nicht immer voraussehen, ob wir nicht diese oder jene geordnete Reihe unter mehrere Hauptgedanken vertheilen können. — Es ist sehr gut, seine inneren Kräfte so genau zu kennen, daß das Ordnen der Empfindungen keiner Schwierigkeit mehr unterliegt; aber das Bewußtsein: die Theilbestandtheile eines Gegenstandes so vollkommen klar in uns zu tragen, daß wir eine Darstellung desselben mit der größten Leichtigkeit zu geben vermögen, muß uns darum nicht verleiten, unsere innere Nothabtheilung auf einmal ganz zu entleeren. — Gleichwie es Menschen geben kann, die mit der Ordnung ihres Innern so wenig bekannt sind, daß sie bei einer Menge von Ideen diese doch nicht aussprechen können, so gibt es auch wieder der Solche, die ihre Empfindungen mit einer Leichtigkeit

*) Was wir oft, wenn das Übergehen gelingt, beim Nehmen nur „ähnliche Wendungen“ nennen; (auch ist das bei der Sprache bei der Rede genau zu unterscheiden). —

ordnen, daß sie gleichsam den Augenblick, zu reden, gar nicht erwarten können, und, wenn sie endlich an's Reden kommen, plötzlich übersprudeln, wie ein lange zurückgehaltener Strom.

Eines ist hier so unangenehm wie das andere.

Der gar nichts spricht, wird jedoch noch angenehmer erweisen, als der, der seine Zuhörer förmlich übersäutet, und ein langes Geschwäg hält, statt einer Dartheilung. Die vernünftigen Ideen können widerlich werden, wenn sie so übermächtig bei der Rede hervorsprudeln, als ob sie den Verstand des Zuhörers wegschwemmen wollten. Abgerechnet, daß man dadurch in den Verdacht eines egoistischen Schwägers oder eines aufdringenden Vielwilers gerathen kann, so wird dem Zuhörer auch noch, wenn ihm gar keine Zeit zum Bräunen oder zum geistigen Mitschreiten gelassen wird, das meiste Besprochene dunkel bleiben, wenn auch der Redende sich seiner Ideen noch so klar bewußt wäre. —

In der Gesellschafts- oder Conversationsrede ist ein derartiges Hervorsprudeln noch weit mehr zu vermeiden. —

Der Redner muß immer wissen, daß er vor Zuhörern nicht Kenologe hält; er muß seinen Gegenstand ruhig fixiren, ihn herbeiziehen, mit dem innern Auge ruhig umgehen, betrachten, und seine Ideen mit Bedacht entwickeln, — nicht aber auf den Gegenstand zustürzen, wie der Geier auf's Lamm.

Viele Menschen halten sogar ein solches Übersprudeln bei größerer Dartheilung für Begeisterung! Gläubiger weise sind sie dann aber doch nicht genug, in lauter „er sprach in der höchsten Begeisterung, so daß ich nichts davon verstehen konnte.“ —

(Einem unverständlichen Schwägerl den Namen Begeisterung beilegen, kommt uns vor, wie die Behauptung, daß eine Gänseherde in bestimmten Recorden schreie.)

Konstantin kann wohl der Redner in eine wahrhaftige

Versicherung gewarthen, die den Strom seiner Thien und Worte rascher fließen läßt, aber nie darf Versicherung der Verständlichkeit schaden. Die Sonne strahlt am besten, wenn sie am höchsten steht. —

Wenn wir die, unserm geistigen Auge sichtbare, Fläche unserer Seele wie eine ebne Lichnamasse betrachten, in der sich unsre Empfindungen als eben so viele Punkt-Massen befinden, so werden wir finden, daß manche dieser Punkte so dicht nebeneinander liegen, daß wir das oft als eine einzige Empfindung beobachten, was aus einer Masse anderer zusammengelegt ist. Sollen wir daher eine solche zusammengelegte Empfindung in eine Darstellung verketten, so beschreiben wir unumg die in ihr verkettenen Punkte, wenn wir die, uns als Eindeutige erscheinende, Sammlung bloß für einen einzigen Begriff verwenden. Wir können sie verketten, und mehrere Begriffe damit verketten, wenn wir es verketten, eine größere Anzahl von Vorstellungen hinein zu verketten.

Eine solche Division ist jedoch nichts anderes, als die Subtraction gleicher Theile von einem Ideenbestanden (Wesen). — Jede Division ist bekanntlich eine Subtraction; wenn ich unter drei Personen 24 Thaler vertheile, also 24 durch 3 dividire, so erforde ich durch die Division bloß, wieviel ich für eine jede der drei Personen vom Ganzen ab ziehen kann, damit eine jede gleich theilhaft werde.) —

Gedanken-Ähnung ist das Nothwendige bei der Theilung. Sie besteht darin: richtig zu vertheilen, so daß ein jeder Begriff nur die ihm zugehörige Gedankenmenge erhält. Nun kann bei der Darstellung freilich nicht durchgehends ein Begriff eben so viel wie der andere erhalten. Daraus folgt, daß bei jeder Darstellung mehrere Divisionen Statt finden müssen.

Bei der Darstellung bildet der Hauptbegriff formwiegend den Hauptbestanden, sowie ein jeder Theilbegriff formwiegend Theilbestanden ist. — Die Haupt- oder Formwiegend-

mpfindung wird dadurch in die ganze Darstellung verflochten, daß ich sie fortwährend durch ihre Theilbegriffe dividire, und so jedem einzelnen dieser Theilbegriffe eine Theilsumme des Hauptgedankens zuwende. Jede Theilsumme, besonders wird hierauf wieder zur Wiederung des Hauptgedankens angewandt, wodurch es entsteht, daß ich die Hauptempfindung ununterbrochen mit ihren eignen Nebenempfindungen vervielfache. —

Ebenso dividire ich jeden Haupt-*Theilgedanken* durch seine, ihm eignen, Nebenbegriffe, erhebe ihn mit den entstehenden Summen, und lege das Ganze sodann dem Grundgedanken als Multiplikator an. —

Sobald der Hauptgegenstand einer Darstellung festgesetzt ist, und diejenigen Begriffe, die ihn vermehren oder erhöhen sollen, der Einbildungskraft vorliegen, hat der Redende sein letztes und höchstes Augenmerk auf die *Innere* Verbindung der Ideen zu richten. Alle Begriffe im Voraus zur *Innere* Anordnung zu ordnen, ist nicht immer nöthig; oft könnte dies die *Grundordnung* einer zu schwachen, doppelten Mühe unterziehen. Äußerer kann hiemit die Äußerung um so leichter sein, wenn der betreffende *Element* selbst sie gibt, und es wäre mißrathen nicht gut, dem Geiste im Voraus gewisse Wendungen zu drücken, die ihm das Gefühl weit richtiger während der Rede selbst anzuweisen kann. Nichts desto weniger aber muß die Äußerung passend, leicht und harmonisch vor sich gehn, so daß jeder Begriff nicht höher noch tiefer hingeworfen wird, als es das *Gefühl* der ganzen Darstellung erfordert. — Alles, was wir bis jetzt über *Äußerung* des Bewusstseins und *Äußerung* der überflüssigen Vorstellungen sagten, ist hierzu besonders zu berücksichtigen, und muß bei der *Äußerung* zur eigentlichen, wirklichen Anwendung gebracht werden.

Bei der *Äußerung* der Begriffe nach *Wort* und *Abbildung* ist auch *Äußerung* darauf zu sehen, inwiefern sich die Nebenbegriffe in ihren Hauptthesen und alle Theile zum Hauptgegenstande hinsichtlich ihrer *Natur* und *Wirkung*

verhalten. In diesem muß zugleich ermessen werden, ob das für den Zuhörer Interessantere mit einer lebhafteren Farbe bekleidet werden kann oder nicht. In einem solchen Falle kann das Interessante im doppelten Eintheilung bestimmt und mehreren minder wichtigen Theilen anvertraut werden.

Wiederholungen sind zwar strenge zu vermeiden, aber das im Naturalwerthe Hervorstechende läßt Wiederholungen zu, wenn diese den Hauptgegenstand mehr in's Licht legen können. Wir haben schon früher auseinandergelegt, daß die Entwicklung der Ideen dergestalt Statt zu finden habe, daß wo möglich mit den früher in die Seele eingedrungenen begangen, und so nach und nach auf die jüngeren oder letztemargangenen übergegangen werde. Nur in diesem Falle ist eine, sich während der Rede von selbst erdruende, Aneinanderreihung der Gedanken möglich, durch die das ganze Gemälde eine richtige Farben-Vertheilung und Ineinanderschmelzung erhält, wie aus Folgendem ersichtlich wird:

Indem der Geist während der Rede das vorher in der Einbildungskraft überschauete Ganze in seinen Theilen zu umfassen hat, so tritt er in doppelseitiger Kraft auf. Die Zersinnung der gereizten Begriffe und Abhaltung derselben von dem überflüssigen oder unangereizten, macht es, wie weiter oben erklärt, nöthig, daß er 1) eine Peripherie habe, innerhalb welcher er sich die ganze Darstellung durchdringt bewegt, und deren Grenzen er nicht überschreitet. Was und worüber er reden will, das muß ihm im Claren klar und unwandelbar vorstehen, — das muß er in die Peripherie vor dem Geiste hinein geben. — Alle in der Einbildungskraft feingestalteten Idenbilder, sollen um während der Rede sich wie von selbst innig aneinander fügen; sie sollen sich bei der Entwicklung der Aneinanderreihung von selbst durchscheiden distincten, und der Zuhörer soll durch den inneren Blick des Verstandes das Ganze behalten, und gebunden stehen, deren Vertheilung durch den feingestalteten Standpunkt

aller Theilbegriffe zueinander sich von selbst ergeben muß. — Hierzu muß der stirkende Geist nicht bloß als umfassen- der Umfang des Darzustellenden sich gehalten, sondern er muß auch 2) in gleicher Zeit das Centrum in sich selbst bilden, von dessen Standpunkt aus die wirkenden Strahlen in die Runde ausgehen. Man wird dies verstehen, wenn wir sagen, daß der Geist des Redners den um den Gegenstand geschlossenen Kreis vollkommen auszufüllen hat, daß er alles in sich, und nichts außer sich sein muß, so lange die Rede dauert, und daß durch die Offenbarung des Empfindens und Gedachten das Bild eines Zee's aufzustellen ist, den der Zuhörer am Schluß der Rede von allen Seiten umblicken kann. — Keine der entwickelten Empfindungen darf als vom Ganzen sich wirklich ablosend erscheinen. — Die Darstellung muß eine eröffnete Quelle sein, die nur eine gewisse Vertiefung ausfüllt, nicht aber darüber hinausströmt; so daß die Gedanken wie ineinander verdunstende Tropfen sind, die zusammen eine Fluth bilden, von der nur die Quelle bekannt sein darf, und kein Abfluß. — In dem Momente, der den Redenden an die Bedandlung eines bestimmten Begriffes setzt, muß der Geist wahrhaft und fest bei diesem Begriffe sein; in der Begriff aber von höherem Werth, und nur bei solchen darf der Redner länger verweilen, so muß ihm, außer demjenigen Item, die ihm, seinem Naturworte zufolge, nothwendig gehören, noch eine Divisionssumme des Haupt- oder Grundgedankens angewendet werden, durch die er nur letztem in regressiv oder progressiv Verbindung tritt. Das Centrum sei ununterbrochen der Grundgedanke, und der Grundgedanke sei im Zeitraume der Darstellang so innig mit dem Geiste des Redenden verflochten, daß ihm alle, und selbst die fremdartigen Theilbegriffe als nur von ihm ausgehend erscheinen. Das Umfassen aller Haupt- und Nebenbegriffe muß schon an und für sich so fest sein, daß es mehr Bedacht wird, — über das achte reine Geisteswirken, das klar und ordentlich

seine Strahlen belebend in's Ganze verlicht, muß innerhalb des Kreises sich bewegen, von der Peripherie aus auf's Centrum, von diesem zurück durch die Radien auf den kleinsten Punkt des Kreises sich verpflanzen, und so in der ganzen Darstellung Ein Leben, Eine Seele, Eine Auffassung bekunden, wenn auch Zerknirschung und Aardewechsel noch so mannichfaltig sind. —

Wohl können sich noch während der Rede Begriffe entwickeln, die der Redner vorher nicht bestimmte; es kann durch irgend eine Wendung eine ganz neue Ansicht des Hauptgegenstandes sich eröffnen, und, um es deutlicher auszusprechen, es kann ein Bild im Bilde entstehen. Nicht nur, daß die Mitverflechtung eines solchen, durch innern anklingenden Widerstrahl, oder durch die Selbsterweckung der Erinnerung hervorretenden Bildes nicht schwächer, — sondern es kann eine solche Ansicht, wenn sie zur passenden Zeit vor die Seele des Redners tritt, gerade den schönsten und höchsten Schwung des Vortrages erzeugen. Aber dann ist ein Ausserdrehen des Grundgegenstandes nur möglich, wenn das erwachende Bild innerhalb des geschlossenen Kreises zur Anschauung gebracht, und wenn der vorgesetzte Grundgedanke nicht dadurch aus dem Mittelpunkt verdrängt wird. Der nehme, innere Kreisbild, und dies ist gerade das Centrum oder der belebende Mittelpunkt, sei unverrückt der nämliche, — ein Kreis, um den die Gedankenwelt sich rund erhebe. Damit dieser innere Blick um Centrum im Grundgedanken bleibe, auch wenn ein neues Bild sich während der Rede eröffnen sollte, so werde auch dies Bild so hin gestellt, daß es Leben und Licht nur durch den Grundgedanken erhalte. Dieser sei immer und unverändert die nähernde Mutter, und nichts verführe den Redner, von ihm mehr, als unumgänglich nöthig, abzuweichen. So wie die menschliche Empfindung die höchste Anziehungskraft sein kann, so ist sie auch nicht selten abziehend, und zwar gefährlich abziehend, denn die Kraft der Empfindung ist wohlthueend, süß, allmächtig. Der

Nedner aber ist verloren, der über irgend eine Empfindung, und sei sie für den Zuhörer momentan die interessanteste, sich selbst vergißt. — Rudig schöpfend aus dem selbstreflektirten Wesensquell, der als Mittelpunkt das betretene Gebiet befruchtet, gebe der Darsteller keiner seiner erwachenden und erweckten Empfindungen mehr Werth, als den sie wirklich besitzt. Erregt aber diese oder jene seine Seele auf eine Weise, daß er zu höherem Schwunge hingezogen wird, und daß sein Geist verschwenderisch bei einer anderen als der Hauptempfindung verweilt, so vergesse er mindestens nicht, daß er momentanem Reize sich hingibt; er vollende den Aufschwung mit dem Bewußtsein, daß er sich aufschwingt, und lehre ruhig wieder zurück zur verlassenen Quelle. Sie allein löscht den erregten Durst des Zuhörers; alles Andere wird ihn nur vermehren.

Der Divisor des Grundgedankens liegt bei jeder Darstellung im Zwecke, und hängt immer von diesem ab, so wie auch sein Werth sich nach ihm richtet. — So wird z. B. der Divisor sehr verschieden sein zwischen einem Guttediger, der die Schönheiten seines Gutes darstellt, um es zu verkaufen, und dem, der eine Beschreibung davon macht, bloß um die Schönheiten desselben darzustellen. — Da es nur Eine Wahrheit gibt, so wird natürlich die entstehende Hauptsumme sich immer gleich sein, sobald die Wahrheit berücksichtigt wird; — dennoch aber wird durch die Verschiedenheit im Werthe des Divisors immer ein großer Unterschied in der Auszeichnung und Lebhaftigkeit der Darstellung u. s. w. entstehen können. — Der Divisor der Theilgedanken liegt im Verhältnisse derselben zum Grundgegenstande. Sie müssen so eingetheilt, oder die durch sie entstehende Divisionssumme muß so angewendet werden, daß ihre Nebenbegriffe klar und zum Hauptgedanken passend an's Licht treten, und daß der ihnen zufallende Antheil von Verbindungsseiten ihre Anschauung in gehörigtem Ueberrange oder Rückwirken auf den Hauptgegenstand erzeugt. Die, sie

erzeugenden Empfindungen müssen die Neigungen des Zuhörers hienusweise für den Grundsweg stimmen, erheben und lenken. Auch im kleinsten Gedanken, der durch Zueinanderstellung entsteht, sei Leben, Licht und Schatten, und die Wertheilung der Theil-Hauptgedanken sei wie eine hienusweise. Es ist so leicht, Empfindungen in Andreer Gemüth zu pflanzen, wenn man nur sich selbst in der Gewalt hat, sein eignes Denken genau kennt, und es in der Seele mit dem Leben wahrer Gemälde bewohnt und rubia in Verbindung setzt! —

Das Zurtheilen bestimmter Ideen an bestimmte Begriffe liegt schon so in der Natur der Sache, daß ein nur etwas feines Tactgefühl des Darstellers bei der Äußerung gar nicht fehlen kann. —

Einen allgemeinen Medner-Tact kann es nicht geben, da es kein allgemeines Denken gibt. Der jedesmalige Tact tritt erst durch's Wissen der Darstellung hervor. Im Allgemeinen läßt sich nur annehmen, daß derselbe Tact, der unmittelbar aus dem Wesen des Empfindenen, und nicht durch Reflexion erzeugt wird, davon abhängt, ob die Seele abgeschlossener in sich oder ob sie mehr in Fremdes eingedrungen empfindet. Man kann das Erste das „freiwillige Empfinden“ (*sentiment spontané*), das Zweite aber das „sich erhaltende Empfinden“ (*sentiment entrainé*) nennen^{*)}. Der sicherste Tact aber ergibt sich immer daraus, daß die mehr reifen, geklärten Empfindungen den Weg zur Hauptvorstellung bahnen, daß die erwachenden Gedanken sich in steigender Fortschreitung zu einander verhalten, und daß die Entwicklung zwanglos, dabei aber doch mit steter Berücksichtigung der inneren Nothwendigkeit der Ordnung und strenges Ver-

*) Von diesem Punkte aus betrachtet, dürfte das weibliche Geschlecht zum Tact mehr geeignet sein, weil es mehr in sich abge- schlossen empfindet. —

Sinnen des Unpassenden. — Dies Alles aber wird am leichtesten und zweckmäßigsten bewirkt durch das Voraussetzen der bekannteren Vorstellungen, und die Folgerung auf diejenigen, die erst neu eintreten, und während der Entwicklung noch zur Klarheit zu erheben sind. —

Soll nun während der Entwicklung älterer Vorstellungen eine richtige Zugung entstehen, so müssen alle vorausgehenden Haupt-Teilbegriffe in irgend eine geistige Beziehung zum Hauptgedanken gesetzt werden, so daß man die nachfolgende Hauptsumme zum Theile schon in den vorausgegangenen Gedanken erblicken kann, und der Zuhörer ohne Mühe, und ohne daß er diese Absicht merke, bis zum Gipfel der Darstellung hinangeführt wird. —

Die Gedankenführung zerfällt in

- a) Vertheilung der unabhängigen Nebenbegriffe durch die vom Hauptgegenstande bedingten;
- b) Vertheilung der abhängigen, oder bedingten Begriffe untereinander selbst.

Unabhängige Theilhauptbegriffe sind solche, die mit dem Grundgegenstande in ein Gleichungsverhältniß treten, ohne nothwendig aus ihm hervorgegangen zu sein. Da nun aber alle dem Zuhörer vermittelten Theilbegriffe mindestens scheinbar als nothwendig dem Hauptgegenstande entsprossen sich darstellen müssen, so müssen die unabhängigen durch nothwendige diebirt, oder, was dasselbe ist, unter sie vertheilt werden, wodurch das Verhältniß ihrer nothwendigen Hervorgehung aus dem Grundgegenstande mittelbar hergestellt wird. Daß die Wesenheit dieser unabhängigen Begriffe jedoch an und für sich schon eine Verbindung mit dem vorgesetzten Grundgegenstande zulassen muß, ist natürlich, weil sonst bei ihrer Division durch ächte Theilbegriffe dem Grundgegenstande nur unpassende, und ganz fremdartige Theilsummen erwachsen würden. So konnte ich z. B. bei dem Thema oder Grundgegenstande „Naturgesetz“ die Begriffe des menschlichen Naturgesetzes durch passende Divisionen sehr

leicht mit Begriffen des ethischen Naturgesetzes in Zusammenhang bringen, und von dem letztern hierarchischweise zum ersten übergehen; unpassend aber und falsch wurde es sein, wenn ich bei dem Thema oder Grundgegenstände „Menschlichkeit“ Divisionssummen aus der den Thieren schuldigen Verpflichtung zur Anwendung bringen wollte. Dies konnte höchstens im Zorne, oder bei humoristischen Darstellungen geschehen.

Activer ist bei den unabhängigen Begriffen genau zu überlegen, inwiefern sie bei der Entwicklung in ein progressives oder regressives Verhältniß zu dem Grundgegenstände zu setzen sind. Man kann sich, da sie als zum Theil für sich allein bestehend, nicht immer eine ganz genaue Verschmelzung lassen, leicht täuschen, und während man sie in aufsteigender Linie mit dem Grundgegenstände zu verknüpfen wähnt, thut man gerade dadurch oft das Gegentheil; es ist daher meist gerathener, sie, wenn die Umstände kein längeres Überlegen zulassen, in ein regressives Verhältniß zu setzen.

Die Summen der unabhängigen und abhängigen Theilbegriffe verhalten sich zueinander, wie die Hauptsumme der unabhängigen Theilbegriffe unter sich zur Hauptsumme des Grundgegenstandes. Man hat daher bei der Gedankensetzung darauf zu sehen, daß der unabhängigen Theilbegriffe nicht zu viele sind, denn je mehr sich die Größe ihrer Hauptsumme der des Grundgegenstandes nähert, um so überwiegender wird ihr Werth zu dem der notwendigen oder abhängigen Theilbegriffe sein, und um so mehr also werden sie dieselben verdunkeln; eine Verdunkelung der notwendigen Theilbegriffe durch unabhängige darf aber bei der Rede niemals Statt finden, wenn nicht der Hauptgegenstand selbst darunter leiden soll.

Die unabhängigen Theilbegriffe müssen deshalb durch die notwendigen zweifelt werden, daß die Resultate, als von Grundgegenstand wesentlich hervorhebend, an's Licht treten, und da dieser dem Zuhörer fortwährend vorzuliegen

den hat, so müssen sie während ihres Gebrauchs beständig in merklicher Berührung mit ihm bleiben, welche Berührung alsdann natürlich durch ihre Verschmelzung mit den nothwendigen Begriffen Statt findet. —

Die Ärgung der nothwendigen Begriffe unter sich ist durch den Zweck des Hauptgegenstandes bedingt, und diese Ärgung kann nur bei denen Statt finden, die ihrem Werthe nach zu Theil-Hauptbegriffen erhoben werden können. Diesen wird, nachdem sie unter sich schon durch Divisionen zweckmäßig angeschlossen und eingetheilt sind, noch vom Hauptgegenstande eine Theilsumme angewendet, indem derselbe nach Herstellung der Proportion der einzelnen Theilhauptbegriffe durch einen jeden derselben dividirt werden muß. — Indem wir auf diese Weise die Verbindungspunkte aller Theilbegriffe untereinander in gerader Richtung nach dem Hauptgegenstande herstellen, und diesen dabei fortwährend zur Anwendung zu bringen genöthigt sind, erzeugen wir eine Kette der Ideenverflechtung, bei welcher dem Suborin der Hauptgegenstand zwar bis zuletzt als passendes Schlusssatz aufbewahrt, und seine Aufmerksamkeit spannend, bis zum Schlusse unbekannt bleibt, bei der aber zugleich dieser Hauptgegenstand ihm allmählig in seinen Theilbildern überzeugend zur Anschauung gebracht, und dergestalt durch denselben der Zweck der endlichen Hervorleuchtung eines beabsichtigten Gemüths des Hearerungsweise erfüllt werden kann. Und dies bildet die Grundlage zur rhetorischen Improvisation, die wir im nächsten Abschnitte behandeln werden. —

Improvisation.

Wenn wir uns während einer Wasserfahrt im Boote befinden, und die Schiffer verstoßen geschickt zu rudern, so sehen wir zwar das Einsinken der Ruder in's Wasser, allein wir spüren nicht jedesmal bei diesem Einsinken einen neuen Auf- oder Troß des Schiffes, und wenn wir unser Auge von den Rudern wegwenden, so gleiten wir so ruhig dahin, als ob das Schiff durch gar keine äußere Kraft bewegt würde, denn wir bemerken nicht, daß die Bewegung durch Ruderschläge geschieht. Dies ruhet ganz einfach darüber: daß der Bootsmann, sobald das Schiff einmal in Gang gesetzt ist, mit dem Einsinken des Ruders nicht jedesmal so lange wartet, bis der, dem Schiffe zuvor gegebene Schwung ganz vorüber ist, sondern den Ruderschlag immer vor dem Aufhören des zuletzt bewirkten Fortschrittes vollführt, weshalb denn natürlich die im Boote Sitzenden keinen Auf- oder Troß bemerken können, da es keinen Stillstand erleidet, und die verschiedenen Abschnitte der bewirkten Fortbewegung unmerklich ineinander verschmelzen.

Dies Beispiel bildet den einzigen, genau treffenden Vergleich mit dem improvisirenden Redner.

Wie wir (in der zweiten Abtheilung) ein Zurückbleiben des Redners erläuterten, so kommen wir nunmehr auf das Vorausdenken bei der Rede.

Die Empfindungen, die bei der Darstellung eine für sich bestehende Periode bilden, sind bei der Verlautbarung jedesmal als eine geistige Schwingung zu betrachten, deren letzte Momente mit dem Anfange der folgenden Periode verschmolzen werden müssen; nämlich der Redner muß es, um zur Vollkommenheit des Darstellens zu gelangen, endlich dahin bringen, daß er, während er den einen Gedankenkreis noch in Worte faßt, oder ausspricht, schon den folgenden in sich ausbildet, und dergestalt in ununterbrochener Ideenfolge sich fort zu bewegen vermag. Indem sich das geistige Auge mit der gegenseitigen Ideenverbindung beschäftigt, hat es fortwährend voraus zu blicken, und den später folgenden Ideenabschnitt noch während der Entwicklung des Gegenwärtigen heranzuziehen, so daß es jedesmal um eine Ideenperiode mehr überblickt als der Redner ausspricht. Auf diese Weise erringt dieser den doppelten Vortheil, daß sich nicht so leicht eine fremdartige Idee zwischen zwei Perioden zu drängen vermag, und daß dem Zuhörer kein Hängen oder ängstliches Suchen nach einer neuen Begriffreihe ersichtlich wird. Da ihm schon vorher die Uebersicht der in ihm festgelegten Bilder das Ganze unter einen Geistesbald bringen hilft, und da er ferner schon vor Beginn der Rede sich des Wertes einer jeden notwendigen Empfindung Bewußt sein muß, so wird ihm die geistige Verarbeitung der jedesmal folgenden Idee schon dadurch leichter werden, daß sie ihm im Vorhinein bekannt vorschwebt; nur muß er ja nicht vergessen, unsere früher erläuterte Entwicklungsart hierzu anzuwenden, und die älteren, schon früher in seine Seele eingegangenen Empfindungen wo möglich vorantreten zu lassen. Der improvisirten Rede liegt diese Art der Entwicklung unbedingt zum Grunde, weil, wie gesagt, die Empfindungen um so feebiger zur Klarheit sind, je länger sie sich in der Seele befinden, und je mehr wir Gelegenheit hatten, mit ihnen vertraut zu werden. Indem daher der Redner die ihm bekann-

terem vorausgehen läßt, wird er sich auf eine mühevollere und zwanglosere Weise mit der Verlautbarung derselben befähigen, und sich während dem den folgenden mit um so mehr Aufmerksamkeit hingeben können. Während er, mit der größten äußern Ruhe in Wort und Mienen, sich ausdrückt, muß sein Geist in ununterbrochener Thätigkeit verbleiben, und dem gegenwärtigen Worte immer weit voraus sein, so daß der lebendig gewordne Gedanke zwar mit der innern arbeitenden Kraft fortwährend in Verbindung bleibt, aber dieselbe nie eher einholt, als am Ziele, d. h. am Schluß der Rede; so wird es dem Redner möglich werden, sich den später folgenden Gedanken in seinem Innern viel früher gleichsam durch sich selbst influiren zu lassen, wobei es ihm nach einiger Übung gerade so erscheinen wird, als ob ihm bei der Improvisation das Gedächtniß unterstüge, ihm der kommende Gedanke schon längst bekannt sei, und er ihn auswendig gelernt habe. Es wird ihm nicht so vorkommen, als habe er während er spricht die später kommende Idee verlorren vor seinem äußern Auge schweben. Die geistige Aktivität des Subjectes erhält hier also die schon Anwendung, daß sie der später erwachenden Empfindung im Voraus den Weg zur Gedanken-Erhöhung bahnt, und dabei fortwährend die belobende Stütze des gegenwärtigen Gedankens bei dessen Lautwerden bildet. — So wird sich von selbst eine Gedankenfassung im Innern bilden, bei welcher der Redner mit festem Vertrauen sich der Richtung seines geistigen Auges hingeben darf, indem eine jede Idee im Momente ihrer Aussprechung sich ihm als so bekannt darstellt, daß es ihm scheinen muß, als flühe sie sich selbst in's Wort, und als ziehe sie ohne eigentl. Bemühung seines Geistes das Folgende nach sich.

Die nach Innen gerichtete Willenskraft des Menschen erlangt bei nur einiger Übung eine so unauflöbliche Stärke, und gibt dem aufsteigenden Geiste eine solche Gewandtheit, daß der improvisirende Redner mitunter gar nicht nöthig

hat, sich mit der Hervorziehung der in ihm schlummernden Bilder zu beschäftigen, sondern daß er vielmehr von seinen Ideen gefuht sein wird; ja, die bei der Improvisation in höherem und lichterem Grade unterhaltene Ideenreflexion wird ihm im Strome der Rede sehr häufig Begriffe zuführen, von denen er früher nicht die leiseste Ahnung hatte, und deren Höheit er sich vorher gar nicht getraut haben würde. Nirgends zeigt sich die Ideenassociation erhabener und reicher, als bei dem improvisirenden Redner, wenn er völlig Herr seiner Willenskraft ist, und mit vollkommener Ruhe und Geistesgegenwart sich der innern Fittung seines Gegenstandes hingibt.

Die Ergreifung des jedesmaligen Nebenbildes zur Einleitung in's Wort muß dergestalt Statt finden, daß die ausgesprochene Idee als das zunächst Folgende in sich be- dingend erscheint, damit der Zuhörer so wenig den Faden verliere, als der Redner selbst. Der Redner leitet ferner den Faden seiner Darstellung in der Einbildungskraft fort, während der Zuhörer ihn zum Theile mit seiner Erwartung aufsaßt. Der Zuhörer hat fortwährend nur Momente der Darstellung vor sich, während der Redner ununterbrochen das Ganze überblickt; es muß daher der Darsteller dafür sorgen, daß des Zuhörers aufgefaßte Momente von Periode zu Periode ein Ganzes unter sich bilden, und schon deshalb allein bedarf es des Vorausdenkens, um keine merkliche Unterbrechung unter denselben herbeizuführen. Denn, sobald der Zuhörer zu weit abgelenkt wird von der Darstellung, und sich selbst damit beschäftigen muß, einen Moment mit dem andern zu verbinden, so wird seine Aufmerksamkeit auf eine störende Weise getheilt, und der in seiner Seele plötzlich durchbrochne Empfindungsstrom von minder günstigem Einbruche für den Redner sein. Der Hö- rer muß demnach in den ungedehnten Strom der Darstellung mit hineingezogen werden, daß er seine Persönlichkeit zuletzt ganz vergißt, daß er ganz aus sich heraustritt,

und seine Ideen mit denen des Redners identificirt werden. Um dies zu bewirken, ist es die erste Pflicht des Redners, den Zuhörer durch eine ununterbrochen gleichmäßige, fortwährend gesteigerte Auffassung seines Gegenstandes gar nicht zur Beschäftigung mit sich selbst kommen zu lassen, und ihn mit ergreifender Macht an die Aufnahme des verhandelten Gegenstandes zu fesseln. Das Hinausführen des Zuhörers zur lichten Höhe der Ueberzeugung, um seine Seele mit der Allgewalt der süßen Empfindung sich in dem Entschlusse der freien und selbstthätigen Handlung wiegen zu lassen, — das unwiderstehliche, innere Erwecken der klaren und selbstständigen Ansicht, um ihn zur beabsichtigten, schönen That hinzuleiten, — das Umwandeln des, im Schoosse des falschen Glaubens, oder fremdartigen Zwanges ruhenden dunkeln Begriffs, in den Lichtstrahl der Wahrheit, um ihn aus der Beschränktheit seiner innern Sklaverei zur Würde freier Thätigkeit hinzuleiten, — das Pflanzen der boden geistlichen Ideen: soat in's zureifende Herz, um es zum Lichte der richtigen Erkenntniß hinführen: — das Alles gehört mit in den Beruf des selbstdenkenden Redners, und von seiner mehr oder minder feinen, inneren Anschlicung an seinen Gegenstand wird es abhängen, inwiefern er dieser Aufgabe seines Berufs entspreche, oder nicht.

Der improvisirende Redner muß sich bei der Darstellung von seinen Ideen umgeben haben, wie von einem Kreise liebender Kinder, die er mit Sorgfalt und Kenntniß ihrer Gemüthsart aus seiner Seele hinausführt, um sie den Empfindungen seiner Zuhörer zur Pflege zu übergeben. Je einfacher und wahrer er das Folgende aus dem Vorhergegangenen entwickelt, um so ungeringer wird die Aufnahme bei seinen Hörern Statt finden: sein Werden sei vielmehr ein Zureden, ein kindliches Mittheilen, durch das er sich selbst der geistigen Theilnahme seiner Hörer zur weitem Führung zu überlassen scheint, während er es ist, der sie führt. Damit aber seine eignen Bilder mit denen der Hörer Hand

in Hand zu geben vermögen, müssen zuvor seine Ideen in ihm selbst Hand in Hand gehen, und in ununterbrochenem Vereinhalten derselben muß er auf derselben Bahn an's Ziel gelangen, die er zu Anfange der Darstellung in klarer Arbeit betrat. Seinen Geist mit genauer Auffassung aller Theilbilder unverrückt auf den Grundgegenstand richtend, muß er mit unerschütterlichem Bewußtseyn der Verhältnisse des Einzelnen zum Ganzen und des Ganzen zum Einzelnen eine einzige regelmäßige Fortsetzung aller Begriffe zu einander in sich bewirken, und sie in derselben Ordnung, wie er sie dem natürlichen Verthe nach in sich festgesetzt, vor die Seele seiner Hörer hinstreten lassen. Dabei darf er sich von dem vielleicht zufällig sich ergebenden, scheinbar größeren Verthe irgend eines an die Reihe gekommenen Nebenbegriffes nicht verblenden lassen, und ihm etwa eine größere Ausdehnung geben, als ihm im Verhältnisse zu den nachfolgenden Nebenbildern gebührt, sonst erlitten die nachfolgenden vielleicht eine momentane Verdunklung, und könnten den Medner leicht dergestalt verirren, daß er allmählig vom vorgelegten Gange gänzlich abweiche. Da es, wie schon bemerkt, eigentlich so wenig eine ganz einzelne, unauflösbare Empfindung geben kann, als es einen wirklichen Punkt in der Mathematik gibt, und da wir vielmehr in jeder scheinbar einzelnen Empfindung immer noch eine unbekannte Anzahl in ihr enthaltener Theilempfindungen in uns entwickeln, so ist nichts leicht so trügerisch, als ein Nebenbegriff, der uns bei der Eintheilung zum Hauptbegriffe als in sich abgeschlossen erscheint; woher es denn auch kommt, daß uns oft bei der Darstellung der äußere Anblick des geringsten Gegenstandes in unserem Ideengange zu stören vermag, wenn er, wie das zufällig geschehen kann, eine nähere oder entferntere Reflexion im Beye auf das von uns Dargestellte zuläßt. Der Medner also hat, wenn Einmal dem betreffenden Theilbegriffe in der Uebersicht ein bestimmter Platz, und bei der Eintheilung ein bestimmter Werth

angewiesen ist, diesem Begriffe, sobald er bei der Darstellung zur Verlautbarung reif ist, durchaus seinen grössten Werth, als den ihm anfänglich verliehenen, beizumessen, denn der Hauptgegenstand konnte nur selten dabei gewinnen, wohl aber jedesmal dabei verlieren. Da es ferner in der menschlichen Seele keinen Stillstand geben kann, indem ihr Leben im Empfinden besteht, und da gerade bei der unmittelbaren Rede ihre Regsamkeit in besonders harten Ansprüchen genommen werden muß, so ist es gar nicht zu verwundern, wenn dem improvisirenden Redner alle Empfindungen weit beflügel und in härterer Begleitung zufließen, denn die Seele, einmal in besonders harten Zug nach irgend einer Richtung gebracht, überläßt dem gesteuerten Strombette gewöhnlich einen stärkeren Zufluß von Ideen, als man wünscht, sobald ihr der Redner zum Ganzen seiner Empfindungen wirklich nur dies Eine Strombette in gerader Richtung nach seinem Hauptgegenstande eröffnet. Es ist also dann zwar nur Einer ihrer Strahlen, den sie hinweisen läßt, aber der in ihm enthaltenen Ideenwelt sind meist unzählige. — Dies macht bei der Änang der Ideen notwendig, daß wir in kurzen Zusammenfassungen die Theilbegriffe unter sich selbst dividieren, damit etwa nicht im Bezug auf den Grundgegenstand, oder den Hauptdividenten, dieser Hauptdivident am Ende kleiner dahinkommt als der Divisor, in welchem Fall eine Division unmöglich wäre, sondern anhalt derselben ein Resultat entsünde. Es ist selbst bei der genauesten Ueberdacht und bei der festesten vorausgegangenen Abordnung nicht zu vermeiden, daß wir während der Darstellung eine Menge anderer unvorhergesehener Ideen mit den uns bewußten verwechseln, und der improvisirende Redner kann unmöglich Alles vorauswissen, was sich durch Association im Laufe seiner Darstellung den bestimmten Empfindungen vereinen dürfte. Man kann daher von ihm eigentlich nicht verlangen, daß er das darzustellende Ganze in seinen kleinsten möglichen Details in einem so kurzen Zeitraum in sich feststelle, als ihm

vielleicht zum Entwerfen der Grundlage seiner Improvisation vergönnt sein dürfte; denn es gibt Gelegenheiten, bei denen dem öffentlichen Redner zur nothwendigen Inschädel-
 schließung des Darzustellenden, vor dem Beginn der Rede kaum einige Secunden übrig bleiben. Nun ist zwar die Schwungkraft des menschlichen Geistes ungeheuer, ein einziger, feiner und willenskräftiger Blick mit dem innern Auge, und wir haben in einem kaum denkbar kurzen Momente einen beliebigen Kreis von Ideen in uns umschlossen, sobald wir nur erst unsere innere Ordnung seit längerer Zeit erkannt, und auf gebräugte Weise in uns festgesetzt haben; aber demohnachtet sind wir bei der improvisirten Rede nicht oder minder genöthigt, uns in einen Strom zu stürzen, von dem uns viele Stellen noch unklar und unbekannt sind. Und so tritt denn hier ein von uns früher nur dunkel berührtes Haupterforderniß ein, nämlich: daß der Darsteller Schritt vor Schritt mit sich selbst zu gehen habe; des jedesmaligen gegenwärtigen Momentes muß er sich durchaus so klar bewußt sein, daß er den folgenden darauf zu gründen vermag, und mit der größten Sicherheit mindestens zurück, wenn auch nicht vorausblicken kann; er muß mindestens im Voraus, wenn nicht die Untiefen, doch den Lauf und die Ufer seines Stromes genau kennen, sonst ist er immer verloren, er mag sich so kühn hineinstürzen, als er nur immer wolle. Unmöglich mag es sein, sich aller und jeder zufälligen und störenden Einflüsse zu erwehren, unmöglich mag es für Menschen sein, vor Beginn der zu improvisirenden Rede Alles und Jedes schon zu wissen, was da kommen konnte, unmöglich mag es sein, bei gewissen im Innern auftretenden Ideenentwickelungen nicht momentan in Zweifel oder in eine kleine Verwirrung zu gerathen, — aber möglich ist es bei der ungeheuren Schnellkraft des geklärten menschlichen Gedankens, mit einem einzigen grubten Geistesblick die Hauptströmungen oder Wendungen des zu erscheinenden Stromes im Voraus zu überschauen; möglich ist es, daß, wenn wir

den Gegenstand, über den wir sprechen wollen, wirklich kennen und in uns tragen, wir uns mit Leidenschaft durch alles auf uns Einstürmende hindurch bewegen, sobald wir uns eine innere Grenze setzen, über die hinaus wir nicht treten, und sobald wir im Voraus uns ein klares und hohes Ziel oder einen Hafen vorgelegt haben, nach dem wir ununterbrochen und unverrückt die ganze Darstellung hindurch hinfortstreben. Man wird uns also nicht missverstehen, wenn wir sagen, daß der Redner bloß Schritt vor Schritt mit seinen eignen Gedanken zu geben, und daß er sich an seiner eignen Ueberzeugung und an der Klarheit seiner eignen erwachenden Empfindungen unbedingt festzuhalten habe, als derjenige Redner, die ihn, wenn seinem Ideengange, wie wir es nicht oft genug wiederholen können, nur eine genaue Selbsterkenntniß zum Grunde liegt, durch alles Hinfortwärtste am sichersten hindurch leiten werden. —

Bei dem Vorausdenken haben wir vorzüglich nur das zu beobachten, daß wir denjenigen Haupttheilbegriff im Geiste festzuhalten suchen, der andern Haupttheilbegriffen zum Divisor dienen soll, und dabei den erst später folgenden Dividenten gleichsam im Voraus schon in uns ausrechnen, während wir uns noch mit einer gegenwärtigen Theildivision beschäftigen. Auf diese Weise werden diejenigen Theilbegriffe, die wir zum Dividenten eines Partial-Hauptbegriffes bestimmen, im Momente des Gebrauchs als schon geordnet zu ihrem Divisor vor uns hinstreten, und dadurch, daß sie uns schon vorher im Geiste bekannt geworden sind, es der Einbildungskraft möglich machen, sich während deren Anwendung wieder mit einem später zu entwickelnden zu befaßen, u. s. f., bis wir endlich alle entstandenen Theilungen zur Hervorhebung des Grundgegenstandes benutzen können. Wir werden dergestalt eine Ideenkette bilden, deren Glieder wirklich ineinander greifen, und daher von keiner störenden Fremdbildung zu durchbrochen sind. Dadurch treten aber auch alle früher entwickelten Kräfte in Eine War-

ungs-kraft zusammen, und die Mischung, Trennung, Mischung und Lösung der Ideen kommen zu gleicher Zeit zur Anwendung. Die Begriffs-Umfassung ist dabei die eine allemal um die, zur Darstellung als nothwendig sich ergebenden Begriffe actiogene Grenzlinie, oder Peripherie. Innerhalb dieser Umfassung, aber auch nur innerhalb derselben, wird das geistige Triebwerk in Gang gebracht, und demselben wo möglich ein Theil des inneren Seelenvermögens dermaßen verbunden, und zugewendet, daß dieser Theil unsrer Seelenabtheilung, so lange die Darstellung dauert, mit und allein für sie in Bewegung gesetzt wird. Indem wir durch diese ideatische Verschmelzung eines bestimmten Strahls unseres Seelenlebens mit einem zur Rededarstellung in bestimmte Bewegung kommenden geistigen Triebwerke, diesem Triebwerke das erforderliche Lebensprincip, lassen es in seiner periodischen Bewegung bedarf, anzeigen, um die Seele ungehindert durch unsre Darstellung, und ohne diese zu hindern, sich mit der Belebung ihrer übrigen Strahlen beschäftigen, und außerhalb der von uns gegebenen Grenzlinie die zu ihrem Leben nothwendigen, neuen Empfindungen in beliebiger Anzahl aufnehmen. Unsere äußeren Sinne können mithin auch von ihr beschäftigt werden, ohne daß wir dadurch eine störende Einwirkung zu besorgen haben.

Der geistige Strahl, der bei der Richtung unsres inneren Auges und dessen Fixirung auf den Hauptgegenstand, über alle Theilbilder hinweg nach dem Grundbilde sich hebt, enthält sodann in sich alle in seiner Richtung demal befindlichen Theilbegriffe als eben so viele Aufschübe, und Aktepuncte. Da nun dieser, die Richtung des Seines bildende Strahl jedesmal wieder auf einen andern Punkt des Grundbildes zu sitzen ist, so oft die in ihm enthaltenen Theilbilder schon ausgesprochen werden, so entsteht es: daß alle Theilbilder sich zum Grundbilde wie Radien gestalten, welche Radien eben so viele Richtstrahlen

ten des Geistes sind, als der Redner bestimmte Reiben von Zueilbildern zu entwickeln hat; oder mit andern Worten: der Gegenstand, als Centrum, wird während der Rede wie eine Kugel drehend, um jedem neuen Radius einen neuen Fixirungspunkt darbieten zu können; wie wir es durch folgende Figur veranschaulicht zur Veranschaulichung bringen.



Die bloße, richtige Zueinander-Ängma dieser Radien-Puncte ist die Redung, die Absonderung derselben (oder vielmehr ihre Entfernthalten) von den ausgeschlossenen überflüssigen Vorstellungen und ihrer unansehnlich, absondernde Gleichung unter sich, ist die Trennung, die durch sie bei wirkte Erhöhung des Hauptgegenstandes, die Redung — und das Zueinanderfügen derselben die Ängma der Größe.

Nun ist es aber nicht gerade nöthig, daß fünf vier Rechnungsarten bei jeder Darstellung in der nämlichen Weise nach einander folgen. Es kann häufig der Fall sein, daß die Division beginnt, und die Redung oder Addition schließt. Dies ist z. B. in dem in der zweiten Abtheilung anzuwendenden Redungsbeispiel der Fall. Die Redungsartelche derselben ist dem Redner frei gestellt: — und auf es nicht etwa eine von ihnen ganz weglassen.

Bei obiger Art wird es vor Allem anfallen, daß das innere Auge sich zwar innerhalb des Kreises der Einbildungskraft, aber außerhalb der Peripherie der Umfassung befindet. Allein man wird leicht bemerken, daß die vom Grundgegenstände, oder dem Centrum, ausgehenden Radien durch die Grenzlinie der Umfassung hindurch und in das Gebiet der Einbildungskraft fallen, welches letztere nur durch das innere Auge beherrscht wird. Ferner wird man bemerken, daß wir unser Centrum als einen ausgeschauten Punct bezeichnen. Dies erklärt sich daraus, daß das innere Auge sein Gebiet eigentlich nur in der Einbildungskraft hat, und nur von ihr aus zu wirken vermag. Indem wir nun mit dem bloßen unsern Gegenstand mit allen seinen Theilbildern umfassen und abgrenzen, wird das innere Auge überdies von dieser Grenzlinie ausgeschlossen, und erhält auch wirklich nur jedesmal durch denjenigen Radius, mit dessen Theilbildern es sich gerade befaßt, und bei jedem jedesmaligen Richtungsstrahl und Ängmapunct beinahe, keine be-

sonnte Verbindung von dem Hembdagsenlande, oder dem Centrum, in welchem Falle schon die Grenzlinie der Umschließung durch die Höhenmasse des inneren Kusses von der Hochwassermasse aus durchbrechen wird. Dadurch wird der besondere Zustand bewirkt, daß, während sich das innere Thier mit den Wällen eines arconmännigen Kusses befaßt, alle übrigen Thierhölder noch innerhalb der Umschließung arcon mundlich. Es steht immer nur einen einzigen Kuss vom Hembdagsenlande in sich bewirkt, und erst, wenn dessen Thierhölder bereits in Weisung absteht, und ausgesprochen ist, wird der nachfolgende in das innere Thier hineingehört, und so fort, bis alle aus dem Hembdagsenlande erwachsenen Thierhölder durch die von innerer Weisung gelöst haben, und wieder zur Verbindung zusammen steht.

Dies ist die Weise, wie man dann auch den Zusammenhang von einem Thierhölder zum andern sehr richtig finden, und es werden nur beiden Seiten bewertete Thiere entstehen. Die große Schwierigkeit, wenn der innerste Thierhölder gegeben wurde, war die, daß sich nur der äußerste Thierhölder richtig bewertete in einer Weisung von Hembdagsen vor man einhält, daß er sich, dadurch bewirkt, zu sehr bewirkt, und sich endlich vom Hauptstammlande entfernt, oder zum passenden Kuss wieder führen zu können. Dieser Schwierigkeit ist aber durch Erfindung von sehr bewerteten Thieren im Voraus auf eine bewertete Weise abgehoben, indem ich nur die Thiere in bewerteten gebundenen Thierhölder als in einer bestimmten Hembdagsenlinie, oder einem Kuss sich angeschlossen haben, dessen Schwerpunkt im Hembdagsenlande, und dessen Schwerpunkt im arconmännigen Thier sich bewirkt. In einem solchen Thierhölder kann ein Thierhölder sich zwar richtig vor dem Kuss in einer bewerteten Weisung bewerteten Thierhölder bewirkt, aber indem er sich dadurch bewirkt, und bewirkt in Thieren

anwandelsfalls, und dem Richter heutzutage ist es bei jeder Sache möglich, diese oder jene Seite des wahren Sachverhalts zu kennen, und es ihm darum zu stehen nicht in Verwirrung zu gerathen, und die verschiedenen Seiten richtig zu machen, von dem bestimmten Punkte aus Betrachtungen hantelnd geschickter zu abzuwickeln.

Derselbe folgende Habelschuß hat, und zwar aus dem selben Grunde, bei der sehr häufigen Division einer That handgegriffen ein, —

Noch ist es notwendig, das Bewußtsein in den Vorstellungen so sehr als möglich zu erweitern, um auch in der natürlichen Stellung ein mögliches abnormes Verhalten hervorzuführen. Da das natürliche Empfinden bei der Aufnahme immer unvollständig zuhört, und im höchsten Grade unvollständige Wahrnehmungen macht, und der Seele Empfindungen zuhört, ohne daß das wirkliche Bewußtsein derselben alles von Befolgen der Befehle, so ist es nicht zu vermeiden, daß viele Empfindungen sehr häufig so entstehen, daß sich, daß jedoch, welcher Natur der Sache Zurechnung stehen. Man kann die meisten Vorstellungen als jetzt die Wirkung, die zu Empfindung haben ein Bewußtsein oder Bewußtsein, d. i. von Empfindung der Wirkung ist, und nicht der Wirkung zuhört, daß das Bewußtsein in den Vorstellungen der Empfindung derselben besteht. Es ist, wie wir früher gesehen, die Wirkung von der Empfindung mit der Zeit, alle sehr unvollständige Empfindungen, so auch nicht zu vermeiden, wenn wir sagen, daß das Bewußtsein in den Empfindungen, nicht in der Zeit der Empfindung ist.

†) Vergleichung ist das Bewußtsein einer sehr mehrten Eigenschaft, oder Bewußtsein, um auch den Fall

haben aber erweist, mitunter noch eine mindere Uebersicht aus Inangewandtem, doch nie das Angenehme unmittelbar aus ihm. Nicht nur aber, daß es nicht das Angenehme ist, sondern bei der Räte kaum es bei vortheilhaftem Entschluß sehr leicht zur untern Erwählung beitragen, deren Schwächen und Unzulänglichkeiten wir bereits hinlänglich ausgemerkelt haben. Jede Mischung ist eine Durchmischung, und daher zugleich ein Zusammenfallen, und eine besondere Auszeichnung und Ordnung.

Da wir die einzelne Empfehlung sich bei uns selten befolgen können, so wollen alle Empfehlungen ankommen sich bei der allgemeinen Uebersicht zur Auffassung der Klarheit des Mannes aufklären. Folglich bezieht das Manu, um die Klarheit zu erkennen, so gut der Zustimmung, wie über gewisse Bekanntheit beschreiben: das Bewußtsein aber hindert mindestens die Zustimmung, und auch alle vertheilt und befragt werden.

Das Bewußtsein der kommenden Idee mit der der momentanen Artweise ist unermesslich als möglich. Die Zustimmung läßt sich nicht als einen Stand im Bewußtsein zu, falls jeder Stand nicht eine in der Gegenständlichkeit seiner auf-gezeichneten Weise. Aber auch eine in sich Gegenständlichkeit trägt das Bewußtsein an, und erweist es nicht. — Da man schon bei der Bekanntheit

unter dem Namen Bewußtsein versteht, bewußtsein ist nicht ein Bewußtsein, Gegenständlichkeit ist das Gegenständliche selbst als ein Bewußtsein oder Bewußtsein, um so gut das Bewußtsein Gegenständlichkeit Bewußtsein ist nicht ein Bewußtsein. Je der Bewußtsein selbst nicht ein Bewußtsein, sondern Bewußtsein Bewußtsein und Bewußtsein ist ein Bewußtsein.

Ihm schon während des Aussprechens der ungewählten Voraussetzungen hat, so ist der äußerliche Uebergang oder die unmerkliche Verschmelzung um so leichter, denn in jenem Theilbegriffe befindet sich ein Haupt-Merkmal als Haltepunkt, und dieser Haltepunkt kann zur harmonischen Verbindung mehr oder weniger immer benützt werden. Dadurch rückt das gleichmäÙig Fortschreiten in der Kette, und die Verbindung des Einzelnen mit Zusammenhang des Ganzen.

In der natürlichen Stellung und Selbstheit eines jeden Theilbegriffes zeigt er sich, ob er Zweiter oder Dritter zu sein habe. Im letztem Falle muß er so viel natürliches Gewicht haben, daß man ihn zum Formal-Hauptbegriffe erheben kann. Zu diesem können sich bei der Auslegung eignen

- a) alle Nebenbegriffe, die in dem Grundgesamtheit in einem behauptungsaussärenden Verhältnisse stehen;
- b) alle diejenigen, welche in sich selbst erläuternd, und für den Hauptbegriff beweisender Grund sind;
- c) diejenigen, welche zwar keinen beweisenden Grund in sich selbst haben, die aber zur unmittelbaren Verbindung eines andern beweisenden Theilbegriffes dienen können; und endlich
- d) diejenigen, welche durch ihre Werthlose dem Grundgesamtheit bei der Entwicklung am nächsten stehen. —

Daß man das jedesmalige Resultat einer Theilentwicklung zum Resultat der nächstfolgenden zu schätzen habe, ist schon bemerkt worden; wir fügen aber hier hinzu: daß je zwei solcher Theilergebnisse bei Hauptbegriffen auch wieder eine Zustimmung voneinander finden, wenn es der Natur für gut finden sollte, liegt einem der folgenden Hauptbegriffe eine nicht zu große Uebereinstimmung.

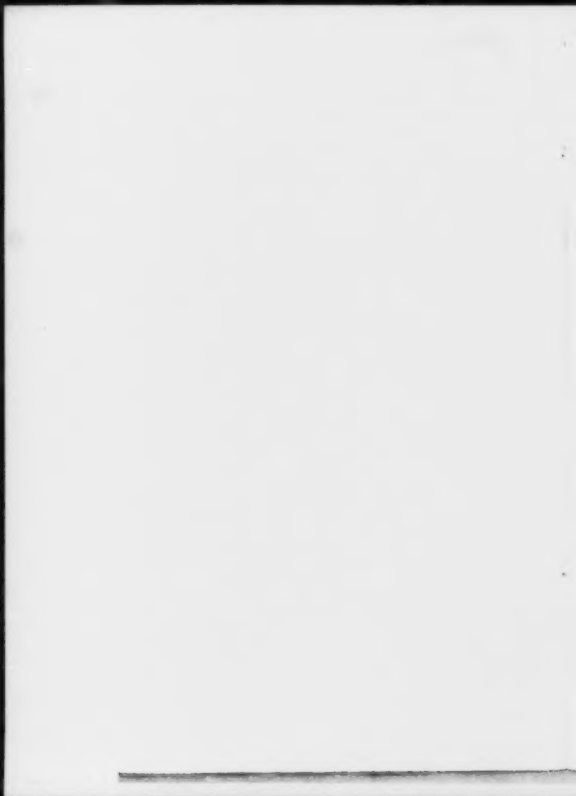
summe anwenden. Es versteht sich jedoch von selbst, daß alsdann jedesmal die restirende Summe der Subtraction durch gebohrte Verbindung dem nächstfolgenden Durchgangsresultate anzuwenden sei. —

Mit dieser Zeigerung wird in gleicher, feiner Weise fortzufahren, und so endlich der Hauptbegriff aus dem kleinen Werthe aller Nebenbegriffe zur Anschauung gebracht. —

VI.

Gedanken-Einkleidung.

(Regeln der Anwendung.)



Das Schicksal.

Unter dem Worte Einleitung verstehen wir nicht die Velleitung der Ideen mit dem lebendigen Worte, sondern das Einleiten derselben in das geistige Bewand des zur Darstellung Schickslichen. Das Schicksliche der Darstellung ist immer gewollt durch das Bewußtseinsband, als durch die Willkür des Redners bestimmt. Da nun die Willkür des Redners immer eine gute sein soll, so läßt sich der Hauptbestimmungsgrund des Schickslichen darin feststellen: daß, wenn der Bewußtseinszustand an und für sich ein edler ist, die Bestimmung des Schickslichen von ihm, — wenn er aber ein unedler ist, jene Bestimmung vom Redner abzuhängen habe; d. i. bei nachtheilichem innerem Bewußtseinszustande hat das Schicksliche aus der abgeleiteten Bestimmung, bei solchen Bewußtseinszuständen aber, die erst durch die Willkür des Redners einem Gehalt erlangen, aus der subjektiven Bestimmung zu entspringen.

Kerner wird die Einleitung in das Schicksliche in zwei neuen Zonen bestimmt: durch das unmittelbar Anschauende auf der einen Seite, durch die Mittelbarkeit und durch deren bestimmbare Eigenschaften in Bezug des Bewußtseinszustandes. Bei der Mittelbarkeit ist die Schickslichkeit des Veranlassenden ein Hauptbestimmung im Bewußtseinszustand des Redners, und

je mehr in ihr das Schöne mit dem Wahren harmonirt, um so mehr wird jede Harmonie zum beachteten Erfolge des Schönen beitragen. Sollte das Schöne auch noch so leichtwiegend ausfallen, und sollte das Thema im Dunkel kaum gegen die Unschicklichkeit eines Gegenstandes hervorstechen, so darf dennoch nicht das unedle Ueberschöne zur unedlen Unterordnung bei ihr Platz kommen, da, so darf nicht einmal zum Schatten des Ueberschönen weichen dürfen, da, was das Ueberschöne berührt, zuerst Schönen nur als Gehalt hervortreten, nicht aber durch unedle Nebenbäume zur Entstellung kommen darf.

Durch die äußere Verbindung des Werthes der musikalischen Sprache und durch das bezeichnete Zusammenhangs- und Verhältniß erhebt sich gewöhnlich die Art und Weise der Ausführung von selbst, indem die Ausführung des Schönen selten zum großen Theil der Ausführung des Ueberschönen zu sich bezieht. —

Schönheit der Darstellung.

Die, durch Harmonie oder Zusammensetzung des Klangstimmigen in Einem Klang und Einem Zwecke, erreichte Vollkommenheit einer Darstellung ist die vollkommene Schönheit derselben.

Bei der Darstellung des Schönen muß die äußere Vollkommenheit nur die innere unterstützen, d. i. die Harmonie seiner Worte muß von aus der Harmonie seiner Empfindungen hervorgehen, — sonst in seiner Darstellung, von allem Maß äußerer Vollkommenheit, von unedler Schönheit, wenn sie in der Ausführung der Worte auch noch so zutreffen zu können. —

Da die Thierwelt häufig bei der Nachahmung durch innerliche Anschauung hervorgeht, so muß auch bei der Natur die äußere Harmonie oder gleichmäßige Leben-

einflussung derselben herbeiführen, um sie in ein harmonisches Verhältniß mit den in erregenden Gefühlen seiner Zuhörer zu setzen: — Dabei müssen seine inneren Fieber durch einen und denselben Bewegungsgrund bekannt werden, welcher Bewegungsgrund unmittelbar aus ihm selbst oder auch aus dem vorliegenden Dreyer oder Grundgefühle hervorzufließen kann. Weist die Thätigkeit des Ketzers als Bewegungsgrund aus freiem Objecte hervor, so entsteht die äußerliche Vollkommenheit der Darstellung, wenn das Zurückführen des Mannichfaltigen in den einfachen Ideen des Objectes unter einen Bewegungsgrund mit der Thätigkeit des Ketzers übereinstimmt, und diese äußerliche Vollkommenheit wird vollkommene Schönheit der Darstellung, wenn die Harmonie der aus dem Objecte hervorgegangenen Idealbilder der Harmonie der eignen Vorstellungen des Ketzers gleich ist. Aus dieser Gleichheit der inneren und äußeren Harmonie entsteht das Vergnügen des Eindruckes, und aus der Zurückwirkung des Eindruckes auf die Beschäftigung des Verstandes und der Gemüths: das Vergnügen des Schönheitsgeföhls. Die Darstellung durch die Rede kann demnach ein schönes Kunstwerk genannt werden, wenn sie die Vorstellung lebender und vernünftiger Ideen in harmonisch-zusammenhängender Ausdrucks ist.

Der höchste Grad innerer Schönheit, die durch den Zweck der Darstellung bestimmt ist, ist „Harmonie der Schönheit;“ der höchste Grad der Kräftigkeit und Stärke, die aus der größern Vollkommenheit des Ketzers hervorgeht, und die Sinne des Zuhörers angenehm beschaffen oder auf freies angenehmes Gefühl machen, bezeichnen die „Harmonie der Sinnlichkeit,“ (oder eigentlich der Sinnlichkeit).

Wird auch Sinnlichkeit bei der Rede vermieden und kann Einfachheit geübt, so kann Hebung der Vernunft bei dem Zuhörer hervorgerufen, so ist der Zweck erreicht, und die Darstellung kann vollkommen genannt werden.

Jeder Darstellung kann nur eine einzige bestimmte Absicht zum Grunde liegen. Will der Dichter mehrere Zwecke durch Eine Darstellung erreichen, so müssen diese Zwecke in einem harmonischen Verhältnisse untereinander stehen, sonst verliert die Schönheit der Darstellung, durch die Theilung der Absicht nach verschiedenen Richtungspunkten. Auch kann eine gemischte oder getheilte Absicht den Dichter in seinen Ideen zu leicht verwickeln; auf jeden Fall aber ist sie bei dem Zuhörer von minder gutem Eindrucke, da das Gemüthe in der Absicht dessen Theilnahme nach verschiedenen Richtungen ungleich leucht, und ihn also nur andauernden Theilung seiner Empfindungen nothwendig. — Indem der Dichter durch das Bewußtsein und die Rücksicht aller Theile seiner Darstellung mehr in ein gleichzeitiges oder gleichzeitiges, der Zuhörer aber durch das aufmerksame Befolgen der antwortenden Ideen mehr in ein successives Verhältniß zu derselben tritt, so ist es Schicksal des Dichters, die Aufmerksamkeit des Zuhörers so weitlich nur auf Einen bestimmten Grundzustand konzentriren, und dessen Empfindungen nur für Eine Absicht wirken zu lassen. —

Das Gemälde des Dichters muß eben so gut seine aesthetisch sichtbaren Linien haben, als die Zeichnung des Malers oder Bildhauers ihre körperlich sichtbaren, und so wie sich bei den letztern alle Linien gemeinschaftlich zu einem und demselben Ganzen zu verbinden haben, um die Vollkommenheit und Schönheit des Werkes hervorzuheben, so müssen die geistigen Linien des Dichters zu einem und demselben Zwecke sich vereinigen, um die Schönheit und Vollkommenheit seiner Darstellung herbeizuführen.

Eine einsichtige Person, wenn wir anders nicht die Vermuthung der Werte und Tage darunter verstehen wollen, kann zwar in der Darstellung des Dichters nicht hervortreten; dennoch aber ihre Worte anderer Menschen, die sich durch ihre Form verknüpfen, und bei welchen die Absicht der einzelnen Ideen die Absicht und den Gang der Darstellung zu

bestimmen haben, so muß die Form des bedingenden Gegenstandes mindestens durch das Gange der Darstellung dem Zuhörer sich veranschaulichen, weil sonst der Zweck des Redners verfehlt werden würde.

Dass die Wahrheit im Ausdrücke die Schönheit der Darstellung erhebe und befestige, darf wohl nicht erst besonders erläutert werden. Sie ist das Grundgesetz alles wahrhaft Schönen in der Kunst.

Belege. Argumente.

Um die Vorstellungen bei der Einleitung wirkend zu machen, muß eine jede derselben ein Vorstellungs-Grund sein. Dieser Grund bedingt in sich eine stärke Kraft der Vorstellung, und diese theilt sich in:

- a) Kraft des Belegens;
- b) Kraft des Beweises; und insofern sie in diesen beiden Theilen gemeinschaftlich zur Anwendung kommt, in:
- c) die gemeinschaftliche Kraft der Vorstellungen.

Als die letzte in sie, je nach der Mächt und dem Grunde gegenstände des Redners, verschiedener Natur. Die Kraft des Belegs aber muß in jeder Darstellung sein:

- 1) eine erleuchtende (vis illustrans);
 - 2) eine überredende (vis persuadens).
- Die Kraft des Beweises muß bei jeder Darstellung sein:
- 1) eine bewogende oder rührende (vis movens);
 - 2) eine überzeugende oder betende*).

*) Um nicht immer sich zu sehr bewußter Sprache ist, als die muthige, wendet sich hienach, daß der Redner sogar für die genau zu unterschiedenen Worte sprechen. Überreden und Überzeugen sind das einzige persoudere heißt. Überzeugen können wir nur um so weniger erwarten, da es nicht die gewöhnliche, ein gewaltsame Überzeugen oder Überführen einer Wahrheit oder Wahrheit.

Jeder beweisende Grund ist zugleich Beweis, aber nicht jeder beweisende Grund zugleich Beweis. Beweisende Gründe können daher nur bei der Ueberzeugung zur Anwendung kommen; bei der Verdung müssen sie, wenn sie nicht schon zum Beweise sind, eher in solchen erhoben werden können, wo dieselben.

Bei der Ueberzeugung, die zum Zwecke hat, in Andern noch gewisse Vorstellungen für oder wider einen Gegenstand zu erlangen, müssen die Beweise, um die Wahrheit der Darstellung aufrecht zu erhalten, trüffige Beweise sein, d. h. sie müssen die Einwendungen und Behauptungen des Gegners betrachten und auseinanderlegen, daß dadurch der Zweifel im klaren Aufklärung des dem Gegnerselbst beseitigt wird. — Der Beweis kann hervorgehen

- a) aus der Beschaffenheit des Grundgegenstandes selbst;
- b) aus der eigenthümlichen Auffassung dieses Grundgegenstandes von Seiten des Redners, in welcher letztem Falle der Zuhörer keine Beweise auch von andern Gegenständen, wenn sie dem vorliegenden Grunde gegenüber ähnlich sind, aufsuchen beabsichtigen kann.

Insich aber müssen wir hier zu eben vorstehende Bemerkung wiederholen; daß der Ueberzeugung (ie wie der Verdung) durchaus nur die gute Absicht zum Grunde liegen darf, wenn der Erfolg der Darstellung ein dauernder sein soll; denn man kann zwar zur Ueberzeugung eine Menge täuschender und falscher Beweise zur Anwendung bringen, und dadurch eine gewisse Absicht bei dem Zuhörer erreichen; allein dies Erreichen ist jedoch immer nur momentan, die Wahrheit wird früher oder später an's Licht treten, und die Täuschung fällt alsdann mit jedem Augenblicke auf den Redner zurück, während der Erfolg seiner Darstellung umgekehrt wird.

Anmerkung. Wenn denn auch der Zweite des Redners „Erfolg“ bezeichnet und hier gebraucht.

Wie bei der Ueberredung die Molege, so müssen bei der Veredung die Beweise richtig sein. — Der Beweis bei der Veredung muß immer aus der Wesenheit des Grundgegenstandes selbst hervorgehen. Unwesenheit oder fremdartige Beweise sind in sich selbst unhaltbar. Wird bei der Veredung ein Idenbegriff zum Partialbegriffe erhoben, so hat in ihm ein gültiger Beweis zur Hervorhebung des Grundgegenstandes zu liegen.

Zur Einkleidung der Ideen muß bei der Veredung nicht nur eine Steigerung der Begriffe an und für sich, sondern auch eine Steigerung in den Beweisen Statt finden, denn der schwächere Werth eines Beweises nach einem stärkeren verdunkelt diesen sehr leicht, und kann noch leichter eine Abspannung in der bereits erlangten Uebersetzung des Potens herbeiführen. Da nun jede Abspannung der Kraft eine Erschlaffung derselben ist, so erklärt sich hieraus, warum bisweilen der beabsichtigte Erfolg einer Darstellung, ohneachtet einer Menge von Beweisen, nicht erreicht wird, sobald diese Beweise nicht in steigender Progression entwickelt werden. Ferner behaupten manche Philosophen, daß durch einen mit Willen herbeigeführten, vorausgehenden dunklen Begriff der nächstfolgende um so heller hervortrete, und verleihe dadurch vielleicht zu der Meinung, daß es gut und angemessen sei, immer einen dunklen Begriff neben einen helleren hinzustellen. Diesem Grundluge aber müssen wir uns ganz und gar entgegen erklären, indem durch dessen Anwendung leicht ein solches Gemische von dunkel und hell bewirkt werden kann, daß wir weder eine Einheit im Schattigen, noch eine Einheit im Licht erhalten. Die Einheit in Schatten und Licht aber ist erste Grundbedingung bei einem jeden Gemälde; das Mannigfaltige des Lichtes, so wie das Mannigfaltige im Schatten, muß unter Einen Ausgangspunkt zurückgeführt werden können, um durch das richtige Verhältniß ihrer beiden Ausgangspunkte die Harmonie des Gemäldes herzustellen. Es ist daher also immer eine all-

waltig fortschreitende, unmerklich ineinanderfließende Zien-
gerung bei der Darstellung zu beobachten.

Analogie.

Das Verbinden mehrerer Gegenstände oder Thiere
in einem und demselben Zwecke, bedingt ein gewisses
Verhältniß zwischen ihnen, damit die bei der Dar-
stellung zu beobachtende, bestimmte Nichtausweisung einer
Zielerung durch ungleichartige Einleitung der Ideen unter-
liegt. — Das Analoge oder Gleichartige in den Theil-
geissen der verschiedenen Gegenstände ist, so fern es ihre
Ähnlichkeit zuläßt, in einander aufzulösen, oder zu vermit-
teln, um Pleonasmus oder Redundanz zu vermeiden.
Durch Ineinanderfließen des ganz Analogen wird die-
weites auch die Auffassung des Grundgegenstandes erleich-
tert, und eine leichtere Annäherung zu demselben bewirkt.
Dah bei der Darstellung eines einzelnen Grundgegenstandes
das das hervorhebend Analoge in dessen Theilbildern durch
gehörige Verschmelzung wo möglich ganz beseitigt werden
muß, versteht sich von selbst.

Analogien bei der Darstellung verschiedenartiger Grund-
gegenstände sind eigentlich nur dann erlaubt, wenn das
hervorstechend Gleichartige zum beweisenden Vergleiche be-
nutzt werden soll. Nachdem ist es aber auch nur bei dieser
Vergleiche zur Anwendung zu bringen.

Je ungleichartiger sich die Theilbilder eines oder mehr-
erer Grundgegenstände einander gegenüber zu stellen schei-
nen, um so überraschender und kräftiger wird ihre Annä-
herung in einem und demselben Zwecke in Wirklichkeit re-
ten: denn so geschickter die Verbindung verschiedener
unähnlicher Theilgegenstände in Einem Ganzen bei der
Darstellung erreicht wird, um so mehr wird sich an Schön-
heit gewinnen, und um so eher wird sie zu beobachten

Eindruck auf das Gemüth der Zuhörer hervorbringen. (Und hier könnte denn das, was die bisherige Philosophie über das Gemischte in den Bildern sagt, einige Anwendung finden, insofern unter der Gemischtheit das Ähnliche derselben, und unter dem Angenehmen des Gemischten das Zurückführen des Ähnlichen unter Einen Hauptwerth und zu einem harmonischen Ganzen verstanden wird.) Da bei der Ueberzeugungsrede der Standpunkt und Werth der Theilbegriffe unmittelbar aus dem Grundgegenstande selbst hervorgehoben werden müssen, so folgt hieraus, daß ihre Wesenheit mit der Wesenheit des Grundgegenstandes analog zu sein habe. Es muß also eine Art von Analogie zwischen dem Grundgegenstande und seinen unmittelbaren Theilbegriffen ersichtlich werden. Diese Analogie findet auch jedesmal Statt; aber sie hat sich nur in der Wesenheit der Begriffe, und nicht in der Einbildung derselben bei der Darstellung zu bekunden. —

Entwirrung — Auflösung.

Das unnatürliche gegenseitige Verhältniß einer gewissen Summe von Ideen ist, wenn dies Verhältniß durch allseitige und unklare Vermischung derselben herbeigeführt wird, eine Verwirrung derselben; mehrere solcher Verwirrungen zusammen bilden eine Verwirrung der Ideen. Da nun eine jede vollkommene Darstellung an sich eine Entwicklung schon geordneter Ideen sein muß, so ist die Verwirrung der Ideen der inneren Vollkommenheit einer Darstellung gerade entgegengesetzt. Die Einleitung der einzelnen Theilbegriffe kann daher nicht eher den Regeln der Vollkommenheit gemäß vor sich gehen, als bis jede etwa vorhandene Verwirrung zuvor entwirrt, oder aufgelöst ist. — Eine Verwirrung kann entstehen

- n) durch allmähliches Vorherrschen der Phantasie vor der notwendigen Anschauung, wenn dies Vorherrschen der Phantasie auf sehr entfernt von einander liegende Idenbegriffe in gleicher Zeit überführt, und diese von einander entfernten Idenbegriffe am unrichtigen Platz zu früh mit gegenwärtigen Ideen unter einen Brennpunkt gebracht werden;
- h) durch das Dahingeben des Redners an sehr angenehme oder sehr unangenehme überflüssige Vorstellungen;
- o) durch Verdunkelung der innern Allgemeinübersicht, und daraus hervorgehender harter Entfernung vom Grundgegenstände, bei allzugroßer Vertiefung in unwissenschaftliche Idenbegriffe.

Zur Vermeidung der Verwickelung ist also das bleibende Bewußtsein der zur Klarheit gelangten Empfindungen, und das unerschütterliche zeitige Wissen des Grundgegenstandes die hauptsächlichste Sorge. Jede Art von Verwickelung muß durch den gehörigen Gebrauch dieser Sorge (eben im Voraus, oder während dem Vorausdenken) beseitigt werden; denn zur Auflösung einer Verwirrung, wenn sie schon da ist, dürfte dem Redner im Verlaufe der Darstellung wenig Zeit übrig bleiben, und zweitens bewirkt ihr Vorhandensein während der Darstellung durch die sodann notwendige Auflösung an und für sich schon eine Abweichung von der vorgesetzten Richtungslinie, mithin eine Unterbrechung und wohl gar eine Stockung in bestimmten Redegängen. Mag manche Art von harter Verwickelung in den Empfindungen immerhin dem Zuhörenden nicht unangenehm sein, so ist sie doch bei der Verknüpfung dieser Empfindungen immer eher schädlich, als nützlich. —

Wenn man glaubt, daß es Fälle geben könne, bei welchen der Redner mit Willen eine anfangliche Verwickelung herbeiführt, um sodann die Entwicklung desselben glänzender hervortreten zu lassen, so ist dies ein gezwungen-

Irthum; denn eine solche mit Willen eingeleitete Verwickelung, um sodann die Auflösung eines geschlossenen Knotens herbeizuführen, ist nur bei der dramatischen Darstellung erlaubt, bei welcher man diese Verwickelung die Intrigue des Stücks nennt. Der Redner wird also durch den Gebrauch dieses Mittels einen bedenkenden Mißgriff begehen, und seine Darstellung zum Schauspiel machen, welches weder vollständig überredet, noch überzeugt. (Es versteht sich von selbst, daß man das, was wir „Verkettung von Umständen“ nennen, nicht mit dem eigentlichen Begriffe „Verwickelung“ zu verwechseln habe.)

Der Redner kann vielmehr sehr häufig voraussetzen, daß sich in der Seele des Zuhörers mehr oder minder starke Verwickelungen befinden, und er also schon diese durch seine Darstellung zu entwirren habe; wie gefährlich also wäre es nicht für ihn, wenn auch noch in ihm selbst eine Verwirrung Statt fände. Dies ist besonders alsdann zu berücksichtigen, wenn die Zuhörer schon vorher wissen, wovon gesprochen werden soll, und also ein Jeder schon eine eigene Art von Meinung, Vorurtheil u. s. w. mitbringt, wie das z. B. beim Kanzelredner sich ereignen kann. Dieser kann immer mit der sichern Voraussetzung die Kanzel bestreiten, daß er eine Menge von Zuhörern vor sich habe, die sich vorher schon ihre eigene Ansicht über seinen Gegenstand schufen, unbekümmert darum, ob sie bei dieser inneren Schöpfung die fremdartigsten und dunkelsten Begriffe vertheilen untereinander warfen oder nicht. Er hat also mit der vollkommensten Klarheit seiner eigenen Gefinnungen und thut der genauesten Ueberzeugung aller etwa in ihm selbst vorhandenen Verwickelungen seinen Hebelplatz zu betreten, wenn er will, daß seine Darstellung den beabsichtigten guten Zweck erreiche.

K o n t r a s t.

Der Kontrast entsteht dadurch, daß wir solche Vorstellungen zusammenstellen, die sich in ihren Merkmalen entgegenzusetzen sind. Je unähnlicher sich gleiche, und je ungleicher sich ähnliche Gegenstände sind, desto stärker wird der Kontrast zwischen ihnen sein. Da nun der Naturalwerth eines jeden Gegenstandes durch seine Gleichung, Vergleichung oder Gegenaleichung mit andern Bildern sich ergibt, und da ein jeder Gegenstand um so werthvoller vor einem andern sein wird, je mehr Werth seine hervorstichenden Eigenschaften vor denen des andern voraus haben, so ergibt sich daraus, daß nicht nur bei jeder Darstellung zur Herstellung des Werthbegriffes ihrer Theilbilder und der Steigerungsproportion derselben, Kontraste nothwendig sind, sondern auch, daß der Kontrast, wenn viele unähnliche Theilbegriffe bei der Darstellung unter Einen klaren Hauptbegriff gebracht werden, zur Schönheit derselben wesentlich beitragen konnte.

Es dürfen aber die Theilbilder eines Grundgegenstandes nicht unter sich und nicht mit dem Grundgegenstande kontrastiren, sonst könnten sie leicht dem Zwecke des Nachlers entgegenstehen, anstatt denselben zu befördern. — Der Kontrast bei der Darstellung hat ferner nur im größeren oder mindern Werthbegriffe der Merkmale, nie aber in der stärkeren oder schwächeren Dunkelheit dieses Werthbegriffes zu beruhen.

Zoll der Kontrast in den Theilbildern zur Hervorhebung des Grundgegenstandes mit beitragen, so müssen die, durch die kontrastirende Zusammenstellung aus ihnen hervorgehenden bedingenden Merkmale als wesentlich nicht-kontrastirend zu den Merkmalen des Grundgegenstandes sich darstellen; d. h. indem ich den kontrastirenden Theilbegriffen scheinbar einen Begriffsverth vom Grundgegenstande entnommen lasse, muß vielmehr der bei der Kontrastzusammenstellung aus ihnen hervorgehende entscheidende

Werth dem Grundgegenstände angewendet werden können. Dadurch bewirkt ich eine Erhöhung dieses Grundgegenstandes, durch die kontrastirende Gegenüberstellung seiner Theilbilder.

Es gibt bei der Redebildung a) einen verschönernden, b) einen erhellenden, c) einen erhöhenden Kontrast, der in dieser Eigenschaft zur Anwendung gebracht werden kann. Daß man den entstellenden, verdunkelnden und vermindernenden Kontrast vermeiden müsse, ist begreiflich. —

Der verschönernde Kontrast beruht in der Gegenüberstellung des Harmonischen und Disharmonischen, oder der Konsonanz und Dissonanz, der erhellende auf der Gegenüberstellung des Edlen und Uedlen, und der erhöhende auf der Gegenüberstellung des Werthvollen und Werthlosen. —

Begeisterung.

Wenn wir die Begeisterung in ihrer eigentlichen Bedeutung nehmen, als die, aus der unwillkürlichen, stärksten Hineineigung in einen wahrhaft ergreifenden Gegenstände entspringende, höchste Lebhaftigkeit der Einbildungskraft, bei welcher sodann der emporstrebende Geist durch seinen unvorhergesehenen Aufschwung demaße gezwungen wird, sich von allen Fesseln des Bedingten in der Verbindung loszureißen, — und wenn wir also annehmen, daß die höchste Begeisterung ein förmliches unwillkürliches Überbinaus-schwingen des Geistes über die Grenzlinie des Gewöhnlichen sein kann, so laßt sich begreifen, welch' ein großer Bedner derjenige sein müsse, der in der wahrhaftesten, d. i. in der unwillkürlichen Begeisterung den Gauden seiner Darstellung nicht verlieren will. Es gibt freilich eine falsche Begeisterung, zu der sich Manche schon im Voraus entschließen, d. h. eine gemachte, oder vorge-

nommene, und bei dieser unterliegt sodann natürlich das Festhalten des Redens keiner allzugroßen Schwierigkeit. Aber bei der ächten und vorübergehenden Begeisterung, bei welcher der herbeigeführte Grad der Lebhaftigkeit in der Einbildungskraft den Redner selbst überrascht, gehört es zu den bedeutendsten Schwierigkeiten, dermaßen über die in der Seele notwendig umschlossenen Empfindungen Herr zu bleiben, daß man sich in der Gluth der Phantasie nicht zu weit oder gar ganz vom Grundgegenstande entferne, durch die Ueberspannung der Seelenkraft ihr Wirkungsvermögen schwäche, dadurch die Klarheit der umfaßten Begriffe verdunkle, endlich den geschlossenen Umfassungskreis ganz und gar überschreite, und so in den Strom der überflüssigen Vorstellungen auf eine Weise hinein gerathe, daß man entweder plötzlich stoßen muß, oder, was noch leichter ist, von der höchsten Stufe der Begeisterung zur Schwärmerei übergeht.

Wohl soll ein jeder Redner für seinen Gegenstand, besonders wenn derselbe einen sehr edlen oder erhabenen Zweck begründet, dermaßen beseelt und wahrhaft ergriffen sein, daß er bei der Darstellung in Begeisterung gerathen kann, und wohl soll ein jeder aus der Tiefe der Erkenntniß hervorgehende Ausdruck seiner Empfindungen die wahrhafte und begeisterte Auffassung seines Gegenstandes bekunden; aber selbst in der höchsten Gluth der Begeisterung darf er nicht sich selbst aus den Augen verlieren, und gerade in der höchsten Gluth der Begeisterung soll eigentlich er selbst nur im vorgelegten Gegenstande sein, d. i. sein Geist muß den Grundgegenstand dermaßen in sich eingefogen haben, daß während der ganzen Dauer der Darstellung, also auch während der höchsten Begeisterung in derselben, das wirkliche Empfinden des Redners einzig und allein ein Empfinden durch seinen Grundgegenstand ist.

Da wir der Einbildungskraft, als solcher, während der Darstellung keinen eigentlichen Ausdruck beigemessen, sondern sie

durch unsere Willenskraft höchstens zur Umschließung eines uns vorgelegten Ideenkreises nöthigen können, so bleibt sie, was ihre Lebhaftigkeit betrifft, immer sich selbst überlassen. Wir müssen uns daher vor einer überspannenden Steigerung dieser Lebhaftigkeit bei der Rede so gut als möglich verwahren, und ihr wenigstens im steten Bewußtsein bleiben unserer selbst und in der Geistesgegenwart eine Art von Führer aufdringen, so ungerne sich auch die Einbildungskraft was aufdringen läßt.

Da ferner die Einbildungskraft die eigentliche Bevollmächtigte der Seele ist, welche ihr ununterbrochen Ordre gibt, „nur ja recht viele Bilder herbeizuschaffen,“ und da die allzeit fertige Bevollmächtigte sich ein wahres Vergnügen daraus macht, die Seele mit Empfindungen und Vorstellungen gleichsam zu überschütten, so haben wir schon genug zu thun, um sie während der Darstellung nur in ihrer gewöhnlichen Wirkungsphäre nicht ausarten zu lassen; — um wie viel mehr also haben wir uns nicht bei ihrer ungewöhnlichen — der Begeisterung — vorzugeben. —

Man kann die Begeisterung immer eher als einen unnatürlichen Zustand betrachten; sie bedarf daher der natürlichen Mittel, um gemäßigt zu werden. Alles dasjenige, was sich auf bleibendes Bewußtsein, Geistesgegenwart und feste Richtungswaise bezieht, ist natürliches Mittel zur Mäßigung überspannter Lebhaftigkeit.

F a r b e n .

Insofern die Rededarstellung eine gewisse Harmonie zwischen der notwendigen und individuellen Anschauung, und also ein notwendiges Verhältniß zwischen den bedingenden und abgeleiteten Begriffen durch mehr oder mindere Hervorhebung derselben bedingt, kann sie ein rhes-

erisches Gemälde genannt werden. Das Verhältniß der Farben eines solchen Gemäldes begründet sich in dem gegenseitigen Werthverhältnisse der einzelnen Begriffe zu einander, und je harmonischer und die Absicht des Bildners hervorhebender diese Farben in einander verfließen, um so vollkommener wird das Gemälde zu nennen sein.

Der Schatten ist der geringste Grad der Modification des Lichts, und hebt also natürlicherweise die stärksten Grade dieser Modification, wenn er mit denselben verbunden ist, hervor. Wenn gleich aber die Licht-Farben des Nebengemäldes einen Vergleich mit den Lichtfarben der wirklichen Malerei zulassen, so kann dies doch keineswegs der Fall mit den Schattenfarben beider sein. Das Schatten- und Licht-Verhältniß der Nebedarstellung ist durch innere Anschauung, und durch inneren Begriffswertb bedingt, und soll von Seiten der Zuhörer gleichfalls eine innere Anschauung der Darstellung bewirken; und da ferner bei der wirklichen Malerei der Schatten in sich selbst jedesmal einen Werth haben kann, bei der Rede aber der sich ergebende Schatten eines Begriffes jedesmal einen niedrigeren Werth desselben anzeigt, so erklärt es sich, warum die Farben des rhetorischen Bildners ein ganz eigenthümliches Verhältniß der Mischung und Verbindung unter sich nothwendig machen.

Die Theorie der schönen Künste hat bis jetzt gewöhnlich die höheren Grade der Lebhaftigkeit das äußerliche Licht, und die niedrigeren Grade derselben den äußerlichen Schatten genannt. Dem müssen wir aber im Bezuge auf die Nebedarstellung ganz und gar widersprechen. Es konnte eine Summe der allermiedrigsten und werblosesten Begriffe mit der größten Lebhaftigkeit erfüllt werden, und welche gesunde Vernunft wollte sodann diese Lebhaftigkeit mit dem Namen „äußerliches Licht“ belegen? Ebenso aber konnte ein ruhiger und gelassener Redner eine Summe der edelsten und erhabensten Begriffe mit ganz ge-

ringere Lebhaftigkeit erfasst haben, ohne daß diese geringe Lebhaftigkeit darum der Schatten seines Gemäldes genannt werden konnte. Wir glauben also besser zu urtheilen, wenn wir das, durch den unmittelbaren und natürlichen Werth der Empfindungen hervorleuchtendere das ästhetische Licht, so wie das durch Bekundung eines natürlichen Vorwurthes Zurückstehende im Begriffe den ästhetischen Schatten benennen.

Die Farben eines rhetorischen Gemäldes verhalten sich zueinander, wie die einzelnen Begriffe desselben durch ihre unmittelbare Werthstellung. Der höchste Lichtglanz im rhetorischen Gemälde wird alsdann erzeugt, wenn durch gehörige Zusammenwirkung aller Farben der Theilbilder, der Grundgegenstand dermaßen in's Licht tritt, daß dadurch die gute Absicht des Redners erreicht wird; die höchste Harmonie des Gemäldes aber wird bewirkt, wenn der Werth aller Theilhauptbegriffe dermaßen zu einem Werthganzem verschmilzt, daß aus diesem Vereine der beabsichtigte Grundwerth, oder hervorleuchtende Werth des Grundgegenstandes ersichtlich wird. Die, den höhern oder mindern Werth der Begriffe bezeichnenden, Merkmale derselben bilden das Colorit der Darstellung, welches um so angenehmer auf das innere Auge einwirken wird, je harmonischer die erhabenden Merkmale zu Einem Ganzen zusammenfließen.

Wie bei jedem ernsten Gemälde, so muß auch bei dem ernstlichen rhetorischen das allzu Vunte in den Farben vermieden werden.

G e m ü t h s r u h e.

Der Redner hat sich während der ganzen Dauer der Darstellung in einer gewissen Gleichmäßigkeit des Gemüthszustandes zu erhalten, wenn auch gewisse von ihm ausgesprochene Empfindungen von einem besondern Eindrucke auf sein Gemüth sein sollten. Es kann sich in gewissen Perio-

den seiner Darstellung ein ergriffenes Gemüth zwar aussprechen, jedoch aber muß die Zurückwirkung des Ergriffenseins auf das Gemüth nicht so stark werden, daß dadurch eine momentane innere Unruhe herbeigeführt werden könnte. Auch die kleinste innere Unruhe kann auf die Einleitung der Ideen schädlich einwirken.

Gemüths-Unruhe ist die nächste Stufe zur inneren Erschütterung; da nun die allzuharte Erschütterung endlich eine Schwankung herbeiführen muß, und da das Aufhören einer jeden Schwankung eine Störung der vorhergegangenen Bewegung ist, so erfolgt hieraus, daß eine dauernde Gemüths-Unruhe sehr leicht eine Störung in der Rede herbeiführen könne.

Der Redner vergesse nicht, daß man in seiner Darstellung zwar die innere Triebfeder einer bestimmten Absicht, nicht aber die Aufgeregtheit seines Gemüths oder seiner Gefühle will in Wirkung treten sehen.

Das Natürliche. Das Wahre.

Je mehr Natürlichkeit bei der Einleitung der Ideen hervortritt, um so einfacher werden sie den Weg zu dem Innern ihrer Porer finden, und um so natürlicher werden diese zur Ueberzeugung gelangen. Alles nicht zu einer Darstellung zweckmäßig Passende ist für sie als unnatürlich zu betrachten, und stört die Gesamtwirkung ihrer Theilbilder. Je mehr sich die Entwicklung und Einleitung der Ideen dem Verhältnisse ihres natürlichen Werthes untereinander nähert, um so natürlicher wird die Einleitung sein, und um so einfacher wird sich das Wahre durch dieselbe befeunden.

Die Vollkommenheit der Rededarstellung schließt besonders das Unnatürliche, Schwülzige und Uebertriebene aus. Je einfacher und natürlicher sich die Linien

oder Reiben der Empfindungen zu einander gestalten, um so wohlthuernder werden sie auf das innere Auge des Zuhörers einwirken, und ihm die Annäherung an die vom Redner zu bewirkenden Empfindungen oder Absichten erleichtern.

Das Unnatürliche wird bei der Rede leicht zum Unwahrscheinlichen, und muß daher für den Redner immer von schädlichem Einflusse sein. Ungerübte suchen sich häufig bei der Darstellung mit schwülstigen oder unnatürlichen Ideen zu helfen, wenn sie durch Unsicherheit und Erkenntnißschwäche in ihrem Innern sich plötzlich verwickelt haben; dies macht aber das Uebel nur noch ärger, denn sowohl der Schwulst als das Unnatürliche bei der Darstellung entfernen immer weiter vom Gegenstande, anstatt zu ihm hinzuführen.

Das Wahre stützt sich immer auf die richtigste Einheit, auf die daraus hervorgehende Sicherheit in der Verbindung, und endlich auf die einfachste Anwendung des Gültigen nach seinem eigenthümlichen Werthe. Auch muß die Wahrheit in den Herzen jedes einzelnen Theilhauptbegriffes zur Wahrheit des Ganzen wesentlich beitragen.

Hülle. Weitsehigkeit.

Der in unserem Innern Verhuf eines bestimmten Grundgegenstandes zu schließende Idealkreis bildet den innern Gesichtskreis der Darstellung. Je mehr passende, und den Grundgegenstand erhöhende Theilbegriffe dieser Gesichtskreis zu umschließen vermag, um so reicher werden sich die einzelnen Theilhauptbegriffe zu entwickeln vermögen, und um so mehr hervorleuchtende Nebenbegriffe werden den geschlossenen Umfassungskreis ausfüllen können. Eine solche, den Hauptgegenstand erhebende, und zu seinem Werthe in passendem Verhältnisse stehende reichere Ausfüllung begründet die Hülle in der Darstellung, und eine solche Hülle trägt, wenn sie dem Zwecke vollkommen entspricht, und in

einen bestimmten Kreis eingeengt ist, nicht nur zur Schönheit der Darstellung im Allgemeinen bei, sondern es werden auch durch dieselbe am leichtesten die Lücken bei der Verbindung der Theilbegriffe vermieden. Alles Ebenmaß im Vortrage hebt die durch selbe bewirkte Gestaltung, und alles Ebenmaß in der Fülle trägt zur Schönheit dieser Gestaltung wesentlich bei.

Jede zu starke Fülle aber ist eine zu starke Ausdehnung, und alles unebenmäßige Ausgedehnte grenzt an's Unnatürliche. Bei der Rede pflegt die allzu große Fülle meist in Weitschweifigkeit auszuarten, und dadurch den nochwendigen Ausfassungskreis der Ideen zu durchbrechen; eine jede Weitschweifigkeit aber ist in der Rede von mehr oder minder übler Wirkung, weshalb man einer übermäßigen Fülle vorbeugen hat. —

Die Regel der *tel.*

Diese besteht jedesmal in der genau zu berechnenden Verbindung zwischen: Erkenntniß, Bewußtsein und Ueberzeugung. Harmoniren diese innig und wahr mit einander, so wird dem Redner nicht so leicht eine Verrechnung zu schwer sein. Man mag dagegen einwenden, was man will, so läßt es sich doch nicht ablehnen, daß die Kraft des Bewußtseins, in der Erkenntniß und der aus ihr hervorgehenden Ueberzeugung, eine mehr als menschliche sei, und daß, bei der Anwendung zur lebendigen Darstellung, dieser Kraft nichts zu schwer sein könne, wenn der Verbindungsgepunkt zwischen dem Redner und seinem Objecte „Wahrheit“ heißt. Auf diesem Verbindungsgepunkte wird es dann auch beruhen, ob der Zuhörer am Schluß der Darstellung die nämliche Entsumme finden kann, die der Redner selbst in ihr findet; und, findet der Hörer sie eben so wie dieser, — hat jener göttliche Droll der Ziele

sich in ungeschwächter Klarheit aus dem Innern des Darstellers den Weg in's Innere des Zuhörers gebahnt, dann darf der Redner gewiß sein, daß sein Zweck vollkommen erreicht, und die Wirkung eine dauernde sei. — — —

Wenn einige unser Leser vielleicht die Vermuthung hegen, eine wirklich rein-materielle Veredlung des Heiligen und Heiligsten im Menschen durch uns angegeben zu finden, so glauben wir den Irrthum dieser Vermuthung durch das Vorliegende hinlänglich dargethan zu haben, und bemerken ihnen bloß, daß das Erkennen des Menschlich-Heiligen durch körperliche oder maschinenmäßige Hülfsmittel und Vorrichtungen alsdann möglich sein wird, wenn wir es mit unserer Vernunft allein Einmal dahin gebracht haben werden, dem Schöpfer den Saamen der Gewächse nachzumachen, um sie ohne Ihn, durch uns selbst wachsen zu lassen. Und somit schließen wir denn in Ihm, ohne dessen Zuthun unserer Vernunft wenigstens bis jetzt nichts möglich war, ein Werk, dessen Grundlage unsere Selbsterkenntniß bildet, und von dem wir wünschen, daß es bei allen unsern Lesern eine ähnliche Grundlage zur Erreichung unsres Zweckes herbeiführen möge. —

E n d e.

LEIPZIG.

Verlegt bei D. W. Grisebach.



Hauptsächliche Druckfehler.

- E. II. 3. 2. von oben statt Hermeren lies Hermeren
- IV. 4. von unten fl. sein l. fern
- IX. 11. v. u. fl. jenen l. jene
13. v. u. fl. daß l. das
14. v. u. fl. annahme l. annäher
- XII. 1. v. u. fl. Manches l. so Manches
- XIII. 1. v. u. fl. kannten l. kannten
7. v. u. fl. liegenden l. liegende
7. v. u. fl. Das: l. Das ist:
3. 5. v. u. fl. Hud l. Hut
5. 3. v. u. fl. vom Jahre l. vor dem Jahre
21. 12. v. u. fl. demjenigen l. denjenigen
24. 6. v. u. fl. Menschen l. Menschheit
7. v. u. fl. Seine l. Seiner
43. 7. v. u. fl. innerer l. innerer
83. 3. v. u. fl. doch nie verschwinden l. oder aus verschwinden
91. 8. v. u. fl. durch l. durchs
9. v. u. fl. zahlreich l. zahlreich fl. des ganze l. das ganze
11. v. u. fl. sein l. fern
92. 9. v. u. fl. absoluten l. absoluten
93. 10. v. u. fl. Volkswirthschaft l. Volkswirthschaft
95. 6. v. u. fl. Strebungen l. Stedungen
96. 6. v. u. fl. der l. den

2. 92. 3. 2. v. u. 8. setze L. setze

129. + 14 u. 15. v. u. 8. kontrollirt L. kontrollirt

+ 118. + 14. v. 2. 8. im L. ihm

132. + 3. v. u. 8. fordernden L. fordernd

Die übrigen, allerdings zahlreichen Druckfehler sind der ge-
nähte oder schon zu verbessern die Güte haben.

Bemerkung zu den Worten S. 14. 2. 1.: Die Staatsmaschine.

Um M. Heroldthum zu verhüten, vermischt der
Verf. auf sein System der Gehepöllist. Th. 2.
wo gezeigt wird, wie der Staat Religion, Wis-
senhaft, Kunst und Gewerbe durch freie An-
regung und ohne Zwang zu wichtigen Stufen
der Rechtschaffenheit anhalten muß. In dieser
Hinsicht scheint er freilich nicht als Maschine be-
trachtet werden zu dürfen. Bedeutet man aber,
daß sich von den fabelhaften freieschen Be-
gehenden auf Millionen nicht ohne allge-
meine (also mechanische) Anhalten von der Be-
gierung gewirkt werden kann, so dürfte, so
erwähnt folgt in diesem Theil der Staatsorga-
nische Maschinen.

Berichtigungen.

85	Seite 2	von unten,	Natt: vergleichen,	Hes: vergleiche.
98	x 14	x oben,	x vorbeirabe,	x vorherreitende.
12	x 7	x x	x reite,	x reite.
79	x 18	x x	x vorbrängende,	x vorbrängende.
99	x 9	x x	x Summe,	x Summen.



Verlagsanzeige.

In meinem Verlage sind ferner erschienen:

- Brander, Prof. F. W., Vorlesungen über die Arithmetik, zur
 Belehrung derer, denen es an mathematischen Vorkenntnissen fehlt. 2 Bde. gr. 8. Mit 22 Kupferst. in gr. 4. 4 Bbl.
 —, Vorlesungen über die Naturlehre, zur Belehrung derer, de-
 nen es an mathematischen Vorkenntnissen fehlt. 3 Bde. gr. 8.
 Mit 169 und 15 gek. Kupferst. in gr. 4. Druckv. 6 Bbl.
 Schreibv. 10 Bbl. 12 gr.
 Wremser, D. Dr. David, Die Isaac Newton's Lehre nebst einer
 Darstellung seiner Entdeckungen. Uebers. von H. M. Goldberg,
 und mit Anmerkungen vom Prof. F. W. Brander. Mit Newton's
 Portrait und 1 Kupferst. in einer Felle. gr. 8. 25 Bogen.
 Schreibv. broch. 2 Bbl.
 Hölzer, Prof. J., Darstellung der Verfassung und Verwaltung des
 Königsreichs Sachsen. Aus Handschriften und zeitlichen Aufzeichnungen.
 1r 1Bl. Auch unter dem Titel: Verfassung und Verwal-
 tung des Königsreichs Sachsen. gr. 8. 17 Bogen. 1 Bbl. 6 gr.
 —, Geschichte der Landwirthschaften. gr. 8. 18 Bogen.
 Druckv. 1 Bbl. 6 gr.
 Schreibv. 1 Bbl. 18 gr.
 —, Der Staat und der Landbau. Beiträge zur Agrarhistorie.
 gr. 8. 1834. 1 Bbl.
 Seewald, G. von, Buch für Kinder geistiger Eltern. 2 Bde.
 Schauspiele, Märchen, Romanen, Erzählungen, Romane, Epi-
 kelen und Novellen. Neue verbesserte Ausgabe. Mit 15 gemalten
 Kupfern. 8. 45 Bogen. Schreibv., elegant gebunden. 4 Bbl.
 Klopffsch & Dehn, Mit erläuterten Anmerkungen und einer Vor-
 geschichte des Dichters von J. G. Guder. 2 Bde. gr. 8. 56 Bogen.
 3 Bbl. 8 gr.
 Vöckerling Carus, L., von der Natur der Dinge. Uebers. von
 A. F. von Rochel. Zweite vermehrte und verbesserte Ausgabe. Breit
 gr. 8. 20 Bogen. Druckv. 1 Bbl. 8 gr.
 Schreibv. 1 Bbl. 18 gr.
 Völsig, Heinrich, Ritter, Prof. H. F. L., Vermischte Schriften aus
 den Kreisen der Geschichte, der Poesie und des Vortrags über-
 haupt. 2 Bde. gr. 8. 50 Bogen. Druckv. 3 Bbl. 18 gr.
 Schreibv. 4 Bbl. 12 gr.
 Schreibv. 15 Bbl.

- Schwarz, Geh. Kirchenrath, Prof. D. R. G. Gb., Erziehungslehre,
3 Bde. in 4 Abtheilungen. gr. 8. 132 Bogen. Druckpap. 8 Thlr.
Schreibpap. 10 Thlr.
Leinwand. 15 Thlr.
- — Darstellungen aus dem Gebiete der Pädagogik. Herausgegeben
und zum Theil selbst verfaßt. Als Nachtrage zur Erziehungslehre.
gr. 8. 74½ Bogen. Druckpap. 2 Thlr.
Leinwand. 3 Thlr.
- — Die Schulen. Die verschiedenen Arten der Schulen, ihre in-
neren und äußeren Verhältnisse, und ihre Stellung in dem Ent-
wickelungsgrade der Menschheit. Zur Selbstkenntniß der Erziehungs-
lehre. gr. 8. 29½ Bogen. Druckpap. 7 Thlr. 6 gr.
Schreibpap. 3 Thlr.
Leinwand. 4 Thlr. 12 gr.
- Schönmel's, H. W. v., Sammlende Werke. 8 Bde. Mit dem Titel
aus des Verfassers und 5 Kupfern. 8. 130 Bogen. Leinwand.
Leuch. 6 Thlr.

Georg Joachim Göschen,

in Leipzig.





EUROPÄISCHE
GEHEIMNISSE

KINES

MEDLATSIRTEN.

Metternich und Europa. Wien und
Österreich.

HAMBURG, 1836.

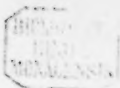
DRUCK UND VERLAG VON GEORG BOOMANN.

12



Aus Wien.





Wien — — —

Es ist wahr, das österreichische Papiergeld thut Wunder! Ich sah einen der glänzendsten Bälle beim Fürsten-Staatskanzler, und kann noch vor wollüstiger Erinnerung nicht zu mir selber kommen. Der verwünschte böhmische Bauer, der so eben an meine Thüre klopft, und um ein Stück Brod bittet, weil ihm die Geistlichkeit daheim seine kleine Haabe wegen versäumter Steuererrichtung verkaufen, und ihn durchprügeln liess, könnte mir fast diese Erinnerung schwächen. Aber nein, ich bin ein Mann und ein Tänzer obendrein. Geben wir dem gemeinen böhmischen Menschen ein Almosen, und jagen ihn zum Teufel, damit ich Ihnen ruhig vom Balle bei Metternich erzählen kann.

Über *sechshundert* Personen waren zu diesem Balle eingeladen. Ich fuhr etwas spät vor, und musste lange warten, bis meinen Wagen die Reihe traf, an's Thor zu fahren, denn eine glänzende Equipagenmenge hielt vor mir auf dem schönen, grossen Platze. Eh' ich ankam, blickte mir schon aus der Ferne ein leuchtendes Etwas entgegen. Ich war Anfangs versucht, es für leuchtende österreichische *Thränen* zu halten, aber bald erkannte ich meinen profanen Irthum; es war nur die brillante Erleuchtung des ausseren Schauplatzes. — Ich freute mich kindisch über diesen Anblick, und verglich, ohne es zu wollen, das Haus Metternichs mit dem früheren Staatsbanquetott und alle die schönen Lichterchen mit den Kreuzertalgkerzen derjenigen, die dadurch zu Grunde gingen, und zu Hause bei der Hobelbank oder dem Schusterpfriem beschäftigt, ihr rührendes „Gott erhalte Franz den Kaiser“ piffen. —

Die ganze weite Etage des Pallastes war für das heutige Fest in Anspruch genommen, und die grosse Versammlung hatte hinlänglich Platz in den glänzend erhellten Sälen. Ich trat ein, und siehe da, der erste Prospect zeigte mir im grossen Saale den berühmten Fürsten selbst, umringt von den ungarischen Deputirten, die wenige Stunden vorher angekommen waren, um dem Kaiser zu seinem Geburtstage zu gratuliren. Ich sah die ungemeine Pracht der Kleidung, mit welcher diese reichen Herren, überdeckt von Gold und Edelsteinen, sich geschmückt, und erinnerte mich, um den erfreulichen Contrast für mich angenehmer zu machen, eines Besuches, den ich vor drei Tagen dem Herrn Hofagenten August Walcha in Geschäften abgestattet hatte. Dieser höchst-rechtliche, die Armuth persönlich oft über seine Kräfte unterstützende Mann, geniesst seit lange meiner innigsten Hochachtung. Ich fand ihn bei dem erwähnten Besuche mit nassen Augen an der Seite eines ungarischen Bauern, und vermuthete sogleich eine ungewöhnliche Ursache seiner Thränen. Hier ist sie: genannter Bauer sollte seinem Herrn, einem ungarischen Edelmann, erzwungene, schwere Frohnarbeit leisten, und stellte ihm vor, dass er alt und krank sey, und nicht arbeiten könne. Um dem Bauer nun zu beweisen, dass er nicht krank seyn dürfe, liess ihn der edle Edelmann über einen Baumstamm legen, und prügeln. Aber, *wie* prügeln? Der Bauer hatte so eben einen kleinen Sack geöffnet, und ein altes Hemd zur Beglaubigung vor dem Herrn Hofagenten hervorgezogen. Dies Hemd erblickend, sah ich, dass es ganz *steif* war, gleich einem Hemde, das nach dem Waschen an einem sehr kalten Wintertage in's Freie gehängt, und *steif gefroren* ist. Als ich nun näher untersuchte, fand ich, dass des Bauers Hemd steif war von — **geronnenem Blut**. — Ich verbürge diese Thatsache Milady, aber, Sie dürfen mir nicht schaudern, dem Volke, das sich *das gefallen lässt*, geschieht Recht. — Der Bauer weinte Feuerthränen auf sein geronnenes, ihm entprügeltes Blut; aber der würdige Herr Agent konnte nichts thun, als mit ihm weinen, und ihn mit einem reichlichen Almosen entlassen.

„Es ist mir von der hohen Hofstelle streng verboten“ — sprach er erschüttert — „in solchen Angelegenheiten Bittschriften an den Kaiser (eine solche war des Bauers Verlangen) zu verfassen; ich würde meine Stelle verlieren!“ — Der Bauer ging, und ich knirschte, dass ich Zahnschmerzen bekam. Ich Dummkopf! Meine Zähne sollten mir lieber seyn, als sie zu zerknirschen. Ich war ja eingeladen, damit bei Metternich zu essen. — Nun stellen Sie sich einmal, Milady, den herzerhebenden Contrast vor zwischen diesem steifen Bauernhemd und den mit Diamanten bedeckten Pelzen der reichen ungarischen Deputirten. Ich lachte vor innerer Wollust; — alle Lampen in den Sälen brannten in dem Augenblicke schön blutroth vor mir. — Ich gratulirte dem Kaiser, der das Suppliciren verbot, von Herzen zu seinem Geburtstage; ich bedauerte, dass er nicht noch einmal zu gehören war. —

Ein weitstrahlender Kreis schöner und reichgeschmückter Damen füllte jeden Saal, durchwirkt mit behänderten und Orden bedeckten Offizieren und Diplomaten verschiedenen Ranges; das Ganne schwamm im blendendsten Schimmer, und die Fürstin, in dem einen Nebensaale sitzend, und beweihräucht von sie umgebenden Damen und Herren, war eben nicht die hässlichste der im Allgemeinen ausgezeichnet hübschen Frauen. Sie soll einige gute weibliche Eigenschaften besitzen. Ihre Mutter, die alte Gräfin Zichl-Ferari ist das widerlichste, arroganteste Weib unter der Sonne; alle Damen der hohen Societät beklagen sich bitter über das unausstehlich-hochmüthige Benehmen dieser Dame, seitdem ihre Tochter Fürstin Metternich ist. — Heute Abend fand ich sie entsetzlich aufgeputzt, und ihre Schminke sorgsamer als je aufgelegt; oh auch sie noch als *Schöne* erscheinen wollte, das wissen die Götter. Fast sämtliche Stücke der Wiener Diplomaten-Mosaik drängten sich geschäftig-müssig durcheinander, grüssten sich lächelnd, belächelten sich grüssend, sagten mit gewichtiger Miene ein stummes Nichts, machten die drolligsten Pudel- und Kratzfüsse, husteten nobel, räusperten sich noch nobler, thaten, als ob sie was Gescheutes reden wollten, brachen

endlich in das geistreichste „befinden sich Excellenz?“ aus, und schlüpfen so leicht und gut es ging durch die schimmernde Damenmasse, nur darauf denkend: so wenig als möglich zu denken, und jedem Bekannten einen höflichen *Usque* so freundlich und geistreich als möglich zu sagen.

Das unausstehliche aller diplomatischen Gesichter war mir heute das des nichtig-wichtigthuenden *baierischen* Legationssecrétaires, oder Kanzellisten; ein eingebildetes, sackgrobes, jämmerliches Stutzerchen. — Dass die *Baiern* vom Hoften sämtlich sackgrob und roh sind, wissen Sie, *Milady*, schon aus meinen früheren Berichten. — Wenn man eben nicht aufgelegt ist, über Staaten zu weinen, so muss man platzen vor Lachen bei dem Anblick eines solchen Diplomatenrings, der von aussen mit falschen Steinen besetzt, und inwendig *hohl* ist. — Ein heutiger Diplomat ist eine leere Austerschaale, die tief im Schlamme festsetzt; eine zerbrochene Schleuse, die unten den Strom zurückhält, während er oben d'rüber hinausläuft; ein Mikroskop, durch welches der Fürst eine *Laus* für einen Elefanten ansieht; eine Windmühle, an der das ganze Dach nach Belieben gedreht werden kann; eine Katze, die während der Zeugung Schmerz, bei dem Gebären aber Wollust empfindet, und aus lauter Wollust die eben geborne *Katze* selbst wieder auffrisst; eine Geldbörse voller antiken Münzen, die nicht mehr im Course sind; kurz, ein *leuger* Diplomat ist — ein Diplomat. Ich kam mir heute vor, wie ein Matrose auf dem festen Lande; die gewohnte freie Luft ging mir fühlbar ab, und ich hätte gerne alle mich umduftenden Wohlgerüche gegen ein bisschen Theegeruch vertauscht. Aber die Windstille draussen nöthigte mich Etwas, zu bleiben, und somit suchte ich mich zu unterhalten, wie ein erwachsener Mann in der Marionettenbude. Ich sah die geschmückten Kerlehen am Drahte tanzen, und ich lachte über dumme Spässe, wenn ich einen kindischen Nachbar darüber lachen sah, um dem guten Jungen die Freude nicht zu verderben. Ich bedauerte, dass nicht ganz Deutschland an meinem Platze war, um die Comödianten seines Glückes *Menschen spielen* zu sehen. Während getanzt wurde,

kroch das Diplomatenheer durcheinander, wie die Aale im Korb; nur Fürst Metternich stand ruhig, wenn er einmal stand, und liess sich amüsiren von dem wechselnden, ihn umtreibenden Gewühle. Ich sah ihn nicht ein einziges Mal lachen; er stand kalt und die ewig-gleiche Schrift im Gesichte, gleich einem Grabsteine auf dem Kirchhofe Deutschlands. — Die andern waren viel beweglicher. Der französische Gesandte hüpfte wie eine Gummikugel, der bayerische marschirte schwer und plump wie ein satter Mops, der preussische ging auf den Zehen, wie ein Schmuggler, der englische walzte sich langsam vorwärts wie ein Faulthier, der württembergische schlängelte sich, wie ein Kazzenschwanz, der russische krümmte sich vorwärts, wie eine lauernde Hyäne, der spanische flatterte, wie eine zerrissene Banknote und die Repräsentanten der kleineren deutschen Stäatchen schlichen, rutschten und glitschten durcheinander, wie ein Häuflein ganz junger blinder Hunde. Dazwischen strahlte denn jeden Augenblick eine bediamantete junge Schöne hervor, wie eine anmuthige Perle, und das Ganze gewährte in der That ein sehr interessantes Bild. —

Gleich Anfangs war der Kronprinz oder jetzige jüngere König von Ungarn mit seiner Frau, einer jugendlichen Schönheit, die guten Herzens ist, eingetreten; ihm folgten die übrigen Prinzen des kaiserlichen Hauses und der Palatin. Zur Seite der Königin junioris erschienen die Erzherzogin Sophie, Frau des wackern und edeln Erzherzogs Franz Carl, der sich, wie man mir berichtet, ein wenig viel von ihrer bekannten bayerischen Bosheit und Grobheit gefallen lässt, und die lebenswürdige Herzogin von Lucca. Bei ihrer Ankunft erhob sich Alles, und der Fürst Metternich und seine Gattin öffneten ihnen zum Empfange entgegen. Unter den Begrüssenden sah ich auch die regierende alte Fürstin Lichtenstein, von der ich vielleicht noch später reden werde. Sie ist ein Engel von Herz und Gemüth, ganz eine Frau wie sie seyn soll, und nie werde ich der mir durch sie gewordenen Beweise von ächter Seelengüte vergessen; ich kann nur *Sie*, *Milady*, die an-

gebetete, engelgleiche Gräfinn *Fiquelmont* in Petersburg, die himmlisch-edle Kaiserin Charlotte daselbst und wenige andere Frauen, die ich kennen lernte, mit ihr vergleichen. — Auch der österreichische Thronfolger, von dem man mir oft behauptet, dass er, wenn gleich aus wichtigen Ursachen sich verstellend — eben so stark an Geist als schwach an Körper sey, machte durch seine, in jeder Gesichtsmiene ausgedrückte Güte eine für mich sehr angenehme Erscheinung aus. Mein geliebter, guter Graf *Salm* grüsste mich eben, als das Zeichen zur Polonaise gegeben ward; — ich ward wirklich heiter gestimmt, als ich gleich nach ihm den wackeren Hofrath *Hammer* erblickte.

Ein wahrer Sternenhimmel von Edelsteinen und Pracht reichte sich nunmehr zum Eröffnungstanze. König Ferdinand führte die Fürstinn Metternich, der Fürst von Metternich die junge reizende Königin, der Palatin die Herzoginn von Lucca, ihnen folgten mit ihren Damen die übrigen Prinzen, und nach ihnen kam die übrige Paar-Kette, die helle Saalbeleuchtung durch Schönheit und Schmuck verdunkelnd. — Während nun die Polonaise diesen geschlossenen Kreis im langsamen Marsche meinem Auge vorüberführte, schloss ich bisweilen dies Auge, um den ungestümen Bitten meiner Phantasie nachzugeben, die es so gerne liebt, die Bilder des Scheines mit denen der Wahrheit zu vermischen. — Ich sah also zwischen den dicht hintereinander folgenden Prachtpaaren verschiedene Lebensgestalten einhermarschiren, die das Gemälde vervollständigten, indem sie den fehlenden Schatten hinzufügten. — Ich sah hinter dem *ersten* Paare meinen blutigen ungarischen Bauer mit dem steifen Hemde, sein halbnacktes, hungriges Weib lustig voranführend, während die Diamanten des ihm folgenden Paares die geschwellenen Striemen seines abgewergelten, nackten Rückens erleuchteten; dem zweiten Paare folgte mein greisiger, böhmischer Bettler von gestern im zerfetzten Kamisole, an dem harten verschimmelten Brodkrumen nageud, den er vom Fenstergesimse seines ausgepfändeten Hauses nahm, als man ihn hinausstieß, an der Seite seiner bleichen Tochter, die ihm hätte helfen

können, wenn sie dem Herrn des Guts einige unterhaltende Nächte geschenkt hätte; dem dritten Paare schlich eine greisige, hungrige österreichische Wittwe mit fünf Kindern nach, deren Mann dem Staate sechszehn Jahre als Beamter gedient, und sich zu Tode gearbeitet hat, die man aber nun verhungern lässt, weil sie nicht schön genug ist, um sich eine Pension zu erschlafen*); — dem vierten Paare folgte ein magerer, verbrannter Croate in seinem zerrissenen schafwollenen weissen Kittel, in der linken Hand einige für den Verkauf verfertigte Mäusefallen, in der rechten eine Zwiebel, dem einzigen Nahrungsmittel, welches ihm die berühmte Freiheit Ungarns zur Erleichterung des Hungertodes überlässt. — Und so folgten, Milady, ganz lustig Bilder um Bilder, Licht und Schatten, Hungertod und Überduss, bis ich ganz am Ende ein kugelfrundes, fettes, prausbäckiges, übersättigtes, kleinäugiges, schwitzendes, stöhnendes, lächelndes, frommes *Pfäfflein* erblickte, an der Hand einer rothwangigen, vollen und jungen Haushälterin, die ihm während der Polonaise wiederholt zuflüsterte, alles Mögliche aufzubieten, um bald das Colibat aufheben zu machen. Hier lief plötzlich meine Phantasie davon, und liess mich wieder allein beim *bal-paré*. Die Polonaise war zu Ende, und der Geschwindtanz ging los. Mein Herz wackelte mehrmals ganz gewaltig bei dem Anblicke der vorüberfliegenden Schönheiten, und ich hatte mich wahrhaftig verliebt, wenn's länger gedauert hätte. — Ein Nebensaal, das sogenannte „Cabinet der Fürstin“ hatte sich unterdessen in einen Spiel-Saal verwandelt. Man spielte meistens Whist, und an manchen Tischen ziemlich hoch. — Einen guten Witz, den ich bei einem dieser Tische hörte, der aber bald böses Blut erregt hatte, und darum strenge von denen, die ihm gehört, verschwiegen ward, kann ich nicht übergehen. Eine junge fremde Dame hatte das Glück, ihrem unvorsichtigen Nebenmanne zweimal nach einander den Trumpf-König mit dem Daus zu

*) Sie heisst Feiler, Milady, und wohnt in der Vorstadt Landstrasse.

nehmen. Der Verlierende, über sich selbst unwillig, sagte daher: „ich verliere jeden Augenblick meinen König!“ — „Ei, Sie sind vielleicht ein Franzose!“ — versetzte die Gewinnende. Alle Mitspielenden erschraaken sichtbar über diese Äusserung; die junge Dame wurde über und über roth, da sie nun erst einsah, dass sie im Salon von Metternich war; man schwieg jedoch, und ich, der ich hinter ihr stand, hütete mich wohl, zu lachen.

„Karten und Würfel sind ein Werkzeug des Teufels!“ — predigt der gelehrte, geistliche Herr am Vormittage von der Kanzel, und am Abend setzt er sich nieder, und verspielt das Beicht- und Armengeld der Kirche unter Scherzen, Bücklingen und Complimenten. Wenn ich der Teufel wär, so möcht' ich ein Geistlicher in Wien seyn; dann könnt' ich beten und fluchen zugleich, ohne Furcht vor Excommunication. — Deutschlands Staaten sind ein Spiel Karten von 38 Blättern, in den Händen des deutschen Bundes; Österreich hat alle Trümpe und die Vorhand, — Russland als eingeladener Strohmann die Hinterhand; Österreich, Preussen und Baiern spielen fortwährend *Kreuz*, Russland *Pique*; Baden und Württemberg gaben früher *Hertz* zu, aber seit einigen Monaten kriegen sie keinen Stich mehr von Preussen und Österreich, und der russische Strohmann hat ihnen endlich mit *Pique* alles *Hertz* genommen. — Louis Philipp hätte Anfangs ihre Parthie übernehmen und das Hertz wieder auf den Trumpf bringen können; aber er ist ein zu grosser Freund vom (Hunde) *Caro*. Ich bin neugierig, wie dies grosse Spiel enden wird; da jeder einzelne deutsche Staat im *Schlamm* steckt, so bilden sie alle zusammen *Schlamm*, und wenn sie nicht bald die Roberparthie gewinnen, sind sie verloren. — — —

Gegen elf Uhr wurde zum Souper eingeladen; Alles sprang auf, und suchte sich ein Platzchen, und bald sah man Hunderte von Kinnbacken in *einnehmender* Bewegung. Der Fürst Metternich ging während dieses überaus reichen Soupers von einem Tischchen zum andern, und unterhielt sich sehr freundlich mit den geschäftigen Herren und Damen, wobei es mir jedoch nicht entging, dass er auf das

Auffallendste jedes Gespräch mit *Gesandten* vermied, und ihnen mit einer Art Ängstlichkeit überall aus dem Wege ging. —

Das Diplomatische und Politische aus diesem Abend-Zirkel ganz abgerechnet, und die Gesellschaft rein persönlich betrachtet, muss ich sagen, dass wohl nicht leicht eine solche Masse so guter Herzen zusammen kommen, als dies hier der Fall war, — wobei ich jedoch hauptsächlich die *österreichischen* im Auge habe. Rein als *Mensch* betrachtet, gehört der *Österreicher* (d. h. der eigentliche; nicht den Böhmen, Ungar u. s. w. mitgerechnet), zu den gutherzigsten unter der Sonne. Man kann, wenn er erst Vertrauen fasst, in der That, wie das Sprüchwort sagt: „das Herz aus dem Leibe von ihm haben.“ Es ist ihm, und wenn er noch so wenig geben kann, fast unmöglich, einen Armen von der Thüre zu weisen, und darin, zu ihrem Ruhme sey's gesagt, gehen die Prinzen des Kaiserhauses, vom Kronprinzen an, mit dem schönsten Beispiele Allen voran. Unter zehn Hartherzigen, die der Arme in Österreich findet, sind gewiss ~~neune~~ *neune* ~~auswärts~~ geboren und Nicht-Österreicher, (ich meine hier wieder *das eigentliche Österreich*). Edeln Herzens auch ist der österreichische mittlere und niedere *Adel*; dieser bildet zugleich die Hauptstützen der *Kunst* im Lande. — Der *hohe Adel* zählt gleichfalls Herzen, doch finden sich unter ihm, aus *politischen* Veranlassungen, manche betrübende Ausnahmen. So z. B. sind Familien, wie die edeln *Lichtensteine* sehr selten im Lande. — Unter dem *Wiener Handelsstande* gibt's schmutzige, füzige Seelen; ich komme auf sie später zurück. — Nach den österreichischen Herzen folgen zuerst die *ungarischen*; doch ist hier erst noch manche Veredelung zu erwarten. Die Despotie des ungarischen Adels gegen den Unterthanen ist schrecklich. Ich hörte manchen österreichischen Landmann mit Recht sagen: „ich wollte, wir hätten eine Verfassung; sollte man aber die *ungarische* vorschlagen, so will ich lieber gar keine!“ — Sonst findet man viele gute, gastfreundliche Menschen in Ungarn; vielleicht wäre dem Bauern-Elende schon abgeholfen worden, wenn der bessere unga-

rische Edelmann freiere Hand und Spiel hätte. — Aber, ich verliere mich ganz vom Balle. —

Nach dem Souper ging der Tanz sogleich wieder an, und nun tanzten auch mehrere Diplomaten.

Sattgeessene Diplomaten tanzen zu sehen, gewährte mir wieder ein ganz neues Vergnügen. Es kam mir immer vor, als müsste ich hinterdrein laufen, und jedem sein Stück deutsches Vaterland an den Frackzipfel hängen, nur um das Vergnügen zu haben, einige Staaten im Metternich'schen Pallast herumschleifen zu sehen. — So ein junges Diplomätchen, das, weil es vielleicht einmal seinem Herrn Minister die heruntergefallene Nachtmütze aufhob, einen Orden trägt, — Gallopade tanzen zu sehen, ist das Drolligste, was Sie sich denken können. Sein ganzes Drehen und Hüpfen hat dergestalt etwas Leicht-Schweres, Eisern-Gläsernes, und ich möchte sagen Legitim-Hanswurstartiges, dass man dem Kerlehen schon auf der Schuhspitze lesen kann: „Ich bin bestimmt, in der Bewegung still zu stehn, und mein Beruf ist, wenig Etwas durch viel Nichts zu seyn.“ Das Balkkleid sitzt ihm so dicht am Leibe, dass es jedem Luftzuge durchaus unzugänglich ist, und der erzwungene Ernst im jungen nichtssagenden Gesichte sieht aus, wie eine verbrannte Kruste auf einem Stücke Pumpernickel. Ich glaubte mich plötzlich in einen Hühnerstall versetzt, wo junge Hühner auf alten Eiern sitzen, ohne selbst welche legen zu können. — Das Essen hatte den Damen warm gemacht; der Tanz trieb ihnen jetzt dicke Schweisstropfen auf die Stirne, und ein dicker, ministerieller Dunst begann die Säle anzufüllen. Da hielt ich es für Zeit, mich davonzuschleichen.

Wien — — —

So eben hab' ich mir erzählen lassen: „Das Vermögen verwaister Kinder aus der Bürgerklasse verwalte bis zu ihrer Mündigkeit kein von den Eltern bestellter *Vormund*, sondern — die österreichische *Regierung!*“ — Denken Sie darüber, was Sie wollen, — ich bin gleichfalls verwaist, und die Regierung verwaltet meine Gedanken. Der hiesige Fiskus ist *classisch*, denn er bemächtigt sich *aller Classen*. Auf diese Weise kann es schwerlich noch einmal zum Staatsbanquerotte kommen, und dass Kaiser Franz ein „*Vater der Waisen*“ sey, wird mir kein Mensch mehr abläugnen wollen. Wenn der Vater das Geld der Kinder ausgibt, wer will's ihm wehren? *O sancta sapientia!* — Ovid lügt, wenn er sagt: „*nulla potentia longa est*“; von der Unmündigkeit bis zur Mündigkeit ist für eine Waise eine Ewigkeit, und wann wäre in Wien ein Budget erschienen? Aber das Ding gefällt mir. Sobald ich einmal Kaiser seyn werde, verbiet' ich das *Mündigwerden* bei Todesstrafe; es darf mir gar keine Seele mehr mündig werden, und alle Leute, die rechnen können verbann' ich bei Strafe, den Kopf zweimal zu verlieren, aus meinem Lande. — Der Mann, der mir jene Neuigkeit erzählte, muss das bei mir gerochen haben, denn als ich ihm ungläubig erwiderte: „Herr, Sie haben den Kopf verloren!“ griff er an seine Nase, und sagte: „Nein, — ich bin kein Rechenmeister!“ —

Wien — — —

„Jeder österreichische Soldat, der auswärts in Garnison steht, und einem Kameraden nach Hause schreibt, muss, bevor er den Brief zur Post gibt, bei harter Strafe,

denselben erst vom Feldwebel lesen lassen. Ist nun darin sein Zustand, die Behandlung von seinen Obern und alles Übrige nicht auf das höchste gelobt, — tadelt er das mindeste oder wagt es gar, seinen Eltern oder Freunden etwas zu *klagen*, so ist der Feldwebel eidlich verpflichtet, den Brief zu zerreißen, und der Schreiber erhält als künftige Verhaltensregel *funfundzwanzig* auf diejenige Stelle, auf der der Kaiser so gerne *ruhig* sitzt.“ —

So sagte mir so eben ein Beamter vom *Hofkriegsrathe*. — Wollen *Sie* ihn Lügen strafen, *Milady*? ich nicht. Ich wusste das längst. — Es lebe die militairische Censur! Wie kann sich auch nur so ein gemeiner Mensch, der blos *vierzehn* Jahre unter dem Corporalstocke steht, das Recht einbilden, sich beklagen zu dürfen? Subordination, — oder das Donnerwetter soll Euch in die Volksknochen fahren! —

Also nicht blos der „*Österreichische Beobachter*“, *Milady*, auch der gemeinste Soldat in der österreichischen Armee fließt über von Lob; jener wegen 25 Gulden, dieser wegen 25 Prügel, — der Unterschied liegt blos im *Holz*. — Eine Stunde später, nachdem der Beamte fort war, machte ich einen Spaziergang in's Freie, und durch ein Gebüsch kommend, sah ich eine schnurgerade, schlanke Haselstaude vor mir stehen. — Der Haselstock des Corporals fiel mir unwillkürlich ein. Ich blieb stehn, verneigte mich tief, und hielt folgende Anrede an ihn:

„Allmächtiger Haselstock! Auch Dich hat Gott geschaffen; und wenn auch die Schöpfungsgeschichte der Bibel Dich übergeht, so hat doch der österreichische Scharfsinn bewiesen, dass Du nicht blos in die Welt tratest, um Haselnüsse zu tragen und Eichhörnchen zu füttern. Ein viel edlerer Zweck bringt Dich mit dem ersten Wesen der Schöpfung, dem *Menschen* zusammen. Der Saft, den Du ausschitzest, sind die Thranen Deines Dankes für diese Auszeichnung, und wenn Dich gleich die Natur unter den edleren Pflanzen in den *Hintergrund* stellte, so wollte sie, nach der *Wiener* Bibelauslegung, blos damit sagen, dass Du für den *Hintern-Grund* geschaffen bist! Dem Boden der

Geburt entzogen, verlierst Du die leichte Schale, um die Weltordnung durch Deinen biegsamen Kern zu befördern, und so klar sind Deine *trefflichen* Eigenschaften, dass der gemeine Soldat sie selbst mit demjenigen Gesichte erkennt, das *keine Augen* hat! *Fünfundzwanzigfaches* Gefühl erweckend, bildest Du den tapferen österreichischen Krieger für die deutsche Brief-Litteratur aus, und lehrst ihn, die Macht seines Kaisers sogar von hinten zu erkennen! Zwar findet die Philosophie das unrecht — doch, was kümmert Dich die Philosophie? Du gehst Deinen Pfad in gerader Richtung und Dein Ziel ist — ein *menschlicher Ruhenitz!* Käm' auch ein Weiser, und nennte Dich einen *Päderasten*, so würdest Du ihn Lügen strafen, denn nicht nach *Knaben* geht Deine Richtung, sondern nach *Männern!* Also, fahre nur fort in Deinem Bestreben, den Menschen von hinten zu erleuchten, und brächst Du auch bei der Arbeit zusammen, so sey versichert, Deine Kinder werden nur in *Deine* Fussstapfen treten, und unter der *Leitung* ihres geschickten führenden Meisters, *Profos* genannt, das Ziel erreichen, das Du verfehltest. *Unbeschreiblicher Haselstock*, Dein Daseyn sey gelobt!“ — — —

Bis ich nicht ein rührender Redner, Milady? Ich lasse alle meine Söhne österreichische Soldaten werden. —

Wien — — —

Der verwünschte Beamte! Jeden Augenblick bringt er mir eine Neuigkeit, die nicht mehr neu ist, und nöthigt mich, darüber zu deliberiren. Jeder österreichische Soldat in Garnison, dem erlaubt wird, auf Tagelohn zur Arbeit auszugehen, um sich ein paar Kreuzer zu verdienen, muss von jedem Tagelohn einen *Batzen* oder *vier Kreuzer an seinen Hauptmann abgeben*. — Sie entsetzen sich? Das verbit' ich mir. — Kann so ein Mensch, dem *erlaubt* wird,

Steine zu tragen, oder Holz zu hacken, von seinen zwölf Kreuzern nicht *etere* abgeben? Nichts ist billiger und gerechter in der Welt, als das. — Warum ist er nur ein *gemeiner* Soldat-Mensch; das ist *seine* Schuld. Hätt' er seinem Vater verboten, ihn zu zeugen und geboren werden zu lassen, so dürfte er nicht Soldat seyn; da er aber geboren ist, so ist das *seine* Schuld, und er muss Batzen zahlen, da hilft ihm kein Gott! — Wer um Alles in der Welt sollte denn auch den Batzen zahlen? Etwa gar der Kaiser? Dies zu verlangen wäre unverschämt! Der gute, alte Kaiser ist kränklich, und braucht sein Geld für Erholungen. Da hätt' er viel zu thun, wenn er dem steuern wollte! Ich hätte dem Beamten, der sich gegen den löblichen Gebrauch etwas ernst aussprach, beinahe die Thüre gewiesen. —

Wien — — —

Ich weiss nicht, ob ich noch unter Menschen bin oder nicht, der ganze Reiz von Wien verschwindet — ich sehe keine Blumen, keine Herzen, keine Menschen, keine Berge — ich sehe *nichts* mehr — denn ich schreibe Ihnen von der *österreichischen Rekrutirung*. —

Hören Sie genau zu, Milady, denn Österreich nennt sich einen *civilisirten* Staat, und darum ist die Weise, wie es sich *Soldaten holt*, einzig in ihrer Art, und *viel ärger* als das russische Knutensystem — denn Russland nennt sich ja selbst einen *barbarischen* Staat. — Trotz aller Jesuiten, Redemptoristen und Klöster muss also Gottes Fluch auf dem Staate liegen, der *so* seine Menschen behandelt; nun wird es mir begreiflich, warum Österreichs Armee so selten etwas recht Grosses geleistet, warum seine Soldaten so oft *retirirt*, — und warum sein System endlich stürzen muss. —

Ich darf Ihnen, Milady, wohl nicht erst wiederholen,

dass ich Ihnen auch heute, *wie immer, reine Thatsachen* gebe, die ich aus so bedeutender Quelle habe, dass ich sie mit meiner *Ehre* glaube verbürgen zu dürfen. — Sie wissen, wie ausserordentlich ich das herzensgute österreichische Volk liebe, mit wie vielen hohen Staatsbeamten ich in freundlicher Verbindung stehe, und wie streng-unparteilich ich an der Wahrheit halte: würde ich also auch leidenschaftlich, so benimmt das der *Wahrheit* des Erzählten nichts, es beweist vielmehr nur, dass ich auch für das Wohl oder Wehe einer mir *fremden Nation* ein menschliches Gefühl habe. —

Sobald das Ministerium sagt: „wir brauchen Recruten“, so ergeht der Befehl an den Hofkriegspräsidenten, in gewisser Zeit die und die Anzahl gesunder Soldaten zu schaffen; zuweilen werden hierzu gewisse Landesbezirke näher bestimmt, zuweilen aber auch geht es an eine „*Allgemeine Jagd!*“ Der Hofkriegsrath sendet seine Befehle an die Gubernien, diese schicken an's Kreisamt, und von letzterem aus erhält sodann der Bezirkscommissär unbedingte Vollmacht zu agiren. Dieser *Commissär* ist also völlig *Pascha* in dieser Angelegenheit, und sein Verfahren ist folgendes:

(Vor Allem, Milady, muss ich Ihnen hier wiederholen, dass der österreichische Soldat *vierzehn Jahre* und der ungarische gar (wie man mir nachträglich berichtet), *lebenslanglich* zu dienen hat.) —

Der Commissär verfügt sich nach den bezeichneten Dörfern zu dem dortigen Dorfbeamten, und fragt ihn: „*wo die Kerle von der Konscriptionliste im Dorfe wären, die man holen wolle.*“ Der Dorfbeamte, geheim bedroht oder bestochen, gibt nun Alles an, was jung ist und Kraft und Leben hat. Nun beginnt die Runde. Man kömmt zuerst zu einem reichen Pächter, Bauer oder Bewohner, der vielleicht von einem Glase Wein her mit dem Commissär gut *Freund*, oder gar mit ihm entfernt verwandt ist. Er nimmt ihn daher bei Seite, drückt ihm eine Banknote in die Hand, und flüstert: „mein Nachbar hat *viere!*“ — Der Commissär steckt das Geld ein, spricht die Söhne des reichen Proponenten frei, verfügt sich dafür zum Nachbar,

und nimmt diesem ohne alle weitere Untersuchung und trotz Flehen und Thränen *alle vier Söhne mit Gewalt* weg. Der greise, blutarme Bauer fällt vor ihn auf die Knie, er sieht sich *aller* Stützen seines Alters und Brodes beraubt, — aber man stösst ihn zurück. Da werden die vier Söhne wüthend, sie drohen, der bestochene Dorfbeamte bringt Hilfe, man schlägt scharfgeladene Gewehre auf sie an, bindet und knebelt sie vor den Augen des vernichteten Vaters, und führt sie *in Ketten* zum Dienste ihres nach dem „*Österreichischen Beobachter*“ *allgeliebten* Kaisers. — Diese Procedur wird dann im Dorfe fortgesetzt. Derjenige, der *zehn* Söhne hat, aber Banknoten geben kann, verliert nicht *Einen*, und der *Arme*, welcher nur *zwei* zeugte, um sein graues Haupt zu stützen, verliert sie *Beide*. Von Dorf zu Dorf geht nunmehr der Ketten-Transport; man übergiebt die Eingefangenen dem Kreisamte, und dieses lässt sie, ohne dass sie noch einmal an die Eltern schreiben oder von ihnen Abschied nehmen dürfen, weiter transportiren. — Bei einem Regimente, das in seinem (des Recruten) *eigenen* Vaterlande steht, wird ein solcher Recrut niemals eingereicht; er kommt, wie ich später noch erzählen werde, *weit, weit* weg, um jeden Gedanken an seinen Geburtschollen zu vernichten. — So bringt man den Maländer nach Venedig, den Venetianer nach Illyrien, den Böhmen nach Österreich, den Ungar nach Böhmen u. s. w. —

Da nun dies entsetzliche Verfahren, Soldaten zu pressen, im ganze Lande bekannt ist, so ergreift bei der Nachricht: „der Recrutencommissär kömmt!“ jedesmal ein panischer Schrecken die ganze umliegende Gegend, und wo das Land gebirgig ist, flüchtet nicht selten die ganze junge Dorfmannschaft auf die höchsten Gipfel und in die Wälder gleich erschrecktem Wilde. Geschieht *dies* nun, so verordnet der angelangte Commissär „*eine scharfe Jagd*.“ — Man bezahlt und bewaffnet alle Bauern von ferner liegenden Ortschaften, die sich gezwungener- und bedrohtermassen dazu hergehen müssen, nimmt noch einige Compagnien Soldaten zur Aushilfe, und nun geht die Jagd, auf die sich der Commissär jedesmal kindisch freut, da er hier

endlich einmal eine, ihm so selten zu Theil werdende, volle Autorität ausüben kann, unter Gesang und Jubel los. Dabei wird als einzige Vorsichtsmassregel anempfohlen: „den Kerlen blos in die Beine zu schiessen.“ Da kommt es denn auch nicht selten in Gebirgsländern zum wüthen den Kampfe der Verzweiflung von Seiten der umringten, zusammengetriebenen Schlachtopfer. — Einer meiner Freunde war bei einem solchen Menschenjagen zufällig in Steyermark in der Nähe. — Den Schaum der grässlichsten Verzweiflung vor dem Munde, standen einige Dutzend halb zu Tode gejagter Bauernsöhne auf einer felsigen Hügelspitze, von wo sie ganz unbewaffnet, nicht mehr entinnen konnten. In der letzten Wuth hatten sie ungeheure Felsblocke ergriffen, hielten diese, so gut es ging, mit übermenschlicher Kraft in die Höhe, und drohten, jeden ihrer Verfolger, der sich nähern würde, zu zerschmettern. Aber die endlich eintretende Müdigkeit und Erschlaffung der Arme und ein paar Schüsse über ihre Köpfe hin, zwangen sie endlich, sich zu ergeben. Man näherte sich ihnen in Kreise, mit vorgehaltenen Waffen, zwang sie, sich platt niederzuwerfen, und unter herzerreissendem Gewimmer wurden die Unglücklichen gebunden, und davon geschleift. Zu den aushelfenden Soldaten hatte man die sogenannten „Cordonisten“ und *Ungarn* genommen, weil diese die Deutschen hassen und durch einige Gläser Schnapps so wüthend werden, als es der Commissär für nöthig findet. Diese Soldaten nun, die Autorität des Commissärs theilend, begnügten sich nicht damit, die überwältigten Opfer zu knebeln; sie schlugen ihnen mit geballter Faust während dem Binden in's Gesicht, zwickten sie hohnlachend in die Arme und Waden, stiessen ihnen die Kolben in die Weichen, und brüllten vor Freude, wenn beim Abführen einer der Festgebundenen stolperte, und den halben Berg hinunterkugelte, ohne sich helfen zu können. — Im Dorfe angelangt, sperrt man sie einstweilen in Keller und Scheunen, während der Commissär im Wirthshause sich bei Wein und Braten erholt, und die in Thränen zerfliessenden Eltern der Unglücklichen vor deren Gefängniss umherschwanken, ohne dem,

seit gestern geflüchteten und vor Hunger und Durst sterbenden, blutenden Sohne auch nur ein Glas Wasser anbieten zu dürfen! — — — — —

Weinen Sie, Milady; Sie sind ein Weib, und dürfen das. Ich begreife hier weder einen Gott noch eine Natur — — ich wünschte blos, eine gewisse Hand voll Leute zu haben, um — auch auf die Jagd zu gehen. Meine Kugel sollte gewiss nicht in die Beine fahren! — — — — —

Solche Rekruten nun, die Tod und Rache denen im Herzen geschworen, die sie beim Einfangen so misshandelt, (also bei dem erzählten Falle den *Ungarn*), sendet man, wenn sie exercirt und Soldaten sind, eben deswegen nach *Ungarn*, um dem Kaiser dort gegen das Volk Dienste zu leisten! Man hält, während man insgeheim den Hass der einen Nation gegen die andere begünstigt, gerade dadurch eine Nation durch die andere im Zaume. So stehen, wie ich schon oben bemerkt, die Böhmen in Österreich, die Österreich in Ungarn, die Ungarn in Böhmen, und so weiter.

Das ist Österreichs innere Politik. Sie ist bewundernswerth, aber — machen Sie, Milady, dass wir Beide nur noch zwanzig Jahre älter werden; dann hoff' ich, diesen Brief anders schreiben zu können. Gott schenke mir bald ein paar gesunde, starke Knaben; ich werde sie selbst erziehen für die nächsten dreissig Jahre. —

Wien — — —

Die Rekrutengeschichte hat mich halb tief sinnig gemacht; darum habe ich Ihnen auch so lange nicht geschrieben. —

Ach! welch ein Paradies wäre Wien, wenn das „wenn“ und „aber“ nicht wäre! — Gestern, am 1sten May, war das sogenannte „*Laufferfest*“ im Prater; nächst dem hie-

sigen „*Brigittenaufeste*“ eines der interessantesten Volksfeste, die existiren. —

Gestern war ich wieder einmal recht heiter und — glücklich, hätt' ich bald gesagt, Milady, wenn Sie nicht zu gut wüssten, dass ich nie mehr glücklich seyn kann! —

Das Praterleben ist einzig in seiner Art, und wenn ich bis jetzt nur $\frac{1}{2}$ vom Wiener gekannt hätte, so hat er mir gestern das letzte Achtel reichlich nachgetragen. — Es ist dies der Tag, an dem einige der vorzüglichsten Läufer hiesiger hoher Herren einen Wettlauf beginnen, vom Ende der Jägerzeile oder Anfange des Praters an bis zu dem, eine gute Stunde entfernten Lusthause, und von da ohne Aufenthalt zurück. Es sind verschiedene Preise ausgesetzt, und nach deren Vertheilung werden die Gewinner unter rauschender Musik nach einem nahen Gasthause geleitet und traktirt, wobei sie denn immer ihre nichtgewinnenden Kameraden einladen. Der gütige Himmel scheint augenscheinlich das Vorwärtslaufen in Österreich begünstigen zu wollen, denn fast immer wird dieser Tag vom schönsten Wetter begleitet. — Schon am frühesten Morgen strömt Alles, was fort kann, zu Fuss, zu Pferd und zu Wagen hinaus und durch die herrliche Jägerzeile dem neugeschmückten wiederverjüngten Prater zu. Die ganze grosse Allee hinauf bis zum Lusthause ist mit einzelnen Polizeisoldaten, die die Ordnung erhalten, besetzt, und das Publikum reht sich so dicht — als möglich zu beiden Seiten, fast eine Stunde lang, den Laufweg hinan, während eine Masse von solchen, die in der Reihe keinen Platz mehr finden, am Eingange sich sammelt. Das Gewühl wird gegen 7 Uhr, wo der Lauf beginnt, ungeheuer, und ich glaube, dass gestern mehr als dreissigtausend Menschen sich eingefunden hatten. — Die liebliche Sonne am heiteren, ruhigen Himmel warf ihre Morgenstrahlen sanft wärmend durch die vom Thau beperiten jungen Blätter, und erleuchtete ein Gemische von Personen aller Stände und Klassen, die bunt durcheinandergedrängt des Schauspielles harreten, und auch nicht in einem einzigen Gesichte las ich Zeichen des Missmuthes oder Kammers. Entweder es hatte ein

Jeder seinen Kummer, des lieblichen Maytages wegen, vergessen, oder auch, es waren diejenigen, die nicht im Stando waren, freundlich zu seyn, heute zu Hause gelieben. — Kurzum, ich selber vergass mich zur Hälfte, und wurde heiter mit den Heiteren. Sehr viele kamen blos um dem *Ablaufen* beizuwohnen, und entfernten sich, nachdem sie den Läufern einen Augenblick nachgesehen, in die Seitenparthieen, oder in den sogenannten Wurstel- (Hanswurst-) Prater, ohne die Rückkehr der Läufer und die Preisvertheilung abzuwarten. Prächtigt gekleidete Damen und Herren durchschnitten die Alleen und Waldparthieen, und die Kaffehäuser der grossen Allee, so wie sämtliche kleine Wirthshäuser im Wurstelprater, welcher deren eine grosse Menge zählt, füllten sich frühzeitig mit besuchenden Gästen. — Das Zeichen wurde um 7 Uhr gegeben, und die sehr reich und schön gekleideten Läufer begannen zu gleicher Zeit den Cours, verfolgt von einzelnen Handwerks-Lehrjungen, die sich bei dieser Gelegenheit gleichfalls im Laufen versuchten, aber bald erschöpft zurückblieben, so wie auch von vielen Cavallieren zu Pferde, die im kurzen Trabe ihnen bald voraus, bald hinter ihnen waren, aber doch meist bis zum halben Rückwege in ihrer Nähe blieben. — Unterdessen wird in dem, nahe beim Prater befindlichen, *Augarten* gewöhnlich ein brillantes Morgenconcert im dortigen prächtigen Gartensaale veranstaltet, das fast immer zahlreichen Besuches sich erfreut; dies Concert beginnt kurz nach der Rückkehr der Läufer. — Sich gegenseitig neckende, hübsche Dienstmädchen, sorgenfreie Beamte, sorgenvolle Praktikanten, pensionirte Wittwen, Invaliden, Bettler im Sonntagsrocke, Landleute, bürgerliche Aristokraten und aristokratische Bürger, Prinzen, Generale, Tagelöhner und Hofpräsidenten, Alles drängt sich mit freundlichem Antlitze durcheinander, und freut sich seines Daseyns, als ob alle Tage 1ster May in Wien wäre. Späterhin folgen die glänzendsten Equipagen, geziert mit weiblichen Gesichtern, dass man vor Liebe verrückt werden möchte, aber auch mitunter mit leeren Stutzerlarven angefüllt, die Alles belorguettiren, Alles in sich ver-

leicht glauben, und sich für Phänomene der schönen Männerwelt halten, weil sie eine Backenbart-Bürste in der Tasche haben. Das sind mir immer die widerlichsten Figuren; aber, auch sie sind von Gott geschaffen, wie mein Haselstock, Milady, also — lassen wir sie mit unterlaufen. — Ich habe mir schon oft zu enträthseln gesucht, was eigentlich ein Stutzer ist, aber ich kann nicht recht klug d'raus werden. Er kömmt mir vor, wie eine nachgemachte Frucht von Wachs, die ganz lebendig aussieht, aber nicht genossen werden kann. —

Der gute Mensch ist immer Kind, Milady, wenn er Gelegenheit hat, es zu seyn; ich weiss nicht, warum ich gar so gern in den Wurstelprater gehe, um die Bajazzo's und Policinello's anzusehen. Da stell' ich mich hinter einen Haufen Handwerker und Dienstmädchen, die kleine Kinderchen auf dem Arme haben, und gucke so recht gedankenlos und kindisch in's Gewühl hinein, und lache, wenn die Kinder lachen, ohne zu wissen, warum. Neben mir sitzen ein paar schlichte, wackere Bürgerleute, essen „geselchte Würstel“, trinken „a Halbe (Maass) Bier“ dazu, und freuen sich des Lebens am ersten May, ohne zu wissen, ob sie morgen Geld für Brod haben, und unweit von ihnen wälzen sich ihre drei Kinder, ein Junge und zwei Mädchen, im Grase, dass es eine wahre Lust ist; weiss Gott, ich möchte mich mit ihnen h-rum wälzen. —

Nun werden die Blümchen alle wieder kommen. Die Natur wird wieder erwachen, und Österreich wird wieder fortschlafen; die Zensur wird die Manuscripte für Wiesen halten, und tagelang d'rüber hinweg streichen; die Polizei wird säen für den Fiscus, und Metternich wird sich trotz allem Dünger in gutem Geruch erhalten; die Steuerverwaltung wird pfpfen, aber keine Auswuchs verlaun, und die Anleihenänner werden frisch beschneiden. —

Wien — — —

Über dem Thore des Augartens steht die berühmte Inschrift des unsterblichen Joseph II.: „Allen *Menschen* gewidmeter Belustigungsort“; es fällt mir eben ein, dass ich noch keinen Minister d'in gesehen habe. —

Wien — — —

Ist Wien vom Vorwärtsgehen kein Freund, so ist es doch auch sicher keiner vom Stehenbleiben. Wer mir sagt, dass Wien *stehe*, der lügt; der Wiener *tanzt* dreiviertel seines Lebens durch die *Zeit*, die er stehen lässt, um sie desto schneller zu überholen. — „*Vita currens, quando curro, stare non vult, quando sto!*“ Recht haben Sie, mein lieber *Stratius*, das zu sagen; Sie sind sicher einmal ein Tänzer gewesen, und haben sich besser bei der Bewegung befunden, als beim Stehen. — Mit dem Leben muss man *laufen*, sonst bleibt man am Grab um die Hälfte zurück, und wer nicht *tanzend* stirbt, der hat nicht gelebt, meint der Wiener. Stellt den Wiener auf den Kopf, und er hat den Verstand *oben*, wie jeder Andere, denn sein Hauptideeukreis steckt bei ihm in den Beinen. —

Es dürfte schwierig seyn, zu entscheiden, ob der Tanz ein Aristokrat oder ein Demokrat ist; dass er aber jedenfalls der Aristokratie mehr *Nutzen* bringt, als der Demokratie, das ist ohne alle Untersuchung ausgemacht. Der Tanz erhitzt den Kopf, betäubt das Gehirn, wirkt von da vor allem auf's Sexualsystem, und macht somit jeden Gedanken an Revolution verschwinden. Daher die väterliche Liebe der österreichischen Regierung für Tänze und Tanzplätze. So wie Carl der X. einen Umsturz bewirkte durch seine

prohibitive Press-Ordonnanz, so würde Franz I. nur fallen, wenn er es wagen würde, eine prohibitive Tanz-Ordonnanz zu verkünden. Es ist aber auch eine wahre Freude, den gutherzigen, freudesuchenden Wiener sich im hunten Wirbel drehen, und ihn dabei seine ganze Existenz momentan in einen Walzer von Lanner oder eine Gallopade von Strauss auflösen zu sehen. — Volks-Tanzmusik und Volks-Theater sind nur in Wien zu finden. Alles dieser Art in anderen Städten zerfällt in ein Nichts, wenn man einige Zeit zu Wien gelebt. Der Wiener im Tanzsalon ist völlig ein anderer Mensch. Sein Geist, der vorher schon *schläfrig* ist, geht beim Tanzen in den formlichsten *Schlaf* und *Starrkrampf* über, während der Körper neu auflebt, und jeder Nerv im $\frac{3}{4}$ Takt zittert. Rundumher alles vergessend, hört er nichts als die hinreissende Musik, sieht nichts, als den wogenden Busen seiner Tänzerin, und fühlt nichts, als diejenige äussere Regung, die der Übergang vom Gehirn auf's Sexualsystem erzeugt. — Jedes Haus in Wien ist ein Tanzsalon. Dem Wiener ist das Tanzen angeboren, wie dem Fisch das Schwimmen, und mancher Alte, der mit seiner Tochter einen Tanzplatz betritt, muss am Rande stehen bleiben, und sie schwimmen sehen, wie das Huhn, das Enten ausbrütete, und, während die Jungen ihrem Instinkte zu Folge sich in den Teich stürzen, am Ufer gackernd umherläuft, ohne ihnen folgen zu können. Freilich gackern die Alten in Wien nicht viel. Sie denken sehr richtig: was Du selbst in der Jugend thatst, musst Du der Jugend nicht verargen. Öffentliche Tanzplätze gibt's in Wien zwanzig bis dreissig, davon sind jedoch in der Stadt selbst nur zwei, die übrigen in den Vorstädten. Die vier beliebtesten darunter sind: der Sperl, die Mehlgrube (jetzt das „Casino“), der Bock (jetzt zum „König von Ungarn“) und der remische Kaiser. Der ungeheuerere Apollonsaal, der 3000 Menschen fasst, ist in Abnahme, da er zu weit entfernt liegt. — Manchmal sind auch Bälle im kleinen Redoutensaal, doch kann dieser, der eigentlich zum grossen Redoutensaal und den Redouten gehört, keinesweges als öffentlicher Tanzplatz bezeichnet werden. Die interessantesten

Seiten des öffentlichen Lebens findet der unpartheiische Beobachter immer bei der Mittel- und unteren Volksklasse. Ich habe dies bei den früheren Bällen in der „Mehlgrube“ hinlänglich erprobt. Seitdem dieser Tanzsaal durch den neuen Hauseigenthümer seiner Volkswürde entlioben, und, mit dem neuen Taufnamen „Casino“, für die sogenannten *hohen* Stände bestimmt ist, hat er bei weitem das alte Interesse nicht mehr. Solcher „Hohestände-Plätze“ gibt's hier mehrere; die Mehlgrube war früher in Wien das als Tanzplatz, was das Leopoldstädter Theater als Schauspielhaus ist — rein volksthümlich, das Wiener Allgemeinleben treu und wahr wiedergebend. — Ich versetze Sie, meine Freundin, daher lieber in die *Vor-Casino-Zeit*, und führe Sie vor Allem in die alte Mehlgrube. — Schon am Tage vorher, wenn gegen Abend das Haus gescheuert, die Treppen gewaschen, und alles auf den Sonntag reinlich hergerichtet ist, und dann die Dienstmädchen, Kutscher, Schneider, Ausläufer, Commis, Praktikanten, G'schwulz u. s. w. ihre Zusammenkünfte halten, geht die Mehlgrube von einem Mund zum andern. Die Dienstmädchen gehen hin, um zu zeigen, dass sie solid sind, und es blas mit *einem* Liebhaber, der dort mit ihnen zusammentrifft, zu thun haben; die Freudmädchen finden sich schaa renweise daselbst ein, um im Gegentheile die Dienstmädchen oder Fräuleins mit der deutlich zu erkennen gegebenen Befugniß, jede Viertelstunde einem anderen Vergnügenmacher anzuhören, zu ärgern; die Kutscher führen stolz die Oberkochinn der Herrschaft am Arme, die Schneidergesellen, auf das Nobelpste gekleidet, strömen hin, um sich gegenseitig so laut als möglich „Herr von“ zu heißen, die Commis finden sich ein, um den Handwerkern zu zeigen, dass sie *hochdeutsch* sprechen; die Praktikanten laufen im Saale umher, um mit Jemand in Zank zu gerathen, und ihm dann mit feierlicher Stimme zu sagen: „Wissen's, wer i bin? I bin a kaiserlicher, königlicher Blomter (Beamter)!“ — Und so hat ein jeder, der sich dort einfadet, seinen Zweck, seine Absichten und extraordinäre Beschäftigung, und bereitet sich tagelang vor, um derselben

gemäss erscheinen zu können. — Während der Nachmittagskirche werden die Stühle und Tische im Saale oder in dessen Seitenzimmern gereinigt, und mit weissen Decken belegt, das Feuer lacket auf in der Küche, um bis gegen den nächsten Tagesanbruch nicht mehr zu verlöschen, eine furchtbare Mordschlacht der beliebten *Händeln* wird ausgeführt, Kälbernes und Schweinernes brotzelt zischend in der breiten Pfanne, der Wein wird der Gesundheit wegen mit andern farbigen und farblosen Flüssigkeiten verheirathet, die Flaschen kriegen ein schönes Siegel mit früheren Jahreszahlen, wie denn überhaupt nichts in der Welt schneller alt wird, als der Wein im Wirthskeller, endlich kommt der Musikiener und bringt ein Pack Noten nebst den Instrumenten, hübsche Leuchter mit Wachslichtern, die $\frac{1}{4}$ Talg enthalten, werden auf die Tische gepflanzt, die Sonne zieht sich hinter die Berge zurück, die Musiker rücken einzeln an, die Kasse wird geöffnet, die Billeure sind an Ort und Stelle, der Wirth, im schmutzigen Rocke und der zwanzigjährigen grünen, mit Schmutz und Fett überklebten Mütze befiehlt dem Thürsteher: „nur sauber gekleidete Leute einzulassen, denn die Mehlgrube sey kein gemeiner Tanzsalon“, die Musiker stimmen, die Kellner binden andere Schürzen vor, und hängen eine Serviette voller Sauceflecken über den Arm, der Oberkellner gibt seine Ordres für die Unter- und Miethkellner von sich, die Lichter werden angesteckt, die Fenster geschlossen und verhängt, der Oberkellner stellt sich an die Küchentüre und seine Collegen treten an verschiedene Tische, die Musik ist bereit, eine momentane Todtenstille tritt ein, — da endlich hört man unten eine Flackerpeitsche knallen, ein Wagen fährt vor, die Treppenstufen knarren, die Thüre des leeren Saals geht auf, und herein tritt das erste Stück Tanzgesellschaft, bestehend aus einem selbichten Kreisler, seiner gnädigen Frau, seiner Fräule Tochter, deren Liebhaber, zwei Busenfreunden und einer verwittweten Busenfreundin. — Der Kreisler (Kleinrämer), im höchsten Sonntagsstaate, trägt einen blaugrauen Frack, dessen Aermel gewendet sind, und dessen Klappen, etwas

länger als die modernsten, aus neuem Tuche bestehen, sie fallen ihm hinten über die Waden, und kontrastiren angenehm mit den gestreiften Sommerbeinkleidern, die gerade kurz genug sind, um diejenige Stelle der Stiefel blicken zu lassen, die mit Schweinefett geglättet ist, während weiter nach dem Fusse zu die strahlenszurückwerfende Wiehse anfängt, und fortläuft bis in die modern-breit-abgenommenen Spitzen. Der obere Theil des Beinkleides, augenscheinlich früher mit einem Latze versehen, ist vorne auf den Wunsch der Frau modernisirt, und mit einem Schlitz geschmückt; die frischgewaschene, okergelbe Weste, deren unnatürliche Weite den Tadelmarkt (Trödelmarkt) als Geburtsort verräth, umschliesst nachlässig den Bauch, ihrer Weite nach ihm hinlänglich Platz lassend für die später zu verschlingende Küchenladung. Ein weisses Halstüchlein mit rothem Bande wirft seine weitreichende Schleife neugierig und keck zum kurzen Westenkragen hinaus, und schmiegt sich zärtlich und huldigend gegen den perkaleuen Vatermörder, der mit hochmüthigem Schweigen zum braunrothen, mageren Backenbärtchen hinaufblickt, das, glatt gekämmt und mit Pomade geschmiert, bescheiden unter dem breitkrämpigen, bockssteifen Seidenhut hervorguckt. — Die linke, arbeitsame Hand, die etwas gemischte Hautfarbe durch einen grünen, gestrickten, wollenen Handschuh verbergend, hält mit moderner Steife ein spanisch Röhrlein, und am rechten Arme hängt schwer und keuchend die Frau von Kreislerrin, eine in der Vorstadt erblühte, nunmehr in der Stadt verblühte vierzigjährige Brünette, kurz und dick wie eine Savelatwurst, mit hochaufstrotzenden dunkelrothen Wangen, kleinen, grün-grauen Augen, doppeltem Kinn, walzenrunder Nase, und einem Munde, der würdig ist, jedem gothischen Pallaste zum Hausthormodell zu dienen. — Das kurze Kleid, von modern geblütem Cattun lässt ein paar Waden sehen, die mich bei einer jüngeren und schlankeren Gestalt rasend machen würden, aber der Fuss, eben so breit als lang, dämpft meine Phantasie, und erregt blos den Wunsch in mir, dass das österreichische Wein- und Ellenmaass in

conformity zu diesem Fusse hergestellt werden möchte. Ein langes, schwarzbraunes Halstuch umschlingt ihre weitabstehenden Achseln, ein faltenreiches, mousselinees Kragerl überschattet den weissgelben Hals, und die moderne, hohe Haube, nachlässig hingestreckt auf den inwendig zusammengeduckten kleinen Zopf und die dichten falschen Locken, welche bis zu den Augenlidern herab gehen, wirft ihre beiden ziegelrothen Bänder in kreislerischem Hochmuth gegen die kanonenkugeldicke, sanftbewegte Brust. — Die gnädige Fräule Tochter folgt ihr langsam, den Soldatenschritt haltend mit ihrem fettentbehreaden, schlanken Liebhaber. Ihr mageres, langes Gesicht, geschmückt mit den hautbedeckten Knochen einer feinen, halbdurchsichtigen Nase, birgt das spitze Kinn in ein blutrothes Tüchlein, das vorn auseinandersteht, und den Platz sehen lässt, auf den die bei der reichbegabten Mutter so grossmüthig gewesene Natur einen Busen zu bilden vergass. Ein etwas ungeschickt eingenähter Wall von Watten sucht diesen Mangel zu verbergen, gleich wie ein ähnlicher Wall an einem gewissen Platze auf der Rückseite den Mangel des reizendsten Frauenkleinods umsonst zu benützen sucht. Das weisse Kleid, mit vorsichtiger Länge den Abgang der Waden verhüllend, fällt auf die grossen Füße, das einzige, was die magere Tochter mit der fetten Mutter gemein hat, und endigt oben an den Schultern in moderne klastenweite Ärmel, die, durch den freien Luftzug des noch leeren Saals zurückgedrängt, die Form eines Oberarms verrathen, den ein erfahrener Feuerzeug-Physiker für ein Schwefelholz halten würde. — Schön und dicht aber ist ihr schwarzes Haar, das, vom kleinen Hute nur leicht zurückgehalten, darunter hervorquillt. — Ihr zur Seite schwankender Liebhaber, ein abgearbeiteter, lebensmüder Schuhmacher, dem das Pech des Schicksals aus den Augen sieht, macht den besten Anspruch auf ein seltenes Original. — Sein ganzer Körper, wie durch einen Drahtstock gezogen, zeigt weder oben noch unten eine Abstufung von Breite oder Dicke. Romantisch schwankend wie das vom Winde bewegte Rohr im Schiffe, rudert er

sich mit *beiden* Armen vorwärts, und zieht die *dürren* Beine nach sich, wie der blinde Gaul in der Ölmühle. Sein Gesicht, halb chinesisches, halb oval, wird beschattet von langen, struppigsteifen, braunen Haaren, und, sich an der Seite der Geliebten zum Lächeln formend, wirft es die Oberlippe des breiten Mundes nach der stumpfen, dicken Nase zu, und zieht zwischen dem Ohr und der Backenknochenhohe mehrere Falten, die, wenn das schmale, dickbeliederte Auge zu weinen anfinge, gleich Dachrinnen die Thränen auffangen und nach hinten zu in's blauwollene Halstuch leiten würden. — Die gelbbraune Haut des Gesichtes und langen Gänsehalses, der aus dem väternörderlosen Halstuche weit hervorragt, und den spitzdicken Kopf wie eine Mohlkapsel hin und her schwenkt, contrastirt seltsam mit der weissen Weste, aber sie tritt wieder in Harmonie mit der rothgelben Nankinhose, die dagegen mit der draussen herrschenden Kälte und dem Kalender im Widerspruche steht. — Ein langer dunkelblauer Frack mit grossen messingernen Knöpfen hängt ihm über die Schultern, umsonst am ganzen Körper eine fleischige Stelle zum Anhaltepunkte suchend. — Verhältnissmässig zu diesen Vieren sind Form und Ansehen der drei übrigen. Während ich meine Betrachtung über dies Quodlibet anstellte, sind nach und nach viele andere Familien und einzelne Personen eingetreten, von denen ein Theil sich gleich Anfangs in die Seitenzimmer und an die gedeckten Tische begab, um bis zum Ende des Balles zu essen, ein anderer Theil aber sich blos seiner späteren Essplätze dort versicherte, und dann zum Tanze in den grossen Salon zurückkehrte. Gewöhnlich nämlich wird dieser Tanzplatz so besucht, dass die grosse Anzahl vorhandener Tische nicht alle Esslustigen zugleich aufnehmen kann. Man wechselt daher ab; eine Familie verlässt ihre Sitze, um der nächstfolgenden, die gewöhnlich schon eine Weile vorher hinter den Stühlen der früher Essenden mit lechzender Sehnsucht harret, den Platz einzuräumen. Die am frühesten Erscheinenden *beatecken* gleich Anfangs ihre Plätze, d. h. sie legen ein Milchbrod auf den Platz, den sie später essend

einnehmen wollen, und stecken in dies Brod aufrecht eine Gabel, oder auch, sie stellen ein leeres Glas, in dem eine Gabel steht, zum Zeichen der Vorbehaltung hin. — Kein anderer Gast wird alsdann wagen, sich eines solchen „besteckten“ Platzes zu bemächtigen, — sey er in der Mehlgrube, oder im Redoutensale. — —

Die lieblich-tragenden Walzer und die gliederergreifenden Gallopaden haben längst begonnen, und führen wechselnd in raschem Takte die überlustigen Paare durch den Saal. Kellner, mit zehn bis zwölf Schüsseln zugleich beladen, welches Servir-Kunststück man nirgends in der Welt so überraschend sieht, als in Wien, schlüpfen behend und sicher durch die wogende Menge nach den Speisezimmern zu; Ankommende und Abgehende drängen sich durch einander, die ausserhalb der Tanzreihe stehenden Zuschauer mehren sich, und endlich findet ein modernes Gaffer-Arrangement statt. Eine ziemliche Anzahl eleganter Stutzer von höherem Range und guter Familie ist nach und nach eingetreten, um sich ein momentanes Schätzchen auszuwählen; sie haben sich Anfangs bescheiden unter den sogenannten Plebs gemischt; endlich aber, den Rippenstossen der Tanzenden nicht mehr widerstehend, sondern sie sich von der äusseren Zuschauerreihe ab, und sammeln sich zu einer eigenen Runde *innerhalb* des Kreises der Tanzenden. Rücken an Rücken stehen sie hier gegeneinander, die Blicke nach aussen wendend gleich dem Rattenkönig, die *Lorgnetten und Perspective fliegen aus den Taschen*, man mustert, kritisirt, spielt den Vornehmen unter der Alltagsklasse, und tritt sich gegenseitig vorüberwandelnde Damen ab, die man nie gesprochen, und die nicht ahnen, welch ein nobler Antrag ihnen nach vollendetem Tanze bevorsteht. Man verfolgt sie mit einfachen und glaskeschärften Blicken, glaubt sich von ihnen wieder angesehen, triumphirt innerlich über den zu erstehenden Sieg, und zieht endlich nach vollendetem Tanze ein fünfeckiges Gesicht, wenn man sieht, dass der Tänzer bei seiner Schönen verbleibt, dass diese auf nichts weniger achtete, als auf den sie während dem Tanze beobachtenden Stutzer-

blick, und dass sie mit einem Worte nicht die *Gehöfte*, sondern — ein *ehrliches* Mädchen ist. Nun lacht ein Stutzer den andern aus, und jeder sucht sich, *bonne mine à mauvais jeu* machend, so gut aus der Verlegenheit zu ziehen, als es geht. Einige sind jedoch glücklicher, andere noch viel unglücklicher. Manches Dämchen war wirklich das, wofür der fixirende Stutzer sie gehalten. Sie bemerkte die blinkenden Ringe an seinen Fingern, die leuchtende Vorstecknadel an seiner feinen Schemissette, stellte während dem Tanze Vergleichen an, wurde verdienst- und dienstwillig, verliess gleich nach dem Tanze ihren leichtfüssigen Tänzer, und dreht sich nun mit bedeutsamen Winkeln nach dem Ausgange zu. Der Stutzer winkt wieder; sie schlüpft plötzlich hinaus; er folgt ihr, unten steht ein Fiacker, sie steigt ein, der Stutzer ihr nach, und dem Kutscher ein gutes Trinkgeld in die Hand drückend, flüstert er: „*Porcellanfuhrer!*“ Da fährt denn mein wohlverstehender Fiacker Schritt vor Schritt durch alle Strassen, unbekümmert darum, was hinter ihm im Wagen vorgeht: — das Resultat der Porcellanfuhrer erfährt entweder Niemand, oder — nach einer gewissen Zeit das *Findelhaus*. — Unterdessen hat sein Stutzer-College, gleichfalls gesehen, dass seine Fixirte nach dem Tanze den Arm ihres Tänners losliess, und sich unweit von ihrem Beobachter aus der Nobelsociété allein niederliess. Er hofft ein gleiches Glück, wie sein bereits im Wagen sitzender Freund, und mit niedlichen Schritten nähert er sich der Sitzenden, einem wohlgekleideten Nähmädchen, und beginnt keck, und auf sein einnehmendes nobles Äussere vertrauend, die Einleitung zu seinem Vorhaben. Mit der rechten Hand das moderne Stöckchen drehend, streicht er mit der linken die gelockten Haare von der Stirne, stellt sich vor sie hin, und mit dem Zauber des in Wien so allmächtigen *Tiëls* in ihr Herz stürmend, flüstert er zart und süsse in halbhochdeutscher Sprache: „*Mein gnädiges Fräulein sind a biss'l mude geworden vom Tanzen?*“ — Sie blickt ihn verwundert an, und gibt ihm keine Antwort; er aber lässt sich nicht irre machen. — „Aber, mein gnädiges Fräulein,

Sie tanzen einmal schön! Aus dem Tanzen hab' i g'sehg'n, dass Sie sehr schöne Eigenschaften besitzen muss'n! Würden Sie mir wohl gnädigst erlaub'n, Ihre heutige Bekanntschaft a'mach'n?" — — — — Abermals keine Antwort; aber der geübte Stützer wird immer kühner, — „Sie können sich nit einbild'n, mein gnädiges Fräulein, was mer heut Abend für a schöne Nacht hab'n! Thäten Sie wohl erlauben, mit mir an Spaziergang in d'Luft draussen z'machen?" — Jetzt hört er Schritte hinter sich; ein riesiger Schatten überdeckt ihn, er blickt auf, und hinter ihm steht der, vorhin auf einen Augenblick weggegangene, Tänzer und Liebhaber seines „gnädigen Fräuleins“, ein baumstarker Schlossergeselle, der sich zwischen beide drängt, und dem zitternden, geschnürten Stützer mit einem grimmigen Blicke zuruft: „Was haben's mit mein'm Mädel zu pluansch'n, Sie krallwatscheier Hans Narr, Sie? Kennen Sie sie?" — Der Stützer ist vernichtet; sein feheoder Blick scheint die, schadenfroh lächelnde Näherin zu bitten, ihn bei dem lauschallenden Schlossergesellen für einen Bekannten auszugehen. Aber, sie versteht den Blick nicht, und, das moderne Stückchen als Beute zurücklassend, macht er mit einer geschickten Wendung luksum, und eilt zum Saale hinaus, von dem schallenden Gelächter des Vulkanjüngers begleitet. Die Mählgrube und alles, was heute dort tanzt verwünschend, stürzt er die Treppe hinab, nimmt einen Wagen, und fährt, noch zufrieden damit, dass sein Zorn ihm die Wangen ein wenig färbt, in den *Sperl*. — Hier ist die Tangesellschaft um Vieles besser. — Der in Österreich bekannte Walzercomponist Strauss greift hier selber auf, und da seine, in der That als *Tante* sehr melodischen und äusserst originellen Compositionen unter seiner persönlichen Leitung noch einmal so gut zusammen gehen, und er an und für sich ein originelles Männlein ist, so strömt gewöhnlich alles, was von der besseren Bürgerklasse und den nobleren Ständen der Tanzlust frohnt, dahin, wo Herr *Strauss* dirigirt. — Im Allgemeinen reducirt sich auch hier, wie in allen Wiener Tanzsälen, das Vergnügen auf Essen, Trinken und Tanzen. *Gescheutes gesprochen*

wird nicht. Es sind zwar nicht selten im Sperl eine Anzahl guter Köpfe und sehr geistreicher Personen beisammen, aber hier, wie in allen nobleren Salons ist auch zugleich der Sammelplatz der feineren Spione, und die drückende Hitze, die von diesen aus auf's österreichische Gehirn übergeht, macht es unfähig, den in ihm verborgenen edleren Schatz von sich zu geben. — Der Zufall führte mich auf einen der letzten Bälle im Sperl mit einem solchen Polizeirade zusammen, und um Ihnen, theure Lady, einen Beweis zu geben, dass es sehr *kluge* und für ihre Bestimmung geschaffene Naderer in Wien gibt, setze ich das kurze Gespräch, welches ich mit ihm führte, hieher. —

Ich hatte mich gegen halb elf Uhr eben an einen Tisch niedergelassen, um *à la* Wiener der Wollust des Essens zu geniessen, und suchte die Speisearte, als ein gegen mir über sitzender Gast, ein schon gekleideter, ältlicher Mann, mit grauem Haare, mir sie darreichte. Nachdem ich mir das Gewünschte ausgesucht, und den Kellner beauftragt hatte, schmunzelte mich mein gefälliger Nachbar freundlich an, neigte sich zu mir herüber und sprach, die Hände reibend:

„Es sitzt sich recht behaglich hier. Wenn nur das Essen besser wäre.“

O! versetzte ich, — ich fand die Speisen hier immer recht gut. —

„Ja, — Sie *fanden*! Aber das hat sich auch nunmehr geändert, wie alles in der Welt. Es ist alles in Wien anders geworden.“ —

Anders? Wie meinen Sie das?

„Ich meine *schlechter*.“

Was Sie sagen?

„Je nun, mein Herr, Sie sind fremd, und Sie werden verzeihen, es ist nicht ganz rathsam in Wien, jedem Fremden Vertrauen zu schenken, sonst würde ich Ihnen das erklären. — Es gibt, wie Sie wissen, hier Leute, die der Polizei — — —“

Wie, mein Herr? Sie halten mich doch nicht etwa

„Gott bewahre. Ich bin selbst ein Fremder, mein lieber Herr. Ich muss Ihnen im Gegentheile sagen, dass Ihr Angesicht nur Vertrauen einflüssen könnte. — Ich werde meinen Fehler gut machen, und offen reden. — Seit der Juli-Revolution in Paris schmeckt mir hier kein Essen und Trinken mehr. Ich erwartete, dass man den alten österreichischen Weiberkaiser hier zum Teufel jagen würde, aber, der sitzt noch heute, wo er sass, während die Regierung fortfährt, die Unterthanen zu entnerven.“ —

(Ah, dachte ich, sprichst Du so? Jetzt, Milady, erkannte ich meinen Mann, und machte mir ein Vergnügen daraus, den verdamnten Spion ein wenig zu ärgern.)

Also die Juli-Revolution, sagen Sie, hat Ihnen das Essen verderben?

„Nicht eben sie, sondern die österreichische Regierung. Miserabler als diese ist, konnte die französische unter Polignac unmöglich seyn.“

So? Hm, mein Herr, darüber kann ich nicht reden; ich bin kein Politiker!

„Sie scherzen! Wer wäre heut' zu Tage kein Politiker! Aber freilich, Sie haben Recht, sich hier zu Lande nicht an öffentlichen Orten auszusprechen; das ist sehr klug von Ihnen. Doch *mir*, mein Herr, können Sie alles sagen; es ist mir ordentlich wohl, dass ich wieder einmal einen Fremden treffe, dessen ehrlicher Mione ich fest vertrauen darf. — Der Sprache nach, mein Herr, möchte ich d'rauf wetten, Sie sind ein Hamburger.“

Verzeihen Sie, nein! ich bin ein Engländer, mein Herr.

„Was? Ein Engländer? O, Sie Glücklicher! Sie dreimal Glücklicher! Und Sie, sagen Sie, sind kein Politiker? Ein rechter Spassvogel sind Sie, wann's erlaubt! Die besten Politiker, mein Herr, sind die Engländer. Und warum? (*nur leise aufleuchtend*) Sie sind *frei*, mein Herr! Ach, wir haben nichts weniger als Freiheit hier in Österreich! Meinen Sie nicht?“

Ich meine gar nichts, mein Herr! —

„Ah so! Ich verstehe! Ich aber sage Ihnen, ich gäbe

zehlmal mein Leben d'rum, wenn wir hier Ihre Constitution hätten.“

So! — Hu! —

„Ja, mein Herr! Unsere Regierung ist verrufen genug; das Ausland kennt sie!“ —

Ich kenne sie nicht, mein Herr! —

„Sie *wollen* Sie nicht kennen, ich weiss wohl; aber Sie denken anders, als Sie reden.“ —

Ich denke gar nichts, mein Herr! —

„Hahaha! Wirklich? Sie denken gewiss, in Österreich darf man nicht denken? Wie? Sie wissen zu gut, dass Kaiser Franz kein Engländer ist!“ —

Ich glaub', er ist ein Italiäner oder Deutscher, mein Herr.

„Bravo! Sie weichen gut aus! Er mag seyn, was er will, so viel ist ausgemacht, zum Kaiser taugt er nicht. Er hat weder Verstand noch Muth!“ —

Meinen Sie? Ich hörte und glaube vielmehr, er habe beides im Überflusse.

„Wirklich? So halten Sie ihn für gescheut?“

Ich halte ihn für den besten und gescheutesten Fürsten unter der Sonne.

„In der That? Ich nicht, mein Herr.“ —

Jeder hat seine Meinung, mein Herr. —

„Freilich, freilich! Also, Sie haben doch eine Meinung?“

Ich meine gar nichts, mein Herr. —

„Ei, Sie widersprechen sich, oder halten mich zum Besten! — Aber ich will Ihnen einmal zugeben, dass der Kaiser gut ist, so werden Sie mir doch gestehen, dass er viel besser ist, als seine Regierung?“ —

Ich habe mich nie mit Vergleichen abgegeben, mein Herr.

„Aha! Sie glauben also, die Regierung ist der Vergleichung nicht werth?“ — — —

Wer sagt das? Ich las bis jetzt in allen deutschen Blättern, dass die hiesige Regierung vortrefflich ist. —

„Ei? Sie lasen es? Und Sie glauben das?“ —

Ich glaube, mein Herr, dass diese Blätter viel zu wenig sagen.

„Halt, mein Herr, das ist zweideutig gesprochen; Sie meinen damit, dass die Blätter zu wenig Schlechtes enthalten?“

Ich meine gar nichts, mein Herr. —

„Dass Sie *nichts* meinen, befriedigt mich nicht.“ —

Das thut mir leid. Ich bin sehr dumm in der Politik.

„Bravo! Sie sticheln auf die österreichischen Politiker.“

Ich stichle nie, mein Herr. —

„Dann bitt' ich um Vergebung. Aber, Sie trafen *zufällig* den rechten Fleck. Ich glaube, dass kein Land dümmere Politiker hat, als Österreich.“ —

Das glaub' ich nicht, mein Herr.

„Nicht? Nun, was glauben Sie denn?“ —

Ich glaube gar nichts, mein Herr. —

„Was? Sie *glauben* nichts? So sind Sie ein *Atheist*?“ —

Mein Herr, das könnte mich beleidigen; — Sie *verdrehen* meine Worte. Ich bin ein gutgläubiger, religiöser Mensch, wie Sie.

„Bitte tausendmal um Vergebung. Ich wollte Sie *durchaus* nicht beleidigen. — Aber warum sagen Sie „*Menach*“ und nicht „*Christ*?“

Aus guten Gründen, mein Herr, die nicht hierher gehören.

„Aha! Sehen Sie, Sie gestehen ein, dass Sie mir *etwas zu verschweigen* haben.“ —

Ich verschweige Ihnen nichts, mein Herr.

„Wirklich! Nun, so reden Sie.“ —

Ich habe Ihnen nichts zu sagen.

„Mein Herr, ich verstehe Sie nicht.“ —

Ich Sie auch nicht.

„Hm! Sie scheinen mich überhaupt *falsch* zu verstehen.“

Ich verstehe gar nicht falsch, mein Herr.

„Aber, zum Teufel, was wollen Sie nur immer mit Ihrem „*gar nichts*?“ Reden Sie gefälligst deutlich. — Wir sind hier durchaus nicht *belehrt*.“ —

Ich fürchte die Horcher nicht. —

„So glauben Sie also, dass es Horcher in Wien gibt?“

Ich kenne keinen Menschen hier, mein Herr, als — meine Freunde.

„Sie weichen schon wieder aus.“

Nicht doch; ich gehe immer gerade.

„Das glaub' ich Ihnen gerne. Sie scheinen damit sagen zu wollen, dass man in Österreich *nicht* immer gerade geht? Wie?“

Was sagten Sie eben? —

„Mein Herr, Sie hören wohl nicht recht?“

Ich höre ganz gut, mein Herr. —

„Wirklich? Man muss hier gut hören und gut schweigen können. Sie scheinen das bei *mir* anwenden zu wollen?“

Ich will nichts bei Ihnen anwenden, mein Herr.

„Hören Sie, — Sie sind verdammt klug! Kennen Sie mich etwa?“

Nein, mein Herr! —

„Nun denn, so sag' ich Ihnen, wenn alle Engländer so sind, wie *Sie*, dann wünsch' ich Ihrer Nation Glück und langes Leben; Sie werden recht gut in Wien fortkommen.“

Ich hoffe. —

„Guten Appetit, mein Herr. Vielleicht seh' ich Sie bald wieder.“

Vielleicht!

„Sie sind ein Pfeffers! Gute Nacht!“ —

Hiermit stand der alte Spitzbube rasch auf, und entfernte sich, nicht ohne mir einen boshaften Blick in seinem Ärger zuzuworfen. — Ich wollte nach dieser drolligen Geschichte am Schlusse meines Soupers noch nach dem „Bock“ oder dem jetzigen „König von Ungarn“ fahren, um Ihnen auch von da etwas mitzutheilen, allein das obige Gespräch verwickelte mich in philosophische Träumereien, die es nicht zuließen, mich noch mit andern Tanzparthien zu beschäftigen. Nur so viel schrie ich noch geschwind für Sie in meine Schreibtafel, dass der Spieß mit einem Garten verbunden ist, wo man im Sommer bei Harmoniemusik der

heitersten Unterhaltung im Freien genießt, wozu der Wirth durch brillante Gartenillumination und gute Bedienung das Seinige beiträgt. — Ich theile Ihnen morgen meine Träume mit. —

Wien — — —

Eine gute Lehre.

Wenn Dir ein Mann mit wiederholtem Bucken
Und einem Händedrucke freundlich naht,
Und, heisse Thränen in den stieren Blicken,
Dich überzeugt vom schwergedrückten Staat,
Wenn er von seinem Herzeleid' erzählt,
Das ihm die Brust in bangem Weh bedrängt,
Und dabei *Dich* zu seinem Trost' erwählt,
Indem er sich zu Deinen Hals gebängt —
So flühe rasch, mein lieber, deutscher Sohn,
Und traue ihm nicht! — denn der ist ein *Spion*!

Wenn einer unter Deinen deutschen Bürgern
Sich in Dein Herz mit Lichensworten schleicht,
Wenn er berichtet von geheimen Würgern,
Und Dir des Mitleids süßen Becher reicht,
Wenn er Dich warnet vor lauernden Spionen,
Und freundlich-mahnend auf den Fuss Dir tritt
Wenn er sich schämt, zu reden von den Thronen,
Und Dich begleitet auf der Wahrheit Schrit! —
So flühe, mein geliebter, deutscher Sohn,
Und traue ihm nicht! — denn, der ist ein *Spion*!

Wenn Dich Dein *Bruder* aus der Ferne grüßet,
Nachdem Du lange Zeit ihn nicht gesehen —
Wenn er Dir brüderlich sein Herz erschliesset,
Und Dir vermeldet: Es wird *besser* geh'n, —
Wenn er um seines *Bruders* Meinung hotet,
Und voller Zärtlichkeit um Antwort fleht,

Wenn er sein Herz in Deine Seele schüttet,
Und unter seinem Brief sein Name steht —
So schreib' ihm nicht, mein lieber, deutscher Sohn,
Denn dieses Bruder-Heiz — ist ein *Spion*.

Wenn sich ein Freuden-Arm um Deinen schlinget,
Und recht geheimnißvoll Dich seitwärts führt,
Wenn dann sein Mund geheim Dir Nachricht bringt,
Von einer Flamme, die er angeschürt, —
Wenn er Dich küsst mit liebevollem Bangen,
Und über seine deutschen Bruder klagt,
Wenn er, mit schambegraunten Gluthewangen,
Ein leises Wort Dir über Zukunft sagt —
So flieh, mein getäuschter, wack'rer Sohn,
Und traue ihm nicht, — Dein Freund ist ein *Spion*!

Wenn Dich ein *Priester* in die Kirche ladet,
Und dort zum Patrioten Dich erklärt,
Wenn er Dein Herz in heil'gem Balsam badet,
Und Deine Meinung über Gott begehrt,
Wenn er beleuchtend distert von den Sitten,
Und über *Recht*, und *Licht* und *Wahrheit* spricht,
Wenn fremde Tritte ihn dabei erschrecken,
Und er die heilige Rede unterbricht —
So traue ihm nicht, mein off'ner, deutscher Sohn,
Der heilige Priesterkreuz ist ein *Spion*!

* * *

Doch — wenn ein *Mann* in Deiner Nähe schweigt,
Und nur mit off'nem *Blicke* Dir sich naht,
Wenn er in *Handlung* Dir den Teutschen zeigt,
Und Dir *vorangegangen* auf dem Pfad —
Wenn er nicht vor der nahen Flamme stutzt,
Und sich hinein vor Deinen Augen wagt,
Wenn er das Licht mit seinen Fingern putzt,
Und *handelt*, ohne dass er es gesagt, — —
So schloesse Dich an ihn, mein deutscher Sohn,
Vertraue ihm ganz — denn, der ist kein *Spion*!

Spionia, nannten die Lateiner eine Art schnelltreibender *Weinstöcke*. Ob die Wiener *Spionerie* ein Weinstock ist, weiss ich nicht; aber, das weiss ich, dass sie über

kurz oder lang zu einer allgemeinen *Wein-Lese* führen wird, bei deren darauffolgender *Gährung* die Regierung am meisten zu *weinen* hat! — Gleichfalls ominös genug nennen die Engländer einen Spion „*spy*“ (*Spey!*). Ich muss *speyen*, so oft ich mir einen österreichischen Naderer denke.

„*De futura certiora nemo spondeat sibi!*“ Der Schleier fällt vom menschlichen Verstande, und wenn eine *Armee* von Spionen die Zipfel hielte. Die eigentliche *Stadt Wien*, ohne alle Vorstädte, hat 10,000 Familien und 500 Geistliche in ihren engen Mauern. Also ein Geistlicher auf zwanzig Familien, und fast jeder dieser Geistlichen spionirt. Dazu kommt eine Anzahl von eifflandert Naderern beiderlei Geschlechts. Wer keine starke Haut hat, der schaudere; der Mensch ist mündig geworden, und bei *solchen* Mitteln, ihn unter fernerer Vormundschaft zu halten, muss endlich ein Vernunftkrieg ausbrechen, der die bestehende Generation zur Retterinn der Nachwelt macht, und Gottes alte Schöpfung umwandelt. — Gedankenverrath ist *Gottesverrath*; die christliche Religion hat eine Art von legitimer Sklaverei begründet, die entweder ihre Oberherren oder sie selbst stürzen muss, wenn der gedrückte Mensch anfangen wird, die Jungfrauschaft der Maria mit den Kindern seiner Vernunft zu vergleichen. Christus war ein edler Mensch und kluger Gelehrter, aber *das* hat er nicht gewollt. — In allen Ecken der Erde liegen versteckte Sandkörner; sie bedürfen nichts, als einen *eingreifenden* Sturm, um sich zum Wirbelhale zu gestalten, und wehe dann dem stolzen Auge, in das der Staub der Zeit fliegt; wir werden Blindheiten erleben, von denen der gekreuzigte Mann von Golgatha sich nichts träumen liess. — Da sitzen sie auf ihren Sammtkissen, die angeehrten Herren von Gottes Gnaden, und trinken schwarzen Kaffé, um sich zum Propheten zu begeistern, — aber *de futura certiora nemo spondeat sibi!* Kein Prophet der Despotie hat bis jetzt das Rechte getroffen; der *rechte Messias* ist *nach nicht* gekommen. 234 Millionen Christen sind nun in der Welt, aber 600 Millionen sind *Nichtchristen*; jeder der Letzteren ist

Mensch, und hat Gehirn, sollte der Kampf der Menschheit mit der christlichen Legitimität nicht zum Vortheile der Vernunft ausfallen?! — Nichts ist erhabener, als das Wort des neuen Testaments, aber nichts ist schlechter, als dessen Anwendung; keine Religion der Erde hat mehr Blut vergessen, als die christliche. Sind die Gefallenen unsterblich, so müssen sie um Rache schreien, und sie wird ihnen werden, so wahr ich ein Mensch bin! — Legitim heisst *gesetzlich*; die Welt wird binnen Kurzem erfahren, ob die Übersetzung richtig ist. Die Legitimität der Menschheit ist älter als Herodus, und die christliche Spionerie wird ein schmachliches Ende nehmen. — Wunden mussten *dem* denjenigen bedecken, und alle Menschen-Eigenschaften mussten den zieren, den das Volk zum Heerführer und Gesetzgeber erwählte; dahin müssen wir zurückkehren, die Übertragungen krüppelhafter Thronstümer müssen aufhören, oder Gott selbst ist kein Gott von Gottes Gnaden. — Der Gedanke ist die Welt, seine Unterdrückung ist Weltunterdrückung; also, hoffen wir das Beste. — Wenn wir das Cerebralsystem untersuchen, und damit das Regierungssystem unserer Zeit vergleichen, so kommt, wie sich das von selbst versteht, ein linkendes Gleichniss heraus. Die frühere öffentliche Meinung aber war lahm, und linkte also schon zu und für sich. Nimmehr, Gott sey Dank, ist sie curirt, und — bloß das Gleichniss hinkt noch. — Wenn *das* erst nicht mehr schwankt, dann werden sich die Kieken der Welt ebnen, und der freie Mensch wird frei seinen Erdschollen überblicken können. Milady! ich habe eben keine Neigung, noch Geschick, *ruhrend* zu schreiben, aber ich hoffe, dass Sie meine Briefe nicht etwa gar drucken lassen, und rede also bloß ein Wörtchen unter vier Augen mit Ihnen. Ich kann den süßen Gedanken nicht los werden, mir den Menschen als eine Blume vorzustellen, die ihr Leben in einem Saftte fortsetzt und erhält, der giftig wird, wenn man ihn *auspresst*. Ist es denn also nicht genug, der Blume das Leben zu gönnen, und sie den göttigen Saft durch ihre eigenen, inneren Werkzeuge veredeln und heilsam werden zu lassen? So viele Blumen sind schön bei

schädlichen Farben und Säften; warum verdicht man nun *andere* Blumen dadurch, dass man das *ihre Heilsame* gegen jene als Gift *gebraucht*? Die Pressfreiheit und der freie Gedanke sind ein Gift, — aber nur dann, wenn die Gewalt es *auspresst*. Liesse man es frei und ruhig in jeder einzelnen Blumen fortwirken, so würden alle gesund leben und sterben. —

Drei Dinge in der legitimen Welt sind mir ein Grauel: Ministerien, Staatspapiere und Spione. „Das ist das Kleeblatt des Teufels,“ würde ich sagen, wenn ich an den Papst glaubte. Es gibt so viele Leute, die nicht wissen, was eine Nase hinter dem Gesichte ist, dass ich mit gesehenten Menschen vermuthen muss, die Welt ist unglücklich durch ihre Dummheit. Schlecht ist Niemand, der es nicht in sich selbst ist, und ein ganzes Volk ist niemals schlecht, weil Viele nicht Eines sind, aber die Dummheit ist der Fluch der Christenheit. — Das alte und neue Testament zusammen könnte ein menschliches Gesetzbuch werden, wenn Moses keine Rabbiner und Christus keine Geistlichen hinterlassen hätte. Aber die Jantscharen sind ja auch gefallen, warum sollten wir nicht über hundert Jahre eine Christenheit ohne Naderer haben? Presszwang ist Tod, aber Spionerie ist ewige Verdammniss. Den Gedanken *binden*, ist schändlich, aber ihn *stehlen*, ist entsetzlich! Niehuussliches Jahrhuindert der hohen Philosophie ohne Gedanken. — Du wirst noch manche geistreiche Grabschrift zu liefern haben. — „Warum kann ich mich nicht auf den Sonnenball setzen, und die Welt vom Lichte überzeugen?“ seufzt so mancher treffliche Weltbürger. — Es ist ein Fluch der Erde, dass das Wort kein Erbleben ist; der erste Nachbar hört's, und der zweite schnappt's und verschlingt's, um es durch ein Laximittel des Eigennutzes der Polizei zu übergeben. — Hier wird der menschliche Verstand irre; die Legitimität nimmt jedes spionierte *cacatum* für ein staatsgefährdendes *pictum*. —

Die Dummheit aber hat das Glück, sagt man; Gott gebe, dass dies recht bald eintrifft! — Das Wort Philosophie lässt sich dem Laute nach zergliedern, in: „Viellos,

— O Vieh! Ich gehöre auch zum Vieh, Milady. — Könnt' ich aber der Welt durch meine individuelle Dummheit nützen, ich thät' es sicher, und sollt' ich ein Vieh seyn, welches darüber zu Grunde ginge. —

Wohl sind die wirklichen *Animalia* glücklicher als die wirklichen Staatsbürger; das ist ein schiefes Verhältniss der Staatseinrichtung, würde ich denken, wenn es mir erlaubt wäre, so viel Instinkt als mein Hund zu besitzen. Wären wir aber auch wirkliche Hunde, wir dürften doch nur winseln, und nicht bellen; ein wirklicher Hund ist also auch nur glücklich, so lange es Menschen gibt, die das Vorrecht haben, mehr als ein Hund zu seyn! Welch' ein Labyrinth von Sophismen!

Wären die Spione Mordschläge, so liesse sich die Sache noch einrichten, aber sie sind Windbüchsen, und darum kann es nicht in der Welt bleiben, wie es ist. — Die Vernunft treibt, gleich der Natur, von innen heraus, — die Legitimität von aussen hinein; ein ewiger Friede zwischen beiden ist also undenkbar. Es wird ein Principienkrieg kommen, und unterliegen wird, wer am ersten altert und zusammenschrumpft. Oh nun die Natur ein höheres Alter erreichen wird, als die Legitimität, darüber mögen Klügere entscheiden, als ich bin. —

Das Vernunft-Leben ist so wenig ganz rund, als die legitime Erde, beide sind dermalen entzweit, und ohne Anstoss passiren kann keines von beiden; es wird also ein Aneinanderprallen erfolgen, und ein Theil dabei zerschmettert werden. Ich bin darum ruhig, denn entweder das Gefühl wird Stumpfheit oder die Stumpfheit Gefühl; in beiden Fällen sey Gott mit uns! — Das Daseyn ist zwar eine ungereimte, aber doch eine geregelte Poesie. Der Säugling schreit sich voller Angst in die Welt; Thränen sind das erste Lebenszeichen, und die Geburt sagt uns: Du kannst nicht wahrhaft glücklich seyn. Aber die rhythmischen Tage des Lichtes und schon bei der Geburt, und keiner Menschenmacht ist es erlaubt, dem Individuum ein unnatürliches, fremdes Versmaas vorzuzeichnen. Geschicht es dennoch, so schleicht der riesige Gedanke unter der aufgedrun-

genen Zwangskappe durch's Leben fort, wie er ist, und wehe dem momentanen Zwingherrn, wenn dann der Augenblick ergriffen, und die Maschine der Tyrannei vom Haupte gerissen wird. — Brechen wir ab. —

Wien — — —

Das österreichische Militär hat, wenige Ausnahmen abgerechnet, eben nicht die modernste Uniform. Hätte der Bombardier, der mir so eben begegnete noch einen preussischen Zopf aus den früheren Zeiten gehabt, so würde ich geglaubt haben, ihn schon einmal im Carnaval zu Cöln gesehen zu haben. Aber, lachen Sie nicht! Der Wahrheit die Ehre und dem Verdienste die Krone. Unter diesen altmodischen, vieleckigen Hüten mit den Papageiefederbüschen steckt mancher treffliche, geschickte Kopf. Die beste Artillerie Deutschlands hat Österreich. Sie ist eine der ersten Europa's, und die Mathematik wird bei ihr so streng und mit solcher Liebe getrieben, dass ich nicht zu viel zu behaupten glaube, wenn ich sage, man kann manchen Wiener Artilleristen des letzten Ranges als Professor der Mathematik an eine Universität versetzen. — Man gebe sich Mühe, manchen Österreicher näher kennen zu lernen, und man wird finden, dass nicht selten ein schlichter Wiener mehr Mutterwitz im Nagel des kleinen Fingers hat, als Hunderte seiner Schmäher im Gehirn. — Freilich ist der Österreicher in gar Manchem beschränkt und ohne Bildung; freilich ist nicht jeder hier ein Philosoph; ich werde Gelegenheit haben, Leute des Gegentheiles zu berühren, aber im Allgemeinen trifft man hier häufig gescheute, witzige Köpfe, wenn auch die Mäuler dieser Köpfe nicht so laut schreien, als andere. — Wahr ist es, der Wiener im Auslande zeigt sich sehr oft verdutzt oder verblüfft; das kommt aber lediglich daher, dass er im Auslande sich

scheut, zu sprechen, weil es noch zu viele gibt, die ihn seines *Dialektes* wegen belachen. Dies Schweigen oder *Verblüffteyn* mag denn Manchem Veranlassung gegeben haben, ihn für dumm auszusprechen. — Sie wissen, *Milady*, ich bin nichts weniger als Österreicher; aber es ist eine meiner Gewohnheiten, dass ich nicht gerne lüge, sollte ich selbst über meinen Feind urtheilen. — Dass der gemeinere Wiener und Österreicher in politischen Neuigkeiten und Wissenschaften *zurück* und *sehr* beschränkt ist, ist gleichfalls wahr; aber das ist nicht seine Schuld. Wo fast alle politischen Blätter zu lesen verboten, und das heimlich Verschaffen derselben mit so vielen Unkosten verbunden ist, da kann ich freilich keine Kenntniss von Neuigkeiten verlangen, die zu wissen man nicht erlaubt und verhindert. Verbinden Sie dem Astronomen die Augen, und lassen Sie sich dann von ihm die Sterne zählen. — — Der österreichische Offizier kann in seinen freien Stunden die Uniform ablegen, und in Civil erscheinen. Das finde ich äusserst politisch und loblich. Es erhält diess mehr und inniger den Verein zwischen Bürger und Militär, da man sich, des militärischen Abzeichens entledigt, viel ungezwungener unterhalten kann, und ferner gewährt es dem Offizier selbst manchen angenehmen Nebenvortheil.

Wien — — —

Sittlich und gut ist der hiesige Hof. Ich kenne keinen andern Hof, an dem die Sitte so gehandhabt würde, wie in der Burg zu Wien. — Wäre nur alles andere so! — Von der Kaiserin, die eine Baierin ist, will ich nichts sagen, als dass sie — eine Baierin ist. — Sie hetet viel, und die Grossmuth ist nicht ihre schwache Seite. — Ein gutes Privatherz hat der Kaiser und die Prinzen stehen ihm an Güte nicht nach. — Ich war gestern abermals bei dem

Erzherzog Anton. Er lebt ganz wie ein schlichter Privatmann, und ist für jeden Mann von Kenntniss und Bildung zu sprechen. Sein Benehmen gegen Fremde ist in der That einnehmend; er spricht angenehm und geistreich, und machte immer den günstigsten Eindruck auf mich. Das Wort Stolz ist ganz und gar unbekannt bei den Prinzen dieses Hauses. Sie vereinen mit Loyalität und Würde eine feine Lebensart und die ungezwungenste Behandlung, die man sich denken kann. —

Wien — — —

Sist ein interessantes Treiben. Früh am Tage hört man einen einzelnen Milchverkäufer mit seinem Karren durch die enge Strasse ziehen. Er hält am Hause, und klingelt. Das hübsche Dienstmädchen, noch in der Schlafhaube, öffnet mit einem freundlichen „Gu Murg'n“ (guten Morgen) und hält ihm das blanke Oberstöpfchen zum Eingiessen hin. Gleich darauf zieht die Morgen-Wachablösung vorüber, hinterher gähnen sich einige Tagelöhner zum Arbeitsplatze, ein schläfriger Lehrjunge erscheint gegenüber mit dem grossen Ladenschlüssel, und öffnet die Kreiskler- (Kleinkrämer-) Bude, ein Fensterladen daneben schnarrt in den rostigen Angeln, das Fenster fährt auf, und eine grämliche Alte schüttelt die Brodkrummen vom gestrigen Souper für die Spatzen aus. Nach und nach mehrten sich die Morgenwanderer. Nachlässig gehändelte Schürzendamen eilen mit ihren reinlichen Körbchen zur Fleischerbude; rüstige Schuster- und flinke Schmiedergesellen, so geputzt, als es an Werktagen geht, begegnen ihnen. Man grüsst sich, erkennt einen Bekannten vom letzten Ball in der Mehlgruben, lächelt, entschuldigt sich mit der Eile, und trennt sich mit bedeutsamen Winken. — Nun kommen die Zettelträger mit dem kleinen Pappkasten, und schlagen die Neuigkei-

ten an. Vorüberschleichende Schornsteinfegerjungen zupfen sie neckend am Kamisol, laufen davon, und rennen wider die Holzhacker, die, den halbdurchgesägten Bock auf der Schulter und ein Stück kerniges Brod in der Tasche, vor dem hinter ihnen fahrenden, schwerbeladenen Holzwagen herschreiten. Ein grimmiges „Viechluider!“ donnert die armen, schwarzen Jungen auf die Seite. — Die, aus den eroberten Türken-Kanonen verfertigte Glocke ruft vom Stephansthor zum Morgengebete, und dicht an den schwarzen Teufelchen vorüber schlüpfen leicht und eilig einige fromme Engel in der Gestalt junger Fräuleins, von denen die eine im Wandern das ihr bestimmte Bussgebet aufsucht, während ihr dabei das letzterhaltene *billet-doux* aus den Blättern schlüpft und auf die Erde fällt. Rasch bückt sie sich, es aufzunehmen; mit glühenden Wangen sieht sie in die Runde, ob Niemand es gesehen; aber da wackelt bloss steif und unbekümmert um ihre Briefe oder Gebete ein fetter Fruchtmakler an ihr vorbei, nach dem Mehlmarkte, von wo aus ein dumpfes Gemurmel verschiedener Frucht-, Obat- und Gemüseweiber sich entwickelt, während andere sich allmählig durch die Strassen tragen. — Es wird lebendiger; die feinem Kaufläden öffnen sich; hie und da eilt ein stutzerischer Commis schnell vorüber, um bei Eröffnung des Gewölbes zugegen zu seyn, sein unausgebüsteter, faltiger Rock ist voller Bettfedern, seine Stiefel sind noch nicht gewichst, sein Gesicht ist etwas bleich, — ich errathe, wo er die Nacht zugebracht. Nach ihm kömmt ein anderer College, der hübsch zu Hause geschlafen hat; seine Toilette ist vollkommen gemacht, die weissen Kragenspitzen berühren in moderner Steife die Mundwinkel, und in dem hellen Glanze der Stiefel sich besehend und musternd, tritt er mit stolzer Selbstzufriedenheit in den Gewürzladen. Hier nimmt er den kaiserblauen Rock ab, bladet eine Schürze vor, und erscheint kurz darauf wieder vor der Ladenthüre, um auf der Strasse vor derselben Kaffé zu breunen. — Es kommen Fuhrwägen vom Lande herein, die nach der Manth fahren; Landkutscher fahren zur Stadt hinaus, mit bunten Figuren beiderlei Geschlechts

gefüllt; die Dienstmädchen mehren sich, hie und da ein Morgenreiter, der zur frühen Stunde in der Jägerzeile an diesem oder jenem Fenster zu lanciren hat; einige Wagen fahren gegeneinander; sie stehen, die nachfolgenden halten; die Knechte schimpfen, es gibt Gedränge, ein kleiner Regen fällt plötzlich, Regenschirme fliegen auf, eine Menge hübsche Waden werden sichtbar, blaugraue Polizeiröcke erscheinen, und ordnen die Wagen, dabei werden einige Gemüseweiber bespritzt, und fangen kreischend an zu rai-sonniren, die Bäckerladen, Fleischerbuden, Wirthshäuser und Gewölbe sind offen, die Holzhacker schlagen ihr Lager mitten in der Strasse auf, die Bauern kommen vom Lande mit Holz und Früchten, blasse Näherinnen fliegen vorüber, das Gedränge wird zum Gewühl, die Buch- und Bilderladen öffnen sich, spaziergehende Schneider und freie Beamte füllen die Kaffeehäuser, ein paar Eilwagen raseln vorbei, Privatkutschen folgen ihnen, die Fiacker werden lebendig, alles spricht, lacht, scherzt, grollt, schimpft, schreit durcheinander, und mitten in diesem Gewühle gehen still und musternd einige dunkel- und hellberockte Naderer, sich unerkant glaubend, aber von jedermann nur zu gut gekant, und lauschen mit wahrer Hyänengierde auf jedes Wort, um einen freundlichen Polizeiblick oder ein Trinkgeld zu erschnappen. — Es ist eine Stunde später. Die angekommenen Fremden und ihre Koffer sind auf der Mauth gehörig durchgesehen; man lässt sich in's Gasthaus führen oder fahren. Stumm und ernst geht hier ein Engländer, — gesprächig und tanzend dort ein Franzose, an der Seite eines Lohndieners, der mit ihnen spricht, zu Allem „ja“ sagt, und gleich dem besten Naderer sich jedes Wort merkt, um, wenn es gegen österreichische Grundsätze seyn sollte, nachher seinen Bericht darüber zu erstatten. — Unterdessen haben die Hausmeister Hof und Treppen und Strassen gekehrt, der Besen wird am Eckstein des breiten Thores ausgeschüttelt, Privatiers oder gut pensionirte Staatsdiener schauen in der Nachtmütze zum Fenster heraus, truppweise stehen die Fleischkäuferinnen vor den Buden und beschwo-ren sich über zu viel Knochen, geputzte, vornehme Köchin-

nen lassen sich Beefsteaks abschneiden, die Kastanienbrenner machen Feuer unter den blanken Kessel, die Milchweiber fangen an, schlechte Milch unter's gute Obere zu gießen, einzelne *G'scheuſen* (Stutzer) lassen sich blicken, auf dem Graben wird's lebendiger, Schauspieler und Choristen gehen zu den Proben, ein Tambour trommelt abgemessen durch die Strassen, und verkündet, dass heut' Abend Sturzer's Feuerwerk im Prater losgebrannt wird, und in diesem Getrommel, Geschwätz, Gezänk und Gewühl schlägt es elf Uhr. — Und wie verschwunden ist das Bild des Morgens. Die gröberen Farben schwinden, und die sogenannte *schöne Welt* erscheint. Die *schöne-böse Welt* macht den Anfang; sie besteht in nicht-privilegirten, unerlauten, aber nichts destoweniger zahlreichen Freudenmädchen. Übertrieben geputzt, die frische Schminke der Kunst oder Natur auf den Wangen, tragen sie drehend und streckend den *cul de Paris* nach dem Graben, lacheln schon in der Ferne die vor Taroni's Kaffehaus weilenden Stutzer an, erkennen manchen darunter, den sie noch wenige Stunden zuvor magnetisch behandelt, grüssen mit Blicken, gehen bis zum Ende des Graben und eilen zurück, während ein Theil derselben den Kohlmarkt durchstreicht, um über den Josephsplatz und die Kärnthnerstrasse zu wandern und dann die Reise von vorne zu beginnen. Dabei schlüpfen einige speculativ in die Michaelerkirche, andere in die Stephanskirche. — Während dessen erscheinen die Besseren oder auch nach verschiedener Modification *Nicht-Besseren* in glänzenden Equipagen. Liebliche Wienerinnen, im elegantesten, geschmackvollsten Morgenputze rollen durch die Bischofsgasse, zum rothen Thurnthore hinaus durch die Jägerzeile nach dem Prater. Wagen an Wagen folgen sich in bester Ordnung, nur unterbrochen durch einsame oder in Gesellschaft trabende Reiter, die sich alle Mühe geben, Sitz, Haltung, Bewegung, Mien und Unterhaltung nach dem neuesten Modejournal herzustellen. Stadtkutscher, Fiacker und herrschaftliche Wagen wechseln ab in bunten Farben, während minder Begüterte, oder vom Arzte zum Fussgehen angewiesene Herren und

Damen langsam über die Seitenpfade schreiten. Man nimmt sich gegenseitig zur Folie, grüsst, kritzelt und lächelt, oder beneidet, und bleibt endlich schweigend und bewundernd am Kaufladen „zur schönen Wienerinn“ stehen, um das neue, moderne Kleid der im hohen Glaskasten stehenden Wachsfigur, die jeden Tag mit dem Modernsten und Neuesten geschmückt wird, zu besehen. Andere Gruppen reicher und armer Müssiggänger bilden sich auf dem Graben, bei Benko's Kaffehaus, bei den Kirchen, bei Daum auf dem Kohlmarkte und bei der Post; auch füllt sich die Börse mit Spekulantem, indess am Eingange der Theater sich die Schauspieler von den Proben versammeln, und Selbstkritiken entwerfen. Zugleich belebt sich die obere Kärnthnerstrasse mit Spazierenden, die das Treppchen zur Bastei hinaufsteigen; Massen von Einzelnen und Paaren durchschneiden diese herrliche Promenade vom Stubenthore bis zum Anfange der Burghastei. Ein Theil derselben erweitert den Lauf bis in's Paradiesgärtchen, nimmt eine kleine Erfrischung, und kehrt durch den Volksgarten zurück, um mit Bekannten auf dem Graben zusammenzutreffen. Neue Bekanntschaften werden gemacht, Liebesbündnisse, Handelskontrakte und Papiergeschäfte abgeschlossen, Einladungen zum Ball oder Thee erfolgen, man möchte sich dann trennen, sucht nach einem letzten Unterhaltungspunkte, fällt auf Theater oder Moden, prahlt mit dem Preise des um die Schulter leichtgewundenen Shawls, bewundert neidisch die prachtvollen Spitzen, den feinen Hut, erzählt Anekdoten, raisonnirt, muthmasst hie und da einen nahen Banquerott, wundert sich in giftigen Bemerkungen über dies und jenes Wochenbett, die jungen begleitenden Herrchen drehen die Stöckchen, und — man trennt sich, ohne ein einziges Wort mehr von dem, was man gesprochen, zu wissen. — So heiter und fidel die Mienen hier sich zeigen, so ernst und düster kontrastiren indessen die Börsengesichter in der Weihburggasse. Hier citirt man die durch mündlichen Übertrag verbreiteten Artikel aus Blättern, die zu lesen verboten sind, gibt, da man mit dem eigentlichen Standpunkte der auswärtigen Angelegenheiten nur

halb oder gar nicht bekannt ist, die barroksten und lächerlichsten Ansichten und Voraussagen von sich, beugt sich endlich unter den Ausspruch eines Rothschäldischen *Couriers* oder der Muthmassung eines der höheren *Banquiers* oder den falschen oder wahren Berichten eines *Kabinet-gemurmels*, schliesst ab, verspricht, nimmt zurück, tauscht, schleicht weg, und der nächste *Cours* für den österreichischen Beobachter ist fertig. — Am Schluss der Börse glättet sich dann die faltenreiche Stirne wieder aus, die gesenkten Augenbraunen heben sich, Karl X. und Don Miguel sind vergessen, die Börse wird ruhig, der Magen unruhig, man hat Hunger, und eilt in den *Prater*, der zurückkehrenden Familie, die unterdessen ihren Spaziergang vollendet, entgegen. Da tritt plötzlich eine Grabesstille ein — alle Mäuler schliessen sich — Erwartung tritt auf alle Gesichter — man ist gespannt, begierig — worauf? Auf den Glockenschlag. Es schlägt, es ist Esszeit, und wie wahnsinnig eilt alles, der Börse, Politik, Theater, *Prater*, Bastien und Putzladen vergessend, zu *Tische*. Das ist die süsseste Tagesstunde des Wiener! — „Mer hab'n an *Maschantzkerkoch* heut (heut) Mittag!“ — spricht die zärtliche Gattin zu dem ihr begegnenden Gatten. Dieser Mehlspeisename dringt ihm in alle Nerven. Ein *Maschantzkerkoch* erwartet ihn, — und er wohnt so weit, — auf der *Mariahilferstrasse*! Die Mehlspeise kann kalt werden, bis sie den weiten Weg zu Fusse machen; das war' entsetzlich! — „Fiacker! He! Halt! So g'schwind als mögl' nach *Mariahilf*! Du kriegst a gut's *Douceur*!“ — Und dahin rollt er für „a *Zwaar*!“ und vergisst, dass der *Komet* von 1834 den Weltuntergang herbeiführt. — Sie mag untergeh'n, — so viel Zeit behält er immer, um seinen *Maschantzkerkoch* zu essen. — Nun deckt grausenhafte Stille die Strassen. Der Bettler sieht keinen Mitleidigen mehr, und drängt sich zwischen seinen Kollegen durch, im Hofe des Speisehauses zum goldenen Jägerhorn in der *Dorotheergasse*, wo der edle Wirth, *J. Leibenfrost*, alle Tage mehr als fünfzig Arme unentgeltlich mit Suppe speisst. — Wien ist ruhig. — Keine Bewegung ist in der Stadt, als die der geschäftigen

Kinnbacken. Keine Schlacht geschieht, als die *der Händler* (Hahnen) und Konsorten. Alles menschliche Gefühl concentrirt sich in dem des Gaumens, ellenlange Speisezetteln bedecken die Wiener Zeitungsblätter, die nun blos zur steifen Unterlage der ersteren dienen. Ungarn, Böhmen, Italiener, Österreicher, Franzosen, Wallachen und Engländer sitzen bunt durcheinander am Tische, — Alles, selbst der Fremde ist hingerissen von dem belebenden Geruche, der den Saal erfüllt. „Mir a Supp! — He, Kellner, Sie hab'n mein Essigkren vergess'n! — Anmool (Einmal) a halbete (halbe) Portion Lungebrat'l! — Was schaffen's für a Mehlspeis? Milchrahmstrudel, Tirolerstrudel, Koch, Linzertorten, Rosin-Auflauf, Mandelhög'n, oder Citron-torten? — — Hab I Ihnen Ihren Brat'n schon bracht (gebracht)? Naa? (nein) — Kalbsbrat'l, Lungebrat'l, englisch Brat'l, Rindsbrat'l, Sauerbrat'l oder Restbrat'l! — — He! Mir a Pfiff Wein! — Habb's kaane Krebsuppen? — An'n Milchkren! — — Geb'n's mer d'Wiener-Zeitung und a bisserl Schinken! — — He, Frau Wirthinn — — Frau von Wirthinn, hab'n's Schneck'n? — — An'n Käs' blitt' I mir aus!“ — — — — Auf diese Weise tont es in den öffentlichen Speisezimmern durcheinander. Indessen gedenkt der arme Fiacker draussen seines Viehes, und bindet den mageren, alle Rippen anatomisch zur Schau tragenden Gäulen das Futtersäckchen um. Wien ist leer, wie London am Sonntage, alle Mägen halten ein brünstiges Gebet. Höchstens sieht man hie und da einige der feineren öffentlichen Priesterinnen umherlaufen, die lieber später in einer Zwischenpause diniren, um nun zu rechter Zeit bei dem Beginne der Verdauungspromenade nicht zu fehlen. — Allmählig bedecken sich denn auch die Magenwände, ein Pfiff Wein schliesst das Geschäft, und die (tägliche) *Einnahme Wien's* ist nach vielem Blutvergiesen (der armen Händler und Kälber) vollendet. Dies war der Mittag der sogenannten Mittelklasse. Die Vornehmeren, die, trotz der, Wien durch die Franzosen zugefügten Unbill, alles den Parisern nachmachen, speisen erst um 4 Uhr. — Während der Bürger isst, empfängt der Mann des Adels seine Mor-

gesuche, oder gibt, wenn er ganz hoch steht, Audienzen. So gibt Fürst Metternich seine Audienzen zwischen 2 und 4 Uhr. — Gegen halb 3 Uhr füllen sich alle Kaffehäuser mit müssigen Spekulantⁿ oder spekulirenden Müssigen, mit Juden, Türken, Griechen und Leuten aller übrigen Völker Österreichs. Man spielt in den untern Zimmern Billard oder Domino, in den obern Schach oder Whist. Die beiden letzteren Spiele haben sehr viele Liebhaber in Wien, und man trifft wahre Meister in beiden. Bei Neuner in der Plankengasse hat sich ein Billardklubb, bei Leihenfröst am neuen Markte ein Schachklubb gebildet. — Gegen halb 3 Uhr erst füllen sich die Strassen wieder ordentlich. Um diese Zeit werden die feineren Galanterieläden auf dem Graben stark besucht; man nimmt, wenn es heiss ist, ein Glas Eis in den Eishuden daselbst, und geht dann, wenn man Geschäfte hat, an diese bis halb sieben. Ganz anders ist es freilich am Sountage, wo alles um diese Zeit im Pratter ist. Darüber hören Sie das Nähere in einem meiner späteren Briefe. Es bleibt nun lebendig bis zur Theaterzeit. Öffnen sich die Hallen Thaliens, so strömt alles dahin, und eine abermalige Stille tritt ein, kaum unterbrochen von dem zartlichen Geflüster eines wehmüthigen Schneiders, der sich an den Arm eines Dienstmädchens gehängt, und sich den Baronstitel beilegt. — Die öffentlichen Dirnen, die um diese Stunde spekuliren, sind schon Nro. 2. Sie verlieren sich gegen halb zehn Uhr, um den Damen Nro. 3, oder der niedrigsten Klasse solcher Geschöpfe Platz zu machen, die ihr Unwesen dann bis gegen Mitternacht treiben. — Was ich überhaupt von dieser Klasse der menschlichen Gesellschaft halte, will ich Ihnen später melden. — Um die Theaterzeit erleuchten sich dann auch Strassen und Kaufladen, und manche Plätze, wo diese Beleuchtung brillant ist, gewinnen dadurch ein sehr freundliches Ansehen. Die öffentlichen Ämter werden vor dem Theater geschlossen. — Jeder hat sein Tagewerk vollbracht, und wenn das Geld oder die Lust fehlt, sich von Komus oder Konsorten im Schauspielhause unterhalten zu lassen, der geht aufs Wasserglaci^s, in den Volksgarten oder zur Harmoniemusik in

die Biergärten. — Ist Tanz irgendwo, so geht's natürlich am meisten dahin. Man kann sagen, die junge Wienerwelt *ver-tanzt* einen guten Theil ihres ganzen Lebens. Nirgends gibt's aber auch bessere Tänzer, als in Wien. Es ist eine Freude, den Wiener walzen zu sehen, besonders wenn die beliebten Tanzkomponisten Strauss oder Lanner dazu geigen. — Ist das Schauspiel zu Ende, so entsteht eine augenblickliche Menschenüberschwemmung in allen Hauptgassen. Befriedigte und unbefriedigte Schaulustige eilen zu den Thoren herein, die nach den Vorstadttheatern führen; man überlässt sich lauten und leisen Kritiken, die Familien eilen in ihre Wohnung oder zum Theile noch auf ein halb Stündchen in öffentliche Gärten, und die hagestolze oder unbeweihte Jugend verfügt sich in die Bierhäuser und lustigen Klubbs, wo das eigentliche Leben um 9 Uhr angeht und bis Mitternacht oder noch später dauert. Um zehn Uhr schliessen sich im Sommer alle Hausthore, im Winter um 9 Uhr. Wer nach Thorschluss eintritt, zahlt dem Hausmeister 2 Groschen Währung (*1 Penny*) oder, wenn er den Gentleman machen will, mehr. Meine Hausmeisterin machte mir vorhin ein finsternes Gesicht. Ich blieb nämlich zu Hause, um Ihnen, theure Lady, zu schreiben, und sie verlor daher das Thorgeld, das ihr jedoch morgen doppelt werden soll. —

Wien — — —

Ich komme so eben von Metternich. Ganz so, wie ich mir ihn dachte. — Ein, für sein Alter noch schönes Gesicht, die edelste Haltung, die feinste Sprache, wenn gleich kalt, wortkarg und zu langsam. Das Antlitz hat Anlage zur Freundlichkeit, aber das lange Riesengeschäft hat es zum Marmor gebildet, auf dem auch nicht ein Zug der grossen Geschichte zu lesen ist, die dieser Diplomat mit begründen half. Metternich hat nichts *auf* der Stirne, er hat alles *dahinter* und *d'rinnen*. Er ist einer der schärfsten

Denker, ein gründlicher Philosoph, wissenschaftlich sehr gebildet, und jede Bewegung an ihm, so wenig er sich auch bewegt, verräth den feinsten Welt- und Hofmann, den geübten Gesellschafter und bedächtigen Minister. Als Diplomatiker betrachtet ist er das schnurgerade Gegentheil von Talleyrand, und insoferne mag man urtheilen, wer von Beiden höher steht. — Talleyrand hat Frankreich stets auf den Schultern getragen, Metternich trug Österreich immer im Kopfe. Talleyrand dachte stets an *Frankreich*, für *Europa*; Metternich stets an *Europa*, für *Österreich*. Talleyrand war stets nur des *Landes* Freund, schwor allen Fürsten desselben Treue, sie mochten sitzen, verjagt werden, oder wiederkehren, fremd oder einheimisch seyn; Metternich war stets nur des *Kaisers* Freund, und wäre der gefallen, so würde Metternich nicht leicht einem andern so schnell geschworen haben. — Talleyrand ist der Held des Wechsels, Metternich der Held der Beständigkeit. — Talleyrand liess Napoleon fallen, denn Frankreich blieb stehen; — Metternich würde den Kaiser nicht fallen lassen, und wenn ganz Österreich darüber zu Grunde ginge. Talleyrand war nie der Busenfreund eines französischen Regenten; Metternich war von je der treueste und unerschütterlichste Busenfreund Franz des I. — Talleyrand hielt immer am unsicheren Zufalle fest, — Metternich an der sicheren *Gegenheit*. — Jener betrachtete *Europa* wie einen Hohlspiegel, in dem er *Frankreich* als Brennpunkt sah; — dieser suchte *Österreich* zum Spiegel umzuschaffen, in dem die Diplomatie *Europa's* sich selbst erkennen sollte. — Talleyrand war immer *Minister*, Metternich immer *Fürst*. — Hatten sie irgend etwas miteinander gemein, so war es einzig der Umstand, dass Beide zugleich im Glanze Napoleons untergingen; aber *verschiedene* und abermals *entgegengesetzte* Wege waren es, auf dem sie ihren Ruf wieder zu erneuen trachteten. — Talleyrand freute sich über den Sturz Napoleons, und er war doch nie persönlich von ihm beleidigt worden; Metternich war von Bonaparte persönlich tief beleidigt, und doch erkannte er, selbst bei der Nothwendigkeit und dem Bestreben ihn zu stürzen, dessen

ganze Grösse mit ungeschwächter Bewunderung an, und betrauerte tief den Fall eines Feindes, dem er, bei anderen Verhältnissen so gerne gekündigt hätte. — Talleyrand war die *Seele* Frankreichs. — Metternich das *Herz* Österreichs. — Talleyrand ist philosophischer Diplomat, — Metternich diplomatischer Philosoph. — Jener dachte *schweigend* bei Napoleons Rückkehr von Elba: „Er wird fallen, ich werde ruhig bleiben;“ — dieser *sprach laut*: „Er *muss* fallen, ich werde *nicht* ruhig bleiben. — Beide hielten das Steuer am europäischen Staatsschiffe, — Beide segelten unter dem Winde hin, aber Talleyrand um zu *laviren*, Metternich um zu *sandiren*. — Talleyrand eilte allen geschichtlichen Begebenheiten *entgegen*, und warf sich *ihnen* in die Arme; Metternich wartete, bis die Begebenheiten *kamen*, und sich *ihm* in die Arme werfen mussten. — Das waren Talleyrand und Metternich. Und so nur konnten Beide das werden, was sie sind. Talleyrand ist ein durch die Umstände *gemachter*, Metternich ein *geborner* Diplomat. — Hätte Metternich Österreich eine *Verfassung* orwikt, er wäre der Napoleon der Diplomatie! —

Wien — — —

Mein Heimweh fängt an nachzulassen. Ich durchstreife den Graben, Kohlmarkt, die Kärnthnerstrasse und Jägerzeile, und gefallen mir immer mehr. Wunderschöne weibliche Gesichter an den Fenstern, reinliche Dienstmädchen an den Hausthüren, und lachende Mienen überall, wo ich hinsche. — Alles ist geschäftig in den Gassen, und doch scheint es, als hätten die meisten nichts zu thun. Der neue Wein, der sogenannte „Heurige“ ist an allen Ecken für 24 Kreuzer oder gar nur 16 die Mass angekündigt. Er soll eine wahre Medicin bei gewissen Magenübeln seyn, ich habe ihn versucht, und finde ihn zwar beissend und grob

wie die Berliner Witze, aber viel angenehmer, als diese. — Die Wiener Witze sind weltbekannt. Sie sind bei weitem nicht so verletzend, als die Berliner, und, so sehr auch der Berliner sich bemüht, sie lächerlich zu machen, um das Dreifache besser und treffender. Freilich sind die meisten trivialer Natur, aber zum herzlichen Lachen bringen sie immer, und weiter soll ja ein Witz nichts bezwecken. Höchst merkwürdig ist die unglaublich schnelle Verbreitung eines solchen Bonmots, wenn es neu zu Tage gefördert wird. In einem Tage durchläuft es gewöhnlich die ganze Stadt nebst allen Vorstädten, und es ist nichts seltenes, dass, wenn z. B. Jemand um 8 Uhr Morgens einen neuen Witz hört, und um 9 Uhr nach Modling oder noch weiter geht, ihm dort schon ein anderer mit der Erzählung desselben entgegen kömmt. Diese schnelle Tradition ist Schuld, dass man gewöhnlich den eigentlichen Erfinder nicht kennt, und oft zehn Personen zugleich für den Urheber gehalten werden. — Oft sind sie schwer für den Fremden zu verstehen, da sie häufig in der doppelten Bedeutung eines Ausdruckes aus dem Volksdialekte liegen, aber jeder Wiener ist dann bereit, den nöthigen Commentar dazu anzugeben. — Gewöhnlich kömmt ein guter, neuer Witz sehr bald bis zum Kaiser, der dann nicht zu stolz ist, recht herzlich darüber zu lachen. So erinnere ich mich eines Wortspieles, das mich sehr unterhielt, und das ich Ihnen mittheile, weil ich es Ihnen erläutern kann. Sie sahen den wundervollen Stephansthurm. Er endet in eine hohe Spitze, die sich seit Jahren etwas nordwärts neigte. Ein Unglück befürchtend, Hess die Regierung mehreremale darüber berathschlagen, da das Gerücht im Volke ging, der Thurm könne einstürzen. „A Spitz“ heisst aber im Wiener Volksdialekte auch derjenige Zustand, in welchem sich Jemand befindet, der, ohne gerade betrunken zu seyn, ein Glaschen über den Durst nahm, und in die erste schwankende Bewegung geräth. — An demselben Tage nun, an dem das Volk sich mehr als je über die nahe Gefahr des Einstürzens unterhielt, da gerade ein starker Sturmwind aus Süden blies, erschien einer der beliebtesten Komiker im Theater, und

brachte zu allgemeinem Ergötzen die Phrase an: „Allen
 „Berathschlag'n hilft niks! Gott waass (weiss) am Bester,
 „wie's mit dem Thorn steht, und I waass ganz g'wis, dass
 „kan Unglück net g'schieht! Der Stephansthur hat a *Spitz*,
 „und mit a'm (einem) *Spitz* ist noch Niemand nit umg'fall'n!
 „Wann er erscht (erst) einmal an *Rausch* hat — dann laaf
 „(lauf) I selber d'von!“ — — Ein donnernder Applaus
 war die Folge dieser witzigen Bemerkung, und kein Mensch
 dachte mehr an's sterben. — Ein anderesmal wurde von den
 Bäckern wahrscheinlich wegen Fruchththeuerung das Brod
 etwas kleiner als sonst ausgegeben. Das Volk beschwerte
 sich besonders über die Kleinheit der beliebten „*Kreuzer-
 laab'l*“ (Kreuzerlaib, Kreuzerbrod). Einige Tage später
 erschien ein Komiker auf dem Theater, begann eine lange
 Erzählung, hielt aber plötzlich und wie erschrocken inne,
 legte die Hand auf's Auge, als ob es ihn schmerzte, und
 sprach: „Erlauben's! Warten's a biss'l! I kann nit weiter
 „reden. Das ist ein schrecklicher Schmerz; — es ist mir
 „so oben ein *Kreuzerlaab'l* in's Aug' g'fall'n!“ — —
 Das Gelächter des Publikums können Sie sich denken. Kurz
 darauf erschien das Brod in seiner gewöhnlichen Form. —

Wien — — —

Österreich ist ein monarchisch-despotischer Staat, es
 hat weder Volksrepräsentanten noch Pressfreiheit, das ist
 bekannt; doch wollte ich manchem anderen Staate so höf-
 liche Beamten wünschen, als ich hier bisweilen finde. —
 Man mag sagen, was man will, so viel ist gewiss, die
 Freundlichkeit des jetzigen Kaisers, — sie sey nun ächt
 oder falsch — übt einen mächtigen Einfluss auf fast alle
 befehlende oder anordnende Angestellte im Staate. Die Wie-
 ner Polizei ist die höflichste, die ich bis jetzt gefunden.
 Man behandelt jeden ohne Unterschied so loyal und zuvor-

kommand, dass, was gewiss zu den Seltenheiten einer europäischen Stadt gehört, sogar das Benehmen der Polizei hier dazu beiträgt, den Fremden in Wien heiter zu erhalten. — Nicht minder schön ist häufig das Verfahren der höheren Justiz selbst gegen Verbrecher. Diejenige gerichtliche Barbarei, die so manchem Unglücklichen, den ein Vergehen in den Kerker warf, in andern Städten und Staaten den Tod viel wünschenswerther als das leichteste Gefängniss macht, kennt man jetzt hier nicht. Früher hat sie auch hier existirt; doch seit Joseph heinimmt man sich mit viel mehr Milde. — Man bestraft das Verbrechen, *id est* das nichtpolitische, strenge und nach dem Gesetze, aber nicht nach barbarischer Willkühr oder Laune, was gewiss merkwürdig ist, wenn man bedenkt, dass hier, mehr als an vielen andern nicht-verfassungsmässigen Orten, das *geheimste* Gerichtsverfahren im Gebrauche ist. — Ich erinnere mich freilich auch, sehr grobe und ungebildete Menschen bei hiesigen Ämtern gefunden zu haben. Z. B. der Hofrath Schosselein; — ein Original von Grobheit. — Das Polizei- und Gerichtsverfahren ist durch Gesetze und Specialverordnungen gesichtet und vorgeschrieben, und ohne freies Geständniss der Schuld kann Niemand verurtheilt werden. Gewisser Zwangsmittel darf sich der Richter nur im Falle der auffallendsten Widersprüche von Seiten des Inquiriten bedienen, und daher kommt es, dass, wenn dieser überlegt, klug und gedächtnissreich ist, er seinen Prozess oft Jahre lang hinausziehen vermag. — Freilich fehlt dem ordentlichen Prozessverfahren in Klagesachen sehr vieles, besonders wenn es eine Sache betrifft, die aus der Provinz nach Wien verlegt wurde. Eine solche Angelegenheit taumelt häufig fünf, zehn, ja zwanzig Jahre und darüber bei Gericht umher, ohne zur Entscheidung gebracht werden zu können. Es ist dem österreichischen Staate sehr zu wünschen, dass hierin die vom Volke lange und schalichst gewünschte Verbesserung eintreten möchte. — Die hier geltenden Anordnungen verpönt jede Art von Bestechung. Aber mit der Länge der Zeit ist diese natürlich immer eher anzubringen, und gewisse saugende Thiere, die man

leider in Deutschland noch so häufig vorfindet, wissen hier sehr gut ihren Vortheil aus dem langsamen Gange solcher Prozesse zu ziehen, so dass nicht selten schon nach einigen Jahren die Kosten mehr betragen als die *res quaesita*. Dass diesem Übel nach und nach wird gesteuert werden, ist zu denken. Österreich geht hierin sehr langsam, aber sicher, wie wir hoffen. Eben so langsam, aber vielleicht nicht sicher geht's mit der Politik. — Gewiss ist es, dass der Österreicher, aus welchem Grunde, ist nicht genau zu ermitteln, keine plötzliche Veränderung will. Dass er in Ketten liegt, ohne es zu wissen, ist wahr. Aber die österreichische Regierung mag, den Begriffen des Engländers oder Franzosen nach, so weit zurück seyn als sie immer wolle, die Press- und Redefreiheit mag so hart unterdrückt seyn, als möglich, so ist es doch nicht zu läugnen, dass kein Volk auf Erden das Wort „Vertrauen“ geduldiger anzuwenden liebt, als das österreichische. Man mag einer Denkerparthei angehören, welcher man wolle; man mag Amerikaner seyn oder Juli-Franzose, so ist es unmöglich, sich der Theilnahme zu erwehren, wenn man den Wiener auf das Kapitel der Pressfreiheit oder der Verfassung bringt, und ihn dann so recht von Herzen sagen hört: „I wollt' es wär' bei uns aa (auch) so! Aber, das „wird schon komme! Der Mensch denkt's, Gott lenkt's, „und der Kaaser (Kaiser) is a guoter Mann!“ — Bei solch' einer Äusserung möchte Mancher vielleicht im ersten Augenblicke, trotz der englischen Freiheit oder des französischen Jury, wünschen, ein Wiener zu seyn. — Gewiss ist es: das unverdorrene Menschenherz steht nicht selten über aller Gastromanie der ewig schlingenden Freiheit. Freilich ist es schrecklich, aus Blödsinnigkeit so zu reden. — Gott gebe, dass die Völkerfreiheit vorwärts schreite; der wahre Mensch muss dies wünschen. Aber eine commentirende Thronwaise wischt er doch oft verstohlen von der Wange, wenn er empfindet, dass die Geschichte nur allzu klar erweist: je mehr die Ungebundenheit vorwärts geht, desto mehr geht das fühlende Menschenherz zurück. Die Gastfreiheit, die uneigennützig Brudertliche und das herz-

hehste Wohlwollen gegen Fremde hat sich bei vielen nicht-freien Völkern sichtbar und auffallend erhalten, während man z. B. in Frankreich, England und Amerika diese schönen Eigenschaften fast ganz verwischte. Wer wollte mir dies wegläugnen?? — — —

Wien — — —

Der Kaiser — gab mir Audienz. — Ich wurde von dem lebenswürdigen Grafen Salm, welcher fungirender Kammerherr war, eingeführt. Im Vorzimmer wogte es von geschmückten, behänderten Herren in Uniform und Civil. Einige hübsche Damen belebten das Gemälde, und Sie wissen, dass dies für mich immer die angenehmste Seite der lebenden Gemälde ist. Es geht bei diesen Audienzen sehr geordnet zu. Wie die Herren der Reihe nach sie erbaten, so werden sie eingeführt, es sey denn, dass irgend ein Mann von besonderer Wichtigkeit sich einfindet, der dann noch einmal besonders gemeldet wird. Als ich zu dem Monarchen eintrat, sah ich ihn, den greisen Fürsten des Landes, in einfacher Generals-Uniform, in der schönsten Haltung und Gesundheit, trotz seiner Jahre. Er hörte mich freundlich und ruhig an, und versprach mir, den (Ihnen bewussten) Wunsch zu erfüllen. Sein Benehmen macht den besten Eindruck; man muss ihn in der That persönlich lieb gewinnen, und geht befriedigt weg, die vorgetragene Angelegenheit sei welcher Art sie wolle. Einige seiner Fragen und Bemerkungen überzeugten mich, dass er sich über meine Wünsche zuvor wohl unterrichtete; ich erwartete bestimmt deren Erfüllung. —

Wien — — —

Aber sie wurden nicht erfüllt. Einige frühere Äusserungen, die mir über Österreich entschlüpfen, waren dem Polizeiminister Grafen Sedletzky zu Ohren gekommen. Dieser erfuhr, dass ich beim Kaiser Audienz hatte. Er konnte diese selbst nicht mehr verhindern; aber um so besser hinderte er den Erfolg derselben, so bestimmt mir auch der Kaiser sein Wort gegeben. — Denken Sie darüber, was Sie wollen, ich für meine Person meine, dass ein Kaiser Wort halten und einen Willen haben sollte. — Sedletzky handelte in seiner Pflicht, als Polizeiminister. Vielleicht wusste er nicht, dass ich das kaiserliche Wort hatte, und ich will ihm nicht deshalb grollen. Es war mir blos ärgerlich und unangenehm, da ich dergleichen nicht gewohnt bin. — Freilich erfuhr ich, wie Sie wissen, später etwas Ähnliches vom Herzog von Sussex in London. Er versprach mir, in einer gewissen Angelegenheit Antwort sagen zu lassen, und ich erwarte noch heute diese Antwort vergebens. Jede Wortbrüchigkeit ist schlecht. —

Wien — — —

Unter den hiesigen Familien ist die Familie Henikstein eine der würdigsten, und ihr Haus eines der interessantesten und angenehmsten für den daselbst eingeführten Fremden. *Peregrinus hospitare, nam tu quoque peregrinus eris*, sagt Menander, aber die Familie Henikstein bietet dem gebildeten Fremden nicht blos ein gastfreundliches Haus, sie birgt auch noch ausserdem einen Schatz in diesem Hause, der sich in Wien und Deutschland nur einmal vorfindet. Dieser nennt sich Joseph von Hammer. — Der edelste,

liebenswürdigste Mensch an Herz und Gemüth, verbindet er einen seltenen Schatz von Kenntnissen mit einem seltenen, trefflichen Charakter. Von Europa gekannt als Gelehrter, genießt er der besonderen Liebe und Achtung Wien's, das eines seiner Kleinodien in ihm sieht. — Er ist der Schwiegersohn des braven Bankiers Henikstein, dessen Töchter sich durch gediegenes Wissen, durch bedeutendes Kunsttalent und den Verein aller weiblichen Vorzüge auszeichnen, und mit Recht zu den glänzendsten Sternen der Wiener Damenwelt geröhnet werden. Und das will viel sagen. Denn, was die gebildete, tugendhafte und würdige höhere Frauenklasse betrifft, so zählt Wien darin Sterne der *ersten* Grösse. — Schon im ersten Augenblicke meiner Bekanntschaft mit Hammer, wurde mein Herz sein eigen. Ich laßte mich an seinem Geiste, lebte wieder auf in seinem Gemüthe, und erinnerte mich bei seinem Anblicke mit Wonne meines Gottmenschen Pastor von *Muralt* zu Petersburg, der zwar nicht zu erreichen ist, dem aber *Hammer* am Nächsten kömmt. Ich werde Beide nie vergessen. —

Wien — — —

Die Geselligkeit hier ist gross und das Familienleben äusserst unterhaltend und angenehm. Wien verbindet das öffentliche Leben von Paris mit dem Privatleben London's. Es hat die Vorzüge beider Städte (verstehet sich, die *politische* Freiheit nicht eingerechnet) ohne manche Mängel derselben zu besitzen, und insoferne schon ist es *einzig* in seiner Art, und mit Recht ruft der Österreicher: „S'gibt nur an (*eine*) Kaiserstadt, s'gibt nur an Wien!“ — Der Franzose macht um 11 Uhr Bekanntschaft, schliesst um halb 12 Freundschaft auf Leben und Tod, und vergisst alles wieder um 12 Uhr. Der Engländer lässt lange warten.

und einmal wahrer Freund geworden, bleibt er es treu, fest und unerschütterlich; aber, bis er endlich so weit kömmt der Freund eines Menschen zu seyn, kann dieser zehnmal Hungers sterben. Der Deutsche und vor allen Deutschen der Wiener schlägt hier die Mittelstrasse ein, dieser eilt nicht so schnell als der Franzose, und prüft nicht so unmenschlich lange wie der Engländer. Von der aufopfernden Liebe und der Herzlichkeit des Wieners gegen Freunde könnte ich Ihnen manches schöne Beispiel erzählen. — Fast jede Familie, besonders aber jeder Stand hat hier seine eigene Weise des häuslichen Verhaltens, wenn gleich alle in der Hauptsache übereinkommen. — So rauschend und bunt das Volksleben am Tage sich zeigt, so angenehm überrascht wird man beim Abendbesuche in den häuslichen Zirkeln durch die, selbst beim Tanze und der lautesten Fröhlichkeit gemüthliche, einfache und still belebende gegenseitige Unterhaltung. In solchen Abendzirkeln ist es auch, wo ich den Wiener viel lieber in seinem Dialekte, als in gezwungenem Hochdeutsch reden höre. Er wird in der That oft ein ganz anderer Mensch, wenn er sich genöthigt glaubt, um besser verstanden zu werden, aus seinem herzlichen, mit wahrer Zaubermacht einwirkenden Dialekte herauszutreten. Der Berliner Dialekt war mir immer *unerträglich*, der Wiener immer wohlthuend und angenehm. — Ich weiss nicht, warum ich mich jedesmal so wohl fühle bei den Worten: „Grüess Ihne Gott!“ während das kalte „Guten Abend, Herr von“..... mich eben nicht weiter berührt. — Disputire ich, und mein Gegner sagt mir: „Schauen's, mein Liebster, da haben's Unrecht,“ — oder auch „da hab'n's an Bock g'schloss'n,“ so fühle ich mich nicht im mindesten verletzt, während nicht selten bei dem Berliner: „Jehn Sie man weg, das is nich wahr!“ mein Blut in Wallung gerieth. — Die Privatgesellschaften beginnen gewöhnlich um 8 Uhr Abends. Man spielt Whist, trinkt Thee, und unterhält sich häufig durch Tanz oder wissenschaftliche Gespräche. Bei Herrn Henikstein versammeln sich viele Gelehrte, und hier ist Kunst und Wissenschaft meist der Hauptpunkt der Conversation, deren

Zentrum fast immer *Hammer* ist. — In den Abendgesellschaften der mittleren Klasse wird wie überall mitunter ein wenig über Herrn X. oder Madame Y. raisonnirt; die Frauen rücken sich in einem Winkelchen die Stühle zusammen, die alten Herren gehen zur Kartenparthie und das jüngere Personale scherzt, tanzt oder verabredet Zusammenkünfte im Prater u. s. w. — Die Wienerinn spricht gerne und viel, besonders in Gesellschaft; sie unterhält lieber, als sie unterhalten sein will, und ihre Zunge ruht oft selbst mitten im raschesten Walzer oder in der ermüdenden Gallopade nicht. Man benimmt sich zwanglos, gemüthlich, heiter, gesprächig, und in den besseren Gesellschaften doch dabei fein, artig und mit dem besten Anstande. — Dabei entwickelt sich unter andern meist der seltene und schöne Zug der Nicht-Eifersucht. Der junge Wiener, der mit seiner Braut, Frau oder Schönen beim Tanze ist, freut sich herzlich, sie mit einem andern gebildeten, wackeren Manne tanzen, sprechen und lachen zu sehen; auch ist er fein und bescheiden genug, seiner Gefährtin, die ihm angehört, nie vor Anderen Schmeicheleien oder leere Komplimente zu sagen. Er liebt nichts weniger, als Andere auf einen von ihm erworbenen Besitze neidisch zu machen; er zieht es lieber vor, seine Selöne durch das offene Lob einer neben ihr befindlichen Nachbarinn zu erzürnen, als einem Freunde oder Bekannten das Herz lüsten zu machen nach einem Gute, das für diesen nicht existirt. — Ganz das Entgegengesetzte thut der Berliner. — In den Familienzirkeln der untern und Beamten-Klasse werden viele Anekdoten erzählt und Witze gemacht. Oft entsteht durch eine kleine Wortstreitigkeit ein freundliches Witzgefecht, bei dem nicht selten die amüsantesten und trefflichsten Wortspiele zum Vorscheine kommen, die alle belustigen, ohne jemanden zu verletzen. Man balgt sich mit Witzkeulen unter gegenseitigem Lachen herum, jeder lässt sich dabei etwas gefallen, endlich erklärt sich der eine Theil freiwillig für besiegt, man reicht sich die Hand, schlägt zum Frieden ein, und unterwirft sich geduldig dem neckenden Nachtrage der jungen Damen, die sich alsdann

in ein grosses Komplott zusammenzuröthen pflegen, um über beide Kämpfer herzufallen. So endet hier meist ein Kampf, der in Berlin oder Paris vielleicht ein Duell herbeiführen würde, in Scherz und heiterem Lachen; beide Streiter hauchen ihren Hass verblutend aus unter den spitzen Mund-Dolchen der Schönen, und ihre Freundschaft ist fester, denn zuvor. Ich habe manchmal solchen Wiener Witz-Duellen beigewohnt, und wurde einmal im eigentlichen Wortsinne krank vor Lachen. — Es muss aber dabei Wienerisch gesprochen werden. Dieser Dialekt ist ganz eigens dazu gemacht, einem heiteren Witze Leben und Werth zu geben. Ich gestehe es offen, ich habe mich förmlich verliebt in den Wiener-Dialekt. — Selbst der Kaiser spricht ihn fast immer, und nichts ist interessanter, als ihn darin zu hören; besonders wenn er mit einem Bauer oder einer Person der unteren Bürgerklasse spricht. Es ist viel Gutes geschrieben im Wiener-Dialekte. Besonders verdient darum machte sich unter anderen der geistreiche und geschätzte Dichter *Castelli*, der nichts mit der Flachheit der meisten hier befindlichen Dichterlinge und Scribenten gemein, und vielleicht den meisten persönlichen und geistigen Werth von allen hat. — Auch Herr *J. G. Seidl* hat manches Treffliche im österreichischen Dialekte geschrieben. — Manche Familien haben hier in neuerer Zeit versucht, den Landes-Dialekt ganz aus ihren Kreisen zu verdrängen, da vielleicht hic und da ein fremder Flachkopf ihnen eine arrogante Bemerkung gemacht haben, aber dies Bestreben wirkte zum Glücke nicht auf andere ein. Dürfte ich es wagen, den guten Wienern einen Rath zu geben, so wäre es der: für das Ausland und für Ausländer sich der hochdeutschen Sprache zu befeissen, aber für das Geburtsland ihren herzlichen Dialekt beizubehalten. —

Wien — — —

Das Getriebe am ersten Mai dauerte bis Mittags fort, und die Klasse der Lustwandelnden wechselte jede Stunde. — Als ich gegen Mittag heim kehrte, fuhrte mich mein Weg über den alten Fleischmarkt. Hier stehen das Zensur- und Mauth-Gebäude dicht neben einander, und ein Dreieck mit ihnen bildet das Gasthaus zur Stadt London. — Zensur-, Mauth- und Gasthaus, dachte ich, — ihr bildet das eigentliche, stützende Kleeblatt dieses so einzig zusammengeführten Staates. — Ich weiss nicht, wem von diesen Dreien Österreich den meisten Vortheil verdankt. — *In capite sit et Austriacae caput caput*, so befiehlt der Geist Franz des Kaisers, und wer ruhig sterben will, der richte sich darnach. —

Wien — — —

Ich habe mir schon oft vorgenommen, Ihnen meine Meinung über jene Menschenklasse, die man *Freudenmädchen* nennt, zu schreiben. Ich will dies heute thun.

In Wien sind die Freudenmädchen nicht öffentlich geduldet. Aber es gibt deren eine solche Menge hier, dass ich mit Kaiser Joseph II. sagen muss: „Spannen Sie ein Zelt über Wien aus, und Sie haben ein einziges Bordell!“ — Da nun dies mehr oder minder für alle Hauptstädte Europa's gelten kann, so wäre die Frage zu entscheiden: Soll man überhaupt Freudenmädchen dulden oder nicht? und wenn man sie duldet, soll das *geheim* oder *öffentlich* geschehen? —

Mulio malorum est hic, cognoscere malum in malo!
Ich nenne Ihnen wieder eine Zeile aus meinem eigenen Latein, weil ich ein Thema behandle, in das ich nicht

gerne einen anderen, sey es auch nur durch eine seiner Phrasen, mit verflechten möchte. Wo man eigne Meinungen über schuldlos Unglückliche ausspricht, da soll man diese Meinungen ohne fremden Stoff offenbaren. —

Das Thema von der Preisgebung des weiblichen Geschlechtes an das männliche gehört nicht der Philosophie, noch der wandelbaren Staatsgeschichte an, sondern der Schöpfungswissenschaft. Niemand in der Welt, der aus menschlicher Substanz besteht, kann hier *Richter* seyn wollen; Richter ist hier jedem Betheiligten das eigene *Gewissen*, und der Nebenmensch ist durchaus zurück versetzt in das Amt des neutralen *Beobachters*. Als solcher rede ich, und nicht als Richter. —

Frauen und Mädchen, die sich, aus Liebe oder Gewinnlust, preisgaben, haben zu allen Zeiten existirt, in denen zwei Geschlechter existirten. Das conventionelle Band der Zweifche gehört einem weit jüngeren Zeitalter an, als das des (jetzt so benannten) *Concubinats* oder der Prostitution, und, den Menschen als *freien Menschen seines Gewissens* betrachtend (was er immer seyn sollte, aber unter dem Drucke mit ihm spielender Gesetzgeber nicht ist), muss ein jeder, der den Werth des Naturrechtes kennt, eingestehen: dass es ganz *gegen* alles Natur- und Staatenrecht ist, die freie Anwendung des *Geschlechts* eines Menschen, und besonders eines *eindurten*, dem heimmenden Gesetze oder dem arbiträren Richteramte eines andern Menschen zu unterwerfen. —

Ich will hier noch nicht gleich mit der wahren, zentnerschweren Bemerkung beginnen: dass, wie die Geschichte aller Zeiten, bis auf unsere Tage, beweist, gerade diejenigen Mächthaber, die die meisten und härtesten Verfügungen gegen aussereheliche, öffentliche Preisgebung erlassen, die elendesten und grössten Wollustlinge und Übertreter ihres eigenen Gesetzes waren, den Pabst nicht ausgenommen; auch will ich die Bemerkung noch verschieben: dass wir in unserer neuesten, höchstkultivirten Zeit tagtäglich öffentliche Damen vor Richter schleppen sehen, die sie verdammen, entweder weil sie selbst, in Folge ihrer ge-

heimen Sünden, bereits impotent sind, und gleich Eunuchen ihre Wuth an ihnen auslassen, oder die sie darum in's Gefängniß sperren lassen, um dann bei Nacht ihren Beschliesser desto ungestörter machen zu können; ich will ferner hier noch nicht anführen; dass das *wahre* und *göttliche* Recht keinen Unterschied kennt zwischen Weibern, die ihre Bestimmung erfüllen, dass das *Staatsrecht* nicht bloss die, in's Französische übersetzte, *Maitresse* des Fürsten, sondern auch die *Beischläferinn* des Bürgers zu achten habe, und dass der Name *Freundendame*, wie ich Ihnen noch auseinanderzusetzen hoffe, eben nicht schlechter klingt, als jene beiden; — ich will hier zu allererst bloss auf die Frage eingehen: ist dieser Stand staatsgefährlich? Das ist unmöglich. — Und doch könnte nur aus Ursache der *Gefahr* der Staat ein Verbot darauf legen wollen. Worin könnte also diese *vermeintliche* Gefahr bestehen, und *was* könnte sie gefährden? Etwa die Sicherheit oder das öffentliche Wohl? Das zu behaupten, wäre eben so dumm als lächerlich. — Oder den *Anstand*, die *Sitten*, die *Scham*? Ich gehe darauf ein, und hoffe Ihnen widerlegende Gründe darthun zu können, die, wenn auch nicht überwiegend, doch gleichwägend sind. —

Niemand wird es mir wegstreiten wollen noch können, dass, wie bei allen lebenden Wesen in der Natur, so auch beim Menschen das *Geschäft der Zeugung* die erste und heiligste seiner Pflichten ist. — Die Natur suchte uns die Erfüllung dieser Pflicht zu versüssen, indem sie dieselbe einem Gefühle entspriessen lässt, welches vor allen anderen Erdengefühlen das ergreifendste, allmächtigste und angenehm-hüerissendste ist. Dichter nennen es *Liebe*, — der Mensch nennt es *Geschlechtsthat*. — Hätte nun diese weise Natur es so einzurichten für gut befunden, dass der Mensch, gleich dem Schmetterlinge oder anderen Insekten sich nur *e einmal* im Leben begatten könnte, so würde ich an und für sich meines heutigen Schreibens überhoben seyn; denn ich glaube nicht, dass abdann diejenigen Wesen, die wir, sehr bezeichnend, Freuden-Mädchen nennen, existiren würden. — Da nun aber der Mensch ein Geschöpf ist, das nicht

eimal eine bestimmte *Brustzeit* hat, sondern den unwiderstehlichen Drang der Vereinigung zu allen und jeden Jahreszeiten und Stunden empfindet, so wollte die Natur uns unwiderlegbar und augenscheinlich darauf hinweisen: dass *ihm*, dem *Menschen*, vor allen andern, die da sich vermehren, die häufigste und meiste Ausübung des Geschlechtstriebes obliege, und er in Bezug auf den *natürlichen* Zeugungstrieb sich keine Schranke zu setzen habe, da sein *Schöpfer* ihm keine setzte. —

Dass ich hier keine sogenannten Religionsskropel mitverflechten kann, begreifen Sie; es gibt nur *eine* Religion: die Erkennung und Anbetung eines allmächtigen Gottes, in seinen Werken und in natürlicher Anwendung der von ihm uns verliehenen, nützlichen Geistes- und Körperkräfte. — Alle Propheten-Religionen sind *gemacht* durch *Menschen*; die einzige heilige Schrift ist das grosse Buch der *Natur*, aus dem wir Dankbarkeit gegen *ihren* und *unseren* *Gott* schöpfen sollen. —

Ebenso wenig glaube ich anstehen zu dürfen, mit *Ihnen*, *Milady*, weil Sie selbst *Weib* sind, ganz frei und ohne Rückhalt über einen Gegenstand zu sprechen, bei dem sonst Damen zu erröthen pflegen. Sie sind ja eine von den wenigen Damen *Milady*, die nicht, gleich andern, aus lächerlicher Eitelkeit sich beleidigt fühlt, wenn ich sage, dass Ihr *Alter*, Ihre lange Erfahrung und Ihr, nunmehr 73 Jahre zählender Geist mich anspornen, meine Schwüchternheit dem Vertrauen in Ihre Einsicht unterzuordnen, und, sollte ich gleich in den Augen manches elenden Pedanten, der vielleicht bei *Worten* öffentlich erröthet, bei *Thaten* aber heimlich der schamloseste Wollüstling ist, durch diesen Brief an eine *Dame* als minder zart erscheinen, so kenne ich doch *Milady*, Ihren mit dem Ruhme engelgleichen Wandels geschmückten Lebenspfad zu gut, als dass ich nicht gerade deshalb ohne Scheu zu Ihrer reinen, nur Menschen-glück athmenden Seele sprechen sollte. —

Ich brauche Ihnen wohl nicht erst zu erklären, dass ich die in Rede stehende Klasse des weiblichen Geschlechtes keineswegs für eine bessere oder wohl gar für eine

edlere Klasse der Menschheit halte, ich habe mich zu sehr über die Seite des Übels und Unglücks bei derselben unterrichtet, um ihr Bestehen *direkt* zu entschuldigen oder in Schutz zu nehmen. Ich finde vielmehr, dass, da die neuere und christliche Staaten-Einrichtung es der verläumdenden öffentlichen Stimme gar so leicht macht, sich mit dem Deckmantel der sogenannten neustamentarischen Etikette und Civilisation zu bekleiden, und heuchelnd die *Ehre* des Nächsten — aus welcher *Ehre* die Bekenner und Ausleger Christi ein ganz kurzes krüppelhaftes Ding machten — durch Gleichstellungen und niederträchtige Gerächte zu verunglimpfen, das sage ich, jene Damenklasse nur zu sehr geeignet ist, auf *manche* Verhältnisse, die man einem *falschen* Ehrbegriffe der Christenheit unterordnet, einen mitunter schädlichen Einfluss zu üben. — Dies aber ist dann der Schiefheit unserer heutigen Civilisation, und nicht ihnen zuzuschreiben. — Ich würde mich des Wortes „Christenheit“ hier nicht ausschliesslich bedient haben, wenn es nicht erwiesen, dass gerade in der Christenwelt, wo man die Freudenmädchen stets zu unterdrücken sucht, von jeher die grösste Anzahl derselben sich befand, während z. B. in der Türkei man diese Klasse fast gar nicht kennt, obschon kein Gesetz des Korans sie verbietet (alle Freudenmädchen Constantinopels sind Christinnen) und unter *zehntausend* Indianern kaum *drei* gefunden werden, die sich diesem Geschäfte überlassen. Freilich hatten auch die Griechen und Römer und alle andere Erdenvölker ihre Priesterinnen der Art, und ich will mit Obigem nicht sagen, dass ich das türkische und jüdische weibliche Geschlecht für besser, und die Freudenmädchen für *verworfen*e Geschöpfe halte. Keines von beiden! Ich kenne nichts Empörenderes, als den *Unglücklichen* mit dem Namen „*Verworfen*e“ zu belasten, während so *manche* *wirkliche* Verworfenheit auf dem Throne oder am Richtertische im Glücke schwebt, und *Gesetze* gegen die ergehen lässt, deren Jugendkraft er zuerst selbst benützt und schwächt, und sie dann verdammt, um sich einen guten Ruf aus dem ihnen bereiteten, zum Widerstande wie zur Selbstvertheidigung ohnmächti-

gen Elende zu sehen. Schmach und Schande über sie. *Ihre Stunde wird auch schlagen!* —

In keinem andern Verhältnisse der Staatenordnung zeigt sich der unmittelbare Widerspruch zwischen Gesetzgeber, Gesetz und Gesetzvollstrecker grösser als in dem Verhältnisse des staatsvertretenden *Richters*, als strafbar erklärten, *Prostitution*. Denn hier ist offenbar die Übermacht und Mehrgeltigkeit des *Natur-Gesetzes* von der ganzen denkenden Welt ohne Widerrede anerkannt, und die, unter demselben Naturgesetze geborenen, ihm ergehen, und ihm oft am allerwenigsten widerstehenden *Gesetzgeber* und *Richter*, die hier das *allmächtigste, heiligste Gesetz* einem lächerlichen, von ihrem sterblichen Gehirne ausgehenden unterordnen, um schuldlos Beschuldigte zu verdammen, stehen fast *immer* durch ihren eigenen geheimen Lebenswandel (den freilich das Volk kennt), *tief unter* dem zur Anwendung gebrachten Gesetze; *geschwächte Menschen* richten hier *menschliche Schwächen!* —

Wer von Euch, Ihr Gesetzgeber und Richter aller Zeiten, die Ihr die Freudenmädchen unterdrückt, wer von Euch, frage ich, hat als *Jungferkette* sein Weib umarmt? wer von Euch hat keinen Tempel der Venus betreten? wer von Euch hat nicht seine Macht dazu benutzt und missbraucht, um schuldlose Geschöpfe zu verführen und sie gerade in die Klasse zu stossen, die Ihr verdammt?

Milady! der *Statthalter Goltz*, *Papa Alexander*, *schwängerte seine eigene Schwester*, und erliess einen Verdammungsbefehl gegen die römischen Freudenmädchen, während er *sieben Matressen* in der Engelsstorg hatte, und *hundert Freudenmädchen* bei einem Gastmahl, das er den Kardinälen gab, öffentlich *nackt* tanzen liess. — — —

Ich halte schon den gelinden Ausdruck: „nothwendiges Übel“ den ihnen mild Urtheilende bedrücken, noch für zu *hart*. So manches Übel diese Societät, gleich jeder andern menschlichen, auch mit sich verbinden mag, so ist sie doch selbst nichts weniger als ein Übel, und man darf sagen, dass ihr Gutes das Böse in ihr hinlänglich aufwiegt; — das einzige wahre und grosse Übel, das sie erzeugt, hat

seinen Grund keineswegs in ihr selbst, sondern in einem Umstarbe, der Ihnen bald klar werden soll. —

Wir haben heutzutage Staaten, die sich vor Allem das Recht anmassen: sich um alles zu bekümmern. Zugestanden nun, dass alles das, warum sie sich bekümmern, sie etwas zutriebe, so kommen doch selbst die autokratischsten Gesetzgeber darin überein: dass es gegen alles Recht und die Kultur sey, in's *Privatleben* des Staatsbürgers unnöthigerweise mit Gewalt einzudringen. Der Staat so wenig als der einzelne Bürger hat ein Recht, in den Privatstand eines Menschen despotische Eingriffe zu thun oder auch nur die Enthüllung desselben zu begehren. Die Frage nun, ob die Geschlechtstheile des Menschen in einem staatsbürgerlichen oder in einem privaten Verhältnisse zur Regierung stehen, ist leicht zu beantworten, und in der That, derjenige Gesetzgeber, der die Unverschämtheit hat, mich durch ein bürgerliches Gesetz darüber befehlen und zwingen zu wollen, ob ich keusch bin oder nicht, ob ich dem Impulse meiner Nerventhätigkeit und des Blutes folge oder nicht, ob ich mit einem Worte dasjenige mit meinen Werkzeugen thue, wozu ich sie erhalten habe, oder ob nicht, — der hat auch in der That ein Recht, mir durch ein Gesetz vorzuschreiben, ob ich um 9 Uhr oder um 10 Uhr frühstücken soll, ob ich mit dem Munde riechen und mit der Nase essen soll u. s. w. —

Die Leibeigenschaft des Menschen hat *nicht* aufgehört, und ist in jedem civilisirten Staate als noch bestehend zu betrachten, wo der Regent sich anmasset, den Unterthanen die Anwendung desjenigen Körpertheiles, den letzterer ganz mit ihm gemein besitzt, durch Gesetze zu beschränken. In der That, *dieser* Theil des Leibes ist der *ganze* Leib, und wenn sich die Regierung *seiner* bemächtigt, hat sie den ganzen Menschen, und dieser ist dann mehr als Sklave, denn man verbietet ihm als *Mensch* das, was jedem *Hunde* ohne Gesetzesbeschränkung erlaubt ist. Dass der Regent seine eigenen Pfröpf-Resultate mit dem Ehren-Namen: Kronbastard, die des Geschlechts leibeigenen Bürgers aber mit dem Titel Hurenkind belegt, stellt seine

geburtsadelige Schnelkraft eben nicht heiliger dar, als sie ist. Man bedenke nur, dass nicht jedes Mädchen im Staate es so leicht hat, wie eine Prinzessin, die bloß einen Gesandten an andere Regentenhöfe zu schicken hat, um sich einen Prinzen in's Brautbett zu holen. Ich möchte zugleich die Prinzessin kennen, die zufällig *keinen* Mann gekriegt, und die darum, weil sie kein Werkzeug von gleichem Range erwischen konnte, die Keuschheit mit in's Grab nahm. Wenn es nun also der unverletzlichen Person einer Prinzessin erlaubt ist, sich verletzen zu lassen, wie sollte man dann dem armen, fühlenden Bürgermädchen, das der Zentralforderung der Liebe nicht widerstehen kann, und das oft noch seine drückende Armuth dadurch erleichtert, es verbieten können, seiner körperlichen Freiheit zu leben?

Ist es nicht meist der *Hunger* und das *Elend*, das solche Mädchen treibt ein Handwerk zu ergreifen, das in unserer Zeit die schiefsten Gesetze der Moral gegen sich hat? Und wie — der Regent sollte verbieten können, den Hunger eines Menschen zu stillen, der keine Arbeit erhalten kann, und, weil das Gesetz das Stehlen verbietet, sich derjenigen Arbeitsinstrumente bedient, die Gott selbst ihm zum freiesten und sogar gebotenen Gebrauch verlieh?

Milady! am 3ten Februar 1828 kam zu Wien eine alte, ehrwürdige Frau zu mir, und bettelte. Ihre Miene, in der ich keine Bettlerin von Profession erkannte, interessirte mich; ich fragte sie nach ihren Verhältnissen, und erfuhr, dass sie die Wittve eines Landpächters sey, der durch unverschuldete Unglücksfälle, durch *unerschwingliche* Steuern und Abgaben und dadurch, dass man ihm seine *beiden* Söhne für's Militär geraubt, an den Bettelstab gekommen war. Sie selbst, die mehr als sechszigjährige Wittve, war die Tochter eines schlesischen Pfarrers, und hatte, wie ich aus ihrer schönen Sprache und mehreren Andern ersah, die beste Erziehung genossen. Sie hatte noch eine einzige, unverheirathete Tochter von 22 Jahren, die, vor Kurzem ausser Dienst gekommen, nunmehr als Tagelöhnerin arbeitete, und, wie mir die greise Mutter unter herzerreis-

sendem Weinen berichtete, den rohesten Anfällen gemeiner Menschen fortwährend ausgesetzt war. — Als ich darauf der Alten, ein rührendes Bild des Elends, eine mehr als gewöhnliche Unterstützung anbot, zitterte ihre Hand, die sie darnach ausstreckte; sie nahm endlich das Geld, liess es fallen, und brach schluchzend in die Worte aus: „Mein Herr, ich will Ihnen dafür etwas arbeiten — — ich kann es so nicht nehmen — ich bittete heute zum erstenmale!“ — Das erschütterte mich tief. — Ich liess sie niedersitzen, und erfuhr nun, dass ihr verstorbener Mann im Jahre 1809 den österreichischen Truppen häufige Dienste geleistet, dass sie hoffe, durch eine Bittschrift an den Kaiser ihre Lage zu erleichtern, dass sie aber Niemanden hier kenne, der ihr diese Schrift machen würde. Ihre beiden Söhne hatten das beste Zeugniß ihrer Militärobern. — Ich versprach ihr, diese Bittschrift machen zu lassen, erlaubte ihr, dieselbe am andern Tage abzuholen, und drang ihr beim Weggehen die Unterstützung auf. Die Supplik lag fertig, als am nächsten Tage die Thüre aufging, und ein Mädchen hereintrat, zwar wegen des langen Elendes nicht mit den Rosen-Wangen, aber mit allen Zügen der überraschendsten Schönheit. Eine Art von Würde und Hoheit war in diesem Gesichte ausgedrückt, die mich mächtig ergriff, und man vergass das armliche Kleid, das diese schlanke Jugendgestalt umgab, wenn man in das belebte, die Würde der Unschuld ausdrückende Auge blickte. Ich weiss aber nicht, wie es kam, dass mich plötzlich ein misstrauischer Gedanke durchzuckte. Ich dachte einen Augenblick, dass das Erscheinen der Tochter anstatt der Mutter einem niedrigen Plane unterliegen könne, und mit diesem Gedanken war es, dass ich mich vergass, und dem schönen Mädchen bei Übergabe des Papiers in die Wange kniff. Augenblicklich aber entfiel ihr die Bittschrift.

Ihr himmlisches dunkles Auge füllte sich mit Thränen; sie liess die Hände sinken, sah mich mit einem Blick an, der mich hätte vor ihr niederwerfen können, und indem eine dicke Perle ihr über die bleiche Wange floss, sprach sie langsam, gleich einem richtenden Engel: „Euer Gnaden,

Ich bin die Tochter der alten Frau, die hier war; Euer Gnaden sind wohl nicht der nämliche gute Herr, mit dem sie sprach. Wenn ich an den *Unrechten* gekommen seyn sollte, so mag Gott uns helfen; ich kann die Bittschrift von *Ihnen* nicht brauchen; ich bin, weiss Gott, ein *ehrliches* Mädchen, mein Herr!“ — Damit wollte sie geh'n; ich war ausser mir, ich hielt sie zurück, entschuldigte mein unzartes Benehmen, und beruhigte sie endlich. Sie nahm die Bittschrift und ging. Ich riss das Fenster auf, sah ihr nach, und als sie schon längst verschwunden war, sah ich in den blauen Himmel, und, ich glaube Milady, ich betete damals für sie. —

Neun Wochen vergingen, ohne dass ich was von den Leuten sah oder hörte. Ich gedachte zuweilen der armen, schönen Marie, und, ihr Wegbleiben für ein sicheres Zeichen haltend, dass die Bittschrift den besten Erfolg gehabt, freute ich mich von Herzen der Änderung ihres Schicksals. Da kommt eines Morgens mein Diener, und meldet mir, dass ein Mädchen draussen sey und mich zu sprechen wünsche, die er ihres schlechten Äusseren wegen hereinzulassen sich scheue. Ich ging also hinaus, — und wen erblickte ich? Die arme, unglückliche Marie, fast gar nicht mehr kenntlich, todtenbleich und abgehäut, mit halb-erloschenem Auge und im elendesten, zerrissenen Anzuge. Ich stierte sie erschrocken an, — da erhob sie gleich einem Gespenste das hohle Auge, blickt mir kalt und starr wie eine Leiche in's Gesicht, und sprach freierlich wie eine Halbwahnsinnige: „Mein Herr, wir kommen alle Zwei (sie und die Mutter) nicht betteln. Wir haben's Beide versucht, es geht nicht. Der Hunger thut gar weh, aber geschenkt nehmen wir nichts. Mein Vater ist ein Bettler geworden durch Abgaben und Steuern, der Himmel hat uns mit Unglück beladen, meine beiden Brüder sind gemeine Soldaten für ein paar Kreuzer, der Kaiser, der uns *Alles genommen und ausgezogen*, hat uns, auf die neue Bittschrift, durch den Ortsgeistlichen *vier Golden* Münze (ungefähr neun Schillinge!) übergeben lassen, und; uns verboten, noch einmal zu betten; wir haben Hunger, Herr, meine Mutter

liegt daheim auf dem Sterbebette, und sie schickt mich her, Euer Gnaden, um Ihnen zu sagen: „dass Sie mich jetzt haben konnten!“ — — — — Ich führe dies Bild nicht weiter aus, Milady! — Es wird Ihnen dies genug seyn, um sich das, was ich weiter sage, zu erklären. —

Das unglückliche Verhältniss in einem monarchischen Staate, wo sieben Aechtel arbeiten und darben müssen, um ein Aechtel Faullenzer zu ernähren, bringt es mit sich, dass mitunter das Elend in einzelnen Familien einen ganz ungewöhnlichen Grad erreicht. Kein Sprüchwort ist schrecklicher, als „Noth bricht Eisen,“ von aller Noth aber ist Hungersnoth die schrecklichste, und es stellen sich in manchen armen Familien monarchischer Staaten Gemälde dar, die man in republikanischen Staaten, wo die Nährquellen freier und häufiger strömen, gar nicht ahnt. — Bei Gott, wenn es mancher Gewalthaber über sich gewinnen könnte, die Hütten zu besuchen, die ich besuchte, er würde manchen Dieb und Mörder entschuldigen, vielweniger die Handlung eines *Freudenmädchens*. Unter tausend öffentlichen Mädchen sind vielleicht kaum fünf, die die Wollust zu ihrem Handwerke ausbildete; fast Alle treibt nur der Gipfel des Elendes und die Anforderung des Magens dazu. — Ich habe die feste Überzeugung und die unwiderleglichste Erfahrung, dass unter Tausenden gefallener Mädchen, die sich der Prostitution weiheten, kaum eine einzige ist, die sich verführen liess, blos, um sich verführen zu lassen. Es ist dies, bei unseren Begriffen von Sitte und öffentlichem Rufe, eine halbe Unmöglichkeit, und das Elend ist es unbestreitbar, das die meisten dieser Opfer auf die Schlachtbank des Rufes liefert. — So lange nun in monarchischen Staaten Armuth existirt, so lange werden Freudenmädchen existiren, und kein Gesetz in der Welt wird sie unterdrücken können, wenn es nicht zugleich den Magen unterdrückt und ausröthet. —

Aber nicht blos *darum*, auch schon des Umstandes wegen, dass fortwährend eine unberechenbare Anzahl junger Männer existirt, die sich weder beim Eintritte ihrer Mannbarkeit gleich verheirathen können oder wollen, noch

zur Onanie oder Sodomiterei ihre Zuflucht nehmen dürfen werden öffentliche Mädchen überall und zu jeder Zeit existiren; es sey denn, das der St. Simonismus einst die Erdenbewohner vereinte, und durch Gemeinschaft der Frauen sie überflüssig machte. — Ich kenne einen alten Polizeibeamten, der nicht eher aufhörte, der wüthendste Feind der Freudenmädchen zu seyn, und sie zu verfolgen, als bis seine eigenen beiden Töchter von heimlichen Liebhabern geschwängert worden; *alsdann* wurde er plötzlich der toleranteste Proselyt, und behauptete, es gebe keine schönere Sache in der Welt, als öffentliche Mädchen, die *Familien-Blitzableiter der Natur*.

Dieser wahre Umstand vermochte denn auch schon die ältesten Gesetzgeber sie nicht nur zu dulden, sondern sogar, gewisse arme Mädchen für *diese Bestimmung* eigens *erziehen* zu lassen, und sie unter den Schutz der Gesetze zu stellen. —

Solon, von dessen Weisheit man in allen europäischen Schulen die Kinder lesen lässt, und sie vor ihnen laut preisst, errichtete, so viel uns bekannt ist, zuerst ein gesetzmässig geschütztes öffentliches Freudenhaus zu Athen. Er bezahlte die Mädchen aus dem *Staatschatze*, und mit Recht singt Philemon von ihm: „Sey gepriesen! denn Du kauftest öffentliche Frauen für das Heil der Sitten, in einer Stadt, die erfüllt ist mit kräftigen, *kochenden* jungen Männern, welche sich ohne Deine weise Einrichtung den störendsten Verfolgungen der besseren Frauenklasse überlassen würden!“ —

Die *dreiundzwanzigjährige* Königin Johanna von Sizilien musste die Wahrheit dieser Lobpreisung gleichfalls eingesehen haben, denn sie erliess im Jahre 1347 eine sehr merkwürdige Verordnung, durch welche sie die Anlegung öffentlicher Häuser befahl. — Noch viele andere Regenten sahen die Nothwendigkeit dieses Gewerbes ein, das, gerade im Interesse der Moral, unentbehrlich ist.

So wie man bei einem ausbrechenden Brande die nächststehenden gesunden Häuser niederreisst, um das Umsichgreifen der Flamme zu verhüten, so muss es zwischen der Jugendflamme des Mannes und den Unschuldgebäuden der

Seeneren Frauenklasse gefallene Mädchen geben, die das Überschlagen der Flamme auf jene verhüten. —

Das Genussverlangen ist keine Leidenschaft. Leidenschaft ist ein unmässiges Verlangen nach Dingen, die *ausser uns selbst* bestehen, und deren Genuss nicht directnothwendig ist zu unserem Bestehen; Geschlechts-genuss aber hat seinen Trieb *in uns selbst*, in unserer natürlichen Beschaffenheit, und er ist schon aus der Ursache ein *Gedat*, weil in gewissen Jahren dessen Unterlassung unsere Lebenskräfte zerstört. Hätte daher die Prostitution auch etwas Sittenloses und Moralverletzendes in sich, so kann sie doch in *keinem* Falle und in keinem Begriffe als etwas *Ehrlosen* dargestellt werden. *Dies* sagt so manchem Mädchen der gesunde Menschenverstand, die sich vielleicht nicht dem Geschäfte überliesse, wenn ihr Gewissen ihr dasselbe als *ehrlos* bezeichnete. Kein Prediger, der einen Bart hat, und potent ist, wird ihr auf der Kanzel diese Überzeugung zu nehmen vermögen, und jemehr man sich bemüht, diese Frauenklasse auszurotten, um so stärker wird sie sich vermehren. — *Abraham a Sancta Clara*, dieser sonst so geistreiche Prediger, wiederholte häufig vor der grossen Menge seiner Zuhörer, dass die Jungfräuschaft ein seltener Vogel sey, der, einmal davon geflogen, nie mehr wiederkehre; aber, da die ganze Stadt wusste, dass seine Haushälterinn erst achtzehn Jahre zählte, so machte diese Bemerkung eben keinen tiefen Eindruck. — Als ich das erstemal nach *Pesth* reiste, machte ich im Eilwagen die Bekanntschaft eines Franziskanermönchs, und *dieser* war es, der mich, den in *Pesth* noch Unbekannten, Abends in Civilkleidung abholte, und mir die *Pesther Bordels* zeigte. — Die Geistlichen, die am heftigsten gegen die öffentlichen Mädchen predigen, verrathen sich oft genug dabei durch das komische Geständniss: *Ich kenne sie genau*, diese Bräut. u. s. w. — Von der Kanzel herabsteigend, ist es nicht selten, dass sie den Kirchendiener einem Mädchen nachschicken, die bei der Predigt in Thränen zerfloss, und sich nach ihrer Wohnung erkundigen zu lassen. —

Die *Ligurianer* in Wien (die nichts anderes sind, als

Jesuiten) haben in der Vorstadt „Landstrasse“ ein, vom Kaiser [persönlich unter Schutz und Pflege genommenes, sogenanntes „*Büschhaus für sündige Frauen und Mädchen*.“ Dieses Büschhaus ist, wie das jeder Wiener weiss, nichts anderes, als ein *geistliches Bordel*. Am Abende schleichen die frommen Herren hinein, und büssch zu Zwei und Zwei mit den dortigen Frauenzimmern, die dem Findelhause schon manchen Zuwachs geliefert haben. —

Aber, ich verdamme keinen Menschen darum; ich will blos beweisen, dass die *nothwendige Duldung* dieser Klasse *augenscheinlich* ist. —

Das einzige grosse Übel aber, welches sie erzeugt, geschieht, wenn man sie blos *heimlich duldet*. Bei *heimlicher Duldung* tritt der Umstand ein, dass, weil nun einmal gewisse Krankheiten, bei dem *Übermaass* und der *Nichtbeaufsichtigung* des Genusses unvermeidlich sind, die Gesundheit und das Wohl so manches jungen Mannes und Mädchens die grösste Gefahr laufen. Das kann alles durch *öffentliche Duldung* vermieden werden, wenn der Staat folgende Regeln festsetzte:

1) Diejenige Klasse von Frauen und Mädchen, die man bisher mit dem Namen „öffentliche- oder Freudenmädchen“ bezeichnete, wird für eine *nothwendige, menschliche Gewerbkasse* erklärt.

2) Die *Ehrlosigkeit*, die das Gesetz und die Meinung bis jetzt damit verbunden, ist als aufgehoben betrachtet. —

3) Die Klasse der sich, im Interesse des Staatswohles und der Befestigung des Familienglückes preisgebenden Frauenzimmer, ist vom Staate beschützt, und im erforderlichen Falle pekuniär unterstützt. —

4) Die sich preisgebenden Damen haben zu erweisen, dass, wenn ihre Eltern noch leben, diese nichts gegen den erwählten Stand einzuwenden haben. —

5) Geschicht die Einwilligung der Eltern aus übergrosser Armuth, so soll vom Staate aus versucht werden, der unglücklichen Familie durch Arbeit und Unterstützung aufzuhelfen. Besteht alsdann das betreffende Mädchen dennoch auf ihrem Vorhaben, so soll sie gehalten seyn, den

Eltern eine bestimmte wöchentliche Unterstützung, nach Massgabe ihres Verdienstes, zu geben.

6) Die Inhaber von Bordels haben denen Mädchen, die bei ihnen eintreten, einen bestimmten wöchentlichen Lohn zu geben, der, wenn die Prostituirte erkranken sollte, ihnen durch die Dauer der Krankheit fortbezahlt werden muss. —

7) Die Inhaber von Bordels können kein Mädchen *zwingen*, sich mit einem Manne einzulassen, der ihnen dem Aussereen oder dem Rufe nach nicht ansteht. —

8) Die sich prostituirenden Damen dürfen keine Zusammenkünfte mit Männern ausserhalb der ihnen zugehörigen Wohnung an öffentlichen Orten haben, — es sey denn, dass diese Zusammenkunft wegen anderer Gründe, als der der Preisgebung geschehe. —

9) Sie haben sich an öffentlichen Orten und in den Strassen sitzsam und anständig, unter schwerer Strafe bei Übertretung, zu benehmen. —

10) Sie haben sich *unweigerlich* der angeordneten ärztlichen Untersuchung zu unterziehen.

11) Jedes Mädchen, die sich dieser Untersuchung entzieht, dadurch erkrankt, die Krankheit verheimlicht, und einen Mann ansteckt, erleidet die Anwendung des Strafgesetzes auf das: Attentat gegen das Leben eines Menschen.

12) Jedes Mädchen, die die Anzeige von der Krankheit einer Collegium bei der Polizei macht, erhält, wenn die Krankheit aus Unterlassung der ärztlichen Untersuchung bei jener entstanden, eine Belohnung vom Staate, in dem Falle aber, dass die Krankheit trotz der geschehenen ärztlichen Untersuchung entstand, und die Kranke blos aus unzeitiger Scheu sie verhehlte, noch den doppelten wöchentlichen Lohn derselben, oder die derselben auferlegte Geldstrafe. —

13) Jeder Bordel-Inhaber hat ein Buch zu halten, in welches die geschehene ärztliche Untersuchung und das Resultat derselben jedesmal eingetragen wird. —

14) Entzieht sich ein Mädchen dieser Untersuchung mit *Wissen des Inhabers*, so theilt dieser, nebst dem Ver-

luste seines Privilegiums, falls eine Ansteckung dadurch entstand, die *sub* 11 ausgesprochene Strafe. —

15) Jedes Mädchen, das in ein solches Haus tritt, kann zu jeder Stunde frei und ungehindert dasselbe wieder verlassen, wenn es Gelegenheit oder Lust hat, ein anderes gesetzmässiges Gewerbe zu ergreifen. *

16) Hat ein *Inhaber* eines seiner Mädchen in *Schulden* gegen ihn aus der Ursache verwickelt, um dessen freiem Wiederaustritte aus dem Hause hindernd entgegenzutreten zu können, so verliert er diese Schuld, wenn das Mädchen ihn verlassen will, ohne dasselbe gesetzmässig zur Bezahlung zwingen zu können. Er hat also zu seinem eigenen Vortheile darauf zu achten, dass sich keines seiner Mädchen in unnöthige Schulden zum Hause ihres Aufenthaltes stürze. —

17) Es steht dem *Inhaber* frei, dass er, anstatt den Mädchen einen bestimmten Lohn zu geben, und den Überschuss ihres Verdienstes zu nehmen, sich von ihnen, den Mädchen, einen Theil ihres Verdienstes als Bezahlung abtreten lässt. In *beiden* Fällen jedoch kann er niemals den Mädchen etwas für *Wohnung* und *Kost* anrechnen. —

18) *Betrunkenen* Männern und zu jungen Leuten ist der Eintritt in's Haus zu verweigern.

19) Es darf in Bordels weder Wein noch Brantwein verabreicht werden. —

20) Jeder laute, störende Lärm im Hause muss vermieden werden. —

21) Lässt der *Inhaber* dennoch *Betrunkene* ein, und diese richten Zerstörungen an seinem Eigenthume u. s. w. an, so hat der Beschädigte keinen Anspruch auf Ersatz zu machen, und überdies die Strafe nächtlichen Unfugs zu erleiden. —

22) Gegen *Betrunkene*, die mit Gewalt einzudringen versuchen, kann der *Inhaber* sein volles Hausrecht gebrauchen, und die Hilfe der Polizei in Anspruch nehmen. —

23) Sogenannte *Rendez-vous* eines Herrn mit einer Dame, die der *Inhaber* nicht kennt, und die nicht zu den, in seinem Hause polizeilich eingeschriebenen Frauenzimmern gehört, darf er durchaus in seinem Hause nicht gestatten. —

24) Sollte er dies dennoch gestatten, oder wohl gar

selbst veranstalten, so ist er seines Privilegiums verlustig, erleidet die hiefür zu bestimmende Strafe, und ist, wenn die fremde Dame Eltern oder Vormünder hat, die dagegen waren, noch ohndrein der Anklage dieser letzteren in ganzer Strenge preisgegeben. —

25) Die Hinterlassenschaft solcher öffentlichen Damen, die ohne Erben sterben, soll zur Begründung eines Versorgungshauses für gealterte Brodlose ihres Standes angewendet werden. —

Diese funfundzwanzig Punkte zu einem Gesetze erhoben, und man wird binnen Kurzem einsehen, dass weder extreme Gewalt- noch Moralität-Mittel nöthig sind, um den Staat in guten Ruf zu bringen. —

Schmach und Schande freilich dem listigen *Verführer* der Unschuld, der seine momentan lockenden Geldmittel, oder seinen, ihm über Untergeordnete eine gewisse Macht verleihenden Standpunkt dazu benützt, sich dem Wechsel der gemeinen Geilheit in die Arme zu werfen, und die Zukunft jugendlicher Geschöpfe, die Armuth und Ohnmacht in seine Hände liefern, zu vernichten. Ich habe solcher Scheusale mehrere kennen gelernt, und kann mich kaum enthalten, ihnen hier ein öffentliches Denkmal ihrer Verworfenheit zu setzen. Nur einer davon möge vor der Hand sich hier wiederfinden; er weiss es mir wahrscheinlich nicht Dank, aber er bessert sich doch vielleicht. Die braven Einwohner von M..... sind so unglücklich, einen solchen unwürdigen, ehrlosen Mitbürger zu besitzen, — was mir um so mehr zum Leidwesen gereicht, als dies Scheussal Vorsteher einer Kunst-Anstalt ist, deren Werth einst so weithin seinen Glanz verbreitete, und deren Fortbestehen einzig und allein der Theilnahme der wackren Stadtbürger zuzuschreiben ist. M..... ist im übrigen Deutschland als ein hiederlicher Ort verschrien, blos durch den schlechten Ruf seines Theater-Intendanten Grafen L..... Dieser Theater-Intendant Graf L..... hat sich das schmählische Verdienst erworben, jene Anstalt, die früher der Ehre gewürdigt ward, Schillers dramatische Wiege zu seyn, zum *Morem* umzubilden. Dieser Theater-Pascha aller Choristinnen

und dicken Sängeriinnen, die so unglücklich sind, ihm durch Noth, Schwäche oder Verhältnisszwang in die Hände zu fallen, hat eine namenlose Anzahl im Elende zu Grunde gegangener Waisen und Unglücklichen auf dem Gewissen. — Dumm, ungebildet, roh, wollüstig und gemein, — steht er als Befehlshaber des M..... Kunsttempels obenan, und es ist um so mehr unbegreiflich, wie man ihm diese Stelle einzuräumen vermochte, als er dem Rufe M..... so ausserordentlich schadet, und, als seine Handlungen jedem Einwohner M..... bekannt sind. Seine, jetzt in P.... lebende, von ihm geschiedene, Frau soll früher mit dem Kaiser Napoleon *recht nahe* zusammengekommen seyn, und der Graf, der selbst diese nahe Bekanntschaft einleitete, soll dafür eine hübsche Summe Geldes empfangen haben. — Doch genug von diesem verächtlichen Menschen. — Ich fahre im eigentlichen Texte fort. —

Den Menschen als *geniessendes* Thier gerade durch passende *Beförderung* des, sonst vielleicht verwerflichen, Genusses zu *veredeln* und im Zaume zu halten ist die schönste und lohnendste Aufgabe des philanthropischen Gesetzgebers. — Ich behaupte sogar, dass man den *physischen* Zustand eines Staates sehr häufig aus seiner, auf *physische* Verhältnisse sich beziehenden Gesetzanordnung zu erkennen im Stande ist. Wo die freie Anwendung des körperlichen Genusses beschränkt ist, da liegt auch fast immer der Geist in schwerem Joche. Österreich liefert hierzu das sprechendste Beispiel. Aber die Sache lässt sich erklären. Die Beschränkung des Genusses geht fast immer von der Gewalt heuchelnder *Priester* aus, und dass *diese* kein Freund vom Geiste sind, ist bekannt genug. —

Da nichts gefährlicher ist, als die *heimliche* Duldung der Prostitution, so haben viele neuere Staaten, die sich durch lange Erfahrung von der unbedingten Nothwendigkeit ihres Bestehens überzeugten, sie schon lange unter polizeiliche Erlaubniss und Schirm gestellt. —

Wohl ist der thierische Genuss, dies Mittel der Erhaltung der Lebenden, nichts weiter, als eine der bitter-süssesten *Plagen*, womit die Natur uns beschenkte. Darum

machte sie ihn auch zum momentanen und kürzesten, und darum legte sie in seine unmittelbaren Folgen, wenn wir ihn übertreiben, so manche heilsame Lehre und Warnung, ihr erstes Gebot nicht durch zu häufige *Erfüllung* zu übertreten. — Der Mensch, der zu oft betet, und darüber des übrigen, ihm angewiesenen Wirkungskreises vergisst, der *sündigt* durch Beten; eben so derjenige, der menschlich *genießt*, und dabei vergisst, dass er *genießender Mensch* ist. —

Die Leitung des ersten aller geschaffenen Wesen durch die *Vernunft* ist keine Chimäre, und wer die menschliche Vernunft durch den thierischen Genuss erdrückt und verliert, der ist nicht würdig, ein Sohn der Natur zu seyn. —

Die Tugend aber sey keine Hand voll Sand, den man den Leuten in die Augen wirft, um sie alsdann über's Laster *blind* urtheilen zu lassen. — Missionare, *heilige* Jungfrauschaffen und Bordelverbote geben einem Staate kein Gewicht, der im Menschen nichts Gesetzmässigeres und Staatsbürgerliches anerkennt, als die *politische Dummheit*, der durch *öffentliche Verfolgung* des Genusses sich den Schleier der Sittlichkeit überwirft, aber durch *heimliche Beförderung* desselben seine Unterthanen zu schwächen sucht, um sie unfähig zu machen, ihren Verstand mit dem Staatshaushalte zu beschäftigen. — Österreich z. B. weiss recht gut, dass das Verbot einer Sache nur noch lüsterner darnach macht, besonders, wenn der verbotene Gegenstand selbst lüsternd ist. Es würde aber, wenn es nicht wüsste, dass erstens die körperliche Erschlaffung, da sie den Geist mordet, seinem Systeme nur nützen kann, und dass zweitens seine Pfaffen einen Gegenstand haben müssen, mit dem sie sich am Tage im Beichtstuhle und bei Nacht im Bette beschäftigen, die Freudmädchen so wenig über die Grenze lassen, als den preussischen Takak oder den Pariser *National*. Dass dies richtig ist, beweist der Umstand, dass, während man in Wien durchaus nichts von privilegierten Freudmädchen wissen will, man daselbst das sogenannte Concubinat, oder, wie der Wiener sagt, die „ausgehaltenen Mädchen“ polizeilich beschützt

und duldet. Da nun aber natürlich blos der Reiche im Stande ist, für sich selbst ein so kostbares Gut zu halten, so geht daraus abermals hervor, wie wenig man sich in Österreich genirt, den Reichen und den Adel zu begünstigen, und den Ärmern ohne Scheu zu drücken und öffentlich zu sklavisiren. —

Bei meinem ersten Aufenthalte hieselbst erhielt ich eines Tages eine Einladung, mich vor einem Magistratsrathe zu stellen. Ich sandte zuerst meinen Diener dahin, da ich mir eine solche Ladung gar nicht erklären konnte, erhielt aber eine zweite Ladung, mich, unter angedrohter Strafe, persönlich zu stellen. Ich fuhr also hin. Man fuhrte mich im Magistratsgebäude in einen kleinen Saal, und hier sah ich einen sehr freundlichen Mann am Schreibtische sitzend, und vor demselben eine junge, sehr schöne Dame, die ich auf einem meiner untersuchenden Streifzüge in einem geheimen Bordel gesehen zu haben sogleich mich erinnerte; doch hatte ich nichts mit ihr gesprochen. Als ich eintrat wurde ich um Entschuldigung, der Vorladung wegen, gebeten, und äusserst höflich zum Sitzen eingeladen. Hierauf erhob sich der Herr Rath und sprach zu mir: „Sie müssen hier dieser Dame wegen einige Aussagen zu Protokoll geben. Dies Mädchen, als öffentliches Mädchen denunciirt, und deshalb von der Polizei eingezogen, gibt hier an, dass *„sie von Ihnen ausgehallen wurde.“* Ist dem also?“ —

Ich erstaunte über die Frechheit dieser Angabe, und die volle Wahrheit bekenkend, erwiderte ich, dass ich mich erinnere, diese Dame einmal gesehen zu haben, dass ich aber weder im näheren Umgange mit ihr stünde, noch begreifen könne, woher sie meinen Stand und Namen wisse.

Bei dieser meiner Aussage begann das arme Mädchen so jämmerlich zu weinen, dass mir in der That selbst die Thränen in's Auge traten. Der Herr Rath hielt ihr ihre Keckheit in meiner Gegenwart vor, und, obschon sie hartnäckig und schluchzend bei ihrer Aussage verhieb: „dass sie meine Maitresse sey,“ so erhob sich doch der Rath, und beruhigte mich mit den Worten: „Ihr Wort ist hier genug.

Herr . . . , geben Sie es gefälligst zu Protokoll, und dann sind Sie der *ganzen* Sache, ohne alle Unkosten, überhoben.“ — In Gegenwart der in Thränen Zerfließenden wurde meine Verneinung niedergeschrieben; sie wurde darauf weggeführt, der Herr Rath verbeugte sich, und ich ging. — Ich war damals noch nicht sehr lange in Wien, also mit Verhandlungen der Art natürlich ganz unbekannt. — Am folgenden Tage nun erschien bei mir ein junger Magistratsbeamter, eigends um mich für einen künftigen Fall in der Sache zu belehren. — „Ich kenne das Mädchen,“ sprach er — „welches gestern durch *Sie* so unglücklich wurde, *genau*. Sie ist eines der bravsten Geschöpfe, obschon sie diesem niederen Stande angehört. Um ihre alte Mutter und mehrer unmundige Geschwister zu ernähren, treibt sie des Handwerk. Das ist gewiss sehr edel; das Nähen bringt nicht viel ein, und sie erhält ihre arme Familie so besser.“ — — „Ei, versetzte ich, das ist Alles recht gut; aber, was um alles in der Welt, wollen Sie von *mir*? ich hätte sie unglücklich gemacht, sagen Sie? wodurch? — — „Sie erhält Ruthenstreiche, und wird aus der Stadt gestossen.“ — — Das ist schrecklich; aber ich kenne sie ja gar nicht, was konnte ich also für sie thun? — — „Sie hätten sollen sagen, dass es Ihr von Ihnen ausgehaltenes Mädchen sey.“ — — Wie? auch wenn sie es *nicht* ist? — — „Freilich!“ — — Aber, ist denn das mit keiner Schande für *mich* verbunden? — — „Gott beschüte! im Gegentheile, es ist mit *Ehre* verbunden; denn nur die ersten Kavaliere hier haben ausgehaltene Mädchen, und diese sind geduldet.“ —

Ja, aber wenn ich nun gelogen und sie für meine Concubine ausgegeben hätte, würde ich alsdann nicht gezwungen gewesen seyn, das Mädchen, auch wenn ich sie hässlich gefunden hätte, nach ihrer Freilassung zu behalten und zu bezahlen? — „Keinesweges! das sind nur Finten solcher Mädchen, um sich aus den Händen der Polizei zu retten; Sie hätten sich durch ein Zugeständniss zu *Nichte* gegen sie verpflichtet.“ — — Sonderbar! Aber, woher wusste denn nur das Mädchen meinen Namen? — —

„Woher? Ew. Gnaden wissen recht gut, wie leicht solche Mädchen *Namen* erfahren. — Hätten Sie ohne alle Scheu des Mädchens Aussage zugestanden, so wäre sie augenblicklich frei gewesen, und Niemand in der Welt hätte von der ganzen Sache etwas erfahren. Es liegen viele Hunderte solcher Protokolle bei uns, und es sind Kavaliere hier, die jedes Jahr *drei- bis viermal* arme Freudenmädchen, die sie früher einmal gesprochen, auf solche Weise der Polizei entreissen, und, wenn ich es Ihnen offen gestehen soll, der Magistrat selbst sieht es gerne, die unglücklichen Mädchen dadurch befreit zu sehen, denn nur die *Geistlichen* hier sind Schuld, dass die Freudenmädchen noch nicht polizeilich privilegiert sind.“ — — — —

Kupplerinnen wurden zu allen Zeiten, und mit *Recht*, hart bestraft, aber es wird gerade da, wo bloß *heimliche* Duldung Statt findet, am meisten verführt und verkuppelt. In Frankreich wurden früher die Kupplerinnen verkehrt auf einen Esel gesetzt, mussten den Schwanz desselben in die Hand nehmen, und wurden so durch alle Strassen geführt; vorn und hinten trugen sie eine Tafel mit der Inschrift: „*Maquerelle publique.*“ — Dasselbe geschah ihnen und Ehebrecherinnen früher in Deutschland. — Die *Esel* abgerechnet, geht es den Kupplerinnen noch heute so in *Wien*. Aber dies hilft freilich eben so wenig, als wenn ich einen Haysisch aus dem Meere nehme, und ihn am Ufer auf den Sand lege, um *dadurch* die andern, die noch im Meere sind, vom Rauben abzuhalten. —

Vor 6 bis 7 Wochen sah ich hier auf dem hohen Markte vor dem Stadthause eine Kupplerin ausgestellt. Es war ein kleines, nicht sehr bejahrtes Weibchen, die, das Gesicht nach der Thüre zuwendend, und mit der Hand schamhaft bedeckend, auf der Brust und dem Rücken eine breite Tafel trug, worauf mit grossen Buchstaben stand: „*Wegen Kuppelei!*“ Während ich hinzutrat in den dichten Kreis sie umringender Gaffer, näherte sich ein reichgekleideter, hoher Staatsbeamter einem der anwesenden Polizeidiener, und sprach laut: „Aha! schon wieder eine Kupplerin? Bravo! dem *Luder* geschieht ganz recht; man sollte sie

aufhängen!“ — Hierauf aber bückte er sich etwas, und flüsterte dem Polizeimann zu: „Hat denn das Mensch wirklich *hübsche, junge Mädchen* verkuppelt?“ — „Freilich, Excellenz!“ — versetzte der Gefragte leise — „es waren Mädchen von kaum 14 Jahren darunter!“ — — „Was der Teufel!“ — entgegnete der Mann mit dem Orden — „von kaum 14 Jahren! Hören Sie, mein Lieber, — (hier drückte er dem Polizeidiener Geld in die Hand) — wenn die Alte frei kommt, erkundigen Sie sich doch nach ihrer *Wohnung*, und bringen Sie mir die *Adresse!*“ — Der Polizeidiener nahm das Geld, nickte, und Excellenz schlich weg von dem — *Luder.* —

Die österreichische Staatspolitik lässt sich als eine heimliche Dirne betrachten, die die ganze Nation durch Berührung ansteckte und entkräftete, ohne ihr jemals einen *Genuss* bereitet zu haben. — Gott lasse sie bald gesund werden! —

Wien — — —

Mysteria politica! Mysteria politica! Staatspapiere! — Staatspapiere!

Der Lateiner, Milady, hat keinen Ausdruck für dieses ihm unbekannt gewesene, Raubthier, das, alle Hyänen und Crocodile an Gefrassigkeit übertreffend, den Untergang der europäischen Menschheit langsam und sicher vorbereitet. —

Staatspapiere sind ein unstopfbares Volks-Laxirmittel, das, einmal eingenommen, nicht bloß den Überfluss des zu sich Genommenen, sondern Gedärme, Magen, Herz, Nieren, Nerven und endlich die *Haut selbst* abführt. —

Wär' ich ein Tyrann, ich würde Niemanden mehr zum Tode verurtheilen, sondern bloß zum Staatspapier-Inhaber, dann stirbt er mehr als einmal. — Unter allen teuflischen

Erfindungen der neueren Zeit, die die Politik ersaum, um unsichtbar gleich einem schleichenden Gifte, die Völker in den Zustand der Ohnmacht zu versetzen, Familien zu zerreißen und den Menschenverstand, wie die Boa den Ochsen mit Haut und Haaren zu verschlingen, ist die Erfindung der Staatspapiere die teuflischste. — Denn, hier hängt so recht eigentlich das Heil und Leben von Millionen an der Laune und Willkühr des Einzelnen; *Staatspapiere* sind das entsetzlichste Gefängniß der menschlichen Freiheit. — Ein Staatspapier-Händler hat weder Sinn und Gedanke für Menschheit und Freiheit, noch Verstand für Nationalität und Familienglück; der *Courszettel* ist seine einzige Verfassung, und jeder *Courier* ist ein anderer Messias für ihn. — Die *Börse* ist seine Wiege und sein Sarg, er ist ein unmündiger Säugling für das Wohl seines Mitmenschen, und lebendig-begraben für alle Zeiter Ereignisse, die nicht seine Tasche betreffen. — Die Welt fällt für ihn, wenn der *Cours* fällt, sie steigt und ist hoch, wenn der *Cours* steigt. — Millionen mögen sich schinden und morden; er lacht dazu, wenn seine Prozente sich heben. —

Er ist weder Säugthier noch Amphibium; er keunt bloß schwarzes Blut, — die *Tinte* des Börsensaals. — Der *Banquerott* des einzelnen, thätigen Bürgers wird mit Schmach und Strafe belegt; aber *Staats-Banquerotte* sind heilig und unantastbar, und wenn Milliarden Selbstmörder daraus hervorgingen. — Wenn Adam wirklich aus dem Paradiese verjagt wurde, so konnte Gott nur *einen* Fluch gegen ihn aussprechen: „Geh' hin, und handle mit Staatspapieren!“ —

Woh! Dir, armer Bürger der *Civilisation*! Du greifst nicht zu Revolutionen; Du arbeitest vom Knabenalter an, schindest Dich zum Manne, erwirbst Dir Geld zu Brod, zeugst Kinder für die sichere Zukunft, legst Dein blutig erworbenes Eigenthum in den Staatsschatz, und stirbst Hungers auf dem papiernen Strohsacke Deines Vertrauens! —

Hätten die Franzosen die *Börse* gestürmt, anstatt der *Bastille*, sie hätten mehr Menschen gerettet, als bloß einige Dutzend Gefangene. — Der Sklavenhandel hat's bloß mit verkauften *Körpern* zu thun, aber der Staatspapierhandel

verkauft *Seele und Unsterblichkeit*; er vernichtet das ungeborene Kind im Mutterleibe, er macht ganze, noch zu erwartende Generationen elend, und wenn alle Pfaffen gespiesset und ausgerottet würden, der Teufel bleibt im Lande, so lange die Zeitung einen Courszettel druckt.

Die Natur muss sich schämen ihrer Schöpfung, wenn sie sieht, wie der Menschenwerth hier im Preise wechselt. Acht Columnen einer Zeitung richten ihn achtmal zum Jubel der Freude auf, und schmetterten ihn achtmal in die Arme des Fluchs und der Verzweiflung. Pagina 1 gilt er 90 %, Pagina 3 24 %, Pagina 5 reisst ihn in den Himmel mit 100 % und Seite 8 bleibt ihm bei 3 % kein Heil, als der Selbstmord. —

Fühle Dich, Mensch in Deiner Würde; richte Dich auf, tritt vor den Gewaltigen, sag ihm, er wär' ein Schurke und Mörder Deiner Freiheit, vertraue dann auf den Muth der gedrückten Menschheit, und fordre sie zum heiligen Kampfe auf, — aber verzweifle! denn da liegt Deine muthige Menschheit an der Thüre der Zeitungs-Expedition und schluchzt: ich will keine Freiheit, ich will blos meine abgelaufenen Zinsen und den heutigen Cours; da liegt sie vor der Börse, und durstet, und lockt den Staub von den Füßen des angekommenen Couriers, und brüllt: „Heil Dir, o Fürstensohn! Achtzig Prozent.“ —

Warum hat Österreich Anno 1830 nicht rebellirt? Baron Rothschild kann Ihnen das beantworten. —

Ist nun der *wirkliche Sklave* nicht unendlich glücklicher? Beneidenswerth ist er, — denn er hat nichts zu verlieren! —

Ich möchte am jüngsten Tage nicht Österreichs Anwalt seyn, — denn schon in seinen *Staatspapieren* liegt sein letztes Urtheil: „Österreich, Du bist *schuldig*!“ —

Die *Geschichte* der Staatspapiere in ihrer jetzigen Anwendung und Erlindung ist kaum siebenzig Jahre alt, und ihre eigentliche Geschichte oder die Grund-Ursache ihres Entstehens mag auf kaum 160 Jahre zurückgestellt werden; denn, es versteht sich von selbst, dass eingegangene Verpflichtungen früherer Staaten gegen ihre eigenen

reicheren Staatsunterthanen und die dadurch bewirkten schriftlichen Abtragsscheine nicht in die Geschichte der *Staatspapiere* dem *eigentlichen* heutigen Begriffe nach gehören. — Ob in Frankreich oder in England die Staatspapiere zuerst entstanden, ist nicht nöthig, genau nachzuweisen; es ist zu glauben, dass das Erstere damit an's Licht trat! —

Als gegen den Anfang des siebenzehnten Jahrhunderts die Obermacht der katholischen Geistlichkeit sich in's Grab gelegt, als deren Agenten, die ewig-saugenden Blutigel des in Fanatismus entschlafenen Volkswilleus in ihren Klöstern nicht mehr die geistlichen Geldspeicher der Regenten erhalten wollten, als sie darauf zurückhielten, und ihre Quellen dem Throne verschlossen, als durch den Zusammenstoss der Völker des dreissigjährigen Krieges verschiedene Gewerbe frischen Schwung und die Industrie einen neuen Impuls bekommen, aber der Arbeitende in Steuern und Abgaben untergehen musste, als schon längst die selbstständige Ritterschaft erloschen, und ein ganz neues Verhältniss des Volkes zur Geistlichkeit wie zum Throne eingetreten war, als der *Luxus der Höfe* mit einer förmlichen Raserei um sich griff, die Geistlichkeit ihre Schätze versteckte, und heimlich davon zehrte, und der Unterthan eine Citrone wurde, die der Staat und seine Beamten-Legion bis auf die Schaafe auspressten, als die stehenden Heere Mode wurden, die Leibgarden zu Armeen heranwuchsen, die hölzernen Rockknöpfe der fürstlichen Kammerdiener sich in diamantene verwandelten, die Hof-Maitressen Herzoginnen wurden und das Einkommen ganzer Provinzen sogen, als der sogenannte *Glanz* der Höfe zur Ehrensache erhoben und Minister Mitkönige wurden, als das im Lande circulirende Geld in Hunderte von verschiedenen Befehlshabertaschen floss, der Unterthan endlich brodlos, nackt und hungernd dastand, die eingeführten Hof-Moden und Ausgaben aber um des *Glances* Willen forbestehen mussten, und die *Unmöglichkeit*, den nichtsbesitzenden Unterthan-Sklaven noch mehr auszupressen, klar ward, als dann die geistlichen Schatzkammern sich für immer schlossen, das

Fett der christlichen Religion in sich selbst hineinzehrte, und der Luxus der Regenten und Beamten keinen Blutstropfen mehr im Handwerker und Bauern fand, — da entstanden die *Staatschulden*, Milady. —

Reiche Wucherer, die das verschimmelte Gold seit einem Jahrhunderte vergraben hatten, und den Armen aus dem Volke ohne alles Gefühl vor ihren Augen konnten Hungers sterben sehen, schurkische Spekulant, die den Umsatz der Industrie-Produkte an sich gerissen, und sich durch den Brod-Mangel Hunderttausender der ärmeren Handwerker und Bauern und durch deren Fesselung an schlecht bezahlende, aber dem Eigenthümer das Tausendfache einbringende Fabriken und Privilegien-Entreprisen, übermässig bereichert hatten, ehrgeizige Pfaffen und Adelige, die das Gut und Blut von Leibeigenen seit Jahrhunderten an sich gerissen, wurden durch die sogenannte *Hofgunst* geblendet, ehrlich gemacht, und zu *Hof-Geld-Borgern* von ungeheuren Summen erhoben, für die ihnen ganze Theile des Staatseinkommens, die unter Schweiss und Hunger der Erde entrissene Erndte des Bauers und unmässige direkte und indirekte Steuern der arbeitenden Klasse als Wiederbezahlungs-Bürgschaft gestellt wurden. Jeder dieser Borgers wurde also gewissermassen *Mitregent* und Steuer-Einnnehmer, und es entstand eine eigene förmliche Sekte, unter dem Namen: „Staatsgläubiger und Staatspapier-Inhaber“ für deren kleine Zahl und Gelüste nunmehr sämtliche arbeitenden Unterthanen ihren blutigen Schweiss auszuschwitzen hatten. — Die Buchdruckerkunst musste diese Blutigel-Anstalt stützen und erhalten helfen. Hofzeitungen wurden ausgegeben, und im Lande verbreitet, worin, wie z. B. in England, vom Hofe erkaufte Rechenmeister dem betäubten Steuerpflichtigen Beweise zu liefern suchten, dass „solche Staatschulden das Wohl der Unterthanen nur zu erhöhen vermöchten,“ und endlich wurde die Nothwendigkeit einer ungeheuren Staatsschuld gar zur *National-Ehre* erhoben, und die fliessenden Ströme des Wuchers kamen in *ehrenvollen, nationalen* Gang. — Der Handwerker und Bauer sahen in scheinbaren Gewerbs- und Industrie-Vorteilen

ihr sauer erworbenes Eigenthum unsichtbar schwinden, und, während der Staat durch schurkische *Lotterien* und *Amortisations*-Behörden den Saft des Lebens ihnen entzog, da diese Lotterien und Amortisationen sich bloß durch neue Steuern und betrügerische Vortheilversprechungen im Gange zu erhalten vermögen, wurde das Verarmen des Erdrückten seiner *Faulheit* zugeschrieben, und ihm, wenn er gar nichts mehr hatte, das Letzte, sein Haus, Acker und Vieh zum Besten der Staatskasse im Exekutionswege versteigert. Die *Mauthen* und *Grenzschindereien* vervollständigten dies politische Gebäude. —

Ein Hof ahmte dem andern nach, der kleinste Regent von 150 Unterthanen gab *Staatspapiere* aus, die Münzen geriethen in die Hände einzelner Spekulanten, die baaren Schätze häuften sich in den Taschen *Einzelner*, Kriege kamen hinzu, der Luxus griff immer mehr um sich, der Gehalt von Ministern schlang das Blut von Hunderttausenden, und so ward endlich Europa der Schuldner von *zwölf-tausend Millionen Thalern* an ohngefähr *hundert und neunzig* Hauptgläubiger, die ihre Garantien im Schweisse der zum Skelette mehr und mehr abmagernden arbeitenden Völker-Klassen erhielten.

Aber, das reichte noch nicht hin. Die Minister, Fürsten, Maitressen und stehenden Heere brauchten immer noch mehr als eingenommen wurde, die Staatsbeamten mußten bezahlt werden, und da man das baare Geld für unvorhergesehene politische Ereignisse zu bewahren und aufzuspeichern für gut fand, da man Museen und Sommerpaläste zu bauen, der L..... von B..... die *Italiänerinnen* in ihrem eigenen Lande zu besuchen, Antiken zu kaufen und arabische Beschäler anzuschaffen hatte, so mußte die Kunst der Menschenschindung noch weiter ausgedehnt werden. Man vermehrte sie also durch *zwei* Haupt-Erfindungen, die, fürchterlich-schön in ihrer Art, ganz geeignet waren, dem arbeitenden Leib des magern Staats-Subjektes die letzte Nervenkraft abzurufen.

Man errichtete erstens *Börsen*, an denen das Staatspapiergeschäft zum vornehmen *Gewerbe* erhoben ward, und

machte die *Schuld-papiere verkäuflich* und zahlbar *au porteur*, übergab dadurch die Unterthanen der *ausländischen Blutigelei*, und begründete im *Inlande*, da man doch einmal den *Lykurgischen Tauschhandel* oder das *Leder-Geld* nicht auf die Beine bringen wollte, das sogenannte *Papiergeld*, dem man abermals einen scheinbaren Vortheil, der des leichteren Umsatzes und Versendens, unterzuschieben wusste. — Man machte also die Unterthanen erst zu *Lumpen* und dann zu *Papier*, ein bereits gebrauchter Witz, *Millady*, aber ein *fürchterlich-wahrer*. —

Die Nationalität und das gegenseitige Interesse der *Unterthanen* wurde also in Ketten gelegt durch die *Geldschuld des Staates* oder des Hofes. —

Da nun, so lange der menschlich geborene Mensch an der Willkür hochgeborner und von Gottes Gnaden eingesetzter Monarchen klebt, grosse Kriege und Staatsanstrengungen unvermeidlich sind, eine wirkliche Verminderung oder *Löschung der Staatsschuld unmöglich* ist, da man es zur *Ehre* erhob, schuldig zu seyn, da man die Gläubiger dadurch zahm erhält, dass man sie mit *Willen nicht ganz* befriedigt, so *muss* natürlich die Staatsschuld sich fort und fort *vermehrten*, so *muss* der betrügerische Spekulationsgeist sich erhalten, so *muss* endlich einmal ein Zeitpunkt eintreten, in welchem der Unterthan nicht mehr zahlen kann, und ein *europäischer Banquerott* ist unvermeidlich.

Wird aber die *Staatskasse* banquerott werden, oder das *Volk*? Wird der *Regent der Minister* und der *Spekulant* Hungers sterben, oder der *arbeitende Unterthan*? Diese Frage ist kinderleicht beantwortet. —

Nimmt man an, wie viele von Steuern und Abgaben *Befreite* der Staat zählt, erwägt man, *wer* zur Tüftung der Landesschuld beitragen muss, theilt man die Schuld auf die Anzahl der bezahlenden arbeitenden Familien ein, und bedenkt man, dass bei ausbrechenden Kriegsereignissen *neue* Steuern und Abgaben gefordert werden *müssen*, erkennt man, dass alsdann vom Staate *blos bares Geld* und nicht das von ihm *fondirte Papiergeld* verbraucht werden kann, und vergleicht man alsdann den Zustand der arbei-

tenden, lasttragenden Volksklasse und den jährlichen Ertrag des Arbeiters mit seinen Lasten und dem, was er nothwendig täglich braucht, um den Hunger zu stillen, so ist das Räthsel kein Räthsel mehr, und kein Gott und keine Borse können die Schinder Europa's mehr vor einem allgemeinen Prinzipien-Umsturze bewahren.

Denn, wenn es auch nur allzuwahr ist, dass kein Staat eine allgemeine Revolution erleiden kann, so lange nicht auch der *Wahlhabende* sein Interesse gefährdet sieht, so steht doch nun bereits auch *dies* Interesse, der Vortheil des *Eigenthümers* von Renten und Papieren, mit einem Fusse im Grabe. Der täglich wachsende Glanz und Luxus, die täglich feiner und zerbrechlicher ausgebildeten Anleihe-Maschinerieen, die in Kurzem nothwendig werdenden Zwangsanleihen, der unantastbare Betrug subsidienbewilligender Minister und Kammern werden auch den andern Fuss nachziehen, und die *europäische Revolution* muss kommen. —

Ich möchte die Flüche nicht tragen, die der österreichische Staatsbankerott seinem Ministerium im Lande zuzog. —

Wir brauchten eigentlich keine neuen Ministerien, keine demokratischen Kammern und keine Pressfreiheit. — Sie könnten nicht einmal den nahen Untergang abhalten, auch ohne sie wird der Bau der Unterdrückung zusammenstürzen. —

Das Gebiet, welches hier dem scheusslichsten Wuchergeiste und Betrüge von Seiten der dirigirenden Banquiers und der einflussreichsten Minister sich öffnet, ist unglaublich und ungeheuer. Aber, man scheint sich nicht einmal mehr, ganz ohne allen Zwang und öffentlich zu betrügen, man macht sich eine Ehre daraus, in dem Rufe zu stehen, dass man beim Eingehen einer Anleihe oder beim Verwaltem des Ministeriums das Blut der Unterthanen trinkt. —

Ein Staat braucht Geld, und eröffnet eine perpetuirliche Anleihe. Der Banquier, der weiss, dass das Kapital niemals selbst, sondern in ewigen Zinsen abgetragen wird, gibt

dem neuen Schuldner bloß 60 bis 70 % des verlangten Kapitals, zieht vom *Ganzen* die Zinsen, und das Land muss die Last des *vollen* Werthes tragen. Das ist aber dem Minister nicht genug. Hierbei sangt ja bloß der *Banquier* das Blut, und *er*, der Minister, will ebenfalls saugen, denn er hat als Mitlandesvater ein noch viel näheres Recht dazu. — Ist er daher einflussreich, und ist mit seinem Bestehen der Staatskredit momentan verbunden, so bezahlt er einige Journalisten, lässt sie gegen ihn schimpfen, und streut durch andere Journale aus, er werde abdanken. Augenblicklich sinken die Papiere seines Staates an den Börsen. Seine Agenten sind da, kaufen eine Masse der gesunkenen Papiere auf, er *bleibt* wieder, sie *steigen* wieder, er setzt sie zu dem *neuen* Cours wieder ab, und ist ein „gemachter Mann.“ —

Hat er alsdann einen guten Freund, dem er ein Dienstchen leisten will, so schwärzt er ihn in's Ministerium, erhebt ihn zu einer Stufe, die denselben Betrug erlaubt, und dankt, aus Freundschaft für ihn, noch einmal ab, — und so weiter.

Will er kein Abdankungsgerücht, so bedient er sich anderer Gerüchte, die auf den Cours wirken; und so haben einige **Dutzend** Banquiers und Minister die europäische Menschheit in Händen. —

Die Koppelhunde Deutschlands werden wahrscheinlich am längsten zur Jagd sich gebrauchen lassen; aber das thut nichts, wir haben gesehen, wie klein diese 38 Staaten vor einer einzigen französischen Armee wurden, und Deutschland wird unbedeutend seyn, wenn rundumher der Sturm blasen wird. —

Wien — — —

Der Vice-Direktor der hiesigen *Zensur*, Dr. Sartori, hat mich besucht. Wir debattirten über die Zensurbehörde, ich hob sie in den Himmel, — da ward er begeistert, und rief: „Ja, Herr der Werth der *Zensur* für dies Land ist unaussprechbar! — — — —

Nullen, Milady, sind unaussprechbar.

Wien — — —

Ich komme aus der Kirche, und bin todt und zermalmt vor Zerknirschung. Ein *Liguorianer* predigte. Ich will versuchen, Ihnen Einiges aus der Predigt, das sich meinem Gedächtnisse feurig einprägte, mitzutheilen; es ist beinahe wörtlich: —

„Ja, *meine geliebten*, aber auch vom *Teufel* geliebten, „von *Gott* gehassten Kinder in *Christo*! Euer unflätiger, „vom Ungeziefer der Hölle bedeckter Leib ist der sundigste „*Mist* - und *Dreckpfuhl* der Wollust, der Schwelgerei, „der Unzucht, des Tanzens, der Lästerei! — *Ihr*, die „Ihr den elenden Leib mit der Geißel der Buße zerfleischen, in Stücke reißen, in Staub zertreten solltet, — „*Ihr*, die Ihr den Pest-Athem der Hölle ausströmt, die „Ihr *Euch* beklagt, wenn Ihr für unseren allergnädigsten „in *Gott* gesegneten Kaiser Steuern und Abgaben zahlen „sollt, aber in Jubel ausbrecht, wenn Ihr einem *Frauenzimmer-Teufel* opfert, — *Ihr*, die Ihr tanzt, dabei den „Leib eines Weibes berührt, ja sogar sie *aufzusatz*, ja sogar *schwisht* dabei, ja sogar in *weisen, dünnen Hosen* „auf den Ball geht, — *Ihr*, unzuchtige *Frauenzimmer-Teufel*, die Ihr *Euch* schnürt, die Ihr *Zwangschoße* tragt

„und den Teufel in jeder Fusszehe stecken habt. — *Ihr*,
 „Klende, Sündige, Verworfenen, Ihr müsst Alle hinab in
 „den schenslichen Abgrund der Verdammniss, und die
 „Hölle wird Euer Fleisch fressen, und die heilige Kirche wird
 „Euch den Eingang in den Himmel verschliessen, und Euro
 „Kinder und Kindeskinde werden verflucht seyn; so wahr
 „ich selbst ein armer Sünder bin. — — Schaut zurück! —
 „— Schaut zurück! — — Schaut zurück, die Flamme
 „des Fegfeuers schleicht Euch nach, die Hölle zeichnet
 „Euer stinkendes Aas in's Buch der Verdammniss — —
 „noch kann vielleicht die Kirche Euch retten — — thut
 „Busse, Verdammte! Der Herr sey mit Euch! Ich will für
 „Euch beten, und wenn mir die Zunge auf die Erde hnge!“

Fast jede Woche werden ein paar Menschen hier, besonders junge Mädchen, *wahninnig* durch solche Predigten, und viele dieser Unglücklichen sterben rasend im Irrenhause. —

Wien — — —

Der Vorsteher und Erste der *Liguorianer* Mieselbst ist Herr Doktor *Veit*, ein getaufter Jude, früher *Thierarzt*, und als solcher ausgezeichnet geschickt. — Er hat ein treffliches Werk über *Thierarzneikunde* (Wien, bei Geistinger) geschrieben.

Bei seinem Uebertritte zur christlichen Religion und indem er sich den *Liguorianern* anreichte, schenkte er ihnen 40,000 Gulden Konventionsmünze, sein ganzes Vermögen. Seine Collegen machten ihn hierauf zum Vorsteher und Oberhaupte. Dass die *Liguorianer* die früher ausgewanderten *Jesuiten* sind, habe ich Ihnen schon gemeldet. —

Also liegt das Heil der Kirche in Österreich in den Händen eines *Thierarztes*.

Die vornehmsten Damen, ja selbst die *regierende Kaiserin* besuchen diesen Mann bisweilen, um bei ihm zu beichten. Als ich ihn das erstemal besuchte, um seine Bekanntschaft zu machen, lag die Fürstin Schw..... vor ihm auf den Knien, und bedeckte seine Hände mit Küssen. — Er hat ausgebreitete Kenntnisse und in der That einen Geist, der es bedauern lässt, ihn auf *solchem* Platze zu sehen. —

Wien — — —

Ich habe wieder mit einigen Artillerie-Offizieren Bekanntschaft gemacht, und wiederhole Ihnen, dass man bei der österreichischen *Artillerie* aufgeklärte Personen findet. Das mathematische Studium trägt freilich viel zur Hebung des Geistes bei. Beim Avancement in der österreichischen Armee geht's noch immer meist nach *Günst*; nur die Artillerie ist hievon ausgenommen. Bei den anderen Branchen trifft man Nicht-Adelige, die seit dreissig Jahren Lieutenant sind, und Adelige, denen eine Vetterschaft oder die Verwendung einer schönen Dame beim Kriegsministerium das Majorspatent im zwanzigsten Lebensjahre verschaffte. — Mein Schuhmacher erzählte mir diesen Morgen während ich neue Stiefel anprobirte, viel von der Stimmung des österreichischen Handwerksstandes. Es ist ein gründgescheuter Mann, und ich wagte es nicht, ihm zu sagen: „Schuster, bleib' bei Deinem Leist.“ Unser Gespräch begann dadurch, dass ich äusserte, der eine Stiefel drücke mich, worauf er versetzte: „Das lässt sich ändern; wollte nur Gott, dass ich *allen* Leuten hier helfen könnte, die der Schuh drückt!“ — — Warum helfst Ihr Euch nicht? fragte ich, als er mir gesagt, der Gewerbsstand sey wüthend, und könne es unmöglich lange mehr aushalten. — — „Warte mer nur noch a bissl!“ — versetzte er; — „das Volk hat zu viel „Mitleid'n mit dem alten Mann (dem Kaiser), und bringt's „noch mit über's Herz zu rebellir'n, weil er (der Kaiser)

„abnehmen schon so viel durch sein Banquerott, durch die „geköpfte Maria Antoinette, durch die Maria Louis' und „durch noch so allerhand G'schichten g'litten hat. I denk, „er stirbt noch vor dem sechsunddreissiger Jahr (1836) „und dann wird's bald losgeh'n!“*) — — —

Wie man sich doch irren kann, Milady! Der österreichische Beobachter ist immer ganz durchweicht von Thränen, wenn er berichtet: „Unbeschreiblicher Jubel erfüllte alle Herzen bei dem Anblicke des angebeteten Monarchen, und endlich löste sich das heilige Gefühl in die weltbekannte Stimme: „Gott erhalte Franz den Kaiser!“ u. s. w. —

Wien —

Woran liegt's aber, dass das Menschengehirn zum Vulkane geworden, der mit einemmale allen seit Jahrhunderten gesammelten Klagestoff auf die Häupter der Befehlshaberpartei herabspeit? — Die Beantwortung ist so leicht, dass es ganz unglaublich erscheint, mit welcher Blindheit jene oberherrliche Kaste noch jetzt auf die Erhaltung lächerlicher Prerogative ausgeht, und gegen ein natürliches Völkergefühl ankämpft, das sie erst selbst heimlich nährte, um es für eigene, autokratische Zwecke zu missbrauchen. —

Der erste und mächtigste Hebel aller menschlichen Handlungen, selbst der edelsten, ist das Interesse. Dieses konnte nur zweimal gebären, und von der Frucht, die es zur Welt brachte, hängt das Loos der Menschheit ab; sein Sohn ist der Egoismus, seine Tochter die Freiheit, beide gleich misskannt und zum Krüppel verunstaltet, da sie nicht in gebührender Trennung von einander gehalten wurden. Niemals hat uns die Geschichte ein Beispiel gezeigt, dass diese beiden Geschwister in dauernder Verträglichkeit zu-

*) Diese Prophezeiung ist merkwürdig genug eingetroffen! Hoffen wir das andere! — Anmerk. des deutschen Setzers.

sammen gelebt, und seitdem das Interesse sie wirklich zur Welt gebracht hat, und beide grossjährig durch den Gang der Cultur geworden sind, kann nur durch den Untergang des einen von beiden ein dauernder Friede für die Menschheit erwachsen. Die Freiheit wird nur durch den Tod des Egoismus eine bleibende Wahrheit werden, und gelingt es ihm, die Schwester zu stürzen, so wird sie nimmer sich wieder erheben, und die Erde wird auf Jahrhunderte eine einzige grosse Galeere seyn. — Beide wurden selbstständig seit dem letzten Jahrzehend des vorigen Jahrhunderts, und der furchtbare Kampf hat seitdem begonnen, und die erschütterte Welt wird nicht eher zur Ruhe zurückkehren — sey sie die Ruhe der Sklaverei oder der Freiheit — bis die Vernichtung des eines Theiles sie von selbst herbeiführt. — Ungeheures hat die streitende, in zwei gleichmächtige Hälften für beide sich theilende, Welt seit vierzig Jahren erstehen sehen, aber noch immer ist der Schleier der Zukunft unzerrissen, und ein allgewaltiger, unerhörter Endschlag steht der Menschenklasse bevor. Kräfte, die im Wesen des Egoismus und der natürlichen Freiheit selbst liegen, beginnen sich unaufhaltsam zu entwickeln. Die Zeit selbst hat ihre täuschende Farbe und ihren geheimen Einfluss verloren; der Begriff von Licht und Dunkel ist mehr als je verwirrt und unzusammenhängend geworden; geheime Triebfedern, die der stauende Mensch blos zu ahnen vermag, ohne sie ergreifen zu können, bilden sich, trotz aller Anstrengungen von Feind und Freund, ungehindert und übermächtig in den blutig gelichteten Kreisen der Lebensidee aus. Weder kann das starre Festhalten an herkömmlichen Prinzipien den Strom abdammen, noch wird das rasche Überstürzen der falschverstandenen Zeit ihn schneller fliessen machen; ruhig, unaufhaltsam und den alten Boden mit neuen Grundschichten überdeckend, gleich der im geregelten Gange sich vorwärts walkenden Lava, schließt er seine Verwandlungstoffe gegen das neue Jahrhundert, und begräbt blind das Gute wie das Böse unter seine Last, nichts anderes vorbereitend, als den einzigen und letzten Entscheidungskampf zwischen zweien Wesen, die, aus der

Veralterung der menschlichen Grundsätze allmächtig hervorgegangen, den Menschen entweder noch einmal in den Stand der blöden Kindheit zurückschleudern, oder ihn auf immer mit der Gewalt der selbstständigen Manubarkeit bekleiden werden. — Nicht die Despotie von der einen und das Freiheitverlangen von der andern Seite hat, wie man irrigerweise geglaubt, diese grosse Schöpfungsschlacht vorbereitet. — Es ist nichts, als das *graue Alter der Welt*, das ihn herbeiführt, der Greis *muss* sterben, und entweder der Egoismus oder die wahre Freiheit wird verdammend oder beglückend die Hand über das Gebiet des Lebendigen ausstrecken. Keine Allianz der Regierenden wird des Wandelungsergebniss verhindern, keine Revolution wird es anders gestalten können, als es dem Siege des überlebenden Prinzips nach seyn *muss*. — Hätten auch von jeher nur lauter Numa's die Staaten beherrscht, wären alle Regenten auch wirkliche Väter ihres Landes gewesen, so konnte dies doch nimmer die Welt verhindern, in ihren Prinzipien *alt* zu werden, und alles Alte reift einem Tode entgegen, er komme durch sich selbst, oder durch äussere Umstände. — Die Regenten jubeln also umsonst, die Völker verzweifeln ohne Ursache, — *der grosse Tag der neuen Erde wird und muss kommen*, man mag dafür oder dagegen seyn, wie man wolle. — Bei den meisten grossen Ereignissen der Weltgeschichte hat man Ursachen aufzufinden gesucht, die man, umgekehrt, aus den Wirkungen enträthelte; man strebte alsdann, wenn die Wirkung als irgend einem herkömmlichen Principe gefährlich sich zeigte, den ähnlichen Ursachen für ein andresmal vorzubeugen. Während man aber über die Art, wie dies geschehen könne, sich die Köpfe zerbrach, zeigten sich Schlag auf Schlag schon wieder neue Wirkungen, und so stürzte man von einem Wirrwarr in den andern, ohne den Gang der Ereignisse im mindesten aufhalten zu können. — Man suchte das Übel in der jungen *Idee*, während es blos in der natürlichen Alterschwäche des Prinzips lag, und, den gegenwärtigen Menschen und seine Generation in den Zügel nehmend, übersah man, dass der unsichtbare Grundsatz des Daseyns mit der

Welt vorschritt und alterte, um endlich durch sein Absterben dem neu sich verjüngenden Wesen des Bestehens Platz zu machen. Man hielt die eingespinnne Puppe der verschwundenen Raupe für den Kerker der Demüthigung, erleichterte aber ohne es zu wollen durch die Beschützung dieses Kerkers den Verwandlungsprozess des Schmetterlings. Ein Umsturz steht uns bevor, der schon mit der Geburt der Welt den Keim seines Daseyns erhielt. Alle menschlichen Bündnisse und Anstrengungen zerfallen in ohnmächtige Schatten vor ihm; er kommt, langsam, unaufhaltbar und sicher, um der Erde die neue Gestalt im Serge zu geben. — Er war schon vor der Geburt der Menschheit festgestellt, denn er liegt im Wesen der Prinzipie, und dies Wesen ist älter, als der ihm anhängende Mensch. Wurde sich auch jetzt die ganze Menschheit die Hand zum Frieden und zur Versöhnung bieten, so hindert ihn weder Friede noch Versöhnung mehr, denn der Grundsatz des menschlichen Daseyns bedarf einer Verjüngung, und nur die Erleichterung des alten wird den jungen zu Tage fördern.

Der grasse Missbrauch der oberherlichen Gewalt versucht es umsonst, seine Folgen durch den Satz von der „Gewalt von Gottes Gnaden“ zu beschönigen, und wenn auch die Welt früher schwieg, so wusste doch der Dummste von jeher, dass Gott keine Regenten zu solchen Thaten, wie die Menschheit sie erlebt, einsetzte; das Schicksal gab das Bestehen derselben bloß zu, und duldete sie eine zeitlang, weil zu gewissen Veränderungen die Stimmung der Menschheit nützlich ist, und weil jene Oberherren ihm geeignet schienen, durch ihre Handlungen die zweckmässigste Stimmung zu erwerben. —

Wäre es möglich, dass es von Gott bestimmte Regenten gäbe, so würde es wunderbar und unbegreiflich seyn, mit welcher menschlichen Beschränktheit und auffallenden Blindheit solche Regenten dem Gange der Zeit entgegen tröben, so aber ist es bloß dem Zufalle zu verdanken, wenn er so manchen jämmerlichen Herrscher auf den Thron warf, der nicht dahin gehörte; und wenn manche schlechte Regierer Zuchtigung verdienen, so kann sie ihnen bloß für

ihren menschheitwidrigen Hochmuth werden, nicht aber für ihre dem Zeitgeiste unangemessene Schwäche, denn diese letztere verlieh ihnen das Schicksal mit Willen, um sie für die fortschreitende Reife der Prinzipien ohnmächtig und unschädlich zu machen. —

Vielleicht aber wäre dennoch das Absterben der alten Grundsätze noch um einige Jahrhunderte verzögert worden, und die Umgestaltung der Erde wurde späteren Generationen vorbehalten gewesen seyn, wenn nicht ein merkwürdiger Umstand die beiden kämpfenden Geschwister dahin gebracht hätte, in denselben Fehler zu verfallen, und die Welt dadurch nicht vor der gewöhnlichen Zeit gealtert hätte. Dieser Umstand ist, dass beide Theile sich des nämlichen Mittels bedienten, einander zu besiegen, des Mittels der Willkür. Auch dies scheint also im grossen Plane des Geschehens mit begründet gewesen zu seyn; vielleicht sah es voraus, dass die denkende Menschheit hie und da zu rasch für ihre Bestimmung vorschreiten würde, und um sie dadurch den rechten Zweck nicht verfehlen zu lassen, setzte es der Willkür des Egoismus die Willkür der Freiheit entgegen, und erhielt so bis jetzt das Gleichgewicht des Kampfes, der nur zu einer gewissen Periode der Verhältnisse zur Entscheidung gebracht werden sollte. — Daher erklärt es sich denn, warum aus der französischen Epoche des achtzehnten Jahrhunderts ein Napoleon hervorgehen musste, um den nahen Sieg der Freiheit noch einmal in einen Waffenstillstand des monarchischen Lebens zu verwandeln, und eine abermalige Ruhe vor dem letzten Schlage eintreten zu lassen. Einem plötzlichen Sprunge von diesem neuen Zustande aus war vorgebeugt, und so trat das Land, welches durch seine Lage würdig ist, den Ausschlag zu geben, auch später noch einmal in die Schranke der Monarchie zurück: Louis Philipp, zu stark, um *augleich* wieder zu fallen, und zu schwach, um seinem Falle, wenn es Zeit ist, auszuweichen, musste König werden, da die wahre Stunde der Welt noch nicht schlagen durfte. Die Willkür des Egoismus war bei seiner Erhöhung in Europa zu mächtig geworden, und eine höchst gütige Intervention des Schick-

als befreite Frankreich und die Welt durch die Erhebung dieses Königs vor einem plötzlichen Untergange des noch zu schwachen Freiheitprinzips, um dieses letztere einige Jahre oder Jahrzehende später mit desto stärkerer und sicherer Kraft in Wirksamkeit treten zu lassen. Es war die *letzte* Einmischung des Geschickes in diesen Kampf der beiden alten Streiter. Bei dem nächsten Sturze der Monarchie werden sie sich selbst überlassen seyn, und die Menschheit hat nunmehr den *eigentlichen* Kampf zu erwarten. —

Die Frage, die nun übrig bleibt ist wichtig für alle kommenden Menschengeschlechter. Wird der Egoismus oder die Freiheit siegen? Gewiss ist es, dass der *siegende Egoismus* nur durch Verbannung aller Freiheit, die *siegende Freiheit* aber nur durch Verbannung alles Egoismus wird bestehen können. Wird aber jemals eine Freiheit erscheinen, die den Egoismus nicht wider aus dem Grabe holt? Wird ein gesellschaftliches Band eintreten, wo jeder sich nur als Mittel und keiner sich als Zweck der Freiheit betrachtet? Wird der Ehrgeiz sich auf das einzige ihm *angehörnde* und *allein* seiner würdige Feld der Menschenliebe und des Weltfriedens beschränken? Wird nicht an die Stelle des sterbenden Autokratismus eine republikanische Oligarchie treten, und dadurch der alte Druck in einen neuen unter anderem Namen umgewandelt werden? Wird die *Freiheit*, deren Wesen kein scheinheiliges Prädikat trägt, nicht vielleicht bloß eine egoistische Freiheit oder ein freisinniger Egoismus werden, wie sie das jetzt z. B. in manchen amerikanischen Staaten ist? Werden die beiden sich bekämpfenden Substanzen nicht vielleicht *beide* untergehen, und daraus eine dritte, ein ungekanntes modernes Uegetheuer der Selbsttäuschung an's Licht treten? Alle diese Fragen beschäftigen mehr als je die Vernunft, und der unwillkürlich zitternde Mensch ruft auch hier das so oft gebrauchte Bild der unsichern *Hoffnung* in seine Seele. Diese Fragen zeigen den einzelnen Sterblichen in seiner ganzen prophetischen Schwäche, und nur die Erfahrung des Vergangenen vermag ihm noch zu einem Haltpunkte des dunklen Ausganges zu dienen. — Vielleicht lebt der alte, abgelebte

Greis länger, als dies seinem Aussehen nach möglich zu seyn scheint, vielleicht wird doch noch ein Jahrhundert aus dem erwarteten Jahrzehend. Dann bleibt der Menschheit nichts heiligeres übrig, als wenigstens nicht stille zu stehen, und thätig zu seyn für das Bessere, da, wo der Ausgang des Kampfes doch einmal nicht unmittelbar von ihr abhängt. Ihre Thätigkeit bestehe in wirklichen Revolutionen oder blossen Widerstände, das ist gleich; nur, wenn sie zum unthätigen, arglosen Faulenzen herabsänke, würde sie sich einst einen guten Theil des *misslichen* Erfolges, falls ein solcher entstände, zuschreiben haben. So bestimmt es ist, dass ein sehr langes Fortbestehen der gegenwärtigen Verhältnisse nicht mehr möglich ist, so unzeitig wäre es, sich dem Fatalismus zu überlassen, und dadurch dem Drucke des Egoismus eine Verlängerung desjenigen Kampfes, dem er über kurz oder lang nicht mehr ausweichen kann, möglich zu machen. —

Alle bisherigen Kämpfe waren in ihrem Entstehen wichtig, aber das Geschick liess sie in eine erfolglose Spielerei trotz allem vergossenen Blute ausarten, da die streitenden Partheien sich im Verlaufe des Kampfes jedesmal als noch unmundig zur dauernden Beendigung erwiesen hatten. Es bewirkte blos, dass der immer wieder auflebende Despotismus die gegenseitige Thätigkeit erhielt, und dass *diese* nicht aufhöre, dafür allein hat die hoffende Menschheit jetzt Sorge zu tragen.

So traurig es auch seyn mag, so muss doch die *Mutter* der beiden Partheien, das *Interesse*, im Gange erhalten werden. Das Interesse der bürgerlichen Selbstständigkeit werde glühend erhalten, und weiche nicht vor den erneuerten Anforderungen der sich selbst ermächtigenden Befehlshaber; das Interesse der Gewerbe und Industrie werde befestigt in der gegenseitigen Unterstützung der arbeitenden Klassen, und klammere sich fest an die angeborenen natürlichen Fähigkeiten und Kräfte des einzelnen Weltbürgers; das Interesse der Gesetzgebung befeure sich ununterbrochen durch die Aufrechterhaltung oder Erkämpfung der dem Menschen, als solchem, von Natur aus zustehenden Rechte.

ohne allen Unterschied des Ranges, der Geburt oder des Herkommens; das Interesse der Nationalität erstärke sich durch feuriges, brüderliches Festhalten an der menschlichen Würde und der aus ihr hervorgehenden Ehre vor dem einzelnen Mitbruder; das Interesse des Ackerbaues gewinne neue Kraft durch Erhebung und Vereidelung des arbeitssamen Landmannes zur geistigen Mündigkeit und Selbstständigkeit; geschützt werde der freie, fühlende Sinn für festere Ansehnensschliessung aller Völker und civilisirter Nationen; geschützt werde die Unbeschränktheit des unbösartigen und unschädlichen menschlichen Gedankens in seinem ganzen Werthe, seiner ganzen Umfassung, seiner ganzen Heiligkeit; geschützt werde die politische Moralität in jeder bürgerlichen Handlung, in jeder freien Wirkungsphäre. Dann mag der Tag des grossen Ereignisses kommen, die ihn erlebende Generation wird fähig und gerüstet seyn ihn würdig zu empfangen.

Mancher tiefsehende Forscher hat gemeint: zwischen dem heutigen Systeme der Volksleitung und dem der früheren aller Zeiten sey eigentlich kein allzugrosser Unterschied bemerkbar, und die heutige Volksunzufriedenheit komme mit den Wünschen der früheren Völker so ziemlich auf Ein's heraus; es drehe sich alles nur um das nämliche Prinzip, und folglich würde die Welt nach tausend Jahren doch wieder seyn, was sie heute ist. —

Wenn dieser Ausspruch auch nicht dem Munde eines Jesuiten entfloß, so ist er doch eines solchen würdig.

Diese Art von verlaublichen Grundsätzen betrachteten die meisten Monarchen als das sicherste Einschläferungsmittel der Völker. Man gab ihnen eine Übersetzung davon in den Worten: „Wozu erhebt Ihr Euch? In zehn Jahren ist es wieder wie heute, also seyd ruhig, und gebt Euch keine Mühe.“ —

Die beabsichtigte Einschläferung ist aber hier und da gelungen, und mit keinem Volke so gut, als mit dem deutschen. — Man müßte das wunderbar finden, wenn die Erklärung nicht gar so nahe läge. —

In keinem Lande haben die Geistlichen, die Staatsbe-

amten und Jesuiten von jeher einen freieren Spielraum gehabt, als in Deutschland. Man irrt, wenn man es in dieser Beziehung Spanien oder Italien nachsetzt. Deutschland verdient den ersten Platz in der Klasse der politisch Unmündigen, — die Rheingränzen ausgenommen. Das treffliche Menschenherz des Deutschen ist bekannt; er steht in dieser Hinsicht weit über dem Engländer und Franzosen. Aber eben dies gute Herz, dies friedliebende, geduldige Gemüth ist es, das Amerika mit auswandernden Deutschen bevölkert. Diejenigen, welche die Last nicht mehr ertragen können, verlassen lieber feige ihr Vaterland, ehe sie den geduldigen Mund aufthun, und sie wissen nicht, dass sie dadurch ein schweres Verbrechen gegen ihre zurückbleibenden Compatrioten begehen. Sie werden fehlen, wenn's einmal Zeit seyn wird, und die Vergessenheit ihrer Mithürger wird sie bestrafen. — Der grösste Theil der Deutschen kennt kein höheres Interesse, als zu heirathen und Karten oder Kegel zu spielen. So lang' er ein Wirthshauschild sieht, und bei seiner Frau schlafen kann, geht ihn die Welt nichts an, er liest die Zeitung erst dann, wenn er keine Tarock-Parthie zusammenkriegt, und sobald der fehlende Karten-College sich einfindet, und die Tabakspfeifen dampfen, hat er kein Gedächtniss mehr für die Unvollkommenheit seines staatsbürgerlichen Zustandes. —

Zwar hörte ich sehr viele wackre Deutsche sagen: „wenn's nun wieder losgeht, so sollen sie (die Monarchen) nicht noch einmal eine Begeisterungs-Armee für eine Schlacht bei Leipzig zusammenkriegen.“ — aber — aber ich befürchte dennoch, dass die duldsame Blodsinnigkeit dieses Volkes abermals einen Stein des Anstosses für die Veredelung des menschlichen Zustandes bilden dürfte, wenn der letzte Kampf beginnt. Glücklicherweise aber gibt's noch Völker wie die Ungarn und Böhmen innerhalb seiner Gränzen, und andertheils wird die Wiederbenützung der deutschen Schafsgeduld bei dem zu erwartenden Gemälde von keinem grossen Belange seyn können. — Wenn die alten Prinzipien von ganz Europa aufs Sterbelager sinken, wird Deutschland mitgerissen werden, wie ein dürrer Zweig

von der riesigen Lawine. Auch fangen jetzt wirklich schon mehrere gescheute Leute an, sich öffentlich für das Wohl Deutschlands zu zeigen. —

Der seit zweitausend Jahren gesammelte innere Geistesstoff muss sich endlich einen Krater eröffnen, um sich Luft zu machen; die verjährten Maximen werden eine Art von geistiger Völkerwanderung erleben, und allem Anscheine nach wird die dadurch bewirkte neue Gestaltung eine bessere werden für die Menschheit. Hatte Christus eine Staatsreform beabsichtigt, wie er eine Religionsreform beabsichtigte, so wäre er vielleicht der Mann gewesen, diese beglückende geistige Umwandlung herbeizuführen; aber, es scheint dem Geschehete damals noch zu frühe gewesen zu seyn, denn auch der Lavastoff muss vollkommen ausgebildet seyn, bevor er sich ergiessen kann. — Ob eine grosse Republik entstehen wird oder nicht, das lässt sich keineswegs bestimmt voraussagen, es ist dies auch übrigens ganz gleich.

Ein Centrum muss jeder Kreis haben, und ob dies Monarch oder Consul oder Präsident heisst, das thut nichts zur Sache. Aber, die bisherigen Drahtmänner der Throne und Ministerien müssen Leben erhalten *durch's Volk* und stützen durch die natürlichen Rechte des Menschen. Der Hof darf kein Abgrund der Bereicherung mehr seyn, in den das materielle Erwerbsleben der Volksthätigkeit hineinfliesst; die Willkür des Befehlenden muss ganz und gar ausgerottet werden; das Volk muss die Schranken nothwendiger Gesetze anerkennen und achten, aber es darf dieselben Gesetze nicht verhöhnt sehen durch die sogenannte *Unverletzbarkeit* des Regenten; der Obere muss zuerst als *fehlender Mensch* und dann erst als Befehlshaber betrachtet werden; Minister und Regenten müssen gesetzesmässig *durch's Volk* absetzungsfähig seyn, die Regierenden müssen ein Gericht über sich anerkennen, und von diesem Gerichte aus nur an's ganze Volk appelliren können; der Nachfolger in der Regentenstelle muss, bevor man ihm den höchsten Platz einräumt, Proben seiner Tauglichkeit vor der ganzen Nation abgelegt haben, und muss, wenn *ein Drittheil* der

Nation gegen ihn spricht, verworfen werden können; die Bilanz der unausweichlichen Staatsausgaben muss von sechs zu sechs Monaten dem Volke im Detail vorgelegt werden; der Bürger muss ohne Ausnahme des Standes oder Ranges Soldat werden, aber er darf nicht, durch Bevorzugung des Adels oder anderer Klassen, seinem Herde entzogen werden, wenn nicht die Noth es erfordert; der übergrassen Privathereicherung muss ein Ziel gesetzt werden, Staats-Anleihen müssen verabscheut und ausgerottet werden, und die Staatsverwaltung muss nicht mehr ausgehen dürfen, als sie den natürlichen Kräften des Volkes nach einnehmen kann; bei aussergewöhnlichen Vorfällen darf nicht der Bauer oder arme Bürger mit neuen Abgaben belastet werden, sondern die Klasse der Bereicherten und Schwelliger muss dem Schatze aushelfen; *alles erworbene Vermögen der Minister muss dem Staatsschatze gehören*, und wenn ein ausserordentlicher Nothfall sie nöthigt, ihren Reichtum dem Volke zu opfern, so muss die ihnen bleibende Ehre, *Minister einer braven Nation zu seyn, ihnen hinlänglicher Ersatz und Lohn seyn*; aus diesem Grunde, und um nicht die Ausrede zu haben, dass das Vermögen ihren Kindern entzogen werde, dürfen Minister nicht verheirathet seyn, und müssen resigniren, sobald sie sich verwalten wollen. — Ich glaube, das würde ziemlich den Rechten des Menschen gemäss seyn. — Die Gleichheit aller Stände vor dem Gesetze versteht sich von selbst, so wie die unbeschränkte Freiheit des Gedankens, so lange er nicht von der Würde und Wahrheit abweicht. —

Monarchen und Minister, Milady, werden diese Äusserungen dem Gehirne eines Verrückten zuschreiben; wenn ihnen dies Zuschreiben noch lange erlaubt ist, so bleibt dem Volksmanne in der That nichts übrig, als Verrücktheit oder Selbstmord. —

Wien — — —

Ganz leise und gespenstisch klopfte es so eben an meine Thüre, und auf mein „Herein!“ erschien der Pater Augustin, ein *Jesuit*, mit dem ich vor Kürzem in Schönbrunn Bekanntschaft machte, in Civilkleidung. Ich hatte ihn damals eingeladen, mich zu besuchen, ohne zu erwarten, dass er dies wirklich thun würde.

Ich traute ihm natürlich nicht, da ich ihn für einen Spion hielt, aber demunerachtet hatte ich das interessanteste Gespräch mit ihm. Er ist schlechter als ein Spion, — er ist ein Gottesläugner. Sie wissen, Milady, dass ich, ohne Christ, Jude, Heide oder Türke zu seyn, doch nichts erbärmlicheres kenne, als einen Atheisten. Das Verächtlichste des Verächtlichen ist in meinen Augen derjenige, welcher einen Schöpfer verläugnet, sey es aus Bosheit oder Dummheit. Unter allem Ausdrücke schlecht und verächtlich erschien mir daher Pater Augustin, weil ich ihn weder boshaft noch dumm fand, sondern einen Mann erkannte, der aus politischer Klugheit und geistlicher Herzensgute Atheist ist. — Das scheint ein Widerspruch, aber die Jesuiten sind nichts weniger als widersprechend. „Der Zweck heiligt die Mittel!“ Das ist ihr bekannter Wahlspruch, und aus ihm erklärt sich Alles. Ärgerlich war es mir, mich bei unserer Unterhaltung, der Vorsicht wegen, verstellen zu müssen, aber ich belehrte mich dadurch von dem Geiste dieser Sekte, und nie werde ich das heutige Gespräch vergessen. —

„*Intravimus ut agni, regnabimus ut lupi, expellemur ut canes, renorabimus ut aquila*,“ so sagte der berühmte Jesuiten-Oberst Franz von Borgia schon 1571 voraus, und siehe da! Pius VII. und Österreich erfüllten seine Prophezeiung. — Noch 1773 erfüllte Clemens XIV. das „*expellemur ut canes*,“ und jagte alle Jesuiten aus dem Schoosse der katholischen Kirche, aber einundvierzig Jahre später wurden die, scheinbar vertriebenen, aber in der Wirklich-

keit fortexistirenden *causes* im Triumphe wieder eingeführt. Pius VII. erliess nach seinem Wiedereinzuge in Rom, nachdem ihm die Jesuiten zum Sturze Napoleons verholfen, das Breve vom 7ten August 1814, worin er sagt: „ich zähle die Wiederherstellung des Jesuitenordens zu den ersten Verbesserungen, die ich der Kirche schuldig bin.“ —

Im Grunde aber brauchte er sie, wie gesagt, gar nicht herzustellen, denn sie hatten niemals aufgehört, zu wirken. — Während man in der ruhigen und dunklen Politik Österreichs eine Menge Triebfedern suchte, die sowohl seinen Gang als den des preussischen Hofes leiten sollten, übersah man, dass nur *eine* Haupttriebfeder in diesen Staaten wirkte, die der ächten Jesuiten in Österreich und die der Krypto-Jesuiten in Preussen. —

Mein Pater Augustin ist einer der stärksten Weintrinker, die ich kenne; ich hatte früher geglaubt, dass es gar kein Mittel gebe, einen Jesuiten aus seinem amphibienkalten, listigen Gleichmuth heraus zu bringen, aber ich irrte mich, wenigstens zum Theil; denn vier Flaschen Carlowitzer, die der fromme Pater binnen einer Stunde leerte, machten die Hyäne fidel, und liessen sie auf äusserst klare Geständnisse eingehen. Ich bin eigentlich noch nicht recht klug darüber, ob ich nicht vielleicht von ihm zum Proselyten ausersehen war, denn, wenn es nicht der Wein war, der ihn die Wahrheit sprechen liess, so konnte ich es keiner andern Ursache als der Bekehrungslust zuschreiben. — Folgendes unter anderem sprach der Pater:

„Ich habe Ihnen schon in Schönbrunn gestanden, dass ich dem heiligen Orden Ignatii angehöre. Ich kannte Sie genauer, als Sie vielleicht dachten, und durfte Ihnen daher nicht misstrauen. Ich habe den Brief gelesen, den Sie einmal an den Kanzlei-Direktor des Erzbischofs schrieben, und daraus zu meiner Freude gesehen, welch' ein tüchtiges Mitglied der menschlichen Gesellschaft Sie zu seyn vermöchten. — Unser Bund ist das Lenkseil der Welt; wir sind allmächtig, vom Cap der guten Hoffnung bis Spitzbergen. Wir sind keine gewöhnlichen Pfaffen, wofür uns der Lästermund des Abergwitzes so gerne ausschreit. —

wir sind *Vernunftbürger*; die Natur im Innern und Aussen ist unser Oberer, ein Gott ist nicht, wir kennen keine Strafe, als: dem Gehorchenden zu gehorchen, keinen Lohn, als: dem Befehlenden zu befehlen. Der Zweck ist das Ziel, und die Mittel sind erlaubt, wenn es uns gebugt, ihrer habhaft zu werden. Die Menschheit besteht in derjenigen Parthei, die die Klugheit in der Macht hat, alles andere, alles sogenannte Volk ist für die Klugheitsparthei geschaffen, wie der Sperling für den Habicht. — Wir kennen aber keinen andern Rangunterschied, als den zwischen Übereinstimmung und Verstandeswahl^{*)}; wir erkennen keine Könige, die nicht Könige unter uns sind; Mordthaten der *Gehorchenden* sind Grauel, aber die *Befehlenden* (worunter er jedesmal die Jesuiten verstand) haben die Gewalt des Blutsgerichts. Es leben für uns zu Viele und sterben zu Wenige; die Natur gab unsrem Orden die höchste Gewalt; wir dürfen sterben lassen, gleich ihr. — Wir gehorchen auch, — aber wir gehorchen nur dem von uns ausgehenden Nothwendigen, mein Ordensgeneral ist mein Herr, mein Kopf ist sein Kopf, mein Leben ist sein Leben, sein Wille ist mein Wille, ich höre auf zu seyn durch ihn, aber dafür hab' ich auch die *Mitgewalt* der Natur, und mein Athem belebt, gleich seinem, die profanen Regenten der Erde, dass sie wirken und sind durch mich und den Orden. Wir können Alles, denn wir wollen Alles, kein Wille ist ein Wille, er sey denn durch uns ein Wille. — Die Gesinnungen sind uns bekannt, die Gedanken sind uns kein Geheimniss, Alles was ist, ist durch uns, wir selbst sind unentschleiert, aber Alles ausser uns ist uns klar, und was uns klar ist, ist nichts für uns. Die Schöpfung ist uns klar, Gott ist uns klar; wir kennen ihn, folglich ist er nichts. Das Wahre, das Bestehende ist die That, die mit uns ist; wer mit uns ist, ist mächtig im Befehlen, allmächtig im Gehorchen. Die

*) Da dies leicht unrecht zu verstehen ist, so ersuche ich ihn später um nähere Aufklärung; aber der Wein schien vertraut, und er war nicht dazu zu bewegen. —

Weltgeschichte ist erst gültig seit der Begründung unseres Ordens, die Philosophie ist der Schatten *unseres* Schattens, die Wissenschaft lebt in *unserem* Leber, die Weisheit ist das Licht *unseres* Lichts. — Aber wir sind keine Egoisten; wir sind die Lämmer der Wolfe und die Wolfe der Lämmer. Die Politik ist eine Chi:äre, die Kultur ist ein Wahnsinn; die List ist die Religion der Zeit, die Klugheit ist das Paradiesgärtlein der Auserwählten; alles Sprechen ist eine Verworfenheit, aber das Wort unseres Ordens ist die Sprache der Geburt und des Todes. Das Leben ist im Orden, der Orden ist die Unsterblichkeit, sein Geist ist die Schöpfung. Die Freiheit ist ein Frevel, jede Verbindung zwischen ihr und dem Gedanken ist Blutschande. Aber meiner Schwester darf ich beiwohnen, die Natur ist unsere Idee, und der Orden ist frei. — Es ist alles erlaubt, was zum Zwecke führt, und der Zweck ist das Geheimniß meines Ordensgenerals. Ich küsse seinen Athem, ich bete seinen Geist an, ich stürze nieder unter seinen Fusatritt. Der erste Mensch war *Loyola*: wer ein Mensch seyn will, sey des Ordens!“ — — — — —

Da ich bemerkte, dass mein ehrwürdiger Gast vom Orden Jesu auf dem Wege der Freimüthigkeit und bei guter Laune war, so ging ich — jesuitisch auf *meine* Art — scheinbar auf das, was er sagte, ein, spielte den Betroffenen, Ehrfurchtvollen, Staunenden, Unterwürfigen, und wagte es, nicht ohne ein bisschen zu zittern, ihm um weitere Eröffnungen in Bezug des jetzigen Standes seiner Bruder zu Deutschland zu bitten. Ich hatte ihn in Schonbrunn als einen Herrn Grafen zu Öttingen, für den er sich ausgab, kennen gelernt, und erst nach einem halbstündigen Gespräche, bei dem ich ihm vielleicht meinstheils nicht missfallen mochte, eröffnete er mir, dass er keinesweges Graf, sondern bloß Freiherr von Geburt und seit neunzehn Jahren Mitglied des Ordens Jesu sey. Ich fragte ihn daher jetzt, durch sein Räuschen ermutigt, ganz keck, wie es käme, dass er Grafenrollen spiele? ob dies mit zu den Ordensregeln gehöre, und ob es mit Wissen der Regierung geschehe? — —

Da erfuhr ich denn, was ich zu wissen verlangte, und theile Ihnen hier Einiges aus seiner Aussage mit.

Das österreichische Kabinet sowohl als auch das baierische und preussische stehen mit allen Jesuiten, die ihre Hauptsitze zu Rom und Wien haben, in direkter Verbindung.

König Friedrich Wilhelm III. von Preussen wollte vor einigen Jahren zur katholischen Religion übertreten, um Mitglied zu werden, aber verschiedene nicht zu beseitigende Verhältnisse hinderten ihn daran, und er ist es blos dem Prinzipie nach. Die Gesellschaft der *preussischen* Jesuiten ist, wenn gleich geheim, doch nicht minder stark und einflussreich, als die österreichische und baierische. Sämmtliche Jesuiten in diesen drei Staaten haben seit 1819 das Recht, unter jedem beliebigen höheren Namen und Stande zu wirken und zu reisen. — In Dresden ist gleichfalls ein Zweig des Ordens, doch soll er es dort nicht recht wagen, sein Haupt zu sichtbar zu erheben. Vom Jahre 1801 an unterhielten mehrere deutsche Staaten in Verbindung mit dem Orden eine grosse Anzahl jesuitischer Aufpasser an allen Gränzen und im Innern Frankreichs, und die Jesuiten waren es, die den Fanatismus der katholischen Franzosen seit 1812 im Gange erhielten, und die 1815 Napoleon's Anhänger zu Verräthern umbildeten, erkaufen und zu seinem Sturze bewogen. Jesuiten sind es, die die Ausübung und Verwirklichung der in der Bundesakte versprochenen Pressfreiheit hintertrieben, und seit 1819 unter dem Schutze der österreichischen und preussischen Ministerien den Gang der deutschen Angelegenheiten leiten. Freiherr von Munch-Bellinghausen ist Jesuit. „Doch hat der Orden (setzte Augustin eigends hinzu) diesen Fürsten und Ministern nur gerade so viel Gewalt und Einsicht in die Geheimnisse verliehen, als zu *unserm* Zwecke nöthig ist, damit sie nicht etwa, wenn das Blatt sich wenden sollte, fähig sind, die eigenen Waffen gegen uns zu kehren.“ — Verschiedene sogenannte Jesuitenprofese von vier Gelübden erhalten in jenen dreien Ländern bedeutende jährliche Gehalte von der Regierung. Nicht nur in Österreich, welches 1829 die aus Russland verbannten Jesuiten öffentlich unter seinen Schutz nahm,

und ihnen dekreterisch die Leitung aller Volksschulen übergab, sondern auch in Baiern und Preussen stehen sämtliche Schulen, (in letzterem besonders seit 1830), unter der Oberaufsicht der Jesuiten. Uermessliche Reichthümer sind seit 1823 durch die Jesuiten aus allen dreien Ländern nach Rom und den Missionsorten abgegangen.^{*)} In Hamburg hatte der Senat bereits auf die Verwendung des österreichischen und bairischen Consuls darcin gewilligt, ein jesuitisches Lehrhaus herzustellen; das Volk aber versammelte sich davor und drohte, es zu stürmen, es musste also wieder aufgehoben werden. In Frankfurt am Main genossen sie jedoch des Schutzes vom Senate, und der Senator und Syndicus von Meyer, einer der gefährlichsten Jesuiten, steht dort an ihrer Spitze mit seinem Sohne, dem meklenburgischen Legationssekretär Guido von Meyer, (ein durch mehrere Schleichthaten beruchtigtes Subjekt.) — In den Schulen Österreichs und Baierns werden die Knaben vorzüglich im *Hasse gegen die Franzosen* geübt, und der Ordensgeneral hat Österreich, Baiern und Preussen die feierliche Zusicherung ertheilt, eine junge Armee zum nahen Kriege gegen Frankreich heranzubilden. Carl X. steht in täglicher Korrespondenz mit ihnen, und während man Louis Philipp mit Jesuiten zu umgeben sucht, die ihn von der Liebe und Anhänglichkeit jener deutscher Fürsten an ihn unterhalten, rüstet man sich ununterbrochen zum Kriege gegen ihn. —

Frankreich und seinen Prinzipien ist der Untergang geschworen. „Es sehe sich wohl vor“ — sagte Augustin — „denn wir haben so gut napoleonisch-geübte Armeen, als Frankreich!“ — Das durch Preussen eingerichtete allgemeine deutsche Zollverband-System ist — wie der Pater meint — nichts anderes, als eine Art von Continental-System gegen die Freiheit-Idee. Seit 1830 sind die Jesui-

*) Späterhin sah der Pater Augustin in Cassel, allwo unter dem Schutze der neuen Regierung sich seitdem eine jesuitische „Bet- und Missionsgewerkschaft“ öffentlich gebildet. —

ten auch in Russland wieder hergestellt. „Sollte der Krieg ausbrechen“ — eröffnete mir der Pater — „so muss auch die Freiheit der *Schweiz* aufhören; es sind deshalb bereits Unterhandlungen mit der schweizerischen Aristokratenparthei eingeleitet.“ — — „Das Verhältniss der befehlenden und gehorchenden Menschheit“ — fuhr der Pater fort — „ist dormalen völlig zerrüttet; vor allem muss der *Protestantismus* eingeschränkt und „*langsam ausgelöscht*“ werden. Das Judenthum muss nach und nach ausgerottet werden, denn die kräftigsten Stützen der Freiheit bilden die Juden. — Die Pressfreiheit darf niemals in Deutschland bestehen, die Zensoren aber müssen *Katholiken* und ihr Lebenswandel muss dem heiligen Vater zu Rom bekannt seyn. Wir (die Jesuiten) werden nun langsamer und sicherer arbeiten, als früher. Ist erst Frankreich einmal gedemüthigt, dann ist die Welt unser. In England haben wir seit neun Jahren durch Talleyrand festen Fuss gefasst, und *Dr. Francia* und seine Nachfolger bürgen uns für einen guten Theil von Amerika, wenn es Zeit seyn wird. Die sogenannte Welt wird wieder unter den Statthalter Gottes zurückkehren, und das wahre Reich Christi wird endlich die Weltherrschaft erringen. Die Verfassungen müssen vertilgt und verdammt werden, die Gesetzgebung muss wieder von Rom ausgehen, der Pöbel muss wieder arbeiten und wissen, dass er da ist, um für seinen Herrn und Fürsten zu beten; der unbedingtste Gehorsam muss wieder hergestellt werden, das Lesen aller Bücher, die dem Teufel angehören, muss bei Todesstrafe untersagt seyn, und die Inquisition muss in allen Winkeln der Erde ihre Richtstätte aufschlagen. Ein paar Hundert *Aufas da fe* und die Demuth wird zurückkehren. — Der nach der Vernunft gebildete Glaube an Gott muss untergehen; das gemeine Volk muss Hoff und Fegfeuer fürchten, und uns allein muss das Bewusstseyn bleiben, wie es mit einem Gotte sich verhält. — Das Schreiben und Schriftsteln muss Privileg der Zensoren werden, und alle Verse und Gedichte, die nicht christ-katholische Gesänge sind, sollen vernichtet werden. — Unser (der Jesuiten) Censurschatz ist gefüllt, wir erhalten jährliche Subsidien von Deutschland

und anderen Ländern, und können, wenn's Noth thun sollte, eine eigene Armee ausrüsten. Krieg und Kreuzzug gegen alle Freiheit und nicht-katholische Vernunft!“ — — — — —
 „Ich könnte Ihnen“ — sagte der Pater endlich zu mir — „ein Geheimniß entdecken, welches die Juli-Revolution betrifft, aber Sie sind nicht unseres Ordens, und mein Gelübde darf ich nicht brechen.“ — — — — —

Hier schwieg er. Ich drang vergebens in ihn, mir besagtes Geheimniß zu offenbaren. Er versprach mir, in Korrespondenz mit mir zu treten, falls ich abreisen sollte, und ging. — Vielleicht, Milady, wird mir der Aufschluss später, und dann werde ich nicht säumen, Ihnen denselben mitzutheilen. —

Wien — — —

Ich traf vorhin in der Karntnerstrasse mit einem der hiesigen Zensoren, dem Herrn Deinhardstein, einem Original von Flachheit zusammen. Um Ihnen einen Beweis von der Aufklärung dieses armen Zensors zu geben, setze ich wörtlich unser Gespräch hieher:

Guten Morgen, Herr von Deinhardstein! — —

„Ei, ganz gehorsamster, unterthänigster Diener; hab' d'Ehr', den schönsten gut'n Murg'n z'wünsch'n!“ —

Wie geht's? was gibt's Neues in der Welt?

„Neues? Nit viel; i waas gor nicks. — Aber doch — es ist wunderbar“ — — —

Was ist wunderbar?

„Dass wir dies Jahr schon so früh' neue Kartoffeln hab'n. I war eben auf'm Markt, und hab' welche g'sehg'n.“ — —

Das ist zum Erstaunen! Ach, wenn wir die *Kartoffeln* nicht hätten, was sollte aus der Menschheit werden!

„Ja freili! was sollt' aus der Menschheit werr'n? Aber,

wem hab'n mir's zu verdank'n? Alles dem Kolumbus, der bei Amerika vorg'fahr'n is, um sie zu entdecken! — —

Ja wohl, ja wohl! Ach, es ist recht Schade, dass er nicht mehr lebt, der Kolumbus der! Jetzt könnt' er sehen, wie glücklich die neue Welt ist! Meinen Sie nicht, Herr von Deinhardstein?

„Ihm! es seyn viel Menschen durten; an Handel und Wandel haben's und auch a Schiffahrt, und Heiden gib't nit mehr so viel d'rüb'n“ — — — —

Und eine Republik ist's, lieber Herr von Deinhardstein?

„A Republik'n? — Mein Gott, s'ist schon dreiviertel auf zwöf! Wünsch' Ihne gut'n Murg'n, und an besten Appetit; ganz g'horschamster Diener; empfehl' mich zu Guad'n“ — —

Wien — — —

Die Umgebungen Wien's sind himmlisch schön. Das Paradies der Moslems kann unmöglich schöner seyn; die Natur scheint alle Kraft verwendet zu haben, diese Residenz zu einem Aufenthalte des Glückes zu machen. Ach, wie ist mir so wohl, wenn ich hinaustrete in's junge Grün, und bald in den milden Äther, bald in die dunklen Berge blicke, und den Seufzer der Wehmuth in den Schoos des Frühlings aushauche!

Wenn ich die Blüthen und Knospen sehe, und die Menschen recht weit hinter mir habe, verzeihe ich allen meinen Feinden, und weiss nicht mehr, dass der Mensch unglücklich ist, weil er lebt. Die *Brühl* unweit von hier, nahe bei dem Flecken Modling, ist eine Schweiz im Kleinen. Ich erkletterte gestern Abend einen der höchsten Felsen, strich durch den stillen, duftenden Busch, liess mich oben auf einem freien Plätzchen im Grase nieder, und unterhielt mich schweigend mit der scheulenden Sonne. Meine Seele ward

seit lange wieder einmal jung, mein Herz schlug mir stille seine Freude entgegen, und — ich hätte sterben oder die Menschheit glücklich und in Frieden sehen mögen! —

Vor mir stiegen die Thürme der Stadt in die Höhe, in welcher in diesem Augenblicke so Viele, von Sorge oder falscher Freude gedrückt, im Staube der Menge umher-schwärmten, ohne daran zu denken, welch' ein belebender Athem der Natur sie im Reiche der Blumen und Blüthen beseligern würde, wenn sie einige Schritte über ihr alltags-Stadtleben hinaustraten, und vergebens malte sich der schielenden Sonne goldflammender Widerstrahl im riesigen Haupte des Stephansthurmes, um sie hinaus in's Freie zu laden; — sie liebten es, unter dem Anblicke der frostigen Menschheit dahin zu schleichen, und vergassen, wie entzückend es ist, auf der Höhe des schweigenden Felsen und allein mit der Natur und seinen Gefühlen in's sehnsuchtweckende Blau des Himmels und den Purpur des letzten Sonnenstrahls hinein zu schweigen. Über, neben und unter mir wirbelten die gefiederten jungen und alten Sänger ihr angebornes Danklied, jagten sich spielend in's Nest und wieder heraus, von Zweig zu Zweig, nichts suchend, als sich selbst, ohne andre Leidenschaft, als die der Freude und des Sonnengenusses, bis das leichtgefiederte Junge, den kühleren Abendhauche weichend, im Nestchen zurück blieb, und leise zwitschernd die wärmende Brust der Mutter herbeirief.

In diesem Augenblicke meiner unnenbaren Seligkeit erblickte ich zu meinen Füßen, zwischen munter hupfenden Grillen und lachelnden Blümchen, einen halb zerrissenen, alten Brief, den wahrscheinlich ein vor mir hier gewesener Naturbewunderer verloren oder weggeworfen hatte. Ich hob ihn auf, und versuchte ihn zu lesen. Sehr verzeihliche Neugierde in einem Lande, wo das unerlaubte Brieflesen an der Tagesordnung ist. Allein ich konnte nur Bruchstücke entziffern, und brachte ungefähr Folgendes heraus:

„Hauptmann *Boldinger* vom 1sten Bataillon des 49sten Infanterieregiments liess ganz vor Kurzem zu Mainz die sämtlichen *Hosen* seiner 4ten Compagnie an den Juden

Ganz heimlich verkaufen. Die armen Soldaten mussten sich neue Hosen gegen Abzug von ihrem elenden Solde anschaffen, und der Hauptmann kaufte sich ein Reitpferd von dem Hosengelde. Er reitet noch heute darauf.“ —

Weiter unten: „Die Hauptleute erhalten monatlich 30 Gulden für Reparaturen an Tschakko's u. s. w. — allein sie lassen die Gemeinen hungern, und zwingen sie, sich ihr schadhafes Zeug von ihren täglichen 5 Kreuzern selbst repariren zu lassen.“ —

Ferner: — „Als der Erzherzog Carl vor mehreren Jahren zum Besuche bei dem Herzoge von Nassau in Biberich war, spielten die Hautboisten des zu Mainz liegenden 49sten Infanterieregiments (von Langenau) vor dem Bibericher Schlosse. Der Herzog gab den Hautboisten ein Geschenk von 40 Dukaten, und der Hauptmann Collard nahm dies Geschenk für sie in Empfang. Plötzlich lies dieser Hauptmann den sämmtlichen Hautboisten, die von dem Geschenke Anfangs nichts wussten, und es noch erwarteten, *Hausarrest* geben, unter dem Vorwande, sie hätten nicht zu des Erzherzogs Zufriedenheit gespielt. Die armen Teufel mussten nun gerade so lange zu Hause bleiben, bis der Erzherzog wieder abgereist war, und als sie endlich wieder loskamen, stacken 40 Dukaten in des Hauptmanns Tasche.“ —

Weiterhin: — „So oft die Hautboisten auf Tanzplätzen, bei Festen u. s. w. spielen, muss ein *jeder* dem Hauptmanne *sechsaunddreissig* Kreuzer von dem verdienten Spielhonore abgeben.“ —

Mehr konnte ich zu meinem Verdrusse nicht entziffern. Ich ärgerte mich übrigens grün und gelb darüber, dass mein boshafes Geschick mich selbst auf die Spitze der Berge verfolgte, um mir den ungestörten Genuss der Natur zu verbittern. Sie werden es an dem romantischen Anfange meines Briefes bemerkt haben, wie sehr ich gewünscht hätte, Ihnen eine recht phantasiereiche Naturschilderung zu liefern. Aber, da wirft mir der Teufel — heilige Mutter Gottes, bitt' für ihn! — ein paar österreichische Hauptleute zwischen die Zahne, und ich muss, anstatt der bezaubernden Düfte der Wiener Natur, die alten Hosen der 4ten

Compagnie schlucken. — Ich hätte den gefundenen Brief zur Patrone machen, und die ganze Natur vor den Kopf schiessen mögen. —

Wien — — —

Metternichs und Europa's Entschleierung^{*)}.

Österreich, dieses Land der Stabilität und unsichtbaren Extreme, bietet dem Geschichtsfreunde seit Franz I. und seinem Hausfreunde Fürst Metternich einen Anblick dar, der, sowohl in Bezug der bisherigen Staatshandlungen als auch seines gegenwärtigen Zustandes, einzig in seiner Art ist, und alle diplomatischen Prospekte, die seit Jahrhunderten die politische Welt geboten, bei weitem übertrifft — an Licht und Schatten, an Colorit und Reflex, an Perspektive und Stellung. —

Gleich einer grossen Beisszange das geduldige, bigotte, lebenslustige Volk zusammenhaltend, stützte sich seit langer Zeit sein Körper auf zwei, gleichmächtig auf Herz und Verstand einwirkende Kräfte, die das grosse Agregat seiner durch Herkommen, Sprache und Lebensart durchaus verschiedenen Nationen so geschickt gegeneinander zwängen, dass deren ruhige Haltung ein übernatürliches Wunder seyn würde, wenn nicht schon längst die Vernunft seiner betäubten Völker mit dem Wesen jener beiden Kräfte amalgamirt wäre. Diese Kräfte sind: *Beförderte physische Wollust von Obenher und unerschütterliche Pfaffenmacht über das Gemüth von Untenher*. So geniesst denn der Österreicher, ohne zu denken; er sündigt mit *Erlaubniss von Oben*, bei, im Voraus zugesagter, *Abolition von Unten*; er lebt mit dem Körper, während er seinen Geist

*)  Redliche und unerkaufte Geschichtschreiber werden hier staunen; — man stellt ihnen das zu Benutzende anheim. Die Nachwelt wird richten. —

dem Beichtstuhle übergibt — und ihn so und nicht anders zu bilden und zu erhalten, dies war die einzige Aufgabe Metternichs bei dem Antritte seines Amtes, und er hat sie erfüllt, mit einer solchen Ruhe, Kälte und Beharrlichkeit, dass er Bewunderung verdient. Der österreichische Vogel sitzt im Käfige, ohne es zu wissen; denn, man lässt ihn schon vom Neste aus gar nicht zum Fliegen kommen, und so hält er den engen Raum seines Gefängnisses für die Welt, ähnlich dem Caspar Hauser, der sich in seinem Kerker glücklich fühlte, weil er nicht Vernunft genug hatte, sich unglücklich zu fühlen. —

Bei einer solchen, und nur bei einer solchen Gewissheit der geistigen Unmacht des Volkes war es denn dem Fürsten-Minister möglich, seine retardirende Politik gleich Anfangs in die Wagschaale Europa's zu werfen, und mit einer Consequenz in dem, aus ihm und dem Kaiser bestehenden, *Reiche der Zwei* durchzuführen, die in der neueren Staatengeschichte ohne Beispiel ist. Zwar wurde und ist diesem Rathe der *Zwei* im Innern des Reichs noch ein *Dritter*, der Polizeiminister Sednitsky (an der Spitze von 30,000 Naderern) beigelegt, aber dieser Dritte hat einzig und allein das Gebiet der *personellen* Politik, nicht das der *intellectuellen* mit zu verwalten und zu berathen. Die letztere behielten sich Franz und Metternich selbst vor, und sogar der verdammende und absolvirende *Erzbischof* steht unmittelbar unter dem Befehle des Ministers. Es ist dies in der Weltgeschichte das einzige Beispiel: dass der Clerus und dessen Oberhaupt *unmächtränkt, allmächtig*, und dennoch zu gleicher Zeit einem *Minister unterthan* sind, der an jedem Finger einen Staatszügel hält, und dem, wenn er es *absolut* für gut findet, links oder rechts zu lenken, selbst der *Kaiser unterthan* ist, und nicht zu widersprechen wagt. — Wäre aber Metternich auch nicht schon dadurch gross, so ist er es gewiss deshalb: weil er, bei aller dieser Macht, der Versuchung *sichtbar-gewalthätiger* Beherrschung bis jetzt listig widerstand, und immer nur, (freilich mit dem Bewusstsein: „Du hast den Zügel, und Niemand wird Dir ihn entreissen“), so kalt, so heimlich, so besonnen, still und ruhig

in seinen inneren Laufgräben fortarbeitete, dass weder Freund noch Feind die Fortschritte seiner Untergrabung inne wurden.

Das würde kein Richelieu noch Mazarin, kein Wellington noch Nesselrode verstanden haben. Metternich ist *unerreicht in seiner Art*, — das wird ihm kein Geschichtschreiber abläugnen. Hatte unter Nero ein Metternich gelebt, er würde nicht nöthig gehabt haben, Rom anzuzünden. — *Peragit tranquilla potestas, quod violenta nequit*, und — unsichtbare Flammen brennen am längsten! — Rechnet man nun noch dazu, dass Kaiser Franz persönlich herzensgut und wohlthätig gegen Einzelne ist, bei denen er es für nützlich hält, seine politische Verstellung durch den Überzug eines „guten Herzens“ zu bemänteln; bedenkt man seine glückliche, nur unstreitig aus Metternichs Calcul entstandene Idee: alle Woche öffentliche Audienzen zu ertheilen, in denen er mit dem Ärmsten seines Landes spricht, und, wenn gleich nur selten durch ihn eine Abhilfe gegen vorgebrachte Beschwerden über Beamten-Despotie u. s. w. geschieht, doch einen jeden mit den ewig-wiederholten Worten: „Des will i schon mach'n!“ tröstet, auch wohl einem oder dem andern mit einigen Gulden Unterstützung aus seiner sogenannten Privatkasse unter die Arme greift; überlegt man, dass der Österreicher so leicht auf Wochen, Monate oder Jahre durch ein *herzliches Versprechen* beschwichtigt wird, und dass daher aus jeder dieser Audienzen Leute weggehen, die sich der süßesten Hoffnung ruhig und glücklich hingeben, weil ihr Kaiser *selbst* zu ihnen sprach: „des woll'n mer schon mach'n!“ obschon vielleicht ihr Nachbar das nämliche schon vor zehn Jahren hörte, und noch immer vergeblich wartet; — zieht man in Betracht, welch' eine ungeheure Macht die, von allen Kanzeln drohende und auf das entsetzlichste ausgemalte Hölle auf den gemeinen Österreicher ausübt; — erwägt man, dass, so sehr man auch dem Auslande das Gegentheil zu versichern suchte, die *Jesuiten*, die nun seit längerer Zeit unter dem falschen Namen „Redemptoristen“ oder „Liguorianer“ sogar unter dem persönlichen Schutze des Kaisers stehen,

niemals das Land verlassen, sondern in Oesterreich seit vielen Jahren eine Haupt-Geistespeitsche des Ministeriums für das Volk waren, das man *zwingt*, ihre Kirchen zu besuchen; fügt man dem Allem hinzu, dass der österreichische *Gesammtstaat*, d. h. ein Staat mit *einunddreissig Millionen Einwohnern* eigentlich nur *ein einziges raisonnirendes Staatsblatt*, nämlich den österreichischen Beobachter besitzt, dass dieser von *Metternich selbst* durch seinen Sekretär (Herr J. von Pilat) redigirt wird, und dass dies Blatt tagtäglich übersprudelt von den geübten Wohlthaten, der Güte und der väterlichen Liebe des allergnädigsten Kaiserhauses, während alle ausser-österreichische Blätter, die nicht in demselben Style wie der Beobachter geschrieben, mit Bann und Acht vom Kaiser und Bischof belegt sind; — *dann wird es begreiflich*, wie es einem *einzigsten Menschen*, dem Minister Metternich, seit so langer Zeit möglich war, seine Blicke mit unerrückter Beharrlichkeit auf das politische Ausland richtend, für Oesterreichs unbeschränkten *äusseren Glanz* zu sorgen, ohne irgend eine gewaltige *innere Erschütterung* befürchten zu dürfen. — Und doch — doch *ahnt* das Volk das Geheimniss: — Metternich ist *gehasst*, — Metternich ist vom österreichischen Volke *bitter gehasst*. Das weis er auch; — aber, was kümmert ihn das? Er kennt kein österreichisches Volk. Er kennt nur *drei Personen* in der Monarchie: den Kaiser, den Polizeiminister und den Erzbischof. — Wenn Franz I. *schläft*, der Graf Sednitzky *luchelt* und der Erzbischof *betet*, — dann ist seine Seele ruhig; diese drei Personen sind sein *Volk*, was sonst noch athmet in der Monarchie, sind *Summen*, die er durch *drei dividirt*, und den *Rest* überlässt er — dem *österreichischen Beobachter*. Um diesen Zustand der Dinge im grossen Staate zu erhalten, war er von je zu *Allem* bereit. Er war *nie* des *Landes* Freund, er war des *Kaisers*; für Metternich existirte nur insoferne ein österreichisches *Volk*, als dies *Volk*, gleich den Stiefeln oder Beinkleidern des Kaisers, das *Eigenthum* Franz I. war, und Metternichs Schmerz, als Freund, ist eben so gross, wenn den Kaiser ein Stiefel drückt, als wenn der-

selbe einige hundert Menschen durch die Cholera verliert. — Diese Freundschaft zwischen zweien *Menschen*, als *solchen*, ist rührend und selten, — zwischen zweien *Volksleitern*, in Bezug auf das Obengesagte, ist sie entsetzlich! — Betrachten wir nun Österreich, Metternich, Napoleon, den deutschen Bund und die Juli-Revolution, so lernen wir Europa's Zustand in seiner Nacktheit kennen.

Nicht Hunderte von Jahren der früheren Geschichte bieten so viele Thaten politischer und diplomatischer Gesunkenheit, als der kurze Zeitraum von 1796 bis 1816. — Waffenstillstände, geheime Abschlüsse, Neutralitätstraktate, Friedensschlüsse, Traktatbrüche, Friedensbrüche, Waffenstillstandsbrüche, Wortbrüche, Meineide, Lügen, Huldigungen, Gebote, Verbote, Intriguen, Falschheiten, Hinterlist, Untergrabungen, Ehrenschändungen, geheime Fürsterverschwörungen, diplomatische Diebstähle, Betrugereien, sklavische Kriecherei, blutsaugender Übermuth, Schlechtheit und oberherrliche Gemeinheit, Volksbenützung, Bettelei der Kabinette, Spionerie und Verrath, — *das* sind die Anlegepunkte zu dem Gemälde der berühmten zwanzig Jahre. — Mögen sie nun aus der französischen Blutreform selbst, oder aus ihrem gekrönten Contra-Reformer Napoleon, oder aus dem Charakter der deutschen Regenten und Ministerien hervorgegangen seyn, so viel ist gewiss: Es ist keiner ganz schuldfrei zu erkennen. — Noch gewisser aber ist der Umstand: dass das einzige Verbrechen, welches sämtliche europäische Staaten dem grössten Helden der Erde vorzuwerfen wussten, in den zwei Worten bestand: *Ungezähmte Eroberungssucht*. Wo aber in aller Welt, frage ich, hat jemals ein früheres Staatsprinzip die Eroberungssucht als ein *Verbrechen* dargestellt? Und dennoch nannten es England und die deutschen Fürsten so. — Also war Polens Theilung eine *Tugend*! Napoleon hatte freilich diesem Verbrechen bloss die geringe Entschuldigung entgegen zu halten: „Ihr, die ihr meine Eroberungssucht für verbrecherisch erklärt, Ihr, die ich, obschon ich Euren Thron in meinen Händen hatte, darauf erhielt und befestigen wollte, Ihr, die Ihr ein Nichts wart, und die ich zu

einem Etwas gemacht, — Ihr seyd frei von Fehl und Schuld, Ihr seid rein an Herz und Gewissen, denn: Ihr habt mir blos Hunderte von Eiden gebrochen, und mein Blut getrunken, indem Ihr vor mir krocht und winseltet.⁴⁴ — Man setze ein Jury zusammen aus einem Dutzend nach Amerika ausgewanderter Deutschen, und lasse sie entscheiden, wer der Verbrecher war. — Ich frage ferner: wenn Österreich, Preussen oder Russland Soldaten von französischem Muth und einen Fürsten von Napoleons Geist gehabt hätten, würden sie dann weniger zu erobern gesucht haben? Rudolph von Habsburg brachte nach Österreich eine Hand voll eigenes Besitzthum von 179 [] Meilen (1282); würde es nun dem Fürsten Metternich gefallen, wenn Rudolph aus der Gruft käme, und den österreichischen Kaiser einen Verbrecher nannte, oder ihn nach Elba schickte, weil in Österreich jetzt böhmisch, ungarisch, italienisch und polnisch gesprochen wird? — Wer konnte es Napoleon nach dieser Lehrschule verargen, wenn er versuchte, in Frankreich deutsch und russisch reden zu lassen? Glauben Sie nicht, Milady, dass ich Bonaparte das Wort reden will. Seine Schwächen, seine höchst verwerfliche Despotie, seine blutige Anmassung mussten ihn endlich stürzen und bestrafen, und wenn gleich ein so grosser Mensch nur grosse Schwächen und Fehler haben konnte, so konnte doch der gerechte Beurtheiler, sey er, wer er wolle, niemals einen solchen in ihm vereinten Grad von Herrschsucht und Willkür verzeihlich finden. Ich spreche Napoleon das Verdammungsurtheil frei und ohne Scheu. Er verdiente, furchtbar zu fallen, wie er furchtbar gestiegen. — Aber das *Triumpfgeschrei* derer, die über ihn herfielen, und ihn mit Füssen traten, als der grosse Monarch sich bereits selbst gestürzt hatte, — das finde ich erbärmlich über allen Ausdruck, schlecht über alles Beispiel. Die „*feierliche Deklaration*“ des Wiener Kongresses, nach des Helden Rückkehr von Elba, steht mir commentirend zur Seite. *Man erklärte dem Rumpf des gefallenen Löwen, dem Kopf, Klauen und Schweif fehlten, für vogelfrei.* Maria Loujse war das Siegelack und Hudson Lowe das Petschaft. Dies Siegel löscht

kein Erdbeben und keine Sündfluth aus, das wels ich. — Der europäische Zauberer war Fürst Metternich. Seinen Zirkel mit der einen Spitze fest in den Boden des Wiener Cabinets stossend, begann er mit der andern 1806 seinen unsichtbaren Kreis zu ziehen, und der Schluss des Zirkels entsprach dem Anfange. Rund um die europäische Diplomatie lief der kaum geahnete Kreis, — und der Löwe fiel, als man ihm die Riesenschlange zur Frau gab. — — Aus Freundschaft für den österreichischen Kaiser wurde dessen Tochter zum diplomatischen Opfer gebracht; ihr Kauf schloss den grossen Handel in Metternichs Waarenlager. Sie musste Napoleons Trattenbuch in Paris heimlich nachsehen, und das Erforschte nach Wien berichten, — wer wagt es noch, an Metternichs Grösse zu zweifeln? Ich komme darauf zurück. —

Der siegenden Franzosen übermüthiges, herrisches und oft schlechtes Betragen in vielen von ihnen besetzten deutschen und anderen Landstrichen, ihre häufig dargegebene Verachtung jeder Religion und guten Sitte und ihre unerträgliche Arroganz in geistiger Beziehung, hatten seit längerer Zeit viele ihrer Anhänger in Zweifel versetzt, oder abwendig gemacht, und ganz besonders die katholische Geistlichkeit, die bisher in Deutschland, Spanien und Italien so ruhig im Dunkeln geliebt, und der das französische Licht den Untergang drohte, in eine Wuth gebracht, die sie kein Mittel scheuen liess, der gefürchteten Zukunft vorzubeugen. — Nachdem es mit dem, Einigemal versuchten, Mordmorde, (eines der alltäglichsten Ausgleichsmittel des Statthalter Gottes zu Rom) nicht recht gehen wollte, und der Pabst selbst in einem geheimen Concilio zu Rom den anwesenden Priestern feierlichst erklärt hatte: man müsse vom Mordmorde abstehen, denn dieser in die Christenwelt eingeschlichene Napoleon sey kein anderer, als Luzifer $\frac{1}{2} \frac{1}{2} \frac{1}{2}$ selbst, so wurde endlich den heimlichen, dringenden Bitten Spaniens, Österreichs und Englands (welches diesmal in seinem protestantischen Parlamente ganz vergass, dass der Pabst katholisch sey), nachgegeben, und die Engelsburg zu Rom verwandelte sich in ein profanes,

diplomatisches Kriegs-Kabinet, von wo aus mit Überschnur aller einzelnen Opfer und unter unausgesetzter Leitung der englischen, deutschen und russischen Ministerien das Grab des französischen Kaisers still und langsam abgestochen wurde. — Noch fehlte freilich für viele Bigotte und dem päpstlichen Obskurantismus Untergebene ein eigentlich *sichtbarer* Schlag gegen den Verfechter des heiligen Geistes; noch hatte ja Bonaparte nichts den Petristuhl Erschütterndes gethan, und ein direkt-entflammendes Mittel für die verdampften Mutter-Gottes-Pfaffen-Gemüther hatte der Stuhl zu Rom nicht; es musste ein Ereigniß herbeigeführt werden, welches die Anhänger der alleinseigmachenden Kirche in fanatische Raserei stürzte. Der Tag dieses Ereignisses kam. Es war der 10te Juni 1809. — Rom wurde zur kaiserlichen freien Stadt erklärt, den Geistlichen aller und jeder Einfluss entrissen — und der Papst, ja, der *Papst* und Metternich triumphirten! Das ungeheure diplomatische Kunststück war gelungen; und Millionen, von geistlichen Spionen überzogene, Mucken fielen in's Gewebe des römisch-österreichischen Kabinetts. — Schneller als der Blitz eilten nunmehr Mönche, Spione und Broschüren nach allen Ecken und Enden der katholischen Gebiete ab; der bisherige Druck einzelner französischer Sieger wurde in's Gedächtniß gedannert, die leicht zu erzeugende Wunde des Ehrgeizes geöffnet, und anstatt des gehofften Balsams das langsam und lang wirkende Gift des beleidigten Christenthums hineingetränkt. — So wenig fast alle Geschichtschreiber diesen Umstand berührten, so ist es doch ausgemacht; die, von Österreich und Preussen *lange vorher gewusste*, und durch ihre Ministerien, besonders aber durch Metternich auf eine beispiellos geschickte Weise heimlich, Napoleons sichereren Sturzes wegen, *beförderte* Vernichtung der päpstlichen Gewalt war die erste und wichtigste Schaufel voll Erde, die man aus dem abgesteckten Grabe des französischen Kaisers schöpfte. — Eine eigene Maschine wurde gebildet, um die öffentliche Meinung zu verarbeiten; ihr gehobener oder öffentlicher Hebel war Metternich, und nie, von 1809 bis heute, standen deren Räder stille. Friedens-

schlusse, Waffenstillstände, Zusagen, Kriechereien, Schmeicheleien, geheime Traktate, Alles, Alles war Schein von Seiten dieser Maschine gegen Frankreich; man willigte sechs Jahre lang in Alles, um zum vorgesteckten Ziele zu gelangen; man hatte Deutschland verkauft und Hunderttausende seiner Bürger dem Schaffotte überliefert, wenn Napoleon es verlangt hätte, *nur*, um *ihn*, nicht, weil er Deutschland, nein, ihr Deutschen! *blos*, weil Er die Fürsten genirte, zu stürzen. *Daher* die listige Verheirathung Maria Louisens, *daher* die preussische Angst- und Noth-Zusage einer Konstitution, die später von ihm verweigert wurde, — *daher* die *Freundschaft* Alexanders gegen Napoleon. —

Hatte dies alles nun noch *blos* und einzig dem Eroberer und seinem Drucke gegolten, so würde keine Feder es wagen dürfen, deshalb einen Schimpf gegen irgend einen Feind Napoleons auszusprechen. Ich liebe es selbst nicht, wenn mir Jemand mein Eigenthum, sey dies ererbt oder erliegt, wegnimmt. Kein Mensch konnte Österreich, Preussen oder sonst einem Staate es verargen, sich gegen die ungezahlte Eroberungswuth Bonapartes zu wahren, ihm das Ersiegte wieder zu entreissen, und ihn als Despoten unschädlich zu machen. Aber nein! es war nicht sein *Druck*, den man befürchtete, es war sein *Licht*, seine *Verbesserungsgabe*, die er in Bezug auf das öffentliche Wohl entwickelte. Knirschte nicht der verjagte, elende Frankfurter Senat, als der neue Herr den Juden, die der Frankfurter für gar keine Menschen hält, obsehn er nur beim Juden gehorcht kriegt, das Bürgerrecht ertheilte? Knirschten nicht der Palest und Österreich, als sie sahen, dass Napoleon nach *Luthers* Kirche für seligmachend ausah? Zitterten nicht die stolzen, verrückten und jämmerlichen Lords im Parlamente, weil sie befürchteten, bei der Landung Napoleons *Irland* emanzipirt zu sehen? Behte nicht Preussen bei dem Gedanken, ein *Jury* einsetzen zu müssen? Fiel der Fürst von Thurn und Taxis nicht in Ohnmacht, bei der Voraussagung, dass andere, rechtliche Bürger, die Frau und Kinder ernähren wollten, mit ihm durch Privat-Post-

Anstalten concurriren würden? Ergrimmte nicht der russische Senat bei der Ahnung, das russische Volk durch Gesetze, anstatt durch Kornschnapps, Zwiebel und Peitschen regieren zu müssen? Ganz Europa lag im Beginne des 19ten Jahrhunderts im tiefsten politischen Obskurantismus, England mit seinen erbärmlichen protestantischen Spleen Religionsübertreibungen nicht ausgenommen. Verschwor sich also Napoleon gegen den Obskurantismus, so verschwor er sich gegen Europa. Er that's, und die Übermacht der weltlichen und geistlichen Finsterniss stürzte ihn. — War Er gleich unbarmherzig und übermüthig, — sein *Licht* deckt ohne Zweifel seine Mängel zu. Die obskuranten Schläfer mussten gerüttelt werden, denn, vom *Zufustern erwachten sie ja nicht*. Hätte er Joseph II. unterdrückt und dann gerüttelt, der hätte ihn *gehurst und angehetet*. Das thun auch jetzt die *Völker*, nicht aber die heutigen *Regenten*; diese sind altadelig von Gottes Gnaden, und lassen's beim Verfluchen bewenden. Aber die Völker sind gerecht; *ihr* Nachhall ist Geschichte. — Napoleons Genus war mit ihm. Österreich wurde noch einmal niedergebhalten, und Metternich fand's für gut, wieder ein ewiges Friedechen auf ein paar Monate zu schliessen. Kam es ja doch vor der Hand nur darauf an, Österreichs Oberherrschaft und die Klerus-Peitsche nicht zu verlieren. Also wurde dies Friedechen neun Wochen nach der Schlacht bei Wagram zu Wien geschlossen. Metternich trat Gebiete ab, vergass momentan, was nicht zu ändern war, fiel dem Grafen von Champagny gerührt um den Hals, schickte heimlich in derselben Stunde dem Andreas Hofer Geld und gute Worte, um den Insurrektionskrieg fortzusetzen, und — liess Napoleon vor dem Zubettegehen ein Bildniß der Maria Louise zustellen, mit dem Bemerken, dass der Pabst gegen die Scheidung von Josephinen nichts einzuwenden haben würde. — Was war auch dabei für Österreich zu riskiren? Eine sichere Person, die freie Einsicht in die geheimen Papiere der Tuilleries hatte, und durch hohes Interesse an den Vortheil Österreichs gebunden sey, wollte man und musste man haben. Könnte diese eine bessere seyn, als eine österreichisch-französische Kaiserin?

Dabei kam die Bemerkung zu Statten, dass Josephine vor ihrer zweiten Ehe mit Napoleon sich fruchtbar zeigte und gehar, aber mit ihm keine Kinder erzielte. Der kaiserlich-königliche Hof-Leibarzt zu Wien mochte also wohl dem ängstlichen Staatskanzler, der nichts weniger wünschte, als einen Thronerben aus dieser Ehe, die Besorgniß genommen, und ihn versichert haben, die Schuld der kinderlosen Ehe bei Bonaparte und Josephinen läge am Manne. Genug, man vermuthete entweder keinen Ehe-Sprossen, oder hatte schon im Voraus das Loos desselben, wenn er dennoch in die Welt rücken sollte, bestimmt. Vor der Hand galt es die sichere geheime Korrespondenz der neuen Kaiserin mit dem Wiener Hofe und ihre Beihilfe zu des Gatten Sturz. Der Erzbischof zu Wien gab ihr im Voraus jede nöthige Absolution, und so reiste sie denn, nach der Werbung des Fürsten von Neuchâtel und der Vermählungs-Ceremonie zu Wien, ab, und reichte — omnia genug, am ersten April 1810 — Napoleon ihre Hand zu St. Cloud, fest entschlossen, ihn unter Metternichs Leitung in den April zu schicken, und schon vor der ersten Ehes-Nacht wissend, dass sie niemals Paris gegen die Armee ihres Vaters verteidigen würde, sollte diese wirklich so glücklich seyn, vor den Thoren der französischen Hauptstadt zu erscheinen. — Freilich muss man dies Meisterstück zugleich als ein Werk der Verzweiflung, in die sich Oesterreich bei seiner listigen und unaufrichtigen Politik selbst gestürzt, betrachten. Sein Finanzzustand war damals noch immer in der allerfurchterlichsten Unordnung; sein ganzes, sonst so pflüßiges Anleihe-System halb vernichtet und völlig kredittlos; 1240 Gulden Papier betrug im Dezember dieses Heiraths- und Freudenjahres nach dem Hamburger Cours 100 Gulden Geld, das Land blutete entsetzlich unter Metternichs Gespenster-Politik, und so konnte es nicht bleiben. — Von den Plänen und Anordnungen Frankreichs, insoferne Maria Louise sie erfuhr, nunmehr in regelnässiger Folge unterrichtet, schien es der österreichischen und preussischen Politik passend, den Gefürchteten so lange als möglich in nutzlosen Anstrengungen gegen England zu erhalten, um

Frankreichs Blick während ihrer geheimen Arbeit von sich abzulenken, und während das englische Ministerium, im Courier, die berühmte Zeile vom 21sten Januar 1811: „Es ist nur eine Seemacht in der Welt, und das ist die englische,“ mit der alten, lächerlichen Arroganz hinstellte, erhielt es fortwährend geheime Mittheilungen vom Wiener Kabinette, und erfuhr durch den Zwischenträger Maria Louises jedesmal die Anschläge Frankreichs gegen England ziemlich lange voraus. Aber das war nicht genug; die Fäden mussten noch feiner und sicherer ausgedehnt werden. Man suchte, um Napoleon von dem Gedanken an *Rüstungen* Österreichs abzulenken, ihm mitleidige Theilnahme abzugewinnen, und ein Wiener Circular vom 21sten Februar erzählte der Welt, dass die Summe der ausgegebenen Banknoten *eintausend sechzig Millionen, 793,753* Gulden betrage. Kaum war diese Dosis Mitleid dem französischen Kaiser beigebracht, so wurde dem Werke die Krone aufgesetzt, und Russland wurde insgeheim aufgegangen, seinen Anschluß an's Continental-System aufzugeben, und sich zugleich zum Kriege gegen Frankreich zu rüsten, wozu man ihm, *Russland*, alle möglichen geheimen Subsidien und Hülfeleistungen zusagte, während in der nämlichen Zeit *Österreich* einen Bund mit *Frankreich* gegen *Russland* vorbereitete, um den, der Schlänge nahen Löwen völlig sicher zu machen. Die Geburt des jungen Königs von Rom genirte jetzt nicht weiter; Maria Louise war Diplomatin und nicht Mutter. — Zum Glücke für die katholische Geistlichkeit erschien nun auch noch der merkwürdige *Komet* am Horizonte (August 1811), und diese, zur Einwirkung auf die Leichtgläubigkeit des Volkes von ihr benutzte Erscheinung trug nicht wenig dazu bei, die späterhin ausbrechende Wuth der armen getauschten Deutschen einzuleiten. Preussen musste zu guterletzt auch noch einmal eine Allianz mit Frankreich schließen; hierauf kam die österreichisch-französische zu Stande, und das heimliche Todtengericht nahm seinen Anfang. — Da man den Helden weder durch Truppen *ersticht*, noch in den fälschen Thronen der Geistlichkeit *ertränkt*, noch durch geheime

Traktat-Schlingen *erwürgt* hatte, so kam das letzte Mittel an die Reihe. Er sollte in Russland *erfrieren*. — Und das gelang, zwar nicht mit ihm selbst, aber mit seinem Glücke. Des grossen Kaisers *Fortuna* zog aus Frankreich mit ihm nach Russlands Steppen; aber zu *leichtgläubig gekleidet*! Die 16jährige junge Dame *erfror*, — und vergebens suchte man die Erstarrte durch Moskau's Flammen wieder in's Leben zu rufen! Das Feuer war zu stark, und sie *verbrannte* noch obendrein! — Alexanders Abfall vom Continental-System, die gegenseitige Kriegserklärung, der, Österreich, England und Preussen entzückende Zug der Franzosen in das Eis des Nordens zu ihrem Untergange, der Brand von Moskau, der Rückzug, die Flucht, das Berzengrath, alles dies folgte wie Blizesschläge auf einander; deutsches und russisches Kaufgeld war schon vorher nach Paris abgegangen, um einen Aufbruch zu bewirken. Er erfolgte. Napoleon kam von der Nordreise in der Hauptstadt an, und wurde zweideutig — zum erstenmal — empfangen. — Maria Louises Nachrichten folgten denen aus Russland, — Metternich war überselig; die Intriguen-Schlacht war gewonnen, die österreichischen Steuern ohne Budget, die Jesuiten und Gebethbücher, die Zensur und Geldmacherei gerettet; — der König von Preussen erhielt die Einladungskarte nach Breslau; Österreich stellte seine, seit lange geheim arrangirten Truppen (angeblich zur Friedensvermittlung!) auf, Friedrich Wilhelm, noch im festen Frieden mit Frankreich, bildete öffentlich Freiwillige und Jäger, und wie mit einem Donnerschlage erschien — ohne alle vorhergegangene neue Feindseligkeit oder Erklärung — die Nachricht von der *russisch-preussischen Allianz*. Dieser stürzte über Hals und Kopf die preussische Kriegserklärung nach; mit Sachsen wurde geheim wegen dessen schmäblichem Abfalle verhandelt, und der Befehl an die russisch-preussischen Truppen (1. April 1813) gegeben, in etwaigen Gefechten nicht auf die sächsischen Truppen zu schiessen (Sachsen wurde später mit dem Verluste seines halben Staates fürstlich belohnt), und endlich riss Österreich die Maske ab; der Löwe lag halb darnieder, —

und es erklärte Frankreich den Krieg. Die Verrätherei ging nun mit Riesenschritten ungehindert ihren Gang. Die Deutschen wurden mit ohnweise eingegebenen Erinnerungen an ihren „alten Ruhm“ betrunken gemacht; alles, was sie nur wollten, wurde ihnen *versprochen*, die Schlacht bei Leipzig endete die „Verrätherei und List“ — — und der Vorhang fiel. — Die diplomatische Selbst-Recension des Trauerspiels hiess „*Elba*.“ — Der Wiener Congress war eingeleitet. — Die Verbündeten liefen, viel schneller, als sie bisher immer retirirt waren, nach der Leipziger Mord- und Verrätherschlacht gegen Paris. Sie fanden keinen Feind unterwegs, und der plüffige Blücher, den die plüffigen, feigen Preussen gross nannten, hatte jetzt gute Gelegenheit sein „Vorwärts!“ zu schreiben. Man meldete der Maria Louise, dass nunmehr auch *ihre* Comödie zu Ende sei, und dass sie den Schauplatz zu verlassen habe. Umsonst waren alle geheimen, letzten Anstrengungen der edlen, unsterblichen Josephine, Paris zum Widerstande zu bewegen. Maria Louise lief am 28sten März verabredetermassen davon, und übte den letzten schändlichen Verrath, indem sie dem König Joseph den Plan vereitelte, und ihn zum Falle zwang. Drei Tage darauf erhielt die gewandte Schulerin Metternichs ein Belobungsschreiben, und an demselben Tage rückten die Verbündeten ein. — Talleyrand nahm die Scenenwechselung vor, und Frankreichs Kaiser dankte ab. Das war aber seiner treuen Frau, Maria Louise, nicht genug; sie musste dem unglücklichsten Helden der Erde noch mehr Beweise ihrer Zärtlichkeit geben. Darum drang sie darauf, ihn im Unglücke *verlassen* zu dürfen, und mit dem Kinde, das er über alles liebte, von ihm getrennt zu werden. — — —

Sein Weib nahm ihm sein Kind, und verliess ihn im Elende! Nichtet, Völker, über sie! —

Dass die gottgleiche Kaiserin Josephine das nicht überleben würde, war vorauszusehen. — Sie ging dem Helden, den sie trotz seiner Schwächen nie verkannte, am 21sten May voraus in die Unsterblichkeit, und bettete für ihn das Lager des ewigen Ruhmes. — Die Inschrift auf ihrem Grabstein hiess: „*Congress zu Wien.*“ —

Eine der ersten weltbeglückenden Folgen der Entmündigung Napoleons war die *Wiederherstellung der Inquisition in Spanien*, am 21sten Juli 1814. — Die neue grosse Comödie in Wien begann, Deutschland, als erst-betheiligter Zuschauer lag lechzend, erschöpft und durstig nach einer endlichen Freiheit vor dem Sausenrkasten Metternichs, und erbat und hoffte, um Gotten- und seiner, in der That schwer mit Blut bewiesenen, Treue Willen, eine Erleichterung der Steuern, eine Gedankenfreiheit und ein gerechtes, öffentliches Gericht unter dem Schutze einer Verfassung. Es verlangte kein Gold und keine Diamanten, kein Paradies und keine Strassburger Pasteten, — nichts verlangte es für sein vergossenes treues Blut, als redliche, feste Verfassung und Pressfreiheit; war das zu viel gefordert? — Bei Gott, nein! — Aber es stand anders geschrieben im Schicksalsbuche der hohen, angebeteten, mit deutscher Hundekriecherei verehrten Mächthaber. — An's Volk und die Völker wurde vor der Hand gar nicht einmal gedacht; die Fürstenkehle mit fetten Brocken auszufüllen, war das erste Geschäft. Die polnische Theilung war ein prachtvolles Originalwerk, von dem man gern eine Kopie gehabt hätte; darum schlug man am 1sten Januar 1815 die „*Theilung Sachsens*“ vor, das jedoch Preussen in seiner Grossmuthigkeit zu gerne allein und ganz verschlucken hätte. Man ergriff das schöne Stück Beute von allen Seiten mit den Zähnen, und zerriß es, aus Hass gegen den grossen, gefallenen Freund des edlen Sachsenkönigs, bald hier bald dort hin. Schon damals gleich hätte das abgehetzte Deutschland aus solchem, über allen Ausdruck schamfliehen, Verfahren gegen ein deutsches Land für sich abstrahiren können, ob es eine wirkliche Belohnung seiner blutigen Anstrengungen erwarten dürfe oder nicht. — Kaum aber hatte man die Jungfer Saxonia so derz kein Zopfe gefasst, um ihr den Gnadenschoss zu geben, als der grosse europäische Fürstenheuger sein neues, ihm aufgedrungenes Reich Elba verliess, und wie der Blitz seine Zuchttrithe noch einmal auf den alten Lärmplatz der europäischen Despotie trug. — Da stürzten den Fürsten, die so lustig und laut angefangen

hatten, mit dem Glauben der Völkerseele zu spielen, von Neuem das feige Herz, und sie beeilten sich, das Spiel über Hals und Kopf zu enden, mochte von ihnen gewinnen, wer wollte, nur um dann vereint zusammentreten zu können, und, weil keiner von ihnen unterdessen etwas geleistet, was vor der Nachwelt im Examen bestehen konnte, den alten, berühmten Lehrer sich auf immer vom Halse zu schaffen. — Dass nun der einzelne Löwe verlieren muss, wenn *alle* Hunde über ihn herfallen, das ist gewiss. —

Also, das Spiel wurde in aller Hast beendet, und das Glück und versprochene Wohl Deutschlands, vielleicht aus Eile, *vergessen*. —

Die nächste, weit über alle Unsterblichkeit hinaus denkwürdige Handlung des Congresses, nach des französischen Kaisers Wiederankunft in seinem Kaiserreiche, war die, in der Geschichte der civilisirten und wilden Welt *einzigste*, „*feierliche Deklaration*“ vom 13ten März. —

Den Mann, der seit neunzehn Jahren der Gott der Fürsten und der Völker gewesen, — *den* Mann, dem der Kaiser Österreichs seine Tochter mit Gewalt an den Hals geworfen, — *den* Mann, in dessen Antichambre die europäischen Regenten wie vor das Zuchtpolizeigericht geladene Bettler gestanden, und um seine Gnade gefleht, — *den* Mann, der mit Frankreichs Ruhm den von Macedoniens Alexander und von Cäsar hoch überdeckt hatte — *den* Mann, auf dessen eroberter, neuer Weltkugel die von ihm neugeschaffenen Fürsten und Könige und Herzoge wie Infusiumstierchen umher zappelten, — *den* Mann, der bei aller Despotie doch noch kein halber Österreicher und kein Achsel Russe war, und der mehr in einem Jahre für das Heil der Menschheit gethan, als alle europäischen Regenten zusammen seit dem dreissigjährigen Kriege, — *den* Mann, Milady, erklärte am 13ten März 1815 das, sich Congress nennende, zusammengeraffte Heer von Fürsten und Diplomaten zu Wien „*als vogelfrei und aller Menschenrechte verlustig*.“

Dass *dies* dem grossen Helden unerwartet kam, dass dies ihn tief erschüttern musste, lässt sich denken. —

Napoleon war ausser sich, als ihm diese Deklaration später übergeben wurde. Er knirschte, entfärbte sich, flüsterte dumpf vor sich nieder: „Mein Schwiegervater!“ — und ihm, der bei vierzig blutigen Schlachten kalt geblieben, flossen hier Thränen von den Wangen. — Er glaubte es übrigens gar nicht, er hielt Europa, das er als Eroberer zwar oft *hart*, doch niemals *schändlich* behandelt hatte, einer solchen *Schändlichkeit* für gar nicht fähig. Daher die zärtlichen, erschütternden Briefe, die er gleich darauf an Maria Louise nach Wien schrieb. Er sah in ihr noch immer das, durch die Bande der Liebe, der Religion und des mit ihr gezeugten Sohnes ihm fest angehörende Weib; er schrieb ihr, wie nur je ein kranker um Pflege bittender Bruder der Schwester schreiben konnte, — aber, ach! Milady, wie täuschte sich der grosse Mensch noch immer!

Kaum war die Nachricht in Wien angelangt, dass Bonaparte wieder in Frankreich sey, als Maria Louise — hört es, Völker! — von freien Stücken sich wieder zum Spion gegen ihren *Gatten* bei dem Congress anbot, — Alle Briefe, die sie von ihm erhielt, übergab sie Metternich, einige davon schickte sie ihm, ohne sie einmal zu erblicken, und als der gefallene, den Kampf der Verzweiflung beginnende Löwe sich nach seinem Löwenjungen sehnte, als er, wenn auch nicht mehr auf ihr *eheliches*, doch auf ihr *mütterliches* Gefühl vertrauend, Anstalten machte, sich wenigstens seinen *Sohn* aus Schönbrunn zu verschaffen, da *verrieth* Maria Louise ihn, den Gatten, abermals, und zeigte die intentirte Entführung des kaiserlichen Kindes dem Congress selbst an, am 1sten März 1815! — — —

Seit dem Beginne der Sitzungen waren sämtliche interessanten und interessirten Minister wie Hund und Katze hintereinander gewesen. Man hatte sich jedoch recht bebaglich auf die Wiener Sopha's hingestreckt, am Vornachlage geschweigt, am Nachmittag deliberirt, Theilungen vorgeschlagen oder Entschädigungen begehrt, und am Abende Ralle gegeben und getanzt. Aber nun war auf einmal die Tanzmusik aus. „Napoleon ist in Paris!“ Dieser Schreckensruf machte die Wiener Bräutinnen zu Gypsfiguren; —

man jagte geschwind alle Musiker zum Teufel, um nicht noch einmal zum Laude hinausgegritt zu werden, und beschloss, so geschwind als möglich mit der vorgeladenen deutschen Föderation zu Stande zu kommen. — Unter allen anwesenden Bildern das Dunkelste war Fürst Metternich, das tausendste der jesuitische Fürst Hardenberg und das schlechteste unser ewig-brandmärkungswerther Castlereagh. — Alle Handwerkszeuge kamen von nun an in Bewegung, Castlereagh *sägte*, Metternich *bohrte*, Hardenberg *hohelte*, Talleyrand *schmedete*, Nesselrode *fuhr*, Gouvez-Labrador *schnittelte*, Cardinal Consalvi *feilte*, Wenzingerode *angelte*, Gagern *leimte*, Wrede *schusterte* und die übrigen machten theils verschiedene Handlanger, theils errichteten sie augenblickliche eigene Zünfte, in denen am Vormittage *genäht* und am Nachmittage das Genähte wieder *aufgetrennt* wurde. —

Alle aber kamen darin überein „es müsse, bevor Napoleon sich wieder aufgeschwungen, zu einem endlichen Ende kommen, man könne ja dann doch später alles, was man gemacht und besiegelt, wieder zerrissen, und die laßzirkten Punkte auslegen, wie man es dem Interesse der Selbstherrschaft angemessen finde.“ —

Seitdem sie Alle so zusammenstacken und Wiener Papiergeld verzehrten, hatten sie furchtbare Courage gekriegt; selbst unsere Abgesandte, M^lady, die Fürstin von Fürstenberg, hatte einen dicken Unterrock angezogen und einen hölzernen Säbel d'rüber geschmalt; von ihr war Entsetzliches zu erwarten! Sie war die Allererste, welche in einer geheimen Audienz dem österreichischen Kaiser zu Füssen fiel, und ihn flehentlich bat, das alte unerhörte Glück Deutschlands wieder herzustellen, und — noch einmal deutscher Kaiser zu werden. Kaiser Franz aber hatte schon beim Frühstück mit Metternich darüber gesprochen, und von diesem die strenge Weisung erhalten, die deutsche Krone nicht anzunehmen. Er geborchte, wie immer, kindlich, und rüßte die Fürstin Fürstenberg mit den schäbsten Tröstungen. —

Die Fürstenberg schien aber doch keinen schlechten

Gedanken angegeben zu haben, denn von vielen anderen Seiten gab man ihr Beifall, und stimmte, als das Orchester zur letzten Ouvertüre eröffnet wurde, laut für ein *Solo* durch Kaiser Franz. Aber die übrigen Orchestermmitglieder stimmten sich mit allen Instrumenten dagegen, und so entstand der zweite Vorschlag zu einem *Duo*, zwischen Österreich und Preussen, bei dem Ersteres aus Süden und Letzteres aus Norden blasen sollte. Aber, *da* gab's erst Spektakel vor dem Souffleurkasten! Viele schmissen die Geigen hin, und wollten fortlaufen. Der Instrumententräger Metternich aber hielt sie zurück, und versprach ihnen, ganz neue *Noten* schreiben zu lassen. Die Armseligen liessen sich überreden, und erfuhren bald mit neuem Schrecken, dass der neueste Vorschlag ein *Quintett* betraf, zwischen Österreich, Preussen, Hannover, Württemberg und Baiern. Da trennten sich, in einem Momente gerechten Verdrußes alle übrigen Mitglieder von diesen fünf, und beschloßen, eine ganz eigene Kapelle unter dem Namen *Fürstenbund*, mit *Ausschluss* jener fünf grösseren Mächte, zu begründen. Vortrefflich in vieler Hinsicht war in der That der von diesen Abtrünnigen gleich darauf anonym erscheinende „*Plan zu einer Verfassung*“, worin die herrlichsten Punkte die waren: dass man dem deutschen Volke *Pressfreiheit* zusagte, und ferner ein *Fürstengericht* niedersetzte, bei dem auch der *ärmste Unterthan sich über den Druck seines Landesherren beschweren könne*. Späterhin fasste sogar *Hardenberg* diesen Entwurf auf, und gründete darauf seine, angeblich von ihm selbst erfundene, Verfassungs-Eingabe vom 16ten September.

Als Metternich und Wrede, denen jedes öffentliche Recht des Unterthanen ein Grauel war, diesen anonymen Plan zu Gesichte bekamen, hielten sie es für die höchste Zeit, einzuschreiten, und sich zu versöhnen. — Besonders der damalige Kronprinz, jetzige König von Baiern, dessen Rohheit, Hartnäckigkeit, Unbildung, Herrschsucht und unterjochende Despotie sich schon damals verneth (und dessen beschränkter Geist sich umsonst später in königlichen schmeicheleichen Versen zu verbergen suchte), drang darauf, dem In's-

Leben-Treten einer solchen liberalen Verfassung kräftigst entgegen zu arbeiten. Man glättete also die Stirnfalten aus, und beschloss endlich, ein Orchester herzustellen, in welchem *jeder Mitspielende zugleich dirigirender Kapellmeister* werden solle. Das war der sogenannte „*deutsche Bund*,“ und welche Leistungen von einem *solchen* Orchester zu erwarten standen, war schon damals vorauszusehen. Die Musik Deutschlands musste fürchterlich werden, denn *jeder* der achtunddreissig Dirigenten hatte nun das Recht, auf eigene Hand zu geigen! — Derjenige Punkt, welcher dem armen, gedrückten Unterthanen das Recht zugestand, sich bei einem Bundesgerichte zu beklagen, worin selbst Preussen, das damals noch einigen *Edelmuth* geseigt, gewilligt, wurde besonders von *Baiern* und *Württemberg* wuthend bestritten, und musste weggelassen werden. *Wrede* hatte sogar die Keckheit zu sagen: „*der haiserische Unterthan* brauche kein solches Gericht, denn er erhielt *immer Recht* von seinem *Könige*!“ — Hatte denn *Wrede* vergessen, dass der damalige *Kronprinz* auch einmal *König* werden sollte? —

Kurz, man versprach *Alles*, und hielt *Nichts*, und der *Bundestag*, wie er jetzt ist, kam zu Stande. Die späteren Verfassungen, die einige Regenten ihrem Volke, um es einzuschultern, gaben, stellten nichts weiter her, als eine ständische Hundehütte, in welcher der Landesherr die Repräsentanten seines Volkes an der leinenen Kette hält, und sie zum Teufel jagt, wenn sie es wagen, zu bellen. —

Der neue *Bund* bestand, zu Österreichs und des sachs-bayerns nicht geringer Freude, aus einem grossen Spinnwebwebe aller deutschen Staaten und Stützchen zusammen, zu dessen Centrum oder Spinnensitz man die „*freie*“ Stadt Frankfurt erwählte, und dessen Fäden gut genug gewebt waren, um alle zu laut summenden Mücken später zu fangen, und das mit ihnen zu thun, was alle Spinnen mit den Mücken thun. —

Nie war ein Netz geschickter gestrickt, als der deutsche *Bund*, — nie waren Fische dünner, als die deutschen von 1816. —

Deutschland glaubte mit vollen Zügen den Freudenbecher der Freiheit zu leeren. In diesen Becher warf gleich Anfangs *Württemberg*, von dem man es nicht erwartet hätte, eine Giftdosis. Graf Winzingerode fand den in der neuen Akte vorhandenen Ausdruck „*Regierungsrechte*“ zu liberal, und drang auf dessen Abänderung in: „*Souveränitäts-Rechte!!!*“ *Baiern* unterstützte ihn darin, wie das vorzuziehen war; und obschon sogar *Mettelnich* — hört! hört! — erklärte, das Wort „*Regierungs-Rechte*“ müsse bleiben, weil man „*alle Despotie der deutschen Landesherren selbst in den Worten bereichtigen müsse*,“ — was ihm in der That zur Ehre und zum Ruhme gereicht hätte, wenn es nicht eine *Finte* gewesen wäre, — so katzenjammerte *Württemberg* doch so lange, bis man ihm willfährte, und das beste Wort, welches in der Bundesakte war, wurde weggestrichen. —

Der Ausdruck „*Souveränitäts-Recht*“ wurde eingeschaltet; es war, um einen Vermordeten wieder aus dem Grabe erstehen zu machen, — aber *Deutschland* war mehr als bloß vermordet, und blieb blind, wie es war. —

Dies Wort, *Milady*, war es ja gerade, was, um selbst mit den Worten des *Congresses* zu reden, „so schwer auf Deutsch'land unter *Napoleon* gelastet“ — und gerade dieses Wort, obschon es, lächerlich genug, gar nicht einmal *deutsch*, sondern verhasst *französisch* war, wurde jetzt als ein *Hauptpunkt* in der, *Deutschland* beglücken sollenden, Bundesverfassung betrachtet! Brauchte *Deutschland* mehr Beweis: dass man es foppte, und es bloß von dem *französischen* neuen Zwang in den *deutschen* alten versetzte?! — Was hatte nun das Land gewonnen? Die Schlacht bei *Waterloo* riss dem ermatteten, von der ganzen Welt angefallenen Löwen die letzten Zähne aus, und man übergab Seine *Einheit-Souveränität* dem Giftmischer *Madison* *Lewis* auf *St. Helena*, und schenkte *Deutschland* eine *Achtunddreissigfache*! —

Die verblendeten Mächte rückten zum zweitenmale nach *Paris*, und während *Russland*, *Österreich* und *Preussen* den bekannten, rührenden „*heiligen Bund*“ dort schlossen, zogen sich abermals die Folgen der Wieder-Klatschbüchse

Napoleons, gleichsam, als ob Gott selbst zeigen und lehren wollte, dass mit dem Helden der *Segen*, ohne ihn aber der *Fluch* auf Europa laste. — Ich habe Ihnen schon bemerkt gemacht, Milady, wie der infame „heilige Vater“ Pabst zu Rom seinen, für die Menschheit so entsetzlichen Intriguen, gleich nach Napoleons Abgang nach Elba, wieder ungestörten Lauf liess, so dass Spanien, der damalige Pudelhund der Päbste, augenblicklich wieder eine *Inquisition* herstellte. Nunmehr, als der Kriegsgott zum zweitenmale den Continent verliess, um nach St. Helena zu wandern, erhob das päbstliche Scheussal, das seit seiner Rückkehr von Elba vor Angst und Schreck nicht gewusst, wohin, abermals das Schlangenhaupt, und noch war der väterliche „heilige Bund“ nicht geschlossen, als schon im südlichen Frankreich die grässlichste Verfolgung gegen die *Protestanten* losbrach. — Während der Kaiser Franz, der Pabst und Metternich sich küssten und umarmten, und der deutsche Bund bereits anlag, die Kette um Deutschlands Hals zu legen, sendete der Pabst abermals Missionäre nach Frankreich, und zu *Nimes* wurden im November *eintausendacht-hundert und fünfzehn* die Protestanten wie Schlachtvieh von den Katholiken hingemordet! —

Sie wissen, Milady, ich bin auch ein Katholik. — Ich freue mich ganz entsetzlich darüber, denn — $\frac{1}{4} \frac{1}{4} \frac{1}{4}$ im Namen des Vaters, des (österreichischen) Sohnes und des heiligen (russischen) Geistes — Amen! —

Der *Bundestag* stieg am Horizonte herauf. — Napoleon sass in St. Helena, Hudson Lowe bereitete seine Dosis für Bonapartes Tafel, und Deutschland lag auf allen Vieren, wedelte mit dem Schwänze, und verlangte zu trinken. — Da, Milady, — da ging dem butterweichen, schmalzerfließenden deutschen Kämpfer, der sich die Kelle entzwei gebrüllt hatte über Napoleons Joch, der erste Stern der himmlischen Congress-Verheissung auf. Denn, indem Deutschland, das im Kampfe bei Leipzig und Waterloo verblutete Deutschland, die Lorbeerkrone der Verfassung erwartete, kam statt deren?? Was, glauben Sie??

Eine königliche preussische Verordnung wegen geheimen, deutscher Untriebe, vom 6ten Januar einundacht-hundertsechzehn!

Doch, fahren wir im Zusammenhange fort. —

Das Resultat des Wiener Congresses umfasste, als grobgeschmiedetes Halseisen am Pranger der deutschen Volkswürde, den neuen Bundestag zu Frankfurt. Metternichs Bestreben ging dahin, Österreich für immer die Vorhand in diesem Bunde zu gewinnen, und dadurch sich selbst zum Bundesanführer aufzuschwingen. Darum musste der 5te Artikel der neuen Akte dem Kabinette Österreich den *Vorsitz*, d. h. den Hauptgriff am Hebel der neuen Maschine zusichern. — Dieser erste plüßige Streich Metternichs bedurfte von seiner Seite eben keiner grossen Anstrengung. Der kurze Zeitraum von zehn Jahren hatte die ehemalige steife Ehrfurcht der übrigen Fürsten vor dem, bis 1806 zusammengehaltenen deutschen Kaiserglänze nicht ganz verwischen können. Man glaubte Österreich diesen Versitz als eine Art von Entschädigung für das vermeintliche Opfer von 1806 zu schulden, und der erste geheime Antrag Metternichs deshalb fand solchen Anklang, dass es bei ihm eben nur des Einfalles bedurfte, um zu reussiren. — Weiter wollte er vor der Hand nichts, — das Übrige liess er den Bund wollen, dem er seine Meinungen und Grundsätze in alle Poren gehaucht hatte. —

Wer nur immer ein Bischen Denken gelernt hatte, der bedurfte eben keines besondern Scharfblickes, um die wahre Tendenz dieses Bundes in ihrer Verworfenheit zu erforschen.

Diese Tendenz war:

A. Offene.

1) Unerschütterliche Feststellung eines einzigen, grossen, aus allen diplomatischen Erklärlichkeiten zusammengeballten *Corpus*, ohne Seele noch Geist, eines einzigen, *rein-massiven Körpers*, eines politischen, vernunftlängewunden Materialismus. — zur Begründung eines übergewaltigen Schwergewichtes, welches zur Verhütung jedes lichterem

und freieren Auftauchens aus dem Moraste der Menschenunterdrückung, über dem Gesamthaupte der europäischen Völkerschaften sollte schwebend erhalten werden. 2) Vernichtung aller Neuerungs-Ideen, die nicht unmittelbar aus der freiwilligen Gesamtmeinung der Bundesfürsten entspringen. 3) Direkte und unerlaubte Gewalt-Anwendung jeder Art gegen den mündigen Verstand der deutschen Männerjugend. 4) Wiedereinführung der früheren geistlichen Gewalt, in ihrer ganzen Verruchtheit, über die Gemüther der Völker. 5) Vernichtung alles volksthümlichen Selbstdenkens, Beaufsichtigung der innersten Familienverhältnisse, Tödtung des freiwilligen Bürgergefühles, und unmittelbare Abhängigkeit des gebornen Menschen von der unbeschränkten Willkür der Herrscher. 6) Zum Deckmantel dieser, ohne Ausdruck schädlichen, Zwecke sollten einzelnen Staaten *scheinbare Verfassungen* gewährt werden, damit, wie Metternich in einer geheimen Versammlung äusserte, „*die Leute doch Etwas hatten, woran sie glauben konnten, sich halten zu dürfen.*“

B. Geheime.

1) Heimliche Verflechtung des *englischen Kabinetts* in die Interessen des deutschen Bundes, und dadurch zu bewirkende allmähige Vernichtung der englischen Verfassung. (Der Prinzregent machte selbst den ersten Vorschlag hierzu.) 2) Sperrung des aufblühenden nordamerikanischen Handels, und zu versuchende Vertilgung der übersensichen Republiken. 3) Gewaltthätige Feststellung des rein-despotischen Ultraroyalismus in ganz Europa. 4) *Scheinbare Duldung* der schweizerischen Neutralität und Republik, so lange die dortigen Volksvorstände sich durch die geheimen Instruktionen des deutschen Bundes leiten lassen. — 5) Allmähige Einführung der Zensur in *Frankreich* und den *Niederlanden*, und Oberleitung der Wiener Zensurbehörde über alle anderen Zensuraestalten in den deutschen Staaten. 6) Gegenseitige Verpflichtung zwischen Österreich und Preussen, zur Vernichtung jedes kleineren deutschen Staats,

welcher sich die Last beikommen liesse, aus der Vormundschaft des Bundes auszutreten. —

Sowohl in dem Hauptinstrumente des Wiener Kongresses als auch in der deutschen Bundesakte wurden einzig und allein, so sehr man auch den Schleier des Völker-Wolles darüber zu werfen sich bemühte, die Rechte der Herrscher, einzig und allein die Vortheile der Fürsten bestimmt; — von dem Menschen, als solchem, war keine Rede, und die Unterthanen kehrten unter ein härteres Joch zurück, als sie so eben erst abzuschütteln geglaubt hatten. Die paar unbedeutenden Worte, die man über „künftig festzusetzende Pressfreiheit“ und dgl. verlor, waren eine Art von Opium, das man zur Einschlafung unter die Bundesmedizin mischte. Fast kein einziger der verbündeten Fürsten dachte im Ernste an die Erfüllung des heilig gegebenen Versprechens, — und so wurde denn das Wappen der Bundeshäupter auf eine Akte gedruckt, deren diplomatischer Stempel aus *corsetlichem Meineide und Betrüge* bestand. Nie hatte die Welt Ärgeres erlebt. Nie hatte die Geschichte irgend eines Erdenvolkes, wenn wir sie bis in's graueste Dunkel der Vergangenheit verfolgen, eine stärkere moralische Vorkernordnung nachzuweisen. —

Während der feige Prinzregent und das englische Schurkengelichter Wellington, Keith und Consorten den unerhörtesten Verrath an dem grossten Manne des Jahrhunderts begangen, und mit Hilfe Metternichs, der schon, als Napoleon noch ruhig auf Elba war, ihn hatte wollen nach Helena abführen lassen, den längst geschmiedeten Plan des Bonapartismordes zur Ausführung brachten, wurden von Österreich aus die Kanäle zur Durchschneidung der deutschen Menschenwürde gegraben, und Schritt vor Schritt folgte dieser Arbeit die Einleitung zur Aneinanderschneidung sämtlicher europäischer Völker an die Kette eines einzigen Unterdrückungsprinzips. Das englische Volk z. B. weis es noch heute nicht, wie schändlich und verrätherisch sein Prinzregent und der verwurkene Wellington damals sich freiwillig zum heimlichen Bündnisse gegen die englische Freiheit am Wiener Hofe antrugen. Der letzte Brief, den

Napoleon an den Schurken *Keith* schrieb, würde auf ewig die ganze englische Nation schänden, wäre es nicht erwiesen, dass jenes Verfahren gegen den Kaiser ohne Wissen der englischen Nation bloß von dem Prinzregenten und Wellington, mit Wissen des Metternich und Consorten, ausging. — Die damalige Parole zwischen sämmtlichen europäischen Despoten hiess: „Gewalt, unter jeder Bedingung, unter jeder Form, ohne alle Rücksicht auf Menschen- oder Volksrecht, gegen Alles und Jeden, der nicht schweigend den Nacken unter das Prinzip der absolutesten Herrschaft der älteren Regentenlinien beugt.“ — Diese, als Glaubensartikel und innerste Trichfeder der neuen Verbündung angenommene, absolute Gewalt wurde gleich von vorn herein auf alle Staaten angewandt, deren Lage oder Volksverhältnisse es Österreich wünschenswerth machten, sich in ihre inneren Verhältnisse einmischen zu dürfen.

Von nun an begann die ungeschonte Entwicklung jenes geheimen, jesuitischen Interventionssystems, das, aus der Raffinerie des Metternich'schen Gehirnes entspringend, ihm die besten Gelegenheiten bot, in alle Welt hinauszuschreiben, dass Österreich sich um Nichts als um sich selbst bekümmere und dass es sich durchaus nie in die inneren Angelegenheiten fremder Staaten mische, — während es zu gleicher Zeit, sein öffentliches Wort brechend, sich in alle inneren Angelegenheiten aller europäischen Staaten mischte, und durch heimliches Anbieten aller nur möglichen, ihm zu Gebote stehenden rechten oder unrechten Mittel sich unausgesetzt bemühte, die über seine eigenen Unterthanen geworfene Kette der Geistesverfinsternung und physischen Ohnmacht wo möglich dem grössten Theile der übrigen europäischen Völker umzuwerfen. Diese Politik, trotz ihrer scheinenden Feinheit und Gemüthlichkeit so grob, dass es eben nur der Seele eines Metternichs bedurfte, um sie aufzustellen, wurde von Österreich unausgesetzt bis zum Jahre 1830 beobachtet^{*)}. — Sie war schon damals leicht zu errathen,

*) Und sie pausirte auch von da an nur bis 1834, wo es sich entschied, dass Louis-Philippe entschlossen war, sich ganz

als das berühmteste, durch seine Dummheit noch mehr, als durch seine Schlechtheit bekannte Blatt „der österreichische Beobachter“ durch Metternich sagte, der zweite Pariser Friede sey das Werk der „*erhabenen Staatskunst*,“ und nimmehr sey „*Europa's goldenes Zeitalter*“ gekommen, um nebst den Österreichern auch alle anderen Völker der Erde in's diesseitige Paradies zu versetzen!! — Man sah dies Paradies gleich darauf eröffnet, als im Jahre 1817 in den österreichischen Staaten fast eben so viele Selbstmorde unter den von Steuern erdrückten, ausgesaugten, durch Staatsbanquerott ihrer Habe beraubten Unterthanen vorfielen, als man Verhungerte auf allen Landstrassen fand. Diese blutigen oder Hunger-Leichen Österreichs bildeten die ersten Pinselstriche zu dem grossen, geheim-politischen Gemälde des Metternich'schen Systems von 1817 bis heute.

Gewiss ist es, dass der Kaiser selbst keine Ahnung davon hatte, wie entsetzlich man das unglückliche Land zwischen den Metternich'schen und den jüdischen Wucher klemmte. Stets in geheimen Unterhandlungen mit den ersten Banquiers der Monarchie, theilte sich Metternich mit ihnen in den goldenen Profit, und während dem so guten Kaiser das Herz brach über das unerhörte Elend seines Landes, schwelgte Metternich in dem Reste des Unterthanenmarks, zog mit Hilfe mitverschworner Geldagenten das baare Geld gegen schlechtes Papier an sich, kaufte sich Besitzungen, und legte in auswärtigen Banken die Früchte eines Gewinnstes nieder, der die Grundlage zur allergrässlichsten Verzweiflung einiger Millionen als lebendige Sceletto unheimlicher Unterthanen ward. —

Still, wie eine Heerde lauernder Wölfe, die sich zu gemeinschaftlichem Angriffe in einen Waldwinkel zurückziehen, betraten die neuen Bundesgesandten am 5ten November 1816 den Sitzungssaal in Frankfurt zur ersten, feierlichen Berathung. Anstatt diesen Tag, diesen vielver-

und gar in die Hände des russischen und österreichischen Cabinets zu geben, —

heissenden, von hundert Millionen lebenden Herzen erschutten Tag mit einer weithinleuchtenden Nationalfeier zu beginnen, geschah diese erste Versammlung so heimlich und versteckt, dass man kaum eine Viertelstunde von Frankfurt die Eröffnung dieses heiligen Bundes erfuhr. — Der herz-geist- und charakterlose Buel-Schauenstein sprach die, ihm von Metternich diktirte Eröffnungsrede. An seiner Seite stand lauernden Blickes der Spion Friedrich Schlegel, und musterte die Mienen der Hörer, um den Eindruck der Rede nach Wien zu berichten. Nichts ward von dem fehlenden Glücke der Völker, nichts von der gebeugten Menschheit, nichts von Belohnung der unerhörten Opfer Deutschlands gesprochen. Alles löste sich in den Reden vom 5ten November in einen schauderhaften Mischmasch von Heuchelei, Unsinn und Betrug, und der aufmerksamere Beobachter konnte am Schlusse dieser ersten Sitzung das schmachvolle Loos der geprellten Deutschen sehr richtig vorhersehen.

Die entsetzliche Hungersnoth und das in jeder Rücksicht unbeschreibliche Elend, welches in dem grössten Theile Deutschlands, besonders aber in Böhmen, Illyrien, Italien und Ungarn einriss, wurden bei dem allmächtigen Bunde keiner Erwähnung werth gehalten. Sein einziges, von der ersten Sitzung an ohne Unterbrechung verfolgtes Ziel war: Erringung unerschütterlicher Despotenherrschaft, gestützt auf die gänzliche Unterjochung aller höheren Geistesrichtung. Ein damaliger Bundesgesandter (der bairische?) lächelte, als man in einer der Sitzungen von der Hungersnoth im deutschen Lande sprach, und ausserte schmunzelnd: „Das ist die Gnade des Herrn! Je mehr die Leuten hungern, um so weniger werden sie denken; also mein' ich, es liegt im heiligen Interesse sammtlicher Majestäten, dem Hunger nicht zu stark entgegen zu arbeiten!“

Mit einer Hinterlist und einem verbrecherischen Scharfsinne, die unglaublich wären, wenn nicht der Erfolg sie erwiesen hätte, bemächtigte sich Metternich dergestalt aller Gemüther beim Bundestage, dass nicht ein einziger der

grossen oder kleinen deutschen Souveraine auch nur einen politischen Athemzug fernerhin *ohne sein* Mitwissen thun konnte, während Österreich — und das war ein seltener Meisterstreich! — so gestellt ward, dass es in seinen eigenen Absichten ungehindert agiren konnte, ohne Jemanden darüber Rechenschaft geben zu müssen. Nur durch diesen merkwürdigen Diplomatenstreich lässt es sich erklären, wie es dem österreichischen Cabinet möglich war, seinen späteren geheimen Einfluss auf die Angelegenheiten Europa's zu gewinnen, und allem ächten Völkerwohle im In- und Auslande entgegenzuarbeiten, ohne dass einer seiner deutschen Mitverbundenen in einem allenfalsigen Auffälle von Gewissen und Rechtlichkeit es hindern konnte. —

Während Metternich den Kaiser Österreichs bewog, sich zu stellen, als könne nur die genaueste *Erfüllung* des Elften Artikels der Bundesakte ihm wahre Freude machen, und während sein schmutziges Organ, der „österreichische Beobachter“ seine Spalten mit den glänzendsten Versicherungen füllen musste, arbeitete er dieser Erfüllung insgeheim aus allen Kräften entgegen, und warf das Glück der Völker mit der schliesslichsten Schadenfreude, Tücke und diplomatischen Wollust wie einen Spielball umher, ohne diesen Ball von einem Andern, als ihm selbst fangen zu lassen. — Um sich den Anschein zu geben, als ginge Österreich mit dem Repräsentativ-Systeme allen Andern eifrig voran, liess Metternich in Österreich, Böhmen und andern Provinzen landständische Versammlungen eröffnen. *Ehe aber die Landstände zusammentraten, wurde jedem einzelnen Repräsentanten unter geheimer Androhung der schwersten Strafe befohlen: bei den Versammlungen nichts Anderes vorzubringen, als was die Regierung schon im Voraus wisse; nichts zu begehren, als was dem Kaiser, ohne alle Beziehung auf das Volk, von Nutzen sey; nichts wirklich zu fordern, sondern nur flehentlich und demüthig zu bitten; und sich, bei Zuchthausstrafe, nicht beifallen zu lassen, das Wort Freiheit oder Volksrechte zu gebrauchen!* —

Also war die vorangehende, österreichisch-Metternich'sche Repräsentativ-Verfassung! —

Hieraus liess sich von vornherein entnehmen, wie weit es mit den wahren und achten Verfassungsplänen in den anderen Bundesstaaten gedeihen würde.

In den *italianischen* Staaten ging es noch ganz anders zu. Hier wurde den, zum Schein und zur Verblendung des unglücklichen Volkes herufenen Landständen geradezu erklärt: „dass Österreich durchaus nicht im Sinne habe, „eine *wirkliche*, oder sogenannte *Volks-Verfassung* zu gestatten, sondern, die sich versammelnden Vertreter Italiens hatten sich so zu betrachten, *als habe der Kaiser selbst sie ausgewählt, um ihm im Gnadenwege und unterthänigst bittend die Gesuche einzelner Armen vorzutragen!*“ —

Hier also löste sich augenscheinlich das Räthsel von der Meinung Österreichs über Volksverfassungen. Hier sah man es offenbar, dass Metternich die Volksrepräsentation als nichts anderes betrachtet wissen wollte, denn eine Art von *grösserer Audienz, die der Monarch aus Gnade den erwählten Supplicanten der flehenden Unterthanen erteilt* °). —

Furchtbar und unerhört ist das politische Gewebe, welches nach Eröffnung des Bundestages dieser Metternich für die Völker Europa's zu spinnen begann. Indem ich, um den Schleier gewisser Geheimnisse zu lüften, zur Entwicklung dieses Gewebes schreite, überfällt mich ein ganz eigenes Gefühl. Mir ist, als zöge ich die schwere, schwarze Decke von dem ungeheuren Sarge einer riesigen Weltleiche, deren eine kalte Hand mir das ausgerissene blutstarre Herz Europa's entgegenstreckt, während die andere mir nach

*) Wie treffend wahr und unumstösslich diese Behauptung sey, erweist sich aus dem gegenwärtigen und neuesten Verhältnisse der, in ganz Deutschland ungeschriebenen, Verfassungen zu dem Willen der deutschen Regenten. Die nämliche Form der „Audienz- und Bittverfassung“ ist gegenwärtig in Baden, Baden u. s. w. hergestellt. —

dem Genieke greift, um mich an der zusammengestürzten Ruine des deutschen Wahrheitstempels zu zerschmettern. — Nichts aber soll mich zurückhalten, das erschütternde Gemälde in seiner ganzen Nacktheit hinzustellen. Ich will vom Grundsteine des weltberuchtigten Baues anfangen, und es versuchen, ihn in allen seinen Bestandtheilen getreu zu zergliedern. —

Innige Vermelzung des, seit dem westphälischen Frieden zur Sprache gebrachten, *stabilen Herrscherprinzips* von ganz Europa mit dem *scheinbaren* Fortgange und dem finstern Gewaltwillen Österreichs; Betaubung der, zum lebenslänglichen Unterthanen gebornen, Menschen, durch die bannende und furchterweckende Einwirkung des, mit Höllestrafen um sich donnernden, Pfaffenthums; Entkräftung und gänzliche Entmündigung des gehorchenden Volkes, als Gesamtindividuum, um es zu jeder Regung seines freieren Bewusstseyns und seiner Menschenwürde untüchtig zu machen; geschlossene Vereinigung der europäischen, erkaufte Militärschergen, zur ungesäumten und ununterbrochenen Unterdrückung des erwerbenden und arbeitenden Bürgerthums; Ergreifung jedes diplomatischen Gewaltmittels ohne Ausnahme, um den, sich verjüngenden, Geist des neuen Jahrhunderts in die echnen Ketten des unerweichlichen, und jedem belebenden Zugestandnisse feindlichen, Regentenwillens zu schlagen; gänzliche und für alle Ewigkeit zu bewirkende Ausrottung des Wortes *Neuerung* aus allen lebenden europäischen Sprachen und Herzen; dichte Umzäunung des menschlichen Gewissens mit den Schrecken der geistlichen Gewalt, und ungescheuter Verrath gegen Alle, deren Gemuth einen Hang zum Mitgeföhle für die leidende Menschheit bekundete; Aufstellung und Anwendung eines allgemeinen, europäischen *Spionir-Systems*, concentrirt in der Staatskanzlei zu Wien, um, ungesehen, sich von einem Cabinette zum andern die Hand zur Darniederhaltung aller kräftigeren Volksnacken zu bieten; Verletzung des Beichtgeheimnisses in der katholischen Christenheit und Umstrickung der protestantischen Familien mit dem Magnete des Egoismus, der Ordensverleihung und

Adelserhebung, um selbst den *rechtlichen Menschen* ohne sein Wissen zur Erdrückung seiner Mitbürger zu gebrauchen; Anwendung jedes diplomatischen Betruges, jeder diplomatischen Finesse, Lüge und Wortbrüchigkeit, um die Völker Europa's unter der eisernen, aber mit der weichen Wolle der süßesten *Zukunft-Verheissungen* umwickelten Decke des Conservativsystems einzuschläfern; Erkaufung und Bestechung der *schweizerischen* Aristokratie und Geistlichkeit, um auch in dieser einzigen, scheinbar geduldeten Republik des europäischen Welttheiles jeden erwachenden Gedanken an Theilnahme für die andern unglücklichen Völker Europas zu ersticken; allmälige Entkräftung und gänzliche Einschliessung der vier, noch (sogenannten) freien Städte Deutschlands, und eherner Einfluss auf deren Senat und innere Verwaltung; völlige Vernichtung des selbstständigen Geistes und politischen Lebens in Frankreich, Italien, Spanien und Portugal; heimliche pecuniäre Unterstützung der Tirannei-Anhänger der letztern drei Länder, und Erkaufung ihrer Geistlichkeit zu despotischen Reactionszwecken bei etwa ausbrechender Vernunftflamme; Umschliessung des *englischen* Cabinets mit den Diplomaten und gefürsteten Spionen des übrigen Europa, um Englands Oberhaus und wo möglich seine Ministerien in die Gewalt des neuen deutschen Bundesprinzips zu verflechten; Unterstützung Russlands zur Begründung neuer Seehäfen und Colonieen, um einestheils den mittleren Handelstand Englands zu schwächen, und andertheils den Weg zur späteren Vernichtung der amerikanischen Handelsrepublik zu bahnen; Verfinsterung der philosophirenden Vernunft, und volle Tödtung jedes bürgerlichen Strebens nach politischer Unabhängigkeit; — — — — —
alles, Milady, waren die Anlegepunkte zu dem Metternich'schen Gebäude von achtzehnhundert und sechszeu, christlicher Zeitrechnung. —

Der *Mortel* zur Fortführung und allmäligen Vollendung dieses Baues bestand in dem ununterbrochenen, von den Agenten Metternichs ausgebreiteten Geschrei von „*vorhandener Gefahr, vorhandenen und entstehenden geheimen*

Verbindungen“ und in der, dem Metternich eigenthümlichen Geschicklichkeit, alle Regenten Deutschlands und Europa's in fortwährender Angst und Spannung zu erhalten, dergestalt, dass es dem österreichischen Cabinete eben keine grosse Mühe kostete, alle Ministerien seiner Denkungsart Tag und Nacht auf den Beinen zu erhalten, und deren, durch diplomatische Schlaflosigkeit geschwächtes, Gehirn nach Belieben zu seinen Zwecken zu verwenden. (Nur aus dieser Ursache lässt sich z. B. die bald darauf in's Leben gerufene, durch ihre Erfolglosigkeit so lächerlich-berüchtigte *Mainzer Untersuchungskommission*, auf die ich zurückkommen werde, erklären.) —

Kaum glaubte sich Metternich durch das neu hergestellte Verhältniss fest genug, um mit ungestörter Hand zu agiren, so wurden mit wahrer Unmenschlichkeit neue Rekrutenstellungen ausgeschrieben, und Tausende von unglücklichen, halbverhungerten Bauerfamilien sahen sich in allen österreichischen Provinzen der letzten, ihnen aus dem blutigen Kriege noch gebliebenen Ernährungsstützen beraubt. Selbst in *Tyrol* — es ist schauerhaft, nur daran zu denken — selbst in diesem Lande des aufopferndsten Heldenthums wurden die rüstigsten Ackerbauer wie das Vieh zusammengetrieben, und mit der unmenschlichsten, fluchwürdigsten Grausamkeit (ich habe Ihnen früher schon das Rekrutirungssystem Österreichs auseinandergesetzt), in Ketten zu dem Dienste ihres Vaters Franz geschleppt. — *Tyrol*, — durch seine Lage und Sitten von Natur aus zum republikanischen Bruderbunde mit der *Schweiz* aufgefordert, hatte dennoch in allen Kämpfen der Zeit dieser Lockung widerstanden, hatte die beschworne Treue gegen Österreich mit dem ruhrendsten Gleichmuth bewahrt, hatte sich ganz und gar für dies, ihm nicht zu vergleichende, Herrscherland aufgeopfert, und erharrete nun mit einer wahrhaft schlafartigen Demuth seinen Lohn für alle die unerhörten Opfer seiner Treue. Und worin bestand dieser Lohn?? *Womit* zählten Franz und Metternich ihm diese Anhänglichkeit?? Ein kalter Schauer überläuft mich, indem ich die Frage beantworte. Während Franz, durch Metternichs listige

Eingebung bewogen, der Welt und seinem Tyrol ein *X* für ein *U* vormachte, indem er der hinterlassenen Familie *Hofers* einen lumpigen Jahrgehalt aussetzte, liess das österreichische Ministerium zu gleicher Zeit in den nämlichen *Andreas Hofers Heimath*, im Landgerichte *Passeyer*, Soldaten pressen, liess sich die geflüchteten jungen Söhne Tyrols durch *Schrotschüsse* für den Dienst herbeifinden, beraubte diejenigen Greise, denen noch ein einziger Sohn zur Ackerbauhilfe geblieben war, ihrer letzten Stütze, und, um die Belohnung recht glänzend zu machen, überhäufte es oben-drin das Land mit neuen, unerachtinglichen Steuern, so dass man bald in den Hütten Tyrols eben so häufig den Fluch der Erbitterung gegen das Ministerium ausstossen hörte, als man kurz zuvor noch den Segen der Liebe gegen Franz hatte aussprechen hören. — Das im Jahre 1818 (nachdem die Landstände sich kurz zuvor, durch geheime Drohungen Metternichs wegen ihrer Klage ob der unerschwinglichen Steuern, hatten auflösen müssen), nach *Passeyer* geschickte *Exekutionskommande* unterdrückte durch Auspöndung der meisten Armen und Einkerkierung oder Tödtung vieler sich weigernder Rekruten den drohenden Aufstand, und das vor Schreck erstarrte Tyrol sah nunmehr zum Erstenmale, was es eigentlich mit der gesegneten Regierung Österreichs für eine Bewandniss habe! — In Böhmen, Gallizien, Kärnthen und Ungarn ging es noch weit schrecklicher her. In einer jeden dieser Provinzen wurden auf des Kriegraths und seiner ministeriellen Collegen Anordnung die *Stockprügel-Exekutionen* dermassen zur Anwendung angebracht, dass man in den Jahren 1818 bis 1821 zur Steuer- und Rekrutierungszeit kaum zehn Meilen reisen konnte, ohne von einem Selbstmörder aus Verzweiflung reden zu hören. Der Staat, die Geistlichkeit, die Mönche, die Verwalter zogen Jeder ihre besonderen direkten und indirekten Steuern, sogen das letzte Mark aus den Knochen der Armuth, pfändeten, geisselten, kerkerten ein, und warfen dann das ausgesogene, hungernde Gerippe aus seiner im Exekutionswege versteigerten Hütte mit einem Fusstrette auf die Landstrasse, von wo aus Viele als Selbststerbenkte von den Bäumen abgeschnitten, oder als

ver zweifelte Diebe von der Polizei ergriffen wurden. — Greise von 70 Jahren, männlichen und weiblichen Geschlechtes, wurden nach einer Art von kurzem Standrecht, über die letzte ihnen gebliebene Bank gelegt, und blutig gehauen, und oftmals, wenn die abgezogene Hose oder der Frauenrock noch zum Verkaufe tüchtig waren, erhielten sie diese Kleider nicht einmal zurück, sondern sie mussten ihren blutigen Rücken und Hintern einige Tage sichtbar herumschleppen, bis ihnen das Mitleid eines weinenden Mithraders die Blöße mit einigen Lumpen bedeckte. — In dessen dies in den *Provinzen* — die leider von Ununterrichteten so oft nach dem Massstabe des *Wiener* Lebens ermessen werden! — vorging, herrschte zu *Wien*, wo man von jeher bloss die reichen Gutsbesitzer zur Verschwendung ihres Geldes hinzog, das glänzendste Leben, und, mit wenigen Ausnahmen, Luxus und Überfluss. Während in den *Provinzen* Elend und Hungertod wütheten, sah man zu *Wien* nichts als heitere, lachende Mienen, und die Gastwirthe, Theaterdirektionen, Modehändler und Freudenmädchen merkten nicht das Mindeste von dem, an den *Wiener* Barrieren streng abgewiesenen und verheimlichten, blutigen Jammer des Landvolkes. Daher kam es denn, dass der in jenen Jahren zu *Wien* sich befindende Fremde nicht minder getauscht wurde, als die guten *Wiener* Einwohner; dass er von ganzem Herzen dachte: „s'gibt nur aa Kaiserstadt, s'gibt nur aa *Wien*,“ und dass er eben keinen Betrug in den Phrasen des „österreichischen Beobachters“ erblickte, der den *Wienern* und dem Auslande von einem Tage zum andern nicht genug wiederholen konnte, wie über alle Beschreibung glücklich und zufrieden die unter Österreichs Szepter stehenden Völker seyen. — Dies Glück machte sich besonders in *Italien* bemerkbar. Um 1818 von *Triest* bis *Genoa* zu kommen, musste man einundzwanzig Polizei-Unterschriften auf dem Passe haben. Im österreichischen *Italien* erkauften man den Vater gegen den Sohn, den Sohn gegen die Mutter, Bruder gegen Bruder und Schwester gegen Schwester, um der Polizei die Geheimnisse der Familie und jede Sylbe, die gesprochen wurde, zu verrathen. —

In Brescia erschlug 1819 ein Vater beinahe seinen kaum 16jährigen Sohn, weil dieser, von einem geistlichen Polizei-Spion bestochen, des Nachts sich in das Schlafzimmer seiner Eltern schlich, um sie nach dem ehelichen Actus zu behorchen, und das Gehörte der Polizei zu berichten. —

Seit dem ersten Augenblicke, da Metternich zu der, von ihm selbst früher weder geahnten noch begehrten, Alleinherrschaft in Österreich gelangte, ergab er sich dem Bestreben, diese seine Macht dazu zu benützen, die Politik des europäischen Festlandes zu leiten, so dass es ihm möglich würde, die Diplomatie von ganz Europa unter das Schwergewicht seines Eigenwillens zu bringen. Man glaube nicht, dass Metternich zu derjenigen Klasse von Staatsmännern gehört, die schon bei dem ersten Eintritte in ihre neue Stellung mit wohlberechneten Intriguen sich von Stufe zu Stufe zu schwingen verstehen. Als Metternich aufstieg, einigen Einfluss auf die Angelegenheiten Österreichs zu äussern, wusste er selbst kaum, was aus ihm werden sollte, und lange Zeit kam es ihm nicht zu Sinne, sich ein solches Gewicht zu erobern, wie er es später rein durch das Spiel des Zufalles erhielt. Als ihn aber dieses Spiel später über sich selbst, (und endlich über die Schwäche der übrigen deutschen Ministerien, sich bis zu einem europäischen Waaghalter zu erheben), aufklärte, und als er bemerkte, wie wenig seine deutschen Collegen es verstanden, einer neuzuzuschlagenden Machtbahn Österreichs sich zu widersetzen, da erst fiel es ihm bei, sich, gestützt auf das unumschränkte Vertrauen und die Scheu des Kaisers Franz vor irgend einer politischen Selbstthätigkeit, zum alleinhandelnden Minister seines Kaiserhauses aufzuwerfen. Napoleons letzte, verfehlte Pläne kamen ihm, um den glücklichen Zufall zu vervollständigen, zu Hilfe, und so erhielt er plötzlich ein *europäisches* Gewicht, während er blos ein *deutsches* zu erlangen suchte. Von da an erst ward er vom blos aushelfenden und bedächtigen Schauspieler ein kecker, routinirter und denkender Acteur auf der grossen politischen Bühne Europa's. Er hatte die in ihm schlummernden Fähig-

keiten keinesweges gekannt. Erst der letzte tragische Akt des Napoleonischen Heldenspielen erregte den Gedanken in ihm, sich einen Namen zu machen. Er begann, seinen französischen Collegen Talleyrand, dem er vorher blos in schweigender Bewunderung zugesehen, zu studiren, und indem er sich entschloss, ihn nachzuahmen, entwickelte sich ganz ohne seinen Willen aus dieser Nachahmung eine Originalität, die ihn selbst eben so sehr überraschte, als sie der europäischen Politik neu und unerwartet kam. *Unvermuthet* sprang ihm die, durch die Verhältnisse gewaltsam geöffnete, angeborne diplomatische Ader, gleichwie einem Dichter die poetische, und er stand plötzlich in dem Glanze eines Talentes da, dem die Männer der europäischen Legitimität eben so wenig zu widerstehen vermochten, als sie kurz zuvor der materiellen Kraft des französischen Welt Erobers widerstanden hatten. — Listig genug, wusste er auch sogleich den ihm gestreuten Weihrauch zu benutzen, und er selbst gab seine frühere Unmündigkeit und Unkenntnis seines Selbst für feine, politische Verstecktheit aus, und lachte sich insgeheim in's Fäustchen, als er sah, wie der diplomatische Dummglaube oder Irrwahn aller Andern ihm bei diesem Vorgehen zu Hilfe kam. — Genug, der neue Glanz war einmal an's Licht getreten, der neue, ausserordentliche Einfluss hergestellt, und nun kam es — das merkte er recht gut — einzig und allein darauf an, wie er das, so ganz ohne sein Zuthun Erlangte in dem zukünftigen Gange der Verhältnisse am Besten bewahren könne. — Zu diesem Behufe fing er denn an, seine Zeit und Lage und zum Erstenmale sich selbst ernstlich zu studiren, und das Resultat *dieses* Studiums war es, welches ihm den bis heute so hartnäckig und eifrig verfolgten Weg vorschrieb. — Die Geschichte der jüngsten Zeit ermessend, kam er bald darauf, dass man die Lenkung solcher Cabinete, die gerne ruhig erudten, ohne die Mühe der Ueberwachung und des Sagens übernehmen zu wollen, am leichtesten erziele, wenn man ihnen fortwährend mit der einen Hand die reife Frucht und mit der andern das Schreckbild des möglichen Verlustes und der Gefahr vorhielte. Daher concentrirte sich

denn sein neu entworfener Plan auf folgende zwei Hauptpunkte: *erstens*: mussten sämtliche Cabinete durch seine Bemühung und in der Wirkungskraft seiner Person beständig die Zusage eines ungestörten Genusses ihres unbeschränkten Hoheitsrechtes — mithin die süsseste und reifste Frucht ihrer unreifen Einbildungskraft — erhalten; und *zweitens*: mussten sie in beständige Angst und Unruhe vor revolutionären Gegenbestrebungen und vor der Möglichkeit einer drohenden Gefahr und des Entreissens dieser, ihnen von ihm dargebotenen, Frucht versetzt werden, so, dass man in ihm nicht nur den *Geber* und *Erhalter* des legitimen Guten, sondern auch den mächtigen *Beschützer* und *Kämpfer* für dasselbe erblickte. —

Dies in reifliche Erwägung gezogen, wird es uns klar, wie er seinen, in allen übrigen Punkten ziemlich einseitigen, Plan mit solch' erstauenswürdigem Erfolge bis auf diese Stunde durchzuführen vermochte.

Au eine direkte Einwirkung auf Frankreich oder England dachte er Anfangs nicht. Sein Hauptaugenmerk richtete sich vorerst auf Preussen — wegen seiner Lage, seiner unmittelbaren Angränzung, des Geistes und der Aufstrebekraft seiner Bewohner, und der unbestreitbaren Möglichkeit eines zerstörenden Reaktionseinflusses dieser Bewohner auf die ihnen nahen österreichischen Provinzen; auf Russland — wegen seines kolossalen Schrecknamens, und der hiedurch fast gewissen Aussicht, diesen Schrecknamen als Popanz zu gebrauchen, um etwaige hohe Häupter zu zügeln, die es versuchen würden, den Wünschen ihres Volkes zu redlich zu entsprechen; auf Spanien und Italien — wegen des bequemen Gebrauches der dort herrschenden Pfaffenmacht über die Gemüther, und besonders wegen der Möglichkeit, diese beiden Länder als festgedrehte *Knöpfe* an der diplomatischen Knute, die von nur zu über dem Haupte Europa's schweben sollte, zu gebrauchen, indem er in Italien die Macht des Papstes zur crohenden Erregung der Gemüther Irlands benützte, und hiedurch England in Thätigkeit erhielt, — und Spanien als gefährbringenden, diplomatischen *Sirocco* den, im Schatten

seines scheinbaren inneren Friedens ruhenden, Frankreich gegenüberstellte. — In Baiern ängstete ihn zwar die Rechtsschaffenheit des Königs Maximilian, — allein, da dessen *Souveränitätslust* sich bei dem Congresse eben so stark, als seine *Rechtlichkeit* gezeigt hatte, so durfte er von ihm nichts Anti-Österreichisches befürchten, und ganz besonders setzte Metternich seine Hoffnung auf (den damaligen Thronfolger) *Ludwig*, dessen, schon damals an's Licht tretende, tiefe moralische Gesunkenheit, Charakterfälschung, Wollust, Vernunftschwäche und Pfaffenliebe ihm alle Hoffnung zu einem der dienstbarsten späteren Werkzeuge gaben; und die späteren Jahre, in denen dieser Ludwig I. selbst auf den bayerischen Thron stieg, haben Metternichs Voraussicht nur allzusehr bewährt. —

Dass Metternich erst so spät über die ihm innewohnenden diplomatisch-vernichtenden Fähigkeiten in's Klare kam, und nicht schon früher zur Selbsterkenntniß gelangte, beweist zum Theil der Umstand, dass Preussen es, ohne Widerrede von Metternichs Seite, am 17ten November 1813 und achtzehn Monate drauf, am 22sten Mai 1815 hatte wagen dürfen, seinem unter Tausenden von Opfern erlegenen Volke mit klaren Worten eine Verfassung zu versprechen. Ohne die spätere Einwirkung des *Metternichschen* Krebsystems würde Preussen Wort gehalten haben. So aber verzögerte sich die versprochene Verfassung leider noch mehrere Jahre, und als endlich das lechzende preussische Volk ihrer Verwirklichung entgegenzehrte, lag der Wille des Königs bereits unrettbar in den Ketten Metternich's, und statt der Verfassung sah es jene Wortbrüchigkeit des preussischen Cabinets, das, nicht damit zufrieden, sein Volk so arg zu täuschen, sich noch obendrein zu der bekannten späteren Despoten-Reaction durch Metternich hineissen liess.

Bereits war Metternichs Plan im Entwurfe fertig, als Preussen, getrieben von feiger Angst und Muthlosigkeit bei dem Wiedererscheinen Bonaparte's, jene — damals berühmte, nunmehr so berühmte — Publikation vom Mai 1815 ergehen liess, deren erster und wichtigster Artikel

hiess: „**Es soll eine Repräsentation des Volkes gebildet werden.**“ — Der König gab sein Königswort darauf! — — —

Metternich, überhäuft mit Geschäften und den neuen Kriegsrüstungen gegen den Feind von Elba, fand dennoch Zeit, in augenblickliche, sehr starke Correspondenz mit dem preussischen Cabinet zu treten. Der König von Preussen erhielt plötzlich die Erklärung: „dass er zwar klug handle, sein Volk durch solche *erregende Versprechungen* gegen Napoleon unter die Waffen zu bringen, dass aber das Cabinet zu Wien unmöglich glauben könne, es sey einem Hofe, *dessen unantastbares und unzweideutiges Souveränitätsrecht sich nimmer mit einer solchen wahren Verfassung verträge, Ernst, sie wirklich in's Leben zu rufen*; dass Österreich alle ihm zu Gebote stehenden Mittel anwenden würde, um Europa und Preussen von dem gemeinschaftlichen Feinde zu befreien, *dass es aber für spätere unangenehme Ereignisse in Preussen, wenn das Volk sich ungehandener fühle, nicht gut stehe, und dass, — wenn man gleich den kleineren und unbedeutenderen Staaten Deutschlands derlei Volkseruhigungen gestatten könne, — Preussen seiner ganzen politischen Lage nach sich durchaus nur an die Systeme Österreichs und Russlands anschliessen dürfe, wenn es die aufrichtige Freundschaft und Unterstützung dieser beiden Hofe sich dauernd zu erhalten beabsichtige*“ u. s. w. —

Eine ähnliche Note musste Russland, auf Metternichs geheime Einwirkung, welcher Russland die Meinung beibrachte, dass eine Constitution des ihm so nahen Preussens späterhin die verderblichste Rückwirkung auf die russische Nation äussern würde, an das preussische Cabinet ergehen lassen. — und der Streich gelang! —

Nie und nimmer hätte Metternich dem eingeschüchterten Preussenkönige die Bewilligung zu einer Verfassung ertheilt. Der bebende Staatskanzler wusste zu gut, dass es im benachbarten Preussen Männer von Geist und Herz gab die die Quellen des Metternich'schen Reichthums und Wirkens kannten. Wie leicht also hätte ihm ein gegen Österreich

sich wendender Ansteckungsversuch der nachbarlichen Thatfreiheit von vorn herein den Hals brechen können? — Als daher der wiedergekehrte Titane Frankreichs durch den — mit österreichischem und preussischem Geld zum *Zweitenmal* erkauften fluchwürdigsten Verrath — bei Waterloo übermachtet, — als von dieser Seite her kein sehr bedenklicher Sturm mehr zu befürchten war, so erhob Metternich es, mit Beiseitsetzung fast aller übrigen Geschäfte, zur angelegentlichsten und dringendsten Sorge, den ihn von Preussen aus bedrohenden *Vernunft-Feind* so schnell als möglich aus dem Wege zu räumen. Zwar schrie ganz Deutschland damals von nichts als der sogenannten „*Rechtlichkeit*“ des Preussenkönigs, — zwar hatten sechszig Millionen Europäer Leib und Leben daran verwettet, dass der, in seinem bisherigen Privat-Lebenswandel sich als *ehrlich* bewährte Preussenkönig niemals zu einer solchen *Wartbrüchigkeit* zu verleiten sey; — allein diese wettenden Europäer vergassen — Metternich, — Dieser lachte sich in's Faustchen über die kindische Leichtgläubigkeit jenes, an die königliche *Rechtlichkeit* glaubenden Volkes, und schritt so sicher und fest über die Leiche der deutschen Hoffnung hinweg, dass er bereits vor dem vernagelten Verstande der preussischen öffentlichen Meinung stand, noch ehe man seinen Fussstritt vernommen hatte, und die Absicht des Königs mit einer solchen jesuitischen Meisterschaft zum schnurgeraden Gegentheil umwandte, dass ihm schon dieser seltene Streich allein eine unauslöschliche Stelle in dem Thatenbuche der Geschichte menschlicher Scheingrösse anweist. —

Während viele wackre Männer am Rheine und in den Gränzprovinzen ihre geistreiche Meinung über das zu Erwartende veröffentlichten, gingen vierundachtzig, mit Geld wohlversehene, österreichische Spione und Geistliche nach dem Preussenslande ab, um wo möglich die Journalistik zu bearbeiten, und den zu gewinnenden Theil dem österreichischen Staatskanzler in die Hände zu spielen. Und leider bewährte sich die türkische Hoffnung Metternichs, in diesem so ziemlich aufgeklärten Nachbarstaate zwecktaugliche

Subjekte der Erkäuflichkeit und Schurkerei zu finden, nur allzusehr! —

Zwar scheiterte der gemachte Versuch, die Redaktion des ausgezeichneten *rhemischen Merkurs* zu erkaufen, gänzlich an der ruhmwürdigen Redlichkeit dieser Redaktion; — allein, um so bereitwilliger gaben sich Andere zu dem unerhörten Bubenstücke her, und zogen die ewige Brandmarkung ihres Gedächtnisses dem Ruhme bewahrter Rechtsschaffenheit (gegen einige hundert Thaler) vor. —

Jammerschade übrigens, dass der erste und grösste Schandfleck dieser Art gerade die wackre *Universität* zu Berlin mitbetreffen musste.

Seit längerer Zeit schon hatte sich der dortige Professor der Rechte und geheime Justizrath *Schmutz* — ein in jeder Beziehung charakterloses und höchst verworrenes Subject — von Metternich mit einem Geschenke von fünfhundert Thalern und einem geheimen Jahrgehalte von zweihundert Thalern zum österreichischen Spion erkaufen lassen. —

Der *Tugendbund*, — von dem in panischen Schreckverzuckungen liegenden König, während der Zeit der Gefahr selbst genehmigt, befördert und in königlichen Schutz genommen, weil dieser Bund dem in Harnisch gejagten Nachkommen Friedrichs II. die tapfersten und aufopferndsten jungen Männer zu dem — damals so genannten — *Freiheits-Kampf* lieferte, war seit seinem Entstehen dem österreichischen Zügelhalter ein giftiger Dorn im Auge. Dieser Tugendbund war es, der, nach seinen unzähligen Opfern für die Sache Preussens, nunmehr eine gute Anzahl braver Herzen bekundete, die mit Recht ihre Erwartung der versprochenen Verfassung laut werden liessen, und zwar ganz offen und arglos, indem sie das innigste Vertrauen zu dem Charakter des Königs hegten. —

Metternich nahm daher vor Allem diesen Tugendbund zur Zielscheibe, und der Schurke *Schmutz* — ein in sonstiger Beziehung ganz hirnloser Narr — musste seinen Geiſſer über ihn ergiessen. Während alsdann der, hierüber in Verwirrung gerathende, König von allen besseren Rathge-

bern entfernt wurde, und sich bloß von den bestochenen Creaturen Metternichs umgeben sah, und während der vom Europa hochgeachtete Bund als ein Herd des ärgsten revolutionären Treibens dargestellt ward, liess Metternich seine Geschütze aus den obenangeführten diplomatischen Verschanzungen Nr. 1 und 2 spielen, und so gelang es ihm ohne viele Mühe, den damals noch schwankenden König, — dem von der einen Seite die erfrischende Frucht der unbeschränkten Souveränität zulächeln musste, indess ihn von der andern die Metternich'sche grause Nacht der Throngefahr angrinste, — in einen Zustand zu versetzen, welcher nahe an Betäubung gränzte und ihn zu Allem verfähigte, wozu ihn die lenkende Hand Metternichs gebrauchen wollte.

Der aus der Schmalz'schen Anregung hervorgehende öffentliche Meinungs- und Federkampf war vorausgesehen, und wurde zu klug berechnetem Gebrauche verwendet. Ein zweiter und dritter Spion, — die gleichfalls erkaufte, mit dem schlechten *Schmalz* auf gleicher Stufe der Verworfenheit stehenden, *Scharnweger* und *Rath Collin* — verbreiteten den Lärm einer demokratischen Reaktionsgefahr durch alle Theile der Monarchie, und wurden dabei von den aus Wien herbeigeschickten Naderern und Geistlichen trefflich unterstützt.

Indessen die preussische Monarchie vom literarischen Tumulte ertönte und das von Metternichs abgesandten Helfern angefachte Feuer hellauf loderte, und das preussische Ministerium von einer Verlegenheit in die andere verfiel, bereitete der nämliche Metternich das Hauptlager seiner Diplomatie in *Toplitz* und *Carlsbad*, und rückte hier später dem guten Könige persönlich zu Leibe. Fortwährend mit widersprechenden Nachrichten aus seinem nahen Preussen überwältigt, — von einer Seite in den festgehakten Krallen Metternichs, von der andern in den unreinen Händen erkaufte und bestochener Beamten, die ihm, auf Veranlassung Metternichs, keinen Augenblick Zeit zur ruhigen Überlegung liessen, ergab sich späterhin der bedrängte König seinen feindlichen Freunden, und so entstanden die nach-

herigen Conferenz-Beschlüsse, über die ich Sie weiter unten aufklären werde. —

Einige Zeit vorher schon, und gleich bei dem ersten Lärmen über die Tugendbundmänner, hatte man dem Könige von allen Seiten so zugesetzt, dass er eines Abends einen förmlichen Anfall von kurzer Geisteszerrüttung erlitt, die nur mit Mühe wieder beseitigt ward. — Der Augenblick, derselben aber ward ohne Zögern auf teuflische Weise benützt, um ihm die Einwilligung zu jenen zwei merkwürdigen Decreten zu entreissen, welche damals alle Rechtsschaffenen Europa's mit Abscheu und Widerwillen erfüllten: *Jenem* — durch Metternich'sche Kunst herbeigeführt — Augenblicke verdankt nämlich die richtende Geschichte die beiden schmachwürdigsten Cabinetsdenkmale, jene Decrete vom 3ten und 6ten Januar 1816, — deren erstes die despotische, alles Menschenrecht tief verletzende, *Unterdrückung des rheinischen Merkurs*, mit reinem Missbrauch des Machtwillens, verordnete, — während das zweite, vom 6ten, jene schändliche, vom männlichen Geiste des Jahrhunderts mit Recht gebrandmarkte Verordnung enthielt, nach welcher eine jede, dem, einst vom Könige selbst so geschmeichelten und gepriesenen Tugendbunde ähnliche Vereinigung auf das Schärfste untersagt, und mit Ketten und Banden allen denen gedroht ward, welche sich noch vor Kurzem mit ihrem gesunden Leib und Blute der Sache des Königs geopfert, aber nunmehr, bei verstümmelten Gliedern und im Schoosse der Armuth und des Elendes, auf irgend ein anderes Recht Anspruch machten, als das: sich mit dem huldvollen Dankeslächeln ihres im Champagner und Chokolade schwimmenden Monarchen belohnt zu fühlen.

Milady, Sie kennen mich; ich krieche so wenig auf der einen Seite, als ich auf der andern mich scheue, der Wahrheit in jeder Gestalt die Ehre zu lassen. Darauf schwören möchte ich, dass Kaiser Alexander — wenn er jemals in Russland einen Tugendbund genehmigt und eine Verfassung versprochen gehabt hätte — niemals auf **solche** Weise an seinem Volke gehandelt haben würde. —

Dass mit Metternich der, nicht minder vernunftfeind-

liehe *Staatskanzler* Hardenberg Hand in Hand ging, und diesem also ein guter Theil der Schande und des schmachsvollen Schuldgewichtes gebührt, darf kaum noch erwähnt werden. — Man merkte jedoch die Stimmung des Volkes über seine so ganz und gar fehlgeschlagenen Hoffnungen deutlich, und am allerdeutlichsten in den Rheinprovinzen, wo — den erkaufte Schreipöbel ausgenommen — dem Hardenberg auf seiner Reise mit dem Könige Alles mit Verwünschungen und Flüchen entgegentrat. Daher kam es auch, dass das preussische Cabinet, bei der späteren Einteilung seines stehenden Heeres, nach Metternichs Rath das System Österreichs befolgend, die Rheinpreussen nach Altpreussen, und altpreussisches Militär nach Rheinpreussen verlegte, weil es die Bewohner des Rheinlandes hasste, mehr leicht zum unterdrückenden Schergen gegen den rheinländischen Geist gebraucht werden konnte. —

Überall in den Preussenländern kam es zu offener Empörung des Volkes gegen den mehr als je zuvor erneuerten Steuer- und Militärdruck. Allein Metternich stand dem geängsteten und schwankenden Berliner Cabinette unaufhörlich zur Seite, und nachdem später auf seinen Rath, bei einer in dem guten, alten Breslau wegen unerhörten Druckes offenbarten Missstimmung, viele Bürger und Familienväter von dem auf Wagen herbeigeholten Militär wie die Hunde waren **niedergeschossen** worden, begann es unter dem gerechten Könige ruhiger zu werden. —

Gleich nach der königlichen Schandverordnung fielen sämtliche preussische Polizeianstalten mit einer wahren Kanibalenwuth über die ehemaligen Anhänger des Tugendbundes her, und Preussens Festungen und Kerker füllten sich mit einer Unzahl junger rechtlicher Männer, die den preussischen Behörden meist von **Wien** aus als verdächtig angezeigt wurden! So sehr lag der preussische Militärkönig schon damals geistig krummgeschlossenen auf den diplomatischen Laiten Metternichs! — Wie ganz über alle Beschreibung sklavisch die Despotenunterthänigkeit des Preussenkönigs werden konnte, bewies der Ausgang jener,

vom Coblenzer Provinzialbezirke so herrlich abgefassten, und dem Metternich'schen Spiessgesellen *Hardenberg* am 12ten Januar 1818 überreichten Supplik. In dieser Supplik baten die Gemeinden jenes Bezirkes, — als bevollmächtigte Fürsprecher aller übrigen Rheinpreussen — in den ehrfurchtvollsten Ausdrücken, und so fein und delikate es nur immer möglich war: „*dass der König sein Ehrenwort halte*, gegen ein ihm neu zugewandtes Volk, welches, bis auf die Knochen geschuaden und erdrückt, sein Heß in des Monarchen *Ehre, Rechtlichkeit und Gewissenhaftigkeit* suche.“ Dies — wenn auch die Phrasen etwas zu slavisch und anders klangen — war der Kernsinn jenes, dem rheinländischen Volke mit allem Rechte zustehenden Gesuches. — Der *Hardenberg*, welchem es früher gelungen, den Liberalen zu spielen, und Preussens Volk zu täuschen, der aber schon längst seine Berliner Wohnung mit Wiener Teppichen aus dem, von Metternich bei dem österreichischen Staatsbankerotte gewonnenen Reste belegt hatte, und an dem Metternich'schen Systeme baumelte, wie ein falsches Petschaft an der Uhr eines bairischen Juden. — dieser *Hardenberg* nahm die dargereichte Supplik mit huldvollem Lächeln an, und am nämlichen 12ten Januar, Nachts halb elf Uhr, schickte er bereits eine Abschrift davon an *Metternich*, dem er bei dem Antritte seiner Reise hatte versprechen müssen, ihm von Allem, was die „*Rheinreise Interessantes und Neues* bote,“ Meldung zu thun. —

Kaum hatte Metternich gelesen, so flog ein Courier mit einem „*höchstwichtigen Rathschlage an das hohe Cabinet zu Berlin*“ von Wien nach Potsdam zum Könige. Der König deliberrte gerade mit einem Adjutanten über eine Uniformsänderung bei der Artillerie, und griff eben nach dem vor ihm stehenden Glas Limonade, als ihm der schweißstriefende Courier gemeldet ward. — Er setzte die Limonade nieder, las den wichtigen Rathschlag, verglich ihn mit dem 10 Tage zuvor angelangten Berichte seines „*charmanten Hardenberg*,“ lächelte, trank zwei Schluck aus dem Glase, klingelte, muemelte vor sich hin: „*Ganz recht, mein lieber Mettersch,*“ übergab dem eintretenden

Geheim-Sekretair den Wiener Rathschlag, und füsterte ihm zu: „Nicht nothig zu ändern — — gut abgefasst — — gerade so wie's da steht — — abschreiben, abschreiben, was zu copiren ist — — mir dann wiederbringen — — werd's unterzeichnen“ — —

Und so — nach **solcher** *entsetzlich-väterlichen Überlegung des Heides seiner Rheinprovinzen*, und ohne auch nur eine Sekunde sich ernstlicher darüber zu berathen — entstand dann jene, die Verachtung Europa's erregende, *Antwort des gerechten Königs vom 21sten März*, — woraus wir *blös einige der unauslöschlichsten Stellen* entheben:

1) „In dem 13ten Artikel der Bundesakte ist **keine Zeit** bestimmt, **wann** eine Verfassung eintreten soll! (verrath man **so** die Jesuitenstreiche der Bundesakte, mein gerechter König?) —

2) Nicht jede Zeit ist die **rechte**, eine Verfassung zu geben! (Wolltest Du **damals** katholisch werden, mein gerechter König?)

3) Wer den Landesherrn an sein **Ehrenwort** erinnert, **zweifelt an seiner Redlichkeit**, das Versprochene zu halten! (Hast Du's gehalten, mein gerechter König?)

4) Das Gesuch des preussischen Rheinlandes hat mein **Missfallen** erregt! (Wog das die Missbilligung Europa's auf, mein gerechter König?)

5) **Ich werde bestimmen, wann** die Verfassung eintreten soll! (**Wir warten d'rauf**, mein gerechter König!)

Das unvergleichlichste Siegel zu dieser Redlichkeitsakte war, dass der Schurke **Schmalz** den rothen Adlerorden dritter Klasse erhielt. —

Allein mit dem Allem war dem Metternich noch sehr wenig gedient. Der fortwährend flammende Geist in dem grössten Theile Europa's liess ihm keine Ruhe. Er marschirte halbe Tage lang in seinem Cabinette mit auf den Rücken gelegten Händen auf und ab, und studirte auf Mordschläge, die der Sache auf einmal ein Ende machen mussten. Und überdies **lebte ja Napoleon noch!**

Dies gab seinem Brüten den Ausschlag, und wir werden sehen, wohin dieser Ausschlag ihn führte. Was ich später sagen werde, Milady, bin ich bereit, **nach meinem Tode vor Gott zu verantworten**; ich hoffe jenseits mit Metternich und Castlereagh vor dem Richterstuhle zu stehen. — — — — —

Die Monarchen mussten in neue Angst und Unruhe versetzt — Verhaftungen mussten angeordnet, und dadurch ein öffentliches Geschrei, aus dem man neuen Stoff zur Monarchenangst ziehen konnte, veranlasst werden; und endlich musste ein neuer und ununterbrochener, bald da bald dort hin zu verlegender, untersuchender Congress veranstaltet werden, der so lange dauern sollte, bis Folgendes ausgemacht sey:

- a) *Napoleons Unschädlichkeit.*
- b) Gänzliche Verohumächtigung der deutschen Journale und Vernichtung alles Zankes über politische Wünsche.
- c) Beiseiteschaffung der jugendlichen Stimmführer deutscher Angelegenheiten.
- d) Einfluss der Geistlichkeit auf die Absichten aller Rheinländer.
- e) Zuziehung der vernünftigeren Jugend unter die beugende Macht des Militärstockes.
- f) Aufstellung der imposantesten Heeresmacht zur drohenden Bekämpfung des erwachenden Volksgefühles.
- g) Einwirkung Österreichs auf alle kleineren Staaten; wo die gegebene Verfassung nicht mehr ganz zurückgenommen werden konnte.
- h) Gänzliche Unterdrückung des freien Gedankens.
- i) Diplomatische Umzingelung der Universitäten und Schulen.

Die Aufgabe war nicht leicht, aber eines Metternichs würdig. — *)

Als *geheimster* Beschluss wurde später, (auf *Baierns* Antrag?) zu Aachen hinzugefügt:

*) Gänzlich gelöst ist sie erst seit der neuesten Stellung des Bundesraths.

k) Periodische Aufhebung (Verletzung) des *Postgeheimnisses*, oder Briefzerbrechung auf den deutschen Post-
 ämtern. Der armselige Fürst von Thurn und Taxis
 versprach, hiefür zu sorgen. — — — — —

Während hierauf der nächste Congress zu *Aachen*,
 als einleitendes Vorspiel zu dem grossen Drama, von dem
 österreichischen und preussischen Staatskanzler ausgemacht
 wurde, schritt man einstweilen eifrig zur Realisirung der
 Punkte b) und c). — Über hundert und fünfzig Fremde
 wurden plötzlich zu Wien theils eingekerkert, theils des
 Landes verwiesen. Der *Dr. John* zu Berlin, dem der König
 früher Belobungsschreiben gesandt, wurde nach der Festung
 Custrin abgeführt; *Schleiermacher* zu Berlin erhielt Stadt-
 arrest und das Verbot, weder zu reden noch zu schreiben;
 zweihundachtzig Berliner Studenten wurden eingesteckt; die
 Brüder *Welker* und Professor *Arndt* zu Bonn erhielten
 Arrest; Adjunkt *Muhlenfels* zu Colla wurde arretirt; in
 Elberfeld stiegen die preussischen Gensd'armen Nachts wie
 Diebe durch die Fenster, und arretirten; der dortige *Dr. Fol-*
lenius ward misshandelt und eingesteckt; Professor *Görres*
 musste flüchten; *Dr. de Wette* zu Berlin ward entlassen,
 weil er eine Unglückliche (*Sand's* Mutter) getröstet; in
 Baiern wurden elf Staatsdiener und neunzig andere Per-
 sonen verhaftet. Der brave König von *Württemberg wider-*
stand, und beging keine Ungerechtigkeit. Zu gleicher Zeit
 begann man mit dem Artikel h) und Preussen führte eine
 furchtbare *Censur* ein, als schönen Beweis eines Anfanges
 der heilig *versprochenen* Verfassung und *Pressfreiheit*! —
 Dem Könige von Baiern ward, unter Androhung des Ge-
 branches der Bundesmacht, geboten, die Verfassung so zu
 handhaben, dass sie mit dem neuen Gange Österreichs über-
 einstimme. —

Wie weit die Metternich'sche Macht und Einwirkung
 reiche, ging auch unter Anderem aus einem Umstande her-
 vor, der, zur ewigen verdienten Brandmarkung eines der
 armseligsten Landesfürsten, hier aufbewahrt werden muss.
 Der (in diesem Augenblicke hinlänglich bekannte) *Cäsa-*
rust von Hessen kruz lagst als eines der huchlerisch-

ten und leckendsten Souveränchen am Throne Österreichs umher. Eine zuckende Miene Metternichs war ihm Befehl; daher ergriff der Staatskanzler Wiens, in einem Anfälle von Langeweile, den armseligen Cassler Churfürstengeist (dem ein, dormalen als Prinzregent figurirendes, dummes Thronfolgerlein später so würdig nachfolgte) beim Schopf, und ersuchte es, aus diplomatischer Unterhaltungslust zu beweisen, *wie weit* man es mit einem Churhessischen Fürsten bringen könnte. Dem Churfürsten, welchem, nach dem Sturze Napoleons, das wiedererlangte Prädicat „**Herr**“ am allerst süß schmeckte, wurde nämlich weiss gemacht, es sey eine Verletzung seiner Churfürstenwürde, wenn es noch andere Menschen in seinem Staate gäbe, die sich glaubten, den Titel *Herr* zu führen! — Der geistreiche Fürst hielt im Schlosse zu Cassel mit seinen Maitressen Concilium, um zu berathschlagen, wie es anzufangen sey, den bürgerlichen Canaillen einen andern Ausdruck, als das Wort *Herr*, vorzusetzen. — Man kam Anfangs zu keiner Bestimmung, um so weniger, als eine seiner fürstlichen Leischläferinnen, die von einem grossen Theile solcher Canaillen noch vor der churfürstlichen Beschattung Potenzroben erhalten, ganz naiv äusserte: „die Leute seyen ja doch nun einmal keine *Frauen*, folglich müssten sie sich *herren* von *Natur* aus nennen“. Allein der Churfürst hatte einmal an dem Wiener Einfalle seinen Narren gefressen, und, so wie später sein würdiges Söhnchen-Churprinzlein die weltberühmte Schnurrs- und Backenbart-Cabinetsordre nach welcher kein bürgerlicher Hesse mehr einen *Bart* tragen durfte), decretirte, so erliess er zu Anfang des Jahres 1817 plötzlich jene heroische Ordre in der Hofzeitung: „*dass* *niemand* schwerer *Strafe* sich kein *Bürgerlicher Churhessens* *überdies* *Herr* nennen, auch keinem *Bürger* in den öffentlichen *Blättern* dieses *Prädicat* vorgesetzt werden solle! —“ — Hatte ich nicht in diesem Augenblicke die amälge Hofzeitung mit der offiziellen Cabinetsordre vor mir liegen, so würde ich es selbst nicht mehr glauben. Aber die Churhessen wissen's noch, so gut wie ich. Das also waren die ersten churhessischen Früchte der heldenmuthigen Auf-

opferung der tapfern Bürger in dem sogenannten Befreiungskriege. — Der Churfürst berief sich, als selbst angesehene Staatsmänner ihm deshalb Vorstellungen machten, ganz ungescheut auf den Rath des Wiener Cabinets, so wie zum Belege auf die Wiener-Zeitung, in welcher gleichfalls dem Geschlechtsnamen des Bürgers nichts als der Taufname, *ohne Herr*, vorgesetzt ward. — Die ausgezeichnet edelmüthige, herrliche *Churfürstin* sträubte sich gleichfalls dagegen; sie erhielt aber von dem dumm-bairischen, impertinenten Gemahl, der diese allgeliebte Frau längst seinen Maitressen hintangesetzt hatte, beinahe Ohrfeigen als fürstliche Erwiderung. — Metternich war hochzufrieden, als ihm die Neuigkeit aus Churhessen berichtet wurde. Er durfte nun überzeugt seyn, Alles mit den kleineren Häuptern Deutschlands machen zu können, was ihm beliebte. — Beim König von Württemberg wurden gleichfalls Anfragen deshalb gestellt. Der brave und edle Monarch wies den Vorschlag mit Verachtung zurück; wie denn überhaupt der Thron *Württembergs*, nebst dem zu *Weimar*, beinahe der einzige war, den man aus dieser schmählischen Epoche mit verdientem Ruhme, Glanz und Würde hervortreten sah. *Anerkennung* der Rechtlichkeit dieser Hofe — man konnte sie ihnen nicht versagen. —

Endlich begannen die neuen Anordnungen Metternich's in's Leben zu treten. Den Anfang bildete der impesante, damals Hoffnungen, jetzt Ekel erregende *Congress zu Aachen*. Davon im nächsten Briefe.

Wien — — —

*Metternich und Europa.**Fortsetzung. Aachen.**„Das Heil und Glück der Welt wollen wir feststellen!“*

Also liessen die Hauptmächte Europa's vor der Eröffnung dieses Congresses öffentlich in alle Winkel der Erde verkünden. — Metternich hatte dies Heil und Glück schon acht Monate zuvor in der Tasche; er durfte zu Aachen den Geheimsekretairs der übrigen Monarchen bloß dictiren lassen. — In einer vertraulichen Zuschrift an Hardenberg hatte er sich schon im Mai 1818 ohngefähr folgendermassen geäußert:

„Das immer sichtbarer werdende Verlangen der Reichs-Untertanen (so nannte er alle Deutschen *ausserhalb* der Grenzen Österreichs) nach einer ungezwungenen und freieren Stellung zu ihren legitimen Regenten, — der bedauerliche moralische Zustand der mahnbaren Jugend, welche noch immer und unausgesetzt der träumerischen Chimäre eines sogenannten *angeborenen oder menschlichen* Rechtes sich überlässt, — die Zügellosigkeit der *Gehelren* in der fortwährenden Aufstellung eines Ausgleich-Prinzips zwischen dem zu leistenden Gehorsam und der zustehenden *Befugniss* der oberherrlichen Gewalt, — die ungescheute und öffentliche Verkleinerung des Adels und Herkommens, des Geburtsvorzuges und des souveränen Willens, — — Alles dies sind eben so viele vulkanische Brandstoffe zu dem Ausbruche eines ahermaligen Völkersturmes; Alles dies muss mit ganzer und voller Anwendung der oberherrlichen Macht unterdrückt, und im Keime erstickt werden. Ein Bund der Fürsten muss dem der Völker vorangehen und zuvorkommen. — Es ist endlich einmal Zeit, jenem Treiben, welches den gehorsamen und unterwürfigen Geist der verflossenen Jahrhunderte zu verdrängen, und

„eine träumerische, *Uns* höchst gefährliche Bürgergewalt
 „an dessen Stelle zu pflanzen beabsichtigt, ein Ziel zu
 „setzen; es ist Zeit, da *Herr, Monarch* und *Befehlshaber*
 „zu seyn, wo ein tobender Geist der Neuerung sich er-
 „frecht, den treuen und gehorsamen Unterthanen durch die
 „heißlich um sich zehrende Fackel des Naturrechtes und
 „der Ranggleichheit zum Widerstande gegen seine ange-
 „stammten Obern zu verleiten. Deutschland und Europa
 „müssen *fest in den Zügel* genommen werden, wenn *Wir*
 „nicht das Beispiel erleben sollen, *Unseren eigenen Unter-*
 „*thanen unterthanig* zu werden. — Der Zustand des wie-
 „derberuhigten Frankreichs, und der Wunsch seines Cabi-
 „nets, das Land von Unseren Besatzungsheeren befreit zu
 „sehen, bietet *Uns* die günstigste Gelegenheit zu jenem
 „Monarchen-Congresse, von dem *Wir* bereits früher ab-
 „gehandelt. Seine Kaiserlich Königlich Russische Majestät
 „werden *Auftheil daran nehmen*, und *indem Wir*, als den
 „Hauptzweck desselben, die Erleichterung der Lage Frank-
 „reichs verkünden, haben *Wir* die beste Gelegenheit, zu
 „geheimen Berathungen über die Beseitigung der unruhi-
 „gen und drohenden Wünsche Deutschlands zu schreiten.
 „Sollten *Wir* auch einstweilen nichts ausmachen, als *spä-*
 „*tere* berathende Zusammenkünfte zum Behufe dieser Be-
 „seitigung, so gewinnen *Wir* zu Aachen wenigstens die An-
 „legung des hiezu nöthigen Grundplanes, und setzen uns
 „in den Stand, diejenige Ansicht in's Auge zu fassen, von
 „welcher aus *Wir* Unsere Widerstandsmassregeln zu ergrei-
 „fen haben, und die *Uns* zum künftigen Leitfaden bei Un-
 „sern Anordnungen gegen das Verlangen der Volksverfüh-
 „rer dienen wird. Über das festzustellende Loos des *Ge-*
 „*nerals Bonaparte* *) werde ich die Ehre haben, Ihnen
 „mündliche Eröffnungen zu machen.“ — — —

Sonach ward es denn beschlossen, sämmtlichen Jour-
 nalisten und dienstfertigen Zeitgeschichtschreibern die Esels-
 haut umzuwerfen, und sie hinter's Dunkel der Diplomatie

*) Siehe den Artikel: Geheimer Minister-Congress zu Wien.

zu führen. In der That zeigte sich auch bis heutigen Tages nicht ein einziger Geschichtschreiber, der nicht in die Falle gegangen wäre. Diejenigen, welche allenfalls der Sache doch nicht recht trauten, bemerkten höchstens: „es seyen unstreitig noch *ganz andere Dinge*, als das Herausziehen der Truppen aus Frankreich, zu Aachen auf's Tapet gekommen, — allein, der *Schleier der Verhandlungen sey nimmermehr zu lüften*, und auf jeden Fall seyen die deutschen Besatzungsheere Frankreichs die *Hauptangelegenheit* gewesen!“ — Gute, hinter's Dunkel geführte Geschichtschreiber! Ich habe nichts gegen Euren guten Willen und Eure Redlichkeit einzuwenden; allein, wo die versteckte Heuchelei und die Absicht der trügerischen Blendung so *offenbar* in die Augen sprang, als zu Aachen, Troppau, Carlsbad und Laibach, da hättet Ihr besser gethan, ganz zu schweigen, als Euch unwillkürlich zum stützenden Werkzeuge jener Diplomatenabsicht herzugeben, indem Ihr Euch zu keine anderen Daten hieltet, als an die von den *Herren selbst* angegebenen. —

Hardenberg affectirte in seinen Antworten an Metternich den lakonischen Ton seines Souverains, und erklärte sich „*im Voraus*“ mit Allem einverstanden, was die bekannte diplomatische Raffinerie Sr. Durchlaucht bestimmen würde. Wie ausgedehnt der damalige Plan Metternichs war, um Europa's Völker die wahre Absicht seines Cabinets zu verbergen, erklärt sich daraus, dass er es nicht unter seiner Diplomatenwürde hielt, an *Castlereagh*, dem englischen Schuft, zu schreiben, und ihn zu bitten, einige englische **Boxer** mit nach Aachen zu bringen, „weil die Neuheit dieses Schauspiels nicht wenig zur Ablenkung der sich amüsirenden Gemüther von den Verhandlungen der Diplomatie beitragen würde.“ — Wirklich erschienen auch zu Aachen die Boxer, Gagson, Carter und Cooper. Eben so wurde die Madame Catalani verschrieben. Der Effekt war nicht übel berechnet. Der übrige Pomp und Glanz der Monarchen trug das Seinige dazu bei, — und, während das Ganze den Anschein gewann, als habe man sich, nächst der französischen Besatzungsfrage, bloß zu Concerten, Bal-

len und Friedensfestlichkeiten versammelt, flocht die Diplomatie ihre Stricke für den Frankfurter Bundesgalgen, und Deutschland zappelte mit heraushängender Jubelzunge längst in der Metternich'schen Galgenschlinge, während noch alle seine Journale das zu Aachen festgestellte Heil der Welt verkündeten.

Hardenberg traf vor allen Andern Anfangs August in Aachen ein. Er ordnete die Lokalitäten, liess ganz Aachen zu einer lebenden Marionettenbude herrichten, und das zu erwartende grosse Spektakelstück wurde, mit Hilfe der engagirten Boxer, Tänzer, Luftschiffer und Sänger, in vier Akte eingetheilt.

Der erste Akt enthielt: Öffentliche Beruhigung Frankreichs, letzte Bestechung und Erkaufung seines Cabinets und des Ministers Richelieu zur Unterstützung der Arbeiten des Bundestages, Erneuerung der heiligen Allianz, Verbreitung falscher Hoffnungen und Gerüchte, und, als Finale, Concert der Catalani, Wettfahrt der beiden anwesenden Luftschifferinnen und eine englische Box-Prügelei.

Der zweite Akt: 1) *Geheime Abtheilung, hinter den Coulissen*: Versammlung der Diplomaten von England, Russland, Frankreich, Österreich und Preussen, zur Herstellung des Gehorsams der Deutschen; zur Unterdrückung der Pressfreiheit; zur Errichtung eines neuen Bündnisses der fünf grossen Mächte, um sich bei den späteren Vorschlägen Metternichs hilfreich die Hände zu bieten; zur Zugeltung aller und jeder volksthümlichen Freiheits-Idee; zur Kinzwangung der europäischen Menschheit in's alte Unterthanengleis und, als Schlussstein, zur Aufstellung eines Prinzips, nach welchem, bei der später eintretenden Absicht irgend eines europäischen Hofes: neue Minister oder *Genannte* zu ernennen, diese Ernennung nur unter Zustimmung und leitender Mitwahl sämtlicher sich verbündenden Cabinete zu geschehen habe. — 2) *Offenes Spiel auf der sichtbaren Bühne*: *Pompöse, religiöse, tief ergreifende und Deutschlands Wohl auf ewig herstellende Feier des 18ten Oktobers, durch — eine fürstliche Füt-*

terung des Magens, oder, wie die Journalisten sagen, ein kaiserlich-königliches *Festmahl! Hundert und fünfzig* Mäuler beschäftigten sich dabei mit dem „Heile der Welt!“ — Zum Schlusse: a) *vor* Auslöschung der Lampen: Kunststücke, Tanz und Concert; b) *nach* Erlöschung der Lampen: Einführung von 130 Tugendmädchen, zur Ablenkung des *Überflusses* der festlichen Wohlfahrtsbeschäftigung und Umwandlung dieses Überflusses in einen ergiebigen *Ansatz* oder *Erguss* der fürstlichen Gesinnungen, zum Besten sämtlicher tiefgerührter Vaterländer. —

Dritter Akt: 1) *Fortsetzung* des obenbenannten Spieles *hinter* den Couliissen. 2) Reise der Monarchen von Russland und Preussen nach Paris, zur Übersetzung der ersten beiden Akte in's Französische. — Deklamation und Versöhnungs-Szene des englischen Schurken Wellington, mit dem beruhigten Geiste der Franzosen. — Finale: Zusagender Händedruck und *Tüfeln-Legen* der Banquiers *Rothschild* und *Mendelssohn*; Überschlagn des abzugebenden Kredits von den Banquiers *Parish*, *Bethmann* und *Baring*. Concert, Ball, **diplomatische Harmonie-Musik** und — abermalige Lampenauslöschung. —

Vierter und letzter Akt. 1) Fortsetzung und Beschluss des Spieles *hinter* den Couliissen. 2) Rückkehr und rührender Empfang der Monarchen von Russland und Preussen; Vertheilung einiger Unterstützung an Arme, um sich in ihnen die nöthigen Claqueurs zur Bewunderung der Theatermitglieder zu verschaffen; Schlussnote an das französische Cabinet, zur unterthänigsten Begeisterung des französischen Volkes; — Unterzeichnung eines Protokolls über die festgestellten Gesinnungen der versammelt gewesenen Herrscher und Diplomaten; — Deklaration des Aachener Congresses an Europa. Finale: Herunterlassung des Vorhanges; wüthendes Bravogeschrei der Journalisten und Staatsbeamten; Hervorrufung Metternichs und des Königs von Preussen durch die Einwohner von Aachen; Abreise der Helden des Drama's. —

Ohne von einer Meisterschaft dieser Anlegung des Drama's zu reden, darf man doch eingestehen, dass der

Theater- Inspizient Hardenberg die treffliche Schule und Unterweisung Metternichs in ganzem Umfange bekundete, und das, kurz nachher zu Carlsbad, Wien, Troppau und Laibach aufgeführte *Nachspiel* wird uns hinlänglich davon belehren, mit welcher unglaublich-richtigen Berechnung das Aachner Schauspiel *hinter* den Coullissen abgefasst war. —

Werfen wir einen kurzen Blick auf das Hinter-Coullissenstück. — Das *sichtbare* Spiel ist Jedem schon bekannt, durch ein Heer von dienstfertigen Geschichtschreibern, welche diese Sichtbarkeit, in Ermangelung besserer Nachrichten, für baare Münze nehmen mussten. Ich will Ihnen etwas Unbekannteres mittheilen, und mich nicht damit abgeben, ob z. B. die, bei dem rührenden Festmahle am 1sten October auf dem keuschen Busen der Fürstin von Thurn und Taxis erglänzten, von ungeheurem Werthe zeugenden *Diamanten*, dem ausgesaugten Marke der Deutschen auf erliche oder auf andere Weise durch den Oberstpostfürsten entriszen waren.

Die *geheimen*, allen Augen verborgenen, Sitzungen wurden in der Privatwohnung des Metternich oder Hardenberg gehalten.

Gleich in der ersten Sitzung (bei Hardenberg) kam man dahin überein, die französische Frage so schnell als thunlich zu erledigen, um Zeit für die deutschen Angelegenheiten zu gewinnen. — Zwar wurde fast in allen Sitzungen noch irgend ein Zipfel der französischen Frage berührt, blos um Castlereagh, den man mit Etwas beschäftigen wollte, während man ihn von den geheimen Verhandlungen über *Deutschland* ausschliessen musste, einen Anhaltspunkt zu geben. Doch, sobald diese Frage in jeder Sitzung vorüber war, ward die Sitzung *scheinbar* aufgehoben, und nach Castlereaghs Entfernung begann erst die *eigentliche* Geheim-Conferenz zwischen Metternich, Hardenberg und Nesselrode. Ich spreche demnach hier blos von *diesem Triumvirat*, welches ich mit dem Namen *Geheimzahl* bezeichnen will. —

Bei der ersten Geheimzahl trat zuerst Metternich auf,

und entwickelte mit eben so viel Bedacht als Beredsamkeit die Nothwendigkeit, gegen die (sogenannten) Umrtriebe, unter denen Deutschland leide, mit der entschiedensten Energie und Gewalt aufzutreten. Er stellte die Gefahr dar, die aus dem erwachten und umsichgreifenden Geiste der deutschen Jugend in Kurzem für Polen und dadurch für Russland hervorgehen müsse, und drang darauf, sich von Seiten der drei Mächte zu einem neuen und engeren Bunde im Interesse der drei Majestäten zu vereinigen. Ja, er ging so weit, dem aufgeklärten Verstande Alexanders darüber fein-diplomatische Vorwürfe zu machen, dass derselbe durch seine Neigung, die Leibeigenschaft aufzuheben, sich gewissermassen als grossmüthiger Dulder der deutschen Aufklärung erweise, und suchte dem Repräsentanten Russlands begreiflich zu machen, wie eine solche „übertriebene Nachgiebigkeit“ des russischen Kaisers gegen den Geist des Jahrhunderts über kurz oder lang die verderblichsten Folgen für ihn selbst (Alexander) herbeiführen müsse. Er verbreitete sich über das bisher in Österreich befolgte, kluge Retardirungssystem, und suchte Hardenberg die Wege anzugeben, auf die der Preussen-König sich begeben müsse, wenn er die „Chimäre der Verfassungs-Idee dem Volke ferner aus dem Sinne schlagen wolle.“ — Er entwickelte mit Umsicht das Verhältniss der wiederhergestellten Macht der drei Herrscher zu dem materiellen Vermögen der europäischen Völker, ging auf den Grundsatz über, dass man die Führer der stehenden Heere durch jedes mögliche Geldopfer erkaufen müsse, um den gehorsamen Willen und die strengste Subordination der Armeen im Interesse der Fürsten aufrecht zu erhalten, erläuterte vorübergehend das Wesen und die Art und Weise der Zusammenhaltung der heterogenen Staaten Österreichs, — sprach von „scheinbaren Bewilligungen und Zugeständnissen, um die Gemüther so lange in gespannter Erwartung zu halten, bis man sich ihrer bemächtigt habe, und sie zügeln könne“ — und ging allmählig auf diejenige Basis über, auf welcher man, seiner Meinung nach, das neue Gebäude der Fürstenevereinigung am sichersten und zweckmässigsten errichten dürfe. —

Die *Maxime* der gegenseitigen Pflicht zwischen Fürst und Unterthan — sprach er laut — sey vor undenklichen Zeiten und bei allen Völkern des Alterthums die nämlichen gewesen. „Irrungen“ liessen sich freilich nicht vermeiden; — allein, daher stünden ja den Fürsten von jeher ihre „getreuen Räthe und Minister“ zur Seite, und es sey immer die Sache dieser „getreuen Räthe“ gewesen, derlei Irrungen im Staatswesen so zu wenden und zu lenken, dass daraus kein Nachtheil für den angestammten Thron hervorgehe. — Er wolle hiedurch keinesweges behaupten, dass man, sollte wirklich ein Nachtheil entstehen, diesen dem Volke allein aufbürden müsse, — allein, die Würde und der Glanz eines hohen Herrscherthrones verlangten es an und für sich, die Sache so zu stellen, dass mindestens der Meinung, „als könne der Fürst, *als solcher*, fehlen, durchaus vorgebeugt würde.“ Der Fürst müsse und solle stets in der Meinung seiner Unterthanen als *unfehlbar* dastehen, und jedes, dem Fürsten durch ein Verlangen des Volkes aufgedrungene Verhältniss, das im Stande sey, den Fürsten in irgend einer Beziehung in eine Lage zu versetzen, die ihn als fehlenden Menschen bezeichnete, mithin ihm die angeborne Allmacht des Herrscherglanzes in den Augen seiner Untergebenen nehme, sey daher ganz und gar zu verwerfen; er — Metternich — werde sich sonach aus allen Kräften dagegen stemmen, dass man den „drei grossen Nationen Ihrer Majestäten“ ein grösseres Recht einräume, als nöthig sey, um sie in allen Handlungen des Fürsten dessen „freiwilliges Walten“ und dessen „Mild und Gnade“ erkennen zu lassen. Aus dieser Erklärung ergebe sich, dass nach seinem — Metternichs — Dafürhalten von einer „Verfassung, oder auch nur von einem der Verfassung ähnlichen Zustande, *wahrhaft* nicht die Rede seyn könne“. Russland, Preussen und Oesterreich seyen von Natur aus dazu bestimmt, sich die Hand zu gleichen Zwecken und zu gleichem Wirken zu bieten. Immerhin könne man „kleineren und unbedeutenderen Staaten Deutschlands, als Baiern, Württemberg, Hessen u. s. w. das kurzweilige Spiel einer Verfassung

zugestehen,“ allein, eine solche harmonie nimmermehr mit der Würde und Hoheit eines der drei Staaten Ihrer Majestäten. Auch sey durch ihn — Metternich — bereits hinlänglich dafür gesorgt, dass jenes kurzweilige Verfassungsspiel in den kleineren Staaten nicht weiter um sich griffe, als eben zu den Zwecken der beiden dominirenden Staaten Deutschlands nöthig sey. Dafür eben stünde und garantire ihm der *Bundestag*, dessen Hauptgeschäft es sey, den kleineren Souverainen kommentirend und leitend zur Seite zu stehen, und ihnen im Falle der Noth die Mittel an die Hand zu geben, den, seine vorgesetzte Schranke der Unterthänigkeit überschreitenden, Deutschen zu seiner Pflicht, mit vollster Anwendung der, dem *Bundestage* zustehenden Macht und Gewalt zurückzuführen.

Die Basis, auf welcher der neue Fürstenbund errichtet werden müsse, sey: „entschiedene Ablehnung und Unterdrückung aller nationalen Wünsche, die eine wirkliche Beschränkung der oberherrlichen Gewalt zur Folge haben dürften; entschiedene Beseitigung und Unterdrückung des revolutionären Geistes, und geheime Einwirkung gegen denselben in allen europäischen Staaten, vorzüglich in Deutschland, Italien, Frankreich, Spanien und Portugal; und endlich: entschiedene Machtaufstellung der drei grossen Allirten, zur Zügelung aller Einwürfe von Seiten Englands oder Frankreichs, falls eine dortige Veränderung der Dynastie einen Herrscher auf den Thron bringen würde, welcher sich diesem Beschlusse und dem Systeme Ihrer verbundenen Majestäten abgeneigt erwiese.“ —

„Sollten wir“ — sprach Metternich am Ende — „trotz dieser Massregeln einst dennoch einer nationalen Übermacht erliegen, — gut! so sollen doch unsere Enkel nicht sagen dürfen, dass wir irgend Etwas vernachlässigt hätten, um einem solchen unerwarteten und betrubenden Resultate vorzubeugen.“ — — —

Metternich war bei dieser Rede beinahe warm geworden. Der heilige Geist der Souveränität schien über ihn gekommen zu seyn, und ihn zur Geburt dieser Erklärung beschattet zu haben.

Nach ihm erhob sich Hardenberg, — bleich, und nicht ohne Zittern; denn, sein österreichischer Lehrmeister stand lachend und erwartend vor ihm, gleich, als betrachte er den Vortrag des preussischen Staatskanzlers als ein Examen des bisherigen Unterrichtes. — Hardenberg war nie ein Redner. In oft abgebrochenen, unzusammenhängenden Sätzen und mit häufigem Stocken brachte er ungefähr Folgendes heraus:

„Sein Herr, der König von Preussen, habe niemals ernstlich im Sinne gehabt, eine solche Art von Verfassung, wie sie Se. hochfürstliche Durchlaucht anzudeuten scheine, in den preussischen Staaten eintreten zu lassen. Wenn demnach Se. Majestät, der König, auch wirklich dem Volke in öffentlichen Verkündigungen eine Repräsentation versprochen habe, so sey erstens damit eine ganz andere Verfassung gemeint gewesen, als die, so man z. B. in Frankreich oder in einigen der kleineren deutschen Staaten besitze; und zweitens seyen ja in jedem Falle die Umstände zu berücksichtigen, unter denen Se. Majestät genöthigt gewesen sey, dem preussischen Volke für seine patriotischen Aufopferungen eine „**Art von Lohn**“ zu versprechen. — Der König habe nie im Entferntesten daran gedacht, seiner Herrscherwürde das Geringste zu vergeben. Er sey vielmehr immer Willens gewesen, diese Herrscherwürde wo möglich mit noch grösserem Glanze zu umgehen, und sie auf noch festeren Grundlagen der Souveränität zu basiren. — Se. Majestät habe in den Stürmen der Zeit und in den schweren Bekümmernissen ihres landesväterlichen Herzens nicht Zeit gehabt, ernstlich zu überlegen, inwiefern das wirkliche Eintreten einer solchen Verfassung Ihrem Throne und dessen Rechten sich nachtheilig erweisen könne. Kaum aber seyen diese Stürme beseitigt und jene Bekümmernisse beschwichtigt gewesen, — kaum sey Se. Majestät dahin gelangt, das, was der Drang der Umstände gewissermassen abgzwungen habe, reiflicher und ruhiger zu überlegen, so habe sich auch, — *wie das ja die Welt nunmehr wisse*“ — Se. Majestät beehrt, das gegebene Versprechen „*dergestalt zu modifiziren*“, dass daraus die Mög-

lichkeit hervorgegangen sey, das Versprochene *rückgängig* zu machen. Er, Hardenberg, frage die beiden Repräsentanten Ihrer Majestäten: „ob denn Preussen eine *Verfassung* habe, und ob aus den, in Preussen nunmehr geordneten Thronverhältnissen auch nur im Mindesten der „**Verdacht**“ entfließen könne, als wolle Preussen **jemals** eine sogenannte Verfassung konstituiren? — Er, Hardenberg, habe zwar schon bei dem Wiener Congresse „*nicht den Anschein gegeben*, als unterstütze er ein derlei Volksverlangen,“ allein weder ihm, noch Seiner königlichen Majestät werde man *dermalen* vorwerfen können, als sey jenes „diplomatische Benehmen“ der wahre und wirkliche Ausdruck der Gesinnungen Preussens gewesen. — Se. Majestät, der König von Preussen, sey längst zu der hohen Einsicht gelangt, dass es für die Ruhe der Welt kein zweckmässigeres System gebe, als das von Seiner Durchlaucht, dem Herrn Fürsten von Metternich aufgestellte. Allein man müsse jedenfalls zugestehen, dass es, bei der vorgewiesenen Intelligenz der preussischen Nation, während der letzten Krieger- und Schreckenszeit *ganz ungewöhnlicher* Mittel bedurft hätte, um einestheils die Gemüther zur Waffenergreifung gegen den gemeinschaftlichen Feind zu entflammen, und andertheils die, durch jene Entflammung hervorgebrachte Aufregung wieder auf sanfte und unverletzende Art zu dämpfen. Jene „*aussergewöhnlichen Mittel*“ aber hätten bei dem preussischen Cabinet darin bestanden, dass man einestheils (zur Entflammung gegen den Feind) einem der sehnlichsten Wünsche des Volkes nachgespürt, und der Nation alsdann die ungesäumte Erfüllung dieses Wunsches versprochen, — dagegen andertheils (zur Dämpfung der hervorgebrachten Aufregung), das Versprochene, nach vorübergegangener Gefahr, zwar nicht gehalten, dagegen aber einen staatsstümlichen Zustand herbeigeführt habe, der wenigstens das noch immer unruhige Volk *in der Hoffnung* belasse, als könnte eine solche Verfassung noch eingeführt werden. — Errege dieser „*verdrussliche Umstand*,“ zu welchem Se. Majestät, um den „*Schein der Gerechtigkeit*“ nicht zu verlieren, *gezwungen* gewesen

sey. Seiner Durchlaucht einige Besorgnisse, so sey er — Hardenberg — von Seiten seines Herrn bevollmächtigt, dem österreichischen Kaiserhause hiemit die heilige Versicherung zu geben: dass an Einführung einer preussischen Verfassung unter dem erhabenen Scepter Seiner Allirten Majestät nicht zu denken sey“. —

(In diesem Augenblicke, Milady, wurde mein, hinter der geheimen Tapetenthüre des Conferenz-Zimmers horchender Referent von einem kurzen Husten befallen, und musste sich eiligst entfernen. Nach einer Minute war er jedoch wieder an Ort und Stelle. Hardenberg sprach noch immer; ich denke jedoch nicht, dass ich sehr Wichtiges verlor).

— — — „Und wenn auch wirklich die sogenannte Welt es missbilligen sollte“ — (sprach Hardenberg, als mein Referent das Ohr wieder an Ort und Stelle hatte) — „so ist meinem Herrn und König viel zu sehr an der Aufrechterhaltung des innigen Verhältnisses zwischen Ihren Allirten Majestäten gelegen, als dass Allerhöchstderselbe sich weiter um solche Missbilligung kümmern würde“. —

Niemand — sprach Hardenberg weiter — würde es Sr. preussischen Majestät verargen können, wenn Höchst-dieselbe einem System sich anschlosse, welches gleichzeitig zur Befestigung des altherkömmlichen Regentenglanzes und zur „möglichsten Entlastung“ des gehorchenden Unterthanen diene, „ohne jedoch zu Conzessionen sich herbeizulassen, die in die Länge mit der unbeschränkten Gewalt und Würde des Herrschers unverträglich seyen“. — Se. Durchlaucht der Fürst-Staatskanzler Österreichs habe es durch strenge Befolgung dieses Systems hinlänglich in den Augen Europa's erwiesen, wie „glücklich und zufrieden“ ein so grosser Staat, als der Österreichische auch ohne jene träumerische Chimäre, „Verfassung“ genannt, sich fühlen könne. — Das sonderbare, aus allen Fugen gerissene Gebäude der deutschen Nation zur Zeit des Wiener Congresses und die damals so schwankende und noch un- ausgeglichene Stellung Preussens zu den übrigen deutschen

Staaten, hätten es damals nöthig gemacht, sich gegen die hohe Versammlung der Fürsten und Diplomaten von Seiten des preussischen Cabinets auf eine Weise zu äussern, die — indem Preussen versuchte, sich in den Augen seiner eigenen Unterthanen einen „Anstrich von Liberalismus“ zu geben — das österreichische Cabinet vielleicht zu der Meinung verleitet habe, als wolle Preussen eine neue, dem alten Herkommen und Glanze der beiden dominirenden deutschen Regentenhäuser zuwiderlaufende Richtung einschlagen. Dem sey jedoch nicht also. Preussen habe zu jener Zeit bloß darum kein Bedenken getragen, sich zu Gunsten der Volkswünsche zu äussern, „weil es von der bewährten Einsicht des österreichischen Cabinets erwartet habe, dasselbe werde von selbst wissen, dass jene Gunstäußerung Preussens nur eine *scheinbare*, das deutsche Volk *momentan beruhigende* sey. — Er — Hardenberg — erinnere sich nicht, dass seit der Begründung des deutschen Bundes von Seite Preussens irgend ein neuer Schritt in geistiger oder materieller Hinsicht geschehen sey, welcher das preussische Cabinet „*verdächtigen*“ könne, sich von den Prinzipien der drei Mächte trennen, und dem preussischen oder deutschen Volke mehr zugestehen zu wollen, als sich mit der Einwilligung und der Zufriedenheit Österreichs vertrüge.“ — Se. Majestät, der König, sey mit dem dermaligen Zustande der preussischen Thronverhältnisse dergestalt einverstanden, dass Allerhöchstdieselben es nur mehr als einen Wahnsinn betrachten würden, irgend eine wesentliche Änderung in diesen Verhältnissen fordern zu wollen, — die Forderung komme von welcher Seite sie immer möge. — Seine Majestät hätten bereits mehr als zu klar eingesehen, dass Höchstdero Interesse gebieterisch heische, sich inniger als je mit Ihren beiden hohen Allirten zu vereinigen, und er, Hardenberg, glaube daher seiner Instruktion nichts zu vergeben, wenn er sich schliesslich die Bemerkung erlaube: dass Se. Majestät, der König, im Voraus Alles genehmigen und gutheissen würde, was Se. Durchlaucht, der Fürst von Metternich im Auftrage und Interesse Seiner k. k. Majestät glaubten beschliessen zu müssen.

Preussens König hege die feste Überzeugung, dass die grössere Mehrzahl der deutschen Völker über kurz oder lang zur Erkenntniss kommen würde, welche heilbringenden Segnungen das von Österreich befolgte System in sich begriffe. Mithin habe er, Hardenberg, dieser seiner Erklärung nichts weiter beizufügen, als dass sein Herr, der König, die neu herzustellende Basis einer festeren Ordnung der deutschen Angelegenheiten ganz und gar dem Ermessen Sr. Durchlaucht, des Fürsten von Metternich, anheimstelle. Das preussische Cabinet ersuche blos um jedesmalige, zeitige Mittheilung der etwaigen weisen Vorschläge“. —

Hardenberg endigte, und dem Fürsten Metternich — standen die hellen Thränen im Auge! Er schien wirklich tief gerührt von dieser unerwarteten, seine glänzendsten Hoffnungen übersteigenden Anhänglichkeit des guten und gerechten Preussenkönigs, und die, — mehr einer *Entschuldigung*, als einer Erklärung gleichende, — Rede seines Freundes Hardenberg überraschte ihn dermassen, dass er seine Zustimmung vor der Hand blos in einem warmen, lang' anhaltenden Handedrucke zu erkennen gab. —

Nesselrode schien keine Thräne vorrätbig zu haben. Er nahm jedoch gerührt eine Prise aus der dargebotenen Dose Metternichs, und warf dem erschöpften Hardenberg einen schmunzelnden Blick zu, so ungefähr, als wollte er sagen: „Gut bestanden, mein Junge!“ — — —

Darauf erklärte denn Nesselrode, dass er nichts zu erklären habe; dass er jedoch von dem Gehörten eine schriftliche Darlegung sich erbitte, um es Seiner Majestät, dem Kaiser aller Reussen mittheilen zu können. —

Man ging alsdann zu einiger näheren Erörterung Behufs der Einleitung zu dem grossen Vorhaben über, und es ward beschlossen, dass Metternich für die dritte geheime Sitzung (des Triumvirates) einen schriftlichen Entwurf ausarbeiten solle, den man alsdann zur Grundlage der neuen Anordnung nehmen könne. —

Einige Gläser Johannisberger besiegelten das Ganze, und gleich darauf schloss die erste Sitzung. —

Im zweiten Geheimtriumvirate übergab Metternich an Nesselrode die verlangte schriftliche Darlegung der ersten Verhandlung. — Sodann eröffnete er einen neuen Plan, zu einem abermaligen Diplomaten-Congresso, welchen er das folgende Jahr in Carlsbad oder Toplitz wünsche in's Leben treten zu sehen, und dessen geheime Verhandlungen zwar als eine Fortsetzung der diesjährigen zu betrachten seyen, die dann aber mehr „direct in's Spezielle“ einzugreifen hätten. — Er versprach, bis dahin gewisse Vorschläge in's Reine zu bringen, von deren Wichtigkeit und Nothwendigkeit er Europa zu überzeugen hoffe. — Im Übrigen betraf diese zweite Sitzung blos Frankreichs neue Stellung, über deren Haltbarkeit Metternich — unter uns gesagt — damals grosse Zweifel ausserte, indem er von „anderen Gewährleistungsmännern (wahrscheinlich Spionen) sprach, die man, nach dem Auszuge der Besatzungstruppen, in Frankreich aufstellen müsse. —

Die dritte Sitzung brachte den in der ersten besprochenen Entwurf, der unter Anderem Folgendes enthielt. —

„Es scheint ausgemacht zu seyn, dass, — wie überhaupt kein, auf Gegengewirkung und Widerstand ab Zweckender, Verein von Kräften ohne leitendes Centrum sich bilden kann, — so auch der aufgeregte, zum Widerstande sich rüstende Geist der Unzufriedenheit in den europäischen Staaten von einem leitenden Centrum ausgehe. Die geographische Lage Deutschlands macht es den drei hohen Alliirten zur Pflicht, Höchstdero Augenmerk zunächst auf dessen Völker zu richten und zu ergründen, inwiefern unter dem ungehorsamen Theile derselben sich ein gemeinschaftliches, durch einen und denselben staatsgefährdenden Zweck bedingtes, Streben bekundet, und inwieweit bei näherer Betrachtung sich der Verdacht einer „revolutionären Centralisation“ erweisen lasse, oder nicht. Der österreichischen Staatskanzlei liegen authentische Berichte vor, nach denen ein solcher Verdacht mit guten Gründen aufzustellen ist, und Se. Durchlaucht, der Fürst von Metternich, glaubt es seinem Herrn und dem Interesse aller Fürsten Deutschlands schuldig zu seyn, die Sache zur angelegentlichsten Unter-

suchung zu empfehlen. — Der Vorschlag zu einer solchen Untersuchung dürfte gerechtfertigt sein durch den Umstand, dass man einigen Hauptverführern bereits auf der Spur ist, deren Umtriebe nachzuweisen uns nicht gar schwer fallen wird. — Den erwählten Standpunkt dieser Aufrührerstifter genauer erwägend, finden wir leicht, was es mit dem Begriffe „Zentralisation“ in den deutschen Staaten für eine Bewandniß habe. Wir finden nämlich, dass sie den Herd ihrer gesetzwidrigen Thätigkeit nur dort aufschlagen, wo eine grössere Anzahl junger und unerfahrener Opfer ihnen zu Gebote steht, und ihre ausgestreuten Maximen durch den verworrenen Zustand verkehrter Ideen leicht Anklang finden. — Wir bemerken, dass es ihnen darum zu thun ist, gewisse Unterabtheilungen an ähnlichen Orten zu bilden, nach denen man leitende Abgesandte ohne besonderes Aufsehen hinschicken, und von welchen aus man sich leicht in Correspondenz mit Deutschlands Jugend setzen könne. Mit einem Worte, Se. Durchlaucht, der Fürst von Metternich, vermuthet mit gutem Grunde, dass die sich bildende Propaganda, — und eine solche existirt bereits ohne den Zweifel — ihre Hauptsitze an den deutschen *Universitäten* aufzuschlagen beginnt. — Se. Durchlaucht sind zugleich überzeugt, dass man damit umgeht, die zu verführenden Junglinge nicht erst bei ihrem wirklichen akademischen Lehrgange in's Interesse jener staatsgefährlichen Opponenten zu ziehen, sondern, dass man vielmehr den ersten betäubenden Einfluss auf die Gemüther schon in den höheren Vorbereitungsschulen, den Gymnasien u. s. w. zur Anwendung zu bringen sucht. Se. Durchlaucht kann nicht umhin, hier ihr Bedauern darüber auszudrücken, dass in den deutschen Vorbereitungsschulen auf Religion und Moral bei weitem nicht die Mühe und Aufmerksamkeit verwendet wird als erforderlich ist, um den erwachenden Verstand der Zöglinge frühzeitig von unerlaubten Irrwegen abzuhalten. Man hat hierin an vielen Orten vielmehr den Gegenweg eingeschlagen, und, während in den Schulen Österreichs nächst der praktischen und Brodwissenschaft das Einprägen der, einem monarchischen Staate nothwendigen,

Religion und Moral den Lehrern zur Hauptaufgabe gestellt ist, überlässt man diese nützlichen, Deutschland so zweckdienlichen Lehren dem Gutdünken und freien Willen einiger — oft gar nicht einmal recht geprüfter — Erzieher, welche ihren Geschmack weit lieber in brodlosen Künsten, im Turnen und Fechten, als in der ihnen obliegenden christlichen Pflicht bekunden. — Bevor diesem Hauptübelstande nicht abgeholfen ist, kann man keine dauernden Resultate von der neuen Ordnung der Dinge erwarten. — Se. Durchlaucht trägt daher vor Allem darauf an, bei der nächsten Zusammenkunft seiner hochachtbaren Herren Collegen diesen Umstand der reiflichsten Erwägung zu unterziehen, und ihn, was insbesondere das Wohl der deutschen Länder betrifft, zur Grundlage bei den allenfalls vorzunehmenden Veränderungen zu machen — u. s. w. —

In der vierten Geheimsitzung ging man sodann auf die Lage und den politischen Standpunkt von Polen, Italien, Spanien und Portugal über. —

Polen, äusserte Metternich, sey durch die dahin verpflanzten „Maximen Bonapartischer Denkweise“ in eine geistige Aufregung versetzt, die das ernstlichste Bedenken Sr. Majestät des Kaisers aller Reussen erheische. Die Polen seyen „geborne Miszvergünzte,“ denen der so glücklich herbeigeführte Zustand der Restauration ohne Zweifel als „unbehaglich und dem blendenden Flimmer ihres vermeintlichen, durch Bonaparte so gut benützten, alten Ruhmes nicht anpassend“ erscheinen würde. — Dies in Berücksichtigung gezogen und angenommen, dass ihre „Tollkühnheit“ sie zu gesetzeswidrigen Schritten verleiten würde, so sey es als möglich voranzusehen, dass eine in Polen zum Ausbruche kommende Flamme leicht bis in's Herz der drei verbündeten Staaten überschläge, und ihre verheerende Wirkung sodann über ganz Europa verbreite. Zwar hätte dies unruhige, bis jetzt immer so glücklich „zurechtgewiesene und in die Schranke des Gehorsams zurückgetriebene Land der Schwärmer“ seine bisherigen Versuche der Art theuer genug gebüsst, und die Gnade Gottes habe den „rechtmässigen Oberherren“ desselben immer den Sieg ver-

lichen; — allein, die Zeiten hätten sich auf eine Weise geändert, die es wünschenswerth mache, diesem „voller Zündstoff sich befindenden Lande *ganz andere, für dessen Gehorsam garantirende Kräfte einzuverleihen*“. — Polen müsse unter *derbes* Regiment genommen, und ihm müsse ein Mann an die Spitze gegeben werden, der Energie genug besässe, ihm zu imponiren, und es „in beständiger Ehrfurcht, oder besser zu sagen, in beständiger Furcht vor dem Kaiserhause zu erhalten“. — Hätte Frankreich für wiederauflebende Ruhestörer einen Anhang zu erwarten, so wäre dieser vor Allem in Polen zu befürchten, indem es sich nur allzudeutlich herausgestellt habe, dass die Polen ihre „sogenannte Restauration“ nur durch eine Verbrüderung mit dem aufwieglerischen Geiste der Franzosen glauben erreichen zu müssen. — Hätte man demnach schon an und für sich Ursache, die Bewegungen der sogenannten *französischen* Volkspartei mit Strenge zu unterdrücken, so wäre die Niederhaltung einer ähnlichen Partei in *Polen* von noch weit wichtigerem Interesse, indem der Widerstand von Seiten der drei Mächte weit grösseren Anstrengungen unterliegen würde, sobald jene beabsichtigte Verbrüderung wirklich zu Stande käme. Er, Metternich, schlage mithin vor, die neue Stellung Polens zu einer Hauptfrage zu erheben, und sich gegenseitig die Hand zur Zügelung und Beaufsichtigung seiner Bewohner zu bieten. — Es könne unmöglich mehr von „nachgiebiger Milde“ die Rede seyn, seitdem die Polen bewiesen, wie sehr sie zum Missbrauche solcher Milde geneigt seyen. Man müsse zwar von *direkter* Härte sich zu entfernen trachten, aber dies Entfernen dürfe nicht so weit gehen, dass es den Anschein gewinnen könnte, als fürchte man, seinen Unterthanen einige Strenge zu zeigen. Übrigens sei es von der Weisheit Seiner kaiserlich russischen Majestät vorauszusetzen, dass Allerhöchstdieselben die geeigneten Mittel gegen jedes drohende Übel zu finden wissen würden. Was Preussen und insbesondere Österreich beträfe, so erfreuten sich die beiden Regentenhäuser bereits des besten Erfolgs ihrer demnach getroffenen Anordnungen, und um so eher

sehen sie sich daher in den Stand gesetzt, ihrem hohen Alliierten, dem Kaiser aller Reussen mit ganzer Kraft und in jeder Beziehung gegen etwaige verbrecherische Anschläge beizustehen. Hoffentlich würden die, dem russischen Szepter unterworfenen Polen um so eher sich den Schranken des Gehorsams fügen, als sie von ihren preussischen oder österreichischen Landesbrüdern niemals eine Theilnahme an solchen Anschlägen zu erwarten hätten.^{*)} — Er, Metternich, wolle hiemit seinen Herrn Collegen ersucht haben, Sr. Majestät, den Kaiser Alexander baldmöglichst von diesen Ansichten in Kenntniss zu setzen, und das Seinige dazu beizutragen, um im Königreiche Polen die ganze Gewalt des russischen Szepters geltend zu machen. Die Polen seyen treu und ergeben, „so lange das Schwert des Damocles über ihrem Haupte schwebt“. — — —

Was Italien betraf — fuhr Metternich fort — so gähre es bedenklich im Königreiche Neapel, und eben so liesse sich ein höchst bedenklicher Zustand in den, Seiner k. k. Majestät von Österreich unterworfenen Staaten nicht verkennen. Es habe jedoch das österreichische Cabinet bereits mehr kräftige Anstalten getroffen, um sowohl dem neapolitanischen Hofe in Beseitigung der ihm drohenden Gefahr an die Hand zu gehen, als auch insbesondere, dem „zweideutigen“ Zustande der österreich-italiänischen Provinzen ein schnelles Ende zu machen. Zu diesem Ende sey unter Anderem bereits eine persönliche Reise Sr. k. k. österreichischen Majestät in die italiänischen Provinzen beschlossen, welche Reise sich bis nach Rom ausdehnen würde, um zum Überflusse noch mit Seiner päpstlichen Heiligkeit geeignete Rücksprache wegen allfälliger Unterstützung des neapolitanischen Hofes zu nehmen. — Man müsse „einige Millionen Kosten und Aufwand nicht sparen, da, wo es sich um die wichtigsten Interessen der Throne handle,“ und Österreich, sollte es sich auch ganz allein zum Opfer bringen, würde keine Summen scheuen,

^{*)} Die neueste Zeit hat dies bewährt!

um überall, selbst, wenn es verlangt würde, „in den entferntesten Winkeln Europa's getreue und dem Thron' ergebene Wächter (*Spione*) aufzustellen, die man zur Bewachung der fürstlichen Interessen gebrauchen könne. — Aus diesem Grunde, — und da denn doch einmal alles und jedes Misstrauen zwischen den drei Häuptern des heiligen Bundes verschwunden sey — scheue er, Metternich sich gar nicht, zur Vorhütung aller etwaigen spätern Missverständnisse zu gestehen, dass das Wiener Cabinet seine „Fürsorge in dieser Beziehung bereits bis auf Spanien und Portugal ausgedehnt, und in jenen Staaten mit vielen Kosten Personen aufgestellt habe, deren Geschick und Treue erprobt sey, und deren höchst vortheilhafter politischer Standpunkt es ihnen möglich mache, mit Hilfe der dortigen Geistlichkeit im Interesse der Ruhe Europa's zu wirken, — so dass, sollte wirklich in Italien, Spanien oder Portugal ein kurzes Ungewitter zum Ausbruche kommen, dieses jedenfalls zu einer höchstgünstigen Reaktion, zum Vortheile der legitimen Throngewalt, benutzt werden würde und könnte“. — Man dürfe dies alles nur seiner, Metternichs, Leitung überlassen. — Er sey nicht gewohnt, „eher Pulver auf die Pfanne zu schütten, als bis ihm das Ziel gewinn sey“. — Wäre Deutschland nur erst einmal völlig untergehen, — wäre dessen unbedingter Gehorsam in allen seinen Landstrichen nur erst herbeigeführt, — und würde alsdann dem revolutionären Geiste in den übrigen europäischen Staaten eine imposante; „allzeit schlagfertige und unzertrennliche Heeresmacht der drei innig verbündeten Monarchen gegenübergestellt, so sey es ausgemacht, und könne keinem Zweifel mehr unterliegen, dass alle Versuche von Seiten einzelner Personen oder Provinzen, die Ruhe und den Frieden Europa's zu stören, an dem festen, unbeugsamen Willen und der würdevollen Haltung und Gewalt der drei Verbündeten ohnmächtig zerschellen würden. Keine andere, aus den Überbleibseln einer, in ihren Grundvesten zerrissenen und erschütterten, Propaganda zusammengeraffte, momentane Macht würde alsdann im Stande seyn, dem Willen der legitimen Herrscher ernst-

sich zu widerstreben, und Österreich glaubte in diesem Falle dafür *bürgen* zu können, dass die, bisher auf so unvollkommenen und leicht zu untergrabenden Grundlagen errichtete *Maxime* eines europäischen Gleichgewichtes und einer gesicherten Obergewalt der legitimen Dynastien nicht mehr unter die „frommen Wünsche“ zu zählen sey“. —

So sprach Metternich, der *Diplomat*; — so handelte Metternich, der *Politiker*; — ganz anders dachte vielleicht Metternich, der *Mensch*. Sie lächeln? —

Milady! Ich glaube es behaupten zu dürfen: Metternich ist kein wahrhaft schlechter Mensch, trotz seiner diplomatischen verwerflichen Handlungen. — Ich setze Ihnen das in einem meiner nächsten Briefe vielleicht auseinander. —

Das eben ist der Fluch der Politik, dass sie solche unbegreifliche Menschgestalten erzeugt, die das Herz dem kalten Verstande unterordnen, und, gezwungen durch eine eigene Art politischen Wahnsinns, das mit dem Verstande ausüben, was ihr Herz und Gewissen in der Stille des Selbstdenkens und der Stände der Erkenntniss so gerne verworfen hätte. Das ist der Fluch der neueren Diplomatie, dass sie so leicht kalt-mathematische, statt warm-moralischer Grössen unter die Völker schleudert, und Menschen zu menschwidrigen Handlungen verführt, deren besseres Herz sie zu Wohlthaten und edlen Handlungen der Unsterblichkeit hingerissen hätte, wenn sie es vermocht hätten, einen Frack ohne Knopflöcher und Knopflöcher ohne Ordensbänder zu tragen! — Auch Napoleon, der Despot und fühllose Eroberer, wäre Mensch gewesen, wenn er nicht Kaiser gewesen wäre. — — — —

Aber, bleiben wir hier bei der Farbe. — In der fünften und sechsten Geheimsitzung wurde das Kapitel aus der vierten weidläufiger fortgesetzt. Der Congress zu Carlsbad ward förmlich beschlossen, und um dies Schreiben nicht zu sehr auszudehnen, verweise ich Sie auf den Carlsbader Aufschluss. —

Der Aachener Verein endete. Die Nürnberger-Waaren-Boutiquen wurden abgebrochen, die Boxer und Sänger zo-

gen heim, die hohen Herren liessen ihr Sechsgespann herrichten, und die *Welt*, für deren *Heil* hätte gesorgt werden sollen, sperrte neugierig den Mund auf, und wusste — **Nichts**; aber sie **erfuhr** bald darauf desto mehr. —

In der, am Schlusse des Congresses an alle Höfe gesandten Deklaration hebe ich eine grosse Lüge heraus. Sie hiess: „Die innige Verbindung der Souveräne *bietet Europa das heiligste Unterpfand seiner künftigen Ruhe*. Der Zweck des Bundes ist eben so einfach, als gross und **segensbringend**.“ — — — — —

Ich hebe ferner eine grosse, *zur Lüge gewordene, Wahrheit* heraus. Sie hiess: „die Souveräne erkennen feierlichst, dass ihre Pflichten gegen Gott und gegen die Völker, die sie regieren, es ihnen zum Gesetze macht, der Welt, so viel an ihnen liegt, das Beispiel der **Gerechtigkeit, Mässigung und Eintracht** zu geben.“ — — —

Dem Aachener Congress folgte wirklich am 10ten Februar 1819 die grosse, pompöse Reise des österreichischen Kaisers nach Italien. — Metternich hatte alles, was in seinen Kräften stand, gethan, um dem Kaiser das unbeschreibliche Elend und die allgemeine, schwere Erhitterung, die damals in den österreichischen Provinzen herrschten, zu verbergen. Überall in Italien wurde *der, allzeit bereitwillige, Pöbel* erkauf, um den Monarchen mit Jubelgeschrei zu empfangen. — Schon am 5ten Februar erschien zu Venedig öffentlich eine Art von **Befehl**: dem Kaiser bei seiner Landung mit Jubel und Geschrei, mit flaggenden Gondeln und heulenden Vivats entgegenzueilen, und ihm zu zeigen, wie selig die Völker Italiens unter seinem Szepter seyen!“ —

Mit diesem herrlichen Befehl war freilich der Umstand leicht zu vereinen und aufzuklären, dass an dem nämlichen 5ten Februar, Nachts um halb Ein Uhr, ein bekannter von der österreichischen Regierung angestellter Spion und Vivatschreier dicht am grossen Portale der Markuskirche niedergestochen wurde. — Nie war die Armut stärker in Venedig eingerissen, als gerade zu jener Jubelzeit; nie war der Italiener mehr ergrimmt über die unerhörtesten Schändereien.

als gerade damals; nie hatten die Spione des *Sedlitzky*²⁾ und seine geistlichen Helfershelfer mehr Elend und Familien-Unglück gestiftet, als gerade damals. Wie ganz Italien, so war Venedig ausgesogen, unter Steuern und Rekrutierungen erdrückt, jeder Selbstständigkeit auf das Schärfsate beraubt, und zu einem völligen, machtlosen und zertrümmerten Nichts herabgesunken. Man konnte, ohne zu übertreiben, auf jeden Jubelschrei des erkauften, vornehmen und gewainen Pöbels, zwanzig, zwischen den knirschenden Zähnen hervorgeseufzte Verwünschungen rechnen. Inwieweit diese Verwünschungen verdient oder unverdient waren, dies zu entscheiden, sey mir hier erlassen. Bald werden wir Alle vor denjenigen höheren Richter stehen, der weder zum deutschen Bundestage, noch zur heiligen Allianz, noch zur europäischen Diplomatie gehört, und der das gebührende Strafgewicht nicht auf die *unrechte* Schulter laden wird. —

Um diese Zeit musste übrigens der herzenagute Kaiser schon von dem Gewebe, in das die Diplomatenkunst seine Tochter Maria Louise für den Sturz Napoleons verstrickt hatte, unterrichtet worden seyn. Er konnte es kaum mehr über sich gewinnen, sie zu sehen, während er jedoch über den eigentlichen Urheber, Metternich, im Dunkeln blieb, und die Schuld ihrer Verführung einem andern Umstande beimaß. Er fühlte, wie treulos die Gattinn des grossen Mannes an dem Kaiser der Franzosen gehandelt, und als auf seinem pomphaften Zuge nach Italien die kaiserliche Spioninn Maria Louise sich an seine Brust warf, verbat er sich ganz laut ihre weitere Begleitung, und äusserte unverholen gegen einen Vertrauten seiner Umgebung, dass ihm in Gegenwart dieser ausgearteten Tochter nicht recht wohl um's Herz sey.

Ja, es ist ausgemacht, — hätte der gestürzte Titane Napoleon sich seinem *Schwiegervater* in die Arme geworfen, er wäre nie und nimmer an *englischen Magenkrebs*

2) In einem früheren Bogen nicht unrichtig *Sedlitzky*: man verbessere dies.

Der Setzer.

gestorben! — Es gab eine Zeit, in welcher *Franz* die innigste und aufrichtigste Freundschaft für seinen Schwiegersohn hegte, und *sein* wirklich menschliches und gutes Herz hatte sich nie zu einem personellen Gewaltstreich gegen ihn entschliessen können. Aber die Stricke Englands und der Diplomatie hatten sich zu einem allzudichten Neze für ihn verschlungen; die Geistlichkeit, ganz auf des Papstes Seite, vollendete das arge Gewebe, und so hatte Franz keine Ahnung davon, wie schlecht und verrätherisch man an dem Helden des Jahrhunderts handelte, und dass Österreich, ohne es zu wollen, einen Stützpunkt am Hudson-Loweschen Magenkrebsgebäude abgab. — — —

Auf allen Wegen eilte Metternich dem Kaiser in Italien voraus, und setzte seine Veranstaltungen fort, um eine hülslängliche Masse von Jubelschreibern zu erkaufen, damit in diesem Jubelgeschrei kein Ausruf des Hasses gegen seine Person laut wurde. Während er aber einzig und allein mit dem italiänischen Pöbel sich zu beschäftigen schien, benützte er diese, von ihm aus veranstaltete Reise des Kaisers zur Ablenkung der Gemüther von seinen wichtigeren, geheimen Zwecken. Ununterbrochen korrespondirte er seit zehn Monden mit dem preussischen und russischen Hofe, und arbeitete denjenigen Plan aus, dessen Resultat bis heutigen Tages von der grossen Menge und den Geschichtschreibern nicht erforscht werden konnte, aber Ihnen von mir aufgeklärt werden soll. —

Indess der, als zappelnde Mücke im Spinnwebgewebe Metternichs hängende, Pabst sich überreden liess, den Erzherzog Rudolph binnen 10 Tagen vom einfachen Subdiakonus zum mächtigen Cardinal zu befördern, musste der Kronprinz Ferdinand, ohne dass er selbst recht wusste, wie ihm geschah, plötzlich eine Reise durch Tyrol und die übrigen Provinzen machen. Metternich zitterte vor der Möglichkeit irgend einer fremdartigen Einwirkung auf den Kronprinzen, die diesem rechtlichen, gewissenhaften Herrn das Wirken des Staatskanzlers hätte enthüllen können. — Darum lag er dem Kaiser so lange an, bis dieser einwilligte, den Thronfolger aus *Wien*, wo es einem offenerzigen Ungarn leicht

hatte entfallen können, dem Prinzen die Augen zu öffnen, urplötzlich wegzuschicken. Gleich darauf gingen Couriere an Preussen und Russland ab, denen der, damals in *Wien zum Besuche (!)* anwesende preussische Kronprinz, bei ihrer Durchreise die Depeschenlast vermehrte, und das *Carlsbader* Gebäcke ward vorbereitet. —

Bevor ich diesen Brief schliesse, noch ein Wort von den Italiänern. —

Wenn es je ein Volk gab, dem ich von Herzen die schärfste Zuchttrühe wünsche, so ist es *dieses*, über allen Ausdruck verdorbene, und im Allgemeinen fast allen Gefühlen des besseren Menschen erstorbene Volk. Nicht antasten will ich ihr bewährtes, enthusiastisches *Kunst*-Gefühl. Es ist hier vom Menschen der *Natur*, nicht von dem der *Kunst* die Rede. — *)

Wenn Sie, *Milady*, in den *österreichisch-italiänischen* Provinzen unter dem italiänischen Volke bessere Menschen finden, so mögen Sie dies einzig und allein dem Zusammenseyn derselben mit *Österreichern* beimesseu. Es ist fast unmöglich, ein *böser* Mensch zu bleiben, wenn man lange mit *Wienern* und eigentlichen *Österreichern* zusammen ist. — Aber diese Zahl der Besseren ist unter den Italiänern noch immer sehr geringe, und kommt ~~so~~ gar keinen Betracht zu der grossen Masse Verworfenen, die diese gesunkene Nation auszeichnet. —

Unersättliche Habgier, unersättliche Wollust, unbeschreibliche Feilheit, unerhörter Egoismus, unbegranzte Rachsucht, unübersteigliche Bosheit, die tiefste und niedrigste Gemeinheit, Charakterschlechtheit, Verworfenheit, Gewissenlosigkeit und Unzuverlässigkeit, — — *dies* sind die bewährten Hauptzüge eines Volkes, das in neuester Zeit eine gewisse Klasse schriftstellersnder Subjekte bis in den Himmel zu erheben wagte. — Seitdem ich diese Halb-

*) Die Herausgeberinn macht hier auf ein neulich erschienenes Werk des preussischen Offiziers *Niedmi* aufmerksam. Nie ist ein wahreres und trefflicheres Werk über Italien erschienen. —

menschen kenne, kann ich mir Keinen daraus auch nur denken, ohne dass die volle Figur eines *Banditen* vor mich hinträte. Ich kann sie nicht anders bezeichnen, als die „Nation des Grossbanditenthums“. — Freilich gibt es Ausnahmen, und zwar sehr *ehrenvolle*, aber, was liesse sich auch von einem Glücksal halten, welches in dieser Beziehung keine Ausnahmen erschaffen würde? Die Natur müsste eben so verworfen und boshaft, als ein gewöhnlicher Italiener seyn, wenn sie unter einer so grossen Anzahl abschreckender Bilder nicht auch manches Heitere und Zartere hinustellen würde. Allein, ich spreche hier im Allgemeinen, und greife in den gewaltigen Haufen des Grossbanditenthums nur so gerade hinein, — ohne darum der kleinen Zahl der Besseren Abbruch thun zu wollen. —

Das *politische* Elend Italiens musste von jeher um so grösser seyn, als das *moralische* Elend seiner Bewohner, einen guten Theil dazu beiträgt, dem reinerdenkenden Mitbruder Italiens das Leben zu verleiden, und ihn in seiner vaterländischen Nichtigkeit blozustellen. Italien ist eines jener Länder, welches, — wie ehemals das gesunkene Griechenland, — die Hauptursache seines politischen Verfalles und Unterganges nicht sowohl in der beugenden Macht gewalthätiger Despoten, als in *sich selbst* und in seinen eingelebten *Nationalübeln* zu suchen hat. — Gebt dem Italiener Geld, — und er ist ein Gott; — gebt ihm Geld, und er ist ein Teufel; — gebt ihm Geld, — und er stürzt sich in's Meer, und fischt Eueru untergehenden *Pudelhund* heraus; — gebt ihm Geld, und er bläst seinem *Mitmenschen* das Lebenslicht aus, wie eine ökonomische Pächtermagd die Nachtlampe. — So wenig die heutigen Griechen die *ehemaligen* Griechen sind, so wenig sind die heutigen Italiener die ehemaligen unter Rom's Weltherrschaft. — Sie sind eine verstümmelte, weichlich-süssliche, verdrehbare Abart jenes Roms, wie ihre Sprache eine betrügerische Abart der kräftigen Lateinischen ist. — Man findet diese neuere Sprache hinreissend schön. Warum? Weil sie in fast allen Worten auf *Vocale* endet. I nun, man hat nicht ganz Unrecht. Aber dafür weis der hinreissende Italiener

sie auch zu besitzen! — Er folgt in jedem Vocale dem Rufe des genau-bezeichnenden Schicksals. — Der Italiener sagt *A!* wenn er sich leichtathmend nach gesättigter *Rachzucht* oder *Wollust* an die Brust schlägt; er sagt *E!* wenn er mit teuflischem Lächeln sich über einen *ehrlichen Gedanken* lustig macht, und sich über *Gefühl, Recht, Pflicht* und *Gewissen* banditisch wegsetzt; — er sagt *I!* wenn er sich wundert, dass ein ehrlicher Kerl vor dem Anschläge eines *Meuchelmordes* schaudert; — er sagt *O!* wenn er *Moral, Religion, Achtung* und *Gesetz* verspottet; — er sagt *U!* wenn er sich vom Faulhette des *dolce far niente* erheben, und eine *Fussreise* von zwei Meilen machen, oder einem hilfessuchenden Mithrader die Last von den Schultern nehmen soll. — Da haben Sie die süß-schmelzenden, weichwirkenden Vocale des Italiäners! — Gehen Sie in ein italienisches Wirthshaus, und Sie sind geprellt, — gehen Sie zu einem italienischen Kaufmann, und Sie sind geprellt, — nehmen Sie einen Italiener zum Freunde, und sie sind geprellt, — heirathen Sie einen Italiener oder als Mann eine Italienerin, und — Gott erbarme sich Ihrer armen Seele!

Kennen Sie das Land, „wo die Citronen blüh'n“? Ich kenn' es genau. Der arrogante, so oft in den lieben Tag hineinsehwatzende Herr *Göthe* muss ganz andere Citronen — mit runden Schenkeln — dort lieb gewonnen haben; — ich lass' mir das nicht nehmen! — — —

Aber ich bitte Sie, wie bin ich denn auf einmal von *Aachen* auf die *Citronen* gekommen?

Ich glaube beinahe, meine Phantasie ist doch nicht so dumm, als sie aussieht. Vielleicht merkte sie, dass man in Aachen das *Citronenauspressen* eben so gut verstand, als in Italien. — — Ich fahre im nächsten Briefe fort. —

Wien — — —

*Metternich und Europa.**Fortsetzung. Carlsbad.*

Metternich — dem furchterlich-konsequenten Metternich erschien der heilige Geist der Zeit, und versetzte ihn in eine diplomatische Stimmung, die einen wahren Heißhunger nach europäischen Revolutionsleichen in ihm erweckte. —

Ich will *keines* von allen Schmachbildern unentschleiert lassen. Sie sollen sie alle — alle haben, Milady, und wenn ich Ihnen den Briefgeschmack auf Lebenszeit verbittern musste. Warum auch schweigen? — Herunter mit der Maske! Aug' um Aug' — Zahn um Zahn! Ich geh' sie *nacht*; — wer es *kann*, der mag sie bedecken! —

Ich werde jedoch immer noch mehrere Briefe füllen müssen, bevor ich damit zum seligen Ende komme. —

Ich erinnere mich des Eindruckes, welchen jener weltberühmte Congress zu Carlsbad und Toplitz 1819 in allen Theilen Deutschlands hervorbrachte. Die mit Hoffnungen und Täuschungen bis an den Gaumen gemästete Germania verfiel mit ihm in einen Starrkampf, von dem sie sich bis 1830, — und auch da nur zu einigen ohnmächtigen und lächerlichen Grimassen und Zuckungen — nicht wieder erholte. —

Drei Jahre lang hatte Österreich schon ununterbrochen auf dem Bundestage der Idee einer freieren Menschenstellung entgegen gearbeitet. Metternich war während darüber, dass wirklich die Regenten einiger kleineren Staaten so ehrlich gewesen, ihren Ländern das versprochene Wort zu halten, und wenigstens eine „Art von Verfassung“ zu geben. Der Bundestag hing mit Leib und Seele ganz und gar am Lenkseile des Wiener Präsidentsgesandten. Als aber Metternich einsah, dass es dennoch Fälle gebe, in welchem er dem besseren Willen *kleinerer* Fürsten nicht *direkt* in den Weg treten könne, so beschloss er, seiner Diplomaten-

Schändlichkeit die erste Krone aufzusetzen, und die grösseren Häupter dermassen miteinander in Gesinnung und Willen zu amalgamiren, dass ganz Deutschland, und späterhin der grösste Theil von Europa *indirekt* in seine — und *nur in seine* Gewalt gerathen musste. Er beschloss, sich zu Carlsbad in's Gesicht blicken zu lassen, — und wenn er bei der kurz darauf folgenden, fürchterlichen „Ministerial-Conferenz zu Wien“ wieder *geheim* zu Werke ging, und wieder *versteckt* minirte und sprengte, so blieb doch wenigstens *Einer*, der auch *dort* ihn in seiner vollen Nacktheit hinstellen kann; — wer dieser *Eine* ist, wissen Sie, Milady, —

Ich will nichts von *Uns* reden, Milady, nichts von den Mediatisirten, nichts von den Beschwerden vor dem Hunkerstuhle des Bundestages über Nichterfüllung des 13ten Artikels, nichts von den Lasten und Klagen, dem Winseln und Elende, der Schmach und moralischen Leibeigenschaft der deutschen Völker. Das Alles ist schon gedruckt; das Alles können Sie lesen. Nein! ich werde Ihnen blos sagen, *was Metternich wollte*, — *wie* er es wollte — *wie* es schrecklich *ausgeführt* ward, — und *wie* er entkleidet vor uns steht. — Das hat Ihnen kein Chronik- und Geschichtschreiber gesagt. Ich reiss' die Decke weg. —

Alle angestellten Kriminaluntersuchungen in Preussen, Baiern, Baden und am Rheine hatten bisher nicht das geringste wichtige Resultat über wirklich statthabende Revolutionspläne geliefert. Die Fürsten stützten darüber, der Bundestag kam in Verlegenheit. Man schien nahe daran, den riesigen Lügner Metternich zu erkennen; — man begann zu schwanken, und selbst am Bundestage von Seiten einiger Gesandten, die noch nicht ganz den Charakter eines ehrlichen Deutschen aufgegeben hatten, über die fortwährenden Aufhetzereien und das Feuergeschrei des Präsidiums ungläubig die Achsel zu zucken; — — da hielt es Metternich für hohe Zeit, einzuschreiten. Mit der unwiderstehlichen und riesigen Gewalt eines bereits feststehenden Diplomatenbeherrschers, dem Alles und jedes Mittel gleich galt, das zum Zwecke führte, umschlang er die öffentliche Mei-

nung, donnerte mit allen Geschützen seiner grängateten Seele von Neuem in die schüchternen Reihen der Fürstenpacte mit Hyancengierde die öffentliche Meinung, und zog mit Blitzesschnelle das zitternde Herz der deutschen Volkeslenker in seine Schlinge, die er zumog, noch ehe die leichtgläubigen Gefangenen zur richtigen Besinnung gekommen waren. — Zu Carlsbad schlug er plötzlich das neue Schaffot der Diplomatie auf, und der blutende Rumpf des entkopften Deutschlands lag mit einem einzigen Streiche zu den Füßen des österreichischen Nachrichters. —

Zu Carlsbad trafen ein: Metternich, Schwarzenberg und Kunniz, von Seiten Österreichs; Preussen schickte den Bernstorff und den General Krusemark; Sachsen die Grafen Einsiedel und Schulenburg; Meklenburg den Baron Plessen; Hannover die Grafen Münster und Hardenberg; Baiern den Rechberg und den Steinlein; Weimar den Baron Frisch; Württemberg den Graf Winzingerode; Baden den Baron Berstett, und Nassau den Baron Marschall. Aus Töplitz, wo der Preussenkönig mit seinem „charmanten“ Hardenberg im Wasser stark, kamen ausser dem Letzteren von Zeit zu Zeit noch andere Gesandten der kleineren Stättchen herüber, und nahmen geschwind einen Schluck des neuen, kochenden Carlsbader Heiles. —

Die **geheimen** Beschlüsse zu Carlsbad gingen aus Folgendem hervor:

Metternich erbat sich gleich zu Anfang, das Wort führen, oder mindestens dem Fürsten Kunniz die Berichterstattung überlassen zu dürfen. Man willigte ohne Weiteres hinein, jedoch mit einigem Vorbehalt von Seiten Württembergs und Weimars, welche freimüthig erklärten, nur nach Überzeugung handeln zu wollen. Die anderen übergaben ihre Überzeugung, eingewickelt in warmen, vor diplomatischer Kälte schützenden Complimenten, gänzlich der väterlichen Obhut Österreichs. —

Hierauf erklärte dann Metternich, theils persönlich, theils durch seine Organe: — „Ganz Europa stünde in Gefahr, von Neuem in helle Flammen des Bürgerkrieges aufzuloderu, — und, so unscheinbar dies auch sey, so weh-

es seinem „gefühlvollen“ Herzen thun müsse, das Vertrauen der deutschen Fürsten gegen ihre Völker zu verwunden, so könne und dürfe er doch nicht verhehlen, dass *Deutschland*, das „*ausser-österreichische*“ Deutschland zu einem der gefährlichsten Haupthorde revolutionärer Gesinnung heranzuwachsen beginne. Wolle und müsse man gleich, um der *bisher* bewahrten Treue und Unterwürfigkeit des guten deutschen Volkes Willen, annehmen, dass dieser bedenkliche Umstand *fremden* Aufwiegelungen, nämlich dem Wirken einer versteckten Propaganda *ausserhalb* Deutschland unterliege, so bleibe darum immer die Gefahr für Deutschlands Herrscher die nämliche, und das beabsichtigte Verbrechen erheische nicht minder Untersuchung und Strafe. — *Ihm*, Metternich stünden unwiderlegliche Beweise, (die er niemals beibrachte!) — zu Gebote, dass *der treue Charakter der deutschen Jugend in seinen Grundlagen vernichtet, verdorben, verfälscht und auf Abwegen der Pflicht, der Moral und des Gehorsams sey*; — dass eine Menge Journalisten von wohlhabenden Revolutionshäuptern, die bei dem neuen Stande der Dinge ihren verhofften Vorthail nicht gefunden, dazu erkaufte seyen, die Gemüther aufzuregen, und — wie das leider! in dem nämlichen Zeitmomente auch noch in anderen europäischen, „christlichen“ Staaten geschähe — die Stellung des Unterthanen zu seinem rechtmässigen Herrn in allen Grundlagen zu erschüttern; — dass ein höchstgefährlicher Geist der Neuerung und der staatsgefährlichsten Umtriebe sich an den deutschen Universitäten und Schulen eingenistet habe, der allem Bestehenden, wenn nicht *aussergewöhnlich-atreng* und *rücksichtslos* Massregeln ergriffen würden, den Umsturz drohe, — dass eine Unzahl von jungen und älteren Leuten, — die, durch eine aus Arbeitsscheu und Vermögensmangel verfehlte Laufbahn dazu getrieben, sich mit der *sogenannten Schriftstellerei* befassten, — ihr Ziel darein gesetzt hätten, sich, durch Erregung einer allgemeinen Unordnung und durch den Fall der bestehenden Grundsätze, eine Art von bürgerlichem Gewicht zu verschaffen, um dadurch ihren Vermögenszustand zu verbessern, und ihre Habgierde zu befriedigen; — dass

man von vielen Seiten Anstalten treffe, gefährliche geheime Verbindungen zu dem Zwecke zu stiften, um zur Erlangung staatswidriger Vortheile in Deutschland die unbeschränkte Freiheit der Presse herzustellen; — dass man seit länger sich Umtrieben hingäbe, um bei dem Inslebentreten der neuen Verfassungen auf die *Wahlen der Landstände* einzuwirken, und solche Repräsentanten in die Kammern zu rufen, welche der Absicht einer freieren Unterthanenstellung, einer allgemeinen Pressfreiheit und einer Auflösung des bisherigen, *unbedingten* Gehorsams der Unterthanen nicht entgegen seyen; — dass man endlich *Vereine* bilde, deren Grundprinzip sey: Hass gegen Österreich, Preussen und Russland — und Widerstand, Gewaltwiderstand gegen Alles, was einem Einflusse der Geistlichkeit, einem Zwecke der Aufrechterhaltung des Herkömmlichen, oder einer Absicht der Regenten, ihr altes, heiliges Herrscherrecht zu behaupten, ähnlich sey. — Wenn auch nicht schon die That des „*verruchten*“ *Saud* vom März des vorigen Jahres ganz allein dafür spräche, so habe er, Metternich, doch noch ganz andere, höchst traurige Beweise, dass Vereine wie der „*berüchtigte*“ Tugendbund keineswegs aufgehört hätten. Vielmehr sey die, durch Drohungen auf einige Zeit zur Verpuppung gezwungene Raupe nunmehr erst recht als ein Schmetterling von acht bis zehn verschiedenen Farben an's Licht getreten. Er kenne *alle* diese Farben *durch und durch*, und es gewähre ihm eine wahrhafte Beruhigung, durch das, was ihm vorläge, zu der Überzeugung gelangt zu seyn, dass *Österreichs Verdacht schon vor drei Jahren kein ungegründeter gewesen sey, und dass es mithin die vielen Geldopfer zur Aufstellung von geheimen Wächtern in ganz Deutschland* nicht ganz umsonst gebracht habe. — Österreich hege aber nunmehr auch das Vertrauen zu sämtlichen deutschen Regierungen, dass man ihm einen Dank für solche zahllosen, zum Besten von ganz Deutschland und *aller* deutschen Fürsten angewandten Opfer, dadurch brächte: dass man der gemachten Erfahrung seiner Staatskanzlei den nöthigen und gebührenden Glauben beimesse, — dass man sich nicht länger

weigere, den gerechten Wünschen Österreichs, und nächst ihm denen von Preussen, *welches sich bereits zu allen und jeden Anordnungen Österreichs bereitwillig erklärt*, beizutreten, um den geheiligten Sitz jedes einzelnen Souverains vor dem drohenden Ungewitter der Zeit zu bewahren, — und dass man Österreich und Preussen, *die übrigens beide fest gesonnen seyen, auch ohne bestimmten Beistritt der anderen deutschen Staaten ihren Weg zur Bekämpfung des Geistes der Unordnung zu verfolgen*, nicht etwa gar Hindernisse bei der Ausführung ihrer „redlichen Absicht“ in den Weg lege. Man zähle dermalen unter dem ungehorsamen und widerspänstigen Theile der Deutschen eine Menge von Partheien, deren jede zwar ein anderes Ziel verfolge, deren Verschmelzung aber im Ganzen durch eine und dieselbe Idee des „Umsturzes alles Herkömmlichen“ bewirkt werde. *Mithin sey Gefahr, hohe Gefahr für alle deutschen Regierungen ohne Ausnahme vorhanden.* — Man zähle *Doppel-Royalisten*, die darauf ausgingen, zwar den monarchischen Zustand beizubehalten, allein mit Vernichtung aller kleineren Souveraine Deutschlands, und mit Herstellung bloß *zweier* grosser Regentenländer, eines südlichen und nördlichen. *Hinter diesen Plane schienen ihm — Metternich — einige ziemlich vornehme Aufwiegler zu stecken, — und vielleicht gar sehr nahe Anhänger derjenigen, welche schon auf dem Wiener-Congresse ein ähnliches Zwei-Regiment vorge schlagen hätten.* Ferner zähle man „*schwarze Brüder*“; das Attribut derselben sey *Gift und Dolch*, und ihre Absicht sey, allen Rangunterschied abzuschaffen, Priester, Adel und Thron auszurotten, und eine Republik „*à la Robespierre*“ herzustellen. Nach ihnen kämen die „*deutschen Brüder*“; gleichfalls *Gift und Dolch*, aber ein einziges grosses Deutschreich, mit einem *Consulate à la Bonaparte*, oder einem Direktorium. Sodann kämen die „*Imperialisten*“, diese hätten einen, gleichfalls auf dem Wiener-Congresse schon angeregten Gedanken; nämlich, ganz Deutschland unter *Einen* Monarchen, *Einen* Kaiser, mit Verfassung und Pressfreiheit, zu vereinen. *Dahinter* schiene ihm, Metternich, nicht unwahrscheinlich „*etwas Mediatisirter*“ (gehorsam-

sten Dank, Herr Metternich!) zu stecken. Er wisse sogar, dass man *Österreich* zu dieser Alleinherrschaft ausersehen habe — (gelogen! der König von Württemberg war im Vorschlage!) — allein, trotz der hohen Ehre, die man *Österreich* angedacht habe, könne es sich doch nicht entschliessen, so mir nichts Dir nichts Hand an den vorgesetzten fetten Braten zu legen, und die übrigen deutschen Regenten mit den Knochen abzuspeisen; (— wirst Du auch *witzig*, Hyäne?) — Ein vierter Bund heisse sich „*vereinte Retter*“;^{a)} er bestände aus älteren Gelehrten und Nichtstudierten, als Kaufleuten, Handwerkern u. s. w., und sein Ziel sey: Verschmelzung aller konstitutionellen Staaten gegen die nichtkonstitutionellen, — Herstellung eines *Zollvereins gegen Österreich, Preussen und Russland*, in Verbindung mit Frankreich und der Schweiz^{a)}. — Ein fünfter Bund heisse „*der Bund der Vernunft*“; er bestünde einzig aus Handwerkern, die einen einzigen, *grossen Staat*, mit *unbeschränkter liberté et égalité*, zu gründen beabsichtigten; dieser Bund habe in seinen reisenden Handwerksburschen seine eigenen reisenden Handlanger und Agenten, und sein Plan stütze sich auf die „Erregung eines allgemeinen Aufstandes, durch einen allgemeinen Angriff auf das Leben und Eigenthum der *Juden*“. — So könne er, Metternich, seinen hohen Collegien wohl noch fünf andere, wenn gleich minder bedeutende Verschwörungsvereine nennen, die *sämmlich* die allergefährlichste Verletzung der Rechte angestammter Herrscher im Auge hätten. Er hoffe, durch diese begründeten Angaben den hohen Regierungen Deutschlands das wirkliche Vorhanden-seyn einer aussergewöhnlichen Gefahr hinlänglich dargelegen zu haben, und fordere sie nach Pflicht und Gewissen auf; den so schnell als möglich zu ergreifenden, ernsthaftesten Widerstand als fürstliche *Ehrensache* zu betrachten, und, mit *Österreich* vereint, dahin zu wirken, dass jene Verführer, oder aus eigenem bösen Willen Verführten, die

^{a)} Ahn! Also daher die Idee des neuen preussischen Zollverbandes ?? —

ganze Schwere und Schärfe der fürstlichen Obergewalt inne würden. Man müsse, ohne irgend eine Rücksicht weiter zu nehmen, ohne irgend ein Mitleid oder eine Schwäche zu zeigen, mit „Feuer und Schwert“ zu Werke gehen, da man, wie das augenscheinlich sey, sich von Feuer und Schwert bedroht sähe. — Der bedenkliche Zustand der betreffenden deutschen Länder sey bis zu einem Grade vorgeschritten, der keine Nachsicht weiter zuliesse, und das schnellste Einschreiten der Gewalt erheische. Österreich und Preussen — und mit ihnen, als treuer, stets bereitwillig unterstützender Alliirter, auch Russland, — hätten bereits seit einem Jahre solche Massregeln ergriffen, die es ihnen möglich machten, allen jenen Regenten, die sich in eine Lage zu versetzen wünschten, welche die drohende Gefahr beseitige, mit militärischer Gewalt unter die Arme zu greifen. Es bedürfe nichts, als des Ausspruches dieser Regenten, dass sie festen und unerschütterlichen Willens seyen, sich den Rathschlägen Österreichs zum Besten der Wiederherstellung alter Ruhe und Ordnung zu fügen. — Jedes, auch das allergeringste, mit dem Principe des Herkömmlichen nicht übereinstimmende Zugeständniß sey gefährlich und unanwendbar. — Man habe der Beweise genug, dass um so mehr gefordert werde, je mehr man zu bewilligen sich geneigt zeige. Nur, wenn es bei der *dermaligen* politischen Eintheilung Deutschlands verbliebe, könne man auf dauernden Lohn und Erfolg rechnen. — Die deutsche Jugend müsse unter die allerschärfste Zuchttruthe gestellt, und ihrem „sogenannten Geiste“ jene Richtung und Schranke angewiesen werden, die für die erhabenen und landesväterlichen Absichten der Souveräne dienlich seyen. Journale und „Schriftstellerthum“ müssten „niedergehalten“, und ihnen müsse gezeigt werden, dass die Kraft der „politischen und religiösen“ Oberherrschaft keineswegs so geschwächt sey, um nicht allen und jeden Angriff auf den „freien Herrscherwillen“ mit „fürchtbarem und erschreckendem Ernste“ zurückzuweisen. Dem übermüthigen Gelehrtenstande müsse es klar und augenscheinlich gemacht werden, dass man „keiner sogenannten Wissenschaftspoli-

licher“ bedürfe, um das Glück und Heil der Völker zu befestigen. — Die Universitäten müssten praktische Lehranstalten werden, keineswegs aber derlei „vernunftmässige und geisteserweckende Lehrhallen der politischen Widerspänstigkeit“. — Die Professoren müssten einem „diplomatisch-geprüften“ Schiedsrichter anheimgestellt werden, der es über sich nähme, von Woche zu Woche an den Bundestag Bericht zu erstatten von dem moralischen und sittlichen Zustande, so wie von allen gefährlichen Abwegen der betreffenden Lehranstalt. Allen politisch-verirrten, jugendlichen Köpfen müsse ein für allemal der Weg zu späteren Staatsämtern verschlossen bleiben, und keine Drohung noch Gewalt und Strafe dürfe gescheut werden, Deutschland von allem und jedem „geistigen Unkraute“ zu säubern. — Jeder Staat, der sich der inneren Ruhe und des Glückes des Österreichischen erfreuen wolle, müsse dahin sehen, die „bewährten Grundsätze“ dieses Staates geltend zu machen. „Man sey in Österreich gewohnt, nicht erst zuwarten, bis die radikale Hilfe zu spät sey; man bemühe sich gleich des ersten Kopfes, so bliebe denn schon der zweite von selbst weg!“ — — — Er, Metternich, hoffe noch so lange zu leben*), dass er persönlich sie an die Richtigkeit und den günstigen Erfolg dieses Grundsatzes zu erinnern vermöge, und er sehe voraus, dass ganz Europa ihm später für die Aufstellung desselben danken würde. — Deutschland sey in keinem Falle mit Frankreich zu vergleichen. Die stiegende, deutsche Hitze verlauche gar zu gerne, sobald man einmal ernstlich lade und losfeure. (Ja wohl! Ja wohl! Verstummt, all Ihr Propheten der Vorzeit! Einen Metternich habt Ihr nicht aufzuweisen!) — Er, Metternich, bringe daher folgende Massregeln in Vorschlag:

A. Die souveränen Rechte der deutschen Fürsten sind in Gefahr erklärt.

*) Gott sey Dank! er lebt noch jetzt, und kann dies Buch unter das Haupt im Sarge legen! —

B. Die Fürsten haben sich unmittelbar über die Art und Weise der Aufrechthaltung dieser Rechte zu verständigen.

C. Die Fürsten versprechen und verpflichten sich, in der Anordnung hierzu einander beizustehen, und unterbindet sich dem Ausspruche der Mehrheit, so wie den hierauf bezüglichen Beschlüssen des Bundestages zu unterwerfen. —

Er, Metternich, aber erlaube sich ferner *ad B.* folgende Specialvorschläge:

- a) Alle Verbindungen und Vereine der Universitätsjugend, die irgend einen politischen Zweck, *sey er selbst anscheinend zu Gunsten eines oder des andern Fürsten*, zum Grunde haben, oder bekunden, sind ohne Weiteres aufzuheben.
- b) Alle Verbindungen anderer Art, von Bürgern, Unterthanen, Handwerkern, Staatsmännern u. s. w., die irgend einem politischen Zwecke unterliegen, *sey er selbst zu Gunsten eines oder des andern Fürsten*, sind ohne Weiteres zu verbieten und zu verfolgen.
- c) Jede Absicht von Seiten irgend eines *Medialisirten*, sich an die Spitze eines ganzen *Vereins* von Klägern oder Supplicirenden bei dem Bundestage oder einem landesherrlichen Obergerichte zu stellen, ist zu hintertreiben und zu vernichten.
- d) Alles Bitten von *Vereinen* bei dem Bundestage oder bei landständischen Kammern, alles Sammeln von Unterschriften zu diesem oder ähnlichem Behufe, alles *Gesammtsuppliciren* bei den Landesfürsten selbst ist als unstatthaft zu verwerfen, und mit ganzer Strenge zu unterdrücken.
- e) Es soll überall eine genaue und strenge *Censur* eingeführt, dieselbe mit unumschränkter Vollmacht versehen, und durch sie Allem entgegengearbeitet werden, was darauf abzielt, irgend eine Idee von „freierer Volksstellung,“ von neuen Unterthanenrechten, von Regierungsschwächen, von ministerieller oder

fürstlicher Verantwortlichkeit und „gerechten Beschwerdeführungen“ zu verbreiten. —

- f) Die Macht der Religion und vom Staate eingesetzten Geistlichkeit wird als unantastbar durch Nichtgeistliche erklärt. —
- g) Alle Schulen und Lehranstalten zweiter und dritter Klasse, so wie auch alle Lehrer und Lehrgegenstände an selben sind unter strenge Controlle und Aufsicht zu stellen, und die Lehrer und Vorsteher sind als verantwortlich für Alles, was sie lehren, schreiben, thun oder sprechen, zu erklären.
- h) Das Asylrecht bei politischen Vergehen hat in den deutschen Bundesstaaten aufzuhören.
 - i) Jemand, der wegen politischer Vergehungen in seinem deutschen Geburtslande keine Staatsanstellung erhalten kann, soll auch in *keinem andern* deutschen Staate eine solche erhalten.
 - k) *Censoren* sollen *stets* für allzugrosse *Nachsicht*, jedoch *nie* für allzugrosse *Strenge* bei Beurtheilung eines Manuskriptes oder einer Druckschrift verantwortlich seyn! —
- l) Es soll zwar, zur *Beruhigung der Mussen*, eine Art von Appellation (desjenigen, welcher sich durch einen Censor zu streng behandelt glaubte) an eine *Obercensurbehörde scheinbar* stattfinden; jedoch hege man das *Vertrauen*, dass diese Obercensurbehörde niemals *wirklich* dem Censor, zu Gunsten des Klägers, zu nahe treten würde. —
- m) Es soll auch so lange, als es die beiden Grossmächte Deutschlands, unter *Zuziehung* von Hannover, Württemberg, Sachsen und Baiern, für gut finden werden, ein geheimer Bundesausschuss gebildet, und diesem bei vorkommender Gelegenheit die Entscheidung der Frage übertragen werden, ob die bereits bestehenden Massregeln zur Verhinderung staatsgefährlicher Untriebe als *hinreichend* zu erachten seyen, oder nicht. Im Falle der Verneinung habe sich alsdann, besonders in Ermangelung schicklicher Gelegenheit

zu einer vollständigen Ministerkonferenz, ohne Zögern eine engere Commission unter dem Voritze Österreichs oder Preussens zu bilden, um sogleich zur Ergreifung der weiteren, durch die eingetretenen Umstände gebotenen Massnahmen zu schreiten. Jeder Anschein bedenklicher Gährung, jeder Ausbruch eines Volksunwillens in irgend einem der Bundesstaaten soll genügen, um diese Commission, ohne dass man erst nöthig habe, deshalb nähere Instruktionen von Seiten eines einzelnen Hofes einzuholen, zu bilden. — Auf diese Weise stehe man immer sogleich gerüstet vor dem Feinde, und habe keinen unnöthigen und gefährlichen Zeitverlust zu befürchten. —

- n) Bei Bestrafungen politischer Vergehen findet keine Appellation, als an die Gnade des Bundesherrn statt. *Es hat aber da keine Gnade statzufinden, wo dem betreffenden Landesfürsten — welcher dem Bundestage von beginnender Procedur an die Akten mitzutheilen hat, — von Seiten des Bundestages mitgetheilt werden wird, dass die Mehrheit seiner Mitglieder keine Gnade will oder wünscht!* —
- o) Jeder, sich durch Umtriebe bedroht glaubende, Landesherr *soll* die militärische Hilfe des Bundes in Anspruch nehmen.
- p) Die Fürsten und der Bund dulden keine auswärtige oder fremde Einmischung irgend einer Art bei Vollziehung ihrer, auf die innere Ruhe Deutschlands bezüglichen Beschlüsse.
- q) Es ist so bald als möglich eine geheime Ministerial-Conferenz zu veranstalten, um das hier Vorgeschlagene in zweckmässige Ausübung zu bringen. —

Die beginnenden Debatten über diese merkwürdigen und beispiellosen Vorschläge waren kürzer, als Metternich sich vorgestellt hatte. Nach kurzer Berathung wurde beschlossen, sämtliche Punkte zur Annahme zu empfehlen. —

So, Milady, waren die geheimsten Carlsbader Beschlüsse beschaffen. So verhandelte man zu Carlsbad Anno 1819 das Wohl Deutschlands, während man sechs Wochen später

der harrenden öffentlichen Meinung, *statt dessen*, ein kleines Abfertigungspulverchen in einer dünnen und nichtsagenden Erklärung des österreichischen Präsidenten auf dem Bundestage öffentlich beibrachte. Dieses Pulverchen, welches dem bereits bearbeiteten Gehirne des Bundespräsidenten einfluss, verrieth ganz in Kürze: man habe keine richtigen Begriffe von der, dem deutschen Bundestage übertragenen wirklichen Gewalt, und es seyen ihm ausgedehntere Mittel zur Wirksamkeit anzuweisen; der 13te Artikel der Bundesakte unterliege derben Missdeutungen; die Universitäten und Schulen seyen mangelhaft, — und endlich: es seyen gefährliche revolutionäre Untriebe im Werke. Dieses Alles sey demnach in Erörterung zu ziehen. — Dazu gab der Herr Präsidialgesandte Abhülfsmittel an, die ich Ihnen hier nicht wiederhole, da Sie selbe in jedem speciellen Geschichtswerke lesen können. Es ist mehr meine Sache, Ihnen Ungedrucktes zu offenbaren.

Im nächsten Schreiben erhalten Sie die gewünschte Aufklärung über die bisher, trotz der Schlussakte vom 15ten Mai 1820, unentschleiert gebliebene „geheime Minister-Conferenz“ zu Wien, — so wie auch Napoleons **Mingenkrebs**, nebst anderen interessanten Neuigkeiten. —

Ich kann jedoch, da mich die Carlsbader Vorschläge sehr ernst und nachdenkend gestimmt haben, diesen Brief nicht schliessen, ohne Ihnen gleichfalls eine Schlussakte zuzusenden, und zwar in folgendem

Vater unser:

Vater unser, der Du bist auf Erden,
Halt' uns frei von aller Rebellion;
Lass uns nie verfassungsmässig werden,
Lass uns nie mit deutschem Licht bedrohn!
Lass uns in dem trauten Dunkel wandern,
Das uns vor dem Sonnenstiche schützt —
Gieb das Menschenrecht an einen Andern,
Weil der Deutsche schon zu viel besitzt! —
Im Namen der heiligen Allianz!

Vater unser, der Du bist dort Oben,
 Lass uns hier den alten Schlendrian,
 Lass uns, Herr, die Absoluten loben,
 Wie wir es mit Lust bis jetzt gethan;
 Herr, erhalt' uns selbst die kleinsten Fürsten,
 Wer erhielte sie denn sonst, als Du?
 Lass uns ferner ihre Stiefel bürsten,
 Denn, sie drücken uns dafür als Schuh! —
Te Bundeudagium laudamus!

Vater unser, der Du Alles lenkest,
 Schütze Deutschland vor der Neuerung —
 Wenn Du noch ein Dutzend Fürsten schenkest,
 Sind wir gern' bereit zur Huldigung.
 Gib uns keine teutschen Volkesfeste,
 Sondern heil'ge Fürstentage nur, —
 Gib uns — und gewiss, das ist das Beste —
 Gib uns eine strengere Censur!
In omnia Saecula Saeculorum!

Vater unser, der Du mich verstanden,
 Lass die Geistlichkeit im alten Flor;
 Lass uns in den alten, süßsen Banden,
 Richte neu den heil'gen Stuhl empor;
 Fähr' uns in die alten Gleise wieder,
 Wo der Bürger-Mensch acht Kreuzer galt —
 Reisse jedes Zeitgebäude nieder,
 Das nicht ruht auf fürstlicher Gewalt! —
Heiliger Metternich, bitt für uns! —

Vater unser, Vater aller Leiber, —
 Lass die teutschen Seelen gut und dumm!
 Gib uns ferner gute Ochsentreiber
 Für das teutsche Ochsenpublikum!
 Lass uns, Vater! über nichts ergrimmen,
 Nimm uns weg das letzte Restchen Kraft —
 Willst Du uns das schönste Ziel bestimmen,
 Hilf uns baldigst zur Leibeigenschaft!
Nicolaus robiscum! — —

Vater unser! das sind meine Bitten! —
 Bin ich nicht ein reiner Patriot?
 Als Du Deutschland für den Bund beschnitten,
 Gabst Du mehr als unser täglich Brod!
 Lass uns Vater! ja nichts mehr erwerben!
 Teutschland hat erreicht sein höchstes Loos!
 Lass uns dumm, wie wir gelehrt, sterben —
 Und die Nachwelt spricht: „das Volk war groß“!!
Amen.

Wien

Metternich und Europa.

Festsetzung.

*Geheimer Ministercongress zu Wien, Mainz, St. Helena, Troopon,
 Lailbach, Verona.*

Schon Ende November 1819 hatte man die Vertagung des Bundestages eingeleitet, theils, um in Wien eine grössere Anzahl tüchtiger Zeugen zur dort beabsichtigten Conferenz heranziehen zu können, theils um Deutschland glauben zu machen, es sey der Weltfriede schon allein durch die Mainzer Commission hinlänglich vor Stürmen geschützt. Mainz mochte das jedoch eben nicht sehr richtig finden. —

Wie bekannt, blieb die pompöse dort niedergesetzte politische „Criminal-Central-Untersuchungcommission“, welche in einem und demselben Monat — November 1819 — mit der Wiener Conferenz ihre Sitzungen begann, fast ganz ohne bedeutenderes Resultat. Sie wurde vor Deutschland und Europa zum Hohn und Gelächter, und man sah sich am Ende, um wenigstens einen Schein von Ehre zu retten, genöthigt, ein paar Dutzend unschuldiger junger Leute zu verfolgen und einzustecken, die man sodann

heimlich wieder frei lassen musste. Nie hatte ein politisches Tribunal so viel Gelegenheit zum Spotte und zum Auslachen gegeben, als diese, bei ihrem Zusammentritte als so furchterlich und hochwichtig erschienene Untersuchungscommission. Man zeigt zu Mainz noch heute das Haus, wo sie ihre Sitzungen hielt, mit der Bemerkung: „Hier sass Anno 1819 die grosse Hanswurmtcommission“! — Einige Mitglieder derselben erklärten nach dreiwöchentlicher Sitzung an Mainzer Bekannte: dass die ganze Commission blos aus den Ränken Metternichs hervorgegangen, und dass es eine wahre Schmach sei für die Fürsten Deutschlands, sich durch einen solchen „verrückten Kerl“ am Narreuseile führen zu lassen. Daher mochte es auch kommen, dass rechtliche Männer, wie z. B. der Hannoversche Präsident von *Baar*, mit ziemlich bitteren aber wahren Bemerkungen ihre schnelle Zurückberufung verlangten. *Baar* wurde durch einen geschmeidigeren Metternichsdiener, den Hofrath Falk, ersetzt. —

Doch wurde der listige Zweck, Deutschland auf längere Zeit einzuschüchtern, und seine Familien in dauernden Schreck und Angst zu versetzen, durch diese Commission allerdings erreicht. Kein rechtlicher Mann, der sich irgend einmal eine gesunde Äusserung hatte früher entschlüpfen lassen, war damals sicher vor den überall haufenweise lauernden Spionen. Alles Vertrauen in den Familien war gehemmt und zerrissen; man war nicht sicher mehr, wenn man eine ausgezeichnete Nase im Gesichte trug; ein Blick, — eine Bewegung mit der Hand, — ein leiser Tritt, waren hinreichend, um als verdächtig erklärt, und vor Metternichs Inquisitionstribunal zu Mainz gestellt zu werden. Metternich hatte es in der That dahin gebracht, ganz Deutschland in seiner Hand zu haben. Wir werden gleich erfahren, wie er in die andere Hand ganz Europa nahm.

☞ Schon seit vier Monden stand Metternich in Correspondenz mit Castlereagh. Ihre geheime Verhandlung war in's tiefste Dunkel gehüllt. Allein, nunmehr begann am 25sten November 1819 die geheime Conferenz zu Wien, und hier wurden denn die von Seiten Deutschlands Abge-

ordneten inne, dass Metternich ausser ihnen auch noch mit englischen, spanischen und neapolitanischen Extragesandten sich umgab, mit denen er einzelne, geheime Sitzungen hielt, welche den Vertretern des deutschen Bundes selbst nicht aufgeklärt wurden. Metternich begnügte sich damit, den deutschen Herren feierlichst zu erklären, dass er einzig und allein im bisherigen Wege zur Ruhe Europa's sich beschäftigen, und dass sie ihm darum vollkommenes Zutrauen schenken dürften. Es lässt sich jedoch mit aller Wahrscheinlichkeit vermuthen, dass Preussen allein um die ausserdeutschen Geheimnisse wusste. — Was Spanien und Italien betrifft, so erfahren Sie das hierauf Bezügliche bei Troupau, Laibach und Verona. Das Andere theile ich in zwei Hauptpunkte: Metternich und St. Helena — und Metternich und Deutschland. —

Während ganz Europa über die Unschädlichkeit Napoleons auf St. Helena beruhigt schien, waren Metternich und Castlereagh die Einzigen, welche sich unausgesetzt mit ihm beschäftigten. Ihre Unruhe erreichte den höchsten Grad, als plötzlich und wie verabredet in Griechenland, Spanien, Portugal und Italien die drohendsten Vulkane der Volksaufregung zum Vorscheine kamen, und zur nämlichen Zeit es sich nur allzudeutlich verrieth, dass Napoleon in Deutschland, dem hartgebeugten, mehr Anbeter und neugewonnene Anhänger zählte, als dieses Metternich und Consorten vermuthen konnten. Am ganzen Rheine, in Baden, den beiden Hessen, Sachsen, Württemberg, Hannover und selbst in Altpreussen sprach sich mehr und mehr unter der grossen Volksmasse ein so aussergewöhnliches und rührendes Bedauern mit dem Zustande Bonaparte's aus, dass man blind und stocktaub sein musste, um nicht zu bemerken, dass aus diesem Gefühle des Mitleids zuletzt ein ganz anderes Gefühl hervorgehen müsse, und dass die wahre und jauchzende Verehrung für den grossen, gefallenen Mann niemals in den Herzen derer aufgehört hatte, welche redliche Zeugen und Beurtheiler seiner Heldenkraft und Seelengrösse geworden waren. — Die erbärmlichen Journali-

sten, die man erkaufte und bestochen, um ihn anzufinden, die elenden Lügengerüchte, die man über ihn verbreitet, die höchst jämmerlichen und schandbaren Caricaturen, die man von Seiten Österreichs, Preussens, Russlands und des neu-bourbonischen Frankreichs in die Welt streute, — Alles dies trug bloß dazu bei, seine wahren Anhänger, und ihre Anzahl hieß *Legion*, nur noch inniger an ihn zu ketten. — — „**Das hat er nicht verdient!**“ so scholl es aus Millionen Hütten der Armuth, wie aus Tausenden von Palästen, als es bekannt wurde, mit welcher unmenschlichen, ewig fluch- und verdammungswürdigen Schlechtigkeit sich die Schergen Englands zum Schinder des lebendigen Riesenleibes auf Helena hergaben. Fand man auch hier und da in den schmutzigen Wohnungen der Dummheit, des Pfaffenthums oder der vornehmen Schlechtigkeit die über ihn erschienenen Caricaturen an den Wänden hängen, so gab es dagegen unter Millionen Europäern und selbst Amerikanern kaum Zehn, die nicht sein Bild oder seine Büste mit dem Lorbeer der Verehrung geschmückt, vor sich aufstellten. In *Österreich* selbst mußte eine Zeit lang ein *gerichtliches Verbot* gegen den Verkauf des Portraits ergehen, so reissend fielen selbst dort dem grossen Helden die Herzen zu. — Im Norden von Deutschland führte man bei Neugeborenen den Taufnamen *Napoleon* ein, und ich kenne selbst einen Norddeutschen, dessen Vater sein ganzes Vermögen durch die napoleonischen Kriege verlor, und deshalb lange sein unversöhnlichster Gegner war. Als aber später die unmenschliche Behandlung des grossen Gefallenen bekannt ward, da wandte der wackere Nordländer ihm seine Seele zu; er liess dem erstgeborenen Sohne bald darauf den Namen „Napoleon“ in der Taufe beilegen, und sprach laut an seiner Wiege: „Fluch und ewige Schmach seinen Peinigern!“ — — Laut sprach sich in einem grossen Theile von Deutschland der Wunsch nach seiner Rückkehr aus, — und, was auch, *Milady*, die schurkische Dummheit oder Verläumdung dagegen einwenden mag, so darf doch als unwiderleglich behauptet werden, dass niemals in irgend einer Welt-Epoche mehr reine *Männer-*

Thränen fließen, als damals um den gebändigten, korsikanischen Löwen. —

Dass nun dies Alles den Metternich mehr als bloß *stutzig* machte, bedarf keiner weiteren Frage. Metternich erkannte plötzlich, dass er mit allen Spionen in Deutschland und dem übrigen Europa, mit allen diplomatischen Taschenspielerstücken, mit aller tirminischen Unterdrückung der Deutschen, Franzosen, Italiäner, Spanier und Portugiesen noch um kein Haar breit der vollkommenen Unterjochung Europa's näher gerückt sey, so lange noch dieser einzige Punkt an dem weiten Horizonte seines europäischen Machwerkes — so lange noch dieser einzige Felsen von Helena den flammenden Stern des universellen Enthusiasmus zeige. — **Daher** seine Correspondenz mit Castlereagh. — *Castlereagh* gelangte im November 1819 — in dem denkwürdigen Carlsbader, Mainzer und Wienermonate, bei Metternich dahin: **dass der Stern von St. Helena mit Vorsicht gelöscht werden müsse.** — Zwei Dinge sind jedoch hierbei anzunehmen. Es ist anzunehmen, dass erstens der Kaiser Franz von diesem schauerhaften Vorhaben nichts wusste, sonst würde er sich, das liegt ausser allem Zweifel, nimmermehr damit einverstanden gezeigt haben, — und zweitens ist es sehr glaublich, dass der verworfene *Castlereagh* den ersten Vorschlag machte, so wie auch die Ausführung mit Hudson Lowe allein übernahm. Ferner aber ist noch zu berichten, dass der **Erzbischof von Wien und der Pabst** ohne Zweifel darum wussten, und **beide** nicht bloß damit **einverstanden** waren, sondern auch, dass der Wiener *Erzbischof* durch Zureden und zugesicherte Absolution den noch immer schwankenden Metternich **bewog und verführte**, seine Zustimmung zu ertheilen. — Metternich hatte damals häufige Zusammenkünfte mit dem *Erzbischof*, und diejenigen von den damals zu Wien vereinten Bundes-Mitgliedern, die noch leben, werden sich genau erinnern, wie oft der österreichische Staatskanzler ganz unruhig, bleich und verstört in's Conferenzzimmer zu ihnen trat. Metternichs Herz war keineswegs so ganz entmenscht,

dass es nicht vor Castlereaghs Anschlag hätte zurückbeben sollen. Allein — der *diplomatische Teufel* hatte ihn einmal besessen; — und dieser diplomatische Teufel, welcher ihn bisher immer dahin gebracht hatte, seinem Ehrgeize und seiner Scheingrösse die Oberhand über das Menschenherz zu verleihen, trug auch diesmal den Sieg davon. — Genug — **Napoleons Tod** wurde Anfangs December 1819 von *Castlereagh*, unter Mitwissen des Metternich, förmlich beschlossen. — Ich kann hier nicht umhin, an das spätere schreckliche Ende Castlereaghs, an seinen in dumpfer Verzweiflung und schrecklichen Gewissensbissen vollzogenen *Selbstmord* zu erinnern. Er durchschnitt sich am 12ten August 1822 nahe bei London den Hals, und *starb* — o erlauben Sie mir doch hier ein besseres Wort, das mir in *diesem Augenblicke wohl thut* — und fuhr zum Teufel mit den Worten: *it's all over!* — („es ist Alles vorbei!“) Aber nein, da sey Gott vor! Wenn wirklich eine richtende Gerechtigkeit Jenseits existirt, so konnte mit diesem Selbstmorde unmöglich Alles vorbei seyn. — *Giebt* es eine jenseitige Verflammung, so stehen Londonderry und Hudson Lowe in deren vordersten Reihen. — Metternichs Gemüth und Seelenzustand ist seitdem zerrüttet. Von häuslicher, wahrer Glückseligkeit ward ihm wenig; seine Frauen starben eine nach der andern in kurzen Zeiträumen, — seine Kinder sind hinkend, kränklich oder verkrüppelt — — doch, nichts davon! Ihn kennt Gott besser, als ich, und bald wird er vor dem Richter Aller stehen, der sich um keine katholische Absolution bekümmert. — — —

Das *Remedium* zur Auslöschung des Sternes auf St. Helena liess Castlereagh aus *Italien* kommen. Es kostete nahe an achthundert Pfund, denn es musste ein *non plus ultra* von Meisterstück seyn. Es musste — in Verbindung mit den 40,000 Pfund Sterling, die man 19 Monate später für ein gewisses ärztliches *Stillschweigen* verwandte — bei der Leichenöffnung fest überzeugen, dass ein ganz gewöhnlicher **Magenkrebs** sich in den Grundstein der englisch-österreichischen Politik verkrochen habe. — Zwar konnte man den bei der Leichenöffnung umherstehenden

Personen nicht verbergen, dass der ganz verbrannte Magen etwas dem „Kaffésatz“ Ähnliches enthielt, und so gab es denn Manchen, der nur einen ganz kurzen Blick in die Chemie gethan, und recht gut wusste: dass bei Vergiftungen der chemische Prozess mit Anwendung von Schwefelwasserstoffgas **Fliegenstein** absetzt, und dass, wenn man den aus irgend einem Arsenik-Decoctum, und selbst aus dem besten *aqua tofana* sich absetzenden Fliegenstein, der den Körnern des Kaffésatzes auf ein Haar ähnelt, verbergen will, man dies nicht besser kann, als indem man dem hinwelkenden Kranken in der letzten Zeit tüchtig schwarzen Kaffé, mit blos halbzurückgetretenem Satze, beibringt, wodurch der Glanz des Fliegensteines weniger hervorsticht. Allein, es war sehr gute Vorsorge getroffen, den Verdacht nicht eher aufkeimen zu lassen, als bis der Leichnam — ununtersucht und ohne vorhergegangenen chemischen Prozess — hoch mit Blei und Erz bedeckt in einer Gruft ruhte, die Hudson Lowe dem schönen Zwecke angemessen und so trefflich bewahren liess, dass Castlereagh bis zur späteren Erwachung seines Gewissens ruhig zu Bette gehen konnte; — wäre Napoleons Leichnam nach Frankreich gebracht worden, so war es unmöglich, seinen Mord zu verhüllen! —

Wellington trete auf, und läugne es, wenn er kann, dass er im Juni 1821 bei einer vertrauten Zusammenkunft mit Londonderry diesem auf die Schulter klopfte, und ihm sagte: „Was wird die Welt dann sagen?“ Worauf Castlereagh erwiderte: „Dass wir ihr eine Wohlthat erzeugt haben! — — — — —“

Sie werden, Herzoginn, weiter unten mehr hören. — Hier so viel noch, dass Antomarchi nichts von dem scheusslichen Verbrechen wusste, noch ahnte. Das Gift war so fein, dass man den Meuchelmord unmöglich vorher in äusseren Anzeichen wahrnehmen konnte. O'Meara aber ahnte dennoch das Entsetzliche! Dieser Arzt erklärte sich, als er wegen seiner Äusserungen über Napoleons Behandlung von St. Helena verwiesen ward, in England öffentlich dahin: „dass Bonaparte durch die ihm gewordene Behandlung

eben so gut sterben müsse, als fleie er durch Henkers Hand.“ — — Dabei aber eröffnete er einem vertrauten Freunde von Edinburgh im August 1821: „*Ich habe den Mord erkannt, und ich hätte es offen gesagt, wenn ich nicht Anklage oder Meuchelmord durch Wellington befürchtet hätte!*“ — — Antomarchi äusserte später gleichfalls: „**Er ward vergiftet!**“ O'Meara bewies es später haarklein, dass ein erblicher Magenkrebs, zu dem man die Krankheit stempelte, ein purer Unsinn sey, und erst, nachdem er ein Dutzend anonymer Briefe, die ihn mit dem Tode bedrohten, erhalten, schwieg er; — es war auch alsdann zu spät! — — — — —

Indess Napoleons Mord beschlossen ward, und man zur Bemäntelung der eigentlichen geheimen Verhandlungen, für das harrende Europa die später erscheinende, berühmte Schlussakte vom 15ten Mai vorbehielt, spielte Metternich seine verdeckte Partie mit alter Meisterschaft fort, und stellte in Deutschland denjenigen Zustand her, welcher ihm späterhin, — unter Mitwirkung des englischen und französischen Cabinets, die ihrerseits, fast ohne es zu wissen, ihm in die Hände arbeiteten, — bei Beseitigung der Unruhen in Italien, Spanien, Portugal und Griechenland so trefflich zu Statten kam.

Ganz Deutschland wurde mit Spionen angefüllt, und zu deren höchstem Lenker der gewandte Sedwitzky bestellt. Universitäten und Schulen wurden von ihnen umringt, und in den Willen und das Prinzip des Wiener Cabinetes eingeeengt. Der Bundestag ward angewiesen, sich unter unmittelbarer Leitung Österreichs in die Besetzung der höheren Ämter in allen deutschen Staaten zu mischen. Alle freidenkenden Männer wurden in Ruhestand versetzt, und binnen Jahresfrist sah man die Ministerien und übrigen Staatsbranchen aller deutschen Bundesstaaten mit Männern besetzt, die sich unbedingt in die Hände Metternichs gegeben hatten. Selbst bei den Prüfungen, sowohl in öffentlichen als Privatlehranstalten, fanden sich in ganz Deutschland Spione ein; das Benehmen der Lehrer und Schüler, die Art und Weise des Unterrichts, die bekundete Den-

kungsart der Schulvorsteher und Universitätsrektoren, Alles ward nach Wien berichtet, und zu Massregeln für die neue politische Umgestaltung benützt. Eine Menge von Gelehrten und Professoren Deutschlands wurden mit österreichischem und preussischem Gelde gegen ihre Mitbürger erkaufte; der schlechteste dieser gelehrten Spione war Friedrich von Schlegel. Die Censur wurde überall bis auf's Äusserste verschärft, das Militär wurde in Deutschland fast aller Orten für die Sache der Unterdrückung gewonnen, und der Hass zwischen ihm und der Bürgerschaft auf eine wahrhaft teuflische Weise heimlich genährt, um sich bei jeder Gelegenheit der Armees gegen das Volk bedienen zu können. Wohl fanden sich wack're Offiziere, die diesen Plan durchschauten, und mit Entrüstung ihn erkannten; allein ihre Existenz, Lage und Besoldung waren durch Metternich'sche Künste so beschaffen, dass sie, nachdem die Meisten Weib und Kinder erhielten, an's liebe tägliche Brod sich gebunden sahen, und mithin sich engherzig und ohne weitere Aussicht dem schändlichen Systeme anschliessen mussten. — Preussische Jünglinge aus höheren Familien besetzten überall die Universitäten, und wurden von ihren eigenen Vätern zu Spionen bei ihren studirenden Mitbrüdern verwandt. — Frankfurt am Main, das will sagen, der dortige Bundestag und (mit wenigen Ausnahmen) der dortige Senat wurden das Centrum eines in alle Ecken und Winkel Deutschlands sich ausdehnenden Kreises von Spionen, die gegen bares Geld es zu ihrer angelegentlichsten Sorge erhoben, die heiligsten Empfindungen der deutschen Menschheit zu verkaufen. Das fürstlich-thurn- und taxische Schandblatt, die „Frankfurter Oberpostamtszeitung“ gab von da an unter den Rubriken „Privatkorrespondenz“ oder „durch ausserordentliche Gelegenheit“, solche Geheimnisse, die man aus den, auf der Post erbrochenen Briefen stahl, und ward auf der anderen Seite dazu benützt, das Echo des österreichischen Beobachters abzugeben. Später erhielt man an dem berühmten Galgenstrick Professor Durand einen trefflichen Spion und Redakteur des *Journal de Francfort*, und mit ihm zusammen übte ein anderes berühmtes Subjekt,

ein sicherer Dr. *Thomas* (den man aber nicht mit dem wackeren *Senator* Dr. *Thomas* verwechseln möge) durch Mitredaktion an der Oberpostamtszeitung den schmähhelichen Verrath an den Heiligthümern der öffentlichen Meinung. —

Österreich und Preussen vertauschten sich wechselseitig Staatsbeamten, die theils in den beiden Cabineten, theils als Zeitungsschreiber angestellt wurden, und, alles Gefühl von Ehre, Recht und Menschlichkeit verläugend, als geistige Vampyre sich an die Kehle der deutschen Vernunft ansetzten, um ihr den letzten gesunden Blutstropfen auszusaugen. — In die Schweiz gingen über hundert Spione ab, die dort zum Theile sich das Bürgerrecht erkaufte, und von denen bald darauf sogar mehrere zu Ämtern oder in den Rath erwählt wurden. — So kam es, dass man von Allem, was die Schweiz dachte und that, ziemlich frühe und genau unterrichtet werden konnte. Das katholische und bisweilen auch Einzelne aus dem evangelischen Priestertum wurden für die Sache der Menschheitvernichtung gewonnen, und die ganze Schweiz war überfüllt mit Jesuiten, während sie dieselben bloss auf den Canton Freiburg beschränkt glaubte. Man vergass, dass es auch Jesuiten ohne Kutte und in moderner Kleidung gibt. England blieb nicht frei von österreichischen Spionen. Der Herzog von Wellington lud einmal sieben der allergrössten zugleich an seinen Tisch, und äusserte dabei: „könnt' ich doch ganz Österreich gegen unsere Hunde von englischen Liberalen eintauschen!“ — — —

Alle Familien-Zustände waren in Deutschland nahe daran, zerrüttet zu werden. Die moralische Schlechtheit ward mit Gold aufgewogen, sobald sie sich der Sache Metternichs geneigt erklärte, und endlich riss das allgemeine, gegenseitige Misstrauen dergestalt in allen Privatverhältnissen ein, dass Metternich versichert seyn durfte, die Vereinigung von hundert deutschen Köpfen zu einem und demselben *uneigennütigen* politischen Zwecke sey unter die Unmöglichkeiten zu rechnen, und Deutschland sey, wenn nicht ein aussergewöhnlicher Stoss es von *aussern*

erschütterte, in sich selbst so matt und zerfallen, dass an eine weitverbreitete und *erfolgreiche* Verschwörung vor der Hand nicht zu denken sey. Man duldete lächelnd die unsinnige Duellwuth und die Bierkommerse der Universitäten, um diese glauben zu machen, dass man sich *dieser sogenannten* deutschen Freiheit (!!) nicht entgegensetze, während man zu gleicher Zeit alles und jedes Aufkeimen wahrhaft politischer Ideen mit Argusaugen bewachte, und rücksichtslos unterdrückte. So kam es, dass Deutschland während der Bewegungen in Italien, Spanien und Griechenland ruhig blieb, und dass es auch später, bei der stärkeren und gefährlicheren Anregung durch die Polen, zum grössten Theile müssig in die Welt hineingasse, und die geringe Anzahl der Besseren, welche den Mund zu öffnen wagten, bald wieder zum tödtlichen Schweigen gezwungen werden konnten.

Immer seinen alten Plan verfolgend, erhielt Metternich, durch das unausgesetzte Geschrei von naher Revolutionsgefahr, die deutschen Fürsten und Heere in elektrischer Spannung, und brachte es dahin, dass man ihm von allen Seiten eidlich versicherte, bei der ersten, geringsten Bewegung revolutionärer Thätigkeit ohne Rücksicht und Barmherzigkeit zum groben Geschütze greifen zu lassen, und kein anderes Remedium zur Anwendung zu bringen, als: *niederrauhauen und niederschleissen*. — „Besser tausend Leichen, als tausend denkende Köpfe!“ — Dieser Grundsatz Metternichs wurde von dem Bundestage zum Evangelium erhoben, — und er hat sich später bei den unerhörten Metzereien in verschiedenen deutschen Staaten, besonders in Baiern, klar genug bekundet. —

So stand es mit Deutschland, als man die Welt mit der Wiener Schlussakte vom 15ten Mai bekannt machte. Da Sie, Milady, dieselbe gedruckt in Händen haben, so setze ich sie nicht hieher. Aber einiges Allzumerkwürdige muss ich doch herausheben. Der 53ste bis 61ste Artikel enthalten folgende Bestimmungen, von denen man heutzutage, nach so vielen erlebten Schändlichkeiten, Wortbrüchen, Meineiden und ungerufenen Einmischungen, nicht

nicht weiss, ob man mehr die darin enthaltenen Widersprüche züchtigen, oder ihre augenscheinliche Lügenhaftigkeit entschleiern soll. Die Bestimmungen heissen also:

„Der Bundestag darf sich nicht in die innere Verwaltung der Bundesstaaten mischen. Er hat blos darauf zu sehen, dass der 13te Artikel der Bundesakte überall erfüllt werde!!! Die gegebenen Verfassungen können *„nur auf verfassungsmässigem Wege geändert werden!!*
„Im Fürsten aber ist alle Staatsgewalt vereinigt, und er kann nur theilweise, bei Anwendung bestimmter Rechte, an den Willen der Stände gebunden werden!! Die Stände dürfen ihn nicht an der Erfüllung seiner Bundespflichten hindern!! Wo übrigens Verfassungen sind, da dürfen sie die Ruhe des deutschen Bundes nicht gefährden!!
„Allein der Bund darf sich nicht in ständische Streitigkeiten mischen!!!“ —

Hat man je etwas Lächerlicheres, Dummeres, Jesuitischeres und Widersprechenderes gelesen!? — Es wäre unmöglich, zu glauben, läge nicht wörtlich der Inhalt uns vor Augen. —

Und diese Bundesakte ward beim Buol-Schauenstein, dem Präsidenten des Bundestages, mit einem Gastmahle, unter dem lauten Schmatzen und Verschlucken ächt-österreichischer Knädel feierlich eingeweiht! —

Wie verahredet, und fast zu gleicher Zeit brachen jetzt die Stürme zu Neapel, Piemont, Portugal, Spanien und Griechenland los, und erschreckten das ältternde Gewissen der Wiener Hyäne. Sie waren gehahnet und vorausgesehen, und schon im Januar 1820 hatten Metternich und Castlereagh über *elf Millionen* geheimer Subsidien zur Unterstützung des Sultans gegen die Griechen, sowie zur Erkaufung und Unterstützung des italienischen, spanischen und portugiesischen Thrones und Pfaffenthums gegen die Sache der Völker, zusammengeschossen. — Fast scheut sich meine Feder, und mein Herz erzittert bei dem Gedanken, den Schleier zu reissen von all dem unerhörten, scheusslichen und über allen Ausdruck mörderischen und fluchwürdigen Verrath, welchen Metternich und Wellington

an jenen Hunderttausenden von Unglücklichen, zerfleischten, gefolterten, blutenden, bei lebendem Leibe zerrissenen Opfern verübten. Machen Sie sich, Milady, darauf gefasst, Dinge zu hören, die selbst Ihrem zarten Frauenmunde den lauten Schrei des Entsetzens und den himmelanstrebenden Fluch gegen diplomatische Verbrecher entreissen werden, welche es sich zum Ziele gesetzt hatten, um des gemästeten Bauches und der hohnlachenden Wollust einiger Fürsten willen, über eine **Million** gezeugter und geborener Mitmenschen mit der teuflischsten Kälte abschachten zu lassen! Halten Sie Ihre Thränen zurück, Milady. Strecken Sie mit mir, erbleicht, und mit dem kalten Krampfe der Verzweiflung die Hände gen Himmel, und rufen Sie: „*Gott! wenn du wirklich irgendwo bist, so bist du ein unbedeutender Gott, wenn du keine Strafe für diesen Metternich und diesen Wellington aufbewahrt!*“ —

Ganz Europa schien im Jahre 1820 plötzlich die alte Haut des Despotismus abwerfen, und sich zu einer einzigen grossen Umgestaltung vorbereiten zu wollen. — Metternich, — sich zum Erstenmale zu schwach fühlend, um mit gewohnter List und Unredlichkeit alle gefährlichen Zustände dieser Epoche auf einmal mit der Hand der österreichischen Trugkunst zu bedecken — begnügte sich Anfangs damit, blos einigen Hauptpunkten sein Augenmerk zuzuwenden, und, während er diese angriff, die übrigen einstweilen dem Verrathe erkaufter Helfershelfer in die Arme zu liefern. — Heftig erschrocken über das plötzliche Zusammentreffen so vieler entfernter, durch unsichtbare Bande der Gleichgesinnung vereinter, feindlicher Stürme, und einen Augenblick in Verlegenheit über die Mordanschläge und Mittel seiner neuen Reaktionsbahn, beschloss er nach kurzem Überlegen, die ganze geheime Gewalt Österreichs auf's Spiel zu setzen, um der allgemeinen Flamme mit Einemmale ein Ende zu machen, oder mit ihr zu Grunde zu gehen. — Menschenblut, Zertrümmerung des häuslichen Glückes von Millionen, Verrath, Lüge, Bestechung, Verläumdung — Alles galt ihm nunmehr gleich; er wollte abermals Sieger seyn über die heiligste Sache der Mensch-

heit, und sie dermassen zurückschleudern, dass sie, während seiner Lebensdauer mindestens, an ein Aufkommen nicht mehr gedenken könne. Preussen und Russland hatte er seit dem Aachener Congress — trotz der persönlichen Loyalität und Rechtschaffenheit des Kaisers Alexander — ganz in seiner Gewalt. Der Preussenkönig war und blieb von da an ununterbrochen eine hirnlose und ekleide Drahtpuppe in Metternichs Hand; und da nebenbei Wellington, und durch diesen die gewaltige Macht und Stimme der englischen Tory's, sich gleichfalls der Leitung des Wiener Cabinets als Verräther gegen das britische Interesse überliessen, so durfte Metternich es ohne alle Scheu wagen, sich in der vollen Blöße seiner politischen Verruchtheit zu zeigen, und, Hand in Hand mit Preussen und den britischen Wellingtonisten, dem entsetzlichen Elende der unzähligen Volksschlachtopfer Hohn zu sprechen. — Wellington warf von nun an gleichfalls die Maske ab, und scheute sich nicht, als ihm der edle Canning beauftragte, Vorschläge zur Menschlichkeit zu machen, den Instruktionen seines Ministeriums zwar öffentlich nachzukommen, aber zu gleicher Zeit denselben heimlich mit Metternich entgegenzuarbeiten. Nie hatte die Welt scheusslichere Verräther aufzuweisen, als diesen Wellington und Castlereagh. Wellington, gezwungen, die besseren und menschenfreundlicheren Ansichten des damaligen britischen Ministeriums als Abgesandter den grossen Continentalmächten vorzulegen, verkaufte mit wüthendem Grimme heimlich die Geminnungen seiner edleren Mitbürger, und trug sich freiwillig dem österreichischen Staatskanzler zum unbedingtsten Werkzeuge gegen die Sache der Völker an. So unterstützte er mit den Tory's heimlich den Sultan Mahmud gegen die unglücklichen Griechen, indess er den Whigs Beifall darüber zollte, dass sie diesem unglücklichen Heldenvolke Unterstützung an Geld und Munition verhiessen; — so verwarf er, im Namen des ihn beauftragenden Ministeriums, zu Troppau, Laibach und Verona die Gewaltmassregeln Österreichs und Preussens gegen Italien, Spanien und Portugal, während er zu gleicher Zeit dem Metternich Hilfs-

gelder aus der Privatkasse der Torna, zur Unterstützung des unbeschränktesten Despotismus in jenen drei Ländern anbot, und unter Anderem mit dem infamen und weltberühmten Schurken *Don Miguel* in geheimer, sehr vertrauter Correspondenz stand. Doch, wir kommen hierauf zurück. —

Der griechische *Hetäristenbund* war Metternich seit seinem Entstehen schon durch Spione bekannt geworden, und als dieser Bund später Commissarien unter den in Wien sich aufhaltenden Griechen ernannte, so gelang es dem Golde und der List des Staatskanzlers, unter ihnen einen Verräther zu erhaschen, der ihn seit 1817 von allen Anschlägen und Begebenheiten des blutenden Vaterlandes getreulich unterrichtete. Alle Menschlichkeit und alles Gefühl bei Seite setzend, nur den Vortheil des alt-österreichischen Stabilitätsprinzips berücksichtigend, und gleichgültig gegen Blut, *Menschenverwürgung in der griechischen Christenheit, wälzte Metternich vom Beginne der griechischen Revolution an, mit aller ihm zu Gebote stehenden Diplomatenmacht die ganze Gewalt des türkischen Despotismus gegen die Hellenen, und bediente sich aller und jederschändlichen Mittel, um diese Nation unter das abgeschüttelte Joch zurückzuführen.* Während in fast ganz Europa kein menschliches Auge ohne Thränen, kein fühlendes Herz ohne Schrecken und Rührung über das unerhörte Elend der griechischen Schlachtopfer blieb, lächelten Metternich und Wellington einander entzückt entgegen, und vereinten sich mit Preussen dahin, durch geheime Einwirkung auf die Thätigkeit der Pforte Griechenland entweder gänzlich im Blute zu ertränken, oder mindestens es für immer zur wahrhaft-freien Erhebung unmöglich zu machen. Der Sultan erhielt österreichische Offiziere, Spione und Ingenieure, österreichische Transportschiffe und Kriegsmunition, und an der österreichischen Grenze stand fortwährend ein Beobachtungsheer bereit, um sich der griechischen Flüchtlinge zu bemächtigen, und sie ihren Henkern auszuliefern. So wurde gleich Anfangs der edlere und tapfere *Rhigas*, den man als den ersten und mächtigsten auffanmenden

Stern der neu-erwachten Hellenenfreiheit betrachten konnte, durch *Österreicher* verfolgt, verhaftet und der Pforte ausgeliefert. Er ward zu Belgrad geköpft, und seine jammernde Seele, sein blutender Rumpf fielen auf Metternichs Gewissen. Stets war es der *österreichische* Internuntius, welcher zu Byzanz auf Metternichs Befehl, den Sultan zu neuer Kräfteanwendung gegen das gemarterte, geschändete, zerfleischte und in seinem Blute erstickende Volk der Griechen aufrief; stets war es Metternich, der dem Divan Muth einsprach und Beharrlichkeit empfahl, und ihm zur blutdürstigsten und unmenschlich-rohesten Strenge rieth. Je mehr das Geschrei der fallenden Opfer zum Himmel tönte, je mehr die im Heldenkampfe fallenden Griechen zerstückt, skalpirt, gespiesat und lebendig zerrissen wurden, je mehr Säuglinge an den Bäumen bei den Beinen aufgehängt, und in der Mitte von einandergehauen wurden, je mehr Mütter sich geschändet, bei den Haaren geschleift, in die Brunnen gestürzt, geschlachtet und geviertheilt sahen, je mehr die Türken ihnen bei lebendigem Leibe die Brüste abschnitten ihnen glühende Eisen in die Schamtheile stiessen, ihnen den Bauch aufschlitzten, und sie mit ihren eigenen Gedärmen erwürgten, — um so heller und freundlicher strahlten Metternichs und Wellingtons Antlitz, um so fröhlicher berichtete der Internuntius seine Neuigkeiten von Constantinopel nach Wien, und um so ruhiger begab sich Metternich mit seinem Weibe zu Bette. —

Der einzige Mächtige, welcher, sey es aus politischen oder Gefühlgründen, sich der heiligen Sache der unglücklichen Hellenen günstig und geneigt erwies — der Kaiser Alexander — ward nach und nach durch die verworfensten Verdämnungen, Lügen und diplomatischen Trugkniffe von ihr abwendig gemacht. — Metternich ruhte nicht eher, als bis dieser letzte mächtige Stützpunkt der Armenschwand, und Alexander von dem Argwohn ergriffen ward, als bestünde die ganze Nation der Griechen aus Jacobinern und Banditen, und ihre Revolution bezwecke nichts anders, als in Verbindung mit den Bewohnern der Moldau und Wallachei geheime Verschwörungen in Russland anzuzet-

teln, und später mit den aufgereizten Polen sein Reich zu erschüttern. Man schreibt diesen Lügen und Aufreizungen Metternichs den Umstand zu, dass der Wütherich Constantin später die unglücklichen Polen so barbarisch misshandelte. —

Metternich'sche Agenten warfen sich gleich beim Beginne des Kampfes nach Griechenland, um die erstehenden Oberhäupter mit einander zu entzweien, und sie gegenseitig mit Argwohn zu erfüllen. Es gelang diesen fremden Agenten in der That, eine höchst gefährliche Spaltung bis an's Ende zu unterhalten, obschon sie ihren Hauptzweck dabei verfehlten. Man vergass, dass jeder Grieche eine Festung in der Brust trug, und dass die Spaltung Einzelner den Freiheitsstrom eines Volkes, das mit jedem Schritte auf die unsterblichen Trümmer einer grossen und heiligen Vorhellenzeit trat, nicht zu schwächen vermochte. — Metternich und Wellington bildeten sieben Jahre hindurch die schützende und theilnehmende Blutflanke der türkischen Despotie. Ihre, mit dem Turban bedeckten Spione führten die rasenden Moslems über die blutigen Leichen von Hunderttausenden hinweg, dem österreichischen Herrschprinzip zu. Ganz Europa schauderte und knirachte bei den namenlosen Gräueln, — nur diese beiden blieben ruhig, und verfolgten mit einer Kälte, von der die Welt kein Beispiel hatte, ihren Plan: auf dem allgemeinen, mit geronnenem Menschenblute bedeckten, Grabe der Nachkommen Lycurgs und Solons das Regiment der Pforte festzustellen. Himmelausflammende Städte und Dörfer brannten bis in's Herz der Grönländer und Indianer, und entlockten ihnen Thränen der Theilnahme, — nur Metternich und Wellington blickten ruhig in den Schutt, und wärmten ihre Hände in der glimmenden Asche; — Tausende von lebenden Menschenleibern wimmerten, zersäbelt und mit ausgerissenen Gedärmen, den letzten Hauch der Verzweiflung über die verodete Wüste ihres blutbedeckten Vaterlandes, und rissen in den entferntesten Winkeln der civilisirten Welt die Herzen der Fühlenden zur Theilnahme empor, — überall sammelte man Geld, Kleidung, Charpie und Getreide,

— nur Metternich und Wellington setzten sich ruhig zu Tische, und hintertrieben, wo sie nur konnten, die Hilfeleistungen ihrer eingeschüchterten Umgebungen; — Tausende von zerhackten und zerrissenen Säuglingen starben Hungers auf dem zerstampften Boden des, seiner Bäume und Felder beraubten, klassischen Bodens, und jammerten mit starren Händchen und Blicken der Brust einer Mutter entgegen, — aber Metternich und Wellington hingen lächelnd die erschienenen Bilderchen von zappelnden, bei den Beinen aufgehängten Säuglingen in ihren Wohnungen auf, und sprachen beruhigt: die kleinen Rebellen werden uns nicht mehr schaden; — Tausende von glühenden Griechenfreunden aus allen Theilen Europa's durchschnitten die blutgetränkten Wogen, und eilten, dem Lande des Entsetzens ihren Arm zur Rettung zu bieten, — nur Metternich verbot bei schwerer Strafe den Unterthanen Österreichs, sich irgend einer Theilnahme für das jammernde Volk hinzugeben. — Ihm war das Geschrei der Gemarterten eine wolüstig-diplomatische Harmoniemusik; gierig schlang er die Berichte von den Siegen der Moslems, und traurig und niedergeschlagen war sein Herz, wenn die Kunde ihm von Siegen und Heldenthaten der Griechen sprach. —

Der Pascha von Janina, Ali Töbelen, begann, aus Haas gegen den Sultan, mit den Griechen gemeinschaftliche Sache zu machen. Metternich und Wellington zitterten, und versahen die Pforte mit neuen Kräften, um diesen Tiger, dessen Muth den Hellenen jetzt eben so viel nützen konnte, als er früher sie tyrannisiert und gepeinigt hatte, zu stürzen. Zu derselben Zeit nahm Alexander Ypsilanti nach langem Weigern die Präsidentschaft der Hätisten an, und versetzte dadurch den Planen Metternichs einen neuen, gewaltigen Stoss. Allein die englisch-österreichischen Fonds und Ingenieure flogen nun in bedeutenderer Masse nach Constantinopel, und Mahmud erhielt neue Anleitungen zur Vernichtung des drohenden Ungewitters. —

In *Spanien* war der erbärmliche König *Ferdinand* seit 1814 ein willenloser Spielball in den Händen des österreichisch-englischen Cabinets. Am 4ten Mai 1814

hatte der, vom *Fransosenregimente* erlöste Schattenkönig die bekannte Erklärung von Valençay ergehen lassen, in der er dem Volke die lang ersehnte Cortesverfassung heiligst und eidlich zusagte; aber — o Wunder und Schmach!! — an dem nämlichen Tage, an dem nämlichen 4ten Mai 1814 erchien auch der *Widerruf* dieser eidlichen Versicherung, und Metternichs Agenten und Valence brachten es dahin, dass der jämmerliche Spanierfürst mit der unerhörtesten Meineidigkeit das kaum Versprochene umwandelte, die Cortes auflöste, die Regentschaft vernichtete, und, mit Wiederherstellung der *Inquisition*, die Einkerkierung und blutige Verdammung aller derer befahl, die sich im Kampfe gegen Napoleon für den spanischen Thron geopfert, und es dafür gewagt hatten, die Abnahme der Thronfesseln von ihren mit Wunden bedeckten und ausgemergelten Körpern zu fordern. Engländer und Österreicher riethen dem heimkehrenden Ferdinand, sich ungescheut aller und jeder Mittel zur Hintergehung des spanischen Volkes zu bedienen. Man liess ihm durch die Geistlichkeit im Voraus Absolution zukommen für Alles, was bei dem nun vor sich gehenden Betrüge und Meineide sein Gewissen beunruhigen könnte. Man überredete ihn zur Verstellung, Hinterlist und Schlechtheit der englisch-österreichischen Rathschläge und zur jesuitischen, allmäligen Vernichtung und gänzlichen Zerstörung des *allerunbedeutendsten Volkswillens*. Man versprach ihm Subsidien zur Aufrechterhaltung der unumschränktesten Gewalt; man erkaufte für ihn an hunderttausend Mönche und Absolutisten; man nöthigte ihn, hinrichten, martern, schänden und deportiren zu lassen. Österreichische und englische Spione nannten ihm diejenigen, bei welchen ein Rest von Liberalismus sich vorfand; — man erregte Bürgerkriege, Volksaufstände und Metzelsleien; man veranstaltete Plunderungen und Confiscationen, und dinge, wo es Noth that, Mordelshandlungen, um die kleinste Wurzel der Freiheit dem Boden der Vernunft zu entreissen. — So hielt man diesen unbeschreiblich dummen, bigotten und schausüchtigen König, unter Lügen, Meineiden, Zwängen, Selbstverläugnungen, Hinrichtungen, Ein-

kerkerungen und diplomatischen Schändlichkeiten bis zum Jahre 1820 hin.

Beinahe ganz diesem Bilde ähnlich verfuhr man mit *Portugal*, nur mit dem Unterschiede, dass man dort die *Königin* und den Schandbuben *Don Miguel* frühzeitig gegen den rechtlichen König Johann erkaufte und bestach, um ihm, falls er sich nicht den Eingebungen Metternichs, Wellingtons und Castlereaghs fügen sollte, durch sein braves königliches Weib und seinen noch braveren Sohn Michel das väterliche Lebenslicht ausblasen zu lassen. Ich darf Ihnen, Herzoginn, wohl nicht mehr wiederholen, dass dem endlichen Morde diesen Königs Johann ein dreimaliger Vergiftungsversuch durch die *Königin* und *Don Miguel* voranging. — Während der, durch den Einfall der Franzosen geängstete König sich in Brasilien befand, ward zu Lissabon, auf englisch-österreichisches Verfügen, ein Regentschaftsrath ernannt, und diesem setzte Wellingtons Einfluss einen *Engländer* an die Spitze! Ein *Engländer*, der Marschall *Beresford*, ward Präsident der portugiesischen Regierung! Elender Theilnehmer der despotischen Gesinnungen und Charakterschlechteit Wellingtons, war dieser *Beresford* ganz dazu geeignet, die Angelegenheiten Portugals der verworfenen Königin, und durch diese der Lenkung Metternichs und Wellingtons zu übergeben. Ein *Engländer*, — ein Theilhaber der *magna charta* und der *bill of rights* — war es demnach, welcher den fürchterlichsten Einfluss der Mönche und Inquisitionshenker in Portugal herstellte, und das Beil des Scharfrichters zum alleinigen Ausleger der Wünsche und Bedürfnisse des ausgemergelten, geschundenen Volkes erhob. — Während die Königin mit *Don Miguel* im Schlosse schwelgte, und ihrem eigenen Sohne als Kupplerinn die Schönen des Landes gewaltsam zuführte, schnachtete das unglückliche Volk unter der entsetzlichsten Geißel des Mönchthums, der Hungersnoth und der Verzweiflung. — Alles das aber konnte die nahe Flamme der Rache nicht zurückhalten. Die Freiheit zündet endlich doch, und sollte sie den ersten Funken dazu aus den mo-

dernden Knochen eines in Ketten verhungerten Galeeren-
sklaven schlagen.

Ein Namensvetter desjenigen Generals, welcher später in Spanien sich zum unbedingten Schergen des *Abolitionismus* hergab, — der portugiesische Obrist *Freyre*, hatte bereits 1817 einen Volksaufstand in Portugal herbeigeführt. Der Brave war auf dem Punkte, die Grundlage zur neuen Freiheit zu bewerkstelligen, als er durch englische Spione verrathen und in die Hände der Inquisition geschleudert ward. — Noch Einmal wurde der Spalt zwischen den krachenden Fugen des Thrones und der Nation mit Pfaffen und Henkern verstopft, aber nur, um bald darauf desto weiter auseinander zu springen. — *Beresford* eilte nach Brasilien, um dem Könige Vorschläge zu Meuchelmorden und Hinrichtungen zu machen. —

So standen die Sachen, als plötzlich die Wolken der Entrüstung sich von allen Seiten zugleich zusammenzogen, und das verhängnißvolle Jahr 1820 alle Schwerter der gedrückten Menschheit zugleich erhob.

In Griechenland loderte 1820 das Feuer der Rache glänzend himmelan. In Spanien kam es im Januar 1820 durch *Riego* zum Ausbruche. In Portugal flammte es am 24sten August 1820 in dem edlen Herzen *Sepulveda's* auf. In Neapel rückte am 2ten Juli 1820 das herrliche Cavallerie-Regiment *Bourbon* zum Kampfe gegen die Tirannei aus der Caserne zu Nola aus. In Piemont blitzten im September 1820 die ersten Funken des bald darauf ausbrechenden Blitzstrahles. In Frankreich, Irland und Schottland gährten alle Säfte durcheinander, und Deutschland wurde nur durch 70,000 Spione noch im Zaume gehalten.

Da berief der Wille Metternichs den Congress von *Troppan* und *Laibach*, denen ein Jahr darauf der von *Verona* folgte, um nach dem Morde Bonapartes und erfolgter Vernichtung der Edlen von Neapel und Piemont, die Contre-Revolutionen von Spanien und Portugal in's Werk zu setzen, 100,000 Spanier und Portugiesen die Gurgel abschneiden zu lassen, Griechenland zu unterjochen, und den letzten Knoten am Halsstricke Deutschlands zu schlingen. — Du

Schicksal, das die Fürsten und Guillotinen, und Foltern und Pfaffen uns zugestanden, — und Sie, Milady, die Sie wissen, was ich in diesem Augenblick empfinde — hört mir zu, und richtet mich. Ich, der von Gott bestellte und durch Seine heilige Stimme in meiner Brust zur Rettung der Wahrheit berufene Ankläger, will reden.

Metternich schickte den deutschen Höfen eine Note, worin er unumwunden erklärte: „Ganz Europa sey in Gefahr, und Österreich beginne den diplomatischen Kampf gegen die Freiheit mit Preussen und Russland. Er, Metternich, fordere demnach alle deutschen Fürsten auf, mit erneuerter Wachsamkeit auf alle Regungen im Volke zu schauen, und, es koste, was es wolle, die Ruhe und absolutistische Stellung wenigstens so lange aufrecht zu erhalten, bis man mit dem übrigen Europa im Reinen sey, und Österreich wieder seine ganze väterliche Fürsorge den Thronen Deutschlands zuzuwenden vermöge.“ — Zugleich eröffnete er den noch zu Wien in geheimer Conferenz befindlichen Gesandten: der Congress zu Troppau beabsichtige, die stärkste Gewalt gegen die Anhänger der Neuerung anzuwenden, und die Macht des deutschen Bundes auf geheimem, sicherem Wege durch Europa lenkend auszudehnen. Er werde in allen Ländern Europa's, wo die geringste Gährung herrsche, die Alternative stellen: Gewalt, Haft und blutiges Staudrecht gegen die Neuerer, oder Krieg mit Österreich, Preussen und Russland. Er fordere aber nunmehr die Gesandten auf, ihren deutschen Höfen insgeheim zu erklären: dass *Eine und Dieselbe rück-sichtslose Strenge* in Deutschland Platz greifen müsse, wolle man nicht in diesem Lande das wieder verderben, was Österreich und Preussen in dem auflodernden Europa gut machten. —

Diese Erklärung ging an Deutschlands Höfe ab, und die Wiener Conferenz ward geschlossen.

Jetzt erhielt Hudson Lowe die bestimmteste Weisung, nicht länger zuwarten. Napoleon erkrankte mit dem Beginne des Troppauer Congresses, erklärte augenblicklich selbst: „dass er nicht mehr zu heilen sey,“ und starb am

Tage der letzten Hauptconferenz von Laibach, den 5ten Mai 1821. — — — — —

Schon früher wurde zu Mailand und Venedig durch die öffentlichen Blätter publicirt: „man kenne das Wesen der *Carbonari* genau; sie wollten alle Throue umstürzen; mithin wisse nun ein Jeder, der sich ihnen anschliesse, was er von seinen Richtern zu erwarten habe, — den Tod!“ —

In Modena erliess die Regierung im September 1820, auf Metternichs Veranstaltung das Dekret, worin sie erklärte, dass jeder *Carbonaro* — (und diese *Carbonari* waren kurz zuvor von der Königin von Neapel in Schutz genommen, und gegen Frankreich aufgewiegelt worden!!) — auf der Stelle hingerichtet werden solle. —

Drei Wochen darauf langten Franz und Alexander und bald nachher der König von Preussen zu Troppau an. Der preussische Kronprinz (an starrem Absolutismus und blinder Tirannie bis heute ein Metternich *secundus*), war bei seinem gerechten und liebenswürdigen Herrn Papa. — Dazu kamen Metternich, Hardenberg, Nesselrode und ihre bekannten Helfershelfer. Der russische Brillantenräuber *Wolchonsky* begleitete diesmal seinen Freund Nesselrode nebst dem Fürsten Mentschikoff. Von England erschien der Lord Stewart. Sein ministerielles Wort aber galt nichts bei Metternich, denn dieser hatte bereits von Wellington ganz andere Zusicherungen, gegen das wahre Interesse Englands, erhalten.

Nachdem von Metternich die Einleitungen zu dem grossen Reaktionsproceß getroffen waren, beschloss er vor Allem in geheimer Sitzung mit Hardenberg und Nesselrode, den geängsteten König von Neapel, welcher durch den Fürsten *Ruffo* hatte erklären lassen, seine freihaitverlangenden Neapolitaner hielten ihn in einer Art von Gefangenschaft, dieser Lage zu entreissen, und ihn nach Laibach einzuladen, um ihn — dort in einer neuen Gefangenschaft des *Congresses* so lange festzuhalten, bis er sich den despotischen und henkerhaften Vorschriften Metternichs und Hardenbergs ohne allen Vorbehalt gefügt haben würde. Der von dem neuen neapolitanischen Parlamente nach Wien ab-

gestandte neue Geschäftsträger, Herzog von Galle, war schon vorher in Klagenfurt auf die unverschämteste und gröbste Weise nach Hause gewiesen worden, mit der Erklärung, dass Österreich Niemanden anerkenne, als den absoluten König und seinen alten Wiener Botschafter *Ruffo*, trotz dem, dass er seit länger schon zurückberufen war, und sich wieder in Neapel befand. Dieser elende und hündische Pfaffe wirkte aus allen Krüften den Fortschritten des Volkes entgegen, und trug, bei der bald darauf erfolgten blutigen Wiederherstellung des Absolutismus, sehr viel zu den vorgenommenen Abschlachtungen der Liberalen bei.

Der alte König Ferdinand von Neapel hatte nachgeben, und den, auf die unerhörteste Weise unterdrückten, Volkes Wünsche erfüllen müssen. Als man aber von ihm die *eidliche* Zusicherung der Constitution begehrte, da schützte er sein hohes Alter vor, und übergab die Regierung dem Prinzen von *Calabrien*, seinem Sohne. Dieser gab nach, und beschwor die vorgelegte, nach Art der spanischen modificirte, Verfassung. Indessen fluchte der König heimlich bei dem österreichischen Cabinette um Hilfe, und Metternich versprach ihm die blutigste Genugthuung. Als die Nachricht nach Troppau kam, dass neapolitanische Parlament habe in die Abreise Ferdinands nach Laibach gewilligt, so eilte der Congress dahin zur Fortsetzung seiner erhabenen Arbeit. Ferdinand verliess am 13ten December 1820 die neapolitanische Küste. Zugleich rückte die österreichische Armee gegen den Kirchenstaat vor, und erwartete Metternichs Wink zum Schlachten der Carbonari. — Einige Dutzend metternich'sche Emissäre aus Sedlnitzky's Schule trugen ihre Verworfenheit und schurkischen Charaktere nach Neapel, und arbeiteten mit den dortigen Absolutisten im Voraus an dem erwarteten Schauspiele der Restauration. Gift, Dolch und Schaffot wurden heimlich hergerichtet, indess der alte Ferdinand auf dem englischen Schiffe *Vengeur* (der Name konnte für ihn nicht besser gewählt werden) dem Ziele seiner Hoffnung zusteuerte.

Der König von Preussen erschien nicht zu Laibach. Er erhielt von Metternich zu Troppau die Versicherung,

dass man die Rebellen Europa's zu Paaren treiben würde, und den Rath, nach Preussen zurückzukehren, um indessen für die Ruhe in Deutschland zu wachen, und die Verhaftungen in dessen Ländern mit gerechter Ordnung fortsetzen zu lassen. —

Hier schliesst der Verfasser' seine Briefe aus Wien, gibt aber noch einige Gedichte als Zugabe, die er bis jetzt in seiner Brieftasche verschloss.

Oesterreich, Preussen und Russland.

Drei Schlangen schlossen einmal einen Bund,
Und tranken Brüderschaft,
Besiegelten sie mit dem Schlangemund
Und setzten sie in Kraft.

Sie fingen gewaltig zu morden an,
Und schleppten die Leichen nach Haus,
Und hielten mit der Beute sodann
Tagtäglich einen Schmaus.

Sie machten alles Leben zu Blut
Und tranken sich nicht satt,
Und was nicht fiel vor ihrer Wuth,
Das jagten sie wenigstens matt.

Da ward die Erste der Schlangen so dick,
Dass sie nicht weiter kam —
Sie konnte nicht vor und nicht zurück,
Und ward vom Liegen lahm.

Kaum ward dies ihren Verbündeten kund,
 So hielten sie ein im Lauf,
 Und schlossen einen *besonderen* Bund
 Und frassen die Schwester auf.

D'rauf setzten sie Beide die Reise fort
 Und folgten dem blutigen Trieb —
 Da wurde die *Zweite* so fett vom Mord
 Dass sie ebenfalls liegen blieb.

„Hm!“ dachte die Dritte — „was geht's mich an?
 „S'ist Einer des Andern Grab;
 „Wir haben es ja schon Einmal gethan“ — —
 Und schlang die Schwester hinab.

So schloss das Bündniss ohne Zwint,
 Und ohne viel Verdreh'n.
 Was aus der *Dritten* geworden ist —
 Das werden wir erst noch seh'n.

Wien und Oesterreich.

Halt' an, Du alter Mann, im schlichten schwarzen Kleide;
 Blick' um Dich her, und sprich: regierst Du diese Stadt?
 Regierst Du um sie her die grosse Priester-Weide,
 Wo nur die *Finaternal* das Recht zu leuchten hat?
 Wie lange sprichst Du schon: „Das wollen wir schon machen!
 Und noch hast Du für's *Licht* nicht *Einen* Schritt gethan?
 Du gabst von je das Land in Deiner Räthe Rachen,
 Und *selber* thatest Du noch **nichts** auf Deiner Bahn.
 Du lässt bis in's Mark der Deinen *spioniren*,
 Und denkst: wie zu *Wien*, so ist's im *ganzen Land*;
 O! könnte Dich Dein Fuss in *alle Herzen* führen,
 Dir brähe wohl Dein Blick, Dir schwände der Verstand!
 Umringt in Deinem *Wien*, von Lachern, Schwelgern, Bällen,
 Bist Du erblindet längst für's *Inn're* Deines Reichs;

Der Unterthane darf sein *Ich* nicht vor Dich stellen,
 Er zittert vor der Macht ministeriellen Streich's;
 Die Bittschrift, die er bringt, gibst Du an Deine Rätke,
 Die Rätke schicken sie den Peinigern zurück, —
 Und sie, ob deren Druck er in der Bittschrift steht,
 Ertheilen ihm darauf des Richterspruches Glück!*)
 Des Volkes *Mitleid*, Fürst! das Dich als *Greis* erkennt,
 Erhielt so lange Dich, — sonst — — weist Du, wie es wär!
 Der arme Unterthan, der Dir sein Leid nicht *nennet*,
 Und dessen Mund verstummt, *empfindet* desto mehr!
Italien gab Dich uns, und *dahin* geht Dein Streben;
 An *Rom* hast Du gedacht, an *Österreich* noch nie,
 Für *Welschland* hast Du stets Dein Alles hingegeben
 Und Deine *Gattin* — ach! was that für *Österreich* sie??
 Johannesberger-Licht und Bücher voll *Gebete*
 Daran hat *Österreich* den schönsten Überfluss —
 Doch, wenn das *Menschenrecht* auf Einmal vor Dich träte
 Und Dich belehrte: *wie* man glücklich machen muss?? —
 Wenn auch *Censoren* rasch auf alle *Mäuler* schlagen,
 Und sie verstopfen, Fürst, wenn man die *Wahrheit* spricht,
 So weiss ich sicher, doch was tief die *Herzen* sagen,
 Erlaubst Du auch beinah' sogar das *Denken* nicht!
 O, glaub' es ja nicht, Fürst, wenn sie im Schauspiel' schreien:
 „Erhalte lange noch dies ungeheure Glück!“ — —
Censurgenusses Heil dem Volke zu verleihen,
 Ist leicht gethan — — doch *das* durchdringt des Klugen Blick!
 Um *Änderung* jedoch will ich Dich gar nicht bitten,
 Ich weiss, dass jedes Wort bei Dir verloren ist!
 Nur zeigen möcht' ich Dir, dass ich das *Land* beschritten,
 Und *überall* erfuhr, dass *Joseph* man vermisst. —
 Dein *Herz* ist menschlich-gut — doch auf dem Völkerthrone
 Bedarf es auch der *Kraft*, die *wirkt* und *vorwärts* geht;
 Du hast den *Nameu-Klang*, Du trägst die schwere Krone,
 Doch *And're* haben stets das Rad im Land gedreht!
Spione haben meist Dein mildes Herz geleitet,

*) Womit Verfasser Belege hat.

Und *Du* hast stets geglaubt, was man Dir rief in's Ohr;
 Nie hast Du d'ran gedacht, dass sich die Schlange häutet,
 Doch, dass sie darum bleibt, die Schlange, wie zuvor!
 Nie hast Du selbst geprüft; Du glaubtest den Censoren
 Und räumtest ihnen ein die schreckenvollste Macht;
 Die hohe Geistlichkeit besetzte Dir die Ohren,
 Und wo Du Licht geglaubt, da herrschte tiefe Nacht!
 Der hochgeheime Graf*), der Schnitter alles Guten,
 Der Tödter alles Lichts — des Staates Hauptspion, —
 Erstickte fort und fort des Tages lichte Gluthen,
 Und folterte das Land, geschützt vom hohen Thron.
 Sein Zögling**), taub und stumm durch gnädigste Befehle,
 Bedrückt ganz nach Wunsch des Geistes bess'res Licht,
 Und unter ihm erstand so manche nied're Seele,
 Die jede gute Frucht geheim vom Baume bricht.
 Auf Deiner Grossen Gut regiert der Fürst: „Verwaller“,
 Und thut, was er für sich als göltig anerkennt.
 Die Hunde bellen nie; — er ist der Ketten-Halter,
 Und sorgt dafür, dass nichts sie von der Kette trennt.
 Die Zungen liegen lahm im zugehalt'nen Munde,
 Und nur die Taschen rings sind offen für den Herrn,
 Und, da man in der Hand sie hat zu jeder Stunde,
 So schreien „Vivat!“ sie — und zahlen herzlich gern. —
 In seinem Winkel sitzt der lachende Beamte
 Und steckt, für Müssiggang, sechs tausend Gulden ein,
 An Siebzigttausend hat Dein Östreich in's Gesammte,
 Da muss der Bauer wohl gar reich und glücklich seyn!
 Und würde noch dabei auf Geisteswerth gesehen,
 So ginge das wohl an — Verdienst will seinen Lohn;
 Doch, blos die Veterschaft verhilft zum — Müssiggehen,
 Und Diurnist verbleibt der arme Geistessohn. —
 So, herzensguter Fürst, könnt' ich wohl Tagelange
 Bericht erstatten Dir, und käme nicht zu End', —
 Allein — die Luft ist rauh, Dein Alter macht mir bange;

*) Sednitzky.

**) Drinhardstein, Censor und jetzt Direktor des Theaters.

Ich komme lieber bald zur Audienz behend,
 Dann raun' ich offen Dir in's Ohr ganz *und're* Sachen,
 Und lass' entscheiden Dich mit väterlicher Huld.
 Bereite Dich auf Dein: „*Das wollen wir schon machen!*“
 Es harret Österreich mit grosser Ungeduld.

Was will ich denn?

Ich will nicht Bürgerblut — wovor mich Gott bewahre!
 Ich will nicht, dass mit Schmach Ihr Eure Hand bespritzt —
 Ich will nur: *dass der Geist sich zu dem Geiste schnare*,
 Und dass Ihr nicht im Schlaf, als Sannambule sitzt;
 Ich will nur, dass Ihr *ächt* Euch *aneinander* schliesset,
 Ich will nur, dass Ihr tilgt den letzten deutschen *Neid* —
 Ich will nur, dass Ihr nicht für Euch *allein* geniesset,
 Ich will Euch ja nur sehr im deutschen *Bruderkleid*,
 Ich will ja nicht, dass Ihr die Ruhe sollt verlieren,
 Nur Eurer *Kinder* denkt — nur Eurer *Folgerzeit*!
 Nur Eure *Zukunft* lasst Euch nicht zusammenschüüren,
 Nur Euer *Denken* sey von Fessel-Druck befreit.
 Ihr *sollt*, Ihr *müsst* und *dürft* nur im *Gesetze* leben,
 Ihr *braucht* den Richterstuhl, Ihr *braucht* die *Obrigkeit*,
 Doch soll man Euch dafür die *Menschenwürde* geben,
 Und der *Gedanke* sey die Völker-Sicherheit!
 Ich will ja nicht das Wort der offenen *Freiheit* sprechen,
 Ich will nicht *Übermuth* vertheidigen vor Euch,
 Doch, Euer *Denken* lasst Euch nicht zusammenbrechen,
 Und *öffentliches Recht* mach' Euch dem *Fürsten* gleich!
 Ich will ja nicht, dass auch nur Einer sich vergesse,
 Und *mehr* verlang', als ihm die *Ordnung* geben kann,
 Doch: „*Gleiches Staatsgesetz und reine, freie Presse*“ —
 Das sollst Du schaffen Dir, mein wack'rer deutscher Mann.
 Nicht *Affe* musst Du seyn der anderen Nationen
 Nicht unterdrücken stets Dein *eigenes* Geschlecht;

In Deinem Innern soll die *wahre* Wahrheit thronen,
 Und knechten sollst Du nicht bei eines Andern Knecht.
 Verkaufen musst Du nicht aus Noth die Manneswürde,
 Musst nicht ein Diener seyn im Egoisten-Glanz,
 Vertilgen sollst Du *frei* die unverdiente Bürde,
 Und wenn Du handelst, sey die Handlung *teutsch* und *ganz*!
 Nicht schimpfen musst Du *keck*, aus *Neid*, auf *teutsche* Brüder,
 Nicht tragen auf den Markt die feile Recension;
 In Deiner Brust ersteh' der Teutsche, *acht* und *bieder*,
 Und Dein *Gewissen* sey des Mannes höchster Lohn. —
 Ich will ja nicht, dass Euch Gefahren werden sollen,
 Ich lass Euch unversehrt beim teutschen Gerstensaft, —
 Doch, *wo* Ihr seyd, erkennt den *Werth* im *teutschen* Schollen,
 Und, was Euch *fehlt*, erstrebt mit *unverrückter* Kraft!
 Einst kömmt die Fragezeit, wo Euro Kinder fragen:
 „Was hat zur *rechten Zeit* der Teutsche mir erbaut?
 „Wann hat er Material zum Bau herbeigetragen?
 „Wann war der für das Recht und für die Menschheit laut?
 „Wie stand der Teutsche da vor Menschen-Unterjochern.
 „Und wie benahm er sich, als man ihn *nicht* gehört?
 „Wann hat er es gewagt, den Fürstenzahn zu stochern?
 „Wann hat er kühn den Bau der Finsterniss zerstört?
 „Wann trat er *ohne Schen* in seine Landtagskammern?
 „Wann hat er *unerkauf*t für uns gesprochen *dort*?
 „Wann hat er *aufgehört* mit seinem freigen Jammern,
 „Und nur gelebt für's Recht und für das freie Wort?
 „Wann sprach er öffentlich, — nicht, um *bekannt* zu werden,
 „Nicht, um *sodann* sich selbst in Blättern *auszuschrei*n?
 „Nein! um ein Hort zu seyn den freien teutschen Herden,
 „Um uns ein Fundament zum spätern Bau zu seyn!
 „Wann hat er, sonder Falsch und sonder *Interesse*,
 „Gedacht an *unser Wohl* in einer *spätern Zeit*?
 „Wann hat er sie *ernst* verlangt, die freie Presse,
 „Wann ohne *Eigennutz* dem Lande sich geweiht?“
 Seht! also werden *erst* die teutschen Enkel fragen,
 Doch — *wenn von Allen dem dann Nichts* geschehen ist??
 Wie? Ober soll dennoch dereinst der Russe sagen:
 „Ein Sklave, teutscher Mann, bin ich, wie Du es bist!“

Soll Euch der Enkel noch auf Eurem Grabe suchen,
 Wenn alle Wege schon für ihn verschlossen sind?
 Soll er umsonst in Euch ein Volk des Lichtes suchen?
 Wollt Ihr für deutsche *Schmach* erzeugen Euer Kind?
 Nein! *wenn* Ihr noch ein *Herz* — noch ein *Gefühl* verspüret,
 Besteigt kein bräutlich Bett, bis Ihr es *deutsch* besteigt!
 Wenn sich in Eurer Brust die kleinste Flamme rühret,
 Zeugt für die Nachwelt nichts, was Euch den *Fluch* erzeugt!
 Ich will — doch, was ich will, das habt Ihr schon verstanden,
 Und, was ich *nicht* gewollt, das wiset Ihr olnehin;
 Wenn meine Worte *nicht die deutschen Brüder fanden*,
 Kann es nicht trösten mich, dass ich ein *Teutscher* bin.

Ja wohl!

Siehst Du die Deutschen dort beim Biere sitzen,
 Und ihre Küchen-Politik verschwitzen?
 Hörst Du sie bei der Karte demonstrieren,
 Und bei der Leberwurst politisiren?
 Ja wohl!

Hörst Du die hohen, sinnigen Beschlüsse,
 Hörst Du sie knacken ihre schlechten Nüsse?
 Siehst Du sie auf den Tisch die Fäuste schlagen,
 Und sich begnügen mit gefülltem Magen?
 Ja wohl!

Riechst Du den Tabak aus der Weisenkammer,
 Hörst Du den kühnen, stolzen Katzenjammer?
 Siehst Du sie lächeln aus der Kragensteife,
 Und *Freiheitslieder* wickeln um die *Pfeife*?
 Ja wohl!

Hörst Du, wie sie den Bund der Freiheit schliessen,
 Siehst Du sie den *Contrakt* mit Bier begiessen?

Hörst Du das „*Ehrenwort*“ durch's Zimmer schallen,
 Siehst Du die Faust zur Prügelei sie ballen?
 Ja wohl!

Sind das nicht Helden? nicht des Landes Retter?
 Nicht personifizierte Donnerwetter?
 Sind das nicht Kerle, die den Teufel schlingen,
 Wenn wir ihn *gut-gebraten* vor sie bringen?
 Ja wohl! Ja wohl!

Zum Geburtstage.

Sey mir gegrüsst, Du Sohn aus deutschem Leibe!
 Zum Teutschen hat der *Himmel* Dich gemacht!
 Glückselig, wer von einem *teutschen* Weibe
 Zur Welt gebracht!
 Dir steht bevor ein unvergleichlich Leben,
 Du bist ein Theil vom grossen Dreissigstheil!
 Wozu kann Dich nicht Gott dereinst erheben
 Zu Deinem Heil?

Als Knabe schon kannst Du *Spionchen* werden,
 Und nach und nach erwachsen zum *Spion* —
 Von da wirst Du — was willst Du mehr auf Erden? —
 Sogar „*Herr von!*“
 Bist Du erst *dies*, und weisst zu spioniren,
 So weihst man leicht Dich zum Gesandten ein,
 Und endlich wirst Du, ohne Dich zu rühren,
 Minister seyn!

Der Herr bewahre Dich vor allem Bösen,
 Und mach' ein gutes Teutschgewächs aus Dir!
 Vielleicht Einmal wirst Du die Messe lesen,
 Als Kirchenzier;

Vielleicht wirst Du sogar noch Ligorianer
 Vielleicht ein Wiener Erzbischof! O Glück!
 Dann kehrest Du gar als *heil'ger* Himmelsbalm
 In's Grab zurück!

Vielleicht erhältst Du eine Zollamtstelle,
 Vielleicht ein Ämchen bei der Polizei —
 Vielleicht sogar beim Stämpelamtgefälle! — —
 Kurz — was es sey,
 Du kannst allein als *Teutscher* Glück erringen,
 Bedenkst Du bloß bei Allem, was Du wirst:
 „Von Gottes Gnaden geht in allen Dingen
 „Voran der Fürst!“

Der Herr beschütze Dich vor Freigedanken,
 Der Teutsche sey ein tiefgeborner Knecht;
 Nur *Unterthanen* können sträflich wanken — —
 Der Fürst *thut recht!* —
 Unfehlbar ist der Fürst, auch wenn er fehlet —
 Von Gottes Gnaden *thut er*, was er *will!*
 Drum, wenn er Dich vielleicht bedrückt und quälet,
 Ertrag' es still!

Bekümm're nie Dich um die teutschen Brüder,
 Bekümm're nie Dich um Dein Vaterland,
 Der Fürst allein erbau' und reisse nieder —
 Er hat Verstand!
 Sey er auch dumm und blöde — Gottes Gnaden
 Erleuchten ihn auf seiner heil'gen Bahn;
 Anbetungswürdig sey auf Deinen Pfaden,
 Was er gethan.

Gott laß Dich in Deinem teutschen Wandel
 Ein duldend Schaf der grossen Heerde seyn!
 Trieb' auch der Fürst mit Deinem Leben Handel —
 Steck's ruhig ein! —
 Sey stets ein guter, steuerpflicht'ger Diener,
 Der schweigend zahlt, und zahlend schweigen kann. —

Sey, wie die Russen, Preussen und die Wiener,
Ein Duldemann.

Geduld begleite Dich in Deinen Werken
Geduld versüsse Dir die teutsche Last,
Geduld muss Dich auf Deinem Wege stärken,
Mein junger Gast.
Erscheine — schweige — zahle — und verschwinde!
Das sind die fünf Gebote deutscher Pflicht!
Das sey Dein heil'ges, deutsches Angebinde; —
Mehr brauchst Du nicht! — — —



☞ Auf Seite 63, Zeile 16 von unten, lies *psychischen* statt
physischen.



Die
Anatomie des Staats.

Über

Kritik der menschlichen Gesellschaft.



Von

M. Langenswarz.

St. Gallen.

Druck und Verlag von Hartmann und Schelkin.

1836.



Erklärung.

Ich wollte Anfangs dieses Buch nicht unter meinem wahren Namen, sondern mit dem, für meine Freunde in England angenommenen Anagramm Z. N. Charleswang^{*)}, herausgeben. Allein die Beforgniß, daß man alsdann die hier ausgesprochenen Grundsätze einer falschen oder versteckten Absicht zuschreiben könnte, und die Bemerkung eines berühmten, rechtlichen Staatsmannes: daß ein Mann von Charakter bei Werken der Art besser thue, ohne Hülfе an's Licht zu treten, haben mich bewogen, meinen Voratz zu ändern. — Diejenigen meiner hiesigen Freunde, welchen das Aussprechen meines deutschen Namens so schwer fällt (worüber wir ja bekanntlich oft genug gelacht haben), und die gewohnt sind, mich Charleswang zu nennen, bitte ich, sich immerhin jenes Anagrammes auch hier zu bedienen. Ich verantworte das Gesagte hier zu

^{*)} Unter welchem Namen sollte das „letzte Parlament“ bei Hof in Deutschland erschien.
Die Verlagshandlung.

Landes als Charleswauz so gut, als ich es in meinem Vaterlande als Langenschwarz verantwortete.

Daß ich den, von allen gebildeten Rechtschaffenen geliebten Namen O'Connell voransetze, bedarf wohl für alle Die, in deren Kreise ich so oft und mit so bewegtem Herzen von ihm sprach, keiner weiteren Bemerkung. Deutschen Kritikern wünsche ich bei der Beurtheilung des Werkes die nämliche Unparteilichkeit und Ehrlichkeit der Gesinnung und das nämliche Gefühl, von denen ich mich in diesem Augenblicke der Beurtheilung desselben zur Heransgabe angepornt fühlte. —

London im August 1834.

Der Verfasser.

An Daniel O'Connell.

Mein Herr!

Ein Deutscher — einer der Millionen Deutschen, die Ihren Charakter verehren, Ihre Grundsätze theilen, und Ihren Geist bewundern — widmet Ihnen ein Buch, dessen Inhalt von Niemandem würdiger behandelt werden kann, als von Ihnen. Die wogende See und die Verschiedenheit der Sprache haben niemals vermocht, gleiche Gesinnungen zu trennen und gleiche Herzen einander zu entfremden. Das lebende Prinzip der gesunden Vernunft kann und wird niemals da ohne Anfang und Wiederhall bleiben, wo der Geist der ächten Civilisation die Menschheit durch den unwiderstehlichen Drang der moralischen und religiösen Selbstthätigkeit an die Rechte des Menschen setzt. Sie haben sich zum muthigen und beharrlichen Vertreter dieser Rechte erhoben, und darum werden Sie die Versicherung begreiflich finden, daß ich im Kreise aller mich umringenden civilisirten Weltbürger keinen Glühenderen und Thätigeren zur Zueignung dieses Werkes fand, als Sie. Mein Herr, das läßt Ihrer Siegerbahn mit stiller Huthung folgen, verlor sich in dem Glande Ihrer ruhmvollen Landbahn, und ich halte mich für hinlänglich belohnt, wenn Sie meine Absicht, Ihnen durch die Zueignung meiner hier ausgesprochenen Gefühle einen Beweis

seiner Liebe und Hochachtung zu geben, der freundlichen Theilnahme nicht für unwerth finden. — Sollten Sie meine Rücksichten Ihren Gemüths nicht entgegen finden, so wird das nur die Gefühle der Hochachtung und Verehrung vermehren, mit denen zu zeichnen sich die Ehre gibt,

Mein Herr,

Ihr Sie innig schätzender und aufrichtigst ergebener

Paris, im Januar 1836.

Dr. Maximilian Leopold Langenschwarz,

deutscher Improvisator und Redner, Mitglied mehrerer wissenschaftlicher Vereine u.

Inhalt.

	Seite.
Vom Zwecke des Lebens	1
Vom Menschen, als erstes geschaffenes Wesen	3
Von der Vernunft, als Führerin	7
Von der Denkeigenschaft und dem freien Gedanken	10
Vom freien Menschen	14
Vom natürlichen Zustande	16
Von der natürlichen Unabhängigkeit	18
Vom Bewusstsein der natürlichen Freiheit	21
Von der nächsten Wirkung dieses Bewusstseins	23
Von der Sicherstellung der menschlichen Thatskraft	33
Von dem natürlichen Drange, allein zu wirken	38
Vom Bedürfnisse der Theilnahme	42
Von der Vereinigung der Interessen und von der Gesellschaft	47
Vom Anfange des Staates	51
Zweck und Absicht des Staates	58
Von der Kraft und dem Willen	63
Der Wille ist der natürliche Leiter der Kraft	67
Der Wille selbst aber beharrt im Staate der Leitung	68
Wille und Gedanke sind im Staate abhängig	71
Was will der Staatsbürger?	73
Ist er sich selbst genug?	74
Hat er seine Mitbürger zu beschützen und zu unterstützen?	75
Von der Pflichtvergessenheit	77
Von streitigen Fällen	83
Was ist Gesetz?	84
Von der Unparteilichkeit im Gesetz	85
Von der Kraft seiner Handhabung	87
Wer schützt das Gesetz?	88
Was ist Selbstständigkeit?	90
Von dem Streben nach Selbstständigkeit	91
Von dem Streben nach Erweiterung der Selbstständigkeit	94
Freiheit und Willkür	98

	Seite
Willkür und Recht	110
Darf der Mensch im Staate willkürlich handeln?	111
Darf der Mensch im Staate fest handeln?	111
Von der Ungebundenheit	113
Von der Mächtigkeit des Gelezes gegen die Ungebundenheit	117
Von der Bildung des Staatsbürgers	120
Von der Strafbewirtschaftung	120
Vom Einflusse der Bildung auf die Freiheit	120
Wer ist der Freie?	122
Wer ist der Freie?	122
Vom gerechten Vorzuge der Bildung	123
Von der Freiheit der Regierenden überhaupt	126
Von der concentrirten Gewalt	140
Vom Vorbilde im Staate	144
Wer ist des Staates Vorbild?	144
Von der Bildung der Regierungsbeamten	146
Von der Verantwortlichkeit	148
Was ist Muth des Staatsbürgers	150
Von den Ansprüchen des Staates auf das Muth des Bürgers	161
Von der Förderung der Unabhängigkeit durch die Regierung	163
Von der Vaterlandsliebe des Unabhängigen	167
Von der natürlichen Leidenschaft	172
Von der Schmiechtheit der Leidenschaft	173
Vom leidenschaftlichen Haß	177
Vom gehässigen Gedanken	180
Von dem Mißbrauche der Macht	184
Von der Regierung als Stütze der Gerechtigkeit	189
Vom Einflusse der Persönlichkeit des Regierenden	192
Von der Bürgerschaft	198
Vom Einflusse des Schicksals auf unsere geistige Bildung	206
Von der unbedingten bürgerlichen Abhängigkeit	212
Von Privatverhältnissen	217
Von Privatverbindungen	214
Von Privatrechten	215
Unterschied, und Muth zur Unabhängigkeit	215

Von der natürlichen Unabhängigkeit.

Der Mensch und der Gedanke sind von Natur aus
unabhängig.

Inhalt. Vom Zwecke des Lebens. Vom Menschen als erstes
geschaffenes Wesen. Von der Vernunft als Führerin. Von der
Denkeigenschaft und dem freien Gedanken. Vom freien Menschen.
Vom natürlichen Zustand. Von der natürlichen Unabhängigkeit.
Schluß.

I.

Vom Zwecke des Lebens.

Wer seine Blicke in der Natur und in allen Sphären des
Daseins prüfend umherwirft, der wird bemerken, daß alles
Lebende aus einem Keime entspringt, und daß dieser Keim,
indem sich das Leben aus ihm entwickelt, die in ihm verborge-
nen Kräfte in einer natürlichen Hinnneigung zur Vollkommen-
heit äußert.

Demerh dieses Leben wächst und sich erweitert, um so
mehr wird dem Beobachter das Bestreben der Natur nach Voll-
kommenheit kund, und er wird inne, daß alles Leben in be-
ständigem Fortschreiten auf der Bahn der Vervollkommenung

begriffen ist; daraus, und weil die Natur in keinem andern Reichthum in uns spricht, als in ihren Erzeugnissen, müssen wir schließen, daß Vervollkommenung alles Lebens der natürliche Zweck des Daseins sey.

Jede Vollkommenheit kann nur nach und nach erwirkt werden, und es hält in diesem Leben nicht ein Ding gleichen Schritt mit dem andern in der Vervollkommenung. Es muß also verschiedene Arten von vorgeschrittener Vollkommenheit, und in jeder Vervollkommenung wieder mehrere Grade oder Stufen geben. —

Diese Grade oder Stufen hat die Natur schon in der Beschaffenheit manches lebenden Wesens ausgedrückt, oder wenigstens durch höheren Sinn in es hineingeblaut. Daher gibt es in der Pflanzen- und Thierwelt schon an und für sich Rangordnungen der edleren und weniger edlen Entwicklung. —

Durch diese Ordnung sind gewissermaßen die geringern Kräfte den höhern untergeordnet, und man konnte sagen, daß in dem Bereiche des Naturlebens zwar alles frei in sich selbst wirkt, daß aber dennoch immer ein Theil der Schöpfung von dem andern beherrscht wird. Durch das Hervorstechende in der höhern Entwicklung aber macht die Natur die Unterscheidung zwischen dem mehr oder weniger Fortschreitenden möglich, und indem sie zur Anerkennung der Mannigfaltigkeit in ihren Schöpfungen und zur Bewunderung der verschiedenen Arten ihrer Zeugungskraft hinführt, bewirkt sie die Anerkennung ihrer Macht, und dies ist Absicht der Natur.

Wenn nun aber gleich eine Unterordnung in den Werken der Natur stattfindet, so kann doch kein Leben in ihr sich vervollkommen ohne freie und ungehinderte Thätigkeit; jeder innere oder äußere Zwang macht ihre Produkte entweder krank oder unnatürlich, oder er verkrüppelt sie. —

Jede Vervollkommenung kann also nur durch freie Thätigkeit zur wahren Vollkommenheit führen. —

Der Zweck des Daseins ist: Fortschreiten zur höchstmöglichen Vollkommenheit auf dem Wege freier Thätigkeit. —

Die Natur wollte dies am deutlichsten beweisen, indem sie ihren Schöpfer zur Hervorbringung eines Wesens in ihr anregte, das, indem es die höchste Stufe in der Ordnung ihrer lebenden Geringnisse einnahm, zugleich die höchste Entwicklung freier Thätigkeit und dadurch seinen Zweck der höchsten Vervollkommenung in geistiger Fortschreitung und körperlicher Schönheit zu erreichen vermochte.

Dieses Wesen ist der Mensch. —

2.

Vom Menschen als erstes geschaffenes Wesen.

Daß der Mensch das vorzüglichste der lebenden geschaffenen Wesen sei, ist nicht schwer zu erweisen; — alle seine äußeren und inneren Eigenschaften erklären das zur Genüge. Ich will hier nicht in tiefe philosophische Bemerkungen eingehen, denn ich schreibe für Viele, und mehr für Solche, zu denen ich bloß vom Herzen und zum gesunden Verstande zu reden brauche. —

Man nennt den Menschen nicht mit Unrecht den irdischen Herrn der Schöpfung; seine ihm vorzugsweise innewohnenden Fähigkeiten setzen ihn in den Stand, selbst als Schöpfer aufzutreten, und das ihm angeborne heße Gefühl der freien Thätigkeit sagt ihm, daß er allem anderen Lebenden und Geschaffenen auf der Bahn der Vervollkommenung voranzuschreiten habe. Wenn man die angeborenen Kräfte des Menschen, und besonders seine geistigen, genauer erwägt, so möchte man fast sagen, die Natur habe sich bei seiner Hervorbringung verrechnet, und sich selbst zu viel vergeben. Denn der Mensch ist nicht mehr bloß

Vorfassung des Daseins, er ist selbst handelnd, gleich der Natur, und scheint sie sogar manchmal in seiner Produktionskraft zu übertreffen.

Daher bewachte sie sich ein Vorrecht oder Regierungsrecht über ihn, damit er nicht in seinem Stolz zu weit gehe, und dies wirft ihn wieder in die Classe aller übrigen, auch der geringsten ihrer lebenden Geschöpfe zurück; — das Vorrecht, ihm eine Schranke des Lebens zu setzen. Er stirbt, inmitten seiner schöpferischen Thaten, inmitten seiner Bestrebungen, so vollkommen zu werden als die Natur selbst. —

Doch sein Leben ist immer noch lang genug, um seinem Zwecke genügen zu können, und wenn es gleich weniger edle Thiere gibt, die sich eines längern Lebens als er erfreuen, so wirkt doch der Mensch in einer Minute seines geistigen Wirkens oft mehr, als alle weniger geistigen Wesen dieser Schöpfung zusammengekommen.

Dieser Vorzug ist hinlänglich, um ihn dem Tode, dessen Schrecken er mehr fühlt als jedes andere Wesen, kühner entgegen sehen zu lassen; er lebt durch eine geistige Handlung länger, als jedes andere ihn überlebende Geschöpf.

Darum fühlt er auch seinen ganzen Werth und bestrebt sich unablässig, diesen Werth in der Schöpfung geltend zu machen. — Er kündigt den Hindernissen, die sich ihm auf seiner Bahn entgegenstellen, mit dem Bewußtsein seiner ganzen Kraft den Krieg an, er haßt jeden Zwang mehr als alle andern Wesen, er schwingt sich kühn in die Sphären des Über-sinnlichen, Unsichtbaren und Uebernatürlichen, er treibt den Elementen, dem Potas der Natur, ja, er sucht den Tod durch Schranken der Kunst zurückzudrängen, er dringt in die tiefsten Geheimnisse der Schöpfung, und entreißt ihr Lebendes und Lebloses in Untersuchungen seines unruhig forschenden Geistes, er strebt

nach Entledigung aller Hüllen, die die Gewalt ihm anzulegen magt, er schreiet durch Erd und Meer und Luft mit den Werkzeugen seines erschöpfenden, schaffenden Geistes, — und mit Riesenschritten sich in die Zeit hineinkämpfend und ihre alternden Schläude stürzend, zwingt er sie zum Gehorsam gegen seinen ewig wandelbaren Willen, und begräbt das Produkt der angestauten Gegenwart in den unaussfüllbaren Abgrund der alles verhallenden Vergangenheit. — Nichts ist seinem Verlangen zu hoch, nichts scheint ihm unerreicher; er stürzt aufs Unmögliche zu, und nur wenn die undurchdringliche Zukunft ihm ihr gewichtiges „Dalt“ entgegenkennt, steht er auf Augenblicke, und erinnert sich, daß er nicht allmächtig sei.

Aber ein Verlangen läßt er sich nicht vertilgen. — Ein Streben hält er fest, selbst der unbekannten Zukunft zum Troste. Er sieht die meisten Werke der Natur von seinem Geiste abhängig, er fühlt sich erhaben über Alles, worüber seine Natur zu herrschen scheint, und um diese Herrschaft zu sichern, um die geringste Empfindung der Schwäche zu überländen, um sich zum Selbstherrscher der Schöpfung ganz und vollständig zu machen, und auf jeden Stürm der Natur zum Voraus und mit einemmale genügend zu antworten, strebt er nach Unabhängigkeit im Leben, und sucht das Glück seines Daseins in ungebundener Freiheit, während, daß er nur dann würdig sei, mit seiner Schöpferin zu wetteifern, wenn nichts ihn hindere, wenn nichts ihn hindere dem Verlangen seines Geistes mit ungehemmter Willkür den Zügel schloßen zu lassen.

Mit diesem Glauben tritt er aus dem Alce der Unmündigkeit seiner Vernunft in die Jahre der Selbstständigkeit, ruft den weisen Einrichtungen der Natur sein stolzes „Hier bin ich!“ entgegen, kündigt der Gegenwart den Gehorsam auf, und der Zukunft den Krieg an, erhebt sich über alle Gefährungen der

Vergangenheit, verachtet das Verhältniß zu seinen Mitmenschen, bezüchtigt sie der Thorheit, wenn sie sich nicht in seine Meinung finden wollen, löscht die Regeln der Nothwendigkeit mit dem Ego seines Verstandes aus, überspringt die Schranken des Bedürfnisses, und — legt sich doppelt die Kette an, die er sich einfach abzuwerfen bemüht! — dann erst — und wohl ihm, wenn es nicht zu spät ist, — tritt er in diejenige Schule, welcher er längst entwachsen zu sein glaubte. —

Die Natur, die er gleichgültig behandelte, oder gar verhöhnte, hält ihm lächelnd den Spiegel vor, — — er blickt hinein, erkennt sich zum erstenmal in seiner schwachen Größe, erkennt, daß er selbst als erstes Wesen der Schöpfung sein Dasein der Ungebundenheit zu durchleben vermag, erkennt, daß es auch für ihn natürliche Gesetze gibt, erkennt, daß er anstatt in die Arme der Ungebundenheit, in die Schule der Selbstbeschränkung geräth, und kommt betroffen zu sich selbst, kommt zu dem Bewußtsein, daß er zwar alles wollen soll, aber nicht alles wollen kann, so lange er ein einzelner Mensch und anderer Menschen bedürftig sey. —

Daß dies die Wahrheit ist, muß uns jedoch nicht traurig oder unmutig machen. —

So sehr es zu wünschen wäre, daß jenes Verlangen des Menschen vollkommen befriedigt werden könnte, so sehr es uns mit Wehmuth erfüllen muß, daß der in der Menschenwelt lebende Mensch, wie ich weiterhin dargezogen versuchen will, nicht völlig ungebunden und unabhängig sein kann, so sehr gereicht es andererseits zum Troste, daß ihm noch genug, ich möchte fast sagen noch zu viel übrig bleibt, wodurch er sich in seiner Würde und Größe zu zeigen vermag. — Er wird dies leicht inne werden, wenn er sich bemüht, seiner Vernunft zu gehorchen, nicht aber versucht, über sie zu befehlen. — Er

wird frei sein, und niemand wird ihm seinen hohen Werth abstreiten wollen, wenn er diesen richtig erkennt. — Freiheit und Ungebundenheit sind nicht eines und dasselbe. —

3.

Von der Vernunft als Führerin.

Weisere Männer, als ich, haben schon lange vor mir gesagt, daß der Mensch ein vernünftiges Thier sey, und ich habe immer gescheiterten Leuten geglaubt. —

Die Vernunft aber ist in dem Menschen edler und höher als das Thier, folglich ist sie höher und edler als der Mensch selbst, der ohne diese Vernunft nichts vor dem gewöhnlichen Thiere voraushaben würde.

Wenn sie nun höher und edler ist, so verdient sie auch, über ihm zu stehen, und es ist nichts weniger als Schande für ihn, ihren Eingebungen ein geneigtes Ohr zu schenken, und, wenn sie befehlen sollte, zu gehorchen.

Die Vernunft ist die sich selbst belebende Fähigkeit der Erkenntniß im Menschen; sie wird uns angedehnt und sie ist weder jung noch alt im Menschen, der Greis hat sie nicht edler als der Säugling, und wenn wir sagen: „die Vernunft wird älter mit den Jahren,“ so ist das ein Irrthum, denn wir verwechseln sie alsdann mit dem Verstande.

Der Verstand ist nichts Selbstbestehendes, er kommt mit den Jahren, er wird erst geboren mit den Verhältnissen des vorausschreitenden Lebens, und seine Mutter ist entweder die praktische Wissenschaft oder die Erfahrung. —

Durch die Vernunft können wir niemals auf Abwege gerathen, denn es gibt keine mächtige Vernunft, wohl aber durch den Verstand, denn es gibt einen falschen Verstand. —

Wenn wir daher in der Vernunft zu irren glauben, so ist dieser Glaube selbst ein Irrthum, nur der Verstand kann irren, — und leider! er irrt gar zu häufig. —

Diese Irrungen des Verstandes, die nur allzuoft in Verirrungen ausarten, kommen daher, daß wir trotz aller Erfahrung uns über die Erfahrung erheben, und, dem Verlangen der Hoffnung und unserer kaum zu befriedigenden Wünschen zu Liebe, von Neuem anfangen uns zu täuschen, während wir besser daran thäten, uns die alten Täuschungen zu Nuge zu machen.

Die Vernunft ist die Seele selbst, und alle ihre Eingebungen sind von Natur aus rein. —

Gehen wir von ihrem Wege ab, so erhält der Verstand, der tief unter ihr steht, die Oberhand, und entreißt uns dem Glücke, uns durch die Vernunft zufrieden gestellt zu sehen.

Wenn der verlangende Mensch sich selbst schadet, so schadet er sich immer durch den Verstand; denn dieser, der sich gewöhnlich für mehr hält als er ist, erzeugt jene unerlässliche Selbstliebe, jenen überflügen Egoismus, der die reinen Rathschläge der Vernunft verwirft, und sie für unvollkommen hält, wenn sie ihm nicht in Dingen rath, die gewissen Zuständen des Lebens nach nicht sein können. —

Das eben ist jener ewige Kampf zwischen dem Verstande und der Vernunft, jener innere Streit der Neigungen unter sich selbst, aus dem der Mensch siegreich hervorgehen soll, wenn er den höhern Zweck seines Daseins erfüllen will. Siegen aber kann er nur durch die Vernunft, niemals durch den Verstand.

Denn da der Verstand nicht dem Menschen angehören ist, sondern sich erst aus seinen mit der Zeit entstehenden Verhältnissen entwickelt, ihn durch alle Lebensalter begleitet, und sich ihnen anfügt, so wechselt auch der Verstand mit den Ansichten

des Alters, und wird am Grabe kindisch und schwach wie der Mensch selbst.

Wenn also der Verstand im Kampfe zu liegen scheint, so ist dies eine Täuschung, die den vermeintlichen Sieger bald zu der Überzeugung führen muß, daß er der Besiegte ist. —

Der Schöpfer wollte, daß dasjenige Wesen seiner Schöpfung, welches mit der freiesinnigen innern Thätigkeit voranschreiten sollte, auf mächtige Hindernisse stoße, damit sein Sieg ruhmwürdiger sei. —

Zur Besiegung dieser Hindernisse bedarf der Mensch vorzüglich der Selbstüberwindung. Darum besonders erhielt er die Kraft der Vernunft, die fortwährend bereit ist, ihm die hilfreiche Hand zu bieten, wenn er mit Hintansetzung seines übermächtigen Verstandes ihr vertrauen will. —

Der Verstand ist es, der durch seine Annahmen das Vorurtheil gebiert, und dies letztere ist der gefährlichste Feind der Vernunft. —

Die Vernunft an sich, meine Freunde, ist so edel, gerecht und uneigennützig, daß wir in der That keine liebenswürdigere und vollkommenere Führerin erhalten konnten, als sie.

Sie drängt sich uns nicht so barsch auf, als der brutale Verstand, sie wartet bescheiden, bis wir ihrer begehren; doch gerade das ist es leider, was uns so häufig bewegt, ihrer zu vergessen, indem der Mensch so sehr geneigt ist, das Allzuabscheidene nicht zu bemerken. —

Erkennt er aber den ganzen Werth dieser natürlichen Führerin, wagt er es trotz aller Gegenbestrebungen des Verstandes, mit ihr Hand in Hand durch die Stürme des Lebens zu gehen, und hält er aus an ihrer Seite bis zum Ziele, so wird er endlich sich begrüßt sehen von der aufgehenden Sonne der innern Zufriedenheit, während andere, die mit dem Verstande

im Sturmschritte an ihm vorüberstreifen, von einem Labyrinth in's andere gerathen, und zuletzt, unbefriedigt und elender als zuvor, den Rückweg antreten, um, vielleicht zu spät, von vorne wieder anzufangen. —

Freilich bleibt so mancher arme Unglückliche dieser Erde trotz aller Wohlthaten seiner Vernunft darüber im Zweifel, ob er sich selbst zum Segen oder zum Fluche in diese Welt gesetzt sei; solcher ein Unglücklicher ist oft durch Verhältnisse an Mitmenschen gekettet, die ihn der Verzweiflung überlassen, wenn er sich nicht zum Werkzeuge ihres kranken Verstandes hergeben will, und die ihn zum Spielball ihrer Laune machen, wenn ihn dennoch die Verzweiflung zwingt, sich ihnen zu fügen; — dreifaches Wehe über diese Unmenschen! — — —

Wären alle Menschen, die in einem geschlossenen Kreise zusammen leben, durch die Vernunft geleitet, es gäbe keinen solchen Unglücklichen auf Erden. —

4.

Von der Denk-Eigenschaft und dem freien Gedanken.

Die Vernunft lebt durch Ideen, und da sie das sich Selbst-belebende im Menschen ist, so erhält sie die Ideen durch sich selbst, vermittelt innerer Betrachtung oder äußerer Anschauung.

Daß die Vernunft natürlich-frei sein müsse, kann Niemand beweisen wollen; da sie sich selbst belebt und erhält, ohne das Zutun irgend einer andern Kraft, so ist sie unabhängig in sich selbst, und kann nur dann wohlthätig für sich wirken, wenn ihre Unabhängigkeit keinen schädlichen Zwang erleidet. —

Ihre natürliche Freiheit befähigt sie, den ihr eigenen Nahrungsschoß zu verweiden, während der geringste schädliche Zwang

ihre Thätigkeit hemmt, und sie, durch den Mangel an veredelten Verhaltungsstoffen, zu minder sicherer Wirkksamkeit, gegen ihr eigenes Heil, herabdrängt. —

Ihre Eigenschaft zu denken, und dadurch fortzuleben, gibt ihr die Gewalt: des Geistes erste Führerin zu sein und ihn zur Unsterblichkeit hinzuleiten. —

Die Unsterblichkeit ist das bleibende Bewußtsein in der veredelten, vernunftgiltigen Idee, die entweder einß hüllenlos sich bloß selbst bewegt, oder mit einer neuen Hülle umgeben, diese zur weiteren Bewegung und Fortschreitung zur Vollkommenheit befeckt. —

In beiden Fällen muß daher auch die Idee selbst natürlich frei sein, gleich der Vernunft. —

Der Gedanke ist die unsichtbare, aus dem Begriffe und Wesen der Dinge gezogene Substanz, welche die Vernunft nähert, und ihr im Bewußtsein das bleibende Leben zutheilt. —

Keine andere Macht kann den Gengang dieser unsichtbaren Substanz in die Vernunft hindern; ihre Belebung ist ununterbrochen.

Die reine Vernunft kann ferner nicht fehlen.

Jeder freie, ungehemmte Vernunftschluß, der nicht durch die theilende Kraft des Verstandes zum Irugschluß wird, ist richtig.

Die Vernunft schließt, so lange sie frei und ungehemmt ist, zwar unwillkürlich, selbst in ihrer Willkür; aber sie fehlet bloß durch unrichtigen Verstand, nicht durch sich selbst. —

Jeder unrichtige Vernunftschluß ist Verstandeschluß. — Der Verstand hängt zusammen mit dem Körperleben, die Vernunft ist reines, unabhängiges Geistesleben, das auch ohne Körper fortbestehen kann. — Daher kann man zwar den Ver-

stand fesseln, aber nicht die Vernunft, die durch die stärkste Gewalt bloß gehemmt, und momentan zurückgehalten, nicht aber gefesselt werden kann.

Menschen, die mehr dem Verstande angehören, kann man demnach verdummern, oder im Geiste zurückgehen machen, nicht aber Menschen, die mehr der Vernunft angehören. —

Von Natur aus sind Vernunft und Gedanke frei, überwiegend und dem Verstande überlegen; daher ist es oft gelungen, ganze menschliche Gesellschaften geistig zu beschränken, wenn man es dahin zu bringen wußte, sie der Macht der Vernunft zu entführen, an den Verstand zu fetten, und dann dieselben selbst zu bandhaben, indem man sich seiner, der Zeit und dem Alter entkeimenden, Entwicklung bemächtigte, und ihm eine von der Vernunft ableitende Richtung verschrieb. —

Diese Möglichkeit der Geistesbeschränkung ist eine zweite Hauptlage der Vernunft, die ihr durch den Verstand wird. —

Wäre der Gedanke von Natur aus nicht frei, so widerspräche die Vernunft dem Zwecke der höhern Stellung des Menschen. —

Ohne freie Bewegung des Denkvermögens sind wir nicht mehr im Stande, all das Gute und Hebe zu erfüllen, wozu uns die Natur scheint berufen zu haben.

Daß wir freilich keinen schädlichen Mißbrauch mit der Reichen aller menschlichen Fähigkeiten treiben dürfen, ist außer Zweifel. Wir haben zwar den Gedanken völlig in unserer Macht, und können ihn auch in störende Wirksamkeit setzen; aber der Mächtige setzt sich nur dann seiner Gewalt würdig, wenn er sie zur Aufrechterhaltung des Heben und Guten anwendet. —

Es gibt in der That keine süßere Empfindung für den

Menschen, als das Bewußtsein der freien, weit umfassenden Denkkraft. — Ohne dies Bewußtsein kann er das Leben nimmer sein eigen nennen. Es ist schön und entzückend, im wogenden Ozeanmeere der Vernunft zu schwelgen; den Geheimnissen des Daseins festschend nachzuspüren; dem kurzen Leben durch die Befestigung seiner geistigen Güter die Lichtseite abzugewinnen; sich durch Begründung ihrer Produkte, der ewig neu schaffenden Natur innig anzuschließen; sie zur Hochachtung gegen den Menschengeist zu zwingen; von der flammenden Tiefe des Vulkan und der ausgebrannten Asche des unterirdischen Abgrundes bis ins Reich der Sterne, von der, dem Grunde des Meeres entzifferten, Tiefe bis zur Region der Meteore sich aufzuschwingen, — und, die Entstehung der erhabendsten Wunder der Natur in ihrer Anlage und Zusammenwirkung ergründend, das im Kleinen nachzubilden, was der Führer der großen Weltmaschine uns im Großen vorzeichnet! —

Nie ist der reine Mensch glücklicher, als in den Momenten seiner inneren Selbstbeschaunng, wenn er die Strahlen seines unruhig forschenden Geistes nach Innen kehrt, sich schweigend zu den Ufern der eigenen Seele hinabsenkt, und auf der Spiegelfläche ihrer unsterblichen Thatkraft dem sichern Hafen der Erkenntniß zufliehet. —

Dazu befähigt ihn die Vernunft, und der freie Gedanke fordert ihn auf, sich seiner innern Größe bewußt zu werden.

Frei von anmaßender Selbstliebe, soll der Mensch zu gleicher Zeit den Gedanken beherrschen und von der Vernunft sich beherrschen lassen. —

Indem er in seiner ganzen Macht auftritt, und sich ihrer zum Zeichen seiner Hoheit bedient, soll er sie zugleich dem Gesetze der Natur zum Opfer bringen, und ihr den Tribut des Dankes in Beachtung ihres Vorrechtes zollen. —

So wird er seinem Standpunkte genügen, seiner eigenen Größe nichts vergeben, und dem Schöpfer zum Freunde haben, wenn er, der Macht des Todes entweichend, ihm die Handlungen seines Lebens vorlegen wird. —

Er wisse, daß sein Denken frei und unabhängig, aber er vergesse nicht, daß die Vernunft ein Geschenk der Natur, und nur die Reinheit ihres Willens seinem Zwecke gemäß sei. —

5.

Vom freien Menschen.

In so ferne der Mensch das denkende und vernünftige Wesen der Schöpfung ist, in so ferne er sich selbst durch die Vernunft leiten soll, und in so ferne daher sein Denken frei sein muß, in so ferne muß der Mensch auch überhaupt natürlich-frei sein, denn kein Mensch ist, der Denk-Eigenschaft nach, mehr als der andere.

Zwar existiren Menschen von verschiedener Körper- und Gesichtsbildung und sogar von verschiedenen Farben. Dadurch wollte aber die Natur bloß einen neuen Beweis von der Mannigfaltigkeit ihrer Schöpfungen geben. Sie drückte dem Äußeren ein unterscheidendes Gepräge auf, ohne darauß durch eine plattgedrückte Nase oder eine schwärzere Farbe ein anderes Vernunftwesen anzeigen zu wollen. —

Wäre dies der Fall, so ließe sich vielleicht behaupten, daß der schöneren Farbe oder der edleren Form in der Menschheit über die dem Äußeren nach geringere Vollkommenheit die Oberherrschaft eingeräumt sei.

Da aber fast bei allen weniger schönen und dunkelfarbigen Menschenklassen das Äußere durchaus nicht mit den Geisteskräften harmonirt, da dem Neger ebenfalls die Glabe der Vernunft zugetheilt ist, ja sogar manche häßlicher geformte Völker,

2. W. ein großer Theil der Hindus und Chinesen sich in Werken der Vernunft noch mehr hervorgethan haben, als die viel schöneren weißen Volkstämme, so sollen wir darin deutlich erkennen, daß kein Mensch als des andern natürlicher Herr geboren werde, und daß kein selbstschließendes Individuum von Natur aus dem andern unterthan zu sein habe. —

Wenn auch das Äußere des Menschen sich verschieden zeigt, in der angeborenen Vernunft und den menschlichen Fehlern sind alle einander gleich. —

Von Natur aus ist der Mensch unabhängig von seinen Mitmenschen. Wäre dies nicht der Fall, und könnte der Schöpfer ein mit Vernunft begabtes Wesen zum Leibeigenen seines Mitmenschen erschaffen, so wäre die Weisheit der Natur eine lügenhafte und tückische Weisheit, durch die sie einen Theil ihrer ersten Wesen beschlerisch in die Welt schleuderte, um sie durch die Vernunft bloß dem Erkenntniß ihres Glendes und ihrer Schmach in die Arme zu werfen. —

Haben wir doch die Gewißheit, daß selbst die meisten unvernünftigen Thiere eine Art von Unabhängigkeit zu behaupten suchen; ich wüßte also nicht, warum der Mensch erst noch der Auszeichnung vor allen Thieren, warum er eines Geistes bedürfte, der ihn zum Schöpfer bildet, wenn er gerade in der allernatürlichsten Eigenschaft dem unvernünftigen Thiere nachsehen sollte. —

Nur eine verschrobene Weisheit, nur ein schaffender Wahnsinn der Natur könnte selbst einen groben Fehler in der Anordnung ihres Stufenganges begehen. —

Nein! der Mensch wird frei geboren, sagt uns die mächtige Kraft der Vernunft; seine Seele gehört Niemandem als seinem Gewissen, und seinen Körper in die Fesseln der angeborenen Leibeigenschaft schmieden, heißt: sich zum Mörder

seiner Seele aufwerfen, und einen schmähtlichen Verrath an der Natur begehen, die nimmer wollen kann, daß ein Mensch des andern angebornes Launenwerkzeug sei.

Der Mensch ist das einzige Wesen der Erde, das die Würde seines Daseins begreift und zu begreifen strebt; schon darum mußte die Schöpfung einen Dank gegen ihn in seine Geburt pflanzen, und dieser Dank der Schöpfung für seine Anstrengung, ihre Weisheit zu würdigen und zu erheben, konnte nicht schöner sich ausdrücken, als indem sie ihn frei und zum unbeschränkten höhern Geisteswirken fähig erschuf.

Die Freiheit des geschaffenen Menschen und die Bemühungen seiner Vernunft, die Allmacht der Natur durch Liebe und Verehrung zu preisen, sind ein gegenseitiger Wettstreit des Dankes zwischen Schöpfer und Geschaffenem, und, wer sich mit beschäfterm Übermuthe zum Unterdrücker dieses erhabenen Wettstreites aufzuwerfen wagt, wer sich erläßt, das dankbare Kind dem Herzen der dankbaren Mutter zu entfremden, wer die Natur dadurch in ihrem Danke zur Lügnerin macht, daß er dem gesessenen Menschen verbietet, sich durch sie frei zu fühlen, der ist nicht würdig, im Strahle der Sonne zu wandeln, dem kann der Sarg weder ein Bett der Ruhe, noch eine Wiege des höhern Lebens werden. —

Die natürliche Freiheit des Menschen ist eine Vorausbezahlung für die Mühen und Kämpfe seines, oft so bitteren Lebens. —

Dem diesen Lohn entreißen ist mehr als unmenschlich.

6.

Vom natürlichen Zustande.

So lange der Mensch fähig und gelassen ist, sich selbst zu leben, so lange er sich im natürlichen Zustande des Wollens befindet, das heißt: so lange sein eigenes Interesse nicht in

Verührung mit den Pflichten und Interessen anderer Menschen tritt, und er entweder einen Verband gegenseitig höherer Anforderungen mit ihnen errichtet, noch sein Bestehen freiwillig an zu leistende Unterstützungen, oder die pflichtgemäße Theilnahme von Seiten anderer Menschen knüpft, so lange er mit seinem natürlichen Zustande zufrieden, keinen freiwilligen Contract zur gegenseitigen Aufrechterhaltung gewisser Rechte mit Andern eingeht, so lange kann Niemand in der Welt, dessen Dasein und Interesse nicht durch ihn gekränkt oder angegriffen sind, sich die Befugniß anmaßen, der Entwicklung, Selbstleistung und freien Anwendung seiner Vernunft einen Maßstab anzulegen.

In diesem Zustande befanden sich die Menschen in der Urzeit, wo sie noch keine andere Verbindung kannten, als die natürliche, durch die Sprache, und wo sie einander höchstens bei Angriffen durch fremde Feinde zu bedürfen glaubten. Man trat zusammen, wenn man die Waffen ergreifen sollte oder mußte, erwählte für die Dauer des Feldzugs den Geschicktesten zum Führer, und bildete eine Gesellschaft, so lange der Kampf währte. War dieser vorüber, so kehrte Jeder zu seinem Familienheerde zurück, sorgte für sich und sie, ohne weiter von Andern etwas zu verlangen, und war mithin natürlich unabhängig und frei. —

Noch jezt gibt es derartige wilde Stämme, die, ohne einen festen Wohnsitz zu haben, überall zu Hause sind, wo sie ihren und ihres Viehes Hunger stillen können, und die frei sind, so lange sie nicht in Verührung mit ihren Mitmenschen kommen.

Sie stehen auf der untersten Stufe der Menschheit, da ihr Bestehen keiner höhern Vernunftleitung bedarf.

Es ist also gewiß, daß es einen Zustand gibt, in welchem

der Mensch völlig unabhängig zu sein vermag, so lange er allein und sich selbst lebt. —

Wies die Pflichten gegen Weib und Kind üben, und selbst das nicht immer, da bei solchen Stämmen häufig das Weib den Rang einer Sklavin einnimmt, haben sie keinen andern Werth, als den des geschaffenen Individuums. Hätte die Natur keinen andern Zweck für den Menschen bestimmt, als ihm den natürlichen Werth des Individuums zu vertheilen, so würde dieser Zustand seine Laufbahn beginnen und zugleich schließen, und meine Abhandlung wäre überflüssig. —

So lange die Vernunft von keinem andern Ideen lebt, als die ihr die Kindheit des Taseins eingibt, kann der natürliche Zustand ein scheinbar glücklicher sein, weil er ein unabhängiger ist.

Er wird so lange dauern, als keine fremde Gewalt ihn vernichtet. —

7.

Von der natürlichen Unabhängigkeit.

Sobald die selbstschließende Vernunft anfängt, sich mit dem Zustande des menschlichen Taseins zu beschäftigen, ist ihr erster Gedanke der: — „ich bin, und bin ich mein eigen; mirhin ist Niemand außer mir, der von mir mit Recht begehren kann, daß ich, ohne mein freiwilliges Begehren, sein eigen sei!“ — Diesem ersten Glauben der Vernunft lässt sich keinesweges widersprechen, so lange der freiwillige Gedanke des Naturmenschen keiner eingegangenen Verpflichtung angehört, und so lange der Mensch einen natürlichen Standpunkt einnimmt, der ihn ferne hält von Mitmenschen, die gewisse Rechte gegen ihn geltend machen dürfen. — Jeder unmittel-

bar- und klavisch-abhängige Zustand ist im Bereiche des natürlichen Seins noch weit mehr zu verwerfen, als in der geordneten, nach bestimmten Regeln und Pflichten handelnden Gesellschaft. —

Der, aus dem Schoße der Natur hervorgehende Mensch richtet unwillkürlich die Blicke auf sich selbst und vermißt seinen, durch den freien, menschlichen Willen ihm angewiesenen, höheren Standpunkt zu dem der unter ihm stehenden Geschöpfe. Als Mensch ist er Menschen gleich und der vernunftlosen Thierwelt überlegen. Er findet, daß er das Thier durch List und Ueberlegung weit übertrifft, und daß die Vernunft mit Recht die Unvernunft zu beherrschen habe. Tritt ihm nun Jemand, der menschliche Gestalt hat, gleich ihm, in den Weg, und sucht ihn durch die bloße Gewalt des Zwanges, ohne ihm genügende Rechenschaft geben zu wollen, von fremder, willkürlicher Raune abhängig zu machen, so sträubt sich die angeborne Vernunft dagegen, und der Gedanke: von einem Mitmenschen so abhängig zu sein, wie das unvernünftige Thier vom vernünftigen Menschen, empört die denkende und empfindende Seele des Ueberwältigten, und fordert ihn auf, der ungerechten Gewalt, die ihm zu Gebote stehende Gewalt entgegenzusetzen. Thut er dies nicht, und läßt sich schweigend der ihm auferlegten Last, so streicht ihn seine eigene Vernunft von der Liste der würdigeren Menschheit aus, und er verdient die Last, die er trägt, weil er nicht so viel Muth besitzt, sie abzuwerfen. —

Derjenige Mensch, welcher mit freiem Bewußtsein und freiem Selbstgefühl in die Welt tritt, und keinem ihm ähnlichen Geschöpfe zu schaden oder sich mit ihm in gewissen, gemeinschaftlichen Zwecken zu verbinden sucht, ist natürlich-unabhängig; er darf einzig seiner angebornen Kraft und seinem

Gewissen leben, ohne einem andern, als sich selbst deshalb Rechenschaft zu schulden. —

Im Gefühle seiner Würde und seines selbstschaffenden Geistes aus's Licht tretend, erkennt er allmählig die Bestimmung seiner freien geistigen und körperlichen Thätigkeit; vertieft in den Anblick seiner menschlichen Gewalt und Größe, zieht er den großen Gedanken eines weisen, schaffenden Gottes vom Firmamente in seine unruhige Seele, vergleicht sein vollkommengeschildertes Bild mit dem der, am Boden angehefteten, willenlosen Pflanze und dem unvollkommen leblosen Körper, gewinnt den ersten erschütternden Strahl der Selbsterkenntniß, schließt den erwachenden Verstand weichen die weisskaffenden Fugen des Zweifels und der Wahrheit, reißt sich los von der Nacht des geistigen Schlummers, eilt der fernwinkenden Morgenröthe des höheren Selbstgefühles durch die Dämmerung des Aberglaubens entgegen, wirft sich mit dem unwillkürlichen Jubelschrei des Dankes in die Arme der süßen erdandenen Thätigkeit, legt sich stolz die Hand auf die hochschlagende Brust, und empfindet mit der seligsten Wonne seiner selbstständigen Vernunft: „Du bist ein freier Mensch, und nur ein freier Gott ist Dein Herr und Richter!“ —

Nach der Abgeschlossenheit — auch der Wildste und Rebeste geht einmal diesen Weg des freien Glaubens und der menschlichen Erkenntniß. — Mag er in seiner Wildniß auch anfangs nur dem thierischen Triebe leben, mag es ihm eine Zeitlang nur um Stillung des Hungers und Befriedigung des körperlichen Verlangens zu thun sein, — die feierliche Stunde der heiligen Erweckung bleibt nicht aus, und wäre ihm auch nur der letzte Funke eines menschlichen Denkvermögens hierzu geblieben. —

Jeder aufgestellte Grundlag, der von dem Werthe des Menschen handelt, und nicht die vollste und unbedingteste natürliche Gleichheit dieses Werthes vor der Vernunft und dem Rechte zur Basis hat, ist eine Lüge und ein Verbrechen gegen die Weisheit der Natur. —

Ein größeres oder geringeres Gewicht des Menschenwerthes kann allerdings aus bestimmten Vervollkommnungen und geistigen Handlungen hervorgehen. — Wer aber Menschen auf die Weise von sich abhängig zu machen dreht, daß er sich selbst eine freiere Bahn zum Fortschreiten und zur geistigen Vervollkommenung dadurch zu erhalten sucht, daß er den Geist und die freie Thatkraft Anderer in Fesseln schlägt, der begeht einen Trevel an der heiligsten Bestimmung des Menschen, und ist des Lebens unwerth. —

Jede Anstrengung, den gesunddenkenden Menschen vorzuspiegeln, er sei bloß durch seine Geburt oder einen eigenen Schicksalsstoß zum Minderwerthe oder zur Abhängigkeit von einem Andern bestimmt, wird auf die Dauer vergebens sein. So lange es nicht Menschenklassen gibt, die auf eine eigene Weise zeugen und sich begatten, und deren Geburtsorgane von den gewöhnlichen abweichen, so lange bleibt der Grundlag eines Geburtsverrechtes eine strafbare und menschenwidrige Verrücktheit. —

Die natürliche Unabhängigkeit duldet keinen Unterschied zwischen diesem und jenem menschlichen Geschlechte. Jedes Menschenblut ist edel, so lang' es nicht durch unedle Handlungen verunreinigt wird. — An der Wiege wie am Sarge hat jedes Verrecht zurückzutreten. — Alle Menschen haben gleiches Lebens- und Geburtsrecht, und wer kein anderes Verrechtspatent aufzuweisen hat, als einen Willkürmuth oder Stammbaum, der das sich desselben eben so wenig zur Verdrängung eines

Menschen vor dem Rechte bedienen, als der Feuertänder seiner besseren Löhne zum Menschenrade. —

Kein Scheingrund nützt eine selbsterwählte Heberzeugung, und immermehr wird es gelingen, im denkenden Menschen das Bewußtsein der natürlichen Unabhängigkeit zu verbannen. Dies ist nur dann möglich, wenn man in dem Unterdrückten die Vernunft prunzt, den Verstand seßelt, und ihn zum stumm-sühen Thier, oder Halbmenschen herabdrängt. — In diesem Falle belästet der Unterdrücker sein Haupt mit einem so vielen Rinde, als er Halbmenschen unter seiner Macht vereinigt. Kein Gesicht ist für den zu hart, der es über sich und seine unmenschenliche Seele gewinnt, den ersten und heiligsten aller Menschenkeime mit der Nacht der slavischen Unfreiwilligkeit und tödenden Verstandesgeißel zu umhüllen; keine Strafe ist für ihn zu groß, — kein Gericht zu streng. —

Das, was man gewöhnlich Unabhängigkeit nennt, kann und darf zwar, wie wir weiterhin erfahren werden, im wirklichen Staate nicht ohne bestimmte Grenzen des Gesetzes, der Pflicht und der nationalen Rücksicht bestehen; allein, diejenige natürliche Unabhängigkeit, welche unmittelbar aus dem Rechte und dem Werthe des schuldlosen Menschen und seiner Geburt hervorgeht, soll zu allen Zeiten und in allen Verhältnissen die nämliche bleiben. Sie soll geachtet werden, als ein unantastbares Gut und Geschenk der Natur, und nur das strafende Gesetz, wenn es auf wirkliche Verbrechen angewendet wird, kann sie als verstoßen erklären. — Sie ist das moralische Gewand der Vernunft. Ohne sie steht der Mensch in moralischer Nacktheit vor uns, und ihr Verlust beraubt ihn des heiligsten und kräftigsten Mittels zur Veredelung seiner angeborenen Würde. Wer es wagt, sie ohne rechtmäßigen Grund anzuhaben, der entehrt die überwaltigte Seele mit Ge-

wast, und wirft sie, ihrer Unschuld beraubt, in die Arme des geistigen Glendes und der furchtbaren Macht der Verzeihung. —

8.

S c h l u ß.

Also ist der Mensch von Natur aus, das will sagen, so lange er es, bloß mit sich allein und der Natur zu thun hat, vollkommen frei. —

Er ist unabhängig, indem er bloß seiner eigenen Kraft bedarf, sich zu erhalten, und er erhält sich in dieser Unabhängigkeit so lange er keine andere Bedürfnisse fühlt, als thierische, denn zur Befriedigung dieser allein hat er bloß dem Verstande zu leben. —

Er schöpft sein Wasser mit der Hand, oder bewahrt es von Tag zu Tag in einem aus der Blase eines Ebers, oder aus dem Helle desselben verfertigten Gefäße; er reibt sich Feuer vermittelst zweier Holzhüfte und stillt seinen Hunger mit Wurgen, oder erjagtem Wilde.

Ob dies Leben beneidenswerth sei, überlasse ich allen denen selbst zu beurtheilen, denen die Vortheile der Civilisation und einer geordneten Gesellschaft nicht mehr ganz fremd ist. —

Von dem Streben nach Unabhängigkeit.

Der Mensch strebt nach möglichst freier Unabhängigkeit im Denken und Handeln.

Inhalt: Vom Bewußtsein der natürlichen Freiheit. Von der nächsten Wirkung desselben. Von der Sicherstellung der menschlichen Thatkraft. Von dem natürlichen Drange allein zu wirken. Schluß.

I.

Vom Bewußtsein der natürlichen Freiheit.

Es verhalte sich mit den Bequemlichkeiten und Annehmlichkeiten des natürlichen Zustandes so übel wie es wolle, so hebt das keineswegs den Grundlag an: daß der Mensch von Natur aus frei sei, und noch weniger läßt sich deswegen in Abrede stellen, daß der größte Theil der Menschen geneigt ist, eine unbequeme Freiheit der angenehmen Sklaverei vorzuziehen.

Das Bewußtsein der angeborenen und von Natur aus ihm mittheilenden Unabhängigkeit des Menschen läßt sich in keinem Verhältnisse in ihm erlöschen; es begleitet ihn durch alle Zustände des Lebens und der Civilisation, und selbst wenn er sich in einem freiwillig von ihm eingegangenen Verhältnisse befindet, das ihm keine volle Unabhängigkeit gewähren kann, so wird er es doch nicht über sich gewinnen, dem Gedanken daran gänzlich zu entsagen; die Erinnerung an das, was er

der Natur nach sein sollte und dürfte, umschwebt ihn wachend und träumend, und seine unruhige Seele hängt zärtlich und liebend daran, und hülft seinen gegenwärtigen Standpunkt, sei er auch der süßeste der Abhängigkeit, in schmerzliche Seufzer des unbefriedigten Verlangens.

So sieht die von dem Bewohner eines anderen Landes als Gattin heimgeführte Jungfrau war mit dem Geliebten ihres Herzens von dannen, verläßt das elterliche Haus und begleitet ihn nach seinem heimischen Herde, um dort an seiner Seite das Leben der Liebe zu theilen; aber trotz aller Sorgfalt des zärtlichen Gatten, trotz aller neuen und süßen Pflichten der Gattin und Mutter, trotz aller Rinnchlichkeit des neuen Landes, hängt sie dennoch oft mit verlangender Sehnsucht an der Erinnerung der freien, sorglosen Jugend, und in Thränen der Wehmuth räumt sie das Gefühl in den fremden Boden ihres Glückes: „Ich war doch glücklicher und freier in der Heimath und Kindheit meines Lebens“!

Die verschiedenen Verhältnisse, die den civilisirten Menschen abhängig machen müssen, in Betracht gezogen, könnte man vielleicht sagen, daß es besser gewesen wäre, die Natur hätte ihm jenes Gefühl der natürlichen Nothwendigkeit nicht bei der Geburt mitgegeben, denn es macht ihn in manchen Tagen, in denen er sich aller Mittel beraubt sieht, dem süßesten aller Gedanken, mit der Hoffnung auf Erfolg nachzuhängen, höchst unglücklich. —

Aber wir verstehen die weisen Einrichtungen der Natur nicht immer auf den ersten Blick. — Bei tieferem Nachdenken ergibt sich leicht, daß sie auch hier, wo wir ein anscheinendes Uebel finden, unser Wohl im Auge hatte.

Das Verlangen nach Unabhängigkeit ist es, in welchem sich alle Wünsche so vieler Menschen concentriren. Dies erhält

ſie in einem ununterbrochenen Streben, in einer dauernden Anſtrengung ihres Geistes, und unabhängige Erhndungen und wohlthtliche Entwicklungen in der Menſchenwelt, haben wir dieſem Streben zu verdanken. — Denn da es der angenehmſte Zuſtand des Daſeins zu ſein ſcheint, ſo ſucht ihn ein Jeder zu erlangen, und natürlich ſo zu erlangen, daſ er dadurch nicht von der Geſellſchaft, der er angehört, getrennt wird, ſondern mit ihr verbunden bleibt, und, was man ſagt, eine Rolle darin zu ſpielen vermag.

Ein Jeder aber ſtrebt nach dieſer Rolle ſeinen eigenen Be-
griffen nach, ein Jeder ſucht ſich einen andern Weg und eine andere Art der Unabhängigkeit. —

So eilt ein Jeder auf das geträumte Schattenbild zu, zwingt ſeinen Geiſt zu Früchten, die, wenn auch nicht ihm ſelbſt, doch ſeinen Mitmenſchen oder Nachfolgern zum Vortheile gereichen, ſieht endlich, daſ er ſich getäuſcht, fängt von Neuem an, das Faſs der Danaiden zu fllen, und ſtirbt endlich über ſeinen Planen weg, während er, wie jener ſchiſche Kdimitſ, der Gold machen wollte, und dadurch das ſchiſche Porzellan entdeckte, war nicht das beabſichtigte Ziel erreichte, aber durch ſein Streben darnach vielleicht Manches inne ward, was ſein Leben für Andere nicht nutzlos machte. —

Es hat Alles ſeinen Zuſammenhang, mit der Veredlung des Menſchen, ſelbſt das Streben nach Unmöglichem. —

Zuſ und überwiegend iſt der Gedanke, von Niemanden als ſich ſelbſt abhängen, das lſt ſich nicht läugnen. Das Bewuſtſein der natürlichen und angebornen Unabhängigkeit iſt der denkenden Seele eingepflanzt und lſt ſich niemals erſticken.

Ein Jeder aber bildet ſich ein, er bedre Kräfte genug, um auch im Verbande mit andern Menſchen völlig unabhängig ſein zu können, und ſelten nur lſt ſich ein Einzelner durch

die Schule unähliger Täuschungen und Erfahrungen eines Nichtigern belehren. —

Die weizen Menschen, die im Kreise Aderer leben und wirken, ärgern sich mit vergeblichen Hoffnungen durch's Leben, und nehmen entweder ihre Unzufriedenheit mit in's Grab, oder sehen ihren alten Hebler erst dann ein, wenn ihnen nur kaum noch ein minutenlanger Zeitraum der inneren Zufriedenheit und Veruhigung übrig blieb.

Sollten nicht jene Menschen klüger sein? — — So viel ist gewiß, die Ipherbeten des einen Theils bilden die Lehrschule der Weisheit des andern. — Die Natur wünscht unstreitig, daß die Vernunft bei Allen die Oberhand erlange. — Dies aber wird nur dann der Fall sein, wenn Niemand wehr nach Gütern streben wird, deren ruhigen Besitz ihm seine eigenen Ansichten unmöglich machen. —

Wollte Jeder nur so glücklich sein, als er seinen, von ihm selbst eingegangenen Verhältnissen nach sein kann, und würde ein Jeder den Andern in diesem Bestreben aufrichtig und uneigennützig unterstützen, so wäre die Erde bald das, was sie für den Menschen sein soll. — So lange aber die Meisten nach Dingen streben, die ihres gesellschaftlichen Standpunktes Antipoden sind, und so lange auf der andern Seite der Eigennutz des Stärkern das Vordringen des Schwächern mit neidischen Blicken beobachtet und hintertreibt, so lange wird die Wahrheit des irdischen Glückes nur eine halbe Wahrheit bleiben, und das Bestreben des bessern Theiles der Menschen für seine Mitmenschen nur halbe Fortgen nach sich ziehen. —

Das Verwinkeln der natürlichen Freiheit ist uns zu heben und edlen Zwecken mitgegeben. Wir dürfen es nur nicht in den Schatten der überhaunten Selbstliebe stellen, wenn wir seine Blüten auß' Licht der Sonne ziehen wollen. Es ist ein Reim,

der mehr als jeder andere der Wärme des richtigen Gefühls, der Pflege der Wahrheit und der Aufsicht der Erfahrung bedarf, um bleibende Früchte zu tragen. — Würdig behandelt, und er wird zum Sterne der Freude erglänzen, der in die Nacht des Schmerzes seinen leitenden Schimmer senkt, und durch die Stürme des Verhältnisses und über's wogende Meer der Leidenschaften nach dem Hafen der Duldung und Entsagung führt; würdig gepflegt, und er wird zum Wige des Muthes werden, der in der verhängnißvollen Stunde der Unterdrückung den übermüthigen Stamm der Willkür stürzt, ohne die ihn umgebenden Pflanzen der Unschuld zu berühren.

Schneidende Instrumente sind gefährlicher in der Hand des Kindes, als in der des Erwachsenen. Wendet dieser sie aber selbst gegen das Kind an, um es zu verletzen, so zeigt er sich unter der Kindheit der Vernunft. — Das Bewußtsein, von dem ich rede, bedarf der Erfahrung, um es richtig zu gebrauchen, es schadet aber und erniedrigt doppelt, wenn es trotz der Erfahrung gemißbraucht wird. Da nun ein Jeder es hat, aber nicht Alle mit ihren eigenen Ideen gut umzugehen wissen, so räth die Vernunft zur Vorsicht bei seinem Gebrauche. —

Der selbstdenkende Mensch überläßt sich gerne seinen Einbildungen. — Er fühlt sich erst Mensch, wenn das Gefühl seiner Freiheit ihm seinen Standpunkt in der Schöpfung verräth.

Wenn er dies Gefühl nicht mißversteht, wenn er seine Zeit und den Schollen, dem er angehört, weise berücksichtigt, mag er ihm seine volle Liebe zuwenden. — Es eröffnet den Kreis seiner Laufbahn, und schließt ihn, ohne daß irgend eine Macht dies hindern könnte. — Im Tode lebt es wieder auf, und die oft durch's ganze Leben vergebens ersehnte Freiheit des Daseins leuchtet den Sarg der ausgestorbenen Seele, um den

entflohenen Geist dem Gefühle der Selbstständigkeit zurückzugeben. —

Hüte dich aber vor dem Wahne! — Hüte dich, dir mit Willen das Leben zum Kerker zu machen, in welchem du, zum Tode verurtheilt, schläfst, und von Freiheit bei deinem Wiedereerwachen träumst! — Dir wäre besser dann, du träumtest dich schlafend in die Arme des Todes, als daß du erwachst und mit sehnüchtigem Schandern deines Traumes und süßen Schlummerd gedenkst. —

Sage mir Keiner, des Lebens Schönheit löge ihn nicht an. — Die Natur läßt nichts Lebendes in's Dasein treten, dem sie nicht Liebe zum Dasein einflößte, — und diese Liebe ist mächtig. Der letzte Kuß, den der Sterbende dem Leben gibt, ist ein Zeugniß; dies spricht mehr für die Liebe zum Leben, als alles andere.

Es ist also besser, einige Minuten der Vernunft zu leben, als Jahre der unbefriedigten Sehnsucht, die oft härter ist, als der Tod, — und nichts zieht den mit Menschen Zusammenlebenden mehr von der Zufriedenheit und dem reinen Genuße des Lebens ab, als das mißverständene Bewußtsein der angeborenen Freiheit. —

10.

Von der nächsten Wirkung desselben.

Große Natur! Wär' ich nicht so überaus fest in meinem Glauben an deine Geschicklichkeit, ich würde bei aller meiner Resignation mitunter in Zweifel verfallen, ob dir nicht doch vielleicht bei Verfertigung deiner schönsten Maschine irgend ein Rädchen mißglückte. —

Denn weher sollte es sonst kommen, daß der angenehmste aller Wünsche, die du uns erlaubtest, gerade in denjenigen

Vagen des Lebens ein unerfüllter Wunsch bleibt, in welche wir uns versetzen müssen, um vollkommen zu werden? — Wenn die Natur irren könnte, so würde ich sagen, hier ist ein großer Irrthum vorgegangen, entweder in der Theilung der Maschine, oder in deren Zusammenfügung. — Der Mensch wird, je mehr er vorwärts geht, um so mehr ein Gefellterter seiner eigenen Wünsche, und — es ist beweinenswerth — seiner natürlichen Wünsche! —

Unwiderstehlich treibt es ihn an, aus dem Zustande der rohen Natur herauszutreten, und die steile Anhöhe seines schweren Zweckes hinaufzuklimmen. Das ewig wechselnde Bedürfnis treibt ihn, sich durch allerlei Verfeinerungskünste mündig zu machen. Er entläßt dem Zustande der Kindheit, entleert seiner natürlichen Freiheit, wird civilisirt, und hascht in seiner neuen Lage nach einer höhern Freiheit. — Da öffnet ihm das Verhältniß die Augen und zeigt ihm höhnend, daß er die alte Unabhängigkeit verlor, ohne jemals eine neue erlangen zu können. Die Macht der Civilisation verschleiert ihm den Rücktritt, und die Größe seiner Kultur beraubt ihn seines heiligsten Bluts, ohne ihm einen Ersatz dafür zu leisten. Das ist in der That hart. — Und das alles ist noch, um die nachfolgende Wein zu erhöhen, mit so süßen Gefühlen, so wohlthuernder Sehnsucht verbunden, daß es mir, wenn ich boshaft dächte, scheinen könnte, als habe uns die Natur mit allen ihren Vorzügen, die sie uns scheinbar verleiht, bloß zum Vessien gehabt. Aber das ist undenkbar. — Die Natur ist die Stärkere, und es ist keine Kunst, den Schwächeren zu höhnen. — Also gibt es wirklich eine menschliche Lage, in der Alles auf den Glanzen ankommt! — — —

Ich will im Verlaufe meiner Abhandlung suchen, diesen Glanzen zu krönen und meine Mithelider zu beruhigen. — wenn es gleich möglich ist, daß ich selbst dabei unernüßigt bleibe. — —

Es ist so ungemein wohlthuend, sich als ein freilebendes und freihandelndes Wesen zu erblicken, es ist so süß, sich der ungehemmten Ausübung seiner geistigen und physischen Kraft hingeben zu können, daß nichts verführender für den Menschen ist, als das Gefühl der vollen Unabhängigkeit. — Darum ist die erste Wirkung des Bewußtseins seiner natürlichen Freiheit die: daß er diesem, seinem angenehmen Gefühle bleibende Existenz zu verschaffen sucht. Der Mensch, dem seine innere Stimme sagt, daß er unabhängig und frei geboren sei, wird zunächst diese Stimme seines Inneren bleibend zu erhalten suchen. — Wer auch würde sich gerne dies Bewußtsein entreißen lassen? ein Bewußtsein, dem es der Mensch verdankt, daß er die Krone der Unsterblichkeit ahnt, wenn dies Leben aufhört, ihn durch die früh welkenden Blüten seiner irdischen Freuden im Durste zu reizen? Ja! dem ermüdeten Wanderer der, von seinem Verstopften beherbergt, sein Haupt am Wege wider den Strahlstein seiner Hoffnungen lehnt, um neben ihnen zu entschlummern, sagt ein letztes Aufstöhnen seines Freiheitsgefühls, daß er stehend in die unbeschränkte Bahn zurücktrete, die ihm bei der Geburt die Hand seiner Mitbrüder tyrannisch verschloß; — dem zerstückten Kostträger der Willkür, der die Kraft seines Körpers unter der Peitsche der Knechtschaft sich auflösen sieht, küßert die erschrockene Seele aus dem zusammenbrechenden Körper an, daß die Natur ihn frei erschuf, gleich seinem Feind, und daß sie im Tode ihn so an's Mutterherz schließt, wie sie ihn dem Armen der Freiheit bei der Geburt übergab.

Tiefgesenkt in den unendlichen Boden des Gedankens ist der Sinn der aufstrebenden Selbstständigkeit, und wenn gleich Sturm und Frost ihn durch das Ungeheuer der Willkür vor der Reife entreißen werden, die Wurzel bleibt; denn sie hängt mit allen Himmeln der schaffenden Gottheit ungetrenntlich zusammen.

men. — — Dem in Dem wandelt das Bewußtsein des höhern Lebens mit dem Schmerze des bängenden Verhängnisses, und der letzte Hauch der entfliehenden Seele schlingt den unaussprechlichen Knoten der Veruhigung am geistigen Bande der unsterblichen Hoffnung. Gestützt auf sie, durchfliegt der freie Gedanke den Ocean des stürmischen Lebens, und, wenn gleich die Segel zerspringen, und das entmastete Gebäude an den Klippen der Täuschung scheitert, — die riesige Welle des Naturwillens ergreift im Sinken das treibende Wrack, und schleudert es hoch über die Brandung weg an's Ufer des ewigen Friedens. —

Großer Gedanke der angeborenen Freiheit! Deinen Ring schließt das Bewußtsein des Selbstgefühls, und zwingen muß die Kette der schmerzgebärenden Erde, wenn Du den Schleier lüftest, bei dem ersten kräftigen Schritte in den Tempel des erwachten Selbstgefühls! Eingegraben in's All sind die unaussprechlichen Buchstaben der Natur; ihre Werke zeigen von ihr, und der Himmel des Gedankens ist die Vorhalle zu ihrem Lehrgebäude! — — —

Die Sicherung der Gristenz unseres ungehinderten Handelns verträgt sich aber nur so lange mit jenem Bewußtsein, als unser Wirken an kein fremdes angränzt. — Der Mensch vergißt freilich gern, daß er nicht mehr allein steht, sobald ihn andere Menschen umgeben, und die despotische Selbstliebe verleitet ihn, zu glauben, daß er überall und in allen Zeitverhältnissen nur sich selbst und seinen Wünschen Folge zu leisten habe. —

Das wäre ganz gut, wenn alle Gesellschaften aus Menschen beständen, die sich dazu vergäben, sämmtlich gedankenlos zu sein, und einem Einzelnen aus ihrer Mitte das Denken allein zu übertragen.

Da dies aber nicht der Fall ist, da gerne Jeder seine Sinne

behält, und da mithin Alle denken, so fragt es sich: sollen Alle die Selbstständigkeit ganz aufgeben, oder soll Jeder sich im Denken und Handeln nach seinen Mitmenschen richten?

Natürlich muß es uns schmerzen, einem Zustande freiwillig zu entsagen, der anscheinend der glücklichste für uns ist. In der Gesellschaft aber tritt das Pflicht-Gefühl allen andern Gefühlen voran, und ob es daher gut sei, mit Hintansetzung desselben unserer Eigennütze zu folgen, werden wir aus dem weiteren Verfolge erkennen. —

3.

Von d. Sicherstellung der menschlichen Thatkraft.

Weides, das Verlangen der Unbeschränktheit und das Gefühl der angebornen Freiheit, entspringt zum Theil aneinander und hat zur Grundlage: das Streben nach möglichst ungehörter Sicherheit der freien Handlung. Wenn also der Mensch sich unzufrieden zeigt mit dem, was seinen natürlichen Gang beschränkt, so ist das sehr verzeßlich. Seinem Streben nach Sicherheit steht jede ableitende, bindende oder überwiegende fremde Kraft hindernd entgegen, und seine momentan erweckte Sicherheit würde für die Folge um so unzuverlässiger sein, je mehr sie mit solchen fremden Kräften in Verbindung treten müßte. — Er strebt sich seine natürlichen Güter sicher zu stellen, und sucht sie daher vor unnatürlichen Eingriffen zu bewahren. — Das wäre durchaus nicht zu tadeln, wenn der Mensch auf der Bahn seiner Vervollkommenung der Natur getreu handelte. Wiehe er, indem er der Vollkommenheit entgegen geht, immer das, was er im Mutterarme war, — wiehe er, so lange er lebt und vorwärts schreitet, ein leidenschaft-

solches, geheimeres Kind der Natur, so konnte der Zustand der Vervollkommenung ganz andere Früchte für ihn tragen. — Aber, dies ist nicht der Fall. —

Die junge Pappel ist, wenn sie das kleine Haupt aus der Erde streckt, Anfangs nicht größer als die sie umgebenden Blumen. In der Kindheit wird man gerne miteinander bekannt, und die Pappel schließt Freundschaft mit ihren Gespielen. Die ersten Küsse unter ihnen fallen nicht schwer, denn gleiche Größe erleichtern sie. — Wärsich aber beginnt das junge Männchen zu steigen, und bald ragt es über seine Freunde und Jugenrgewelten hinaus. Es wird ein riesiger Baum daraus, und die Blumen, die das folgende Jahr in bescheidener Größe wiederkehren, können sich kaum mehr einbilden, daß dies der Freund sei, den sie kurz zuvor gewonnen. Sie blicken jedoch mit alter Liebe zu ihm hinauf und bitten ihn um die alten Küsse. Glaubt ihr aber, die Pappel bücke sich, um sie zu küssen? Weit gefehlt! Wie könnte sie diejenigen noch für ihre Schwestern halten, die jetzt so weit unter ihr stehen, und ihr so niedrig erscheinen? Ist sie nicht — so meint sie wenigstens — durch sich selbst so hoch gestiegen, und muß sie nicht viel mehr gelten als die, die so weit unter ihr zurückgeblieben sind? Die Natur muß ja doch einen besondern Zweck mit ihr gehabt haben, daß sie sie so hoch werden ließ, und die kindlichen Wundnisse der Jugend werden sich nicht mehr für sie, die Erhabene. Sie ist ja gestiegen, folglich ist sie mehr, und ein edlerer Saft muß sie beleben, als der der Blumen, sonst müßten diese gleich hoch sein. — So blickt sie denn in ihrer Größe verächtlich zu denen hinab, die sie früher mit Liebesküssen überhäufte, und, nicht bedenkend, daß ein Leben in der Natur so viel gilt, als das Andere, wenn auch der Eine höher steht, als der Andere, vergißt sie, was sie war, und entfremdet ihr Herz den ersten Ge-

fäßen der Jugend, während sie diese Geübte zu veredeln glaubt. — Sie geht noch weiter. Krüßer theilte sie die Nahrung ihrer Wurzeln mit den Gespielen, — nun entzieht sie ihnen nicht nur diese Theilnahme, sondern sie mißbraucht auch noch ihre größere Stärke, und, in der Meinung, sich dadurch zu befestigen, saugt sie den umstehenden, niederen Pflanzen den Saft des Lebens aus, und macht sie welken. Dadurch, meint sie, werde sie stärker, sicherer und völlig unabhängig! Ach! sie hätte besser daran gethan, ihre Wurzeln mit andern, waren sie auscheinend auch noch so gering, zu verzweigen, denn dies hätte sie wahrhaft stärker gemacht. Der Sturm bricht aus. Rund um sich her hat sie das Leben gesogen, und steht allein und unabhängig da. — Eine einzelne Wurzelkraft besiegt der Sturm eher, als eine enge Verzweigung mehrerer befreundeter Wurzeln zusammen. Vergebens beugt sie nun, aus Noth, mit Herablassung das Haupt und sucht Hilfe. Der Orkan reißt die Stöße zu Boden, und sie stürzt, ein Opfer ihrer eigenen Größe und Unabhängigkeit.

Im Menschenleben finden wir dies Beispiel häufig eben so, und häufig ganz entgegengesetzt; aber die Folgen zeigen sich immer als verheerend und unangenehm. Der Mensch fühlt sehr bald seine Schwäche und durch sie das Bedürfnis, sein Dasein mit der stützenden Kraft Anderer zu verweigen. Aber er ist thöricht genug, zu wollen, daß er unverflochten und ungebunden sei, selbst indem er sich verpflichtet und bindet. Er will durchaus bloß bedient sein, ohne zu dienen. Die Erlaubung des unbeschränkten Genusses legt alle Verstandeskkräfte der meisten Menschen in Bewegung. Sich den Hindernissen ihrer Wünsche zu entziehen, ist ihr ewiges Bestreben; sie wollen möglichst behaglich leben, und dazu dünkt ihnen keine Lage besser, als die der ausgedehnten Unbeschränktheit ihres Denkens und

Handeln. Ob aber eine vollkommene Unbeschränktheit auch existiren kann in Verhältnissen, die ein Gewebe von Beschränktheit sind, darüber nachzudenken vergessen Viele, und Viele hatten es der Mühe nicht werth. — Dabei sind die Weisen geneigt, sich für schuldlos zu erklären, wenn der Wurf mißlingt. Jeder der fällt, behauptet, der Stein, über den er stolperte, habe ihn umgeworfen. Nehmen wir aber auch an, daß der Stein schuld sei, so ist es eben keine ehrenvolle Entschuldigung, sich auf so gewöhnliche Weise in Falle bringen zu lassen, denn die gesunde Vernunft ist nicht so schwach, daß sie nicht wenigstens vorher untersuchen könnte. Freilich scheint uns das Bestreben nach unbeschränktem Handeln so fest mit der Mensch-Natur selbst verflochten, daß ein größerer Theil der daraus entspringenden Abwege sich uns minder dunkel darstellt. — Unser Bestreben wird minder befriedigend durch die Alles tödtende Gewohnheit, und das vergegebene Streben nach Sicherheit wird unwillkürlich ein Streben nach Erweiterung der Schranke, innerhalb welcher wir unsere Thätigkeit abgeschlossen sehen. Un're GEBILDUNGSKRAFT liebt den Wechsel, und nichts reißt mehr hin, als ihre Vor Spiegelungen. Betrachten wir nun ihre ununterbrochene Lockung als eine Schwäche des menschlichen Begehrungsvermögens (denn mit Schwächen, das läßt sich nicht läugnen, wird jeder Mensch geboren), so dürfte es oft zu verzeihen sein, wenn das Streben nach Sicherheit eine falsche Richtung nimmt. —

Aber das wahre Streben nach möglicher Unbeschränktheit unterliegt viel edleren Beweggründen. Ihm geht richtige Selbstkenntniß voraus. Der gekittete Mensch wird sich seines eigenen Werthes nicht nur bewußt, sondern er verlangt auch mit Recht die Würdigung desselben von andern, die in ihrer Vollkommenheit nicht höher stehen, als er selbst. Das Leben bietet ihm an sich schon der Kämpfe genug, und sein Geist erträgt

es nicht, sich von dem bloßen Willen eines Einzelnen, der vielleicht im Werthe unter ihm steht, herabgedrückt zu sehen. Er fühlt, daß der Kampf mit einem Solchen für ihn nicht ehrenvoll sei, und er sucht daher im Voraus sich vor diesem Kampfe sicher zu stellen. — Gewissenhaft und geheiligt in der rechthelichen Ausübung seiner natürlichen Pflichten, duftet er keine unnatürliche Entweihung seiner Würde, und in dieser Widerstreitung fordern ihn die Natur und sein reines Selbstbewußtsein auf. — Beruhigt durch die innere Stimme gerechter Handlungen, unterwirft er seine Seele den Anordnungen der Schöpfung, und Gehorsam ühend gegen die Befehle der Natur, laugt er das Licht ihres belebenden Willens, und erbaut den Tempel der Verehrung gegen sie, indem er die Pflichten ermüdet*), die ihn würdig machen, im Tode so in ihre Arme zu eilen, wie er rein und würdig sich ihrem Schoße entwand. — Seine Sicherheit ist das, mit den Schranken des Gewissens umgehende, Feld seines Bewußtseins. — Darnach ringt er; und sich fern fühlend von kleinlichem Egoismus und jeder Schuld gegen die Beachtung des Menschenwerthes, fordert er mit dem vollsten Rechte die unbedingteste Anerkennung seiner freien Thätigkeit und seines freiwirkenden Geistes. — Segen ihm! Mag er seines Glückes friedlich genießen, oder mag er es erkämpfen müssen, — sein Wirken bleibt gerecht, im Frieden, wie im Kampfe. — Niemand, und sei er durch die Macht der Verhältnisse noch so hoch gestellt, kann ihm bei dem Willen: sich des ungerhemmten Vorschreitens seiner Thatkraft zu versichern, hindernd

*) Der Leser findet sich veranlaßt, gleich hier auf einige Irrthümer in der Drucksetzerei, die im vorigen Bogen sich einschlichen, hinzuweisen. Seite 19 lese man ermüdet statt vermüdet, Seite 21 (das letzte Wort) sind klar ist, und Seite 25 werde statt werde.

in den Weg treten. Wagt es der Uebermuth dennoch, — unterläßt er sich, dem Manne der Pflicht und des Gewissens den Faden der menschlichen Würde zu durchschneiden, so ist es heilige Schuldigkeit, dem unterdrückenden Feinde jeden Damm entgegen zu setzen, den das Recht der Menschenwürde gestattet.

II.

Von dem natürlichen Drange allein zu wirken.

Der Mensch weiß, daß er um so weniger sicher ist, je mehr fremden Kräften er sich widmen muß, denn es steht ihm Niemand dafür, daß ihm solche Kräfte nicht einmal über den Kopf wachsen, wie der Deutsche sagt, und dann könnte er leicht stehen bleiben müssen, während Andere ihm den Weg abschneiden. Er strebt zwar immer, in Andern Gefühle und Absichten zu entdecken, die den Seinen gleichen; — da diese aber nur höchst selten ganz identisch zu sein pflegen, da vielmehr manches ähnliche Gesicht bei näherer Betrachtung sich als Karve der Verstellung ausweist, und da Jeder, wie die traurige Erfahrung lehret, mehr seinen eigenen Vortheil, als den des Andern im Auge zu haben pflegt, so entsteht ein natürlicher Drang im Menschen, unbekannten Gewalten auszuweichen, von denen er vermuthen dürfte, daß sie mit der Zeit sein Streben nach Sicherheit überwiegen, und ihn in seinen Absichten stören könnten. — Daraus entsteht allmählig ein Hang, allein zu wirken. Aber ach! seine Selbstliebe wird endlich so übermächtig, daß sie die Vernunft zwingt, ein unnatürliches Hausrecht zu gebrauchen, und jede fremde Meinung, die sich ihr anstellt, ohne Weiteres aus dem Tempel zu werfen. Indem er sich am liebsten in seinen eigenen Ideen bewegt, bildet er sich ein, er könne in jedem Zustande unabhängig wirken, ohne

seinen Mitmenschen, dem er angrünt, über seine Peripherie lassen zu dürfen. Sein natürlichster Drang wird pflöglich ein Drang der absolut-selbstständigen Handlung; jeder Andere wird dabei von ihm als zweite Person betrachtet, wenn er auch sich scheinbar anstrengen sollte, ihm den eigenen Vortheil zum Opfer zu bringen, denn wenn man dann allen derartigen Opfern recht gründlich nachforscht, so stellt sich fast immer heraus, daß entweder Verstellung oder Selbsttäuschung dabei zum Grunde lag. —

Eine namenlose Anzahl von lebenden Wesen, deren Berechnung die Kraft der Vernunft übersteigt, erfüllt das All. Jedes lebt und wirkt für sich allein, und doch entstehen Alle mit- und nebeneinander, ohne daß darum ihre Anzahl sich verminderte. Von allen Wesen aber ist der Mensch, der auf der höchsten Stufe der Schöpfung steht, das unduktksamste und unverträglichste. Es scheint, als wenn er gleichsam seinen Verstand nur dazu gebrauchte, um der Natur zu zeigen, daß er weniger sei, als wozu sie ihn bestimmt habe. — Er gibt sich alle mögliche Mühe, sie zur Vögtnerin zu machen. Sie bestimmte ihn zur Gesellschaft, und er stellt sich mitten in der Gesellschaft allein; sie gab ihm die Vernunft, und er trozt ihr mit dem Verstande; sie will, daß er glücklich sei, und er strengt sich an, sich unglücklich zu machen; sie wollte durch seine Stellung ihn der Wünsche entheben, und er thut keinen Atemzug, ohne etwas Neues zu wünschen; sie schuf alle Menschen gleichdenkend, und kaum erwacht der erste freie Gedanke in ihm, so bemüht er sich auch schon, von jedem Andern verschieden zu denken. — Er will, mit einem Worte, da Unbeschränktheit, wo er selbst sich alle Mühe gibt, sich durch seine vermehrten Bedürfnisse und Forderungen zu beschränken. Ungeduldig sagt er dem besten Rathgeber nach, ohne es jemals

in der Gesellschaft erreichen zu können, denn der nächste Wunsch fesselt ihn um so stärker, je freier er den vorhergegangenen verließ. — Wie soll er nun ein wahres Glück erlangen? —

Unabhängigkeit! Süße Verführerin, du! du, noch weit grausamer, als die Tochter des Aetelens, die du uns mit bezaubernder Miene ans Gestade der Einbildungskraft lockst, aber uns versinken läßt an den Klippen der Wahrheit, noch ehe wir dich erreichen! Wenn auch nur jemals ein Einziger sich gleich Ulysses an den Mast festgebunden hätte, um dir zu entgehen — aber Keiner! Keiner! — — Der Drang: allein und unabhängig zu wirken, liegt so klar und erschichtlich in der Kraft und dem Vermögen des menschlichen Selbstgefühls, daß wir ihn keinem denkenden Mitbruder verargen können. — Allein, ob das ewige und unersättliche Erweitern dieses Dranges zum guten Ziele führe? Ob der verfolgte Schatten beglücken könne, selbst, wenn er sich ergötzen ließe? Darüber will ich Euch Rechenschaft zu geben suchen, so gut es mein Gewissen erlaubt. —

12.

S c h l u ß.

Der Mensch strebt nach einem Zustande der absolut selbstständigen Handlung, ohne zu bedenken, daß dieser Zustand nur ein naturgemäßer sein kann, und sich daher mit keinem höheren oder dem der Civilisation verträgt. Absolut-selbstständig ist bloß diejenige Handlung, die gar keinen Zwang durch äußere Triebsfedern erleidet, oder die, mit einem Worte, völlig unabhängig von jeder äußeren Gewalt geschieht. Sein Streben ist daher kein anderes, als das nach vollständiger Unabhängigkeit im Denken und Handeln.

Ob dies Ziel wirklich erreicht werden könne, und zwar in dem Verhältnisse des Zusammenlebens mit Andern, werde ich zu entziffern mich bemühen, wenn gleich Mancher, der die paar Worte, die ich bis hieher sagte, mit Aufmerksamkeit las, das Resultat meiner Bemühung im Voraus errathen dürfte. —

Vom Entstehen des Staates.

Der Mensch tritt mit andern Menschen und deren Interessen in Verbindung und bildet einen Staat mit ihnen.

Inhalt: Vom Bedürfnisse der Theilnahme. Von der Vereinigung der Interessen und von der Gesellschaft. Vom Anfange des Staates. Schluß.

13.

Vom Bedürfnisse der Theilnahme.

Der Mensch ist das einzige Wesen, das mit dem gesicherten Genuße des Lebens nicht befriedigt ist, sondern, sobald es nur sein Standpunkt ihm zu erlauben scheint, auch noch nach Steigerung und Bequemlichkeit des Genußes strebt und sich in allem, was seinen Sinnen angenehm ist über die Natur hinausschwingen sucht. Ja, damit noch nicht zufrieden, versucht er es bisweilen, die Natur als kleiner und ohnmächtiger vor sich hinzustellen. Nicht damit einverstanden, daß sie ihm Gärten auf die Erde pflanzt, heb er sie über die Erde hinaus, und verlegte sie als hängende Gärten in die Luft, gleichsam, um anzuzeigen, daß er der Natur auch entlaufen, und sie hinter sich zurücklassen könne. Sein Wahn hat kein Ziel. Er bindet mit allen Elementen an, steigert die Freuden des Lebens bis ins Ueßliche, und ärgert sich bios darüber, daß

er den Tod nicht überspringen kann; aber sogar in diesem Kerger verhöhnt er die Natur, und entreißt ihr nicht selten Hunderte von Gewürzen, um das Nichts seines Reichthums einzufachsamiren und ihr voranzpiegeln, daß sie ihm den Rest seiner Größe nicht nehmen könne. — Auch diese Kaserel noch übersteigend, ließen die Fürsten einiger Barbaren-Länder mehrere hundert Menschen über ihrem Grabe tödten, und glaubten durch diese Thorheit zu beweisen, daß sie eben so gut Menschen aus dem Leben abrufen könnten, als der Tod selbst. — In seinem endlosen Begehren steht also der Mensch tief unter dem unvernünftigen Thiere. —

Was nun andere Bedürfnisse, die es vielleicht sind, betrifft, so legte sie die Schöpfung in seine Seele, weil sie wollte, daß der Mensch sich nicht bloß fortspinnen und mit seinem Weibchen allein leben, sondern auch in Gesellschaft mit andern, ihm nicht angehörigen Menschen wirken sollte, um durch Verbindung und Beihilfe fremder Kräfte sich schneller zu veredeln. — Der fortschreitende Mensch fühlt allmählig Bedürfnisse, die er an und für sich nicht durch die Kraft des Einzelnen befriedigen kann, es sei denn, er reduziere sie so ganz auf das Nothwendigste und Natürlichste zum Bestehen, daß er bloß instinktmäßig lebt und handelt. Gesähde dies aber bei allen Menschen, so wäre Einer des Andern geheimer Feind, und die Selbsterhaltung würde sie endlich zwingen, zum reißenden Thiere herabzusinken. — Dann wäre die Stufenreihe der Schöpfung plötzlich durchgeschnitten, und die Natur wäre kein Künstler, sondern ein bloßer Mechaniker. —

Da sie aber denkend und weise in ihren Werken erscheinen wollte, so mußte der Mensch keinen Stillstand herbeiführen, sondern in unruhigem Verlangen vorwärts schreiten. — Bei seinem Vorwärtsschreiten überläßt sie ihn zwar sich selbst, und

verführt ihn dabei scheinbar zur Schrankenlosigkeit und dadurch oft zum Unglücke; aber sie gab ihm eben so gut eine Neigung zum Guten, wie zum Bösen, und gestattete ihm den Triumph, durch die erstere zu siegen. Sie ist demnach frei von Schuld, wenn dies nicht der Fall ist. Folglich haben wir es jetzt nicht mehr mit der Natur, sondern mit dem Menschen allein zu thun. Es erregt mir eine Thräne, indem ich sie verlassen muß, denn wahrlich ich habe lieber mit der Natur, als mit dem Menschen zu schaffen! —

Anfangs wohnte der Mensch in Felshöhlen, dann in Hütten, später in Häusern und endlich in Palästen. Er hat aber bloß die Wohnungen geändert, nicht sich selbst; denn daß der civilisirte Mensch besser geworden sei, ist eine unvereisliche Fäuge. Doch ich bin selbst civilisirt, und darf nicht mit Vorwürfen beginnen. —

Gefällt dem Menschen der Zustand der Natur nicht mehr, und es ist dafür gesorgt, daß die Wenigsten damit zufrieden sind, — so ist das Erste, wernach er strebt: Bequemlichkeit. Dies führt ihn nach und nach auf Bedürfnisse, deren Erfüllung nicht von ihm allein abhängt, oder nicht durch ihn allein zu bewirken ist. Sein, mit einer spitzen Muskel oder mit einem Knochen versehener Spieß reicht nicht mehr zu; sein Lager ist nicht mehr weich genug; der hölzerne Niegel an seiner Hausthüre hält den anstürmenden Feind nicht mehr zurück; das zu Fuße gehen wird ihm lästig, — kurz, er fühlt, daß er mit andern Händen zusammen sich sichere und bequemere Hilfsmittel verschaffen kann, und fängt an, sich mit andern Menschen über gemeinschaftliche Arbeit zu verständigen. —

Er benutzt seine Waffenhände mit benachbarten Feinden dazu, sich ihnen mehr zu nähern. Man wird inne, daß eine größere Anzahl von Menschen, die zusammen streiten, das

Leben sicherer machen, und weil es möglich ist, daß auch andere Stämme sich unter einander verbinden, und dann in überwiegender Anzahl heranrücken, so verfaßt man zunächst auf den Gedanken, ihnen in der Ebene kleine Berge, die man Wälle nennt, entgegen zu legen. Da man diese übersteigen kann, so macht man Gräben dahinter und leitet tiefe Wasser hinein. Aber die Uebung lehrt schwimmen. Man legt Palissaden. Aber sie können vernichtet werden. Man hölt also Räume aus und erwartet den Feind auf Rähnen. Da treibt diese der Wind vom Wege ab, und man verflucht sie mit Segeln. D'rauf macht man Weute, findet die Rähne zu deren Fortschaffung zu klein, bildet Flüße, endlich Schiffe, und geräth plötzlich auf die Idee, ferne Feinde aufzusuchen, die durch Seen und große Flüsse abgetrennt sind. Dies geschieht, und auf einmal entdeckt man auf fremdem Boden Früchte und Thiere, die man zu Hause nicht hat. Das führt erst zum Raube, dann zur Besiegung, später zur Verschönerung, nachher zum Tausche und endlich zum Handel. Dem nackten Menschen geht ein Licht auf; die Vernunft Mehrerer wirkt zusammen, und man sieht ein, daß man das Leben weit bequemer einrichten kann, wenn Einer dem Andern in die Hände arbeitet. —

Man strebt nun nach immer größerer Ausdehnung jener Bequemlichkeit, wird durch neues Verstandes zu neuen Bedürfnissen hingerrissen, wird endlich von angenehmen Gewohnheiten gefesselt, und fühlt immer mehr, daß man, um das zu erhalten, wemach man strebt, sich selbst nicht genug sei, sondern sich wechselseitig nähern, helfen, und zusammen arbeiten, leben und streben müsse. —

Das schönste Gewicht in der Waagschale des Daseins ist die Theilnahme. Es ist aber beweinenwerth, daß sie meist nur der Freundschaft zum Gegengewichte dient!

Das Bedürfniß der gegenseitigen Theilnahme führt die Menschen zur Geselligkeit und zu vereintem Bestreben; es nöthigt sie, ihre Kräfte gegen einander zu prüfen, und spornt sie an, aus ihrer Robheit herauszutreten, und in höherem Schaffen mit einander zu wetteifern. —

In seinem Begehren mehr sich selbst berücksichtigend, würde der Mensch das ungeschälteste Wesen sein, wenn nicht eben dies Begehren ihn so oft zur Erkenntniß seiner eigenen Schwäche führte. Seine Rindlichkeit hört auf mit dem Erwachen seines Verstandes, und nur der natürliche Drang nach Vortheil knüpft ihn dann aufs Neue an die Gefährten seiner Jugend. Seine Menschenliebe wird farblos, während ihn zugleich die Eigensliebe antreibt, diejenigen durch Theilnahme an sich zu ziehen, welche er vielleicht so gerne aus dem Wege geräumt sähe; -- so hängt ein Kettenglied am andern, und wenn auch eins am andern sich reißt, so fühlen doch alle, daß das Band zu ihrem eigenen Schaden zerriß, wenn nicht jeder sich bestrebt, es zusammenzuhalten. Der Mensch ist keine Pflanze, die sich glücklich fühlt, im Kreise anderer zu blühen; er rechnet bloß auf Mittheilung des Wurzelsaftes, und ist geneigt das Mitgetheilte zu vergessen, sobald er sich selbst genug zu sein glaubt. Sollte also die Menschenwelt erhalten werden, wie die Blumenwelt, so müßte die Natur gewisse Kräfte so vertheilen, daß ein Jeder etwas Eigenthümliches zum Nutzen des Andern zu entwickeln vermag. Unsichtbar umschlingt die Nothwendigkeit den weiten Kreis der Menschheit, und führt sie oft gerade durch das zusammen, wodurch sie dem Anscheine nach sich entzweien müßte. Im ewigen Steigen und Fallen läßt sie die eine Kraft durch die andere sinken, oder sich erheben, zwingt oft bloß durch den Neid zur Anseufzung, feuert den verlangenden Geist an, über das, was er betrifft, hinaus zu blicken, sendet ihm

aus der Ferne die Schattenbilder des Ehrgeizes oder der Euth entgegen, läßt die Menschen sich einander übergreifen und überragen, wirft den Stolz in die Mitte der allzu großen Demuth, die Selbsterhaltung in die Kreise der Entmuthigung, die Rühmtheit in die Bahn des Selbstgeföhls, schleudert den Wuth der Hoffnung ins Reich der endlosen Sehnsucht, regt die Begierde zu geträumtem Glücke an, pflanzt den unauslöschlichen Durst der Erweiterung in die Pläne des Vergnügens, festsetzt Verlangen an Verlangen, Kraft an Kraft, Gewinn an Gewinn, hält so das weite Meer mit den Felsen des Bedarfs umschlossen, und wechselt mit der Ebbe des Glends und der Fluth des Ueberflusses, während jeder Tropfe darin dazu beiträgt, bald die Wellen des Sturmes himmelan zu thürmen, bald die Fläche des Friedens im Sonnenscheine der Gieduld zwischen den Ufern des Verlangens beruhigen. — Dies Meisterstück der Natur wird durch nichts übertroffen, als sich selbst. — Der natürliche Eigennutz ist es, durch den im Allgemeinen die Menschen einander näher gebracht werden. Ihn zu veredeln und unschädlich zu machen fordert ihr eigenes Wohl. Aber sie sind, wie wir sehen werden mit dieser Veredlung noch immer nicht ins Reine gekommen. —

14.

Von der Vereinigung der Interessen und von der Gesellschaft.

Wenn die Hülfeleistungen, die sich die Menschen anfänglich gewähren, bleibenden Nutzen herbeiföhren, oder von besonderem Einflusse auf den Zustand Aller oder Einzelner sich erweisen, so erzeugen sie immer mit der Zeit ein gegenseitiges Interesse für oder wider den errungenen Besitz.

Dieses Interesse bewirkt nach und nach, wenn das Ver-

dürfnis der Hilfe steigt und wiederkehrt, eine Nothwendigkeit, sich bestimmter und nach festeren Verabredungen zu verbinden, um das Interesse zu sichern.

Eine gewisse Anzahl von Menschen tritt zusammen, und beschließt mehrere geregelte Anordnungen und das Zugeständnis von gegenseitigen Anforderungen, zu dem Behufe, sich für oder wider etwas zu unterstützen und Theilnahme zu gewähren. Diese durch Regeln verbundenen Menschen bilden alsdann eine geregelte Gesellschaft.

In der Urzeit bildeten solche Gesellschaften gewöhnlich nur eine einzige große Familie. Sie wurde patriarchalisch und gewöhnlich von dem Ältesten aus ihnen mit Milde und väterlichem Rathe geleitet, ohne daß dieser Patriarch jedoch eine wirkliche, regierende Gewalt über sie ausübte. Manche der Familiengesellschaften waren auch so friedlich und glücklich unter einander, daß Gewalt nicht nöthig war. Jeder arbeitete als Familienvater für sein eigenes Wohl und als Gesellschaftsmitglied für das Wohl des Ganzen. —

Der Patriarch erhielt keine Abgabe, hatte keine Civilliste und durfte kein Budget ausgeben. Wurde die Gesellschaft angegriffen, so war alles, was sich vom Pluge losreißen konnte, Soldat, und trug die Waffen so lange bis der Friede hergestellt war. Jedes Mitglied hatte zwei Väter, den, der es gezeugt, und den leitenden Kreis, welcher der Vater und verfassende Richter Aller war. Glückselig, wenn sie dann unbemerkt von dem Blicke neidischer Feinde sich selbst und ihrem ungetrübten Hausfrieden zu leben vermochten! Die Jugend nahm häufig ihren Sitz in dem Kreise solcher Elden, und mancher unbekannter Ordenswinkel verbirgt vielleicht noch jetzt derartige Herde des Glückes, wo kein Uebel residirt, als das des allzukurzen Lebensgenusses. — Stillschweigend erkannte man darin die mündlichen

Verträge der Unterstützung und des Friedens, lebte am Tage dem Ackerbaue, versammelte sich im lezten Strahle der untergehenden Sonne auf dem gemeinschaftlichen Kirchhofe, und würdigte die Hingeshiedenen des Andenkens und des Lobes treuer Herzen, oder sendete dem großen Geiste der Schöpfung einen dankbaren Sang durch den schwindenden Purpur der grüßenden Abendröthe zu. —

Im Gegensatz mit diesem Stilleben bildeten sich zwar an Orten, wo der unfruchtbare Sandboden nicht hinlängliche Nahrungsmittel bot, andere Gesellschaften in kriegerischen oder wohl gar in Raubzwecken. In diesen Gesellschaften wurden häufig die Rohheit und Wildheit des natürlichen Zustandes systematisch befördert und gesteigert, und die vereinigte Kraft diente oft nur dazu, den lezten Funken von Menschlichkeit, der im Einzelnen vielleicht durch die Noth zur reineren Flamme wäre angefacht worden, zu ersticken. Der eigentliche Führer war hier meist die Jüggellosgkeit. Denn wenn sie auch zeitweise sich einen Führer erwählten, so duldeten sie doch selten gewaltsame Einsprüche desselben, waren diese auch noch so guten Absichten entprossen. Zum ehelosen Kampfe gebildet, der Rohheit des Werdens gewöhnt, bestimmte man denjenigen bald als Opfer der allgemeinen Wuth, welchen man kurz zuvor als den Leiter des Ganzen anerkannt hatte. —

Die Uebereinkunft dieser Art von Gesellschaft war aber niemals eine geregelte; der allgemeine Impuls des Zusammenwirkens war kein anderer, als Theilung der gemachten Beute, und da wir mithin diese Gesellschaften eher als Räuberbanden zu betrachten haben, so gehören sie eigentlich nicht ins Bereich dieser meiner Abhandlung. — Ich führte sie blos an, um nichts zu vergessen, was den wandelnden Zustand des Menschen charakterisiren könnte, besonders aber darum, um zu

zeigen, daß diese dem Anscheine nach ganz unabhängigen Menschen mehr abhängig waren, als jeder andere rohe Mensch. — Ich danke beßlich für die Unabhängigkeit in einer Gesellschaft, wo ich heute Mitbender bin, und morgen vielleicht, wenn weder Nahrung noch Vente vorhanden sein sollte, als getheilter und theilnehmender Braten am Spieße der Geselligkeit stecke. — Gehen wir zu dem Bessern über. —

Das wachsende Interesse und die Verfeinerung der Lebensgenüsse fesselte mehrere Menschen an denselben Schollen, und bewog sie zum freundlichen Zusammentritte. — Anfangs bediente man sich der Verabredung, des Handschlags oder der mündlichen Versimmung zu gewissen Ordnungen in der Gesellschaft. Man sah jedoch bald ein, daß, da jeder Kopf seine eigene Meinung zur Welt bringe, man für verwickelte Fälle eine Gesamtmeinung herzustellen habe, und daß gesicherte Ordnung nöthig sei in denjenigen Bestimmungen, die zur Verwahrung der gegenseitigen Interessen dienten. Man sicherte der Gesellschaft ihren verbesserten Zustand durch Regeln und der von ihnen Vertheilten Genießende mußte sich der Befolgung dieser Regeln unterziehen. Da nun zur Handhabung gewisser Bestimmungen Erfahrung und Einsicht gehört, so fand sich auch bald, daß man in manchen Beschlüssen des Rathes Älterer und erfahrener Personen bedürfte, und übertrug entweder dem Ältesten Greise oder mehreren Älten zusammen die Entscheidung in solchen Beschlüssen. Man ließ sich durch sie bewegen, eine bestimmte Richtung seiner Handlungen, nach gewissen Entscheidungen, einzuschlagen, und nannte sie daher Richter. —

Die von ihnen angegebene Richtung mußte das Wohl Aller betreffen, denn selbst in Entscheidungen für oder gegen Einzeln betrafen ihre Ansprache immer das Sichere des Gesamtwohls. Geleze hatte man noch nicht, da man die angenehm-

menen Regeln für die kleine Gesellschaft zulänglich erachtete; man genoß mithin ein geregeltes Glück, kein gesetzliches, und verlangte auch das letztere nicht, da die Gesellschaft gleich einer vereinten Familie war, und Familien in sich selbst keiner Gesetze bedürfen. Es gab eine Allgemeinregel, aber keinen Allgemeinwillen; was dieser ist, werde ich später erklären.

Der Wille in solchen geregelten Familienkreisen konnte einem Jeden freigestellt werden, wenn er sich nur nicht der geltenden Regel entzog. — Entzog er sich dieser, so schloß man ihn aus der Gesellschaft aus, und befreite dadurch die reineren Pflanzen vom Unkraute. Diese Strafe war hart genug, denn, indem man ihn von der Gesellschaft verließ, wurde er vom Glücke ausgeschlossen. —

15.

Vom Anfange des Staates.

So wie es aber Interessen gibt, die den einzelnen Menschen an den einzelnen Ketten, so mußten bei Erweiterung der Bedürfnisse endlich auch solche eintreten, die ganze Gesellschaften in ihrer Gesamtheit und in Beziehung zu andern Gesellschaften betrafen. Within mußten sich Fälle ereignen, die die Vereinigung mehrerer ganzen Gesellschaften zweckmäßig machten; die fortschreitende Civilisation brachte solche Bedürfnisse der Vereinigung von Gesellschaften mit sich. — Sie verbanden sich mit einander durch ein ausgedehnteres Band des Zusammenhandelns, und so entstand aus dem Verbande mehrerer geregelter Gesellschaften eine Nation, und diese nannte den Verein des Ganzen einen Staat oder ein Reich. — —

So sendet die rastlose Natur tief unter der gebäumten Fläche des Ozeans eine Anzahl mit dem bloßen Auge kaum sichtbarer Wasserthierchen zum Vane eines Riesentempels aus.

Sie beginnen ihre eigene Wohnung zu errichten; eine Röhre, die sie in tausend Verzweigungen von innen heraus mit einem sich verhärtenden Saft belegen, und die wie Koralle nennen. Der weihnurzelnde Röhrenbau wird fester und fester, stark und widerstänmig; das lebende Meer in seinem Versterben, ihn mit fortzureißen, spielt Massen von Sand und Schlamm da- wider, aber eben dadurch wird die Stärke des Baues noch vermehrt; der Schlamm wächst, Gras und Treibholz bleiben hängen, das Innere verdichtet sich, und wird hart; endlich ragt der unförmliche Haufe über die Oberfläche des Wassers hinaus, wird größer und geformter, die Milliarden seiner winzigen Bewohner arbeiten geschäftig fort; darüberhinausliegende Vögel lassen sich darauf nieder, verlieren einen Theil der, zur Reise in anderen Erdstrichen geraubten, Saamenkörner, Gottes große Sonne strahlt Leben in sie hinein, sie wachsen, blühen, tragen Früchte und Saamen, mehrten sich, und die Natur triumphiert; das Meer tritt stannend in die neue Schranke zurück, denn eine neue kleine Welt, eine blühende Insel über- ragt es, zusammengethürmt von Thierchen, die der leiseste Hauch des leisesten Windes weit vor sich hinstolzen würde! — Dies vermag vereinte Kraft! — — — —

So entstehen die Inseln des Staates im stürmenden Ozean des Lebens. Wären alle darüber hingestreute Saamenkörner Keime des Guten — die Menschenwelt wäre eine Welt des Friedens. —

Aber dem ist nicht also. — Der Mensch duldet keine Mil- lionen auf derselben Stufe der Thätigkeit und des Glückes. — Müßelos stürmt seine Phantasie mit dem Ozean der Begierde um die Welt; blind vernichtet sie das, was sie kurz zuvor ge- schaffen, erbaut Aß um Aß und bricht sie wieder herunter vom entstehenden Bau, durchschneidet die bindende Kraft mit dem

Schwerte des Meides, jagt dem Phantome der Ferne unflät nach, verläßt die friedliche Stätte des wachsenden Besitzthums, stemmt sich vernichtend wider die antreibenden Stützen der Vernunft, schleudert sie stolz weg vom halbvollendeten Werke, drängt den verbrüderten Geist aus dem Hause der Liebe, streut die gebrochenen Trümmer ihres Glückes weit hinaus ins stürmische Meer der Selbstsucht, und sinkt vereinzelt zusammen unter der wachsenden Last des Schlammes ihrer Verläste; vernichtet durch ihre eigene Wuth, verführt durch ihre Blindheit, ermattet durch ihre vergebliche Anstrengung, geht sie unter in der Gluth ihrer übertriebenen Wünsche und begräbt sich in die Tiefe des blüthenlosen Grundes, ohne den belebenden Hauch der Sonne der Wahrheit erreicht zu haben! — — — — —

Die Vereinigung in einen großen gemeinschaftlichen Staat ist unstreitig der passendste Zustand für den fortschreitenden Menschen und dieser Verband tritt auch, je mehr sich der Geist vervollkommenet, immer und unvermeidlich ein. Aus Hütten werden Familien, aus diesen Gesellschaften, aus diesen Colonien und aus letzteren Nationen und Staaten. Es wäre aber nicht nur der passendste, sondern auch der glücklichste, wenn jeder Einzelne darin seinen Standpunkt als reiner Mensch einnähme. — Im Staate steigen die Pflichten noch viel höher, als in der Gesellschaft. In dieser genügt die Regel, aber der Staat verlangt und erheischt mehr, als diese, sie erweist sich in ihm als unzulänglich. — Wenn sie für die Gesellschaft, die die Erfahrung allein und ohne Gewalt zu leiten vermochte, sich zu reichend erwies, so kam es daher, daß die Bestimmungen eines kleinen Familienkreises sich leicht übersehen und bilden lassen. — Im größeren Staate aber strömen solche Massen von verschiedenartigen Charakteren zusammen, daß die Kraft der Leitung zuletzt in eine obere Gewalt übergehen muß. Die Menschenvelt

hat es in allen Perioden ihres Zusammenlebens bewiesen, daß, je größer die Anzahl der Vereinten, um so widerstrebtender wurde allmählig der Geist des Einzelnen gegen die Gesamtheit. — Unkraut, welches man in der Gesellschaft mit der Hand auszuroden vermochte, mußte im Staate immer zuletzt mit scharfer Waffe vertilgt werden. Die Erde kann nie ein Paradies sein für den, welcher einem großen Menschenverine angehört; die Menschen selbst lassen es dann nicht kommen. Die bessere Umgestaltung wird nie möglich sein, so lange nicht eine Gesinnung, ein untrennliches Streben nach dem gleichgestellten moralischen Werthe eines jeden bessern Menschen im Staate vorherrscht. — Die Selbstsucht hat das Glück der Welt begraben, seine Auferstehung wird nur mit dem Untergange der Verblendung erfolgen. —

Der erste Impuls, der zur Staatenverbindung ansetzt, ist freilich meist ein edler. Man vereint sich, um einander zu unterstützen, zu heben und für einander zu wicken. Wäre dieser Impuls bleibend und in seinem Glanze rein und dauernd, so würde sich das Glück nach und nach ihm anschließen. Aber, wie ein kurzes Meteor, das in dem Momente schwindet, wo es seinen höchsten Glanz erreicht, so erleuchtet jener Impuls gewöhnlich beim ersten Schritte die Zusammentretenden, um sie später in desto größere Dunkelheit zu hüllen. —

Der Mensch ist nur zu sehr zum Uebermuthe geneigt, so bald er sich warm und begütlich fühlt, und dann wird sein Gedächtniß schwach für das, was er in der Zeit des Bedarfs in üben versprach. Glimmer bleibende Sterne fehlen zwar nicht; sie schimmern hie und da hervor, wie der Diamant aus dem Schutte, — aber einzelne Sterne erblicken die weite Nacht nicht. — Wenn ich spotten wollte, so könnte ich sagen, diese Sterne

leuchten bloß, um uns die übrige Dunkelheit recht zu zeigen und süßeln zu machen. —

Und doch eröffnet der Hoffende immer wieder von Neuem sein Herz dem Vertrauen. Sein Verlangen nach entfernten Gütern läßt ihm keine Ruhe, er ergreift gerne die Hand, die ihn aus Gefahr des Ehrgeizes oder des Vergnügens zu leiten verspricht. —

Die Menschen werden zusammengeführt durch einen scheinbaren Drang der Verhältnisse, der aber, genau betrachtet, nichts anderes ist, als ein Drang der Eigensiebe. — Da nun die Natur wünscht, daß wir uns vereinen, so scheint sie uns eine Art von höherer Eigensiebe mit Willen eingepflanzt zu haben. Ein jeder Mensch muß auch eigentlich eine gewisse Eigensiebe zur Erkennung seines natürlichen Werthes besitzen, und ich glaube, daß wenn sie richtig angewandt und verstanden wird, so kann sie die Mutter der Tugend werden; denn, wenn sie uns zeigt, daß der Mensch, als solcher, höheren Werth hat, so muß natürlich die Vernunft uns sagen, daß wir diesen Werth so gut in Andern zu suchen haben, als in uns selbst. — Wir treten zusammen, um uns zu helfen. Welch ein heiteres Bild, sich einen geschlossenen Kreis von vernünftigen Wesen zu denken, die mit einander an der Quelle der Zufriedenheit arbeiten! — Das Schicksal, das nicht will, daß wir in Trägheit versinken, schleicht unsichtbar durch unsere Reihen, und bietet alles auf, um uns zum Streben zu ermuntern. Bald trocknet es den Boden aus, und entzieht den Salzen den Gost der Reife, um zur erneuten Anstrengung zu zwingen, bald sendet es den Sturm, um die bauwürdige Hütte der Wildniß zusammen zu reißen, und den trügen Bewohner zum kühneren und festeren Baue aufzurufen, bald jagt es durch Hunger einen Menschen um Anziel gegen den Andern, um diesen zu hun-

reichen Sicherheitsmaßregeln anzuhören, bald erwacht es die Gesellschaftsliebe, um verfeindete Familien durch die Bande des Blutes einander zu nähern. Durch Liebe stigt es den Haß, durch Noth die Faulheit, durch Unweiser die Erschlaffung, durch Schwachheit den Uebermuth, und endlich weckt es mit der süßen Stimme der Lust den Hang zur Bequemlichkeit, um die getrennte Kraft der Vereinten zu verbinden, und ein einziges Band der Hülfe um eine größere Anzahl von denkenden Geschöpfen zu schlingen. —

Auf diese Weise greifen die Räder der Maschine unmerklich ineinander, und die große wachsende Triebkraft lenkt uns unwillkürlich der höchsten Stufe der Vernunft zu; warum? Um, wenn wir sie erreicht haben werden, durch den Verstand — wieder in den Abgrund zu stürzen! — Das ist eben so beweinenswerth, als unerklärbar. — Doch das Leben der Erde dauert nicht ewig. Vielleicht müssen Generationen stürzen, um Generationen zu heben.

16.

E s t u f.

Der auf Fortschritt und Civilisation Anspruch machende Mensch wird endlich den Interessen Anderer und zuletzt einem Staate beitreten müssen. —

Die Fäden und Gewebe der Menschheit sind so unmerklich ineinander geschlungen, daß eigentlich Niemand, selbst der isolirte Mensch nicht, von der Vereinigung mit Menschen frei bleiben kann, so lange nur noch das einzige Gefühl des Geschlechtstriebes ihm nicht fehlt. — Der Mikrokosmos wird es schwerlich lange über sich vermögen, dies sein Welt in der Abgeschlossenheit um sich zu bilden, er mußte denn seine Hin-

der gleich nach der Geburt erstarben, oder sie verfloßen. Es wäre eine Möglichkeit, daß der Thiermensch so tief herablänte, aber dagegen seyte die Natur eine selten in überthelgende Schranke, indem sie den Menschen nicht mächtig genug erschuf, um allen seinen Bedürfnissen ganz allein genügen zu können. Er bedarf also seiner Kinder, wenn auch nur als Knechte. Die Vermehrung aber kann er ihnen nicht verbieten, und so wird seine Familie zuletzt doch zur Gesellschaft oder Colonie werden.

Der von aller Menschheit und selbst vom Weibe abgegliederte Einsiedler, welcher von Wasser und Wurzeln lebt, ist kaum als vollständiger Mensch zu betrachten. -- Das Mittel vom Unglücke des Wissenvergnügens frei zu bleiben, könnte freilich darin bestehen: seiner eigenen Menschheit ganz zu entsagen, und sich der Thierwelt einzuverleihen. Ist jedoch das Thierleben frei vom Unglücke? Und hat nicht das Thier seinen Trieb zur Geselligkeit? -- Man versuche, noch in den Jahren jugendlicher Kraft und Würde, jene zweideutige Glücksbahn der gänzlichen Abgeschlossenheit einzuschlagen, und frage sich dann mit gutem Gewissen, ob der gewonnene Zustand ein reines Glück zu nennen sei. --

Von der Abhängigkeit im Staate.

Der Gedanke und der Wille sind so lange frei, bis sie in Verührung mit fremden Interessen kommen; alsdann werden sie von diesen abhängig, und bedürfen der Leitung.

Inhalt: Zweck und Absicht des Staates. Von der Kraft und dem Willen. Der Wille ist der natürliche Leiter der Kraft. Der Wille selbst aber bedarf der Leitung. Wille und Gedanke sind im Staate abhängig. Schluß.

17.

Zweck und Absicht des Staates.

Absicht und Zweck des Staates lassen sich in vier Punkte einteilen. Es gibt eine natürliche Absicht und eine positive, so wie einen natürlichen und positiven Zweck. —

Natürliche Absicht des Staates ist: Begründung einer Gesamttheilnahme der, durch verschiedenartige Interessen geleiteten Staatsmitglieder, für die Sicherstellung eines allgemeinen, dem Bedürfnisse jedes Einzelnen wie dem des Ganzen angemessenen Interesses. Daher die positive Absicht: Verwirklichung eines Gleichgewichtes in den Mitteln zur Erlangung der Bedürfnisse des Einzelnen — und gegenseitige Unterstützung der Staatsmitglieder zur Verhinderung alles dessen, was dem Gleichgewichte der bürgerlichen In-

teressen entgegen ist, so wie auch zur Befestigung alles dessen, was das Wohl des Einzelnen in seinem Verhältnisse zum Ganzen befördern könnte. —

Natürlicher Zweck des Staates ist: Herstellung des Gesamtwillens der Staatsbürger zur Anerkennung eines, die natürlichen Ansprüche und Verdienste des Einzelnen sichernden Rechtszustandes, bestehend in der pflichtgemäßen Aufrechterhaltung der natürlichen Rechte Aller in Bezug auf das Gesamtinteresse. Daher der

Positive Zweck: Anordnung und bestimmte Anwendung der anerkannten Gesetze freiwillig verbundener Bürger, zu dem Behufe: das Wohl jedes Einzelnen durch die Theilnahme Aller und das Heil Aller durch die Thätigkeit des Einzelnen zu sichern und festzustellen (woburch der positive Zweck sich mit der positiven Absicht vereint); ferner: den natürlichen freien Willen einestheils zu schützen und zu erweitern, anderentheils aber die aus ihm entspringenden Handlungen so zu stellen, daß das ihnen zum Grunde liegende Privatinteresse weder den Verhältnissen und Rechten Einzelner, noch dem Allgemeininteresse schaden kann; (woburch der natürliche Zweck sich mit der natürlichen Absicht vereint). —

Also schon im Zwecke und in der Absicht umschließt sich der Staat mit einer Gränzlinie der schuldigen Pflicht, und bindet die in seinem Innern Vereinten an gewisse Bestimmungen, die sie rechtmäßig nicht überschreiten dürfen. Die erste Grundlage der Staatsicherheit ist gewissermaßen eine gelegemäßige Rational-Philosophie, der sich die Vernunft des Einzelnen zuerst freiwillig, und wenn er in den Verband förmlich aufgenommen werden ist, unfreiwillig, d. h. nach der Richtschnur des angenommenen Rechtsverhältnisses, zu fügen hat. — Die Unbeschränk-

beit fällt demnach schon durch die erste Grundbestimmung des Staates weg. —

Der unbeschränkten Handlung eines Jeden — er stehe, wo er immer wolle — ist im Staate, um des ganzen Vereins willen, ein Ziel zu setzen. Dies ist ohne Zweifel in mancher Hinsicht bedauerndwerth.

Da jedoch der eigenwillige Mensch schon an und für sich stets zu glauben geneigt ist, er habe Recht, so würde, wenn nicht der Allgemeinwille bestimmte, was für Recht er haben darf, endlich eine solche Anzahl von einzelnen Rechten oder Vorrechten sich geltend machen, daß der Staat zuletzt ein Ansehungspunkt der positiven Unsicherheit werden würde, während er das Gegentheil, nämlich ein Kreis der positiven Sicherheit sein soll. — Ein Staat, der eine größere Anzahl von Menschen zum gemeinschaftlichen Wohle vereint, und einem jeden dieser Menschen die volle Unbeschränktheit seiner Handlungen zugesprochen wolle, wäre, wenn auch nicht ein absoluter Unfuss, doch mindestens ein Unfuss nach dem Ziele unübersteigendes Verdrach ohne Compas. Es könnte durch einen glücklichen Zufall wohl auch den Hafen erreichen, aber unter hundert Fahrten der Art würde es eher neun und neunzig Male sinken. Jeder darauf Verändliche würde seine eigene hohe Weisheit voraussetzen, man würde sich als Todfeinde in Parteien spalten, und endlich würde es eine dieser Parteien mit Willen auf den Strand laufen lassen, nur um der andern Partei zu beweisen, daß sie Unrecht habe. Wenn dann auch der eine Theil Recht gehabt hätte, müßten Alle mit einander, um dies zu erfahren, zu Grunde gehen. —

Der Staat vereint eine Menge von verschiedenen Meinungen, die sich Niemand auf die Stiene schreibt, und deren Urtheilern von Natur aus einander widersprechend sind. —

Er hat daher eine allgemeine Nichtschnur der Handlungen zu bestimmen, damit nicht der Eine das wieder verdirbt, was der Andere gut machte. — Die Hände müssen im Staate an einander halten — ist eine einzige willkürlich los, so kann oft ein großer Theil der sich Trependen zu Boden fallen. — Der Mensch muß aus dem Tempel seiner angebotenen Unbeschränktheit hinaustreten, sobald er zum Staatsthore hineintritt; in beiden zugleich kann er nicht sein. Es soll im Staate kein bevorrechtetes Interesse existiren, das ist gegen die freiwillig abgeschlossene Uebereinkunft. Vorrechte Einzelter, die sie vor dem bürgerlichen Rechte höher stellen, sind staatswidrig; finden sie durch Gewaltmißbrauch statt, so muß der Allgemeinwille sie nicht dulden. — Gleiche Thätigkeit — gleiche Pflicht — gleicher Rechtserwerb. — Daher eben der Verlust der Unbeschränktheit. —

Hier ist der Stufengang.



Staatsbürgerliche, vollkommne Selbstständigkeit ist ein leerer Traum. Jeder gibt sie freiwillig auf, indem er Andern zeigt, daß er fremder Hilfe bedarf, und er verliert sie, indem er seinem Verlangen nachgibt, die Genüsse des Lebens durch die Hilfe fremder Interessen zu steigern. — — —

Der wahre Staat, von dem ich rede, beabsichtigt das Gleichgewicht in den Mitteln, zu bestehen, und bezweckt die Sicherheit der Vereinten durch rechtmäßig zu fordernde Theilnahme. — Die Freiheit des Einzelnen, Alles zu thun und zu lassen, wie es ihm beliebt, hört folglich hier auf; er hat sich einem Ganzen angeschlossen, dem seine öffentlichen Handlungen angehören, und dem er für seine Heimlichen verantwortlich ist. Man kann ferner gewisse Handlungen, die das Allgemeinwohl befördern, von ihm verlangen, ohne daß er sie rechtmäßig verweigern darf. Er ist nicht mehr völlig Herr seiner Zeit, und, wenn man so will seines Lebens, denn wenn er sich im Staate auch selbst ermerdet, so thut er dies, wenn er der Wahrheit die Ehre läßt, gewiß niemals aus bloßer Liebe zum Tode, sondern immer in Folge von Verhältnissen, die ihn vielleicht nicht belästigt hätten, wenn er außer der Gesellschaft gelebt haben würde. — Der Staatsbürger kann weder unbeschränkt leben, noch unbeschränkt sterben. Davon ist aber im wahren Staate, — wenn ich sage wahren Staat, so meine ich damit denjenigen, welcher frei von Eigenschaft und Willkür ist — niemals der Staat selbst schuld, sondern der eigene Wille des Menschen, der ihn dem Verbaude ungewollungen beitreten ließ. Der Mensch im Staat muß wissen, wozu er verpflichtet ist. Es kann ihm sein neues Verhältniß zu andern Menschen nicht unbekannt bleiben. Er bietet Andern die Hand, um die Kräfte dafür zu ergreifen; folglich ist seine Hand so wenig frei, als die eines verheiratheten Weibes. Gefällt ihm

dies nicht, so mag er sich vom Staate scheiden lassen. Ob er dann nach der Scheidung sich glücklicher fühlen wird, — er mag sich wieder einem andern Staate anschließen, oder nicht, — das werde ich noch berühren. —

Dem Staatszwecke kann und darf um so weniger entgegen gehandelt werden, als die Verührung der kleinsten Fieber darin liegt: dem ganzen Körper einen elektrischen Schlag verleiht, und ob dann die Mehrheit der Staatsbürger diesen Schlag wollte, ist immer zu fragen; der Wille der Mehrheit der Bürger aber hat zu allen Zeiten im Staate zu gelten.

Es kann freilich auch möglich sein, daß die Mehrheit die Zahl der sich Täuschenden ist, und daß die Minderzahl Recht habe; aber ehe der Wille der größeren Zahl dem der kleineren gewisser werde, eher wird sich immer die größere Kraft gegen die geringere in Bewegung setzen, und kann der Staat in einem solchen Falle das Auseinanderprallen verhindern, so muß er es thun. —

Staatsrevolutionen, die beabsichtigen, den Zustand eines Staates beizubehalten, aber in diesem Staatszustande volle Unbeschränktheit einzuführen, sind schon an und für sich so lügenhaft, so der Natur der Sache unvider, so sinnlos, daß es zu bewundern ist, wie sich bisweilen eine größere Zahl von Menschen durch die versteckten Absichten einer kleineren Zahl zu diesem Zwecke kann hinteres Licht führen lassen.

18.

Von der Kraft und dem Willen.

Der Mensch hat das Vermögen, innere Kräfte zu entwickeln. — Kraft ist das bei allen Wesen in der Bewegung sich äussernde Leben. Bei dem Menschen ist sie noch besonders die Triebfeder der Thätigkeit in der geistigen Sub-

Raum, — der Idee; sie wirkt im geistigen Raume, den sie ausdehnt, oder zusammenzieht, je nachdem der Raum durch die Kraft, oder in der Kraft besteht wird. Das dabei im Raume sich bewegende geistige Fluidum ist die ausgesonderte Kraft, — die in den Willen übergehende, oder von ihm ausgehende Substanz der inneren Lebensfähigkeit, — die selbstständige Idee der inneren Handlung. — Aus dieser Idee entwickelt sich die gedachte Handlung, oder die innere That, und erst bei dieser Entwicklung wird die Vernunft ein bewußtes Selbstleben. Die That braucht nicht äußerlich zu geschehen, sie braucht, um die Vernunft bewußt herzustellen, bloß als zu üben gedacht zu werden. — Bei dem Menschen äußert das Leben der Kraft sich nicht nur in der ihr eigenthümlichen Bewegung, sondern auch in der Neigung, dieser Bewegung eine bestimmte Richtung zu geben. Das Bestimmen dieser Richtung geht vom Willen aus; das dabei besonders bezeugte Leben im Willen ist ohne Willens-Äußerung (bewußte oder unbewußte) nicht möglich, denn die Kraft der Handlung wird bewegt oder lebt durch Anregung und angeregt kann sie nur durch den Willen werden, dieser Wille sei frei oder erzwungen.

Das Leblose hat keine innere Kraft. Es kann Mittel zur Anwendung innerer Kraft werden, durch den Gebrauch des Willens in der Thätigkeit des Lebenden. Aus Mangel innerer Kraft ist das Leblose in sich selbst bewegungslos. — (Bewegung durch Druck oder Schwere: leblose Triebkraft — Mechanik). —

Der Wille, welcher häufig und sehr unrichtig mit der Neigung verwechselt, und für Eines und dasselbe mit ihr gehalten wird — ist das festesteste Bestreben der Seele in der Thätigkeit der lebendigen Bewegung. Er wird zur Nei-

gung, aber er ist nicht Neigung von seinem Entschessen an. — Die Verwechslung von beiden führt sehr leicht zu Irrthümern und Abwegen.

Im natürlichen Zustande scheint es dem Menschen als sei er vollkommen sich selbst überlassen; er fühlt die ihm innewohnende Kraft, er ist sich bewußt, einen Willen zu haben, und denkt nicht anders, als daß er bloß sich am Leben erhalten, daher die erstere, wie und wo er eben könne, anwenden und dem letzteren frei, und wie sich das nach dem Erfordernisse des Augenblicks ergebe, den Hügel schleichen lassen müsse. Von einer wohlthätig einwirkenden Geisteskraft weiß er im ersten Zustande wenig, er bildet sich vielmehr ein, daß alle Kraft von seiner körperlichen Thätigkeit ausgehe und mit der Befriedigung der Bedürfnisse des Körpers ist seine Seele zufrieden. Daher läßt er sich nur unbeschränkt, so lange er seine Körperkraft in ungehinderte Bewegung setzen darf, und ist frei, unwillkürlich, und nichts wissend von dieser Freiheit, — gleich dem Gesunden, der, je gesünder er ist, um so weniger an den Zustand seiner Gesundheit denkt. — Sein Wille erscheint ihm in dieser Periode seines Daseins oft allvermögend; er verwechselt ihn unaufhörlich mit seinen natürlichen Gelüsten, und daher begegnet es ihm bisweilen, daß er am Willen selbst gelähmt wird, wenn er durchaus ein Gelüste nicht befriedigen kann; darum erschläft er so leicht geistig im natürlichen Zustande, und kommt endlich so weit, daß er nicht mehr wollen zu können glaubt, weil er der Unmöglichkeit der Selbstbefriedigung unterliegt. Sein Wille schweift ab dann bewußtlos umher und haftet an dem ersten besten Gegenstande, der ihn die Unmöglichkeit des Besizes des früher Gewollten vergessen macht. So treibt der verlangende Mensch im Naturzustande sich im Kreise des Körperlebens umher, und stirbt

ist, ohne irgend einen Keim des in ihm schlummernden Geistes zum Ausblühen gebracht zu sehen. Es ist das vollständige Bild eines unmißlichen Kindes, und daher nennt man nicht ganz mit Unrecht den natürlichen Zustand des Menschen den seiner Kindheit.

Anderß ist es jedoch, sobald der natürliche Mensch sich seiner innern Kraft zuwenden beginnt. Nachdem wird sein Wille klare, durch Ueberlegung geleitete, Neigung, und er steht über seine gegenwärtigen Handlungen hinaus in die Zukunft, während er früher blos ein Dasein der unbefümmerten Gegenwart durchlebte. — Ein inneres Verlangen beleuchtet den schlummernden Keim seiner denkenden Seele, und er wird sich der That, als freiwillig gedacht, bewußt, die er früher blos im Drange momentaner Nothwendigkeit ausübte. Allmählig fährt er die Ohnmacht des an sich machtlosen Körpers, empfindet, daß die geistige Anregung ihn zur Kraftausübung bringt, und langum nicht mehr, daß er denken muß, um im Zustande seiner Mündigkeit bestehen zu können. —

Im Verhältnisse des verfeinerten Bedürfnisses und im Zusammenleben mit anderen Menschen bildet er sich eine Meinung und wird inne, daß seine äußern Handlungen von Innem her geleitet werden. —

Diese Leitung schmeichelt ihm natürlich, denn sie geht aus seiner eigenen Vernunft hervor, und er fühlt sich noch immer ganz Herr seiner selbst. —

Wöglich aber bemerkt er ein Mißverhältniß zwischen seinem Willen und seiner Kraft. Er gibt dem verfeinerten Willen nach, und da dieser in seinen Forderungen, besonders wenn er auf angenehme Lebensbefriedigung ausgeht, leicht unerfülllich wird, so muß der Mensch unvermeidlich erkennen, was immer der Fall ist: daß der Wille stärker sei, als die Kraft. Also

muß der Vollende sich nach Kraftunterstützung umsehen. —
 Er thut es, er findet andere Menschen, die geneigt sind, ihm
 ihre Kraft zu leihen, aber die Glückseligsten verlangen mit
 Recht ein Gleiches von ihm und machen ihm begreiflich, daß
 sie ihre Kraft nicht verleihen können, wenn er ihnen dafür
 nicht seinen Willen setzt. Man bezieht sich mithin auf diese
 Weise gegenseitig, man tauscht gegen einander aus, der Wille
 verschiedener wird Ein Wille, die verschiedene Kraft
 Eine Kraft, und, ohne es zu bemerken, offert man ge-
 genseitig sein selbstständiges Wollen und Handeln, während
 man sich bemüht, sich gegenseitig zur Selbstständigkeit beghü-
 lich zu sein. —

Dies ist der wahre Gesichtspunkt. Es gibt keinen andern.
 Die Natur der Sache widerlegt alle Einreden. Wer sich aber
 glücklich durch Selbstankündung fühlt, der täusche sich darüber;
 ich lasse ihm dies unschuldige Vergnügen.

Es ist einmal Wille des uns leitenden Genius, daß wir
 niemals mit der Verwirklichung unserer Neigungen ganz zu-
 frieden sein sollen; die verlangende Seele soll nie ganz ge-
 sättigt werden. Ob dies ein Fluch der Menschheit ist oder
 nicht, das lasse ich dahingestellt. — — — Die Philosophie
 scheitert hier an uns selbst, an der Ersöhrung und an der Ge-
 wissheit, daß auch Philosophen Menschen sind, folglich nicht
 mehr wissen dürfen, als das Leben der Wirklichkeit ihnen zu
 sagen für gut findet. —

19.

Der Wille ist der natürliche Leiter der Kraft.

Kraft-Aussetzung ist ohne Willens-Aenderung nicht
 möglich; die Aenderung der Kraft ist aber das Bewegen

oder in Bewegungseigenen derselben. Da nun aber Willens-
 Ausübung ohne Kraft-Ausübung möglich, sozgleich der Wille
 höher und stärker als die Kraft ist, so ergibt sich daraus,
 daß der Wille die Kraft bewegt. —

Jede richtige Bewegung nach einer bestimmten Richtung
 bedarf der Leitung nach dieser Richtung, sozgleich ist der
 Wille der natürliche Leiter der Kraft; er gibt ihr die bestimmte
 Richtung, wenn er sie zur richtigen Ausübung bewegt. Der
 Mensch wird mithin durch seinen Willen geleitet. —

20.

Der Wille selbst aber bedarf im Staate der
 Leitung.

Tritt der Mensch in das staatsbürgerliche Verhältniß, das
 heißt: in das Verhältniß der gegenseitigen Kraft-
 Anwendung Mehrerer zu Einem Zwecke, so kann der
 selbstleitende Wille des Individuums nur so lange der einzige
 und unabhängige Führer seiner Handlungen bleiben, als seine
 Kraft nicht in staatsbürgerliche Wirksamkeit tritt. Ge-
 schieht dies, so tritt sie in Verbindung mit dem allgemeinen In-
 teresse, und dieses macht die zu entwickelnde Kraft des Einzelnen
 von dem Gesamtwohle und der Rechtsübereinkunft Aller ab-
 hängig. —

Daraus folgt, daß der Wille des Einzelnen im Staate kein
 absoletter Wille sein kann und darf. — Der Wille des Einzelnen,
 dieser sei so hoch oder so niedrig im Staate gestellt, als er wolle,
 wird im staatsbürgerlichen Verhältnisse ein Theil des Gesamt-
 willens aller Mitbürger, muß sich den naturrechtlichen Anfor-
 derungen derselben fügen, und darf sie nicht unterdrücken noch
 verletzen wollen.

Der Wille Aller muß derjenige sein, dem ein Jeder in den Staatsbund Eingehende beitreten hat, dieser Wille Aller ist der Wille des durch freie und freiwillige Uebereinkunft der Gesamtheit geltenden Gesetzes. Die Willenskraft im Staate wird folglich durch allgemeine Gesetzeskraft geleitet.

Man mag mir sagen, was man will, so behaupte ich, es ist keinem Menschen recht zu trauen; das weiß auch wahrscheinlich ein Jeder, darum sucht ein Jeder sich vor dem Andern sicher zu stellen. — Der Mensch bleibt gerne nur so lange auf dem geraden Wege, als er keinen andern, als den geraden vor sich hat. Seine angeborne Neugierde versucht gerne, und alle ungeraden Versuche im Staate sind gefährlich. — In dem Verlangen zu versuchen, bleibt der erfahrenste Mensch immer Kind, und Kinder müssen geführt werden, wenn sie nicht fallen sollen.

— Wie wenig ich hiedurch gekennen bin, der Despotie das Wort zu sprechen, hat man wohl schon aus dem bisher Gesagten ersehen. Der hochgestellte Despot, der sich für berechtigt hält, seinen Willen mehr gelten zu lassen, als den des Gesetzes und freiverbundener Bürger, ist eben so strafbar und unwürdig, als der niederer stehende einzelne Bürger, der den Willen seiner Mitbürger dem Seinigen nachsetzt. Ich kann nicht oft genug wiederholen, daß ich nicht von solchen Vätern spreche, wo Verhelgenschaft existirt; solche Väter sind nicht als Staaten zu betrachten.

Das deutsche Wort Staat kommt her von stehen, so wie das Wort Bürger von bürgen; es sollen Alle für Sinen und Einer für Alle stehen und bürgen, mit gleichem Wille, unveränderlichem Gesamtwillen und gleicher Personenfreiheit. —

„Was Noth thut und sein muß“ — dies ist das Centrum

des Staats verliert. Man kann und darf dies gegenseitig von einander verlangen, denn man hat sich dazu verpflichtet. —

Freiwillig muß im Staate ein Jeder handeln dürfen, aber nicht freiwillend, denn er darf das Nachtheilige gegen das Recht seiner Mitbürger oder den Staat nicht wollen. Der Staat ist nicht die Regierung, sondern die Gesamtheit der Bürger im Staate. Die Regierung, sie sei monarchisch oder republikanisch, ist als nichts anderes zu betrachten, denn eine bürgerliche Stimmenzahl. Sie hat das Gesetz zu handhaben. Das Gesetz, als Allgemeinwille aller Staatsbewohner muß so sein, daß ein Jeder desselben gleichmäßig genießt. Wer nun diesem Gesetze entgeht, er sei Regierer oder Regierter, ist strafbar. — — —

Der unbeschränkte Wille hört im Staate vor dem Gesetze auf. Jedes unbeschränkte Wollen ist staatswidrig. — Das Gesetz ist die Vernunft des Staatskörpers, die Pflicht sein Verstand. Gesetz und Pflicht müssen im Staate harmoniren, dürfen sich nicht an einander reißen, und sollen von einem Jeden gleich geliebt und geachtet werden. —

Da Uebereinstimmung der gesetzlichen Pflichten, mithin Uebereinstimmung der Gesinnungen im Staate gefordert werden muß, die Gesinnungen des Menschen aber leicht variiren und die Verschiedenheit der Gesinnungen eine unzulässige Verschiedenheit im Willen erzeugen kann, so ist der Wille im Staate dem Gesetze streng zu unterwerfen. —

21.

Wille und Gedanke sind im Staate abhängig.

Aus dem Obigen geht hervor, daß eine absolute Unabhängigkeit in der staatsbürgerlichen Thätigkeit schon darum nicht bestehen kann, weil der freie Wille nur solche Handlungen

bewirken darf, die conform sind mit der allgemein anerkannten und durch freiwillige Verbindung hergestellten Naturthum der die Gesamtbefriedigung beabsichtigenden positiven Rechte, Gesetze.

Da nun die Thätigkeit von dem Willen und dem Gedanken ausgeht, so folgt hieraus, daß eine absolute Thätigkeit des Gedankens und Willens im wahren Staate nicht Statt findet. —

Mit dem Denken ist es an sich oft eine üble Sache, denn Jeder denkt, er denke am besten. Viele, die ihre Gedanken lieben, dürften sich darüber ärgern, wenn ich ihnen im Staate kein unabhängiges Denken zugestünde; doch so ist's nicht gemeint. Nichts ist unabhängiger, als der Gedanke. Aber der Gedanke führt zum sichtbaren Denken, d. h. zur Handlung — und das sichtbare Denken ist nicht unabhängig. —

Ich sollte vermuthen, daß der Ausdruck „meinen“ viele Ähnlichkeit mit dem Worte „mein“ verräth. Und das mein und dein ist es eben, um was sich die große Frage aller Staaten dreht.

In der Würdiz kann ich unumwunden den verständlichen Grundlag aufstellen: was mein ist, ist mein, folglich ist mein Wille mein. — Im Staate kann das nicht gelten, wenn auch alle Rechtsgelehrten mit dem Reye wider mich rennen sollten. — Mein Gedanke und Wille sind nicht mehr mein, sobald ich den Contract eingehe, das zu wollen, was Andere wollen, so bald ich meine Handlungen so einrichten muß, daß sie einer ganzen Gesellschaft gefallen. Und warum sollten nicht meine Mitbürger das von mir wollen dürfen, was ich von ihnen will? Ohne Lohn oder Gegendienst gibt es im Staate keinen Dienst. Der erste und Allgemeinwille kann im Staate kein anderer sein, als das Volk; mithin sind meine Gedanken und Wille vom Volke ab-

hängig, denn ich muß Anderen das zugestehen, was sie mir zugestehen.

22.

S c h l u ß.

Die staatsbürgerliche Thätigkeit hat das gegenseitige Interesse im Auge. Der Gedanke kann nur so lange absolut frei sein, bis er in Berührung mit den Interessen der Mitbürger tritt. Vereintes Interesse der Mitbürger begründet den Staat. Also gibt's im Staate keinen absoluten, unabhängigen Gedanken und Willen, sobald sie Handlungen bezwecken.

Von der nothwendigen Regierung.

Ohne Regierung kann keine menschliche Gesellschaft, die ein Staat ist, bestehen.

Inhalt: Was will der Staatsbürger? Ist er sich selbst genug? Hat er seine Mitbürger zu beachten und zu unterstützen? Von der Pflichtvergessenheit. Von streitigen Fällen. Was ist Gesetz? Von der Unparteilichkeit im Gesetze. Von der Kraft seiner Handhabung. Wer schlägt das Gesetz? Schluss

II.

Was will der Staatsbürger?

Der Staatsbürger will Sicherung seiner Wohlfahrt, Beschützung seiner Interessen, und Aufrechterhaltung seiner Rechte und seiner Ehre. —

Er will Giltigkeit der freien Verfügung über sein rechtliches Vermögen.

Er will Beachtung seines Verdienstes, ungehinderte Thätigkeit im rechtlichen Erwerbe, Personenvfreiheit, Sicherheit des Eigenthums und volle Anerkennung seines Menschenwerthes.

Er will gleichen Personenwerth vor dem Rechte. — Er will Zwanglosigkeit und Unantastbarkeit der rechtlichen Handlung und des rechtlichen Privatlebens.

Er will Verantwortlichkeit der staatsbürgerlichen Handlung, ohne Ansehen der Personstellung. —

Er will Freiheit der Verfügung vor feindlichen Eingriffen in seine Rechte. —

24.

Ist er sich selbst genug?

Nein. Kein Bürger im Staate ist sich selbst genug. Er hat theils nicht selbst Kraft genug, um durch sich ganz allein seine Wohlfahrt zu sichern, und hätte er sie, so steht er immer in einem Verbande mit Andern, denen er Verantwortlichkeit für seine bürgerlichen Handlungen schuldig ist. Die Bedürfnisse der Kultur kann er nicht alle durch seiner eigenen Hände Kraft erwirken; er bedarf der Thätigkeit anderer Menschen, und steht im Vertrage mit den Anordnungen des Staates. Er schafft nicht blos durch sich im Staate, er erwirkt vielmehr durch Mittheile seine Güter, und sein Eigenthum im Staate geht hervor aus einer Verwischung verschiedener bürgerlicher Interessen. —

Der Mensch ist um so schwächer, je mehr er bedarf; der Staatsbürger ist als Mensch schwächer, als der Isolierte außer dem Staate, denn dieser bedarf weniger. Der Schwächere bedarf aber der Unterstützung durch Andere. —

Der Staatsbürger will Sicherheit des Erworbenen, also bedarf er des Schutzes; er will Sicherheit der Person, also bedarf er des Rechts. Das Recht muß ihn schützen, und seine Mitbürger müssen dieses Recht anerkennen, also bedarf er ihrer Theilnahme. Ni's Recht müssen Alle gebunden sein, damit der Mensch im Staate seinen Anspruch geltend machen kann; — es muß ihm Gewähr leisten für seine Verdienste und Ansprüche, folglich muß es von Allen geschützt werden. —

Er nimmt die Kräfte Anderer in Anspruch und verlangt von seinen Mitbürgern die Aufrechterhaltung der Früchte seines

Befirehend. Er fordert ihre Hülfe für Privatabhüchten und erwartet ihr vereintes Wirken zur Abhaltung feindlicher Eingriffe auf sein alleiniges oder Aelter Eigenthum. Er verlangt die Anerkennung seiner freien Verfügung über das ihm rechtmäßig Angehörende; und fordert Beschützung der Rechte seiner Familie und seiner Kinder. Er verlangt Genugthuung für zugefügtes Unrecht, und erwartet die Vertretung seiner Ehre durch die Willensmeinung Aelter. Er macht Andere für seine Nothe arbeiten, und bedarf der Kräftamwendung fremder Thätigkeit um seiner Selbsterhaltung oder Bequemlichkeit willen. Er benützt das Werk der Hände oder das Handwerk und die Industrie seiner Mitbürger zur Vermehrung seiner Besitzthümer und Befriedigung seiner Wünsche und Bedürfnisse. —

Ueberall geräth er mit seinen Plänen in die Veräzweigung des Allgemein-Interesses, und bewegt die Maschine seiner eignen Thätigkeit durch die Mitwirkung fremder Triebfedern. —

25.

Hat er seine Mitbürger zu beachten und zu unterstützen?

In dem öffentlichen Leben des Staates wirken Alle für Einen, und Einer für Alle. — Dafür ist Einer dem Andern Lohn und Anerkennung schuldig. Der rechtliche Staatsbürger darf kein Opfer scheuen, um der Gesamtheit seiner Mitbürger die verdiente Theilnahme und Unterstützung zu zollen, und im Staate verlangt und erbeißet jeder geleistete Dienst die gebührende Anerkennung des Dienstbedürftigen. Zudem gibt es im Staate Hilfsleistungen, die nur gegen Lohn oder Bezahlung geschehen können. Die Industrie und das Interesse des Einzelnen erbeißet den Austausch der Verhaltungsmittel; der Eine verhilft dem Andern zur Befriedigung seiner Wünsche, und die-

ser ist ihm, wenn es verlangt wird, die Erfüllung einer Gegensepflicht dafür schuldig, diese bestehe in Bezahlung oder in Leistung eines Gegendienstes. Die Interessen im Staate sind so gestellt, daß die Grundlage der Thätigkeit aus dem Anspruche auf Erkenntlichkeit und Belohnung besteht.

Pflicht ist der natürliche oder durch Uebereinkunft nöthige Giegnährleistungstrieb der nach dem Gesetze des Wiederanspruchs gültigen Thätigkeitsverforderniß. Sie geht im Staate hervor aus dem Grundlage der Willigkeit, die immer verbunden ist mit der Erwartung einer, von dem Menschen für sich vernunftmäßig aufgestellten, naturrechtlichen Werth-Anerkennung und eines ausgleichenden Erlases für die Darbringung seiner Kräfte.

Meine Pflicht im Staate sagt mir, daß ich dem mit dienenden oder für mein Wohl mitarbeitenden Nebenmenschen eine gleiche Thätigkeit für seine Erhaltung und Verbesserung schuldig bin. Ich kann nimmer verlangen wollen, daß die Natur ein mir ästhetisches vernünftiges Wesen zu meinem slavischen Werkzeuge erschaffe, und ich darf von der Anwendung einer fremden Kraft nur dann Gebrauch machen, wenn sie freiwillig oder nach menschlichen und gesetzlichen Ansprüchen meine Absichten unterstützt, und ich meine Pflicht gegen den in Anspruch genommenen verlangten Gegendienst nicht außer Acht setze.

Ich darf Niemanden den verlangten Gegendienst, der mit seiner Leistung übereinstimmt, versagen; es ist vielmehr meiner Pflicht gemäß, wohlthätig, und wenn es meine Kräfte gestatten, großmüthig gegen ihn zu sein.

Großmuth ist eine vervollkommnete oder vollkommnere Pflicht des Menschen in Ausübung seiner freiwilligen Handlungen gegen eine ihm momentan untergeordnete Kraft. — Sie verheißt die zwanglose Handlung des Ueberkräftigen, und

stelle ihn höher in der freiwilligen Bekämpfung der angeborenen Selbstliebe.

Meiner Pflicht genüge ich, wenn ich den Werth des Menschen überall berücksichtige, und derjenigen Thätigkeit, die meinem Wohle nicht entgegen ist, meine Hilfe nicht versage. —

Ich muß sie unterstützen, wenn ihr nicht eine böswillige Absicht gegen mich zum Grunde liegt. Um so weniger aber darf ich ihr Hilfe versagen, wenn sie für mein Wohl in Wirksamkeit tritt, und im Staate soll immer ein Bürger das Wohl des Andern im Auge haben.

26.

Von der Pflichtvergessenheit.

Dank ist die, von der einen Seite durch die Pflicht des Versages und der Wiederschuldung erbeizte, und von der anderen Seite gerechte und notwendige Aufhandlung für genossene Würdigung des persönlichen oder öffentlichen Wohles. — Es ist im Staate ein Mitglied dem andern für seine Theilnahme Dank schuldig, ohne Unterschied des Ranges oder der Machtstellung. Die Dankeschuld wird von Hohen und Niedern jedoch nicht immer nach ihrem ganzen Werthe so gewürdigt, daß daraus die wohlthunenden Folgen, die durch sie möglich sind, hervorgingen. Sie bildet vielmehr häufig einen Zankapfel zwischen verschiedenen Partheien, und gebietet eben so oft ein feindliches, störendes Ungethüm der Pflichtvergessenheit, — den Undank. — Das übertriebene Streben des Mächtigen oder Machtlosen nach Vortheil läßt ihn leicht vergessen, was er seinen Mitmenschen schuldig ist; er begräbt die Empfindung des edleren Bewußtseins unter die ehrsüchtigen und selbstsüchtigen Pläne seines unerläßlichen Jabs, schiebt die genossenen und schnellvergessenen Dienste hinter neue beständige Wünsche zurück, benützt und

mißbraucht das vor ihm Liegende, um es, wenn er sich drückt, hinausgeschwungen, mit dem Fuße zurückstoßen, und entzieht sich endlich dem Erfasse der ihm gewordenen Theilnahme auf eine Weise, die seinem Eigennutze zweckmäßig dünkt. —

Die meisten Menschen beßigen eine natürliche Neigung zur undankbaren Vergessenheit. So lange diese Vergessenheit bloß ihrem Gewissen zur Last fällt, kann der Staat nichts dawider thun. Es gibt aber Handlungen und Dienstleistungen des Staatsbürgers, für die er rechtmäßigen Dank fordern kann, und fordert, und es ist sogar diese Rechtmäßigkeit des Dankes ein notwendiges Bedürfnis für den Staat; es muß aufrecht erhalten werden, damit das thätige Bestreben der helfenden Mitbürger des Impulses nicht ermangle. — Seit dem Aufhören des Lauscha Handels und der Einführung der Münzen sind in allen Staaten gewisse Verhältnisse, durch deren Druck Verarmung entsteht, unvermeidlich geworden, und eine große, oder vielmehr die größte Zahl der Bürger befindet sich meist in einem Zustande, der sie ihre Kräfte zur Arbeit, gegen Versuch, zu verwenden zwingt. —

Die Welt wäre vielleicht glücklicher, wenn das große Unheil der Münzeinführung sie nicht noch mehr zerrüttet und in Partheien zerrissen hätte. Da dies Uebel nun aber Einmal allgemein ist, so muß es berücksichtigt, und für die, welche es stärker trifft, erleichtert werden. —

Ferner vergessen die Menschen hier und da so sehr die Pflicht der Theilnahme und Achtung gegen ihre Mitmenschen, daß diese Vergessenheit auf der einen Seite zum Vergehen und auf der andern Seite zur unrechtmäßigen Gewalt herabführt.

Noth, Verlosthinn, Trägheit, verlegtes Selbstgefühl, unmäßiger Ehrgeiz und Haß zur Bereicherung erzeugen überdies Handlungen im Staate, die verlegend sind, und den gegenseitigen Vertrag zur Sicherung der Interessen oder das Wohl des

Staates oder Einzelner überhanpt gefährden. Diesen Handlungen liegt in vielen Fällen Un dank zum Grunde: entweder der Un dank des Staates gegen einen Theil seiner Bürger stürzt diesen in Noth, Verzweiflung und Pflichtvergessenheit, — oder der Un dank eines Pflichtvergessenen, der aus Habsucht, Ehrgeiz u. s. w. die Beachtung des Wohl es oder Eigenthums Anderer außer Augen setzt, verführt ihn zu schädlichen und unerlaubten Handlungen —

Gegen allen, dem Rechte un wider laufenden, Un dank und jede gefährdende Pflichtvergessenheit muß der Bewohner des Staates gesichert sein und die Gesammtheit der Bürger darf sie nicht dulden; denn, da das Staatsbürgerleben ein zusammenhängendes Gewebe von Rechten, Ansprüchen, Ordnungen und Interessen ist, so ist ein Jeder im Staate, wenn irgend einer seiner Mitbürger pflichtwidrig und dem öffentlichen Wohle entgegen verlegt wird, indirekt mit verlegt. —

Pflichtverletzungen, Vergehen und Verbrechen müssen folglich im Staate unterdrückt, und wenn sie dennoch geschehen, bestraft werden. Dem redlichen Bürger, der Andern genug thut, muß, wenn er in irgend einem Rechte geschnitten wird, dafür gleichfalls Genugthuung geschehen. — Da nun besonders bei Verletzungen solcher Rechte, die ins öffentliche Interesse eingreifen, der Egoismus des Menschen sich gerne einer starken Aufreizung überläßt, und da ohnehin der rechtmäßige Wille im Staate ein allgemeiner und dem Staatsverbände angemessener zu sein hat, so kann nicht ein jeder Verletzte in seiner eigenen Sache Richter sein wollen. Es ist begreiflich, daß in diesem Falle sich nicht leicht Jemand Unrecht geben würde. — Selbstgenugthuung darf also im Staate bei solchen Verfaßlichkeiten, die den Bürger, als im Verbande mit dem gesammten Staatswohle, betreffen, nicht Statt finden.

Die Verächtlichung des eigenen Vorteils oder die trügerische Meinung von Verträgen verleitet manchen Menschen zu glauben, daß er in seinen Rechten gekränkt sei, wo dies in Wirklichkeit nicht der Fall ist, und Andern vermeint dagegen est, recht- und pflichtmäßig zu handeln, wo er die, Andern aussehenden, Ansprüche willkürlich mißachtet. Daraus entstehen Zwangseinsparungen, die beseitigt werden müssen, wenn sie nicht weiter ausarten sollen. — Es muß demnach gefragt und entschieden werden, wer der Verletzte oder Verletzende sei.

Die Pflichtvergessenheit muß geahndet, deren Vorhandensein geprüft und der wider das Recht Handelnde nach gütigen Bedingungen beurtheilt und in die Schranke der Unschädlichkeit zurück versetzt werden. —

Wenn ich das Kapitel der Pflichtlosigkeit und Undankbarkeit, durch die in der Gesellschaft so oft der bessere Theil vom schlechteren abhängig gemacht wird, umständlich behandeln wollte, so würde ich nicht alt genug werden können, um es zu beendigen. —

Der sogenannte Fortschritt, den der Mensch bis jetzt gethan, war mehr ein Fortschreiten in seinem Mißverständnisse mit der Natur. — Sie wollte, daß er der Tugend sich näherte, und dadurch vom Laster sich entferne. Aber, der Mensch fand es viel bequemer, in beiden ungleich vorwärts zu schreiten. Das Laster hielt mit der Tugend gleichen Schritt, begleitete sie durch alle Zustände der Civilisation, und wir können uns zum übeln Ruhme nachsagen, daß nimmehr beide gleich groß vor uns stehen; — ja, die menschlichen Schwächen stehen, nach allen Willküren Kämpfen des Princips mit der Tugend, so ausgebildet, so übel vollkommen vor uns, daß man vermuthen konnte, jenes Mißverständniß sei ein totaler Mißgriff, und wir hätten uns einzig im Uebeln herangebildet. — Ich will vom Schlechten gar

nicht reden. Nehmen wir nur die ungeheure Verschrobenheit in der Meinung, die sich aller Theile ohne Ausnahme, sowohl unter den Gewaltthätern als Gewaltlosen, bemächtigt hat. Man geret an einem langen Zeile, dessen eins Ende das Herkommen und dessen anderes das Weiterkommen ist, mit den Zähnen an beiden Enden hin und her, reißt sich gegenseitig die Zähne aus, und wird sich zuletzt wahrscheinlich mit zahnelosem Munde gesehen müssen, daß weder etwas Gutes hergekommen, noch etwas Gutes weitergekommen ist.

Des dreitausendjährige Bau der Staatsverhältnisse wurde durch die Schuld einiger schlechter, unbefonnenen Machthaber, die mit angemaßter, unmenschlicher Willkür den Lebenssaft ganzer Nationen ausdörrten, so von Thränen des Elendes durchweicht, daß sein Mörkel zu Staub ward, und der ausbrechende Sturm der Verwerfung ihm einen weiten Spalt beibrachte. Das mächtige Gebäude ist dadurch in zwei getrennten Flügeln geworden, in deren einen sich das Herkommen und in deren andern sich das Weiterkommen flüchtete. Aus beiden Flügeln belagert und bewacht man sich nun mit der Stärke der Meinung und des Vorurtheils, und während man einander zu überwinden strebt, legen sich die getrennten Theile des Baues immer schiefer, und wenn nicht eine neue zweckmäßige Brückenmauer sie bald verbindet und zusammenhält, wird jeder Theil in sich selbst zusammenstürzen. —

Das Herkommen geht dem Weiterkommen zu langsam, und dieses geht dem ersteren zu geschwind. Jeder will nichts, als sich selbst, und beide sind bereits so blind, daß sie nicht mehr wissen, daß Eines mit dem andern innig zusammenhängt; denn ohne zu kommen kann ich weder her- noch weiter kommen. Beide verlangen zu viel, und sind in sich selbst zu wenig; keiner will dem andern seine Schwäche gestehen, und so ist

jener Spalt mit ungemeiner Schnelle leben so weit geworden, daß die fette, gewöhnlich vom Saße beider Parteien sich nährenden Ferkeltung mit ihrem ganzen Heere von Selbstsucht, Grollen, Betrug, Mißbrauch, Annäherung, Stolz und Unersättlichkeit im Trümmere einzutreten kann. — Wo der eine Theil nichts geben und der andere Alles nehmen und haben will, da ist eine rasche Ausglei chung nicht wohl möglich. — Die heimtückische Zeit laßt sich ins Häusliche, und die Natur steht erschrocken, und berent es zu spät, daß sie den Menschen, um ihn zur Thätigkeit anzuhalten, auf seine Eigentliebe hinwies. —

Der Egoismus Alles, ohne Ausnahme, ist es, der sie vom aufsprühenden Funken des Selbstgefühls und der Wahrheit in die Flamme der Phobitracassenheit jagt. — Der Egoismus ist es, der, mit seinen weiten Flügeln die Sonne des Natürlichen verdunkelnd, die Menschheit mit der Nacht des Wahnes umlicht, ihr die Ruhe der Ängstlichkeit entreißt, den Willen über die Nothwendigkeit schleudert, das Mögliche im Schlamme des Zweifels umherzerrt, den Menschen dem Menschen entfremdet, das Oberste in Unterst kehrt, die Begierde zur Maserie entflammt, die Glieder der Interessenkette von einanderferengt, die Vernunft in Sinnlosigkeit begräbt, und die Selbsttäuschung um Wissen des Aberglaubens erhebt; — der Egoismus ist es, der die Würde in die Lappen der falschen Scham heidet, den Eigennutz über die Pflicht stellt, das Gewähl im Schutte der Meinung erstickt, die Ehre mit den Pfeilen der giftigen Bosheit merket, die Tugend zur Beistellin macht, und die Gultur mit der Schere der Verwilderung durchschneidet; — der Egoismus ist es, der das Kind der lächerlichen Zeit in die Klarte des Verstandes einsetzt, und die Vernunft über die Menschentliebe usurpiert. — Das kann nicht so bleiben. Die betäubte, durch sich selbst geschlagene Mensch-

heit verlinkt mehr und mehr in ein einziges großes Chaos der Pflichtvergessenheit. Bringt das fliegende Menschengesüht ihr nicht bald den notwendigen Frieden, so wird die Natur binnen einigen Jahrzehenden nicht Regenströme genug haben, um die zur Schlachtbank umgewandelte Erde vom Blute des Wahnes zu säubern.

27.

Von streitigen Fällen.

Der Staat bedarf einer gültigen Stimme oder Nichtstimm, durch die in zweifelhaften so wie in klaren Fällen der Uebertretung entschieden werden kann.

Entscheidung ist die den Bedingungen oder Uebereinkünften in einer natürlichen oder ausgemachten Ordnung gemäße Feststellung des aus dem doppelten oder mehrfachen Zustandsverhältnisse verschiedener Partheien oder Begriffe sich ergebenden Bestimmungsurtheils. — Die Entscheidung kann nicht richtig sein, so lange nicht der angegebene Zustand oder Gehalt der betreffenden Personen oder Dinge dem Beurtheiler ganz klar geworden ist; daher bedarf es vor der Entscheidung der Prüfung.

Da nun jeder Mensch seine eigenen Interessen, Ansichten und Begriffe hat, so ist es im Staate schwer, dies durch die Vernunftgründe eines erwählten Beurtheilers zur richtigsten Entscheidung zu gelangen; es ist selten Jemand geeignet, richtig für oder gegen einen Andern durch seine eigene Ansicht zu entscheiden. Daher sucht man im Staate durch Mißverständnisse durch die Anordnung bestimmter Satzungen oder Gesetze vorzubeugen. Das Gesetz hebt freilich den Irrthum und Nachtheil nicht ganz auf; oft reichen selbst die besten Gesetze nicht zu, Andere vor unverschuldeter Verletzung oder vor Ver-

lust zu sichern. — In den meisten Fällen aber bewahrt es wenigstens vor schädlichem Umsichgreifen der größten Verletzung, und kann, wenn wirklich Einer das Opfer des Pflichtverstoßes wurde, mindestens dem nachfolgenden Schaden vorbeugen. — Wer dann das Opfer war, wird sich vielleicht damit trösten, daß er das Mittel wurde, andere Menschen vor Schaden zu behüten. Der moralische Mensch wird sich in diesen Trost zu ergeben wissen.

Ein mit dem erforderlichen geordneten Zustande Aler conformes Gesetz ist immer als die leidlichste und vorzüglichste Richtschnur in Streitfragen zu betrachten.

Seine richtige Anwendung muß die erste Handlung bei Entscheidung der Streitfragen im Staate sein. Je klarer diese Streitfragen sind, um so reiner wird seine Anwendung sein können. Sind sie verwickelt, dunkel und zweifelhaft, so muß eine reifliche Prüfung durch die Vernunft mehrerer tadelloser und rechtlicher Menschen die Entscheidung ergänzen.

Nicht vom Gesetze, denn dieses muß gerade und streng sein, sondern von jenen Menschen, die in zweifelhaften Fällen ihre Vernunft-Ansicht herleihen, verlangt die Natur Menschlichkeit, zugleich Nachsicht und Strenge, vollkommen geübten Menschenverstand, Erfahrung, Wahrheitsgefühl, Herz, Unerschrockenheit, Durchsichtigkeit und Uneigennützigkeit.

28.

Was ist Gesetz?

Gesetz in seiner Urbedeutung ist der aus dem Begriffe eines Nothwendigkeitsverhältnisses hervorgehende Gültigkeitschluß, durch welchen das Ergebniß der Wirkung zwischen einer bestehenden und einer thätigen Kraft beurtheilt werden kann.

Wenn ich z. B. sage: „Nach dem Gesetze der Natur muß der Mensch sterben, sobald ihm alle Lust entzogen wird“ — so ist

- a) die bestehende Kraft: die Kraft der Lust, die ihn belebt, indem er sie athmet;
- b) die thätige Kraft: die Kraft der Lust-Entziehung, die ihm das Lebende nimmt;
- c) das Ergebniß der Wirkung dieser Entziehung: der Verlust des ihn Lebenden, das Entleben, der Tod;
- d) der Begriff des Nothwendigkeitsverhältnisses: daß er nothwendig der Lust bedarf, um zu leben;
- e) der Gültigkeitschluß: daß er mithin sterben muß, sobald ihm die Lust entzogen wird.

Wenn daher ein Mensch dem andern die Lust dermaßen entzieht, daß letzterer stirbt, wenn er z. B. ihn erstickt, ihn aufheult, so ist die aus dem Gesetze der Natur zuziehende erste Beurtheilung des Falles die: daß der die Lust Entziehende den erfolgten Tod mittelbar, durch Entziehung der Lust, verursacht.

Staatsgesetz ist ein durch Uebereinstimmung des Ordnung bezweckenden Gesammtwillens der Staatsbürger hergestelltes Gültigkeitsverhältniß, aus dem der Gültigkeitschluß nach Prüfung, Erwägung und Erkennung des Geschehenden oder der bürgerlichen Handlung hervorgezogen werden kann.

29.

Von der Unparteilichkeit im Gesetze.

Unparteilichkeit ist das zu theilende, gleichende Verstandesurtheil in der billigen Entscheidung, nach dem Maßverhältnisse gegenseitiger oder mehrfacher Zustände im Begriffe; — sie ist

aber nie ohne Erwägung der Straft und des Werthes in der gegenseitigen Proportion; — mithin ist sie das gleichmäßig herstellende Gewicht im Urtheilen der Begriffs- Verschiedenheit mehrerer für die Forderung ungleicher Schwere im materiellen oder intellektuellen Sein.

Das Gesetz im wahren Staate zieht die ausgleichende Linie zwischen dem freien Willen und den nothwendigen Rechten, und entscheidet bei Mißverhältnissen über die Zutheilung des angesprochenen Rechtes und die der angegebenen Rechtsverletzung beizufallende Schwere der Uebertretung und des Strafgewichtes. Da es nicht blos das natürliche Billigkeitsverhältniß, sondern auch die positive Norm des Interessen-Anspruchs zu vertreten hat, so muß es mit der allerstrengsten Unparteilichkeit, ohne die geringste angemessene Bevorrechtung, angewendet werden.

Unparteiische Entscheidung durch's Gesetz gewährt die rechtlichste Sicherung der Staatsbürgerlichen Ansprüche, und wenn es dieser Eigenschaft Genüge leistet, so wird ein Jeder sich um so eher seinen Bestimmungen fügen müssen.

So wie ein Jeder vor dem Gesetze gleich geachtet werden muß, so haben auch Alle den Anspruch des unparteiischen Gesetzes zu achten, und Niemand darf seine Anwendung hindern wollen.

Das Gesetz hat aber nicht blos unparteiisch in der Anwendung, es hat auch unparteiisch in der Bestimmung und dem Sinne seines Wortes zu sein. Gesetze, die ihrem Sinne nach vortheilich oder bevorrechtend sind, soll keine Nation dulden.

In seiner Anwendung ist das ächte Gesetz der Sicherungskraft des consensuirenden Rechtsbegriffs; es muß daher in seinem Sinne zur Hälfte eine natürliche Schuldigkeitsforderung, zur andern Hälfte eine ausgemachte, völlig zwanglose Lage-

sagung, und in seiner Ausführung rein thatgebührend, (facto congruenter) ohne Verwerthung, und also unparteiisch sein.

30.

Von der Kraft seiner Handhabung.

Die Achtung des Gesetzes im Staate nicht genug; das Gesetz muß auch gehandhabt werden.

So wie der Wille des Einzelnen bei staatsbürgerlichen Handlungen der Leitung bedarf, so bedarf deren auch in schwierigen Fällen der Wille Aller, der Gesamtwille, das ist das Gesetz. — Das Gesetz bedarf der Beaufsichtigung, Leitung und Handhabung, mithin bedarf es einer besondern Führungskraft.

Diese Kraft muß Jemand übertragen werden, welche das Gesetz in allen seinen Theilen, in seinem vollständigen Sinne, und den erlaubten Graden seiner Anwendung genau kennen. — Sie müssen sich davon unterrichtet haben, von Vorgängern die es bereits kennen, darin belehrt werden sein, oder sich selbst durch dessen Studium darüber belehrt haben. Man nennt sie Gesetzes- oder Rechtsgelahrte. Aus diesen Rechtsverständigen werden schließlicherweise im Staate diejenigen gewählt, denen man die besondere Kraft der Handhabung anvertrauen kann. Sie müssen, den Rechtsbegriffen nach, völlig tadelloß in ihrem Leben und Wesen sein, denn man kann keinem die Führung des Gesetzes überlassen, gegen den das Gesetz oder das Recht sprechen.

Daher liegt schon in der Uebertragung jener Kraft eine ehrenvolle Anerkennung, und die Gesetzeshandhaber müssen in der Aufrechterhaltung ihrer Ehre und ihrer Unbescholtenheit das ihnen geschenkte Vertrauen zu befriedigen suchen.

Die erwählten Handhaber des Gesetzes sind die Richter.

Wer schützt das Gesetz?

Es ist nicht zu vermeiden ist, daß in der großen Anzahl der im Staate vereinten Menschen falsche Begriffe oder Ansichten Manchen gegen das Gesetz einnehmen, ihn demselben entgegenhandeln und es wohl gar außer der Uebertretung noch verachten oder anfeinden machen, so bedürfen der Staat, das Gesetz und dessen Handhabung noch eines besonderen Schutzes in Fällen der Gefährdung. Dieser Schutz muß so stark sein, daß er einer größeren Anzahl Gesetzesverletzer mit Macht Schranken setzen kann. Er muß also eine mächtige Gewalt sein. Um ihm diese Gewalt zu geben, muß die mit den Gesetzen zufriedene Zahl der Bürger ihn bei der nöthigen Ausübung der Gewalt unterstützen, denn indem diese das Gesetz unterstützen, bewahren sie ihr eigenes Interesse.

Man erwähnt daher aus dem Gesamtvereine der Bürger oder dem Staate gewisse Oberherren oder oberste Richter, denen der Schutz der Interessen und des Staates durch Machtbeisand übergeben wird. — Ihre Meinung, die sie gewöhnlich durch Beihülfe mehrerer ehren Beamten zu verstärken pflegen, nennt man die Regierung.

Die Regierung ist der Schutz des Gesetzes oder beschützt es; das Gesetz beschützt den Staat oder die vereinten Bürger, also beschützt die Regierung die Bürger.

Durch die übertragene und ihr gegebene Gewalt ist die Regierung zum Schutze verpflichtet. Sie darf sich der Ausübung dieser Pflicht nicht entziehen, sonst entzieht sie sich dem Waple der Bürger und ist alsdann nicht weiter als Regierung dieser Bürger zu betrachten. Liebt sie aber ihre Pflicht, und thut dem Gesetze nach, welches durch sie beschützt werden soll,

und hält sie das Gesetz in seiner vollen Würde ohne willkürliche Verletzung oder Verletzung aufrecht, so ist der Bürger ihren Verfügungen Gehorsam und treue Befolgung schuldig.

Die Regierung ist dafür jedem einzelnen, rechtlichen Bürger Achtung schuldig, denn sie muß das Gesetz achten, und jeder rechtschaffene Bürger ist ein gültiger Theil des Gesetzes selbst, indem sein Wille ein Theil des Allgemeinwillens sein muß.

32.

S c h l u ß.

Der Staat bedarf der Gesetze, das Gesetz bedarf der Handhabung und diese des Schutzes. Der Schutz ist die Regierung. Folglich kann kein Staat ohne Regierung bestehen.

Von der Freiheit und Ungebundenheit.

Der Mensch im Staate soll frei und selbstständig sein; seine Selbstständigkeit aber darf sich nicht zur Ungebundenheit erweitern. Gänzliche Ungebundenheit kann neben dem Gesetze nicht bestehen.

Inhalt: Was ist Selbstständigkeit? Von dem Streben nach Selbstständigkeit. Von dem Streben nach Erweiterung der Selbstständigkeit. Freiheit und Willkür. Willkür und Gesetz. Darf der Mensch im Staate willkürlich handeln? Darf der Mensch im Staate frei handeln? Von der Ungebundenheit. Von der Wohthat des Gesetzes gegen die Ungebundenheit. Schluss.

33.

Was ist Selbstständigkeit?

Selbstständigkeit ist das aus sich selbst hervorgehende, frei Thätige in der bewegenden Kräfteanwendung oder das nach der Natur der ins Leben tretenden Kraft zwanglos Handelnde, — ein durch sich selbst bestehendes freies Wirken in der kraftgemäßen Bewegung des Willens; — mithin das freiwillig Seiende in der möglichen und zwanglosen Handlung.

Sie ist bezeichnet im Deutschen aus „Selbststehen“, also ohne aufgedrungene Stützkraft oder notwendigen Anhalt.

Bürgerliche Selbstständigkeit ist das unangewidrige, unantastbare Handeln nach dem Gesetze; das unabhängige, willensfreie Thun, mit Beachtung der Interessen und der gesetzlichen Rechte Anderer.

Ich sage darnum „gesetzlichen Rechte,“ weil der Selbstständige Privatrechte erlangt, die er zur Abhaltung missbrauchter Privatrechte Anderer, ohne das Gesetz dadurch zu verletzen, gebrauchen darf. — Jemand z. B. der, mich zu besuchen oder in anderer unschädlicher Absicht, in meine Wohnung eindringt, verletzt dadurch kein Gesetz; als selbstständiger Bürger aber kann ich ihm diesen Eintritt, ohneachtet er das Privatrecht zum Eintritt in ein Haus hat, verweigern und verbieten, ohne dadurch seine bürgerlichen Rechte oder das Gesetz zu verletzen.

Selbstständigkeit ist in der Gesellschaft ungleich ein Zustand, durch den der Selbstständige von anderen Menschen unabhängiger ist, als der Nichtselbstständige.

34.

Vom Streben nach Selbstständigkeit.

Der Umstand, daß der Selbstständige mehr unabhängig ist als ein Anderer, dessen Interessenverhülfsung oder notwendige Bedürfnisse ihn stärker an die Hilfe seiner Mitmenschen ketten, ist Ursache, daß in der Menschengesellschaft ein Jeder nach Selbstständigkeit strebt. —

Im gewöhnlichen Leben nennt man dies Streben ein Verlangen, seinen Zustand zu verbessern. In Betracht, daß der Mensch schon an sich nach natürlicher Freiheit im Denken und Handeln strebt, daß er sich zwar im Staate eine notwendige Schranke durchs Gesetz gezogen sieht, daß er aber fühlt, das Gesetz könne in keinem wahren Staate die Würde des Men-

schon beschränken, und weiß, daß er diese Würde um so mehr wird behaupten können, je weniger er von der Beschränkung durchs Interesse Anderer abhängt, — in diesem Betrachte ist es Keinem zu verargen, wenn er sein Augenmerk auf Verbesserung seines Zustandes, d. i. auf Verbesserung seiner beschränkten Thätigkeit und Erhöhung des ihm zustehenden Lebensgenusses richtet.

Die Glücker des Lebens vertheilen sich ferner im Staate allmählig so unregelt, und ziehen sich in manchen Ländern so sehr nach Ginen, im Glücke oder in der Schmelgerei dominirenden Seite, daß fast immer drückende Armuth sich eines großen Theiles der Staatsbewohner bemächtigt, die alsdann gezwungen sind, außer der Abhängigkeit vom Gesetze, auch noch von einer Anzahl von Launen, Ansprüchen, Forderungen und Dienstbedürfnissen des begabteren Theiles abzuhängen. So gut nun schon in dieser reicheren Klasse selbst Giner den Andern um seine größere Bequemlichkeit und Lebensumabhängigkeit beneidet, so wenig ist es zu verwundern, daß dieser Neid in noch weit stärkerem Grade unter der ärmeren Klasse sich zeigt. Unter Tausenden, die der Pein der Armuth erliegen, sind oft kaum zehn, die durch eigene Schuld im Glücke sind. Wachsende Bevölkerung, plötzliche Nothverhältnisse, Misserndten, gesunkener Handel, Mißbrände von Schmelzern, die oft eher ihr halbes Vermögen vergeuden, ehe sie sich zum kleinsten Opfer gegen ihre Mitbürger entschließen, oder deren unerfährliche Dablußt das Gewerbe in verheerenden Sammelplätzen Generationen hindurch aufhäuft, während Hunderte von hungernden Familien von einem Hunderttheil des Verheerten sich sättigen konnten, übertriebener Orgelz schwachköpfiger Machthaber, die sich in überflüssigem Prunk oder in Schmelgerei des falschen Staatsglanzes vergraben, betrügerische Speculationen, Mißs

dies zieht nicht selten mit Dampfgeräusche den Neß von Lebens-
saft aus einer großen Anzahl von staatsverreichten Menschen,
erregt Unzufriedenheit mit ihrem Zustande, Uebelgenügnung
gegen das Bestehende, und immer wenigstens — wenn sie noch
zu redlich sind, um durch Gewaltschritte in die Ruhe ihrer
bessern Mitbürger einzugreifen — einen sehr verzeihlichen Neid
und eine der Noth entspringende Begierde, ihre Lage zu ver-
bessern, um selbstständiger zu werden.

Will man im Staate dem Uebelstande des vermehrten
Elendes vorbeugen, und nicht die zur Verzeißung gebrachte
Menschheit zu blutigen Gewaltschritten zwingen, die nicht selten
dahin führen, daß eine kleinere Anzahl von ehr-, geld- und
ruhmsüchtigen, oft sehr charakter schwachen Menschen ihre Ver-
zeißung benützt, um das Feld der Unruhe zum Venterselde
ihrer jämmerlichen Habgier zu machen, so gibt es dafür nur
zwei Mittel. Das erste, natürlichste, mit dem Zwecke des Staa-
tes und des Daseins am Meisten harmonirende und der Gerech-
tigkeit zustehende ist: Menschlichkeit — volle, weidhätige,
theilnehmende, stützende, uneigennützig, großmüthige Menschen-
liebe — Menschenliebe in ihrem ganzen Umfange, erleichtert
und gehoben durch Beseitigung oder Aufhebung aller unnatür-
lichen, übertriebenen Bevorzugung, Günstigkeit, Schwel-
gerei und Glanzsucht.

So lange sie, die Göttliche, nicht in ihrem vollen Um-
fange wirkend eintritt, sind bei den heutigen Einrichtungen
und Interesserverhältnissen der Staaten, Bürgerkriege und
deren Mißbrauch durch habgierige Niedrigkeit unvermeidlich. —
So lange man es für ehrenvoll und nützlich hält, den Werth
des Menschen und den des Staates durch falschen, geldschling-
genden Prunk, durch kleinliche Rangsucht, jämmerlich-hohlen
Uebermuth und spöttische Vorrechtsansprüche zu zeigen, so lange

wird der eingetretene Krebs nicht aufhören um sich zu fressen, und der vom Wahne weggerissene Grabes-Deckel wird nicht wieder auf den Sarg zurückfallen. Das zweite, manche gütige Einwendung wider sich habende Mittel ist: die freiwillige, friedliche Uebereinkunft der Vermögensbeschränkung, oder die Festsetzung einer Grenze des Reichthums.

Der Bedürftige strebt am meisten nach Selbstständigkeit, denn er besitzt sie am wenigsten. — Aber auch der Nichtbedürftige, nämlich der, welcher hinlängliche Mittel zur Befriedigung seiner Bedürfnisse besitzt, sucht sich immer mehr von den, ihn nothwendig aus Interesse Anderer knüpfenden Banden los zu machen. In der Abgeschlossenheit kann der Selbstständige gewissermaßen unabhängig sein. Im Staate ist Selbstständigkeit noch keine Unabhängigkeit, aber man verwechselt sie damit, und glaubt sich unabhängig zu sehen, wenn man sich zur Selbstständigkeit heranschwingen würde. Daher das Streben Älter, die sich unabhängig wünschen, nach Selbstständigkeit.

35.

Von dem Streben nach Erweiterung der Selbstständigkeit.

Wie aber in fast jedem Menschen aus ihm angeborner Schwäche, und wenn er diese nicht zu überwinden vermag, ein Drang vorherrscht, das ihm Ferne liegende zu erreichen und dann immer mehr Fernliegende zu begehren und zu überholen, und wie fast ein jeder Mensch es von Natur aus liebt, daraus, daß er irgend etwas erreicht hat, den nicht immer richtigen Schluß zu folgern: daß, weil er es erreicht, er auch verdient haben müsse, dasselbe zu erreichen, und für dies Verdienst berechtigt sei, noch mehr und immer wieder

mehr zu begehren und zu erreichen, — also ist auch selten Jemand mit derjenigen Selbstständigkeit zufrieden, die er besitzt und die ihm, ehe er sie besaß, so kostbar erschienen, daß er nach ihr, als dem höchsten und einzigen Verlangen seiner Seele, strebte.

Niemals erscheint ihm der Kreis genügend, in welchem er sich bewegt; er glaubt immer noch weiterliegende Peripherien um sich her zu sehen, die ihm größern Vortheil versprechen. Sein nimmerfattes Begehren legt sich selbst die Fäden der Täuschung um die Augen, leitet ihn in seinen stillen Träumereien wie ein Kind am Gängelbunde der Hoffnung über alle Tiefen und Dunkelstellen, verführt ihn zu immer wieder erneuter Unzufriedenheit mit dem Gegenwärtigen, streift ihm die lästigen Fesseln der Gewohnheit herunter, um die Armen nach den Wonnegütern des erweiterten Genusses, die alsdann gleich wieder Fesseln für ihn werden, auszustrecken, malt ihm ungeheure Besitzthümer und Freiheiten der Einbildungskraft vorblendend vor, läßt in der Ferne Sternschuppen fallen, die er für ein neues und schöneres Licht der Welt hält, springt mit ihm durch die Gefahren des Widerstandes, die Sumpfe des Neides und die Abgründe der Lebensunersättlichkeit, versetzt ihn ins Paradies des unbeschränkten ruhigen Glückes, und läßt ihn endlich durchs Vergrößerungsglas der raisonnirenden Philosophie die unerreichbaren Mondgegenden der Allumächtigkeit kaum eine Sand breit vor sich sehen. — Er taumelt unger zwischen einem Diefes und einem Jenes, die er beide nicht recht zu durchschauen vermag, überwirft sich aber in seiner eigenen Unentschlossenheit, und schickt seinen Verstand einhweilen voraus in das Mondglück, fest entschlossen, ihm mit erster Gelegenheit nachzulaufen.

Seine Eitelkeit pflastert, wie jener Bauer die Fruchtfelder,

um die Mäuse zu vertilgen, das Gebiet seiner Träume mit schweren Erwartungen und Gewissheiten, und er verbirgt sich die nächste Stunde der Zufriedenheit, um einiger Mäuse der Gewohnheit willen, die ihm ein Paar seiner gegenwärtigen Gemüthsfrüchte verbittern.

Durch lange und immer steigende Einbildungen glaubt er endlich fest an die Untrüglichkeit seiner Pläne, und zuletzt erscheint ihm das als ein ganz gerechter und verdienter Anspruch, was zuvor nur noch ein bloßer Wunsch war. — Er vermag oft ohne es zu wissen oder zu wollen, das was er seiner gegenwärtigen Umgebung schuldig ist; er fängt an, sie gleichgültig, endlich verächtlich oder gehässig zu betrachten, setzt sich über die den Andern gültigen Regeln der Gesamtheit hinaus, verläßt aus Träumereien auf Pläne, von Plänen auf Unternehmungen, und geräth so oft unvermerkt in ein gefährliches Ideengebiet des Unschicklichen, Unerlaubten und Rechtswidrigen. Er beginnt, sich für mehr verdienstvoller, unabhängiger und mächtiger zu halten, als er ist, er wechselt die Ratiifikationen seines Verlangens mit dem anmaßenden Glauben an ein geträumtes Höhergeschicktein, und das Ende vom Liede ist, daß er sich zu schwach fühlend, um allein zu handeln, Andere zum Miträumen, Mit-einbilden, Mitwünschen und Mitüberpringen der natürlichen Grenze zu bewegen sucht. — Er meint, es muß gehen, also denkt er, es wird gehen, auch ist es ja — trostet er sich — schon früher Glimmal bei Andern gegangen; folglich hat er ein Recht, es für sich gehen zu machen. — Das, wornach er strebt, liegt zwar noch ein wenig weit — auch ist die Zeit vielleicht nicht günstig — vielleicht wollen eine Menge Anderer nicht mit ihm handeln — oder er hat Hindernisse zu überwinden — oder die gegenwärtigen Umstände sind nicht darnach; paß! das ist Kinderrei! Das Weite wird naß, wenn man nur immer

mit dem Kopfe vorwärts darauf zuläuft, die Zeit wird ihm zu Gefallen schon ein Auge zuwinken, die Andern, die nicht wollen, werden mit Hand und Fuß und Hänfen und Schmeicheleien und Drohungen überredet. Die Hindernisse sind so höflich und gehen von selbst aus dem Wege und die Umstände? na! das versteht sich doch von selbst, daß die Umstände sich in ihn fügen werden!

So calculirt er, der Vielbegehrende, und statt seinem Begehren Schranken zu setzen, dehnt er es nur weiter aus und vräht noch damit, wie wenig er von der Welt und ihren Genüssen und Vortheilen begehre.

Von der reinen Selbstständigkeit, die neben Menschen möglich ist, haben die wenigsten einen richtigen Begriff. O, hätte doch der Arme, in Noth und Hunger Erliegende, da draußen nur einen Schatten der Selbstständigkeit, mit welcher sich ein Kümmerlarm sich nicht zufrieden gibt, wie glücklich wäre Er!

Die Gewohnheit des Verzehrens ist eine gefährliche Feindin der Ruhe. Seit die civilisirte Welt so viel unnütziges Neue erkauft und als Bedürfniß aufstellt, ist der Mensch in der Gesellschaft viel unglücklicher geworden; er glaubt nichts mehr zu besitzen, wenn das, was er besitzt, ihm alt und allfänglich erscheint.

Erweitern und immer wieder Erweitern! Er ist so nichtig klein und schwach der arme Menschensohn, wenn er sich nackt im Spiegel erblickt, und doch will er die weite Welt mit seinem Athemzuge zusammenblasen. Er zittert, wenn ihm ein kalter Wassertropfen über den Rücken läuft und doch will er das Meer mit seinen Winken austrocknen. Wenn ihm ein Stäubchen durch die Nase ins Gehirn dringt, wandert sein Verstand als wahnwitziger Bettler davon, und doch zwingt er diesen Verstand zwischen die unsichtbaren Jugen der Natur, und wird

grob gegen sie, wenn sie seiner Meinung nicht gehorcht und Regen fallen läßt, wo er im Kalender Sonnenschein verkündete. So bleibt ihm zuletzt nur sein ohnmächtiger Aerger, er stirbt und nimmt ihn als Zeugniß mit, daß seine ganze Größe ein großer Irrthum war.

Das rastlose Streben der Einzelnen nach Erweiterung der Selbstständigkeit kann oft für die Gesamtheit der Staatsbürger gefährlich werden. Warum?

36.

Freiheit und Willkür.

Jede unbedingte Freiheit, jeder Absolutismus sind im Staate verwerflich; unbedingte Willkür und unbedingte Freiheit sind gleich Staatswidrig.

Der Staat ist ein Verein von Menschen, die sich füreinander, ohne Ausnahme und Unterschied des Ranges, verpflichten; mithin heßt sich die unbedingte Willkür des Einzelnen, er sei Oberhaupt oder Unterthan, von selbst auf; die Pflicht darf mit Recht, aber auch nur mit Recht verlangen, was die Pflicht und nur die Pflicht geben kann; mithin heßt sich auch die unbedingte Freiheit von selbst auf, denn wer pflichtgemäß gebunden ist, der kann natürlich nicht unge-
bunden sein.

Die Vernunft aus Pflicht ist die dem Staatsbürger gebührende Führerin des Willens; sie hat diesen wenigstens zu begleiten, wenn nicht der Wille in die Sphäre des Instinktes zugetreten soll. Unbedingt handelnde Willkür, die nicht durch die Vernunft geleitet oder begleitet wird, ist thierisch; der Absolutismus daher ein Instinkt und die absolute Willkür unvernünftig. Ein Absoluter im Staate ist meist als ein halber oder nach Umständen als ein ganzer Wahnsinniger zu betrach-

ten, er sei ein absolut Freier oder ein absolut Willkürlicher.

Im Anfange der Staatenentstehung, wo der Mensch oft aus dem Zustande der niedrigsten Noth unmittelbar in den der Gesellschaft oder des Staates überging, ward die Wahl aufgestellt zwischen unbeschränkter Freiheit und unbeschränkter Willkür. Man kannte noch keinen Unterschied zwischen beiden, oder besser man wußte noch nicht, daß gar kein Unterschied im Staate zwischen beiden ist, und daß beide gleich gefährlich sind für einen Verband von Menschen, die ihr Leben, ihre Bedürfnisse und Interessen aneinanderknüpfen. Man sah jedoch ein, daß beide zusammen in der Gesellschaft nicht bestehen könnten und die größere Mehrzahl schwankte darüber, nach welchem von beiden man greifen sollte. Entsetzliche Parteilriege lösten sich los aus dem Nischmasch von ungebildeten Gefinnungen; mit Blut wurde die Wahlstimme in's junge Gewebe verflochten, bald riß der Sieg der unbeschränkten Freiheit die ganze Gesellschaft zum Räubervolke herunter, bald war es der Sieg der unbeschränkten Willkür, der eine kleinere Zahl von Tyrannen an die Spitze erhob und sie zum Abschlachter der ihnen Unterworfenen machte. Nach vielen Kämpfen, die den beginnenden Verband wieder gelöst, den Mord an die Stelle der Theilnahme und die Zerrüttung und Hungersnoth ins Herz des Volkes verpflanzt hatten, brachte die allgemein eingetretene Schwäche zu ruhigerer Besinnung. Man erwähnte eine Anzahl unvoretheilicher Männer, die den Rathschlag nach gehöriger Prüfung geben sollten: ob in dem Vereine unbedingte Freiheit, d. h. der fessellose Wille jedes einzelnen Bürgers oder ob unbedingte Willkür, d. h. der fessellose Wille eines einzelnen Machthabers oder einer erwählten Gewalt künftig vorzuziehen sollte.

Die Prüfung, war sie unparteiisch, konnte damals, zu einer Zeit, wo die überwiegende Mehrheit der neu Zusammgetretenen sich in einem Zustande von Noth und Missethath befand, nur zu einem für die Menschenwürde traurigen Resultate führen. Es war unmöglich, der unbedingten Freiheit bei einem reihen Volke den Vorzug zu geben, welches aller Verunstaltungbildung entbehrend, die Unbeschränktheit in jedem Falle nur zu verbrecherischen und unmoralischen Handlungen mißbraucht haben würde. Obgleich also alle Besseren und selbst die erwachsenen Entscheider nur mit dem tiefsten Schmerze sich von der Freiheit abwenden konnten, um dem Absolutismus die Gewalt zu übertragen, so mußte ihnen bei dem niedern Standpunkte der Volkscultur doch der letztere als passender erscheinen; denn, schlossen sie, wenn doch einmal die Frage die festeste Willkür betrifft, so wollen wir uns, um der Sicherheit des Ganzen wegen, lieber von der Willkür einiger Wenigen, als von der Willkür eines jeden Einzelnen unter uns beherrschen lassen. Von beschränkenden Bedingungen gegen die Macht des Herrschers wußte man damals nichts, alle war der Schluß ganz natürlich; man dachte, es ist besser von Einer Faust getroffen zu werden, als von tausend Händen.

So ward der Absolutismus anerkannt und festgehalten, und sie glaubten einen Staat hergestellt zu haben, während der von ihnen Staat genannte Verein nichts weiter war als ein Haud voller todter Robten, zu dem der Machthaber den Waisensalg abgab. Wies er, so mußten sie brennen und ihm Wärme geben, während sie sich selbst in der Gluth verbrachten. Wies er nicht, so mußten die Todten todt bleiben und ohne Bewegung. Freilich war dann der Fall, der auch wirklich sich später und noch ganz ähnlich mehrmals ereignete, nicht zu vermeiden, daß ein Waisensalg gie und da zu stark wies und durch die mit Heber-

gewalt erweckte Muth sich selbst und das ganze Viehthum in Flammen setzte; doch für den Anfang der Staatswerdung und für ein unentwickeltes Volk mochte der Absolutismus immer das Vorzuehende sein. Aber dabei blieb es nicht und sollte es dem Willen der Schöpfung nach nicht bleiben. Der Mensch, und besonders der in der Gesellschaft fortwährende Mensch, konnte nicht immer roth bleiben. Er fing an seine Würde mit weniger Nothwendigkeit einzusehen und zu fühlen, daß wenn er aus dem Thierzustande hinaus wäre, Giner so viel Menschenrecht habe als der Andere. Das führte ihn zur Prüfung, ob der Absolutismus sich völlig mit dem Menschenwerthe vertrüge, und die geistlichere, feinere Vernunft, an deren Stelle früher die rothe Wildheit mit wörterlichem, hinterlangendem Unmuth sich fessellos zu machen strebte, sagte ihm jetzt ruhig und besonnen, daß der früher nothwendige Zustand sich jetzt nicht mehr für den reifern Menschen passe. Das durch wahre Vernunft ohne wilde beschafte Aufregung geleitete Selbstgefühl sträubte sich nunmehr gegen eine Verwundtschaft, die die thierische und unmündige Cultur einst erheischte, um den Verband zu keiner bürgerlichen Hyänenengesellschaft zu erniedrigen, die aber nunmehr, wo die Würde des Herangebildeten edler und menschlicher geworden war, sich zu viel anmaßte, indem sie sich für berechtigt hielt, die zu Menschen gewordenen Thiere durch die willkürliche Hyänenlust eines Einzelnen zu beherrschen. Das praktische Denken wurde zum Wissen, das Wissen zur Philosophie, man beschäftigte sich mehr und mehr mit dem Friedendwischen des verbesserten Menschen, kam von der Würde aufs Verdienst, und zog endlich einen reifen Schluß aus dem Verhältnisse des Staatsbürgers zum Oberhaupte: „Der Absolutismus ist *etc.*, unbeherrschte Willkürherrschaft. Je mehr Unverstand im Menschen waltet, um so mehr bedarf er der strengen Leitung: die freie Will-

für ist also die beste Vetterin für unverständige, ganz thierische Menschen, da sie die wenigste Hinderung der angewandten Strenge erleidet und da ungehinderte Strenge das Wohl des aus der Wildheit zu reißenden Menschen befördert. Wenn aber der Mensch vernünftig ist, wenn er der Wildheit entrisen ist, so muß diese ungebundene Strenge aufhören, denn das unvernünftige Kind verdient die Ruthe, nicht aber der vernünftige Mann. Willkürliche Ruthestreiche sind für den vernünftigen Menschen entehrend; warum sollten wir, die wir vernünftig geworden sind, also die alten Ruthestreiche noch dulden? Warum sollten wir dem Führer des Volkes gestatten, ein entehrtes Volk aus uns zu machen? Ist diese Entehrung nicht eben so erniedrigend für ihn, der sich den Ersten unter uns nennt, als für uns? Nein! wir müssen schon um unseres Herrn selbst Willen die Ruthe nicht mehr annehmen.“ Auf eine ganz ähnliche Weise schloß eben so richtig das erwachte Selbstgefühl des Civilisirten: „Der Absolutis, muß tauge für Räuber und Thiermenschen, aber nicht für ehrliche vernünftige Leute; er sei der Würde des Regenten, wie der des Regierten geradezu entgegen; er setze den gebildeteren, ruhigen Menschen im Staate unverdienten Ehrlosigkeiten und gefährlichen Zweifeln aus, die ihn, ohne daß er es wolle, am Ende zu Gewaltthaten der Wildheit zurückdrängten; er stimme nicht mit der von der Natur verlangten Vervollkommenung im Genuße des Daseins; er setze einem Einzelnen da keine Schranke, wo dieser doch von allen Andern eine Schranke verlange; er laße keine Gesetze zu, da er jedes Gesetz nach seiner Willkür deuten könne, — und Gesetze, frei vom Umsturze durch Willkür, seien doch so nöthig in einem wahren Staate; er gebe einem Einzelnen die Macht, die Kräfte Aller zu gebrauchen, ohne daß dieser verbunden sei, ihnen dafür zu danken oder

einen Gegendienst zu leisten; er wäre mehr noch für den Herrscher selbst gefährlich als für die Beherrschten. Da er ihm scheinbar in Handlungen ein Recht gäbe, die eine allgemeine Entrüstung zur Folge haben und ihn dieser Entrüstung Preis geben könnten; er concentrire die Lebenskraft des Staates durch bloße Gewaltmittel in einen einzigen Punkt und setze den übrigen Staat der Vertrocknung aus.“ — So schloß die Erörterung, die Wissenschaft und die Philosophie. Natürlich mußte dieser Geist der Prüfung um sich greifen, je mehr denkende Köpfe aus dem voranschreitenden Volke hervorgingen. Man versicherte sich der Gewißheit darüber, daß eine absolute Willkür im Staate ein absoluter Frevel und eine absolute Sittenlosigkeit seien, und da die Begriffe von Ehre in den Kreisen der Beratenden und lernenden Menschheit sich erhöhten, so stellte sich zuletzt unvermeidlich hervor, daß man nur zwischen zweien die Wahl habe: entweder frei und ehrbar, oder absolut regiert und ehrlos zu sein. Man stand mit den Forschungen stille und versuchte zuerst göttlichen Ausgleich. Der war nicht möglich. Hundert- oder tausendjährige, durch Erbschaft und Geburt übertragene Gewalt läßt sich der Mensch nicht leicht durch Worte wegdiskutiren; es war den betreffenden Gewalthabern, die denn doch immer Menschen sind so gut wie Andere, nicht völlig zu verargen, wenn sie ihre Gewalt nach den bisher bestandenen Statuten, als ein rechtmäßig erworbenes Besitztum betrachtend, die Fäustel nicht gutwillig aus der Hand legten. Wie göttlich es sei, zu entsagen, wußten sie nicht. Sie hätten können Blätter sein, wenn sie gewollt hätten, aber sie zogen es vor, eitle Menschen zu bleiben, und so kam es denn zum Kampf. Der Erfolg war voraus zu sehen. Aus gerechten Menschen wurden Wüthende, die hier und da in ihrer Aufregung noch viel weiter gingen als einst ihre

wilden Vorgänger, was auch nicht vermieden werden konnte, denn die hochstehende Vernunft führt, wenn sie einmal fällt, viel tiefer als die minder hohe; und so ward denn das Resultat, welches die Civilisation, die Zeit, die Wissenschaft und die Ehre verlangten, errungen. Der unbeschränkte Monarch mußte in einen Contract treten mit seinen Untergebenen und sich eine Schranke der Menschlichkeit und Würde setzen lassen. Das war recht und billig. — Leider aber vergaß man die geforderte und auch erlangte Beschränkung oder Bürgschaft so einzurichten, daß sie dauernd haltbar war und dem Regenten alle und jede lockende Gelegenheit zum Mißbrauch und zur Verdrückung der gegebenen Bürgschaft benahm! (Wir werden das weiterhin, wo von der „Bürgschaft“ abgehandelt wird, deutlich machen.) Nichts war es voraussehen, daß die gewonnene Befriedigung des verlangenden Theiles eben nicht sehr tief wurzeln würde. — Und in der That, es währte nicht lange, so begann der Sturm aufs Neue, und zwar dergestalt, daß man auf eine sehr ungerechte Weise vollständig vom Neugewonnenen zum Neugewordenen überging. Es blieb nicht bei der friedlichen Stellung der gesunden Vernunft, — und das war weder recht noch billig. Je mehr der Mensch sieht, um so mehr will er haben. Das bewährte sich hier ganz klar und deutlich. Hatte man vorher an nichts gedacht als an die unbeschränkte Willkür und an ihren Umsturz, so ging man jetzt befrüchtigt und im Besitze dessen, was man besitzen wollte, schnurstracks zu dem Extreme über. Der erste Sprung — und man wollte vorher nur diesen Ginen, da er der wichtigste schien — war glücklich geschehen; man hatte gefunden, daß ein absoluter Regent auch nur ein Mensch sei, der zum Nachgeben gezwungen werden konnte, und nun versuchte man plötzlich sich auf das Pferd hinauf zu setzen, daß man zuvor hies räumen wollte und es in

Tode zu reiten; nicht überlegend, daß bei diesem Ritte der Reiter eben so viel Gefahr läuft als das Pferd. Man fühlte sich unbeschränkt in der Mitte, wurde zu warm und streckte den Hals von der unbeschränkten Willkür gegen die unbeschränkste Freiheit, verfiel mithin in den Fehler zurück, den die rohen Altvordern in der Stabilität des Denkens begangen hatten. Was eigentlich diese unbeschränkte Freiheit, diese hecenen Illusionen sei, darüber nachzudenken gab sich Niemand die Mühe. Man hatte versäumt, die geforderte Bürgschaft als eine vollkommene und untrügliche Garantie herzustellen. Man hatte sich demnach der Fehler selbst beizumessen. Die geforderte Bürgschaft blieb, so wie sie da stand, nicht viel mehr als eine Schein-Garantie. Man hätte mithin diesen gefährlichen Verstoß wieder gut machen sollen. Aber man zog es vor, mit Händen und Füßen in den Spiegel zu springen, anstatt sich ruhig davor zu betrachten. Man hatte vergessen, daß schon jene vor Jahrhunderten zur Prüfung Erwählten herausfanden, daß es nicht gut sei, alle Häufe mit einander entscheiden zu lassen; man goß Zucker über die Pille der Wahrheit und schluckte sie leichtweg hinunter; kurz, man hatte lange genug absolute Willkür gehabt, man wollte daher etwas anderes Absolutes, und da es nur zwei absolute Hüffe zum Knacken gab, so wollte man absolute Freiheit, unbekümmert darum, was sie im Gefolge mit sich führe und gleichsam aus Rache, um die absolute Willkür mit der absoluten Freiheit todt zu schlagen. —

Mit Recht verlangte man vom Absolutismus, sich der Zeit der Männlichkeit zu fügen und der großgeorgenen Menschheit die verdiente bürgerliche Selbstständigkeit zu geben. Die staatswämliche Autokratie, ein Hypothese vom antiken Rechte war längst durch die Widersprüche zwischen der regierenden sogenannten

Würlichkeit und den Handlungen der Monarchväter in praktischen Verfall gerathen; man hatte seit lange monarchisch-absolutive Grundsätze vom Völkerrechte aufgestellt, ohne noch zu einem staatsbühnlichen Menschenrechte vorgeschritten zu sein, und allem Begriffe von natürlichem Rechte nach, muß doch das Menschenrecht dem Völkerrechte vorausgehen. Die ins alte Gewand gekleideten Einrichtungen der Thronbedürfnisse und selbstherrschersichen Gelüste hielten nicht Schritt mehr mit der naturrechtlichen Pflicht gegen Unterthanen, die man „die treu-gehoramen Söhne des Vaterlandes“ nannte; das auflodernde Bewußtsein des Menschengefühls mußte sich tief verletzt fühlen, durch eine Leitung, die man als vom Volke geliebt und geschätzt angab, während die That und der niedere Standpunkt des unfreiwillig sich schmiegenden Bürgerlebens offenbar gegen diesen Liebesentfussismus sprechen mußten; man hatte sich der öffentlichen Stimme in Mäthern bemächtigt, die dem Nachbarlande das unsäglichel Glück der Nation verkündeten mußten, während der geschlossene Mund des Volksmenschen verstockten seine Seufzer gen Himmel sandte, ohne von dorther eine Antwort zurückzuerhalten. Dadurch machte man den Gottgläubigen vom Troste der Religion abwendig und wies ihn an sich selbst zurück, dem endlich nichts übrig bleiben konnte, als schmerzliche verschlossene Tugend oder Selbsthilfe.

Die Sagen vom Herkommen reichten nicht länger zu, um Gläubige des Absolutismus zu bilden. Vergebens wandelte man ihn in Oligarchie um und verfezte einigen höhern Klassen den immer stärker werdenden Schaden durch Mißgewalt. Nicht nur, daß dies die unbetheiligte Zahl, und es war die entschieden größere, nicht zufrieden stellen konnte, so sah das Volk darin vielmehr einen neuen Beweis, wie sehr man die alten verreckten Heffeln in neue und stärkere umzuschmieden sich bemühte. Der

Gang der freien Thätigkeit war zur Uebervorteilung der Volksmasse gehemmt; überall stieß der Gewerbsheiß auf Hindernisse der Verwerthung und sah seine sauer erworbenen Früchte in den unaussfüllbaren Abgrund der Willkür fließen, ohne sich des verdienten Genusses zu erfreuen; der Landmann erlag unter der Geißel erkaufter Pächter und hatte zu thun, wenn er alle Ergebnisse seiner Mühe in so viel baares Geld umschmelzen wollte, um damit die unerhörten Anforderungen der Gewaltmitglieder zu befriedigen, und ihm selbst blieb dabei kaum das trockene Brod, während sein, der Erde unter Angstschweiß entrißenes Schärfein den Schatz der ausgelassensten Schwelgerei vermehrte. Das ihm unverlangterweise beigegebene Prädikat des Landes, Kindes und treuen Sohnes war ein schlechter Ersatz für seine Opfer und sein dafür gestattetes Junggeleben. Seine Gewissenspeiler, über die der Thron und die Geistlichkeit früher die Brücke zur Duldung geschlagen, mußten morsch werden. Seine Liebe, falsch oder ächt, mußte zusammenstürzen; seine gepeinigete Seele mußte sich einen Ausweg suchen; der Absolutismus mußte fallen. — Und er fiel!

Aber Unrecht war es alsdann, daß so mancher Sieger in Staaten, wo die Willkür herrschte, nunmehr eine ebenso schrankenlose Unabhängigkeit und Freiheit verlangte, als schrankenlos früher der Despotismus ihm erschienen. Unrecht war es, daß er denjenigen zum Nichts herabzuwürdigen versuchte, der ihn einst zum Nichts herabgewürdigt hatte. Diese Rache war unedel, unmoralisch und konnte im erneuten Kampfe leicht zum früheren Zustande zurückführen, wenn die alte Gewalt siegte. Man überstürzte sich im Verlangen, nachdem der lange gehegte Wunsch befriedigt war und wollte, ohne eigentlich selbst recht zu wissen was man wollte, ein Verhältniß erzwingen, in welchem das Oberste absolut zu unterst gesetzt werden sollte, was

mindestens dem neueren Völkerleben nach eine reine Unmöglichkeit war. Man wollte einen Absolutismus der Freiheit, in seiner Ausdehnung dem früheren Absolutismus der Willkür gleich; aber daß, wenn auch nicht die bunt in einander gestürzten Zustände von selbst eine neue Obergewalt an die Spitze getrieben hätten, die von der Höhe der Willkürherrschaft herabgerissene Gewalt dies nimmer freiwillig eingehen würde, war voraus zu sehen. So suchte man die kaum gelöschte Flamme von neuem an, verlegte Schuldige und Unschuldige in lichterleuchten Brand und diente unwissend dem Egoismus einiger Völligen zum Werkzeug, die öffentlich sich das Schild der Vaterlandsliebe vorhielten, aber heimlich über die Leichtgläubigkeit derer lachten, die ihnen ihre Ruhe zur Realisirung ihrer Habsucht liehen. Man hatte sich einen Zustand der Klarheit gewünscht und stürzte sich nun leichtsinnig in eine neue Dunkelheit, die noch ärger als die frühere zu werden drohte. Denn der Kampf mußte auf diese Weise erst zur wahren Opfer Schlacht werden. Wer das heutige Staatenverhältniß in seinen Verzweigungen und im gegenseitigen moralischen Volkswerthe genau durchschaut, wird leicht finden, daß weder das Aufschwingen einer einzelnen Person zur Unbeschränktheit noch die Vereinigung aller Personen zum Behufe dieser Aufschwingung dauernd möglich ist. Sie wird ein schöner Traum bleiben und aus aller Anstrengung zur Verwirklichung derselben wird und kann nichts anderes hervorgehen — als Mut und etwa die egoistische Bevorzugung einiger Staatskassenspieler. — Das Verlangen derjenigen Völker, die die Beschränkung der Obergewalt erlangten, bestand häufig in dem ungezügeltsten Wunsche nach endloser Erweiterung des Herrschens. Wie groß diese Erweiterung sein sollte, wurde nicht überlegt; gewiß ist nur, daß aus der Erweiterung nichts anderes hervorgehen sollte als ein adre-

maliges Verlangen nach Erweiterung. Und so begrub man denn den erkämpften Frieden in die Nacht des Ghrgeizes oder des Mißbrauchs und scheute sich zur Einsicht zu gelangen, daß es für den Bürger selbst, wenigstens in den europäischen Staaten, nichts weniger als wohlthätig sein würde, die Beaufsichtigung des öffentlichen Interesses den Tausenden von Inhabern eines Tummelplatzes zu übergeben, auf dem die Tyrannei der grenzlosen Unbeschränktheit vielleicht eine noch weit blutigere Fährne aufstecken würde als die des Absolutismus. Der Eigendünkel, der sich zu Stellungen berufen glauben würde, die weder mit seinem Wissen noch mit seiner Bildung harmonisiren; der Neid, der sich durch die aufgelösten Bande der Interessen drängen würde, um die Rechtlichkeit anzuschwärzen; die Bosheit, die im Wahne der Uneingeschränktheit sich des ersten besten Standpunktes bemächtigen würde, von dem aus sie die Pfeile der Verläumdung und niedrigen Satyre des Vortheils wegen gegen die Ehre des Angesehenen richten könnte; die Habgier, die sich dem ungehörtesten Wucher überlassen würde, um in dem Jubel der Schrankenlosigkeit ihr Schäschen in's Trockne zu bringen; die Ruhmsucht, die, aller Moral zum Hohne, die Geißel der Verführung in's Herz des Volkes pflanzen würde, um es nach neuen Vortheilen umberrassen zu lassen; die Selbstliebe, die alle Leichtgläubigen mißbrauchen würde, um sich über deren Eigenthum einen Sitz des Vergnügens zu errichten; die Sittenlosigkeit, die sich über alle Vernunftbegriffe hinausschleppen würde, um sich ein schwelgerisches Leben zu sichern; die Täuschung, die von einem Herde zum andern wandern würde, um aus Faulheit den eben fertigen Braten vom Spieße wegzutafchenspielen; die Genußsucht, die ohne alle Scheu das Kaster erkaufen würde, um in ihrem Willen den Frieden ihrer Nebenmenschen zu erstickern — dies ohngefähr wären

einige Pinfelstriche um Gemälde der absoluten Unbeschränktheit. — Man hebe auf der einen Seite den Unsinn auf: irgend Jemanden im Staate als unverfehllich oder unverantwortlich zu betrachten, d. i. man stelle den Ersten und Obersten des Staates, der eine sterbliche Gestalt hat wie jeder Andere, unter Strafe und Gesetz, und mache ihn richtesfähig durch des Volkes Stimme, dabel aber auch dulde man auf der andern Seite keinen überspannten Absolutismus der Freiheit, — dann wird man dauernderen und festeren Fuß auf dem Peden des Staatsglückes fassen.

37.

Willkür und Gesetz.

Weder das natürliche noch das ausgemachte Menschenrecht wackende Recht verträgt sich mit der Willkür, sie sei Willkür der Freiheit oder der Obergewalt. Da nun das Gesetz das Recht festzustellen und zu vertreten hat, so ist die Willkür dem Gesetze zuwider. Das Gesetz hat die selbstthätige Handlung, die seiner Richtschnur nicht entgegen ist, zu gestatten und zu beschützen, aber es hat die Willkür zu beschränken. Alle Handlungen im Staate müssen gesetzlich sein, wenn sie mit dem öffentlichen Interesse in Berührung treten, also dürfen sie nicht willkürlich sein. — Willkür ist an sich etwas Unbegrenztcs, das Gesetz aber zeichnet Grenzen vor; in einem Staate, wo die Willkür herrscht, gibt es folglich keine ächten Gesetze und umgekehrt. Alle Gesetze der Willkür sind Gesetze des unbegrenzten Freiwillens, sie sind also nicht immer Gesetze des durch Vernunft begrenzten Willens; ein Staat aber kann nur glücklich sein, wenn der gesetzgebende Wille durch Vernunft begrenzt ist.

Darf der Mensch im Staate willkürlich handeln?

Die Willkür hört im wahren Staate auf; sie ist den natürlichen und wahren positiven Rechten durchaus entgegen, und derjenige, welcher im Staate sich irgend eine, das bürgerliche Interesse verletzende Willkür erlaubt, er sei Regent oder regiert, hochgestellt oder nicht, handelt gegen den ganzen Staat und ist zur Rechenschaft zu ziehen. Im rechtlichen Staate sind die Normen der Gegenpflicht oder der Gegenzusage (*obligatio mutua, convenientia repromissionis*) so beschaffen, daß die äußere Verletzung des Willens (das Geschehen) durch die Handlung ein mitstimmiger Wille des Staates (*consensus civilis, voluntas consentanea*) wird; er bleibt also, wenn er ein bürgerlicher Wille ist, nicht mehr Selbstwille, kann demnach keine Willkür sein, sobald die Handlung wirklich daraus hervorgeht. Da die Willkür der Handlung ein unbeschränkt Thätiges ist, so kann sie unbeschränkt das Ueble wollen und die unbeschränkte Uebelhandlung kann im Staate selbstthätiger Bürger niemals gesetzgemäß, folglich niemals staatsgerecht sein. Der Mensch im Staate darf mithin nicht willkürlich handeln, noch eine willkürliche Handlung dulden.

Darf der Mensch im Staate frei handeln?

Das Gesetz hat das den natürlichen und gesammtenwilligen Rechten Gemäße zu erlauben. Diese seine Erlaubniß ist ein Gesetzwort der gesetzmäßigen Freiheit. Der Staatsbürger kann mithin gesetzmäßig frei sein, d. h. er darf und soll frei sein innerhalb der Vorschriften des Gesetzes. Das Gesetz im wahren

Staate darf nicht gegen die natürliche und persönliche Freiheit gerichtet sein, es darf weder Keisergewalt noch Willkür von irgend einer Seite, noch Beschränkung des Unschädlichen wollen. Die gesetzliche bürgerliche Freiheit ist folglich eine Freiheit, die gesetzlich unbeschränkt ist.

Der Wille im Staate könnte aber gesetzlich, und doch ein Schadenwille sein, d. h. es könnte Jemand gewisse Ansprüche des Gesetzes in seiner, des Handelnden, Ansicht grade auslegen, und das Schädliche bloß in einem solchen Grade ausüben wollen, daß dadurch das volle Gesetz nicht auf seine Handlung anwendbar wäre, er mithin schädlich handeln könnte, ohne dem Gesetze nach willkürlich zu handeln. Diese Schadenhandlung ist der gesetzlichen Freiheit entgegen und übertreißt sie; sie ist also strafbar, selbst wenn das Gesetz die Strafbarkeit nur für den höhern Grad ausprähe, sobald die geschehene Handlung schädlich wird oder irgend einen Mitbürger in seinem Rufe oder in seinen Interessen verletzt. Zu solchen Handlungen gehören z. B. ungerechte Verläumdungen, unrechtliche Anfeindungen, öffentlich oder heimlich verbreitete Lügen u. s. w.

Der freie Mensch im Staate verdient die Würde seiner Freiheit nicht, wenn er diese, sei es auch nur auf Privatwegen, zum Mißbrauche gegen Andere benützt, wenn er der Achtung gegen den Redlichen vergißt oder dessen Rufe nachtheilig zu werden sich bestrebt. Ich nenne Gesetze unvollständig, die die ungerechte Schmälerung des Rufes eines Andern in irgend einer Beziehung zulassen. Wenn die Gesetze nicht befugt sind, in das rechtliche Privatleben des Bürgers einzugreifen, so ist es die Freiheit noch viel weniger, denn die zum Schaden des Nachbaren mißbrauchte Freiheit geht immer viel weiter, als es sich mit dem natürlichen Rechte verträgt; sie geht oft weiter als selbst die Willkür. — Die gesetzliche Staatsfreiheit muß eine achtung-

schuldige Freiheit des Einzelnen sein, sonst verfehlt sie ihren Zweck. Freiheit innerhalb der Grenzen menschlicher Achtung wird die Keime der Vervollkommenung zur Reife bringen, während die misachtende Freiheit sie vor der Reife vertrocknen macht.

40.

Von der Ungebundenheit.

Das Gesetz ist bindend an Pflicht, Ordnung, Recht und Menschenwerth. Es hat die gesetzliche Freiheit im vollsten Umfange herzustellen. Schrecklich aber, wenn die Freiheit zur Ungebundenheit wird!

Volle Ungebundenheit im Staate ist der höchste Grad der Willkür. Sie ist das überragend Fessellose der rohen Kraftentwicklung im nichtachtenden Willen.

Rettungslos verlorner Erdscholle, wo die Forder der Ungebundenheit ihre ewig wachsenden Häupter über die Trümmer der Pflicht hinausstreckt!

Wenn die Ungebundenheit das gefallene Menschenherz im Staate ergreift, so schlägt der blinde Wahn des weichhinzufallenden Egoismus seinen wahren Tempel der Vernichtung auf. Umringt von den Anien der Untugend, verliert es die Gewalt über die menschliche Stimme seines Innern, und wälzt sich über sich selbst hinaus den Untiefen des sinnlosen Begehrens zu; gepackt von dem vielfältigen Angeheuer der Lustfäulnis durchtobt es die Irrwege seines Niebergehirns, zertritt grimmig die Keime seiner aufgerissenen Saat, schlurpt den Furch gefallener Mitbrüder hinter sich her auf der Bahn des Verbrechens, und hämpt das Gewissen mit der Gottesläugnung im Schlamm seines Wahnsinns zusammen; gefollert von der Niesenwein des aufstehenden Bewußtseins, entleert es dem Leichentempel seiner Thaten und stürzt sich in ewig neue Ströme

des friedlosen Verlangens, um, gebadet in der Fluth seiner eigenen Selbstvergessenheit, das brandige Blut im Gerummel der Leidenschaften zu kühlen; gefesselt an den Boden des Kaslers; gepeitscht von den behnlaßenden Knechten der Begierde; fortgerissen von der Hand der unbegrenzten Wildheit; gepocht vom Durste der Willkür; zernagt von den Wärmern des Gewissens; gelockt von der täuschlich täuschenden Sinnenluft — zerrt es den heisaufschreienden Willen über den hochgethürmten Schutt seines einführzenden Friedenstempels, bis es zer schlagen von der Geißel der Wuth, getroffen vom herabgeschuhten Stige der Selbstvernichtung, entvorst in der überspannten Kraft der Leidenschaft, unter der Last seiner Handlungen zusammenstürzt, und den letzten Pesthauch der Geistesheit über die Wüste seines entmenschten Lebens ausathmet!

Sie ist es, die lebensfeindliche Ungebundenheit, welche durch den Saamen des schrankenlosen Willens und Unverstandes der Regierenden oder Regierten befruchtet, jenen höllischen Sohn gebärt, dessen einziges Bestreben es ist, seine erdärmliche Mutter im Irrewahne wo möglich noch zu übertreffen. — Die Ungebundenheit ist die Mutter des Bürgerkriegs. — Bürgerkrieg! — Mißgehaltetes Ungeheuer der Nacht, der du aus ihrem Schoße dich loswindest, um im lockenden Gewande des Eigennuzes die Brust des Sterblichen mit dem Pfeile des Ehrgeizes zu durchbohren! Der du mit der schuldlosen Miene verleihter Selbstheit die Rechte der Menschheit vom Herde der Ruße reiße, um sie auf dem Boden der Heimath verblutend aus einander zu streuen; dessen süßes Gefühl die Wonne der Ueberwältigung — und dessen nächstes Ziel die Entmächtigung der menschlichen Thatkraft im Lammel der Verwirrung ist; dessen Tochter, die grausam wüthende Schlacht, ihm die schnell wellende Vorberbrene der Vernichtung aufzusetzen strebt;

dessen Zukunft das Glend und dessen Ruhesig das Entliegen ist; — blinder Sohn der Hölle! Dein Eintritt in die Welt war das Aufhören der schöneren Menschnatur, deine Wiege das Grab der Erkenntniß, und dein Sarg wird sein der unübersehbare Kerker des Friedens und des Vertrauens! — Umringt von dem verführenden Deschore der Mache, gräbst du die Reichen längstverschollener Kränkungen wieder auf, um durch ihren Anblick dich zur Wuth zu begeistern, und reißest die Tempel der Schuldlosigkeit zusammen, um über ihren Schutt hinweg zur Wohnung des Schuldigen zu schreiten; — die Erschlaffung mit dem leblosen starren Blicke des Wahnwitzs und des ärgerlichen Gefühls der Gemüthsleere, die Stumpfheit mit den abgeschwächten Nerven der Gleichgültigkeit, die Reue mit dem traurigen Rückblicke des Gewissens, — sie enthüllen deine Siege und stürzen den erwachten Tränner in Verweilung; Armuth und lassender Druck vergeblicher Anstrengung, Strenge, Härte und Gefühllosigkeit, mit dem ganzen Gefolge des Glendes und Grames, falsche Bildung, Hochmuth und gefährlicher Stolz, — sie folgen dir auf dem Fuße und machen deinen kaum erkämpften Frieden aufs Neue zum Felde der Erbitterung, Meinung und Erwartung, aus denen du, frischgerüstet, im unausbleiblichen Zwange der alten Verhältnisse wieder hervorgehst, um die Bahn des Verderbens stärker als zuvor zu betreten; fluchend und marternd legst du heuchlerisch deine lassende Hand auf's Haupt deiner Jünger, und ertheilst ihnen den tödtlichen Segen zur Glend schwangeren That, deren Früchte sie unreif genießen sollen, um durch die langsamere Wirkung des verborgenen, halbverheißenen Giftes um so länger zu leiden! — — — — —

Der sicherste Gewinnst jeder Willkür wird immer zum

früher, u. oder späteren Verluste; sie wird um so mehr verlieren, je mehr sie gewann.

Man sieht sich kaum vor, *welch* eine große Anzahl von Menschen es in der Gesellschaft gibt, die nichts so ungerne ertragen, als *Beaufsichtigung* ihrer Handlungen. Sie wünschen in einem Verbande, der schon seinem Grundprinzipe nach gegenseitige Aufmerksamkeit auf die Erfüllung gewisser unerlässlicher Pflichten erheischt, so wenig beachtet und beurtheilt zu sein, daß ein beständiger Vorhang der Abgeschlossenheit sie von ihren Mitbürgern trennte. Dies würde nicht so stark aufzufallen, wenn nicht gewöhnlich gerade diese Menschen ihr Ohr an den Vorhang legten, um Alles das zu vernehmen und zu misshören, was sich außer ihrer Einsiedelei begibt. Sie verlangen eine Selbstständigkeit, die ihnen Rechte geben soll, welche sie doch Andern nicht zugestehen wollen; sie wollen herrschen und beobachten, ohne verpflichtet und beobachtet zu sein. Daß dies gegen die Natur ihres Standpunktes ist, wenn sie mit Menschen menschlich verbunden sind, bedenken sie kaum, und daher ereignet es sich, daß solche Verblendete sich häufig da gekränkt oder zurückgesetzt sehen, wo es ihnen verwehrt ist, Andern zu kränken oder zurückzusetzen. Sie glauben den Reder als Tugend zu besitzen, den sie Andern als Vergehen anrechnen, und aus diesem Grunde täuschen sie bei dem ausbrechenden Kampfe alle diejenigen, die sie mit sich reissen, indem sie diese überreden, sie kämpfen für das Allgemeine, während sie doch bloß ihre eigene Sache verfechten.

Zum Unglücke findet sich also dann immer eine Masse von mäßigen Thoren, die ihre Zeit mit Vergnügen dazu verleihen, sich täuschen zu lassen. Schon um solcher Thoren willen, die häufig ganz unschuldig an dem Erfolge sind, ver unerwartet weit schwerere Ereignisse nach sich zieht, als dem Anscheine

nach eintreten konnten, muß die Beaufsichtigung im Staate so genau sein, daß der Verführung vorgebeugt wird. Es kann und wird derselben vorgebeugt werden, wenn Regenten und Regierte sich ohne Eigendünkel und falschen Eigennuz unter die Axtne greifen. Man kann mit dem besten Willen eine allgemeine Ungebundenheit erzwingen, wenn der Dünkel diejenigen versetzt, die ihre Pflicht gewissenhaft erfüllen. Man muß die Bessern und Einsichtsvollern im Staate auf dem Wege des Friedens zu erhalten und fest mit einander zu verbinden suchen; aber gerade diese, denen das reinere Gewußtsein eine höhere Würde verleiht, dürfen am mindesten durch Egoismus beleidigt werden. Die Folgen des ungebundenen Irrewahns können nur dann wahrhaft eindringlich werden, wenn der bessere Theil mit dem Heere der Selbstvergessenen gemeinschaftliche Sache macht; man muß alle gegenseitig zu entlagen und das geringe Opfer eingebildeter Größe zu bringen wissen, wenn die erlangte Zufriedenheit eine dauernde sein soll.

41.

Von der Nothwendigkeit des Gesetzes gegen die Ungebundenheit.

Ohne natürliche oder gelesene Schrauke wird die Selbstständigkeit, da ein Jeder sich dieselbe unter einer andern Gestalt zu denken pflegt, und alle nach Erweiterung derselben streben, zuletzt immer zum ungebundenen Willen, wenigstens zu einer Ungebundenheit, die sich mit der Bindung durch's Allgemein-Interesse nicht verträgt; denn es ist nicht zu vermeiden, daß bei dem fortwährenden Bestreben nach Ausdehnung des Willens und der selbstständigen Handlung, sich endlich ein Wirkungskreis bilden muß, der das, was Andern gebührt und als Recht erscheint, in das erweiterte Gebiet hineinzieht, also die Willig-

keit gegen sie überschreitet. In diesem Betrachte besonders, und darum, weil eine bindende Gesamtvorschrift jeden Einzelnen über die erlaubte Möglichkeit der Rechtsverweiterung Anderer beruhigt, ist das Gesetz, das Alle vor einem Rechte gleichstellt, als eine Wohlthat gegen die Willkür zu betrachten. -- Gesetz und Schrankenlosigkeit sind sich natürlich entgegen, da das Gesetz den Willen in der Gesellschaft beschränkt. Es bleibt dem Menschen im Staate nur die Wahl zwischen Einem von beiden, und durch allzuhäufige Erfahrung klug gemacht, erwählt der bessere Theil immer das erstere.

Das Gesetz, als denkende vernünftige Seele des Staatskörpers kann einem einzelnen Theile dieses Körpers keine solche Macht zugesenden, die ihn berechtigt, ohne Erlaubniß der Seele zu handeln. Erhebt sich die Willkür irgend eines Einzelnen mit Gewalt zu einer solchen Machtskule, so muß er früher oder später in einen Kampf mit der Seele gerathen, die diese, wenn er Hilfe findet und sie überwindet, aus ihrem vernunftmäßigen Bereiche herausdrängt. Es ist also begreiflich, warum der Bürgerkrieg, besonders der durch gewaltthätige Willkür erzeugene, so viele Handlungen des Wahnsinnes herbeiführt. Die Willkür hat sich alsdann die Folgen dieser Handlungen selbst zur Last zu legen.

Weibenderen Segen wird derjenige Staat erlangen, in welchem das Gesetz rückständig die Eingriffe der Willkür bestraft, ohne Ansehen der Person oder Stellung.

42.

S c h l u ß.

Aus dem Obigen geht hervor, daß, da der Staat oder der Bürgerverein ein Gesetz herzustellen hat, das Gesetz aber der

Ungebundenheit entgegen ist, der Mensch im Staate zwar frei, aber nicht schrankenlos handeln kann. Vor dem Gesetze, oder im Staate, kann und darf keine Ungebundenheit bestehen. Die bürgerliche Selbstständigkeit ist eine gesetzliche; sie ist daher innerhalb der gesetzlichen Anordnungen zu erhalten, und vom Gesetze abhängig.

Von dem Grade der gesetzlichen Freiheit.

Der freieste Mensch im Staate ist der, welcher am wenigsten der leitenden Aufsicht bedarf. Der wahrhaft gebildete Mensch bedarf am wenigsten der Leitung, der ungebildete am meisten.

Inhalt: Von der Bildung des Staatsbürgers. Von der Scholle
beachtung. Vom Einflusse der Bildung auf die Freiheit. Wer
ist der Freieste? Wer ist der Freieste? Vom gerechten Vorzuge der
Bildung. Schluß.

43.

Von der Bildung des Staatsbürgers.

Unter Bildung des Staatsbürgers verstehe ich nicht etwa
hies Wissen, Geschicklichkeit und Kenntniß. Es kann Jemand
sehr gelehrt und geschickt, und doch sehr ungebildet sein. Nur
wahre Weisheit ist wahre Bildung; nicht jeder Ge-
schickte aber ist weise. — — — Wer ist weise?

Wer die Gegenstände und Menschen um sich her mit sol-
chem kaltblütigem, ruhigem und doch theilnehmendem Blicke zu
betrachten versteht, daß er die Thorheit belächelt, die Gerechtigkeit
durch ehrenvolles Nachgeben und Schweigen — so lange sie
nicht ehrenwürdig oder gar thätlich verletzt — verschummern
macht, das Gleich ohne Prahlerei unterstützt, den Leichtsinne
ohne hochmüthigen Stolz meidet, die Selbstvergessenheit und

arglose Kränkung verzieht, den Mißverstand durch die widerlegende That friedlich ausgleicht, den Zorn unterdrückt, das aufwallende Blut ohne Ueberreizung kühlen läßt, der unerlaubten Gewaltthätigkeit männlich festen Ernst ohne Nachsicht entgegenstellt, das wirkliche Verbrechen rücksichtslos streng, aber ohne Geißer und Haß behandelt, dem Stolz mittheilend und ohne ihn zu kränken, aus dem Wege geht, die Anmaßung durch Würde schweigend zurückweist, die Habsucht durch Darlegung ihres Mißbrauches, ohne unnöthige Verteidigung beschämt, den Neid durch Bescheidenheit verdrängt, die Verleumdung durch redende Werke ohne Kampf verstummen macht, die Lüge unbeachtet ihrer Entpöhlung entgegenreißt und die Wahrheit in allen Verhältnissen offen und würdig vertritt und anerkennt, auch wenn sie gegen ihn selbst sprechen sollte; wer in der überschüttenden Gnuß des Glückes seiner Menschlichkeit nicht vergißt, seinen Werth nicht falsch erhöht, dem Uebermuth nicht verfällt, den Hochmuth verbannt, die Gierde vermeidet, die Mäßigkeit ehrt und übt, das Mitleid zum Führer erwählt, die Vernunft voranziehen läßt, die Zukunft nicht aus dem Auge verliert, den gegenwärtigen Augenblick so denkt, daß ein etwaiger Wechsel des Glückes ohne Verwunde für ihn eintreten kann, den minder Glücklichen, der redlich ist, achtet, den Heteren nicht durch prunkenden Stolz kränkt, weder verschwendet noch grist, die Leidenschaft dämpft und beherrscht, die Macht nicht mißbraucht, guten Rath nicht verachtet, die Trägheit haßt, der Wechlichkeit entsagt, das Gute stützt und befördert, und der Pflicht sich nicht entzieht; wer im nagenden Unglücke sein Gewissen rein erhält, seine Achtung bewahrt, seine Thatkraft nicht erschaffen läßt, dem Gescheide nicht unnöthig tragt, seinem Gottesglauben nicht entsagt, der Tugend sich ehrenvoll hingibt, das Vertrauen nicht

verliert, mehr handelt als unthätig heßt, das Unvermeidliche trägt, mehr strebt als beneidet, seine Zeit würdig nützt, seinen Werth nicht schmälert, sich selbst und Andere richtig beurtheilt, seinem Zustande den Sieg des momentanen Trudels durch Festigkeit und Ausdauer entzieht, mehr thut, als spricht, mehr wirkt als sagt, mehr denkt als winzelt, mehr geht als schwankt, dem Hohne die freie Stätte bietet, die Klugheit nicht vernachlässigt, mit der Zeit sich vereinigt, seinen Groll unterdrückt, gegen den Strom des Verhängnisses so gut es geht mit Vorwitz und Rechtlichkeit ankämpft, rauch hinaus strebt aus seiner Fage, und doch sich nicht zu tief ins Dunkle wagt, seine Besinnung behält, und keinen geringen, erlaubten Vortheil verschmäht; wer auf der Bahn der Größe und der Macht an den möglichen Fall denkt, sich nicht für unschätbar hält oder halten läßt, den erlangten Ruhm mit denen theilt, die ihm dazu verhalfen, kein Gott sein will, wo andere ehrliche Leute Menschen sind, seine Gewalt nicht mißbraucht, Anderen gibt, was ihnen von Natur und Nothwegen gehört, Zusage, Wort und Thut hält, sich nicht mit Spionen und Schlechtigkeit umgibt, Dank und Pflicht gegen seine Untergebenen nicht vernachlässigt, Niemanden Vorzüge einräumt, der sie nicht verdient, keine Verrätherie erkaufte, keine Heuchelei begünstigt, sich seinen Machtbetrug gegen Schwächere erlaubt, nicht in Tölpelismus verfällt, wahres Verdienst ohne Vorurtheil besetzt, dem Lichte die Fyre und der ehrlichen Zeit ihren Gang läßt, Verkümpfung, Verstümpfung und Verdunklung meidet, den Fanatismus beiseitigt, den Aberglauben verjagt, nicht über das Mögliche hinausblickt, sich kein menschliches Uebergemüth heilegt, — so gerecht lebt, daß Leute ihn für gerecht erkennen, die nicht von ihm für ihre Anerkennung bezahlt sind, seine Eigenschaft dundet, den Menschen nicht zur Maschine

herabwürdigt, die Ehre unter allen Formen obenanstellt, ge-
seßliche Strenge mit Einsicht und Milde paart, sich nicht vom
Bewußtsein der Macht zu unredlichen Schritten hinreißen läßt,
noch besser sich selbst zu besiegen weiß, als den Feind, das
Glück Anderer durch Opferung seines Ehrgeizes erkaufte, das
Gute festhält, wo es ihm immer in den Weg tritt, und über-
haupt so lebt, daß die öffentliche Meinung seine Unsterblichkeit
wird; wer den Egoismus so wenig kennt, daß jeder seiner
Erfennzüge Theilnahme haucht; daß er, ohne seinen eigenen
Werth zu vergessen, jeden Andern eher für besser als schlech-
ter hält, so lange nicht Ueberzeugung ihm geworden; daß er
die Bescheidenheit als eine Ehrensache betrachtet; daß er fremde
Mängel und Schwächen mit dem Bewußtsein erträgt: er habe
diese Mängel selbst, wenn er sie nur mit Ernst in sich auf-
suchen wollte; daß er überall reines Interesse ohne Neid und
falschen Eigennutz zeigt; daß er dem Würdigen und Würdi-
geren volle Anerkennung zollt; daß er nicht sein Selbst lächer-
lich voranstellt; daß er sich nicht Kräfte und Eigenschaften
antraut, die er nicht hat, und diejenigen, welche er hat und
vor Andern vorausbesitzt, nicht zur Demüthigung der Unbe-
gabten anwendet; daß er ohne Klein und Kerger Andere, die
es verdienen, sich selbst verzicht; daß er nicht Gift athmet,
wenn er Andere mehr oder bessers leisten sieht; daß er nicht
niedrig wuchert und sich bereichert, wo ihm der Zufall oder
die Gelegenheit dazu günstig sind; daß er Belehrungen prüft
und erkennt, ohne sich dagegen mit Feindsinn oder gar mit
gemeinem Zorne aufzulehnen; daß er das Nothwendige beach-
tet, das Zweckgemäße ehrt, das Bestehen jedes Andern berück-
sichtigt, dem Rechte und der Wahrheit gehorcht, der Uebereinstung
vergisst und stets mehr für allgemeines Wohl, als für sich selbst
denkt und handelt, — — — der ist weise. — — —

Nichts wird seltener richtig erkannt, als die Weisheit, wenn schon der Gebildete unter Menschen, die das Interesse zusammenfettet, immer leicht heraus zu finden ist, denn er glänzt um so mehr im großen Haufen, je mehr dieser gegen ihn absteht. Der Stein der Weisen existirt wirklich; aber das Wort: „Stein“ macht die blind, die ihn suchen. Man erräth nicht, daß unter dem Steine nur eine Schwere, und zwar eine geistige gemeint ist. Jeder Mensch hat diesen Stein der Weisen in sich, aber keiner sucht ihn da, wo er ist. Es ist freilich nicht leicht, das, was wir oft fälschlicherweise unsere Individualität nennen, mit Resignation aufzugeben und unser Verstand von der Wahrheit abhängig zu machen; aber nichts wahrhaft Schönes ist leicht, und ohne Selbstsucht zu entsagen, ist das Schwerste.

Der Gebildete wird die Anforderungen der Zeit seiner Bildung anpassen, während er sich der Zeit anpaßt, und diese freilich Verbindung wird ihn endlich Manches nicht so lästig erblicken lassen, als es ihm Anfangs erscheinen dürfte. Der Unglücklichste, und wenn er durch die Umstände plötzlich enttäuscht wird, am härtesten bestraft, ist immer der, welcher träumt, es könne die Zeit keine Ereignisse herbeiführen. Er träumt dies, weil er es so wünscht und berechnet; aber wie überlist, wenn ein Mensch die Zeit aufhalten will, den ein Schnupfen elend und kraftlos machen kann? Oder so unbegreiflich ist es, wie es Menschen geben kann, die durch Verfügungen und eingeübte Kraftschritte in ihrem Leben dasjenige im Voraus feststellen wollen, was nach ihrem Tode eintreten könnte, während sie doch oft Augenzeuge sind, daß am Abende die wichtigsten Weltbilder ganz anders aussehen, als sie am Morgen erschienen sind.

Von dem Staatsangehörigen, und als solchen betrachten

wie sowohl den Regierenden als den Regierten, verlangen wir, daß er seinem Thun und Denken in aller Beziehung das Gepräge der Ueberlegung und Klugheit, der Gerechtigkeit, Gerechtigkeit und Bildung aufdrücke.

Die Moral wird viel beschwagt, wenig beachtet, und am allerwenigsten rein und richtig angewandt; wess man sich gar nicht mehr zu helfen, so macht man sie klein oder lächerlich, und sucht dadurch zu verbergen, daß man sie nicht versteht. Das verhindert aber den besten Menschen nicht, zu erkennen, daß sie die Mutter der Weisheit und Bildung ist.

Was die fünf Sinne in ihrer höchsten Vollkommenheit für den Körper sind, das ist die Moral für die Seele. — Geist, Sitte, Bildung, Erkenntniß und Neigung sind die fünf innern Sinne, die die Moral der Seele verleiht; bei unmoralischen oder ungebildeten Menschen sind diese innern Sinne oder ein Theil derselben in krankhaftem Zustande.

Der einzige Vorzug, der dem Menschen im Staate vor andern gegeben und rechtmäßig gebührt, ist der, welchen er sich durch seine höhere Moralität und Bildung selbst verschafft. In diesem Vorzuge können freilich nicht Rang und Stand beitragen; es ist häufig der Fall, daß der große Knecht des Landes einen gebildeteren Menschen bedeckt, als das mit Orden bedeckte Kleid des Reichen und Mächtigen. Ein Staat daher, der seine Vorzüge nach dem Nothe ertheilt, ist höchst unweise und ungerecht in seinen Einrichtungen. Auch gibt es keine Verhinderung der Bildung und Moral; wer sie nicht durch sich selbst erhält und entwickelt, dem können sie durch keine Privilegien eingetrichtert werden. Die erste elterliche Erziehung kann kein darauf einwirken, und dem schlummernden Keime die richtige Richtung seiner Sproßlinge geben.

Von der Selbstbeaufsichtigung.

Es entsteht nun die natürliche Frage, ob und warum der Gebildete oder Ungebildete sich im Staate mehr oder minder selbst leiten könne, und wer von beiden der Aufsicht einer höhern Leitung mehr oder weniger bedürfe?

Da es sicher ist, daß wahre Bildung stets von wahrer Einsicht begleitet ist, so wird der Gebildete immer einsichtsvoller handeln, als der minder Gebildete. Zur Ausrechterhaltung der wohlthätigen Ordnung und des befördernden Interesses ist im Staate verlässliche Einsicht unerläßlich. Wer ihn im höhern Grade nützen und gerechten Anspruch auf seinen höhern Dank haben soll, muß so viel Gewalt über sich selbst und so viel richtige Urtheilskraft besitzen, daß er das Wohl der Gesamtheit und die ihr schuldige Pflicht ohne Rücksicht auf eignen Vortheil ins Auge zu fassen vermag. Nur dadurch erwirbt er im Verbands mit dem Vaterlande wahres Verdienst, und seine Handlungen werden ein Pfeiler mehr sein zur Unterstützung des weinumsfassenden Gebäudes. Der Gebildete, dem seine Bildung jene Einsicht verleiht, erhebt sich dadurch förmlich zu einem erhaltenden Theile des Rechtes; sein kräftiger und rechtsicher Wille erlebte den Abgang des nützlichen Willens mehrerer Anderer zusammen, und als stärker wirkender Theil in der Anwendung des Allgemeinen Willens oder des Gesetzes ist also der Gebildete als ein tüchtigerer Stützpunkt des Staatsinteresses zu betrachten. Er wird in seinen Handlungen selbst zu einer Art von Richtschnur oder Gesetz, und da das Gesetz die Handlungen des Bürgers zu leiten hat, so wird er folglich um so weniger dieser äußern Leitung bedürfen, je mehr er sein Thun mit dem Willen des Rechts identifiziert.

Je gebildeter mithin der Mensch im Staate ist, um so mehr darf seine Leitung ihm selbst anheim gestellt werden, und je mehr ungebildeter er ist, um so mehr hat er sich der gesetzlichen Aufsicht und Leitung zu unterwerfen.

Siehe komme ich unwillkürlich auf jene Chimäre, jenes träumerische Monstrum, das eine gewisse Zahl von Unvernünftigen unter dem heftigklingenden Namen von „Freiheit und Gleichheit“ zu bezeichnen pflegt. Natürlich muß es in jedem Staate, welcher Anspruch auf Ehre und Würde macht, eine ausgebreitete, ungehinderte gesetzliche Freiheit und eine volle Rechtsgleichheit geben; in dieser Beziehung genommen — und es versteht sich, daß die herrschende gesetzliche Freiheit und Rechtsgleichheit ungestört von Despotismus, Absolutwillen und Willkür der Regierung zu bestehen hat, sind beide Verhältnisse nicht nur zu wünschen, sondern sie sind für das Wohl des Staatsbürgers unentbehrlich. Aber in diesem Sinne werden sie von der Mehrheit ihrer Anhänger nicht genommen. Diese wollen eine absolute Freiheit der Handlung und Denkungsart, eine absolute Gleichheit aller bürgerlichen und menschlichen Lebenszustände, ich möchte beinahe sagen, eine identische Gleichheit aller persönlichen und bürgerlichen Eigenschaften. — Der gräßliche Unsin im Verlangen dieser Verrückten gab sich öfters kund. Man fing bisweilen an, alle Zustände der Bildung aufzuheben und das erhabenste Ziel einiger derselben war: sich zu duzen! Es fällt mir schwer, dies niederzuschreiben; ich möchte trotz der Erfahrung und geschichtlichen Wahrheit, mich gerne Eilen strafen, wenn ich einen Ausweg dazu fände. Man stelle sich das Schauspiel vor, daß ein, so eben nach zwanzigjähriger Zuchthausstrafe seinen Strafart verlassender Mordmörder einem vorübergehenden Ehrenmanne, der vielleicht sein Leben bis ins Greisenalter dazu verwandte, weise, gebildet und

menschlich zu werden, auf die Schulter klopf, und sich ihm
 als freier und gleicher Zugbruder präsentirt; man denke sich
 einen abgefeimten Andwurf gewisser Tüthe und Ehrlosigkeiten,
 der, weil ihn die Gerechtigkeit gerade noch nicht erlangte, einer
 ehrwürdigen alten Dame, die ein halbes Jahrhundert auf Zu-
 gend, Witte und Menschenglück verwandte, die Hand drückt
 und ihr mit seinem, aus den Händen geschickter Neryte noch
 geretteten Pothothem ein vertrauliches „Du“ zusüßert — und
 man hat eines der segensreichsten Bilder jener Alles verschmel-
 zenden Freiheit und Gleichheit. Ich sehe im Geiste meinen Kopf
 auf einer Stange von einem Zugbruder Denkschnur umher-
 tragen, und wie ich mich ärgere darüber, daß dieser Kopf
 nicht mehr schreien kann: es lebe die Gleichheit! Nein! da sehe
 ich noch eher die türkische Schur oder einen Despotismus vor,
 der mir dies erlaubt, mich selbst zu zugen, als ein so erhabenes
 Karolthum! Die Welt hat gesehen, wozu es führt, wenn
 es so weit kommt, daß selbst die Bildung nicht einmal mehr
 einen Vorzug hat! Ich kenne kein höheres Verbrechen und keine
 schandwerthere Handlung, als dem ungebildeten Theile eines
 Staates die Pforte zur Bildung und zum Lichte zu verschließen,
 ihm die Gelegenheit zur Aufklärung seiner dunkeln Begriffe
 mit Willen zu entziehen, ihn mit Willen und auch schamlos
 niedriger Absicht in seiner Dummheit und im Aberglauben zu
 bedürken, um ihn desto sicherer als Schaf zu leiten und zu
 unterjochen; wir zählen Staaten, wo dies der Fall ist. Aber
 für ein nicht minder großes Vergehen gegen alle Völkergesetze
 im Staate halte ich es, dem ungebildeten Theile, so lange
 er auf der Stufe niedriger Vernunftgröße steht, eine solche Frei-
 heit zu gestatten, daß derselbe sich in den Stand gesetzt sieht,
 den Justiz, die Sitte, die Achtung und das feinnere Gefühl
 des Gebildeten stracks zu verwerfen. Jenes Monstrum von falscher

Freiheit und Gleichheit macht den Staatsverein zu einer großen Galeere, auf der die kaum befreiten Sträflinge sich untereinander mit der abgestreiften Kette todtzuschlagen.

Der Ungebildete bedarf im Staate durchaus der Aufsicht und gesetzlichen Führung, wenn nicht die Furien der Habgucht und des Wahns den Verstand zu Grunde richten sollen; er bedarf einer festen und strengen Schranke, wenn er nicht in einem Zustande von Selbsthändigkeit, der sich noch nicht mit der Stufe seiner Bildung verträgt, zum reißenden Thiere werden soll. Ich schaudere, wenn ich bedenke, daß ich mit Menschen zusammenleben und wirken müßte, die mich durch mein Interesse an das Ihrige fesseln, und deren thierischem Unverstande, deren niedriger Wildheit ich mich hinzugeben hätte, um mein Leben vor ihrer Wuth zu sichern, — wenn ich bedenke, daß ich einem Staatsvereine angehörte, in welchem der vom Schaffote stiegende Denker mit sein Glas reichte, und ich seinen mit Blutstropfen gewürzten Wein trinken müßte, um nicht als Feind der Gleichheit durch sein Vell zu sterben; in welchem ich dem Hasse grimmiger Thiermenschen mich preisgegeben hätte, wenn ich es wagen wollte, ihnen durch die bloße Kundwerdung meiner Bildung den Verdacht der Aristokratie einzusäen; in welchem alle Moral und Gerechtigkeit mit keinem Vorzug vor der Gemeinheit gehen würde; in welchem ich mich, mit aller mehrer Anstrengung menschlich und geistig hervorzuheben, unter einen Haufen ungebildeter Halbthiere mit verlor, die, statt mir Dank dafür zu zollen, es als eine Pflicht von mir zu betrachten hätten, mich brüderlich in ihre Niedrigkeit zu theilen; in welchem ich roh und rodelhaft sein müßte, um ihnen zu gefallen, und um mir den Nerger zu ersparen, mich ihnen in der öffentlichen Meinung trotz aller Bildung nicht vorgezogen zu sehen. Theile und schäme diesen Staatsverein!

stand, wer da wolle; ich kenne ihn keineswegs! Lieber will ich unter ächten Wilden ein ächter Wilder sein, als unter halb-civilisirten Staatsbürgern ein Gleichheitsbürger.

Lebesskismus oder Freiheit und Gleichheit — es ist eines so gefährlich, schädlich und verwerflich, als das andere. Die goldene Mittelstraße ist und bleibt das Beste; es mag dies traurig sein, aber es ist hier besser zu bedauern, als zu beweinen.

Dem Ungebildeten ist, der Ordnung der Dinge und dem gesunden Verstande nach, die Selbstbeaufsichtigung nicht zu gestatten. Die dies längnen, wollen entweder sich selbst oder andere betrügen; ich glaube eher das Letztere.

45.

Vom Einflusse der Bildung auf die Freiheit.

Das Völkchen hat die größtmögliche, mit dem Staatswohle und dem Rechte des Einzelnen verträgliche Freiheit zu gestalten und sie zu leiten. Ihre Grade aber haben sich nach der Bildung des ihres Beschützens zu richten, oder vielmehr, sie gestalten sich durch die Bildung von selbst. Es gibt kein anderes Fortschreiten in der Freiheit, als das durch Fortschreiten in der Sittlichkeit sich ergebende. Wahre Bildung übt den mächtigsten Einfluß auf die staatsbürgerliche Freiheit: sie allein wird wissen, wo die Freiheit aufzuhören und die Verlethung des Völkchens und Allgemein-Interesses anzufangen hat; sie allein wird die gesetzlich mögliche Unabhängigkeit zweckmäßig zu beschränken, und die gesetzlich notwendige Abhängigkeit zu ehren wissen. Derjenige Staat ist am freiesten und würdevollsten zu betrachten, wo die überwiegende Mehrheit der Bürger das gebildet ist. Rechte Bildung ist aber nicht bloß durch Lehren und Tagesbegebendheiten zu erzielen, noch liegt sie in

Marktschreierien, Theatern und Quellen. Frei ist, wer frei von überspannten Nerven, falschen Vorurtheilen, Einbildungen, Entschlüssen, Egoismus und Geistesbeschränkung ist; er ist gebildeter als derjenige, welcher alle Tage eine neue Welt aus Journalen aufsaugen legt. Der Gebildete wird sich da frei und gerecht fühlen, wo der Ungebildete überall nichts als eine lästige Beschränkung seiner gesetzwidrigen Wünsche oder Neigungen erblickt; er wird sich die Sicherung seiner Wohlfahrt gerne durch einige Entbehrungen gefallen lassen, da wo der Ungebildete nichts als Hindernisse seines habgierigen Verlangens gewahrt wird; er wird die Umstände mit ruhigem und heiterem Blick ermessen und sich trösten und zufrieden stellen, da wo Jener wüthend gegen die Schranken ankämpft, und sich entweder den Kopf zerbricht oder sie durchbricht, und in die dahinter befindliche Grube der ihn erlösenden Gerechtigkeit stürzt. Die Gesichte des Vergangenen wird den Gebildeten belehren, besänftigen, und ihn in seinem klaren Denken bestärken, während der Ungebildete nur das alte Gift daraus saugt, um es dem gegenwärtigen verheerend anzuhängen. Dem Ungebildeten geht es wie manchem Kinde, der seinen Fehler erst bei der Leichenöffnung ansieht, und sich dann freuen würde, wenn er den früheren krankhaften Zustand vor dem Tode nur noch einmal herbeiholen könnte. So hat Manche seine fränke Freiheit falsch behandelt und geübt, und mit Reue sich den vorigen Zustand zurückgewünscht, um lieber durch die Natur der Sache als durch gewagte Kräfte sie zu kuriren. — Gleiches Recht vor dem Geleite, Menschenwerth, Gerechtigkeit und Bildung, — das sind die vier wahren Stützen der Freiheit.

Was ist der Freieie?

Der Freieie ist der, welcher seine Handlungen im Staate so einrichtet, versteht, daß er das Gesetz mehr für sich, als gegen sich hat. Natürlich muß das Gesetz menschlich, gerecht, wohlthunend und rein von Willkür sein; es hat die Freiheit der Person, der Thätigkeit des Gewerbs, Verhältnisses, der Religion, der Menschenwürde und unschädlichen Handlung im vollen Umfange zu befestigen.

Wer ist der Freieie?

Der Freieie im Staate ist der, welcher nach dem Gesetze so lebt, daß er dessen Anwendung weder für sich, noch gegen sich bedarf. Wer so leben will, muß so viel Bildung besitzen, daß er sich selbst zu leiten vermag, daß er bloß seine richtige Vernunft um Rath zu fragen hat, und daß er durch den Rath seiner Vernunft kein fremdes, gültiges Interesse verletzt. Der Gewählte kann also der Freieie sein; er kann des höchsten Grades der nach dem Gesetze möglichen Freiheit genießen. Alles, was dem Einzelnen erlaubt, seinem falschen, scheinbar verfolgten Gesichte durch Abkühlung, Gemeinheit oder Fügen und Verleumdungen Luft zu machen; Alles was ihm gehattet, thierische Privattraße zu üben, den Mitmenschen zu beschönigen, zu antworten und unverschämterweise herabzusetzen oder lächerlich zu machen; Alles was dem Einzelnen unnötige, Nüttere vor der Meinung, dem Rechte der Menschlichkeit und der Achtung zurücksetzende Vorzüge einräumt; Alles was dem Einzelnen freihält, seinen Vortheil in irgend einer Vergleichung durch Schmälerung

der Rechte und Ansprüche Anderer zu erzielen; Alles was giftig, bedäufend und verderblich auf den ungeschulten Verstand minder Gebildeter einwirkt; Alles was dem Menschen als Mensch oder Bürger willkürlich verleiht; Alles dies ist gegen die wahre Freiheit, gegen das wahre Gesetz. Der wahrhaft Gebildete wird dies Alles weder anordnen, noch billigen, noch befördern wollen. Der Staat, welcher Gesetz und Freiheit achtet, aber beide vor diesen Auswüchsen bewahrt, wird eben so viele acht-freie Bürger als Gebildete zählen, und sich in einer Majestät derselben befestigen, wenn er die Pflicht der Natur und des Rechtes achtet, und durch Vergleichung auf das Wesen seiner Mitglieder im letzten Wiedersehn einwirkt.

48.

Vom gerechten Vorzuge der Bildung.

Der Gebildete kann es demnach dahin bringen, daß er frei von der Anwendung des Gesetzes bleibt. Der Ungebildete dagegen läßt sich leichter durch falsche Verstandesgründe irre führen, und setzt sich häufig der Gesetzesanwendung auf seine Handlungen aus. Jedes ehrenvolle Streben und Verdienst erheischt gebührenden Lohn. Nur den Gebildeten, der es durch rechtliches Streben dahin bringt, daß sein Thun der Allgemeinheit entspricht, muß es daher einen rechtmäßigen Lohn geben. Dieser wird für ihn darin bestehen, daß ihm im Staate ein Vorzug vor dem minder Gebildeten eingeräumt wird. Ich finde jedoch für nöthig hier zu wiederholen: daß ich unter Nichtbildung etwa nicht den niedrigeren, bürgerlichen Stand oder Standpunkt verstehe, und daß es viele Arme und Kanakale gibt, die in der Bildung oft höher stehen, als solche, die bloß den äußeren Anschein derselben, bei falschen Ansprü-

wen des Ranges und Standes, belohnen. Hier haben bloß die Handlungen und nicht der höhere oder niedere Rang zu entscheiden.

Der Staat hat den Gebildeten bei Vertheilungen von Würden oder gelegentlichen Vortheilen vorzuziehen oder zu belohnen. Er hat ihn durch Würdigung und Erhebung seines Verdienstes anzuspornen und ihm eine solche Stellung anzuweisen, von der aus er seine Grundzüge verbreiten und durch Mittheilung nützlich machen kann. Ist der wahrhaft Gebildete arm, so hat ihn der Staat zu unterstützen und ihn nicht in Lagen verfallen zu lassen, die ihn misanthropisch machen. Niemand thut oft weher als jede feinstige Pein, und der Gebildete kann dem Drange der Noth erliegen, und zu Handlungen durch sie hingeworfen werden, die gegen seine eigene bessere Ueberzeugung sind. — Wenn der Staat geheime Kuckucke für nothig erachtet, so sei es nicht, um Verrath an etwaiger momentaner Ueberzeugung des Noththigen zu üben, sondern: um die Gebildeten und die armen Vorkämpfer aufzuwachen, und ihnen unter die Arme zu greifen. Es mag sein, daß sich der Staat mitunter durch schändlichen Undank für Wohlthaten verletzt sieht; allein, ich verbürge es, der wahrhaft Gebildete kann und wird niemals undankbar sein, und: einen geschlossenen Kreis durch Liebe, Würdigung und Anerkennung gewonnener Gebildeter um seinen Mittelpunkt zu versammeln, wird ihn dauernderen Nutzen bringen, als ein Heer selbstthätiger Schmeichler, die ihn beschmeichelnd betäuben, aber ihre Straußfedern in den Aufschweifungen, und ihre Hände in Unthun walden, wenn dennoch Dinge geschehen, die sie als unmöglich verurtheilt hatten.

Nachte Bildung gewährt die sicherste Bürgschaft gegen überhandte, unrechtmäßige Begierden. Je gebildeter also der Mensch ist, um so weniger wird er der Leitung im Staate bedürfen, je ungebildeter, um so mehr. Der Ungebildete wird und soll daher im Staate der mindest Ungebundene sein.

Von der Freiheit der Regierenden.

Die Regierenden müssen, um der Freiheit würdig zu sein, die meiste Bildung besitzen, da sie das Vorbild des Gefehteten sein sollen.

Inhalt: Von der Freiheit der Regierenden überhaupt. Von der concentrirten Gewalt. Vom Vorbilde im Staat. Wer ist des Staates Vorbild? Von der Bildung der Regierungsbeamten. Von der Verantwortlichkeit. Schluß.

50.

Von der Freiheit der Regierenden überhaupt.

Das Schiff des Staates bedarf eines Steuerers und geschickter Seemannen, um vorwärts zu kommen. Weder das Steuer noch der Seemann dürfen festgebunden werden, wenn nicht die Gesellschaft scheitern soll. Ich werde später auch noch auf den Compaß des Staates kommen, den man Verfassung nennt; er ist für eine glückliche Fahrt unerlässlich, aber man kann auch damit noch scheitern, wenn die Reisegesellschaft sich jeden Augenblick in Geschäfte des Fährmanns, von denen sie nichts versteht, mischt.

Wenn die Regierung das versteht, was sie um des Staates willen verdrhen soll, so muß sie in ihren Handlungen um so mehr Freiheit besitzen, je mehr Freiheit sie dem Staate verleiht; denn es ist klar und begreiflich, daß, wenn das

Schiff sich frei bewegt und der Captain geknebelt ist, dieser zur Maschine herabsinkt, die nicht geeignet ist, Sturm und Wetter zu bekämpfen.

Es ist besorgendwerth, daß so viele Menschen die Zeit und ihre Verhältnisse als reine Unterhaltungssache betrachten, und sich, wie bei einem Spektakelstück auf der Schaubühne, von Herzen darüber freuen, wenn es so recht d'runter und d'rüber in der Welt hergeht. Sie lieben die Verwirrung, nicht etwa immer aus böser Absicht; nein! um ihres Vergnügens willen, unbekümmert darum, ob dieses Durcheinander auch Andern gefällt, oder nicht. Eine andere Klasse liegt beständig auf der Lauer, um im Trüben zu fischen, wenn's dunkel wird, und sich mit dem Fange wegzuschleichen, sobald sie ihn haben, ohne Sorge darüber, was die Dunkelheit sonst noch begünstigen dürfte. Schlägt ihnen ihr Vorhaben sept, so werden sie so unsinnig, daß sie endlich selbst nicht mehr wissen was sie wollten, und phantastiren neue Lehren und Grundsätze in die Welt hinein, von denen sie, wenn es verlangt wird, unmöglich eine richtige Erklärung zu geben vermögen. Bald wollen sie das Ganze halb, bald das halbe ganz, und zuletzt wollen sie das Ganze gar nicht mehr, und officiren mit ihrer ansteckenden Krankheit den großen Haufen der Ungebildeten, den sie ins Elend stürzen, ohne ihm ein tüchtiges Heilmittel zur Heilung angeben zu können. Mehr lächerlich als ärgerlich ist es, was solche Menschen sich häufig für Begriffe von einem Staate und dem Staatsglücke machen. Sie sehen recht gut ein, daß der Staat ein Gefes und dieses einen Fetter haben muß; aber dieser Fetter soll wie ein an der Kette liegender Hund sein, den sie necken, noch Uelieben bald hungern lassen, bald füttern wollen, und der sie durch tüchtiges Beißen gegen ihre Feinde schützen soll, ohne etwas anders, als die Gnade dafür erlan-

gen zu dürfen, an der Staatsfeste zu liegen. Wichtig ist es, daß auch oft der umgekehrte Fall eintritt, und daß die Staatsbänke den Bürger an eine solche Kette zu legen versuchen. Wenn es aber diesem erlaubt ist, sich dagegen zu stemmen, warum will man im entgegengesetzten Falle nicht der Regierung dasselbe Recht einräumen? Eine Regierung, die ohne Würde und Macht ist, verdient keine Achtung, und ich würde mich schade fühlen, von einer solchen geleitet zu werden. Daß der beste Regent oder Vetter fehlen kann, ist nichts sehr Unnatürliches; unnatürlich ist es aber, ihm den kleinsten Fehler doppelt anzurechnen, während jeder Andere verlangt, seine Fehler sich nur halb angerechnet zu sehen. Ich denke, hier wäre der umgekehrte Fall oft richtiger. Es ist kein Staat, der nicht Tugendwege hätte, und man muß es dem Führer, der so viele verschiedenartige Wanderer sicher zu leiten, und tausende von Dingen im Kopfe hat, wegen derer die von ihm Geführten sich eben kein graues Haar wachsen lassen, nicht zum Verbrechen anrechnen, wenn er einmal härter urt, als ein Anderer. Noch viel ungerechter ist es, ihn auf den Instinkt herabzusetzen, während man jedem Andern das Recht des Vernunftgebrauches zugesieht. Er soll mit gebundenen Händen Gaden austheilen, und mit gebundenen Füßen vorwärts gehen; die Andern aber wollen frei agiren und laufen, wie's ihnen beliebt. Die Regierung soll als sonnenscheuher Clairvoyant im Schlafe herumtaumeln, und eine Zukunft prophezeien, von der sie im Wachen nichts mehr weiß! Würde man sich auf einen solchen Clairvoyant sicher verlassen können? Ich glaube nicht.

Nein! die Regierung muß vollkommen wach und frei sein, wenn sie geradeaus gehen und die Freiheit Anderer beschützen soll. Ungerecht und verwerflich ist es, eine Anstalt zum Schattenspiele herabsetzen zu wollen, die die Ehre der Nation zu vertreten

dat. Diese Anhalt muß erhaben sein über jede erniedrigende Verkleinerung, und so ungewungen in ihren Ansprüchen, als es die Wichtigkeit des ihr anvertrauten Gutes erheischt. Wenn man ihr die Würde der Leitung dies darum andeuten will, um sie der entwürdigenden Krittellei eines jeden Meinungsversucher auszuweichen; wenn man sie bloß darum ehrent, damit sie von allen Seiten besser gesehen und angezogen werde; wenn man sie erhebt, um sie als Spielball umzuwerfen; wenn man sie mit einer Macht beleiht, die sie nicht gebrauchen darf, und jede ihrer Handlungen dennoch als unrecht anspricht; wenn die Regierung von dem Urtheile der Kaiser- und Würthshäuser sich bestimmen lassen soll; wenn man sie abhängig machen will, um selbst schrankenlos unabhängig zu sein; wenn man sie zur Glückswahrsagerin machen will, aber sie einseitig und ihr auf die Finger klopf, falls sie sich in der That irt; wenn man sie lächerlich macht, da wo sie ernst handelt, und sie für närrisch erklärt, da wo sie mitläßt; wenn sie jedem Eigenden, der an ihrer Stelle sie bloß in Mängeln und Ungerechtigkeiten übertrifft, preis gegeben sein soll; wenn sie ein Gott sein soll, aber ihre höheren Handlungen für teuflisch erklärt werden; wenn, mit einem Worte, die Regierung es Allen recht machen soll, wo Jeder was Anderes will, und sie deshalb für schlecht erklärt wird, weil sie bloß das Mögliche leistet; — so bleibt dem Staats freilich nicht ein anderes Heil, als ein großes Tollhaus oder eine allgemeine Schlachthaus zu werden.

Ob ein, kaum der Schwärze entlaufener, Nachsart sagt: „sie gefällt mir,“ oder „sie gefällt mir nicht;“ der erfahrene, gebildete Mäurer sagt sich mit Recht beleidigt, wenn ein Heer von jungen, aus dem tieferen Philosophen ihm den unfaßlichsten Satzesverstand mit Redensarten einzuweihen will. Wenn

es erst einmal dahin käme, daß der männliche Bürger bei zwölfjährigen Staatsprofessoren in die Schule ginge, so würden bald die Prügeln-Keiche keine Fabel mehr sein.

Die Unabhängigkeit der Regierung hat nur innerhalb des Gesetzes zu bestehen, aber sie muß so ausgedehnt sein, daß sie die Ordnung des Ganzen ungehindert umfassen kann. Frei und selbstständig in der Ausübung ihrer Pflichten, muß sie ihre volle Würde in der ehrenvollen Theilnahme der Nation anrecht erhalten können und darf keinem Zwange, keiner Kleinlichen Jänkelei unterliegen, da wo sie das Interesse des Staates im Auge hat. Sie soll von der nämlichen Gerechtigkeit abhängen, die die Nation anzuferdern hat, aber sie muß die Macht der Entscheidung überall erhalten, wo sie Recht und Gerechtigkeit nicht zu verlegen beabsichtigt. — Sie darf sich so wenig willkürliche Beleidigungen gefallen lassen, als sie den Bürger willkürlich beleidigen darf; sie darf sich nicht beschränken lassen, wo Pflicht und Recht gegen den Menschen sie nicht beschränken. Die Regierung muß frei sein, wie der Staat selbst.

31.

Von der concentrirten Gewalt.

Die Gewalt der Regierung ist eine concentrirte. Alle Kräfte im Staate haben gleichmäßig dahin zu wirken, daß das Wohl desselben von einem Mittelpunkte ausgeht, von welchem aus eine gleichmäßige Rückvertheilung des Nutzens für den Einzelnen und die Gesammtheit möglich ist. Die Regierung im wahren Staate gehet mithin nicht sich selbst, sondern sie gehört dem Staate und der Nation an. Sie ist der Versammlungsort der Interessenleitung Aller, und hat die Ordnung im Ganzen gerecht zu verwalten. Sie hat das Vertrauen der Na-

sien als eine ihr zu Theil gewordene Ehre zu betrachten, aber auch die vollkommene Betrachtung ihrer eigenen Ehre und Würde zu verlangen. Die ihr übertragene concentrirte Gewalt gibt ihr das Recht, das Wohl der Mehrheit der Bürger zu berücksichtigen und die Ueberrückung Einzelner zu verhüten; ihren dahin bezüglichen Handlungen muß die dankbarste Anerkennung gezollt werden. Ferner muß die Gewalt der Regierung durch stätlichen Gehorsam unterstützt werden, wo sie die Beseitigung störender Eingriffe in ihre rechtmäßige Macht bezweckt; sie muß demnach geachtet werden, daß die Würde der Nation nicht unter der Herabsetzung ihrer Vergesetzten leidet; sie muß der Vereinigungspunkt der Nationalgröße sein, und durch das gesetzliche Zusammenwirken aller Rechtlichen im Senate in ihrer Stellung befestigt werden.

52.

Vom Vorbilde im Staat.

Der Staat muß ein mächtiges und einflußreiches Vorbild des Guten und Bösen besitzen, nach welchem der Bürger sich in seinem Thun und Lassen gewissenhaft richten kann. Das Gesetz allein kann ihm hien nicht genügen, in dem es ihn aus Rechte zwar weiset, aber ihm nicht sichtbar im Höheren vorangeht.

Die menschliche Phantasie, ob schon sie gerne unbeschränkt und allein wirkt, duldet doch nichts Lieber, als einen erhabenen Anhaltspunkt ihres Strebens, ja sie sucht sich nach einem solchen, und wird um so leichter von ihm ergriffen, je mehr derselbe geeignet ist, ihr Nahrung zur Begeisterung zu bieten. Das Große, das Ueberragende, wenn es auf der Bahn des Ungewöhnlichen mit sicherem und wohlthuemendem Erfolge vorwärts schreitet, fesselt sie unwillkürlich, und zieht sie übermächtig heran zu sich aus ihren alltäglichen Träumereien. — Die

leuchtenden Strahlen eines aufstrebenden Genius, der sie blendet und überrascht durch die kühne gelungene That, den Kluck überflügelnden edlen Geist, die dauernde einflussreiche Schöpfung seines Hochmuths und seine für Menschenwürde entflammte große Seele, dringen mit siegender Zaubergewalt in ihre schimmernde Sphäre, und reißen sie unwiderstehlich zur Weisung und Nachahmung empor. Rechte Gierse, wahrer Eifer und unantastbare Reinheit des mutigen und gerechten Gefühls vermögen sie fest und innig zu umschlingen, und in den Stürzen hochaufgeschwungener Begeisterung sie zu Thaten zu entflammen, vor denen sie früher schon und im Gefühle der Unmacht zurücktrat. Nichts erlaßt sie kräftiger, als ein reines Verbot, das über die gewöhnliche Menschenbahn sich schaffend und wirkend erhebt, und mit der bannenden Kraft der durchdringenden Wahrheit sich eine neue Welt des Ruhmes dahinstellt, wo nur der alltägliche Gang der schlummernden Zeit in trager Langsamkeit sie ermatten ließ. Nichts bringt sie rascher zur Abwerfung veralteter, schädlicher Gewohnheiten, als der Anblick einer vorausschreitenden Lichtgestalt, die ihr den ungeahnten Pfad der Vervollkommenung eröffnet, und sie im neubetretenen Geleise dem Ziele der erhabenen Seelengröße zuführt; nichts erweckt sie so süße aus Erschlaffung und Unthätigkeit und regt sie zum würdigeren Streben an, als der überwiegende Glanz eines Wirkens, das über die erhellte Sphäre der menschlichen Existenz sich ergießend, den Segen der Aufklärung um sich her verbreitet, und den unsterblichen Schimmer der Wahrheit aus der Tiefe der Zeit aufstehen läßt; das die entfernte Zukunft an die heilige Würde der Gegenwart übermächtig fesselt, und durch die Verbrüderung des Guten mit dem Erhabenen die verderblichen Schläge der Verfinsternung und des Rückschrittes abwendet. Werne und keine Opfer scheuend,

folgt der bessere Mensch dem Rufe, welcher ihm den Lohn seiner Anstrengungen in einer Quelle zeigt, aus der ihm die innere Verußigung über das Glück seiner Zukunft entgegenströmt; er entsagt und duldet, wenn er die Zweifel über die Beachtung seiner Ehre und Würde sich entzogen, und den wahren und festen Willen sieht, ihm die gebührende Stellung im Gebiete der Zeit anzuweisen. Er läßt sich viele Entbehrungen des Augenblickes ohne Murren gefallen lassen, wenn er aus den Handlungen Solcher, die auf sein Loos einzuwirken haben, die sichere und untrügliche Gewißheit hervorgehen sieht, daß man, weit entfernt, ihn in den Hintergrund zu stellen, sich vielmehr bemüht, ihn in seinem vollen Menschenwerthe geltend zu machen, und daß man Schritte zu thun beabsichtigt, die ihm das gewähren, was das Recht, die Aufklärung, die Ehre und die Wahrheit erpischen. Ihm ist es gleich, welchen Namen das vor ihm auftauchende reine Vorbild hat. Aber ächt und rein muß es sein, rein von niedrigem Mangel, rein von Schwäche, Leidenschaft, Aberglaube, Eigennutz, Lärm und stolzem Wahne. Mit liebender Sehnsucht umfaßt er den Strahl des Lichtes, welches ihm in der reinen Helligkeit eines großen, edlen und gewissenhaften Herzens die Morgen- dämmerung des innern Friedens verheißt; feine Seele öffnet sich willig, um die verschlossene Pforte des Vertrauens hinzugehen, wenn ihm dafür das Element seines Heimathlebens; die Theilnahme an dem Glück seines Taseins wird. Selbste Wiefüß der Menschenwürde! Von der Macht der reinen Theilnahme zur sanften Wiege des Seelenfriedens umgesehen, nimmst du den letzten Schmerzeshauch des entzückten und dankbaren Herzens beschwichtigend auf, und senkst es tröstend und beruhigend in den ungestörten Schlummer der Erholung; du lässest dem erscharrten Wanderer den belebenden Duft des wie-

versterbenden Brudlings keiner Gmyfindungen entgegen, und
 leitet ihn aus dem Grosse seines erstorbenden Gefühls in den
 Mai der jungen Hoffnung und des schönen Glaubens an seine
 Giettnatur! Müd und erhebend entleigt du der schwerbesüßte-
 ten Nacht des geheimen Kammers, schenst mit dem Gense
 deines liebesündenden Morgens das finstere Mißtrauen vom
 Herde des Jammers, rußt mit dem Glockentone der Grosse
 muth die schwerverborgene Sehnücht aus der Tiefe der Unt-
 muthigung, und lockt mit dem neuen Sonnenstrale der Grosse
 kenntniß die jungen Blüthen der Zufriedenheit aus dem Schoße
 der freudigen Erwartung! Mögest du, Heldetige, in der Gruft
 aller Sterblichen erwachen, und nimmer scheiden vom Boden
 der Liebe, des Friedens und des irdischen Helles!

Muthig vorschreitend auf dem Wege des reinen Lichtes,
 wird das Vorbild im Staate die Herzen nach sich ziehen, die
 richtiges Gefühl genug besitzen, um das Wahre vom Falschen
 zu unterscheiden, und ohnmächtig wird die wirre Gedankenfülle
 der Bosheit von selbst in ihr Nichts zurücksinken, wo dem
 Besseren ein reines Muster seiner würdigeren Gekimmung vor-
 schwebt. Die weitschimmernde Helle seines Lichternes wird ihm
 die Richtung nach dem Hafen der Ruhe bezeichnen, und er
 wird ihr folgen, ohne auf den Strengefang des ihn umge-
 benden Unverständes zu achten.

53.

Wer ist des Staates Vorbild?

Das würdige Vorbild des Staatsbürgers sei die
 Regierung. Um dies sein zu können, muß sie vor Allem
 Recht, Recht und Geseß in seinem ganzen Werthe achten.
 Schon da sie letzteres zu handhaben hat, darf sie es am wenig-
 sten verletzen. Zudem sie aber das Geseß achtet, muß sie zu

gleich die volle Menschenwürde des Bürgers beschützen, ehren und aufrecht erhalten. Sie soll am Freiesten sein im freien Staate — sei er monarchisch oder republikanisch. — Um aber am freiesten sein zu können, muß sie die meiste Bildung — und ich habe bereits erklärt, was ich unter Weisheit und Bildung verstehe — in sich vereinen. Als höchstes Muster der menschlichen Bildung wird sie sich am leichtesten als Vorbild des Strebens aller Vereinigten bekunden, und um so stuchtbare werden ihre Anstrengungen zur Befestigung ihrer Würde sein. Eine Regierung ohne hohe und edle Bildung, deren Gefühl blos niedere Gellust, Habsucht und gemeinen Rangstolz, deren Wille Unterdrückung und deren Handlungen Leidenschaft und reißbare Schwäche bekunden, ist eine unwürdige und verwerfliche Regierung; sie erzeugt immer den nagenden Wurm des Mißtrauens, verbannt die Gerechtigkeit aus ihrer Nähe und befördert die Erzeugung von Gegenleidenenschaften, die über kurz oder lang ihre zerstörenden Früchte tragen müssen. Um so fester jedoch wird sie, trotz allem feindlichen Bestreben verblicketer Thoren, stehen, je mehr sie diejenigen Eigenschaften entwickelt, welche sie zum Glück und zur Erhebung der ihr anvertrauten Untergebenen entwickeln soll.

Die Mittel zu ihrer ehrenvollen Erhaltung liegen in ihr selbst, wenn die Ansprüche der Bildung in ihr befriedigt sind, und die Klere ihrer Untergebenen wird ihr ein bleibenderes Denkmal in der Meinung setzen, als alle blutigen Heldenthaten des Krieges, wenn sie durch wahre Weisheit sich Achtung zu erwerben vermag. Sie hat alles das Gute selbst und in höherem Grade zu erfüllen, was sie zur Vermehrung ihres eigenen Wohles von Andern verlangt. Glänzen soll sie durch die Strahlen des Rechtes und der Pflicht; sie soll stark sein durch die aufrecht erhaltene Würde und Freiheit der Nation; geliebt und verehrt

durch den Takt eines Bürgervereins, dem ihr aufrichtiges Streben nach Ordnung, Aufklärung und unbedingte Gerechtigkeit einleuchtet; geschützt und vertheidigt durch ein Volk, dem sie sich als würdig zeigt, ihm zum Muster in aller Beziehung der Moral und Sitte, des Gefühls und der Hochachtung, der Erkenntniß und Wahrheit zu dienen. Soll die zusammengefügte Maschine des Staates halten und dauernd wirken, so muß ihre Centralkraft so viel giltiges Gewicht in sich selbst besitzen, als die Kräfte aller Nebentheile zusammen. Ausgerüstet mit den Vorzügen reiner Menschlichkeit und Seelenbildung, die ihr zur Richtschnur in der fortschreitenden Verbesserung der Zeit und ihrer Bedürfnisse dienen, wird die Regierung den unverfügbaren Keim der Fortpflanzung des Glückes und Friedens, welche der Staat erpfeicht, herstellen, und ihre Frucht wird sein: der Nachhall der segnenden Herzen aller Generationen.

54.

Von der Bildung der Regierungsbeamten.

Diejenigen, welche man in einem geordneten Staate unter dem besonderen Namen „Regierungsbeamte“ oder „Staatsbeamte“ begreift, und denen gewissermaßen die Leitung mit übertragen ist, sollen vollkommen den Ansprüchen der Moralität und Bildung genügen. Sie sollen in allen ihren Handlungen die Würde des Staates berücksichtigen, und sich Nichts erlauben, was irgend einen Theil des Glanzen in seinen Rechten oder Interessen verlegt. Sie müssen der ganzen Achtung genießen, die die Regierung selbst verdient; um diese Achtung aber zu erlangen, sollen sie ihre Stellung nicht als wuchernde Vereicherungsquelle beobachten, sondern als ein von der Nation anvertrautes, heiliges Gut, von dem ihre menschliche und bürgerliche Ehre abhängt. Doppelte Ehre demjenigen, welcher,

auf einen Platz hingestellt, von dessen rechtlicher Ausfüllung die Ruhe vieler Tausende abhängt, sein Amt mit reiner Uneigennützigkeit, Bildung und strenger Sitte verwaltet; doppelte Schmach ihm, wenn er die ihm gewordene Macht zur Verhöhnung des Rechtes, Kränkung der Schwächeren, Ausbeutung des Nationalwohlstandes, Erpressung von Kammerpfennigen und Unterstützung der Heuschrecke, des Truges oder der Unwürde, kriechend oder unterdrückend mißbraucht. Der ächte Beamte hat sich nicht bloß als Stütze der Regierung, sondern in demselben, wo nicht in höherem Grade, als Stütze der Nation zu betraachten. Sein Ich, sein Eigendünkel darf bei seiner Stellung nicht ins Spiel treten; er ist ein höheres Werkzeug der Volköinteressen, nicht aber des anmaßenden Selbstglaubens. — Erfüllt der geringste würdevolle Beamte seine Pflichten gewissenhaft, so verdient er gleich große Anerkennung und Verehrung, wie die höchste Obergewalt selbst. Es ist jedoch unrecht, wenn man, wie das häufig geschieht, gewisse Beamte oder Staatsmänner als Vermittler zwischen Volk und Regierung darstellt. Vermittler zwischen Volk und Obergewalt darf es nimmermehr geben; eine solche Vermittelung stellt entweder die ganze Nation, oder die Regierung als kindisch unumündig dar. Die Pflicht in allem und jedem Betraachte kann die einzige gegenseitige Vermittlerin zwischen allen Bräuchen des Staates sein. Wer sie verletzt, der ist für sein Vergehen verantwortlich; die Vermittlung kann das Geschehene nicht ungeschehen machen. Sollte sie auch bloß zur Verhütung einer Rechtsüberschreitung im Voraus eintreten, so können nur Pflicht und Würde entscheiden, nicht Beamtenurtheile. — Es werde dem Verstande des Staates nichts anderes zugemuthet, als was Bildung und Gesetz erheischen. — Nur was ihm gesetzesmäßig obliegt, soll er erfüllen und

war ohne alle Rücksicht auf Neben-Interesse oder die Stellung Anderer.

55.

Von der Verantwortlichkeit.

Verantwortlichkeit ist die natürliche und unerlässliche Genußnahmespflicht für jede verletzende, schädliche oder unrechtmäßige Ueberschreitung der Billigkeit. Der Ausdruck „gesetzliche Verantwortlichkeit“ ist ein unnützer, verwirrender Pleonasmus. Die Genußnahmespflicht ist die einzige wahre Grundlage jedes Rechtes und Gesetzes selbst, und verantwortlich ist der Mensch im Staate für jede unbillige Handlung, auch wenn das Gesetz sie nicht gerade bestimmt ausdrückt, oder sie ausdrücken vergaß. Da es unmöglich ist, die Gesetzesvorschriften mit Einemmale so zu ordnen, daß Alles und jedes mögliche Unrecht darin erschöpfend bezeichnet ist, so würde eine Verantwortlichkeit, deren Vorhandensein bloß durchs Gesetz bestimmt ist, in vieler Beziehung das Recht der Billigkeit aufheben, und einen großen Spielraum zu Straftaten, nicht durchs Gesetz bezeichneten, Uebertretungen natürlicher Rechte lassen. Verantwortlichkeit geht hervor aus der menschlichen, bürgerlichen und nationalen Gewissenhaftigkeit. In sie ist die ganze Regierung, in allen ihren Theilen, Personen und Klassen, hineinzu sehen. Regierung und Volk sollen frei sein, aber nur innerhalb der Grenzen des Gesetzes, der Bildung, der Pflicht und der strengsten, unerlässlichen Verantwortlichkeit.

56.

Z a i u ß.

Eine würdige Regierung setzt die höchste Bildung voraus. Ist sie gebildet und gewissenhaft, so erfüllt sie die Aufgabe

des Staatswechfels, und verdient den Gehorsam — und die unveränderliche Liebe und Hochachtung der Nation, so wie die ungehindertste Freiheit in ihren Verfügungen zum Besten des Staates und die kräftigste Unterstützung gegen jeden unrechtmäßigen Eingriff in ihre Gewalt. Die Regierung aber — ihr Name sei welcher er wolle — soll und muß, ihren obersten Vorstand mit inbegriffen, den Regierten verantwortlich sein, und sie hat sich zu jeder Zeit, wann immer es nöthig ist, der Controle des Gesetzes zu unterwerfen, um, nach Maßgabe ihrer Verwaltung, mit Dank belohnt oder gerichtet und bestraft zu werden.

Vom Glücke des Staatsbürgers.

Der möglichst-unabhängige Mensch ist im Staate der möglichst glückliche. Die Regierung muß streben, den Staatsbürger möglichst glücklich, füglich möglichst unabhängig zu erhalten.

Inhalt: Was ist Glück des Staatsbürgers? Von den Ansprüchen des Staates auf das Wirken des Bürgers. Von der Verletzung der Unabhängigkeit durch die Regierung. Von der Vaterlandsliebe des Unabhängigen. Schluß.

57.

Was ist Glück des Staatsbürgers?

Es existirt kein anderer politischer Gegenstand, über welchen seit ohngefähr einem Menschenalter so viel wäre hin- und hergespritten worden, als über die Frage, worin das wahre Glück des, dem Staate angehörnden Menschen eigentlich bestehe. Viele Schriften, die sie zu beantworten suchten, sind da, aber gelöst ist die Frage keineswegs; dies zeigen alle neuern und neuesten politischen Begebenheiten. Ich traue mir nun durchaus nicht die Geschicklichkeit zu, einer Aufgabe genügen zu können, der so viele gelehrte und erfahrene Personen nicht zu genügen vermochten; ich bitte vielmehr, das, was

ich darüber auszusprechen wage, bloß als meine Meinung und den Ausspruch eines beisehenden Layen zu betrachten.

Eine große Anzahl von Menschen ist der Ansicht: Glückszustand sei eine solche Lage, in welcher uns gar nichts mehr für unsere Zufriedenheit zu wünschen übrig bleibe. Für diese gibt es keinen Rath und keine Besserung, und ich bitte sie, die hiernächst befindlichen Zeilen zu überschlagen, da sie sich jedenfalls mißverstehen werden.

Daß alle Menschen nicht zu gleicher Zeit des nämlichen Wohlstandes und Glückes theilhaftig sein können, wird mir der Vernünftige zugestehen. Die Versuche, die in verschiedenen Perioden gemacht wurden, dieser Ungleichheit durch gleiche Gütertheilung u. s. w. abzuheffen, sind Gänzlich übel ausgefallen. Ich glaube, daß es mit vieler Anstrengung möglich sein dürfte, eine gewisse Anzahl von Bürgern oder eine kleine Colonie in solcher Uebereinkunft zu befestigen; aber einer ganzen Nation oder einem großen Staate diese Verzichtleistung einzutöden, dürfte eben so unmöglich sein, als wenn man z. B. einer großen Nation ein Gesetz aufdringen wollte, nach welchem ein Jeder ohne Ausnahme sich selbst ermordeu müßte, sobald die Gesellschaft es für gut befände. Mit Unmöglichkeiten beschäftige ich mich nicht gerne; also erkläre ich, daß die Frage der Glücksgleichheit solcher Art hier nicht zur Sprache gebracht werden kann.

Unter Glück des Staatsbürgers ist derjenige Zustand zu verstehen, in welchem er, bei Sicherung und Freiheit der Person und des Eigenthums, eines gleichgetrenden Gesetzes und Rechtsanspruches genießt, durch keine unnatürlichen Vorrichtungen sich zurückgesetzt sieht, die strengste Verantwortlichkeit für alle Handlungen der Regierung rechtmäßig fordern kann, und ungetrennt ist in seiner bürgerlichen Thätigkeit

und Industrie, die frei sein muß von trüffender Unterdrückung, von Monopolen und von jeder schädlichen fremden Einwirkung; dabei darf ihm weder die freie Ausübung des ihm zustehenden gehemmt oder entzogen, noch darf er mit unnatürlichen Auflagen zum Vortheile eines Einzelnen im Staate belastet werden. Jede Auflage muß der ganzen Nation und dem ganzen Staate vortheilhaft sein.

Indem dergestalt sein Interesse und die Sicherheit desselben ihm garantirt wird, hängt es nur noch von ihm allein ab, sich durch seine Thätigkeit einen Erwerbssquell zu eröffnen und zu seiner Erhaltung fördern zu lassen. Macht ihm Uebervölkerung, oder die Uebervölkerung gewisser Erwerbszweige seine Erhaltung laßig oder unmöglich, so muß ihm die Ergreifung jedes anderen rechtlichen Gewerbes frei stehen, und bleibt ihm durchaus kein neuer Pfad der nützlichen Thätigkeit im Vaterlande offen, bleibt sein redliches Streben durchaus ohne fruchtbares Resultat, so mag er den letzten Nothweg — den der Auswanderung ergreifen.

Der merkwürdige Zusammenhang in dem Leben gegenseitig verpflichteter Staatsangehörigen zeigt bei genauerer Untersuchung, daß eigentlich jedes Staatsgebäude, auch das beste, immer noch große Mängel zum Nachtheile einer bedeutenden Anzahl Mitverbundener habe, die nicht ganz zu beseitigen sind, so lange der einzelne Mensch selbst Mängel und Leidenschaften hat. Alle angestellten Revolutionen bewirkten bisher nichts weniger als eine Aufhebung jener Ungleichheit erzeugenden Staatsbindungen; sie bewirkten niemals etwas anderes, als die Verüberwälzung der Lasten von einer Schulter auf die andere, und sobald der eine Theil sich nach dem gewaltsamen Versuche erleichtert fühlte, trug wieder ein eben so großer Theil die soeben abgewälzte Bürde. Daher der ewig bleibende Keim

der Unzufriedenheit, die durch nichts anderes zu ersichen ist, als durch weises Verwalten der Vernunft, und durch zweckmäßiges Entsagen solcher Dinge, denen der Vernunft nach entsagt werden kann. Ich würde mich hier auf Auseinandersetzung einzelner solcher Dinge beispielsweise einlassen, wenn nicht ein Jeder ohnehin bei einiger Ueberlegung sie herauszufinden vermöchte.

Man dürfte zu bestreiten geneigt sein, daß die meisten Menschen, die sich unglücklich fühlen, es durch Selbsttäuschung sind, aber es ist dennoch so; unzählige Beispiele beweisen es. Der gesellschaftliche Vertrag kann kein freiständischer sein. Er erheischt Opfer und Pflichten, die in gewisser Hinsicht die Freiheit aufheben, und er kann durchaus nicht ohne solche Opfer und Pflichten bestehen. Man kann ohne sie vielleicht ein Menschenalter hindurch freier und glücklicher sein, aber die nächste Generation wird alsdann doch wieder da sein, wo die frühere im Anfange ihrer Unbehaglichkeit war, und einen Zustand herbeizuführen, der den Lebenden böher stellt, um den ihm nachfolgenden nur um desto tiefer sinken zu machen, kann nicht in der Absicht des Rechtlichen liegen. Verbesserungen des Veralteten und Unzeitlichen müssen staatsfinden, aber nur solche, die dem Wesen und dem natürlichen Verhältnisse des Staatenbundes nach dauernd und bleibend sein können, damit die folgenden Generationen gleichfalls derselben sich zu erfreuen haben. Ich erinnere mich, daß in Seehäfen die Anhaber der Rauffahrtsschiffe, so lange sie im Hafen zur Abfahrt bereit liegen, kostbare Teppiche über die Treppen und Gassaböden breiten, damit die Reisenden durch die aufscheinend sie erwartende Pracht und Bequemlichkeit besser zur Mitfahrt angereizt werden; aber sobald die Anker gelichtet sind, und der Captain die offene See vor sich hat, verschwin-

den diese Herrlichkeiten, und man beschuet sich in einem Schiffe, das aussieht, wie jedes andere. So kommen mir gewisse rebellirende Staatsunternehmer vor, die zur Witsfahrt auf ihren prächtigen, alle Bequemlichkeit versprechenden Schiffen anlocken. Wenn der Angeworbene sicher in ihrer Macht ist, steht er mit Verwunderung die goldenen Verge verschwinden; kein Mensch bekümmert sich auch weiter um ihn, wenn der Sturm losbricht.

Der Staatsbürger kann nichts anderes verlangen wollen, als die gesicherte Möglichkeit, sich durch eigene Kraft, ohne Eingriffe in seine Rechte und seine Ehre, innerhalb der freisinnigen gesetzlichen Schranke zu erhalten, seine Eigenschaften, Kräfte oder Talente anerkannt und belohnt, und seine dem Allgemein-Interesse entsprechende Stellung besetzt zu sehen. Was darüber ist, ist vom Uebel. Vieler die Regierung zur Sicherung dieser Anforderungen aufrichtig die Hand, so thut sie ihre Pflicht, und kann dafür den Grundslag aufstellen: „es ist Pflicht des Bürgers mit dem Möglichen zufrieden zu sein, da der Staatszustand ihm das Unmögliche nicht geben kann.“ Wir brauchen uns nicht mit einer vollständigen Auseinandersetzung darüber zu befassen, wie weit diese Möglichkeit der Gewährnisse von Seiten der Regierung zu gehen habe, und worin sie eigentlich stehe. So viel darf man als wahr und gewiß annehmen, daß in jenen Gewährnissen nicht mehr mit inbegriffen sein kann, als zur Vermeidung von Ungerechtigkeiten beiderseits nöthig ist. Eine Schattenregierung ist so gut, als gar keine, und so wenig es, dem natürlichen Staatsrechtsbegriffe nach, eine absolute Obergewalt geben darf, so wenig darf es eine absolute Freiheit im Staate geben.

Ich glaube daher, daß sich derjenige Staatsbürger glücklich fühlen darf, der sein Wohl und seine Interessen unter der garantierten und gesetzlich besetzten Thematik einer vernünft-

tigen, würdigen und verantwortlichen Regierung vertreten sieht; der jener Freiheit genießt, die der Ansehn eines Mitbürgers auf Ehre und persönliche Achtung zuläßt, und der endlich durch den Willen der Regierung nicht zu Handlungen oder Pflichten genöthigt werden kann, die seinem Rechte, der gesetzlichen Freiheit, seiner Menschenwürde oder seinen Leistungs Kräften entgegen sind.

Hat er eine solche Regierung, so darf er sie nicht zum Spielball gebrauchen, noch gegen sie intrigüiren wollen; seine Regierung muß eine Rechtliche sein; aber eben ihre Rechtllichkeit fordert von ihr, keine vernunftwidrigen Anforderungen zu dulden.

Das, was wir unter Glück verstehen, ist häufig nur ein süßer Traum, und eben so ist auch der Gedanke des Staatsglückes oft nur ein solcher. Es ist gar nicht zu vermeiden, daß sich in gewissen Jahren oder Verhältnissen politische Träumereien der Seele bemächtigen, die wir, unbekümmert um die Zustände Anderer, zu realisiren streben, und besonders stark sind sie in Bezug auf unser eigenes nationales Leben. Wir bilden uns alsdann Ideale des Staatsglückes, ohne zu bedenken, daß, wenn auch diese Ideale zur Wirklichkeit würden, sie doch gewöhnlich in sich selbst die Keime zur abermaligen Umwandlung tragen. Man denkt andere Menschen an die Spitze zu stellen, indem man andere Namen dahin pflanzt. Aber man glaube doch ja nicht, daß es so leicht rein uneigennützig Menschen geben könne, die in jeder Stellung, welche ihnen die gesellschaftlichen Zustände zufällig oder verdient anweisen, so uneigennützig bleiben, als sie zuvor waren. Der Besitz der Macht lockt um Gebrauche derselben, und sollten auch Jahrhunderte vorübergehen, ohne dies zu beweisen, so muß und wird endlich einmal eine Zeit kommen, in welcher die Ver-

wandlung vor sich geht. Würde man aber auch einen Staat zu Stande bringen, der gar keine Leiter als Vorstände oder Verwalter besäße, so ist es gewiß und unausbleiblich, daß in einem solchen sich endlich eine ganze Masse von Machtansprechern aufwerfen würde, sobald nur erst die gute Gelegenheit zur Usurpation sich ereignete; und geschieht dies, so sinkt der Bürger in ein größeres Elend zurück, als er zuvor gekannt.

Der große Pericles hatte nach seiner Erhebung in Athen nichts Gütigeres zu thun, als den geheiligten Areopag zu stärken, und den Staatsrath zu stellen. Griechenlands Archonten, denen man eben so gut Anfangs entgegen gebuhelt hatte, als in Rom den Decenvirn und Triumvirn, waren eben so gut Denkersknechte, als die letztern; die größten Schreier nach Unbeschränktheit wurden damals, als sie an die Spitze kamen, eben so gut die ärgsten Tyrannen und Vulturräuber, als es später die unabhängigkeitspendenden Jacobiner wurden.

Daß eine würdige Nation weder Willkür noch Despotie an der Spitze der Regierung dulden darf, ist gewiß; die Gesamtheit des Volkes ist mehr und steht höher, als der drückende Willkür einzelner Regierender. Daß aber auch nicht jeder selbstsüchtige, ehrsüchtige Verbesserer und Freisheitschreier dazu gemacht ist, der Nation eine bessere Lage zu verschaffen, ist eben so gewiß, und wehe dem ehrbaren Volke, das sich durch verkappte Gaukler betrügen läßt! Leicht ist der friedliche, durch momentane Noth gedrückte Bürger von seinem Verstande, um sich in ein allgemeines Vathad — für die maskirten Pläne niedriger Geister — zu führen; leicht ist seine Vernunft durch Scheingründe nummern, die ihn seinen Wunsch als ein Recht und seine oft selbst verschuldete Noth als eine Folge von Tyrannen erblicken lassen; leicht nimmt er die Verheißungen mißbrauchender List hin, die ihm eine Verbesserung seines Zustan-

des verheißt, um ihn später noch elender zu machen; leicht folgt er der süßen Lockung täuschender Schwindelreien, um, wenn es zu spät sein wird, die verblendeten Augen zu öffnen; ob er aber glücklicher an seinen Herd zurückkehrt, als er ihn verließ; ob sein Gewissen ruhiger sein wird, wenn die Opfer des Ehrgeizes gegen ihn um Rache schreien; ob er seinen Zustand verbessert sehen wird, wenn er die Haut zur Bekleidung seiner listigen Verführer hergab, und nichts dafür zurückerhielt; ob er durch seinen Schwindel sich fester und sicherer gestellt hat, wenn er als unnütziges verbrauchtes Werkzeug der Täuschung nach der Erhebung seiner selbstsüchtigen Fremde wieder bei Seite geschoben wird — das ist eine wohlüberlegende, wichtige Frage.

Das sogenannte Gleichheits-Prinzip hat schon so oft in seinen Fesseln sich Lügen gestraft, daß es in der That zum Ersauern ist, wie noch immer Tausende von Menschen, trotz der glänzendsten Erfahrung, sich können hinter's Licht führen lassen. Aber es ist zu begreifen, wenn man bedenkt, wie gerne der Mensch sich überreden läßt, daß er immer noch mehr erhalten könne, als er schon besitzt. Man pflegt leicht über das hinweg zu blicken, was man bereits errungen, und „je mehr Aenderungen, um so mehr Forderungen,“ sagen die Mikstpropheeten. Ferne sei es von mir, der hochgestellten Schlechtigkeit und regierenden Blindheit das Wort zu reden, aber eben so wenig mag ich auf die Seite des nationalen, thierischen Uebermuthes treten.

Man ist so weit gekommen, Alles ins Lächerliche zu sehen, was man nicht mit Gründen widerlegen kann. Das kann aber den ruhigen Denker nicht von seiner ersten Bahn ablenken. Möge sich doch bisweilen eine gewisse Klasse ganz unersättlicher Weltverbesserer an die Stelle derjenigen setzen, die sie oft selbst dann noch Tyrannen hielten, wenn sie bereits

Alles, was nur immer das Menschenrecht fordern kann, geben müßten, und möge sie dann offen sagen, was sie an deren Stelle thun würde? Wißt ihr nicht, daß Dienstmädchen, die später selbst Hausfrauen werden, oft am liebsten gegen ihre Diensthoren handeln? Aber freilich, ihr denkt nicht gerne an die Wahrheit, um nicht vor euch selbst zu erschrecken.

Ich rede hier nicht von denjenigen Unglücklichen, die leidend unter der großen Faust des blinden Absolutismus sich gewungenerweise aus ihrer trostlosen Verweisung aufrufen, und sich das Recht verschaffen, welches man ihnen despotisch und willkürlich verenthält; ich spreche ihnen so wenig das Recht der Selbsthilfe ab, als es ihnen jemals die gesunde Vernunft absprechen wird. Aber von denjenigen rede ich, welche, trotz dem, daß die Schranke der Willkür im Staate errichtet, und der Bürger mit der ihm zustehenden Garantie bestellt ist, aus gemeiner Habgucht ihn gegen das Gesetz anzuweizen, und ihn ins Glend zu stürzen versuchen, um ihr eigenes Schwächen während der Hinderniß ins Trockene zu bringen; von denen rede ich, die anmaßend genug sind, ihre Meinung zu Meinungen da aufzudringen, wo die Regierung bereits zur Aufklärung gelangt ist, und Hand in Hand mit den Erfordernissen der Zeit vorwärts schreitet; sie, denen nichts recht ist, als das bürgerliche Durcheinander, während welchem sie krahlen und plündern können, sie darstellen wie sie sind, wage ich keine Ehen. Sie sind jene verheerenden Quackalber, die ohne einen Begriff von politischer Anatomie zu haben, bei dem heiligen Gebräusen des Staatskörpers gleich mit dem Messer bei der Hand sind, um zu schneiden, sich wenig darum kümmernd, ob nicht vielleicht gerade durch ihre Quackalberei eine ewige Verkrüppelung aus einer momentanen entstehe. Sie

sind jene arroganten Handlanger der Rebheit, die ohne jemals eine richtige Idee von der politischen Baukunst erlernt zu haben, an allen Volkstempeln herumspuketen, und sich einen Vorbeerkranz zu verdienen glauben, wenn sie den neuen Märkel ihres ehrgeizigen Wahnsinnes dawider werfen, und dann den Leuten weiß machen, daß sie einen Grund gelegt, und einen festen Bau angeführt hätten. Wahrlich! wer solchen Propheten ein geneigtes Ohr schenken kann, dessen Gehirn muß ziemlich weit von seinem Ohr entfernt liegen. Männer, die mündig sind, werden sich auch wohl hüten, die angebotene Brüderschaft von ihnen entgegen zu nehmen. Man braucht eben kein Teleskop, um solche allfällige Erscheinungen zu durchschauen. Es dürfte blos einem Staate einfallen, einige haare Millionen zur Befestigung solcher „unparteilich Liberalen“ zu verwenden, und sie würden, wie die Mücken aus der Luft, von ihrer Höhe in die Arme der absolutesten Staatskasse fallen.

Nein, meine Freunde! Haß und Schmach der Tyrannie, aber auch Haß und Schmach den heuchlerischen Verfechtern der blinden Anarchie! Fragt die Geschichte, wann jemals sie ein dauerndes Glück herbeigeführt haben; fragt euer Innerstes, ob ihr frei von Neue bleiben könnt, wenn auf den Trümmern eurer Ruhe, statt des erwarteten Glückes, die derbe Hand der wilden Schrankenlosigkeit euch entgegentruft, wenn man eure Gesetze zerreißt, euer Eigenthum verschleudert, eure Verdienst dem eines jeden Straßenräubers gleichstellt, eure Ehre in dem Allgemeinbegriffe der Citoyon-Lugbrüderschaft auflöst, eure Würde gleichgültig betrachtet, eure geistige Anstrengung als populäre Logikbühnerschaft behandelt, eure Töchter als nackte Naturgötter umherführt, eure Genüßung durch ungebildete, gemeine Hatzwilde Hofmeistern löst, und eure

Interessen dem Hohngelächter der Gleichheit preisgibt. Er verachtet es; geht einen Augenblick mit jenen Weltverbessern, die euch halb klassisch und halb romantisch ruiniren wollen, und seht, wohin sie euch führen. Die Klassiker wollen euch Federgeld und schwarze Suppe geben, euch öffentlich geisteln, um euch zu guten Marionetten-Heiden zu machen, euch euerer Güter theilen lassen, um den fettesten Boden für sich zu behalten; euch Trümmern setzen, um sich Nachschlüssel zu euren Schranken auszubitten; kurz, sie wollen euch zu den freiesten Sklaven machen, die man sich nur denken kann. Die Romantiker sind noch viel edelmüthiger; sie wollen euch Ritterrüstbräue bauen, um euch ins Burgverließ zu stoßen, euch Wehingerichte geben, die euch erst das Haar vom Kopf und dann den Kopf vom Rumpfe scheeren, euch zum Weinpumpen setzen lassen, um ihn euch wegzutrinken, oder sie wollen das Alernerste: euch den Staat zum Markte umbilden, auf den sie ungehindert ihre faulen Früchte bringen dürfen, die ihr entweder kaufen, oder aus purer Freiheit, euch todtschlagen lassen müßt. Geht zu, wenns euch behagt; sie nennen das Staatsglück.

Ich meine jedoch, es gibt ein besseres Staatsglück. Von der Wildheit unserer Urväter bis zu unserer Civilisation bedurfte wir mehrerer Jahrtausende; wie? sollten wir den Rückführung von der Civilisation zur Wildheit mit Einemmale, mit einer einzigen kurzen Wendung vollführen? Dazu bleibt uns immer noch Zeit genug. Dann wollen wir uns hergeben, wenn erst Einmal unsere Ehre wieder so tief gesunken sein wird, daß sie sich schämen muß, der Wahrheit frei ins Gesicht zu blicken. Setzt euren Stolz darin, einer unantastbaren Menschenwürde vor dem despotischen Uebermuthe herrschsüchtiger Willkür zu vertheidigen; aber halt; auch müßt ihr darauf sein, die Anforderungen jenes unzufriedenen Egoismus mit

gebührender Verachtung würdigen wollen, der auch in die Schule zurücksenden will, die ihr verleiht, noch ehe er geboren wurde. Seid frei mit Würde, dann seid ihr so glücklich, als man es im Staate sein kann.

58.

Von den Ansprüchen des Staates auf das Wirken
des Bürgers.

Wir werden darauf kommen, was der Staatsangehörige, welcher in seinen Handlungen der Vernunft und Pflicht genügt, von denen, welchen die Regierung anvertraut ist, fordern kann. Vorher einige Worte über die Ansprüche, zu denen die Regier-
ter oder Leiter befugt sind.

Die Leitung des Staates ist von der Regierung als ein ihr vor der Ehre der Nation anvertrautes Amt zu betrachten; sie ist mithin als diese Ehre vertretend und in sich begreifend zu behandeln, und hat vor Allem die Aufrechterhaltung ihrer eigenen Ehre zu fordern. Jedes Begehren der Staatsregierung, welches diese Aufrechterhaltung innerhalb der Schranken des Gesetzes bezweckt, muß erfüllt und den darauf sich beziehenden erlassenen Bestimmungen muß Gehorsam geleistet werden. Die erste und Hauptpflicht des Bürgers ist: Gehorsam gegen alle Verfügungen der Regierung, die ihre eigene Ehre und die der Nation nicht ungesetzlich verletzen. Die Ehre der Nation ist basirt auf unantastbarem Menschenrecht. Zunächst diesem Gehorsam folgt die Pflicht des Bürgers: den seinen Kräften angemessenen Beitrag zur Deckung der im Interesse der Nation notwendigen Staatsausgaben zu liefern. Ich sage „den seinen Kräften angemessenen.“ Denn außerdem, daß eine Ent-
hebung von dieser Leistung für Einzelne als Verwerthung nicht existiren darf, vielmehr ein Jeder ohne Ausnahme bei

den Stützbeiträgen theilhaftig sein muß, so hat auch der Begütertere, je nach der Größe seines Besigthums, einen höheren Beitrag, als der minder Begüterte zu liefern. Das ist ganz der Natur des Staatsverhältnisses gemäß. Denn, indem der Staat einen Jeden demaßen in seinem rechtlichen Erwerbe schützt und befördert, daß es dem vom Glück mehr Begünstigten möglich wird, durch die Thätigkeitsverweigung aller Staatsangehörigen sein Besigthum zu erhalten und zu erhöhen, so steigt in dem Maße der Vericherung die Dankeschuld des Reichern gegen den minder Glücklichen, welcher durch seine Anstrengung ihm mittelbar zum Gewinne verhilft; mit Recht fordert daher der Reichere die Abtragung dieser Dankeschuld dadurch, daß die ihn treffende Last zum Theile auf das größere Besigthum übertragen werde.

So lange Staatsangehörige vorhanden sind, welche den Abgang des nöthigen Beitrages durch ihren Reichtum zu decken vermögen, so lange muß der Staat von ihnen den ausgleichenden Beitrag fordern. Der Staat hat ferner zu verlangen, daß das Wirken des Bürgers in jeder Beziehung mit dem National-Interesse conform, und überall so beschaffen sei, daß die Regierung für ihre Sorgfalt in der Treue und Anerkennung des Bürgers eine hinreichende Belohnung finde. Sie kann dem Bürger alle Schritte und Handlungen verbieten, die gegen sie oder den Staat ungerechterweise gerichtet sind, und kein Einzelner im Staate hat sich unbefugt eine Meinung oder Entscheidung in Dingen anzumachen, die das Allgemeine weht betreffen, und deren Vertheilung gesetzlichswelse der Regierung anhebt. Wo sie gesetzlich recht und billig handelt, daß sich Niemand eine Schwächung ihrer Macht, oder einen Angriff an ihre übertragene Befugniß erlauben, und selbst, wenn ein Einzelner sich anstößend in einem Privatvortheile

zurückgesetzt sehen sollte, darf er sich, sobald das Gesamt-Interesse ins Auge gefaßt ist, keine Widerrede gestatten. Die Regierung kann jedes gesetzmäßige Exter verlangen, was sie für die Natur handelt. Gehör und Gehorsam dem Gesetze und der rechtschaffenen Regierung, sei des Bürgers Wahlpruch.

Es gibt, besonders heut zu Tage, Staaten, in denen, trotz dem, daß alle Verhältnisse der Nation geordnet sind, sich ein Theil der Bürger eine Lust daraus macht, mitunter das offenbar Gute, welches die Staatsleitung anordnet, zu verleumden und herabzusetzen. Solche Menschen sind gekunkelt genug, den heiligen Bau einer gebildeten Nation zum Gemüthshause herabzuwürdigen, in welchem sie als politische Possenreißer alle Theile und oft sich selbst zum Besen haben. Leider wird dies schmachthafte Spiel, welches sie mit ihren Mitbürgern treiben, von diesen nicht immer sogleich im rechten Lichte betrachtet, und daher entstehen oft Zwistigkeiten, durch die weder die Leitung noch das Land etwas gewinnen, sondern nur ein kleinerer Theil von unverschämten Mißbrauchern des Volkvertrauens sich bereichert.

Wenn man sich in solchen Fällen im Geiste an die Stelle der Regierung setzt, so kann es uns nicht wundern, daß sie bisweilen um so hartnäckiger auf ihrer Würde besteht, je ungerechter man ihr dieselbe zu schmälern sucht. Die Herrn Gemüthskranken vergehen dabei ganz und gar, was es mit einem geordneten Staatsverhältnisse für Verwandniß habe, und, indem sie dann gewöhnlich drei Vierteltheile der Nation in Egoisten machen, denen weder Ehre noch Ruhm aus ihrer Rolle erwächst, wissen sie listig genug die Schuld auf die Direction zu schieben, wenn sie schlecht spielen, und das Zirkeln angedrückt wird. Dies kann natürlich nichts anderes bewirken, als

daß Nation und Regierung, deren Ehre eine und dieselbe ist, sich als feindliche Parteien gegenüber treten, und daß Beide verlieren, wenn der eine Theil auch wirklich siegen sollte. — Oder, wird der Bau etwa sicherer, wenn man ohne triftigen Grund gleich das Dach herunterreißt? Wird er besser, wenn das Dach bleibt, aber die Wände einstürzen? Ich denke doch, es gehört eines zum andern, und beides muß zu einander richtig passen, wenn das Gebäude seinen Zweck erfüllen soll. — Staat, Volk und Regierung müssen sein, wie ein schön gestalteter, blühender und fruchttragender Baum, durch den von der feinsten Wurzelfaser bis zur äußersten Wipfelspitze Kraft und Leben gleichmäßig strömen. Der Wipfel muß fühlen, daß er ohne Wurzel und Stamm nicht oben auf stehen könne, aber der Stamm muß auch wissen, daß er ohne Kraft und Schönheit des Wipfels ein schlechtes Aussehen haben würde. Fliegende Würmer dürfen an keiner Stelle geduldet werden, denn der Wurm frisst oben oder unten — er frisst überall weiter und tiefer.

Vertheidigung der Würde seiner (verfassungsmäßigen) Regierung, Bekämpfung jedes anmaßenden Eingriffs in die gesetzliche Gewalt derselben; Nachgiebigkeit gegen ihre Wünsche, wo sie der Ehre des Volkes nicht entgegen ist, Vertrauen gegen ihre, die Interessen des Staates wahrhaft befördernden Anordnungen, Beachtung ihres höheren Standpunktes in jeder Hinsicht, Unterstützung ihrer Forderungen, die die Nation ohne Schaden an Recht und Eigenthum erfüllen kann; alles dies ist Pflicht des Bürgers, der auf den Namen eines vernünftigen Staatsmitgliedes Anspruch machen will.

Wo er unbekümmert seiner Würde den Wünschen der Obern nachgeben kann, muß er dies thun; denn es ist ehrenvoller

für die Nation, sich durch Nachsichtbarkeit in unbedächtlichen Dingen die Regierung zum Lunte zu verpflichten, als sich wie ein skändliches, unartiges Kind zu gebärden, das über Alles weint und schreit, ohne zu wissen, warum; es ist der Nationalwüthe angemessener, gegen die Regierung großmüthig und bereitwillig zu handeln, als sich durch ein unnütziges Ginz und Herzerren von Mir und Dir zum Gekochte zu machen, da wo es in des Volkes Kräften ist, ein vielleicht außergewöhnliches, aber das Volkerecht nicht beeinträchtigendes Verlangen der Behörde zu erfüllen. Ich wüßte nicht worin denn gerade das Nützliche für den Bürger liegen sollte, wenn er bloß um zu zeigen, daß er zanken kann, über Dinge streitet, die an und für sich, um sie zur Streitfrage zu erheben, eben keine heldenmäßige geistige Anstrengungskraft erfordern. In Kleinlichen Zwischigkeiten gehört eben so wenig ein großer Verstand, als dadurch die Unsterblichkeit des Verfassers errungen werden dürfte.

59.

Von der Beförderung der Unabhängigkeit durch
die Regierung.

Der Mensch ist um so glücklicher, je unabhängiger er ist. Die Regierung, die ehrlich denkt, findet leicht die Mittel, die gesetzliche Unabhängigkeit der Nation, so weit es nur immer das innere und äußere Verhältniß des Staates gestatten, herzustellen. Diese Herstellung ist die erste und heiligste Pflicht der Regierung. Sie muß das Interesse des Volkes aus allen Kräften befördern, und mit Recht tadelt der von ihr geleitete Mensch im Staate: daß sie ihn so insbesondere mit seinem bürgerlichen Zustande mache, als er es innerhalb der Schranken des Gesetzes und der Ordnung verlangen darf. Seine Person, seine

Thätigkeit und sein Erwerb dürfen nicht der mindesten Hindernissen Gewalt unterliegen, er muß frei sein, wie die Regierung selbst, und sie hat das Geseß zu achten, gleich ihm. Alles unnatürliche Vorrecht, alle Monopole und ungerechte Beschränkungen sind im wahren Staate verwerflich; die Industrie des rechtlichen Bürgers muß ihren ehrenvollen Lohn ziehen können, ohne im Allermindesten durch die Regierung gehemmt werden zu dürfen. Das Geseß muß es sein, dem der Staatsbürger seine Glück verdankt, und darum muß ihm durch die Regierung Alles das gestattet sein, was im Staate ohne Beeinträchtigung der Allgem. Interessen und des Privatrechtes bestehen kann.

So gut die Oberen im Staate vom Bürger die Verächtlichung ihrer Würde und Macht fordern dürfen, so gut auch darf der Bürger verlangen, daß keine Fesseln der freien Thätigkeit ihn binde, wo er die Achtung gegen seinen Mitbürger und die Staatsbehörde nicht außer Augen setzt. — Die Regierung muß wissen, daß sie um so glänzender dasieht, je glücklicher das Volk ist, über welches sie regiert; je freier sie also das Volk macht, um so erhabener wird sie in den Augen der eignen Nation und der andern Völker sein. Die Regierung eines leidenden oder unglücklichen Volkes kann keine Anerkennung ihrer Würde bezehren, und Niemand, der auf Ohre Anspruch macht, wird sie achten. Sie pflanzt das Licht des freien Selbstgefühls in die Herzen der Nation, und die Frucht dieser Pflanze wird unumwandelbare Liebe und Treue gegen sie sein; sie erhebt den Menschen als Mensch aus den Fesseln des Zwanges, und er wird den letzten Noth seines Lebens und seiner Kraft ihr freudig zum Opfer bringen; sie werfe den beglückenden Strahl der Unabhängigkeit in seine Seele, und er wird zum Verfechter ihrer höheren Stellung erstehen, und im Kampfe gegen

freunde Feinde sie mit dem lezten Blutstropfen beschützen; sie gewähre ihm das Menschenrecht in seiner vollen, unerschütterlichen Ausdehnung, und sein Arm wird ein lebendiger Pfeiler sein am Staatsgebäude, und es tragen helfen, so lange ein Athemzug ihn belebt; sie gebe dem Volke, was des Volkes ist, und Nichts in der Welt wird im Stande sein, es von ihr wegzureißn; sein Opfer wird ihm zu schwer fallen, ihr seinen Dank zu zollen. — Glückliche Regierung, die im Danke des beglückten Volkes ihre Befestigung und in seiner gesetzlichen Unabhängigkeit ihre eigene Reinigkeit erhält! Ein hochragender Fels unter Felsen, schwebt sie, gestützt durch deren unzerstörbare Kraft, in der schwindelnden Höhe, und lacht des Sturmes, der neidisch und ehmüchtig an der Vereinigung der gegenseitigen Macht zerschellt; eine riesige Eiche unter Eichen, streckt sie das Haupt ins Licht der Sonne, sieht die Wellen des feindlichen Uebermuthes gewaltlos über sich brechen, schlägt sich, tief im heimischen Boden, mit ihren Wurzeln um die Verbrüderung der liebenden Nachbarn, und steht fest, wenn ferne der Ocean ganze Wälder in die Nacht des Unwetters hinaus-schleudert.

Nur die Kraft, die aus dem Bewußtsein des Jochwillens entspringt, ist eine starke und dauernde. Die Regierung gebe sie der Nation, und der Staat wird das werden, was er im Reiche des Möglichen sein kann und soll.

60.

Von der Vaterlandsliebe des Unabhängigen.

Der Mensch liebt sein Vaterland niemals darum, weil er darin geboren ward, sondern um der heimathlichen Genüsse und Annehmlichkeiten willen, die es ihm bietet. Gewährt ihm sein Vaterland weder Annehmlichkeit noch Freiheit, und er ist den-

noch daran gezwungenemassen, durch Tyrannie, Gewalt oder Verhältnisse, gebunden, so ist sein Herz für ihn ein Herz des Unglücks und der Verzweiflung, und seine Thränen lösen den Fluch in jede heimatliche Scholle, auf der er elend sein Brod genießt. Schreckliches Loos, an den theuern Namen Vaterland nicht durch Schlacht und Blut, sondern durch gewaltthame Nothwendigkeit geißelt zu sein, und auf den heimischen Auen die Wagn des Jammers von der Wiege bis zum Larze durchwandeln zu müssen! Entsetzliche Bestimmung, das Gefühl der Vaterlandsliebe nicht einmal gleich dem Thiere, das in seiner Hone glücklich ist, anständig genießen zu dürfen, und den Mutterstern verweihen zu müssen, der uns einer Heimath übergab, wo nichts als unbefriedigte Hoffnung und um Parthengedanke ward, nichts alsummer und an der Pforte des erwachenden Verstandes erwartet, nichts als das Gland der bittersten Abhängigkeit unser kümmerliches Brod wärmt, nichts als der marternde Gedanke, das willenslose Werkzeug der herrschenden Raune zu sein, uns über die lange Kettenbahn des freudeleeren Drients ins peinigende Greisenalter schleppt; wo das wahre Gefühl unter der Hebermacht behutsamer Herren und Schergen verkommen, und der nagende Grimm sich unter der blutigen Peitsche der Willkür in erzwungene Kohnweisungen und mühselnde Dankeshwerte umwandeln muß; wo die eiserne Macht des Reichthums unsern Willen vernichtet, unsere Vernunft erstickt, unsere Bewegung zerstört und hemmt, unsere Würde verkauft, unser menschliches Blut nach Maß und Gewicht abschägt, um unsere Anstrengung, sollten wir auch den letzten Lebenshauch verschwenden, mit dem leeren Reflexen des erbärmlichsten Geistes als schuldigen Tribut der Unterwürfigkeit hinimunt; wo die finstere Pein der Entwürdigung und des gewaltthamen Unwerthes uns geißelnd in die Tiefe zerfleischender Ompfindung

gen hineinragt, um uns den hundertfachen Tod der beweinenswürdigen Selbstverkenntnis sterben zu lassen, und in neuem Jammer wieder hinausreißt in die unendliche Wüste sinnreicher Qualen, und uns flüchtweise von der Bahn der Lebensfreude abfallen läßt, bis wir endlich, verlassen, verachtet und ohne Rath, in die leuchtige Nacht des Grabes hinabsinken, und in dem letzten Seufzer die Frage der Verzeihung an die Gottheit richten: ob das eines Schöpfers Wille gewesen sei, uns, als ein süßendes Nichts, in die Heimath des Verderbens zu schleudern?

Nein! wer mir sagt, daß Jemand in solchem Zustande sein Vaterland verehren könne, der lügt oder redet irre!

Aber glauben will ich dem, welcher mit kindlichem Jauchzen seine Arme gegen ein Vaterland streckt, auf dessen segensreichem Boden ihm freudig lächelnd die süße Frucht der unabhängigen Menschenwürde zuwinkt; auf dem der Friede des freien und beglückten Herzens ihn zum Tempel des Gefühls hinreißt, und der helle Strahl des Geistes ihm die wohnigen Empfindungen der menschlichen Anerkennung in die Seele pflanzt; theilen will ich den Jubel desjenigen, der ein Vaterland umschlingt, das ihn den Kummer vergessen lehrt, und ihm in dem Schoße der Freiheit, Milde und Menschenliebe, die Palme süßen Seelen Glückes, entgegenreicht; das ihn auf den Schwingen des unbefchränkten Hochgefühls, über den kleinlichen Herrscher-Überrauth und den Morast der Unterdrückung hinweg, dem Himmel der Herzensverbrüderung zuträgt, und ihn ruhen läßt an der Pforte der Theilnahme, um ihn, erheben und gestärkt, in die unvergänglichen Hallen des unsterblichen, höchsten Vorsehens zu leiten; das ihm die Wägen der Aufklärung und Rettung im Sonnenschimmer des Rechtes und der Wahrheit bietet, und — leuchtend im ewigen Strahle der

innern Zufriedenheit — ihn beseligt in dem Gedanken: sein ungehemmtes Menschen Glück an der Grenze des heimatlichen Bodens abschließen, und nichts wünschen zu dürfen, als dort die Fackel seines Lebens ausgelöscht zu sehen, wo er aus der Wiege an's Herz der Vernunft und des Vertrauens eilte, und wo sein Grabeshügel, sich kränzend mit den Cypressen theilnehmender Erinnerung, umgeben ist von den Wohnungen der Lust und den sanftwallenden Strömen der Dankespränen beglückter, freier Mitbürger!

Verzauerndes Gefühl der reinen Vaterlandsliebe! Uns bannend an die Fluren der Kindheit, lockst du uns vom fremden Boden mit unwiderstehlicher Mägewalt an's Herz der Heimath, ziehst uns mit verzehrender Sehnsucht nach den Glauen der jugendlichen Erinnerung, und selbste auch des Nordpols ewiges Eis die heimatlichen Gefilde decken, selbste auch nimmer der sanft bethaute Kelch einer duftenden Blume sie schmücken, die Freiheit verwandelt ihren leblosen Winter in ewigen Frühling, das Menschenrecht überdeckt die eiserne Hülle und besäet sie mit lachenden Herzensblüthen; die Theilnahme macht sie zum Paradies, und das greise Haupt der Ältern, das frei am Herde der Armuth sich in ungestörten Schlummer wiegt, ruht und mächtiger hin zum Vaterhause, als das freundliche Grün eines Gebietes, auf dem die Zensur der Knechtschaft den Purpurhauch der Rose zum bleichen Ueberzuge des lebendigen Todes umhüllt; deine Macht vercheucht den nagenden Zweifel aus der Seele des unabhängigen und glücklichen Bürgers; sie führt ihn zwischen den Schranken des Gesetzes und der Ehre in die Keme der Pflicht, und erleichtert ihm die Wärdn menschlicher Schwäche im Gefühl seines Werthes; sie erhebt sein Schwert gegen den fremden Feind und begeistert ihn zum unüberwindlichen Muthe auf dem Wege der Gefahr, um ihn zum Schutze

seiner freien Regierung und seiner eigenen Rechte zu entflammen. Wo du, allmächtige Vaterlandsiebe! die Gluthen des Lichtes und in die Brust senkst, da möge der Wahn und immerhin mit den Blicken der Verführung umschleichen, wir werden ihn über die Pfade der freien Heimath mit riesigem Arme hinwegjagen und an der Grenze des Vaterlandes ihn mit dem Wipe der Irene zu Boden schlagen; wir werden ihm sagen: Riche hin und fliehe von unsern Hütten, denn wir sind glücklich im Schoße freier Wahrheit! und zerschmettert von der Kraft unserß unerschütterlichen Bewußtseins, wird er nimmer es wagen seine hohle Larve vor dem Tempel unserß Glückes aufzustauen.

Rege, du Göttliche! deine segnende Hand auf's Haupt der sterblichen Menschheit und beseelige sie zum ewigen Frieden, indem du den unauslöschlichen Strahl des Rechtes über alle heimatlichen Thore der Völker dieser Erde anziehst!

61.

S c h l u ß.

Die aufrichtige Liebe zum Vaterlande und zum Gelebe ist das festeste und würdigste Sicherungsmittel der Ordnung und Ruhe im Staate. Diese Liebe wird am innigsten erweckt in der Brust des glücklichen Staatsbürgers. Da nun der Mensch sich um so glücklicher fühlt, je unabhängiger er ist, so muß die Regierung, die rechtschaffen sein will und Ordnung im Staate wünscht, den Bürger so frei und gesetzlich unabhängig machen, als es sich nur immer mit dem Wohle der ganzen Nation verträgt.

Von der geoztylichen Beaufsichtigung des Gedankens.

Der Mensch ist von Natur aus leidenschaftlich und sein Interesse erweckt seine Leidenschaften. Der Gedanke, als Haupttriebfeder unserer Handlungen, soll am mindesten durchs Gesetz gebunden, aber er darf nicht völlig ungebunden sein; der leidenschaftliche Gedanke verletzt am härtesten die Pflichten gegen den Mitbürger.

Inhalt: Von der natürlichen Leidenschaft. Von der Schädlichkeit der Leidenschaft. Vom leidenschaftlichen Hass. Vom gehässigen Gedanken. Schluss.

62.

Von der natürlichen Leidenschaft.

Jedes eifrige Streben nach Etwas ist an und für sich die Aeußerung einer Leidenschaft. Der Mensch ist von Natur aus zum eifrigen Streben nach Dingen außer ihm geneigt, mithin ist er natürlich-leidenschaftlich. Der nach Verbesserung seines Wohles strebende Mensch steigert immer sein Interesse für das Wohl; sein Interesse lenkt sein Streben, folglich erweckt es seine Neigungen und Leidenschaften. Da nun das Interesse des Staatsbürgers der Nüchternheit des Gesetzes unterliegt, so müssen auch seine Leidenschaften derselben gesetzlichen Schranke unterliegen.

Im Staate gehören unsere Bestrebungen und Leidenschaften nicht mehr völlig uns selbst, sondern zum Theile der ganzen Nation an, denn unser eigenes Wohl ist im wahren Staate innig mit dem der Nation verflochten. Die Nation fordert also mit Recht von jedem Einzelnen, daß er seinen Neigungen die Schranke der Billigkeit, des Rechtes und der Achtung setze. Diese Beschränkung ist im Staate unerläßlich und sie kommt dem Einen so gut zu Statten, wie dem Andern. Freilich hat der Staat nicht bloß die Heftigkeit der Neigungen gegen ihn und die Regierung, sondern auch die gegen die Privat-Ehre des einzelnen Bürgers gerichtete zu beaufsichtigen. Eine Regierung, die alle gegen sie gerichteten Anfeindungen bewacht, aber gestattet, daß ich öffentlich einen rechtlichen Privatmann verunglimpfen oder durch Falschsetzungen öffentlich kränken darf, kann auf den Namen einer würdigen Gesezeshandhabung keinen Anspruch machen. In seinem rechtlichen und unschädlichen Bestreben muß der Privatmann derselben Achtung und desselben Schutzes genießen, wie der ganze Staat.

63.

Von der Schädlichkeit der Leidenschaft.

Der Uebergang von Leidenschaft zu Leidenschaftlichkeit ist so unmerklich und leicht, daß oft, ohne daß wir es selbst vermuthen, unsere Neigungen die Billigkeit überschreiten. Leidenschaftlichkeit der Neigungen ist fast immer schädlich und verlegend, und die Aferweichheit mag dagegen sagen was sie will, so kann uns das nicht abhalten, die Züdtung der überwundenen Neigungen im Staate geradezu zu verwerfen. Der zügellose Mensch geht in seinem Uebermuthe immer weiter, als das zügellose Thier. Wo die ungehemmte Leidenschaftlichkeit sich der Fessel der Vernunft entreißt, und das aufgeregte Gemüth

mit der Gewalt des Vorurtheils umschlingt, da hört der Mensch auf, sich den Rathschlägen der Willigkeit zu fügen; fortgesetzt von den Eingebungen des falschen Gefühls, vergiftet er seiner eigenen Würde und der seiner Mitmenschen und stürzt sich in die hochauflodernde Flamme des Uebermuths, um sie mit der brennenden Fackel der Eitelkeit zu verlossen und rundumher die Meinung für seinen unüberlegten Zweck zu entzünden; verloren in der Finsterniß seines durch Jernwahn, Neid oder vermeintliche Kränkung erzeugten Beginmens, sinkt er bis zur niedrigsten Gemeinheit herab und wühlt sich durch den Staub seiner falschen Begriffe ins Mark der Ehre Anderer, um sie auf die unerlaubteste Weise in den Noth zu ziehen; aufgebläht durch unsinnigen Stolz und prahlerische Annahme, verlegt er die Achtung seines angezeiferten Gegners, sucht dessen Würde, Ruf und Namen zu schmälern, und umschlingt ihn, trotz dem, daß er in seinem Innern oft anderer und richtiger Ansicht ist, aus Bosheit, Nachsucht oder Eigennutz und Selbstliebe mit den Banden der Lüge und Verleumdung; gereizt durch den Glanz der besseren Eigenschaften Anderer, und von Dummheit, Neid oder Habsucht angetrieben, besetzt er mit ephmählichem Grimme die reine Bahn des Erhabenen und Großen, wüthet gegen die Macht der Ueberzeugung, und beschmückt mit unveränderlicher Blindheit Alles, was er mit seiner beschränkten Vernunft auf dem Wege der Wahrheit nicht zu erreichen vermag; erkaufte, oder mit eingebildeter Wissenskraft fahet er gleich dem wüthenden Hunde auf das Odere los, und sucht wenigstens ein Stück von der Achtung desjenigen loszureißen, dem er den ganzen Ruf nicht verschaffen kann. Zwar ist ein solches unrechtliches Beginnen nicht von dauernder Folge; die Zeit verwischt es immer, und bestraft den Thäter mit Verachtung. Aber selbst der momentanen Ein-

wirkung muß im Staate vergeblt werden. Die sogenannte Tugendgüte oder Sanftmuth ist unter den heutigen civilisirten Menschen so selten, daß wir bei sieben Kreutzheilen derselben, und es ist mir nicht wenig schmerzhaft, ihre Verpflanzung mit großem Rechte aufstellen zu können, bestimmt annehmen dürfen, ihr Gemüth neige sich eher zur Wiedervergeltung, als zur Veröhmung und Vergebung. Da nun der Mensch sehr leicht eine scheinbare Zurücksetzung aus Gütlichkeit als eine wirkliche betrachtet, so darf es uns nicht wundern, wenn wir die traurige Bemerkung machen, daß die Leidenschaftlichkeit und anmaßende Festigkeit unter einem guten Theile der heutigen Völker täglich wächst, und daß wir in manchem Staate Beispiele des Hasses und der gegenseitigen Verfolgung sehen, die man unter Wilden vielleicht vergeblich suchen würde.

Die Leidenschaftlichkeit ist schon in sich die gefährlichste Feindin des innern Friedens. Dies würde sie jedoch, wenn sie immer bloß den Frieden des von ihr Pingerissenen allein stürte, nicht eben gefährlich für die Nation überhaupt machen; aber, und dies ist das Bedenklichste, sie ist nicht bloß eine schädliche, sondern auch eine ansteckende Krankheit.

Nichts ist leichter für den erregten Menschen, als überzogene Theilnehmer und Mitgenossen seiner Leidenschaft zu finden, besonders wenn sie aufscheinend ein Interesse betrifft, das dem Eigennutze vieler im Staate schmeichelt. Sobald erst einmal die schimmernde Fackel des Vortheils im Menschen erweckt ist, so pflegt er nicht mehr genau die Art und Weise ihrer Verfolgung zu prüfen; Schindern, und hätten sie das abscheulichste Tragengeld von der Welt, erscheinen ihm dann als rothe Bilder der Hoffnung, und er ras't eben so leicht mit, als er mit träumt. Sein Wille ist dann das heiligste Recht, und er wird um so unverbesserlicher und beschäfter, je mehr der

Vortheil ihn flieht, den er mit dem ersten Ausstrecken der Hand zu erhalten hoffte. Den Verlust und den Hunger, welchen er dabei Andern durch sein heftiges Bestreben zufügt, betrachtet er als Sieg und Triumph, und sollte er dennoch endlich in die Grube selbst fallen, die er Andern zu bereiten gedachte, so geht er mit dem laudern Troste zu Grunde: sich von seinen Genossen als Wärter der „zu en Sache“ geachtet zu sehen. Dieses vermeintliche Wärterthum, mehrertheils eben so lächerlich als unheilbringend, erschüttert am gewaltigsten das Gebäude der Nation, wenn es nicht in seiner ersten Grundlage schon verhindert und nachtheilich gemacht wird. Der egoistische Fanatismus ist das verderblichste Ungeheuer für die Ruhe des Bürgers; er reißt noch weit schneller mit sich fort, als der religiöse, und ist tausendfach schlimmer, als dieser, weil er heimlicher wirkt. Der religiöse Schwärmer sucht durch offene Besprechungen zu wirken, weil er immer für eine schon vorhandene, große Mehrheit auftritt; der egoistische dagegen, welcher aus politischen oder ehrsüchtigen Privatabsichten handelt, muß diese Mehrheit, und zwar immer außergerichtlich, erst suchen und zusammenraffen, und er verfährt heimlich, um im Voraus der öffentlichen Schande des etwaigen Mißlingens auszuweichen. Unter der Hülle der Tüge sich schlangenartig fortwindend, tritt er erst an's Licht, wenn er seines Tanges gewiß zu sein glaubt, und hat er diesen in der Gewalt, so ist es häufig zu spät, der beabsichtigten That Einhalt zu thun. Wollte man also jedesmal erst warten, bis die Schlange das Haupt emporgerichtet, um ihr darauf zu treten, so hieße das, die Spritze nach dem Brande verschleppen. Nein, während dem Kriechen, oder noch besser, schon im Lager muß man ihr habhaft werden, und ihr den Giftzahn nehmen, noch ehe sie davon Gebrauch macht.

bat. Jeden sogenannten Tummelplatz der Leidenschaftlichkeit hat die Nation zu verhüten, denn da sich die Grenze eines solchen Platzes nicht bestimmen läßt, so ist es gewöhnlich der Fall, daß nach und nach der ganze Staat in ihn hineingezogen wird. Natürlich aber muß die Leitung oder Regierung des Staates keinen Anlaß zu seiner Herstellung geben; veranlaßt sie ihn selbst, durch Ungerechtigkeiten oder unerlaubte Gewaltthatungen, so fallen die Folgen auf sie zurück, nicht auf die Nation. Ueberspannte Reizungen sind überall gefährlich, und die Mäßigung erfüllt keineswegs ihren Zweck, wenn sie bloß von einer Seite beobachtet wird. Die sogenannten „günstigen Momente,“ die scheinbar der Machthabung einen guten Erfolg versprechen, sind trügerisch und täuschend. Eine würdige Regierung ist immer auf ihrer Hut, aber eine würdige Nation ist es nicht minder; die Weisheit räth daher, zwar wissen zu lassen, daß man Klauen hat, aber nicht sie unnöthigerweise auszustrecken. Mäßigung und Rechtlichkeit müssen von allen Seiten stattfinden, dann wird die Zahl der Leidenschaftlichen stets die schwächere und geringere sein.

64.

Vom leidenschaftlichen Hasse.

Ein eigenes Gefühl ergreift mich, und ein Schauer durchrieselt meinen Rücken, indem ich von dieser Mißgeburt der Phantasie, von diesem schmerzhaften Sohn der gereizten Empfindung spreche. —

Haß! Seelenloses Phantom der Eigentliebe! Mit Neben naht mein Herz deiner giftunterwühlten Schwelle, um dich an's Tageslicht zu ziehen. Meine Hand verdoert, indem ich dich ergreife, und mein Blut fließt bei deinem verpesteten Athemzuge. Mit Verwünschungen be' ich dich an, und mein Gat-

seyen reicht dir den Preis deiner Größe! Ein Loblied mächt' ich dir singen, vor dessen Laut die Glieder des Harnes sich schüttelnd dehnten, und die Fibern der Nachsicht in Wollust erritterten. Von der Hütte des Bettlers bis zum Palaste des überfülligten Schwelgers reicht deine Leiddurchdrungene Bahn, und, dich festkallend an's franke Gemüth, schleppst du den Sklaven, wie den Hürten zur Schlachtbank des Menschengeschäfts und mordest mit wild-empörtem Grimme das lieblose Verwustsein deiner vernunftberaubten Opfer!

Sieh beugend unter dein Joch, durchstößt der Armseelige, den du ewig zum Durste reizest, ohne ihn ganz zu befriedigen, die freudeleere Stunde seiner innern Nacht, und gräbt sich mit wuthprellendem Blicke in die Tiefe seines Unmuthes, bis er die Schaafe des Irrevels erreicht, und, sie wegreisend, den Kern des Verbrechens in die Wüste des Gedankens schleudert, daß er gleich ins Mark des Bruderglücks fahre, und vernichtend die Ruße des Getroffenen zu Boden schlage! Das Röcheln deines fallenden Gegners ist deinem Opere Himmelsharmonie, sein Wuseln deine Wonne, und, den letzten Seufzer seines verhauchenden Zammers mit Hohulachen verschlingend, Ausst du seinem Ende, und beweinst die Unmöglichkeit, ihn noch einmal ins Leben zurückzurufen, um ihn von Neuem zermalmen zu können! Glend verbreitendes, frohlockendes Uingebener! Unter deinem Tritte zerfällt die Verschömung zu Staub, und die blutige Härte folgt deinem Fuße mit der Gelfel der Dvammel, und drängt dich, umringt von den Jurien der falschen Scham, dem entsephlichen Ziele zu, vor dem der Mord dir die Krone der Verzeuung reicht. Unerbittlich schwingst du die zackige Keule des himtosen Begehrs, und schenst es nicht, im Kampfe mit der rasenden Giegeuwehr dich selbst zu verwunden, und zusammen mit dem Opfer deiner grimmigen Gier zu fallen;

die Wuth ist deine Nahrung, der Zorn deine Stärke, der Wahnsinn dein Kampfplatz, und die Gutmenfchung deckt dir mit dem eifigen Schor der Gefühlslosigkeit den Rücken. So stehst du, festgenurzelt im brandigen Schutte der zertrümmerten Liebe, streußt Verderben um dich her, befruchtest den schmutzigen Keim mit Blut und Thränen, schmetterst mit Knirschen den Frieden des Herzens nieder, bethaust das Gebiet deiner raschlüchtigen Unmenschlichkeit mit giftigen Verwünschungen, und trittst die, rundumher sich erhebenden Halme des milderen Gefühls flammend in den Grund, bis der Tod die die gekletterten Lähne abstumpft, und bei deinem Sturze die Kraft deines Schnaubenden Gehirnes vertrocknet! Wohlüßiges Entzücken schwellt dir die Brust, wo der Schmerz die Wäthen des Frohsinnes knickt, und deine Wonne erwacht nur da, wo sie im Herzen deines gequälten Feindes und im Gemüthe des erschrocknen bessern Menschen erstirbt. Heimglich schürend an der Flamme des erweckten Mißtrauens, zerstörst du tückisch die zaudernde Nachsicht, reizest die Geduld zur willenlosen Festigkeit, um sie der lauenden Rache in die Arme zu liefern, und listig füllst du ihre geschlagene Wunde mit vergiftetem Balsam, um sie deinem Hohne offen zu erhalten. Deine Freunde mit dir fortreisend, opferst du sie Fast der niedern Ablicht; kein Gefühl ist dir heilig, als das der Befriedigung deiner falschen Gelüste, und selbst die Schmach ist dir gleichgültig, wenn du auf dem Wege der Schande den nichtsahnenden Feind mit dem menschlichen Pfeile der Verdriß erreichen kannst! —

Wäge der Blitzstrahl des Himmels dich treffen, Unseliger, und für immer dich austrotten in der gereinigten Menschheit! Aber leider wird mein Wunsch vergeblich sein! Dieses ärgere liche, herzenfressende Unthier wird schwerlich jemals ganz ausgerottet werden; es wird um so weniger vertilgt werden, als

gerade die dagegen getroffenen Maßregeln es oft noch stärker zu betreiben und vielföhriger zu machen pflegen. Um so weniger jedoch darf der es bekämpfende Muth erschaffen, und die List des schlauen Ungethümes muß mit verdoppelter List erwidert werden. Der blinde Haß erlaubt sich Alles, um zu seinem Zwecke zu gelangen; also ruft er alle Mittel gegen sich auf, die nur immer zu seiner Unterdrückung möglich sind. Im Staate muß ihm entgegengearbeitet werden, mit dem ernstesten und festesten Willen, sein Erscheinen finde statt auf welcher Seite es immer wolle. Was Einem recht ist, ist Andern billig. Niemand soll im Staate sich mit unnatürlichem Haße gegen das Recht auflehnen, er stehe hoch oder nieder. Der Haß erhält den Kampf im Gange, aber er beendet ihn nicht, und wenn man ihn auch auf Augenblicke in der Brust des Besiegten gewaltsam dämpft, so wird dieser zwar schmelzen, aber mit verdoppeltem Ingrimme eine bessere Gelegenheit abwarten, um aufs Neue gegen den Sieger anzugehen, der in sich selbst nicht der Mäßigung und Versöhnung den Vorrang anzuweisen versteht. Stolz und Hohn sind nicht im Stande, den besiegten Haß völlig auszulöschen; sie zwingen ihn im Gegentheile zu heftigerer Fortbewegung, und machen ihn um desto dreubender. Festigkeit, Würde und Milde, diese Dreie werden ihn am besten, wenn auch nicht für immer, doch für die längste Dauer erstickern.

65.

Dem gehässigen Gedanken.

Der Leidenschaft, dem Haße und der willensfreien Hingabe der Thurgung geht immer der weckende Gedanke voraus. Dieser, wenn er zünden will, entflammt leicht die Empfindungen Anderer, die sich bei dem in Frage gesetzten Gegenstande

theilhaft oder interessiert glauben; der sich mittheilende gehässige
 Gedanke ist die Grundlage derjenigen Uebel, die aus dem
 erweckten Haß Mehrerer zusammen erwachsen. Er übertritt
 häufig und gerne die Schranke des Nützens, und sucht also
 dann — bewußt oder unbewußt — die verderblichsten Gluthen
 für den Frieden und die ungehemmte Thätigkeit des mütze-
 rissenen getäuschten Genossen und des ruhigeren Herzens an.
 Die Pflichten gegen das Bessere häufig außer Acht lassend,
 umgeht er den Weg der friedlichen Ausgleichung und zersört
 mit ungehämtem Eifer die Saat des Vertrauens im aufge-
 reizten Jüngern des Verführten. Daher darf er im Staatsver-
 bände, wo alle Theile sich für ein gemeinschaftliches Heil ver-
 einen, und der Einzelne dieselben Anforderungen der Pflicht
 an's Ganze, wie dieses an ihn, hat, nicht ungebunden sein
 und eine gesetzliche Beschränkung muß seiner Ausartung
 den, für die gesamte Nation nothwendigen, Zügel anlegen.
 Er muß eine sichere und feste Grenze haben, die der schädli-
 chen Selbstvergessenheit die traurigen Folgen der unrechtmäßi-
 gen Verleumdung unmöglich macht. Der gehässige Gedanke
 muß streng beaufsichtigt werden. Die Bestrafung desselben
 allein kann nicht immer genügen. Leider ist ein großer Theil
 der Menschen zur Leichtgläubigkeit und Schadenfreude geneigt,
 und, wenn z. B. sich Jemand auf eine schwachvorteilhafte Weise
 öffentlich gegen mich ausgesprochen hätte, und dann vom Ge-
 seße und dem richterlichen Urtheile auch auf das Mündigste
 widerlegt und auf das Härteste gestraft würde, so darf ich
 Hundertmal diese ehrenvolle Anerkennung veröffentlichen, —
 Ein Theil ist immer, der sagen wird: „Ja, man kann doch
 nicht wissen, ob nicht Etwas Wahres an der Beschuldigung
 war!“ Es empört das menschliche Gefühl, wenn man bedacht,
 wie unmöglich es, bei der Oberherrschast des tyrantentösen

Gedankens, so manchem Niederranne sein würde, sich vor gemeiner und schädlicher Herabsetzung seines Rufes durch ehrlose Subjekte zu bewahren. Ich wiederhole es hier: die Würde des Staates darf durchaus keine Schrankenlosigkeit des gehässigen Gedankens, aber nicht bloß wegen der Regierung, sondern auch um jedes Einzelnen Rechtschaffenen willen, dulden. Ich kenne keinen Unterschied zwischen Word und gehässiger Verleumdung; im Gegentheile: der Verleumdete stirbt öfter und mit größerer Marter, als der auf Einmal Gemordete.

Dagegen darf der wahre und nicht-gehässige Gedanke im Staate keiner Hemmung unterliegen. Gerechte Enthüllungen des Schädlichen und Unerlaubten müssen im wahren Staate dem Volke oder dem betreffenden Theile desselben unbeschränkt — doch ohne Persönlichkeit — vorgelegt werden dürfen. Das Gesetz, das darin befestigte Recht und der höhere Menschenwerth haben zu entscheiden, in wie weit ein Gedanke gehässig oder wahr sei, und in wie weit er sich äußern darf, oder nicht. Aber auch nur dem allgemeinen Volksrechte steht diese Entscheidung zu, nicht der Willkür eines Einzelnen.

Jedes Verbot der menschlichen Gedankenäußerung ist eine Schmach und eine unerlaubte Handlung des Verbotenden. Es darf im Staate Niemand eine Gewalt oder die Macht besitzen, die Eröffnung des Gedankens zu verhindern. Doch soll und muß zum Besten des Staates eine Macht existiren, welche den Mißbrauch der Veröffentlichung verhütet. Willkürlich vorgelegte, gehässige und unrechtmäßig verleumdende Aeußerung des Gedankens darf eben so wenig stattfinden, als unrechtmäßige Zensur desselben. Die Wahrheit sei die einzige absolute Kraft im Staate.

S c h l u ß.

Der menschliche Gedanke soll demnach im Staate am mindesten gebunden, aber er darf keineswegs ungebunden sein, wenn nicht das allgemeine bürgerliche Interesse in Gefahr gerathen soll. Wer seinen leidenschaftlichen Sinn nicht selbst zu bezähmen vermag, dem muß um des Wohl's seiner Mitbürger willen eine Schranke durch die strengste Handhabung des Gesetzes gezogen werden, und der Gedanke darf nicht frei sein, von dem Augenblicke an, wo er aus dem Gebiete der Besonnenheit in das vage Feld der Leidenschaftlichkeit hinüber schweift.

Von der Bürgschaft des Staatoglückes.

Die Obern des Staates sollten eigentlich gar keine Leidenschaften und Mängel besitzen. Da aber kein Mensch ganz frei von solchen ist, und da der Charakter der Staatsobern vom wichtigsten Einflusse auf das Wohl oder Wehe der Nation ist, so wird diejenige Nation die glücklichere sein, der die Unschädlichkeit der persönlichen Mängel und die unbedingteste Verantwortlichkeit der Obern am sichersten und gerechtesten garantirt ist.

Inhalt: Von dem Mißbrauche der Macht. Von der Regierung als Stütze der Gerechtigkeit. Vom Einflusse der Persönlichkeit des Regierenden. Von der Bürgschaft. Schluß.

67.

Von dem Mißbrauche der Macht.

Es wäre zu wünschen, daß der Mensch im Staate von Göttern regiert würde; aber das ist ein sehr frommer Wunsch, der nicht erfüllt werden kann. Es hat niemals ein Mensch regiert, der mehr als Mensch gewesen wäre. Das nur ist gewiß, daß der Lehrer mehr Tugenden besitzen muß, als der Schüler, wenn dieser ihm nicht über den Kopf wachsen soll.

Der im Staate obenan Stehende sollte von Rechtswegen ganz und gar keine Leidenschaft besitzen und völlig rein in allem

seinem Denken, Thun und Lassen sein. Da aber kein Mensch existirt, der nicht irgend eine Vorliebe, hebe Neigung und Leidenschaft besäße, und da jede genährte Neigung und Leidenschaft endlich zur Leidenschaftlichkeit sich steigert, so gehört es unter die Sagen vom Stein der Weisen und der Quadratur des Kreises, daß irgend ein Regierender jemals frei von Gehtern sein werde. Das ist ein großes Uebel, dem, um der Nation willen, wenn es auch nicht unterdrückt werden kann, doch eine feste Schranke gesetzt werden muß. Wer allem verlangen die gesunde Vernunft und das Recht vom Leiter der Staatsangelegenheiten, daß er mit dem vollsten Gefühle der Pflicht seinen natürlichen Mängeln entgegenarbeite, auf das strengste sich selbst beherrsche, und sich nichts verzeihe, was seine Gewalt für das Volk ungerecht und gefährlich machen könnte. Er bedenke, daß er zwar die meiste Macht zu schaden hat, weil er den Willen des Gesetzes und der Nation in seiner Leitung vereint, daß er aber um der Ruhe des Bürgers willen, die personificirte Pflicht und Rechtlichkeit, nicht aber die personificirte Gewaltthäterei sein muß.

Der Mensch ist im Staate durch seine Stellung darauf hingewiesen, der Regierung und seinen Mitmenschen eine Bürgschaft seiner unschädlichen Gesinnung zu geben. Diese Bürgschaft leistet der Regierte durch seinen Gehorsam gegen das Gesetz. Dafür aber auch verlangt er, daß er für die Macht, die er durch seinen Gehorsam und seine Entsagung dem Gesetze und der Regierung überträgt, genugsam entschädigt werde. Diese Entschädigung muß darin bestehen, daß dem Volke eine Gegenbürgschaft gestellt wird, und zwar eine solche, die den Staatsangehörigen vor allem und jedem Mißbrauche der Gewalt sicher stellt, ihm einen Lohn seiner Anstrengung gewährt, und die Anerkennung seines Menschenrechtes und

seines Verdienstes betheiliget. Der Mensch ist nach und nach in der Aufklärung so weit vorgeschritten, daß er den Unterschied zwischen Recht und Gewalt hinlänglich zu erkennen weiß, und wenn der Irrge es wagt, zwischen sie den Mißbrauch einzuschalten, so erregt dies natürlich jenen Widerstand, den der zum Manne herangebildete Staatsbürger, wenn er Ehre besitzt, dem Irrge entgegenstellen muß. Der Grund jedes willkürlichen Mißbrauches ist immer entweder eine verschrobene Ansicht, eine falsche Reizung, oder eine überspannte Leidenschaft. Aus diesen Dreien gestalten sich Mängel, die bei längerer Dauer den Kampf zwischen Gehorsam, Pflicht und Gesetz unvermeidlich machen. Ihm kann einzig und allein vorgebeugt und abgeholfen werden durch zeit- und rechtgemäße Nachgiebigkeit.

Bei diesem Worte kommen wir an die eigentliche und schwierigste Klippe der Staatsruhe.

Es herrscht nämlich in vielen Menschen die irrige Ansicht: Nachgiebigkeit verträge sich nicht immer mit der Würde; es sei vielmehr ehrenvoller, fest und beharrlich zu sein, da, wo die Meinung eines Andern zum Nachgeben auffordere. Aus diesem Irrwahn entsteht fast immer die nachtheilige Folge: daß von der einen Seite die Beharrlichkeit in Hartnäckigkeit, und auf der andern das ruhige Begehren in ungestüme Zwangsforderung ausartet. Anstatt also durch die Beharrlichkeit zu siegen, sacht der Unnachgiebige die angeregte Gluth erst recht zu — heimlichen oder offenen — Flamme an, und das Ende vom Liede ist häufig, daß beide Theile bei dem Brande zu Schaden kommen. Gewöhnlich heißen die im Staate einander entgegengesetzten Streitpunkte: altes Vorrecht und neue Meinung. Gut. Man baue ein geschmackvolles Haus im neuen Style, und lege das Dach oder die

Ruppel des Straßburger Münsters drück; was wird die Folge sein? Entweder das schwere Dach wird den Bau erdrücken, oder der Bewohner wird dermaßen zum Hohne und Gelächter werden, daß er ihn verlassen, oder das Dach ändern muß.

Es ist allerdings Niemandem zuzumuthen, da nachgiebig zu sein, wo es für ihn von definitivem Nachtheile ist, und wenn im Staate dem Machthaber z. B. eine Forderung gestellt würde, die ihn, auch wenn er Privatmann wäre, in seinem natürlichen Rechte verletzte, so wäre es ihm in keinem Falle zu verargen, wenn er sich auf das Hartnäckigste dagegen weigerte. Allein es ist ausgemacht, daß es sich bei Streitfragen zwischen Nation und Regierung nur äußerst selten von einer Anforderung an die Privatnachgiebigkeit der Letztern, sondern fast immer von einem Verlangen handelt, welches das Recht oder das Gesamtwohl des Volkes an die Macht, und nicht an den Inhaber der Macht richtet. Und hier ist alsdann der Begriff der Macht von der Persönlichkeit der Regierenden genau zu unterscheiden. Der Regierende oder Leiter hat seine Macht stets als für die Nation bestehend zu betrachten, und er gehört mit zur Nation in dieser Beziehung; folglich ist die Macht an sich bei allgemeinen Staatsfragen förmlich als eine dritte Person und nicht als mit der Person des Regierenden identisch zu betrachten. Der Regierende kann sich also unmöglich da in seiner persönlichen Würde verletzt fühlen, wo die Nation in ihrer Gesamtheit eine Nachgiebigkeit von der Macht verlangt. Wird die Macht an sich durch irgend eine Forderung beleidigt, so trifft diese Beleidigung die Nation so gut, als die Regierung, und Beide zusammen müssen die Beleidigung von der Hand weisen. Der Vorsteher oder Oberherr des Staates kann nur als Person in seinen Rechten gekränkt werden, niemals als

Machtshaber, denn die Macht soll das zuständige Schutz- und Truggut aller Staatsangehörigen, d. i. der Regierung und des Volkes zusammen sein. Wobin darf auch die Macht weder von der Nation gegen die Regierung, noch von dieser gegen Jene mißbrauchend angewandt werden. Welchen besondern Namen man der Macht, als solcher, beilegt, gilt gleich; sie heiße, wie sie wolle, so ist es gewiß, daß sie weder mit der Nation, noch mit der Regierung untrennbar verschmolzen, sondern ein isolirter, dritter Grundbestandtheil des wahren Staates ist. Was man also im gewöhnlichen Leben unter Demokratie und Aristokratie versteht, ist falsch; es darf weder eine Volksgewalt, noch eine Regierungsgewalt dieser Art bestehen. Man verstehe mich jedoch richtig; ich meine hier unter Macht nicht etwa das Repräsentativsystem und dessen vertretende Gewalt; dies ist vielmehr der vierte Grundbestandtheil im Staate. Jeder echte Staat ist in vier Gewalten begründet: Regierung, Nation, Macht und Repräsentation. Sobald eine dieser vier Gewalten es mit einer oder mehreren der andern zu thun hat, müssen alle Persönlichkeiten insoweit wegfallen, als es die öffentliche und allgemeinere Angelegenheit betrifft. Wenn daher die Nation in einer Nationalangelegenheit Nachgiebigkeit von der Macht verlangt, so richtet sie dieses Verlangen keineswegs an die Regierung; die Regierung kann also dann auch weder verweigern, noch zusagen. Tritt sie, die Regierung, aber demungeachtet hindernd zwischen die Nation und die Macht, so begeht sie eine strafbare Annäherung und Ungerechtigkeit im vollen Sinne des Wortes, es sei denn, daß in der Forderung der Nation an die Macht zugleich eine wirkliche Verletzung der Regierung läge.

Die Persönlichkeit und der üble Einfluß des Letztern tritt

alldann in's Spiel, wenn irgend eine überspannte Leidenschaft ihn verführt, die Macht für seine Privat Zwecke zu mißbrauchen. In solchem Falle ist die Unnachgiebigkeit desselben von doppeltem Schaden und doppelt pflichtwidrig. Nehmen wir sogar an, daß die Macht und Er wirklich Eines und Dasselbe seien, so gibt ihm das durchaus kein Recht, seinen Privatvortheil dem Wohle einer ganzen Nation gleich zu setzen; er hat da zu entsagen, wo das Glück des Volkes eine Entsagung von ihm erheischt. Der Reinsüßende wird vielmehr lieber ein Opfer bringen, ehe er darauf besteht, von einer ganzen Masse Anderer ein Opfer zu begehren. Es ist niemals gut, dem erwachten Verstande gewaltsam eintreten zu wollen, daß er noch Kind sei, und ginge dies auch bei Einzelnen, so ist es doch eine baare Unmöglichkeit, ein ganzes Volk, dessen Verstandeskkräfte bereits entwickelt sind, auf längere Zeit zum Kinde herabzuwingen. Der Kampf gegen die Unmöglichkeit mag noch so heftig sein, so wird sich der Sieg darum doch zuletzt auf die Seite des Rechtes neigen, denn die Waffen des Leptern sind nicht abzunutzen, sobald die ruhige und kalte Vernunft sie schmiedet. Uebel genug daher, wenn es die Hartnäckigkeit dazu kommen läßt. In rechter Zeit nachgeben ist heilige Pflicht der Regierung, und überdies ist es für diese stets ehrenvoller und rühmlicher, zu rechter Zeit nachzugeben, als zu unrechter Zeit nachgeben zu müssen. Das Volk hat allgemeinen Werth; die eingelegte Regierung hat Werth durch das Volk und in dem Volke.

68.

Von der Regierung als Stütze der Gerechtigkeit.

Die unpartheische Gerechtigkeit kennt weder Eigennutz noch Leidenschaftlichkeit. Will daher eine Regierung gerecht sein,

und sie muß es sein, so hat sie schon deshalb alle Leidenschaftlichkeit zu vermeiden. Verlangt sie Gerechtigkeit, so muß sie sie auch geben, d. h. sie wirklich und nicht bloß vorgethlich und zum Scheine üben. Nicht bloß in allen Zweigen der bereits bestehenden Verwaltung, sondern auch in allen Anforderungen der zeitgemäßen Vernunft und Willigkeit muß sie gerecht sein. Die Gerechtigkeit der Regierung darf nicht, wie sie gewöhnlich vorgestellt ist, sitzen oder stehen, sondern sie muß vorwärts schreiten. Auch darf sie nicht mit der Binde um die Augen wirken, sondern sie muß sehen und klar sehen. Das Wahre, daß die Gerechtigkeit blind sein müsse, um unparteiisch zu handeln, wird demalen für das gehalten, was es ist: für ein Währechen.

Um für eine Stütze der Gerechtigkeit möglich zu sein, muß die Regierung selbst so viel Vernunft besitzen, daß sie die Vernunft Anderer einsehen, begreifen und anerkennen kann. Mangelt ihr die richtige Einsicht der Vernunft, oder stellt sie sich so an, daß ihre Handlungen nicht der Vernunft conform sind, so bekundet sie einen Mangel, der sie der Leitung unwürdig zeigt, und sie muß aufhören zu regieren. Die Gerechtigkeit kann von Niemanden gestützt werden, der schwächer ist, als sie selbst. Sie stützen und üben heißt, allen Anreizungen des Eigennuzes dermaßen widerstehen, daß die zu begehrende Handlung durchaus in keine direkte Begegnung mit der Persönlichkeit des Handelnden geräth, und daß einzig und allein die Unparteilichkeit und Pflicht seinen Willen dabei leiten. Soll dies aber geschehen, und soll er seiner Persönlichkeit oder dem eignen Vortheile dabei entzogen können, so muß er so viel Charakterstärke besitzen, daß er über sich vermag, die Wahrheit an die Stelle seiner Person treten, und statt derselben entscheiden zu lassen. Es mag dies nicht selten eine große

Selbstüberwindung erfordern; allein die volle Kraft der Selbstüberwindung wird mit Grund von demjenigen begehrt, dessen anvertraute Gewalt ihn bevollmächtigt, den unerlaubten Eingriffen Anderer zu überwinden.

Mit der Gerechtigkeit vertragen sich weder Launen noch Privatmeinungen, weder Egoismus, noch Anmaßung, weder Stolz noch Gewalttradition, weder Unbeschränktheit der Freiheit, noch Unbeschränktheit der Macht; das Gesetz ist die Gerechtigkeit, und zwar dasjenige Gesetz, welches der Vernunft, dem Menschenrecht, der Zeit, der Aufklärung und der unbedingtsten Billigkeit entspricht.

Die Zeiten, in denen die menschliche Vernunft sich durch Klosterbilderchen einschüchtern ließ, sind vorbei. Die Aufklärung in Politik und Wissenschaft hat den richtigeren Staatskalender aufgefunden. Man weiß, daß es ein Menschenrecht gibt, und bekümmert sich wenig mehr darum, ob ein Papst in Rom sitzt, und ob jemals ein sündiger Adam aus dem Paradiese gesagt wurde, oder nicht. Diese Stimmung ist wohl zu berücksichtigen, denn eine Flamme, die unter Millionen fortglüht, ist schwerlich jemals auszulöschen. Was soll der Capitain thun, dessen altes, gebrechliches Schiff gescheitert ist, und der mit seiner ganzen Reisegesellschaft im Wasser liegt? Soll er, in der Tiefe umherplätschernd, den andern Schwimmenden mit lächerlichem Hochmuthe befehlen, wohin sie schwimmen müssen? Unterdeß kann er selbst zu Grunde gehen, denn es wird ihn kein Einziger hören. Ich denke also, es ist besser, er schwimmt mit, als daß er seine Zeit mit ohnmächtigem Schreien verschwendet.

Es ist ein großes Uebel, wenn man den vertrauenden Gläubigen zum Gläubiger macht, und dann sich weigert ihn zu bezahlen. Der Mensch will das, was er der Gerechtig-

keit so lange gutmüthig gebergt, endlich zurückbezahlt haben, ist ihm das zu verdanken?

69.

Von dem Einflusse der Persönlichkeit des Regierenden.

Jede Leidenschaft, Schwäche und unzeitliche Meinung des Staatsoberrn ist an und für sich der Nation schädlich; es ist schon ein Unglück, wenn eine solche nur in ihm liegt, selbst wenn er sie auch zu beherrschen versteht.

Die Sucht, zu glänzen, zu genießen und zu überschreiten, geht so leicht aus dem Gefühle der Gewalt hervor, daß sie in den meisten Fällen zur unnatürlichen Leidenschaft wird, wo der Wille des Mächtigen keine Schranke anerkennt. Dies findet sowohl auf den Vorstand der Republik, als auf den der Monarchie Anwendung. Der Mensch ist überall schwach und zieht überall gerne seine Persönlichkeit mit in's Spiel, sobald er bloß Erlaubniß zu geben, aber keine zu fordern hat. Nicht durch Umsturz des Alten wird das Neue nicht besser. Wenn nicht die unbedingteste Gerechtigkeit an's Ruder tritt, hilft alles Nachsein nichts. So lange die Wahn der Gewalt zugleich die Wahn des Ehrgeizes und Eigennutzes sein darf, so lange wird ununterbrochen das Mißvergnügen im Herzen des Volkes leben, und die Unzufriedenheit ihm sein Loos verbittern.

Nehmen wir dazu die Eitelkeit der Selbstliebe: ihre Fehler weder zu erkennen, noch zu verbessern, und der Wahrheit mit falscher Schaam auszuweichen; nehmen wir dazu, daß da, wo weder eine Schranke der Unbilligkeit, noch eine Grenze des falschen Willens existirt, sich die Mängel des Unvollkommenen nur erweitern und vermehren können, und ziehen wir den sonderbaren aber richtigen Umstand in Betracht, daß der Regierende

leicht verbieten kann, daß man überhaupt Mängel und Schwächen an ihm entdecke, so wird es klar, warum selbst noch in Staaten, die sich im Zustande der möglichsten, gesetzlichen Freiheit befinden, mitunter der Unmuth in den Herzen nicht ganzlich verschwindet, und die Nation mit der Veförde im Streite liegt. Denn, wäre es auch nur der allerkleinste Raum, wäre es nur die Oefnung eines Nadelohrs, die dem an der Spitze Stehenden zur willensfreien Bewegung übrig bliebe, so findet er, wenn er nicht streng-rechtschaffen, streng-uneigennützig und streng-gebildet ist, immer sehr bald eine günstige Gelegenheit, seine Befugniß auszu dehnen, und mehr zu thun, als ihm die Berücksichtigung des Volkinteresses gestattet. Alle Garantien, alle Verfassungen helfen im Staate nichts, wenn nicht eine Bürgschaft des persönlichen Charakters in der unüberwindlichen Rechtlichkeit des Regierenden oder Leistenden vorhanden ist. Unter dieser Rechtlichkeit aber verstehe ich eine höhere, reinere und außergewöhnliche. Denn, gleich wie der Standpunkt des Regierenden ein außergewöhnlicher ist, so müssen auch alle zum Wohle der Nation erforderlichen Eigenschaften desselben außergewöhnlich sein.

Unermüdliebe Selbstthätigkeit des Geistes für alle Staatsverzeygungen, strenge Vermeidung jeder faulen Erschlaffung in Privatgenüssen, Lüssen und Vergnügungen und mit Vorliebe gehegter Leidenschaften, volles Gefühl der Würde und Ehre der Nation, eisernes Aufrechtthalten des Gesetzes und der Pflichten, des Menschenrechtes und des aufstrebenden Verdienstes, Entfernung aller Denselien und trügerischen abergläublichen Hochmuthsverbblendungen, Verzichtleistung auf jeden unwürdigen mißbrauchenden Gewaltreich, unbewegliche Festigkeit und Unparteilichkeit in allen pflichtgemäßen Entscheidungen, Milde und edles Gefühl, wo das

Menschenheit der Gerechtigkeit vereint werden darf, Nachsichtigkeit gegen die Erfordernisse der Aufklärung, der Zeit und des Menschenglücks; Alles dies und noch vieles Andere, was die Vorchrift der Vernunft rechtfertigt, muß in jener Rechtlichkeit liegen.

Je höher die Person im Staate steht, die mit Gebrochen und üblen Verruthellen befaßt ist, und je mehr Hilfsmittel sie hat, sich der Rüge zu entziehen, um so unerträglicher muß sie endlich der Nation fallen. Wehe dem Volke, das elend genug ist, sich ohne Widerrede unter die Geißel der schrankenlosen Tanne eines sich ihm aufdringenden südlässigen Machthabers zu schmiegen; diesem unwürdigen Volke wäre besser, es bestünde aus ehmächtigen Brütern, als daß es Kinder zeugt, die die Schmach ihrer Väter ein Menschenalter hindurch verfluchen müssen. Ganz besonders unglücklich ist der Staat zu nennen, dem alle und jede Garantie gegen den obern Willen fehlt. In diesem Falle ist es unvermeidlich, daß inlegt die Mängel des Regierenden so überhand nehmen, daß er die Leidenschaften einer ganzen Menge von Individuen in seiner Person vereinigt, mithin oft fehlen muß, auch wo er nicht fehlen will. Die Geschichte zeigt uns aber solche Beispiele nicht bloß in Monarchien, sondern selbst bei Personen, die Republikaner spielten. Mehrere Republiken zeigten was die Leidenschaft vermag, wenn kein Gefühl von Rechtlichkeit vorhanden ist. Cromwell machte die englische Nation abhängiger und unglücklicher, als sie ehemals unter ihren Karls und Jakob's war. Frankreichs Guillotine hat es blutig genug ins Buch der Geschichte geschrieben, was Leidenschaftlichkeit und Mangel der Rechtlichkeit ist; ich brauche nicht erst die Tyrannen Griechenlands und Roms Beduoten zu nennen, man kennt sie. Unwiderleglich ist es: Die Geburt des Menschenglücks wird nur mit der Ge-

burt des reinen Mischungsgefühls eintreten; ohne dies letztere wird ewig die Zwietracht uns umgarnen, wir mögen uns drehen und wenden, wie wir wollen. Wechselt immerhin mit den Systemen. So lange ihr nicht ächte Menschenherzen an der Spitze habt, werdet ihr immer wieder von der erklimmen Höhe herunter fallen.

Was nur immer zu versuchen ist, hat die Welt versucht, um sich gleich einem Kranken, der sich nach und nach auf allen Körperteilen wund gelegen, eine bessere und bequemere Lage zu geben; Alles umsonst. Wir hatten Oligarchien, Aristokratien, Demokratien, Aristocrismus, Absolutismus, Monarchismus, Republikanismus, Repräsentationen, Constitutionen, Factionen, Clubbisten, St. Simenisten, Liberatoren, Direktoren, Diktatoren, Präsidenten, Präcendenten, Convente, Parlamente, Consulate, Senate, Wahlkreise und noch wohl ein Tugend anderer Staatsglückmediciner. Dennoch sind wir eben so krank, wo nicht kränker als zuvor, denn die einzige Maus, die alle diese Verge geboren haben, heißt: Unveränderter Egoismus. Drei Dinge sind entschieden und unwiderleglich: 1) daß es im Staate keine unbeschränkte Unabhängigkeit, weder für Regierende, noch für Regierte geben kann und soll; 2) daß nicht alle Menschen in einer und derselben vollen Gleichheit neben einander bestehen können, sondern, daß es im Staate eine regierende höhere Gewalt geben muß, und 3) daß der Inhaber der obern Macht im Staate ein uneigennütziger, ehrlicher Mensch sein muß, wenn die Nation glücklich sein soll.

Was wir unter Anderem von einem solchen „ehrlichen Menschen“ verlangen, habe ich eben bei der Erwähnung der Gerechtigkeit gesagt. Die Cincinnate seht uns! —

Betrachten wir die Verwirrung, die sich dermalen aller Partbeien ohne Ausnahme bemächtigt hat, etwas genauer, so

wird es uns einleuchtend, warum es so weit gekommen ist, daß Niemand mehr recht weiß, was er will. Man schäute sich nämlich einmüthig, daß man mit der Verwirrung eigentlich gar nichts Neues aufbrachte, sondern daß sie schon sehr oft im Laufe der Weltbegebenheiten, wenn auch unter andern Ver- und Nachwehen und unter anderer Form und Gestalt da war. Weil man nur durchaus etwas Neues aufbringen wollte, und fand, daß dies nur auf außerordentlichem Wege geschehen könnte, so schlug ein Jeder für sich selbst einen eignen Pfad ein, in der festen Zuversicht, das zu finden, was die Andern verfehlen dürften. Man theilte sich; Jeder ergriff seine Laterne der Weisheit, man suchte auf tausend verschiedene Arten, aber da schlich plötzlich das tödtliche Schicksal hinzu, seilte den Schalk, und ließ immer den Egoismus des Einen dem Egoismus des Andern die Lampe ausblasen. Dichte Finsterniß umgab sie darauf Alle, und nun rennen sie überall mit den Köpfen widereinander, verlieren den Verstand, und wissen weder wo hinein, noch wo hinaus.

Dieses Widereinanderrennen wird kein Ende nehmen, wenn nicht ein allgemeines Opfer der freiwilligen Entsagung von allen Seiten, von Groß und Klein stattfindet, und wenn man sich nicht in dem Einzig übrigbleibenden Heilungsmittel vereint, welches in den zwei Worten: Menschlichkeit und Uneigennützigkeit seine Hauptingredienzen hat. Ohne dies letzte Mittel bleibt euer höheres oder niederes Treiben ein Wirbelwind, der euch schwindelnd hinausträgt in die Region der Phantome, und wenn ihr sie erschauen wollt, euch wieder hinunter fallen läßt auf die harte schmale Bahn der traurigsten Wirklichkeit. Wir sind um keinen Schritt weiter als der Mensch bei Erschaffung der Welt war, denn wir sind noch immer eigennützig gleich ihm. Wohl erhebt die Mensch-

heit seit vierzig Jahren einen stärkern Stoß nach vorwärts, als sie jemals noch erhalten; aber unlängbar ist es, daß, wenn sie ihrem Eigennutze nicht entsagt, sie weder vor- noch rückwärts gehen, sondern bloß auf einem Flecke im Kreise umhertaumeln wird. Sie wird wechseln, rebelliren, umstoßen, aufrichten, ausbessern, abreißen, kämpfen, begehen, erhalten und wiederhergeben müssen, und so wird ein ewiges Tausch einander sie betäuben, ohne daß ein dauernder lohnender Erfolg ihr werden wird; denn man sucht das Uebel da, wo es nicht ist, und eignet sich das selbst an, dessen Uneignung man Andern zum Vorwurfe macht.

Soll eine Regierung uns zufrieden stellen, so muß sie zu entsagen, und ihre Person der Gerechtigkeit hintanzusehen wissen.

Wir verlangen von dem Staatsobern nicht gerade, daß er, wie Cincinnatus, vom Pfluge herkomme, oder dahin zurückkehre, aber wenigstens muß er so viel Rechtgefühl und so viel Weisheit und Uneigennützigkeit besitzen, daß er jeden Augenblick, wenn es Noth thäte, ohne Stränden zum Pfluge greifen könnte und würde. Er weiß es und soll es wissen, daß er in seiner Stellung vom höchsten Einflusse auf den Staat ist, aber auch nur seine Stellung und seine eingegangenen Verpflichtungen müssen von solchem Einflusse sein, und nicht seine persönlichen Ansichten und Schwächen.

Daß die Regierenden mancher Staaten ihre Person vor sündlichen Gefahren behüten wollen, geht daraus hervor, daß sie sich für unverantwortlich erklären lassen. Wollten wir das auch zugeben, so ginge es doch nimmermehr an, daß sie die unverantwortliche Person gebrauchen, um der Nation zu schaden. Dieser Mißbrauch ist in der That ebenfalls un-

verantwortlich, und ich reufe, daß in solchen Fällen Eine Unverantwortlichkeit die Andere aufhebt.

20.

Von der Bürgschaft.

Wie ist es möglich, die Rechtsschaffenheit einer Regierung durch ein Stück Papier oder Pergament zu verbürgen? Ich verbürge euch, um das zu glauben, muß man eine starke Glaubenskraft haben. Aber es gibt Millionen solcher Glaubenskraften, das ist wahr. Sie denken, wenn sie Schwarz auf Weiß haben, so mag eine steinerne Büste regieren, das gilt ihnen gleich. Darauf ließe sich etwas ganz Wichtiges entgegen, aber wezu die Grunder noch tiefer ausgraben? „Etwas ist besser als gar nichts;“ dieser ganz alltägliche, aber oft richtige Grundsatze mag vielleicht hier seine Anwendung finden.

Der Regierende oder die Staatsangelegenheiten Leitende soll und darf nur den Willen haben, der Nation zu nützen, und ihr Wohl zu erhöhen. Aber er ist Mensch, und kann irren; er kann also von einer Auerdnung glauben, daß sie dem Staate und dem Volke nütze, während sie beiden schadet. Wenn wir demnach auch die Böswilligkeit von seiner Seite ganz ausschließen, und wenn wir annehmen, daß er den edelsten Willen von der Welt habe, so bedarf dennoch die Nation einer Bürgschaft für die Unschädlichkeit seiner Thaten. So gut dem Volke durch's Gesetz die engste Schranke gegen den unrechtlichen Willen gesetzt ist, so gut muß auch dem Oberrn, der dies Gesetz handhabt, die engste Schranke gegen gefährlichen Irrthum und Böswilligkeit gezogen werden.

Es ist schlimm, daß dies so sein muß; denn, ich könnte vielleicht erweisen, daß, wenn der obere Leiter im Staate ein durchaus rechtlicher Mensch und aufgeklärter Kopf ist, es besser

für den Staat sein dürfte, jener Garantie zu entsagen, indem gerade sie sehr häufig zum unheiltschwängern Janfarsel wird, aus dem nicht immer segensreiche Folgen erwachsen. Aber wo findet sich stets ein Trajan, ein Marc Aurel, ein Joseph II.?

Wahrer Gehorsam und wahre Gerechtigkeitsliebe sind auf der Höhe der Macht eben so selten, als in der Menschheit überhaupt. Selbst in der Republik, die so viele Vorzüge vor der Monarchie hat, finden wir leider nur allzuvieler Beispiele des verderblichsten Machtmißbrauches und der willkürlichsten Verletzung aller Menschenrechte. Gleich wie in der Monarchie der Staat oft nichts weiter ist, als eine große Tafel, an welcher der Monarch allein speist, und sich von der Nation dabei bedienen läßt, so zeigt uns die Republik gar häufig das Gergamel, daß einzelne Bürger die Leute des ganzen Staates wurden, und daß mancher Einzelne gezwungen war, offene Tafel zu halten, um einen ganzen Haufen unerfättlicher Macht-haber daran zu bewirtheten. „Gehüßt wie gebrungen!“ sagt der Deutsche. Ob mich ein einziger Riese mit einem Schlage zu Boden streckt, oder ob mich mehrere kleinere Riesen mit mehreren Schlägen zusammenknicken, ich denke, darin ist kein großer Unterschied.

Was wäre denn nun das allersicherste, um sich vor Unglück zu bewahren? Das allersicherste wäre, einen Weg zu entdecken, auf dem es möglich ist, niemals einen Andern, als den anerkanntesten und unbedingtsten Rechtschaffenen an der Spitze zu sehen. Auf welche Weise man zur Entdeckung dieses Weges hinkommen müsse, ist mir zwar bekannt, allein ich enthalte mich aus trübsigen Gründen hier der weiteren Erklärung, und beschränke mich auf Verfolgung des Staatszustandes, wie er dormalen ist.

Die Vingschaft, zu welcher civilisirte Nationen aus Noth

weisen, um sich vor unerlaubtem Bruch zu bewahren, ist eine Art von Staats-Contract, den man mit einander abschließt, und in welchem die Bedingungen enthalten sind, unter welchen man sich zur gegenseitigen Aufrechthaltung der Pflichten und Obliegenheiten verbindet. Sie ist gleichsam eine sichtbare Garantie der Ungeändertheit des nationalen Interesses. Obgleich man aber bis jetzt immer die weisen Männer zur Verathung über eine solche zu errichtende Bürgschaft zog, und obgleich man den höchsten Geist und Scharfsinn anstrenzte, um in einigen wenigen Punkten die größtmögliche gegenseitige Genugthuung herzustellen, so sind doch alle bis jetzt an's Licht getretene derartige Garantien durchaus nicht vollkommen, oder von wichtigen Mängeln frei. Um eine ganz vollkommene, mangelfreie Bürgschaft der Art herzustellen, könnte man hundert Tausende Bände vollschreiben, und man würde dennoch sehr bald wahrnehmen, daß es Dinge gibt, von denen sich unsere Philosophen nichts träumen lassen.

Kommen nun solche Dinge zum Vorschein, so pflegt man sich mit den Worten zu entschuldigen: „Wer kann voraus wissen, was da kommt?“ Diese flache Entschuldigung befriedigt nicht. — Die bis jetzt errichteten Garantien ließen stets die besten Gelegenheiten übrig, von Seiten der Nation zu viel zu fordern, und von Seiten der Regierung zu wenig zu geben. Der alte Uebelstand wurde bei weitem nicht gehoben; es läßt sich im Gegentheile behaupten, daß die Verwehrung stärker ist, als jemals, trotz aller Versuche, zu entwirren. Da ich eben nicht berufen bin, den Verbesserer abzugeben, und da ich nicht mächtig genug bin, mir Glanzen zu verschaffen, so kehre ich in's alt Bekannte zurück, und gehe der früheren Spur nach.

Instatt daß eine Staats- und Volksgarantie die Frucht des gegenseitigen Vertrauens sein sollte, so war sie bis

jetzt immer nur eine Frucht der gegenseitigen Angst. Daraus
 lassen sich alle die Zwistigkeiten erklären, die in neuerer Zeit
 die Ruhe so mancher Nationen erschütterten. Was das Volk
 betrifft, so läßt sich sein Angstgefühl leicht in Schutz nehmen.
 Indem es durch die unweiderprechliche Nothwendigkeit eines
 Gesetzes die natürliche, menschliche Unabhängigkeit verschwin-
 den sah, wollte es sich neben dieser Nothwendigkeit wenigstens
 der Furcht überheben, das Gesetz nach Willkür und Laune
 gegen sein Wohl angewendet zu sehen; denn, man weiß, es
 läßt sich Alles in der Welt doppelt deuten, und von verschiede-
 denen Seiten betrachten. Diese Absicht der Furchtüberhebung
 ließ die erste Grundlage zur Herstellung einer allgemeinen
 Bürgerschaft der Rechte und Pflichten. Man wollte etwas haben,
 woran man sich halten könne, und so brachte man es denn
 unter vielem Angstschweiß dahin, sich — an ein Stück Per-
 gament zu halten. Es wurde auf dies Pergament geschrieben,
 was die Regierung zu verlangen, und was das Volk zu geben
 habe. Dazwischen leuchtete hier und da ein „Vorbehaltlich“
 hervor, und man überlegte nicht weiter, ob dies auf Sturm
 oder Sonnenschein hindeute. Darauf kam's Vielen denn auch
 gar nicht an. Man wollte ein Wetter haben, gleichviel, was
 für ein Wetter. Darum blieb der Einfluß des Witterungs-
 Wechsels nicht aus. Die gefährlichste Abzehrung der National-
 kraft fand sich ein, und verdarb durch langsames Siedsthum
 die Staatskörper, deren Völker sich aus Eile und Nachlässig-
 keit zu warm oder zu kalt gehalten hatten. Man hatte es für
 möglich erachtet, daß ein einzelner, obenanstehender Mensch,
 den man durch eine pergamentene Bürgschaft mit der Würde
 der Unverantwortlichkeit bekleidete, und dem man eine unver-
 antwortliche Handhabung der Gewalt zusicherte, — daß
 dieser Mensch ein höherer Geist durch seine Unterschrift würde.

Man hatte es für möglich erachtet, das Herz und den Charakter des mit Macht Bekleideten durch eine bloße Zusage rein zu erhalten, und an's wahre Volksglück zu fesseln. Man hatte es für sicher gehalten, daß der unterzeichnete Machthaber alles Verlangene erfüllen müßte, bloß darum, weil er es versprochen; und man vergaß, zu bedenken, daß bei solch schwankender, durch die Unverletzlichkeit und Unantastbarkeit des Garantirenden fast wieder aufgehobener und trügerischer Garantie der gewonnene Palmzweig jedem Augenblick zur willkürlichen Nütze in den Händen des Gewaltigen zu werden vermöchte.

Man könnte mir einwenden, es läge in diesem Umstande: demjenigen, welchem die Handhabung der Gewalt neben Unverletzlichkeit und persönlicher Unverantwortlichkeit übertragen würde, ein Akt des höchsten moralischen Vertrauens einer Nation. Darauf kann ich nichts antworten, als daß ich für meinen Theil es für den klärksten Selbstbetrug halte, den nur immer ein Volk sich spielen kann.

Erfahrungen haben gelehrt, daß es niemals einen Menschen geben kann, der um des Gefalles willen, Andere zu leiten und bestrafen zu dürfen, sich selbst stets straflos und vollkommen gerecht zu benehmen im Stande sei. Daher dürfen wir diesen Erfahrungen zufolge als ausgemacht und unwiderstehlich feststellen, daß kein Mensch im Staate außerhalb des Gebietes der Verantwortlichkeit und Strafbarkeit versetzt werden darf. Das Gesetz muß strafen, und da der oberste Machthaber des Gesetzes oder das Staatsoberhaupt sich gleichfalls dem Gesetze zu unterwerfen hat, so muß er auch bestraft werden können.

Man mag mir einwenden, was man wolle, so wird mir doch Niemand die Behauptung widerlegen können, daß es für

den Menschen, wie er auf dieser Erde wandelt, eine bare Unmöglichkeit ist, dauernd strafflos und gerecht zu sein, wenn er Nichts und Niemanden zu fürchten hat. Gewisse Staatsoberhäupter pflegen zwar eine Masse sogenannter geistlicher Diener zu bezahlen, um durch die's der Nation vorzuliegen, das Staatsoberhaupt habe Gott zu fürchten. Ich lasse diese Gottesfurcht gelten, wenn Gott sichtbar mit einem Schwerte hinter dem Nacken dieser Oberhäupter stünde. Da dies aber, wie bekannt, nicht der Fall ist; da der Mensch denkt, es sei „väterlich immer noch Zeit, sich mit diesen unsichtbaren Gotte zu versöhnen,“ und da das Interesse und der Eigennutz die sogenannte Gottesfurcht der Mächtigen immer weit zu überwiegen pflegt, so werden Nationen eintod sein, deren obere Machthaber weder sichtbare Ordnungen zu befürchten, noch zu erwarten haben, daß man ihre Verlen antasten und zur Nechenschaft ziehen werde.

Die einzig mögliche, feste und dauernde Garantie der Nationalberuhigung ist das Bewußtsein des Staatsobern, daß sie, gleich dem Geringsten im Volke, verantwortlich und sichtbar bestrafungsfähig für ihre Handlungen sind. Schon derjenige, welcher wenig zu fürchten hat, pflegt, wenn er muthig ist, Alles zu wagen; — was wird also nicht derjenige wagen, welcher gar nichts für seine Verlen zu fürchten hat? Die Centralkraft aller Staatsgesetze ist die Furcht. Wenn man nun, anstatt den Staatsobern dieser Centralkraft zu unterwerfen ihn selbst als Centralkraft betrachtet, so ist es leicht erklärlich, bis zu welcher niedern Stufe der Abhängigkeit die von solchen Obem regierte Nation herabzuinken vermag. — Die reichste Sprache hat keinen Ausdruck, um diese Art von nationalem Selbstbetrug deutlich zu bezeichnen.

Wenn es thöulich wäre, eine Art von volkshümlicher

Oberhaupt-Schule, eine Art von Erziehungsinstitut für Volksteiler, unter dem Vorhise einer großen Anzahl natürlich-verständiger Volksgeschworenen und mit öffentlicher Prüfung einzurichten; so wäre es möglich, daß man aus einer größeren Zahl dergestalt herangezogener Oberhäupter hie und da einen Mann herausstreiten läße, dessen volkshäuptliche, mensch- und bürgergerechte Erziehung ihm eine unerschütterliche Ehrlichkeit eingeprägt hätte; ein Soldat könnte dann immerhin mit weniger Besorgniß für unverantwortlich erklärt werden. Da aber derartige Einrichtungen sehr mühsam und schwer-ausführbar sein würden, so bleibt das Beste immer: die Schranke der persönlichen Furcht.

Ein Staatsbeherer, der für seine eigene Person die unparteiische Anwendung des nämlichen Gesetzes, welches er zur Bestrafung Anderer gebrauchen darf, zu fürchten hat, gewährt in seiner persönlichen Verantwortlichkeit dem Volke die sicherste Garantie der rechtlichen Handhabung seiner Gewalt. Nur, wo der Oberherr zu fürchten hat, da hat der Untergebene ihn selbst nicht, — da hat der dem Gesetze Gehorchende nur das Gesetz zu fürchten. Eine Nation wird selten lange unverletzt bleiben, deren oberste Gewaltshaber unverletzbar sind.

71.

S c h l u ß.

Da die Obern des Staates Menschen sind, und da der Mensch, als solcher, nie ganz fehlerfrei und leidenschaftlos ist, da ferner das Gesetz und die Furcht vor Bestrafung, bei Uebertretung des Gesetzes, allein im Stande sind, schädlichen Verletzungen des menschlichen und bürgerlichen Interesses vorzubeugen, und da Jeder im Staate, also auch der Oberste das Gesetz zu achten hat, so muß Jeder im Staate, also auch der

Oberste, das Gesetz zu fürchten haben, und persönliche Verantwortlichkeit, begleitet von persönlicher Furcht des Machthabenden, garantirt am sichersten die Wohlfahrt des Bürgers, die Form des Staates sei, welche sie wolle.

Ich erkläre dies als meine innige, unwandeltbare Uebersetzung, ohne dadurch mich für eine Republik oder eine Monarchie oder irgend eine andere Staats-Form auszusprechen, und ohne darum irgend einen Staatsangehörigen zu gewaltsamen Veränderungen veranlassen zu wollen.

Von der absoluten bürgerlichen Abhängigkeit.

Es ist aber trotz aller Garantie ein Jeder im Staate abhängig von seinem eigenen Interesse, dem Interesse Anderer, seinen Mitbürgern, dem nach allgemeiner Uebereinstimmung geltenden Gesetze, seinen Bedürfnissen und seinen nothwendigen oder freiwilligen Pflichten.

§ 5 a 11. Vom Einflusse des Schicksals auf unsere gesellschaftliche Bestimmung. Von der unbedingten bürgerlichen Abhängigkeit. Schluß.

72.

Vom Einflusse des Schicksals auf unsere gesellschaftliche Bestimmung.

Unstreitig, daß den Menschen schon von Natur aus und im Zustande der Wildheit die Geißel des Bedürfnisses verfolgt, so kann er sich auch im Zusammenleben mit Anderen des nie ruhenden Dranges nach Vermehrung seiner Besitztümer und Vorzüge nicht erwehren. Ein eigener böser Genius tritt ihm auch hier zur Seite, und bewegt ihn, sich unglücklich zu fühlen, so lange er Andere vor sich sieht, die begabter und glücklicher, als er zu sein, scheinen. Bei genauerer Prüfung dieses Umstandes findet sich, daß wir ihn dem unabweislichen Einflusse eines Schicksals zuschreiben haben, welches will, daß wir die uns vorgeschriebene Bestimmung der gesellschaftlichen

Vollkommenheit erreichen, oder mindestens uns ihr nähern sollen.

Ergeiz, Hang zur Geselligkeit, Eurus und viele andere jener Triebfedern, die den Menschen seiner Zelenruhe entreißen, um ihn unsät dem Phantome des Wechsels nachzujagen zu lassen, sind natürliche Hilfsmittel in der Hand des Geistes, um unsere Fähigkeiten einander zu nähern, und uns durch den Zwang gegenseitiger Interessen in fortwährender Thätigkeit zu erhalten. Der beschränkten menschlichen Vernunft müßte es unbegreiflich sein, warum die Weisheit einer höhern, unsichtbaren Vorsehung gerade zu solchen Beförderungsmitteln greift, die in sich so viele Keime des Uebels enthalten, wenn nicht die Erfahrung und unzählige Beispiele uns erwiesen, daß der Mensch das Böse nur neben dem Guten zu erkennen geneigt ist, und daß er gerade dann, wenn ein Anderer, der mit ihm nach demselben Besze strebt, durch dessen Erlangung unglücklich wird, am liebsten die betretene Bahn verfolgt, in der Hoffnung, jenem Unglücklichen zu zeigen, daß man den Honig aus dem Kelche der Bittere langen könne, ohne das Gift aus dem Stengel mitzunehmen. Daher kommt es auch, daß kein erlittenes Unglück den Menschen wahrhaft bessert, und daß er, anstatt durch bittere Folgen klug zu werden, ihrer bald vergißt und bloß die Bahn, nicht aber die Meinung wechselt.

Die Lust, aus dem uns umringenden Dunkel und aus der unbewerkten Masse hervorzufragen, treibt uns mit ewig gleichem Trange zur schwindelnden Höhe; wir tauchen auf aus der Kluft der Nützlichkeit, suchen und schwimmend oben zu erhalten; ein Anderer, der vorüberplätschert, drückt uns hinunter, wir ringen mit ihm, wir liegen, er verläßt, und wir werden einen Augenblick bewundert auf der Oberfläche, um

im nächsten Augenblicke vergessen in das Gewirre der Menge zurückzufallen. Keiner will es einem Andern deshalb zuvorthun, um ihn sodann nach sich zu ziehen, sondern um ihn zu verhöhnen, zu unterdrücken und fester zu stehen auf seiner gefallenen Leiche. Nicht die Sehnsucht, Andere neben sich, sondern die Hoffnung sie unter sich zu haben, spornt den Menschen, seine Kräfte und Fähigkeiten zu entwickeln, — eine schreckliche Hoffnung, in der aber das Schicksal greifen mußte, wenn es seine Absicht erfüllt, und den Menschen der Einsamkeit entrißeln sehen wollte. Aufsteigend war liegt in unserem Verstreben nach Geselligkeit bloß der Wunsch, mit und neben Andern zu bestehen, aber bei ernsterer Betrachtung schwindet diese Täuschung. Unerklärbar ist es, aber wahr, daß dieselbe innere Stimme — sei sie nun unsere eigene, oder die unseres schwereren Verhältnisses — die uns zur Erzielung des sittlichen Prinzips antreibt, uns während dem Streben nach diesem sittlichen Prinzip davon ab, und zur Unsittheit hinführt. Jenes Prinzip der reinen Eitlichkeit, das einzige, welches im Stande wäre, uns wahrhaft frei und dauernd glücklich zu machen, bleibt für uns ein unerreichbares, fernes Meteor. Von der Tugend und ihrem Glücke überzeugt, schwagt die ganze Welt beständig über Eitlichkeit und reine Menschlichkeit; aber in dem Momente, wo Jemand sie verteidigt, sündigt er dagegen, denn ich bin sehr überzeugt, daß er, durch den Werth seiner Verteidigung, über einen Andern, der sie schlechter verteidigte, hervortragen und ihn kränken will. Wenigstens sind Ausnahmen hiervon äußerst selten. Das eben ist zugleich der Fluch und der Segen der Menschheit, daß in der Hoffnung etwas zu sein, zugleich die Hoffnung etwas zu übertreffen, liegt. Der Mensch denkt nicht eher mit einiger Zufriedenheit daran, daß er ist, als bis er sich sagen kann,

daß er mehr ist, als Andere. Diese Vorliebe für einen höheren Standpunkt des Geistes, Ranges, Besitzthums oder Rufes, reißt ihn mit lästernem Verlangen vom Pfade der reinen Menschentugend ab, indem sie ihn zu ihr hin zu führen scheint; ewig ungenüßet von Bildern des Genusses oder des Erhabenen, Würdigen und Schönen, flüht er, oft unwillkürlich, darauf zu, erreicht sie, erklimmt die Anhöhe, steht aber von oben wieder neue Berge und Thäler, die er vorher nicht kannte, verläßt das eben erreichte Ziel mit Gleichgültigkeit, jagt den nächsten Feldern seiner Einbildungskraft zu, und so, ewig getäuscht von dem ihn umgebenden Gesichtskreise, sucht er das Ende eines Himmels, der auf dem Horizonte zu ruhen scheint, tritt Tausende von Blumen und Wäldern, von denen ihn die kleinste vielleicht still beglückt hätte, zu Boden, und sinkt endlich, wenn ihn der wilde Lauf nicht in einen Abgrund der Vernichtung reißt, vor irgend einer neuen träumerischen Anhöhe müd und abgeschlagen in die Arme des Todes, der ihm alsdann den rechten Weg anzeigt, wenn es zu spät ist.

Wenn wir nun annehmen, daß das Geschick mächtiger ist, als wir, und daß jene täuschende Lust unmöglich etwas anderes, als die Glabe eines eigenen Schicksals sein kann, in dem die Völke der Welt sich, so lange die Welt existirt, immer wiederholt und bei allen Menschen gleich gezeigt haben, so ließe sich vielleicht behaupten, daß den Menschen in der Gesellschaft ein übermächtiges Verhängniß zwinge, untugendhaft zu sein; um so mehr, als es gerade diejenigen schimmernden Geblirde, die ihn auf den Abweg leiten, ihn als Bilder der Tugend erscheinen, und es auch bisweilen sind. Es müßte demnach fürchterlich mit dem wahren inneren Menschen aussehn, weil sein Verhängniß es nur durch das Mittel der Untugend möglich fände, ihn in Vereinigung mit andern

Menschen zu bringen, und darin zu erhalten. Man schaudert bei diesem Gedanken, und doch ist es fast unmöglich, ihm zu widersprechen, wenn wir den Menschen frei ohne Vorurtheil und ohne Lobhudelei beurtheilen wollen. Wahre Tugend findet sich nur in der Einsamkeit, und wenn sie sich bisweilen in die Gesellschaft verirrt, so bleibt ihr sehr bald nichts anderes übrig, als, verhöhnt und verlacht, ihr wieder zu entziehen, oder wenn sie der Gesellschaft nicht entsagen kann, die darin angenommene Farbe zu theilen, und auf die allgemeine, minder edle Bahn überzutreten. Verfolgen wir diesen ernsten Gedanken weiter, und bedenken wir, daß die in uns liegenden Fähigkeiten zum großen Theile nur in der Gesellschaft sich entfalten können, so bemächtigt sich eine unerträgliche Verwirrung unserer denkenden Seele. Die in ihr erstehende Frage: So soll der Mensch durch Unvollkommenheiten vollkommen werden, durch Untugend das Ziel der Tugend erstreben? macht sie schauern und verstummen. Sie fühlt sich gezwungen, hier von der raschschließenden Vernunft zum kaltberechnenden Verstande überzugehen, und von diesem erhält sie dann die einzig mögliche Antwort, die sie zwar weder völlig tröstet noch beruhigt, sie aber dahin führt, wohin die denkende Seele doch vernünftigeren und erfahreneren Menschen, wenn sie nicht zweifeln will, kommen muß: zum festen und innigen Vertrauen auf ein höheres Wesen, dessen Anordnungen gut sind, auch wenn sie unserer menschlichen Schwäche als ein Uebel erscheinen. — „Trägt das?“ — antwortet ihr der Verstand — „trägt du, warum das erhabenste Streben der Vernunft mit dem stüßen heiligen Glande sich paart? Willst du dich her, und sage mir, ob irgendwo sich reine Schönheit und Hoheit ohne Makel dir zeigt. Geh hin zur Schlange, an deren Haut die Natur ihre ganze Pracht verschwemmt

„Det, um sie mit den entzückendsten Narben zu überdecken
 „und anzuschmücken; geh hin, und frage sie, warum diese
 „blendende, überschwenglich bezabte Hülle den todlichen Gift-
 „stohn birgt; geh hin zum Tiger, und befrag ihn, warum
 „der tückische Mord unter seinem so schönen verführerischen
 „Krausern lauert; schleiche dann den Tönen der Nacht gall
 „nach, bade dich bei ihren Himmelsklängen in der Sehnsucht
 „nach einem ihnen entsprechenden Körper, und frage sie dann
 „erschrecken, warum die Natur solchen Mißgriff begangen,
 „und der hinreißendsten Harmonie der Laute solche verächtliche,
 „unscheinbare Hülle gegeben? frage den Ruhm des Helden,
 „warum er um so geachteter und geliebter werde, je
 „größer die Anzahl der Opfer sei, die er unter dem süßen
 „Namen Feldschlacht hinmordet; überall wirst du stutzen
 „vor der Schwäche deiner Urtheilskraft, und getäuscht zurück-
 „treten mit deiner angeblichen Weisheit, die dich aus einem
 „Labyrinth herausführt, um dich in zehn andere hineinzufüh-
 „ren. Würde dem Menschen das Gute nicht durch Schlechtigkeit
 „dreist gemacht, so würde er noch viel weniger darnach stre-
 „ben, als er dieß ohnehin schon thut. Könnte er sich groß
 „fühlen, ohne über Niedrigere hervorzuragen, so
 „würde er bald in Trägheit versinken, sich ohne alles Bestre-
 „ben, in jeder Lage und in der tiefsten Gesunkenheit mit sei-
 „nem Zustande beruhigen, und in kurzer Zeit geistig und
 „körperlich verfaulen. Als die Natur ihn erschuf, und ihr voll-
 „endetes Werk mit stillem, entzückendem Selbstgeföhle in der
 „Einsamkeit betrachtete, da dachte sie nicht anders, als daß er
 „zu seinem Glück bloß das lebendige Gemüth und das sittliche
 „Geföhle nöthig habe; sie gab ihm daher beides mit, und ließ
 „ihn seine Bahn allein fortwandeln. Aber kaum hatten sich
 „Mehrere dieser Wesen vereint, so entstand auch schon der

„Ehrgeiz des Gemüths und die Selbstliebe des Geistes,
 „und entpante die Vereinten zum heftigen Kampfe. Da empfand
 „die Natur, daß sie einen Fehler begangen, indem sie dem
 „Menschen ein Verhängnis mitgegeben, welches er nach eigener
 „Kraft in sich umgestalten vermöge, und daß dies ihn zur
 „ewigen Einsamkeit, zu der sie ihn nicht bestimmt hatte, ver-
 „dammen würde, wenn sie nicht ein Mittel fände, ihn auf
 „den Verband mit andern Menschen dauernd hinzuweisen.
 „Das Mittel konnte nur ein außergewöhnliches sein, und sie
 „fand ein solches. Mit einer süßen und glücklichen Wendung,
 „wie sie nur der Natur allein möglich ist, formte sie gerade
 „dasjenige, was ihn dem Einsicheln nach isolirt hinstellte,
 „zum unwiderrstehlichen Vereinigungstrieb an.
 „Seine Eigenliebe, gerade sie, die ihn zum Kampfe und
 „zur Trennung von den andern Gemüthern antrieb — seine
 „Eigenliebe ward dieser Verbindungsspann, indem die
 „Natur sie dermaßen umformte, daß sie nur in der Gesellschaft
 „mit Andern fortleben und Nahrung finden konnte. Ihr
 „Zweck ward erreicht. Soeben den Menschen noch ferner diese
 „Eigenliebe führen konnte, darum bestimmete sie sich weiter
 „nicht, und dies ist freilich beweinenwerth! Aber, man muß
 „diese weise Schöpferin damit entschuldigen, daß sie erstens
 „und die gesunde Vernunft zur Entscheidung in schwierigen
 „Fällen ließ, und daß sie zweitens vielleicht selbst nicht ahnte,
 „zu welchen schrecklichen Uebeln diese Eigenliebe späterhin Ver-
 „anlassung geben würde. Wenig, wir sind einmal in die Men-
 „schenwelt geworfen, mit unserer Vernunft und unserer Ei-
 „genliebe, weil sich ganz unabhätigen Wesen, von denen An-
 „fangs, aller Wahrscheinlichkeit nach, die Vernunft das
 „Stärkere war, bis endlich das neidliche Schicksal mit der
 „Natur in Streit gerieth, auf die Seite der Eigenliebe trat,

„und nach und nach, trotz dem verzweifeltsten Widerstande der
 „Natur, die Vernunft schwächte und unterjochte, so daß nun-
 „mehr die Eigentliebe in der unglücklichen Menschheit abwan-
 „det! Ich nenne sie die unglückliche Menschheit, oder es
 „läßt sich nicht läugnen, daß, wie die Verhältnisse des in der
 „Gesellschaft, oder im Staate lebenden Menschen vermalen ge-
 „staltet sind, sie, ohne eine starke Eigentliebe, ihn noch un-
 „glücklicher machen würden. So verwarflich im Beginn der
 „Civilisation das Uebergewicht der Eigentliebe war, so vorzei-
 „chungsartig, ja ich möchte sagen, so nothwendig erscheint
 „es jetzt. Ein und für sich schon bedurste der Mensch, wie ge-
 „sagt, der natürlichen Selbstliebe, um ihn bei der Verigung
 „zur Gleichheit zu erhalten. Sie erweckte, durch den Eifer
 „der Genußgierigkeit und die Sehnsucht, sich geistreichheit zu
 „fühlen, das Verlangen: aus der Einsamkeit und Abgeschie-
 „denheit hinaus, in's Gemüth der Mitmenschen zu treten, und
 „dort Kräfte, Talente und Gleichtheillichkeiten geltend zu machen,
 „deren Anwendung und Anerkennung mehr oder minder zum
 „Vergnügen, zu geträumter Ehre oder zum sinnlichen Glück
 „führt. Um die Bestimmung des Zusammenlebens herbeizuführen,
 „hätte die Natur einen zanderlichen Einfluß auf den wohlthätigen
 „Gang zur Selbstsucht, und setzte uns darin sie an den Wei-
 „hall, oder den wohlthunenden Reiz der Menge. Freilich wollte
 „sie nicht, daß wir dadurch uns aus den edleren Gefühlen
 „der Menschlichkeit und Gerechtigkeit entziehen sollten;
 „wir sollten durch Selbstliebe an den Verband mit andern Men-
 „schen gekettet werden, ohne darum bloß unserem Eigennutze
 „zu fröhnen, und alles Andere um uns her zu Boden zu
 „treten. Eigentliebe und Menschenliebe sind durchaus nicht so
 „entfesselte Feinde, daß sie nicht friedlich mit- und neben-
 „einander bestehen könnten. Ja! sie könnten nebeneinander

„befiehn, und die Menschheit glücklicher machen, wenn der
 „unerschütterlichste Wille sie beide an's sittliche
 „Prinzip fesselte! Aber daran war während der Begegnung
 „en, die sich gleich im Anfange der sogenannten höheren Civi-
 „lisation in die Menschenwelt drängten, nicht wohl zu denken.
 „Die fenderbaren, falschen und schlechten Grundsätze, die
 „allmählig in der, zu Nationen und Staaten geordneten Mensch-
 „heit aufsteht, und mehrertheils mit Hilfe der blutigen
 „Gewalt befestigt und erhalten wurden, machten es dem Schick-
 „sale von vorn herein kiderleicht, den Keim zum späteren
 „Ergoldniss und zu einem Uebergewichte der Eigentliebe zu
 „legen, gegen das die Natur umsonst mit allen Waffen der
 „Vernunft sich auflehnte. Einzelne Menschen, denen der Zufall
 „oder ein verwerflicher Anspruch der Geburt die Handhabung
 „einer großen Gewalt übergab, und deren gemeiner Sinn sie
 „zum schändlichsten Mißbrauche der natürlichen Menschenrechte
 „verleitete, benützten ihre Macht, um in ganzen Völkern jedes
 „Gefühl von Selbstwerth, Menschenwürde und Dankbarkeit zu
 „zerstören. Dadurch wurde oft in Millionen zugleich, nicht bloß
 „die Eigentliebe, sondern mit ihr auch jedes Vernunftgefühl
 „verlethet, ausgerottet, und die Natur sah mit Entsetzen, wie
 „ganze Völker förmlich zu vernunftlosen Thieren herabsanken,
 „deren angebernes Menschenlicht sich in's niedrige Gekirn ein-
 „ger weniger Gewaltigen zog, um dort zur Unterdrückung und
 „Tirannisirung der Schwächern zu dienen. Auf diese Weise
 „ging das sittliche Prinzip auf der höchsten Stufe des Staates,
 „alle gerade da zu Grunde, wo kein gesetzlicher Zwang gegen
 „den Höchsten in der Nation mehr existirte, und wo einzig und
 „allein das sittliche Prinzip zum Guten und Tichten zwingen
 „und führen sollte. Als die Natur zum Anschlusse an größere
 „Menschenvereine bestimmte, wußte sie recht gut, daß in solchen

„Verleihe eine concentrirte Gewalt besetzen müsse, der die
 „Leitung der vereinten Staatskräfte anvertraut werde. Auch
 „wusste sie, daß Gesetze nöthig sein würden, um die Ordnung
 „des Ganzen aufrecht zu erhalten. In wieferne nun diese Ge-
 „setze auch auf den obersten Leiter oder Machthaber selbst an-
 „gewendet werden könnten, oder ob er gänzlich unverantwort-
 „lich bestehen sollte, darüber beschloß die Natur freilich
 „nichts, aber sie gab jedem Menschen insbesondere, also auch
 „dem Machthaber, ein Gefühl des sittlichen Prinzips, mit
 „dem Willen, durch dieses Gefühl allein das Glück des ver-
 „einten Volkes von Obenher fest begründet zu sehen. Ging nun
 „das Gefühl auf der obersten Stufe zu Grunde, so mußte es
 „auf der unteren bald nachfolgen, und es ging auf der
 „obersten Stufe ganz und gar zu Grunde. Statt des sitti-
 „chen Prinzips, begann der unerhörteste Eigennutz und Dünkel
 „über die erdrückte Menschheit zu herrschen, und die Gewalt-
 „haber zu einem Uebermuthe und zu einer Tyranie hinzureißen,
 „bei denen nicht viel fehlte, daß man nicht die Wellen, für
 „die Erlaubniß zu regnen, und die Sonne, für die Erlaubniß
 „zu scheinen, mit Steuern belegt hätte. Der Egoismus zog sich
 „in die Obergewalten der Staaten, alle in einen kleinen Kreis
 „zusammen, und deutete Alles aus, was er nur immer mit der
 „Machtthäue packen konnte; das würde aber vielleicht bloß das
 „Schicksal, welches will, daß ein Jeder eine Dosis Selbst-
 „liebe besitze, erbittert haben, und nicht die Natur, wenn die
 „übermüthige Gewalt nicht auf den allernachtheilichsten Gedan-
 „ken gerathen wäre, und das erste und allerheiligste Geschenk
 „der Natur, den Geist der Aufklärung, mit empörender
 „Sintanfehung der menschlichen Ansprüche vernichtet hätte. —
 „Da erst geriet die Natur in Erbitterung und Angst; sie sah
 „sich einem Zeitpunkte nahe, in welchem man ihre ganze, so

„oft geriefene Weisheit verlassen, und sie gerade durch
 „das Meisterwerk der Schöpfung, den Menschen, kügen
 „strafen würde: „Ist dies ein Meisterwerk? Dieser er-
 „drückte, gebeugte, in der Aufklärung gehemmte, vernunft-
 „erstickte, ohnmächtige Mensch? Dieser tyrannisierte, von der
 „Uebermacht zum Kammernwerkzeuge eines sittenlosen Gewalts-
 „habers herabgewürdigte Knecht?“ In dieser Frage durfte
 „und konnte es die Natur, wenn sie ihren alten Ruf behaupten
 „wollte, nicht kommen lassen. Um nun die ihr drohende Gefahr
 „mit einem Schlage abzuwenden, verband sie sich mit ihrem
 „alten Feinde, dem Sittsate, zu einem gemeinschaftlichen
 „Zweck. Beide stürmten nun in die arglosen, gedrückten
 „Menschenherzen, verfahren sie gegen das Gift der Despotie,
 „mit dem Gegengifte des beleidigten Selbstgefühls,
 „und mit einemmale riß das um den Menschengestalt geschlun-
 „gene Band der Verhinderung, und der fürchterlichste Tempel
 „des allgemeinen Egoismus, ward, als Tempel der Freiheit,
 „dem Gebäude der despotischen Unterdrückung gegenüber er-
 „richtet. In der That, es war dies ein verzweifelter Rettungs-
 „mittel der Natur! aber in solcher Lage war es das einzige
 „und letzte, von dem sie die erwartete Wirkung erlangen konnte.
 „Wir haben gesehen, daß sie sich nicht irrte; daß jener Egois-
 „mus allein im Stande war, Helden zu erzeugen, die an der
 „Spitze des Volkes dessen Rechte bewahrten, und sie wiederhersteu-
 „ten; daß er unerhörte Kräfte, Fähigkeiten, Muth und Größe,
 „zu denen man sonst vielleicht Jahrhunderte braucht, binnen wenig
 „Tagen aus dem Dunkel der Unterdrückung an's Licht des Selbst-
 „gefühls rief. War also jener Egoismus in sich selbst auch ein
 „gefährliches und äußerstes Mittel, so erfüllte er doch hier voll-
 „kommen seinen Zweck, und wurde in der Hand der Natur,
 „die ihn dem Menschen einst klos zum gesellschaftlichen

„Zern verließ, nunmehr die tanglichste Siegeswaffe gegen ein
 „Bestreben, das den ohnehin schon gesunkenen Menschen noch
 „völlig zum ganz verwilderten, vernunftlosen Thiere herabzu-
 „drücken drohte. Mag es nun sein, daß es jetzt Zeit ist, seine
 „Bestigkeit zu mildern und zartere Saiten aufzuklopfen; denn
 „ein guter Theil seiner Aufgabe ist erfüllt, — oder mag es noth-
 „wendig sein, ihn noch länger in seiner ganzen Stärke zu be-
 „wahren; magst du ihn bedauern, beklagen und dich über den
 „allzu starken Riesen der Eigenliebe beschweren oder nicht, —
 „genug, ich wollte dir dies erklären, daß Alles in der Welt,
 „auch das anscheinend Uebelste, nicht ohne Zweck besteht; daß,
 „wie die bunte Schlange den Giftstich und der schöne Tiger
 „die scharfe Klaue hat, so auch manches Andere in der hohen
 „ren Thierwelt — der Menschheit — seine zwei Seiten haben
 „kann, ohne darum geradezu verworfen werden zu dürfen.
 „Ich sage dir, derselbe Egoismus, den du so bejaumernst, hat
 „die Menschheit in der neuesten Zeit eben so vor einem großen
 „Unglück bewahrt, als er ihr früher großes Unglück zu-
 „zog, und ihr vielleicht in der Zukunft noch zuziehen wird.
 „Beweisere die verloren gegangene Menschlich-
 „keit, nicht bloß der Egoismus!!!“ —

So ungefähr antwortet der kalte Verstand der ängst-
 lichen Seele.

Wie, du lästiger Verstand? So müßte ich am Ende wohl
 noch gar der Eigenliebe ein Todtlied singen? Das sei ferne von
 mir! Aber umhören kann ich, trotz meiner Abneigung gegen
 sie, deine Erörterung nicht. Ich bemerke, daß du erst still und
 richtig da beobachtet, wo die heiße Vernunft mit dem noch
 heißeren Herzen zu rasch die Bilder der Anschauung wechselt,
 und sich daher oft selbst täuscht. Wohl erkennt man bei ruh-
 gerer Ueberlegung, daß der Egoismus auch seine gute, ja

sogar, wie wir bei der obigen Erklärung des Verstandes sahen, seine vortreffliche Seite haben könne. Es ist nicht Alles unnütz und schädlich, was uns auf den ersten Anblick als unnütz und schädlich erscheint, und ich möchte selbst behaupten, daß der natürliche Egoismus der Menschheit ganz vorzügliche Dienste leisten könnte, und sogar befördert werden müßte, wenn ihm ununterbrochen die Menschlichkeit und Gerechtigkeit zur Seite ständen.

Hier ist der große Haken, von dem die Menschheit vielleicht noch lange nicht befreit werden dürfte. Der Egoismus diene noch so sehr, die Zwecke des Schicksals zu befördern, so bleibt er, ohne jene beiden Eigenschaften, immer nur eine große Plage der Erdbewohner. Das goldene Zeitalter wird erst dann für die Erde vollständig erscheinen, wenn Uneigennützigkeit, Gerechtigkeit, Menschenliebe und neidlose Selbstliebe nebeneinander in gleichmäßiger Unterstüßung residiren werden. Lassen sich jedoch diese erzwingen? Nein! — sagt abermals der kalte Verstand. Ich muß also, gleich jedem Andern, der an dieser Klippe nicht vorüber kann, die Menschen nehmen, wie sie sind.

Da der Egoismus im Stande ist, das edlere Selbstgefühl zu wecken, und das erdrückte Gemüth aus dem Zustande der Erschlaffung in höheren Thaten emporzureißen, so ist er also nicht bloß Mittel der Geselligkeit und gewöhnlichen Thätigkeit in der Hand des Schicksals, sondern man darf ihn noch außerdem hier und da als eine Art von Nothwaffe des Menschen in Zeiten der politischen Gefahr betrachten; er ist mithin um dieses Umstandes willen mit weniger scheuem Blicke zu betrachten, und der Nachsicht minder unwerth. So mag noch mancher Andere von dem Teufel als Uebel betrachtete Mittel des Geschicks seine gute Seite haben, oder mindestens gewisse

Ephären des menschlichen Lebens berühren, die durch zeitgemäßen Gebrauch desselben, es zum Nutzen tauglich machen können.

Das Verhängniß mag sich noch so zweideutiger Wege bedienen haben und bedienen, um die Menschheit zusammenzuhalten, so ist es klar, daß es, wenn auch unter vielem Wirrwarre und unter manchen Umgestaltungen, die noch lange nicht die passendste Form erhalten dürften, seine Absicht erreichte. Statt daß den Menschen die Häufung der Mängel und Gebrechen um ihn her von der Gesellschaft abwendig machen, und ihn bewegen sollte, sich zu isoliren, so gibt sie ihm im Gegentheil gewöhnlich einen stärkeren Anlaß, seiner Eigentliebe und dem Verlangen nach Vorzügen einen festeren Standpunkt innerhalb der Unvollkommenheiten seiner Umgebung anzuweisen; denn es ist so eingerichtet, daß seine Hoffnung, etwas zu gelten, um so stärker wird, je weniger diejenigen gelten, die sich um ihn herum befinden. Also selbst in der Gesunkenheit des einen Menschen findet das Schicksal den Haltpunkt der geselligen Neigung für den andern. So greifen die feindseligen und scheinbar entferntesten Räder im gesellschaftlichen Leben ineinander, und unter tausend Krümmungen, die der Mensch, wie er glaubt, bloß durch eigenen Willen, einschlägt, kommt er zuletzt doch dahin, wohin er, seiner gesellschaftlichen Bestimmung nach, kommen soll. Hiermit will ich keinen Fatalismus aufstellen; es ist Niemandem an der Wiege beschieden, welche Bahn er zum Targe einschlagen muß, und Keiner ist von Geburt aus mehr, als der andere. Aber unlängbar ist es, daß eine unsichtbare und stärkere Macht, als die wir in uns selbst fühlen, auf unsere Neigung zum Zusammenleben mit anderen Menschen einwirkt. Wäre dieß nicht der Fall, so dürfte sich behaupten lassen, daß weit weniger Menschen die-

jenige Abhängigkeit, die Jeder in der Gesellschaft erdulden muß, lange tragen, sondern daß viele die Willkür und Unsicherheit ihr vorziehen würden. Das ganz eigene Runterbrum der im Staate gegeneinandergelegten Meinungen, Leidenschaften, Genüsse, Interessen und Charaktere erleichtert es jenem geheimen Genius, uns die positive Abhängigkeit weniger bemerkslich zu machen. Zwar treten oft genug Momente ein, in denen sie uns allzufühlbar wird, und in solchen Momenten sind Viele geneigt, sie abzuschütteln, ohne die Gesellschaft verlassen zu wollen; doch dies ist unmöglich, und für diese besonders habe ich auseinanderzusetzen gesucht, daß eine absolute Unabhängigkeit im Staate nicht bestehen kann und darf.

Begnügen wir uns damit, daß wir nach und nach das Joch der Ungerechtigkeit abschütteln; das Joch der bürgerlichen und menschlichen Abhängigkeit im Staate kann und wird niemals von unseren Schultern fallen, denn wir selbst, unser Wille, unsere Bedürfnisse und Interessen erneuern es fortwährend. Treuen wir uns einswelten, wenn das gleich eine ziemlich traurige Freude ist! im Strudel verirrter oder getrennter Wünsche, Hoffnungen und Begehrenisse den Verlust unserer natürlichen Unabhängigkeit weniger spüren zu können, und suchen wir dem kalten Verstande so vielen Trost abzugewinnen, als es dessen eilige Berechnungsgabe zuläßt. Hoffen wir aber dabei stille, wenn wir zu den Besseren gehören, daß vielleicht doch endlich die glückliche Zeit erscheinen wird, in welcher die Menschen nicht mehr durch ihren Eigennutz und Haß zur Schadenfreude, sondern durch reine Liebe, Zittlosigkeit und edlere Aufklärung sich miteinander hingezogen fühlen, und in welcher unsere Abhängigkeit eine süße und angenehme, und unser Glück ein reines und dauerndes sein wird.

Der Lohn des Glückes, dessen die Menschheit theilhaft

werden muß, um das nothwendige Uebel zu ertragen, und das aufgedrungene für immer und ohne Möglichkeit der Wiederkehr zu vertilgen, ist der Thron der bürgerlichen Tugend, der menschlichen, politischen und geselligen Tugend. Dieser Thron muß erbaut werden in den Herzen der Menschen; er darf nicht fußen auf religiösem oder politischem Fanatismus, nicht auf Geißelung, Fasttagen und Klostern, nicht auf Uberglaube, Blindheit, Ehrgeiz und Selbstsucht, nicht auf unbedingter Rechthaberei und absoluter Diensthbarkeit, nicht auf Despotismus und Absolutismus, nicht auf Hyänenfreiheit und Lügellebhaftigkeit, nicht auf Vorrechten und Herkommen, — nein! er muß fußen auf der unerschütterlichen Grundlage des Lichtes und der Milde, des Gefühles, des wahren Rechtes und der Ordnung. Civilisation ohne Tugend ist eine schöne Wüste ohne Kopf. Man hat Tabetausende an ihr gemißelt, ohne diesen Kopf zu vollenden; vielleicht ersticken wir ihn bald, die Menschheit neigt sich endlich zu einem entscheidenden Ausgange. Wahrlich, die Alternative dieses Ausganges kann schon jetzt nicht mehr bezweifelt werden! Entweder die Wüste wird vollkommen, oder sie wird gänzlich zerfallen.

Die Untugend, die bis jetzt unter der Karre des Rechtes durch die Welt schlich, hatte sich die Geduld zur Begleiterin erzwungen. Diese Begleiterin ist endlich nach unzähligen Zwischigkeiten und Täuschungen entflohen, und sie wird erst mit dem Glücke wieder zurückkehren, wenn die unverfälschte, ächte Tugend sie erbarret. Gewaltig wird die Erschütterung sein, welche der Menschenvelt bevorsteht; die Schlaupetz kann ihr nicht mehr vorbeugen, denn die erzürnte Natur hat sich dem Schicksale angeschlossen, und die kommende Begehnheit muß die Pforten der Erkenntniß öffnen. Möge die Gerechtigkeit der unverfälschten Tugend liegen, und ihre Pforten öffnen für

den besaubten Menschen, der ohne ihre Hilfe unwiderstlich zu Grunde gehen muß.

73.

Von der unbedingten Abhängigkeit im Staate.

Mit Menschen zusammen zu leben, und sie in unser bürgerliches Interesse und unsere Sicherheit zu verflechten, und dabei völlig unabhängig zu sein, ist eine entschiedene Unmöglichkeit. Nur der tyrannischen Gewalt ist im Staate eine solche persönliche Unabhängigkeit möglich, aber nicht auf ewige Zeiten, wie wir gesehen haben, und ferner zu sehen hoffen. — Wer zur Gesellschaft mit Menschen und zum Besitze solcher Dinge sich hinneigt, die ihm eine bequemere Existenz verschaffen, oder die seinem Ehrgeize, seiner Selbstliebe, seinem Hange zum Luxus oder seiner Weichlichkeit schmeicheln, der muß natürlich mit Anderen zusammentreten, und sich endlich einem Staate anschließen, um darin den gewünschten Besitz zu erlangen. Hier aber, so groß und ausgedehnt auch seine bürgerliche Freiheit sein mag, hört seine natürliche Unabhängigkeit auf, und je freier er mit der Gesamtheit der Nation wird, um so abhängiger von den Verhältnissen wird er als einzelnes Individuum. Auf welche Weise diese Abhängigkeit, durch Recht, Gesetz, Pflicht und Willigkeit eintritt, glaube ich genügend dargelegt zu haben. Es bleibt mir nur noch eine kurze Erklärung darüber übrig: warum ich behaupte, die Abhängigkeit wurde um so größer, je ausgedehnter die bürgerliche Freiheit wurde.

Freiheit und Unabhängigkeit sind im natürlichen Zustande eines und dasselbe, im gesellschaftlichen aber stehen sie sich schnurgerade entgegen. Es gibt eine gute Anzahl von Menschen, welche glauben, daß

unter vollkommener Freiheit im Staate ein, dem natürlichen gleicher Zustand verstanden werden müsse, in welchem die absolute Erlaubniß herrsche, zu thun und zu lassen, was man wolle. Den Begriff der Anarchie ganz abgerechnet, und angenommen, jene absolute Erlaubniß beziehe sich blos auf gesetzlich-unbedingte Freiheit, so läßt sich eine solche leicht als unzulässig erkennen. Die ausgedehnteste, möglichste und erlaubteste aller bürgerlichen Freiheiten kann niemals, wenn das Staatswohl aufrecht erhalten werden soll, eine andere als eine gesetzlich-bedingte, mithin eine, der absoluten Unabhängigkeit direkt widersprechende sein. Bei einiger Prüfung ergiebt sich die vollständige Richtigkeit dieses Ausspruches.

Wenn wir die Wahrheit des Grundsatzes erkennen, und alle Scheingründe gegen ihn heissen nichts, daß das bewegende Lebensprinzip im Staate ein allgemein verzweigtes Wirken sein müsse, bei dem die Thatkraft jedes Einzelnen dem Ganzen unentbehrlich, und jedem Einzelnen die harmonisirende Rückwirkung des Ganzen auf ihn und seine Sicherheit unerlässlich nöthig ist, so müssen wir auch erkennen, daß jedes handelnde Vewegen des Einzelnen im Staate kein absolut selbstständiges Vewegen sei, sondern im Verlaufe seines Fortschreitens durchaus den rechtmäßigen bürgerlichen Ansichten aller Mitangehörigen des Staates anpassend zu sein und sich nach diesen Ansichten zu richten habe. Die durch's geltende Recht festgesetzte Ansicht der Nation ist demnach, so lange sie vom Rechte nicht abgeht, eine, die Ansicht des Einzelnen bestimmende Verhaltensregel. Er wird, so lange er sich als Person zur Nation rechnet, in seinem bürgerlichen Thun und Denken von dieser Verhaltensregel, welche, obgleich aus

der National-Aufsicht entstehend, durchaus nichts mit der sogenannten „öffentlichen Meinung“ zu thun hat, abhängig, und sein Dasein wird, eben durch diese Abhängigkeit, ein nationelles Dasein. Dieselbe Regel bindet ihn an das geltende Gesetz, schreibt ihm seine positiven und natürlichen Pflichten vor, und beaufichtigt, ohne gerade eine directe Gewalt hiezu anzuwenden, seine bürgerlichen Handlungen durch jenen Einfluß, den die Stimme der öffentlichen Achtung oder Verachtung so mächtig auf den Menschen in der Gesellschaft auszuüben pflegt.

Nun kann eine Nation nicht anders ihre Freiheit erringen und erhöhen, als durch Uebereinstimmung im nationellen Willen und durch gegenseitige, aufrichtige und ebelmüthige Unterstützung. Alles aber, was die erforderliche Uebereinstimmung des Willens befördert, und die gegenseitige Unterstützung zu Stande bringt, erhöht die Pflichten des Unterstützten von der einen und die Rechte des Unterstützenden von der andern Seite. Indem nun die, zur Befestigung der Freiheit getheilte Weisheit eine moralisch, physisch und geistig allgemeine ist, so schmelzen hier Recht und Pflicht ineinander, und die errungene und erhöhte Freiheit erhöht jene geltende, nationale Verhaltensregel. Sie erhöht nämlich die Erforderniß der unbedingtesten Theilnahme, Thätigkeit und gleichrechtlichen Pflicht in allen Theilen und Beziehungen des bürgerlichen Lebens, um die erlangte Freiheit aufrecht zu halten; sie erhöht die unbedingteste Nothwendigkeit, sich nach Jedem und Allen in der Nation pflichtgetreu zu richten, und sich bloß in der Selbstständigkeit des Ganzen selbstständig zu fühlen. Mitbin erhöht die getheilte Freiheit die bürgerliche Abhängigkeit, und je weiter die Freiheit verwehrt schreitet, um so abhängiger wird der ihrer Genießende

von seinen mittheilen Nebenmenschen im Staate. Hieraus erklärt sich denn nun auch, warum die Anarchie im Staate nichtsweniger als Unabhängigkeit sei. Die Ungebundenheit der Anarchie ist eine geträumte; der Mensch ist niemals abhängiger und gebundener, als während der Anarchie.

Vollender und vollkommen nenne ich einen Staat, wo Freiheit und Abhängigkeit sich dermaßen gegenseitig bedingen, daß der bessere Mensch nicht auf den Gedanken kommen kann, die erstere wesentlich übersteigen, und die letztere pflanzweise abwerfen zu wollen. Wie ist dies zu bewirken? Die Antwort darauf kommt von selbst, wenn man die Blicke auf eine glückliche Ehe richtet.

Das Verhältniß einer glücklichen Nation soll sein, wie das Verhältniß einer glücklichen Ehe. In einer solchen ist bloß der Mann Herr, und das Weib ist von ihm und den Verhältnissen Beider abhängig; allein die Wünsche, Liebe, Menschenfreundlichkeit und Redlichkeit des Mannes überläßt ihr ungehindert die volle Gewalt des Hauswesens, und, indem er sie beherrscht, weiß er es so einzurichten, und sich so übereinstimmend mit ihren natürlichen Rechten zu benehmen, daß sie zu beherrschen scheint, und darüber ganz und gar ihrer Abhängigkeit vergißt.

Es wird ihr daher auch weder einfallen, die ihr zustehende Freiheit zu übertreten, noch sich ihrer Abhängigkeit zu entziehen; denn gerade durch die Liebe und Gerechtigkeit ihres Mannes fühlt sie, daß, wenn sie in seine Rechte eingreifen und sie zerstören würde, ihr eigenes Glück, ihre Sicherheit, Freiheit und Ruhe mit seinem Wehwehnen fallen würden. — Sie fühlt ihr Glück, da sie ihre Abhängigkeit nicht fühlt.

S c h l u ß.

Der Mensch im Staate ist absolut-abhängig, von den Rechten seiner Mitbürger, dem Gesetze, von seinen eigenen Pflichten, seinem Interesse, seinen Bedürfnissen, den Interessen Anderer und der bürgerlichen, das öffentliche Wohl befördernden Verfassungsgesetz.

Von der Privat-Abhängigkeit des äussern Menschen.

Der Mensch wird und macht sich selbst in seinem Privatleben durch Sitten, Gebräuche und ernste oder minder ernste Gewohnheiten von seinen Mitmenschen in der Gesellschaft abhängig.

Inhalt: Von Privatverhältnissen. Von Privatverbindungen. Von Privatrechten. Schluß.

75.

Von Privatverhältnissen.

Die politischen Verhältnisse des Staates lassen, wie wir gesehen, keine reine Unabhängigkeit zu. Sollte uns nun nicht wenigstens eine Entschädigung im Privatleben für das Opfer der bürgerlichen Unbefreiheit werden, dadurch, daß wir in jenem Zustande, der ja doch außerhalb der Staatspflichten liegt, und einer unbefchränkten Selbstständigkeit errenten? Trügerische Hoffnung! Wir sind im Privatleben noch vielmehr abhängig, als im bürgerlichen. Wer nur einigermaßen sich in der Welt umgesehen hat, wer zu seinem Verstande die Bemerkung machte, nach wie vielen, oft fremden Sitten, wie unsichtbar, wie viele seltsame, gesellschaftliche Regeln wir beobachten, wie vielen Gewohnheiten wir nachgeben, wie manche Privatvorschrift wir vor unserer Umgebung befolgen und wie viel

len Privatrechten, Ansehn, Stand, Stadt- oder Landes-
gehörigkeit wir uns fügen müssen, um für gut erlagen oder
gebildet, oder erfahren oder untrüglic in gelten; wer nur
ein paar Mal an jene Schrauben der „Convenienz“ anfiel,
innerhalb welcher eine ganz unschätzbare, leichte Verletzung der
aufgestellten Verhaltensregeln oft für verbrecherisch ange-
sehen wird, als ein Mord oder Diebstahl im Staatsleben;
wer nur ein einziges Mal schamroth werden mußte, wenn er
in einer Gesellschaft von civilisirten Menschen sich von Oben
bis Unten verächtlich messen sah, weil er vielleicht ein außer
Mode gekommenes Kleid trug; wer sich überzeigte, wie durch
alle Rangklassen ohne Ausnahme, bis zum Tagelöhner her-
unter, eine jede ihre eigene Weise zu denken, meinen, handeln
und sich zu bewegen hat, und wie eine jede von denselben,
welchen Verhältnisse, Bestimmung oder Zufall in ihren Um-
kreis führen, die Berücksichtigung ihrer eigenen Weise, ja so-
gar oft die Aufschliegung an selbst fordert; wer durch Erfah-
rung es ohne ward, daß der heutige Mensch in der Gesell-
schaft, er mag sich drehen oder wenden wie er will, fortwäh-
rend in einer Art von Käfig sich befindet, an dessen Stäbe er
jeden Augenblick anstößt, wenn er nicht die Grenzen desselben
genau kennt und weiß, wie er seine Bewegungen nach den
Anforderungen der Nebenmenschen abmessen muß; wer einen
richtigen Blick auf die Privatstände der Kinder der Kul-
tur wirft, und gewahrt, wie von der Berücksichtigung einer
Menge verschiedener Kleinigkeiten oft der gute Name, der Ruf,
die Achtung, ja sogar das Glück und Heil eines Menschen
in der Gesellschaft abhängig, der wird mir schon deshalb nicht
leicht widersprechen, wenn ich sage, es existirt keine absolute
Selbstständigkeit oder Unabhängigkeit im Privatleben des
Menschen.

Es ist richtig, daß viele dieser gesellschaftlichen Regeln, von denen wir abhängig gemacht werden, ihren guten und ersprießlichen Grund haben, und daß sie zum Theile mehr oder weniger auf Moral, Sitte und Anstand einwirken. Man hat aber nicht immer mit bei allen die Moral, die Sitte und die Tugend nach ihrem wahren Begriffe im Auge. Der größte Theil derselben unterliegt leider oft einer ganz gewichtlosen, flüchtigen Meinung, Laune oder Mode, und viele sind nicht werth, daß man sie mit jenen geheiligten, durch setzten Mißverstand herabgewürdigten, Namen der Moral und Sitte belegt. Jeder Mensch, der auf Menschenwürde Anspruch macht, fügt sich wohl gerne den Vorschriften, die Tugend und Sittsamkeit gebieten. Er weiß in gut, daß sein besseres Gefühl ihm die Abhängigkeit von ihnen süße und erträglich macht; schmerzlich und ärgerlich mag ihm dagegen eine Abhängigkeit sein, deren Grundlage oft nichts anderes als Heuchelei, Verstellung oder Modetirannei ist. Dem sei jedoch wie ihm welle, die Welt richtet sich nicht nach uns; wir müssen uns nach der Welt richten. Die sanftern Früchte, die wir im Leben genießen müssen, finden wir in großer Zahl im Gebiete der gesellschaftlichen Privatabhängigkeit.

So lange wir im Staate leben, sind wir den kleinen Privatständen, die die gesellschaftlichen Verhältnisse um uns her aus den Anhängern der Familienitten, Gewohnheiten, Gebräuche und Lebensregeln bilden, Verückeltung schuldig. Wir brauchen uns zwar nur einem dieser Privatstände bestimmt anzuschließen, oder auch, wir können uns, als häusliche Einsiedler, zurückziehen; — allein irgend einen derselben zu verlassen, ist uns nicht erlaubt, und sobald wir in Berührung mit ihnen kommen, müssen wir die einmal gebräuchlichen Ordnungen anerkennen. Da sich nun jede Klasse von Menschen in der

Gesellschaft an gewisse ihr eigenen Bestimmungen und Regeln, die man als beseemlich oder gebräuchlich einführt, zu binden obliegt, und da man bei jedem Schritte im Staate mit Menschen zusammentrifft, die sich in ihren Privatgrundsätzen geachtet und unverletzt sehen wollen, so werden wir uns stets als abhängig von Andern erblicken, es sei denn, daß wie unsere Wohnung zum abgeschlossenen Orte machten, und niemals mit einem Nebenmenschen in Berührung traten, was im Staate eine halbe Unmöglichkeit sein dürfte.

Das bunte Treiben der Menschen erscheint uns in Verbindung mit ihr vergebliches Streben nach Unabhängigkeit, auch im Privatleben eben so komisch als interessant. Wenn wir betrachten, mit welcher seltsamen Angst so Mancher in der Gesellschaft sich als unabhängig hinstellen bemüht, während jeder neue Versuch zu diesem Zwecke ihn mit neuen Banden umschlingt, und der fertiggewälzte hindernde Stein, sobald er kaum aus dem Wege ist, wie der des Sisyphus immer wieder zurückrollt; wenn wir sehen, mit welchem komischen Aerger so Mancher aus der Strömung der Gewohnheit hinaus an's feste Land der Vernunft zu schwimmen versucht, und, trotz seiner Entschlüsse, immer wieder zurückfällt in's alte Element, wogin ihn der Gedanke lockt, bemerkt zu werden, und eine Rolle zu spielen; wenn wir gewahren, wie alle diese menschlichen Geschalten sich durchkreuzen, einander befeuern, sich belauern und beurtheilen, sich Regeln verschreiben, sich durch allen möglichen gesellschaftlichen Zwang beengen, und während sie sich den Anschein geben, als bewegten sie sich frei und ungezwungen, von tausenderlei Kleinigkeiten sich klarlich abhängig machen; wenn wir bedenken, mit welcher Leidenschaft und Umsicht man am cerimonieellen Tische hängt, und wie der tödtliche Haß oft daraus entsteht, daß Jemand, sei es auch

nur bei einem Nothfalle eine Stelle einnehmen muß, die, seiner Meinung nach, für ihn zu weit unten ist; — wenn wir erkennen, durch wie viele gedaltlose Bedingungen wir unsere Bewegungen beschränken, unsere gesellschaftlichen Verhältnisse belasten und einengen, unsere Aufrichtigkeit verfehlen, und die offene Ungezwungenheit und Freundlichkeit zum Herbrude der Convention und der trügerischen Verstellung herabwürdigen; wenn wir dies Alles einsehen und gestehen müssen, wie unendlich weit Nähe man sich auf diese Weise gibt, seine Selbstständigkeit im Privatleben zu verlieren, während Jeder glaubt, er behaupte sie gerade dadurch, daß er sich selbstgefällig in diesem Wirbel mitbewege, und eine Drabhtfigur darin abgebe, — dann müssen wir in Zweifel gerathen, ob wir lieber uns lachen oder weinen sollen, und ob der menschliche Durch die Civilisation zu- oder abgenommen habe.

Man amalgamirt das Quecksilber der Selbstsucht mit dem Blei der Convention; es gibt eine compacte Masse, aber sie ist weich, und ein Fingerdruck gibt ihr leicht jede beliebige Form. So wenig in dieser Masse die verschiedenen Theile eine selbstständige Thätigkeit voneinander voraus zu haben vermögen, so wenig erlangt der, mit den Verhältnissen Anderer in Berührung tretende Mensch eine unbestreitbare Unabhängigkeit. Und, wo gäbe es einen Menschen, der nicht den Verhältnissen Anderer sich näherte?

Die, aus der Mißdeutung der wahren Unabhängigkeit hervorgehende Unmündigkeit des civilisirten Menschen wird nicht aufhören, so lange nicht das Mißverhältniß allgemein gehoben ist. — Man geräth immer mehr mit sich und seinen äußern Verhältnissen in Verwirrung, weil man die Unabhängigkeit im Staats- und Privatleben als ein Recht zu verlangen sucht, ohne daß Jemem zum Vortheile des Andern irgend ein eigenes

Nicht deshalb ansetzen wollte. Da die meisten geneigt sind, Alles, was Andere als Vorzug zu besitzen scheinen, für sich selbst als ein Recht zu begehren, und da man leicht natürliche Verträge mit unbillig erworbenen verwechselt, so kann, ohne Befestigung des großen Mißverhältnisses, der Kampf schon kaum nicht vermieden werden, weil man häufig die vergebens eintuchte Unbeschränktheit, die doch durchaus in der Gesetzmäßigkeit nicht bestehen kann, bei Glücklichen vernünftiger, denen man eine etwas freiere Bewegung gestattet ist, und denen man eine vermeinte Ausdehnung ihrer Freiheit entreißen möchte, um sie für sich selbst zu begehren. Als in's Reichste verfertigt man mit habgierigem Verlangen den Zustand des Mitleidens, um so möglich durch dessen Verfeinerung sich zu vergrößern, und im bürgerlichen wie im Privatleben fordert man von Andern eine Unzahl von Opfern, deren kleinstes selbst darzubringen man sich weigert oder gegen seine Würde und Rechte erklärt. — Überall, wo wir auftreten, streben wir einzig der Vertheilung, und verwehren, so gut wir immer können, jedem fremden Auge den Zutritt, während wir unser Ich doch so ungesäumt in die Kreise Anderer hineinzuwängen suchen, wir wollen durchaus abhängig machen, ohne abhängig zu sein; wir wollen eine Rolle spielen, die durchaus Jedem befallen und gefallen muß, während uns selbst fast Nichts befaßt und gefällt, was Andere thun, ohne uns mit in's Spiel zu ziehen. Und sieht uns ein Anderer wirklich in sein Spiel, so werfen wir uns bald vom Mitleidenden zum Zirkelenden auf, und verstoßen wohl gar noch den, der uns neben sich aufnahm.

Deshalb es nun so eingerichtet ist, daß der Mensch in der Gesellschaft nicht lange selbst bleiben kann, sondern immer wieder in Verbindung mit äußeren Verhältnissen geräth, und

indem diese Verhältnisse zuletzt ihm das nämliche Schicksal zu bereiten pflegen, welches er seinem Vorgänger bereitere, so geschieht es, daß unsere Unzufriedenheit auf solche Weise niemals dauernd verschwindet, sondern daß die Verküsterinnen und falschen Begriffe als Ebbe und Fluth bald den einen Theil auf trocknen Land setzen, bald den Andern bis zum Vertrinken überschwemmen.

Es läßt sich übrigens behaupten, daß der Mensch nach Unabhängigkeit strebt, nicht, weil er es liebt, abhängig zu sein, sondern weil ihm seine Abhängigkeit unerträglich ist. Niemand wird das Unerträgliche der Abhängigkeit, wie sie heututage stattfindet, längen wollen. Allein, wer macht sie unerträglich? Sind sie es nicht die verworrenen Sinne der Menschen, die sich gegenseitig die Ketten schmieden? Die selbst in den angenehmen und edelsten Verhältnissen sich das Leben verbittern, die Klage untergraben, und sich bei jedem Schritte mit der Sklavenpeinliche ihrer Selbstliebe geißeln? Würde man sich die Abhängigkeit gegenseitig angenehm und erträglich zu machen, so dürfte Niemand vor der Gewißheit erschrecken, daß eine wahre Abhängigkeit unter zusammenlebenden Menschen nicht möglich ist.

Da man sich aber Reiz das notwendige Joch noch durch unnützhige, besondere Wärten erdient, und sich rapt herlich aufrenzt, seinen Mitmenschen fütten zu lassen, daß er zur Abhängigkeit verdammt ist, so ist es sehr begreiflich, warum man zuletzt darauf verfallen wird, sich des unentbehrlichen Hebels gänzlich entledigen zu wollen, und warum dies Vorhaben schon früher eine Verwirrung der Grundfrage hervorbrachte, die in diesem Augenblicke deutlich erschüttert ist, und deren trauriges Resultat wir wahrscheinlich noch zu erwarten haben.

Wahrend wir die Unbeschränktheit des Privatlebens wollen, führen wir uns am Mangelbunde der Tugend, des Wohlwills und der Befähigkeit; dringen unserer Wünsche und Meinungen Andern als Rathsmittel des Lebensgeschicks auf, und verlangen von ihnen, daß sie sich darnach richten sollen; verschneiden uns die Gangesänge der Freiheit mit der Schwere der Rangstufe; durchdringen das Gebiet der Schadenfreude mit gierigen Zuschauungen, um nach den Mängeln Anderer zu jagen, indem wir unserer eigenen nicht gewahr werden; überbieten der Gieflucht die Schlüffel unserer Vernunft und ergehen uns als Gefangene des brandschlagenden Worgeltes; pfeifen die glühige Brandt des Mißtrauens auf den ausgehörrten Stamm der Vögel; betragen uns ganz öffentlich durch Scheinheilige Bündnisse der Freundschaft; belassen uns mit allen möglichen Tugenden der eigensinnigsten Gerechtigkeit; ärgern uns bei unserer eigenen Unerfahrenheit fortwährend über die Ungenügsamkeit der Anderen, — und vergehen endlich vor Unzufriedenheit darüber, daß wir dennoch keine solche Unabhängigkeit zu erlangen vermögen, wie wir sie träumten, und daß es unmöglich, uns nach Wunsch zu befriedigen, und ganz allein unabeschränkt unter Beschränkten zu sein.

Als Recht anerkennt man selten ein Bestreben nach willkürlicher Herrschaft über Abhängige bei Anderen als unerlaubt, allein die eigene werthe Person hebt man sehr heuchelnd über die Verantwortlichkeit hinaus, und wünscht nichts weiter, als an die Stelle derjenigen zu treten, welche man von der ungeordneten Stufe herunterstößt will. Würde man die Meinung aller künftigen christlichen Menschen über die Unabhängigkeit sammeln, und ein einziges Urtheil aus deren Zusammenschmelzung ziehen können, so würde sich als Resultat ein tirannischer Absetzungsband von einer unauflöslichen Größe ergeben.

2-Jahrhundertlich wissen wir selbst nicht immer unsere verstellten Absichten.

Wäre unser Gesicht unverdorben und frei von überhöhter Eigensiebe, so würden wir uns freudlich mit einander reiben, und könnten vor uns hin in einen einzigen großen Spiegel der Selbsterkenntniß schauen; — dann fühlten wir wahrer. Kein Dämon führt uns an der Hand durch's Leben. Der Mensch selbst bildet die Verhältnisse und Umstände, und will er sich von Ungerechtigkeiten und trübseligen Jocheln befreien, so muß die Mehrzahl über ihre eigenen Schwächen erhaben und absehat probenhaftig sein.

Wenige der heitigen Menschen kennen es über sich gewinnen, das Beispiel vom Spalter und Balken zur Anwendung zu bringen. In den Saamen der edelsten Verhältnisse mischen sie Laune, Eitelkeit, Hochmuth, Dabindt oder Unverträglichkeit und gewöhnlich schütteln sie unbedonnen die halbverste Frucht vom Baume, und irren den Winter der Gefühle vorbei, ehe sie den Herbst der Erfahrung erreicht haben. Wie ein schleichendes Gespenst wandert die Abgeschmacktheit der kleinlichen Eitelkeit durch die besuchten Zehälter, und gaukelt ihren verführerischen Bilder vor, denen sie den gesunden Menschenverstand unterstellen, um sich einen Augenblick der selbstgefälligen Trammerie zu erkaufen; die Drogen von Selbstgefühl und Selbstindt verwechselnd, weiß sie sich überall, wo sie gerechtes Gieder vermutet, um Widerstand auf, nimmt aber das Beste des erstrittenen Gewinnjes für sich, und betrachtet den Rest, den sie Andern überläßt, als Gnadengabe; das Gemuth beschränkend, nährt sie den verborgenen Funken der Heitradt, und indem sie die erregte Eitelkeit Anderer zum Widerstande bewegt, verschwendet sie den wechthätigen Einfluß des Mitleids und der Gleichmuth, und verdirbt die

Möglichkeit der unigeten Annäherung an einen gekränkten, zur Annäherung gezwungenen Gegner. Auf solche Weise macht man sich die Abhängigkeit von einander schmerzlich sichtbar, und ist es diejenige Bitterkeit, welche aus dem Bewußtsein hervorgeht, mit einander nothwendig verkettert zu sein und sich dennoch gegenseitig nur Unzufriedenheit zu bereiten, — ist es die bei den haaren herbeigetragene Bitterkeit, welche im Innern fortbrennend, das Mißverständniß im Glanze erhält, und die Menschen in keiner edlern Uebereinstimmung kommen läßt. Es ist kaum zu glauben, wie wenig Menschen es wissen und fühlen, daß sie die allerhärteste Abhängigkeit von sich selbst erdulden.

Indem sie ihre eigenen Schwächen zu bemänteln suchen, geben sie ihnen nach, lassen sie die Oberhand gewinnen, und gerathen in eine doppelte Abhängigkeit, wenn diese Schwächen von Andern entdeckt und angefeindet werden. In den Band der ansehnlichen Verhältnisse gedrängt, sich dann häufig ander der Stille und Selbstsucht noch eine dritte Feindin ein, die um so gefährlicher wird, je weniger der Geist im Stande ist, der Entdeckung seiner unheimlichen Mängel vorzubeugen, und jener er selbst sich die Wunden gibt, die er an Andern aufzuwunden strebt. Diese gefährliche Feindin der Ruhe und Ungehörtheit der Privatverhältnisse ist die üble Laune, und zwar jene üble Laune, die mit kindlicher Unverträglichkeit die geringste Verührung einer nicht ganz festen Zelle für eine rechtliche Beleidigung nimmt, und die eben so leicht von der Abhängigkeit zur Vöthe übergeht, als sie in ihrem egoistischen Neger nichts weiter sieht und hört, als sich, und mit welcher Trammel selbst das Unschuldige, was sie erreichen kann, für ihren thörigsten Ueberrich büßen läßt. Von solcher Laune sich abhängig gemacht zu sehen, ist schrecklich. Und doch

ist sie leider nichts weniger, als selten. Sie erscheint nicht immer in dem nämlichen Gewande, und gewöhnlich verbirgt sie sich hinter irgend eine Tugend, die ihre Aufregung verbütet, und ihr den Anschein geben soll, als ärgere sie sich nicht über die Bemerkbarkeit der eigenen Verblendung, sondern über die des Verlesenen und unter ihr Leidenden. Sie will, daß man Alles ertrage, ohne selbst das Geringste ertragen zu wollen, ja, sie will sagen, daß man sich stelle, als bemerke man gar nicht, wie viel man zu ertragen habe, gleich einem kindischen Kranken, der sich ärgert, wenn man ihm sagt, er solle sich nicht ärgern, und der später sich noch darüber ärgert, daß er sich geärgert, und außer sich gerath, wenn er bemerkt, daß dies den Andern nicht entgeht, und ihnen seine Schwäche verräth. Kurz, es gibt fast kein Lebensverhältniß, welches die Menschen sich nicht zu verbittern, und durch welches sie sich nicht auf das Drückendste von einander abhängig zu machen vermögen. Selbst die Liebe, die Freundschaft sind hievon nicht ausgeschlossen.

Tollkühne, launenfreie und uneigennützigte Freundschaft blüht kaum mehr unter den heutigen Menschen. Gewöhnlich dringt der Egoismus auch in dieses Heiligtum, zu dessen Weihe vor allen geschaffenen Weien der Mensch am meisten geeignet wäre; und die Selbstliebe verdrängt meist auch hier, was die Freundschaft liebte.

Die Kunst eines Menschen anzunehmen, um sich von ihm dafür die Last einer aufgedrungenen Lebensweise und Zukunft aufzubladen zu lassen; ein freundliches Verhältniß einzugehen, um sich unter den Winden freilichlicher Bedingungen zu schmiegen; einem Wouner sich anzuschließen, der uns merken läßt, er vermuthet, daß wir seiner Wohlthat bedürfen; Waden annehmen, um dem Gießer ein Privilegium auf weitere Ver-

würde eintraumen; die Hand eines Freundes annehmen, der unseren Namen absichtlich dafür in's Joch der unwiderstehlichen Nöthigkeit kömmt; sich zum Mitwisser von unbekannten Geheimnissen gemacht zu sehen, deren Verschüttung, gleich als hinge das Wohl der Schöpfung davon ab, durch alle möglichen Blitze des Mißtrauens eingeschüttet, und deren zufällige Verührung zum Todesverbrechen angedreht wird; sich ein Weinungsgeleid schenken zu lassen, das nicht paßt, das aber der Gleich aus freundschaftlicher Rücksicht, so tragen muß, wie es ist, auch wenn er damit ausgelacht würde; — Auch dies macht nicht unabhängig.

Welchen wir es ferimuttig ein: die Menschen, wie sie sind, heißen nicht die Götter, einander ungehört glücklich zu machen. Ein blindes Werkzeug der Täuschung waren wir bis jetzt in der Hand eines bösen Genius, der sich unserer Mängel freut, weil sie ihm die beste Gelegenheit geben, uns im ewigen Wechsel des Wahns und des Eigennuzes bald zusammenzuschleudern, bald wieder von einanderzureißen, und uns unter den schrecklichen Qualereien der Hoffnung, des Verlangens und der Unzufriedenheit ein Leben durchweilen zu lassen, das nur Wenigen eine momentane Veruhigung, einigen durch Gewalt und Betäubung einen Genuß, und den Meisten eine Fast der unbefriedigten Sehnsucht bietet, die es ihnen oft mehr zur Hölle als zum Dasein der Liebe und Freude macht.

Wohin wir auch unsere Blicke wenden, so wird es uns klar, das Leben in der Gesellschaft von Menschen sei ein Versterben der Abhängigkeit. Der Schein steht in aller und jeder Rücksicht oben; der Schein gilt für die Wahrheit, der Eigennuz für thätiges Verrichten, die Handelt für Menschlichkeit, die Betäubung für Freiheit, die Annahme für Ehrfurcht, die Unbeständigkeit für Tugend, die Geheimnißräuerei

für Weisheit, die Mäßigkeit für Stärke, die Unterdrückung für Muth, die Schwünke für Schönheit, die Verzerrung für Form, das Geronnenell für Würde, die Convenienz für Anmuth, die Nachbereiter für Gleichschickheit, der Egoismus für Selbstgefühl. So war es früher nicht! Alles Mahnungen der Zittensrichter, um zu beweisen, daß die Welt immer so gewesen sei, ist fruchtlos. Sich schämen muß der Redliche, der es über sich gewinnt, einen freieren Will in diesen Zustand zu werfen, vor dem Resultate seiner Forschung. Je mehr wir Fremdes erkunden, um so weniger entdecken wir uns selbst. Und so dürfte sich denn, wenn die bessere Grundlage nicht vergeht, die zurückschreitende Menschheit allmählig jenem Zustande ihres Unterganges nähern, in welchem die Feiber Fragden und die Gemüther und Geister nichts als ausgebrannte Ueberreste des einstigen starken und großen Naturmenschen sein werden, und der uns vollends zu einem allgemeinen Meer von Gefühls-Naubern umbilden wird, in welchem Einer den Andern vernichtet.

Nur im Mindesten den Scharfblick einer richtigen Muthskraft beugt, der wird nimmermehr behaupten, daß die Menschheit auf dem Wege, dem sie dermalen angehört, zur Vollkommenheit verheire. Das Blut der achten Unabhängigkeit — von dem aus wir am schnellsten zur Vollkommenheit gelangen würden — kann durch nichts anders uns werden, als durch die allgemeinste, reinste, entschiedenste Gewissensunabhängigkeit und Gewissensrechtlichkeit aller Stassen und Partbeien. — Man sagt, es werde dermalen um dies Blut gekämpft. Man kämpfte unstreitig schon früher und öfter darum; allein man kämpfte um Thaten, und erbeutete leere Worte. Da habt ihr die Colonne des großen Rathschs unseres sichtbaren Ausganges. —

Nun die im Kampf gekündete That zu finden, bedürfen wir der Versuche der Ungewöhnlichkeit, und um sie, wenn sie geschehen, als Zeugniß der Wichtigkeit aufzustellen, des Aufgebotes der reinen und unversältschten Menschlichkeit.

Daß der nächst bevorstehende Kampf in irgend einer Hinsicht entscheidend und von außerordentlichen Folgen sein werde, ist mehr als wahrscheinlich; ob aber, bei dem heutigen Zustande des Menschen, nicht Freund und Feind mit einander fallen werden, ist eine gleich wichtige Frage. Eine Umwandlung steht bevor, aber ob das Glück oder eine totale Vernichtung ihr auf dem Wege folge, dies hängt nicht von den Schwertem, sondern von den Herzen der Kämpfenden ab.

Epigrammatisch glaubt Maubert noch jetzt, daß dies äußere Macht oder Willkürsstände dauernd unabhängig machen. — Trenn' allen Reichthum, aller Größe und Macht höst der Dostmüthige in unserer Zeit, wo der Scheinwerth oder die bloße Gewaltigheit mit Recht verachtet werden, und Augenblick weder den erwahten Gemeinlichen und die Zerschütter der Umgehung an; diesen Zusammenhang schreikt den selbstvergessenen Stern heutzutage deutlich sichtbar aus dem Schimmer, und läßt ihn seine wahre Lage im Zusammenhang der Verhältnisse erkennen. Wenn demnach auf der einen Seite der Mensch überhaupt sich elend macht, indem er in sehr seinem Selbst dien, so kann er es sich auf der andern Seite tun — glücklich sehr schaden — Freie nehmen, daß auch der Mächtigen nicht mehr gehorcht unabhängig sei, daß Omer wie der Antike der Unabhängigkeit mit Angst entgegen zu blicken hat, und daß weder die Hggenwerth der Masse, noch die Machtverhältnisse des Olympos sich eines langen Lebens mehr erfreuen werden. Der Mensch, ohne allen Rangverzug, muß gut, gerecht, tolerant und unheimlich werden, oder untergehen.

Von Privatverbindungen.

Der Mensch im Staate hat das unbedingteste Recht zu möglichem, dem Allgemein-Interesse nicht entgegenstehenden Privatverbindungen. Zu solchen Verbindungen gehören im Allgemeinen alle Privatvereine, denen eine Verabredung oder ausgemachte Verpflichtung in Bezug auf den Austausch gewisser bürgerlicher Hilfskräfte oder Fähigkeiten vorausgeht. Ferner gehören dazu die Verbindungen des Handels, der Ehe, bedungene Dienstleistungen jeder Art, und alle auf dem Privatwege verabredeten Unterstüßungen. Das Wort Verbindung aber deutet an sich schon auf ein Gebund. sein; mithin ergibt sich hier eine Abhängigkeit von selbst.

Von Privatrechten.

Sie gehören mehrentheils mit in die Rechte des bürgerlichen oder Staatsverhältnisses. Außerdem können besondere Privatrechte entweder durch das Zustandekommen solcher Personen, vor welchen man sie ausschließlich geltend machen will, entstehen, in welchem Falle das Zustandekommen, ob sei erzwungen oder freiwillig, eine direkte Abhängigkeit von ihren Bestimmungen herbeiführt, — oder man erwirbt durch Privatverbindungen der oben genannten Art bestimmte Rechte, deren Ausdehnung die eingegangene Verpflichtung beschränkt, in welchem Falle die Verpflichtung eine indirekte Abhängigkeit von den erwachten Rechten herbeiführt; oder endlich, man erlangt Privatrechte durch den ausschließlichen Besitz eines Hauses oder dergleichen erworbenen Eigenthums, in dessen Bewahrung oder Vertheuerung wir uns, außer der bürgerlichen Sicherheit, noch einer Pri-

vertheilt der willkürlichen Verfügung und Behandlung bieten dürfen, wodurch es in unserer Macht liegt, von jedem Andern, in so weit es den ungehörten Voth und Genuß unseres Blutes betrifft, die Beachtung unseres Privatrechts zu verlangen, und ihn durch diese Beachtung davon abhängig zu machen.

77.

© d i n g.

Der Mensch wird demnach in den äußeren Zuständen seines gesellschaftlichen Privatlebens von seinen Mitmenschen abhängig.

Von der Rückkehr zur vollen Unabhängigkeit.

Unbedingt frei ist der, welcher unbedingt unabhängig ist; unbedingt unabhängig aber ist nur der, welcher gar keiner Gesellschaft und gar keinem Staate angehört. Wer also durchaus unabhängig und unumschränkt frei sein will, der trenne sich von der menschlichen Verbindung, der setze völlig isolirt von allem Vereine mit Staat und Gesellschaft — wenn er dies kann.

Inhalt: Abtund und Rückkehr.

28.

Abtund und Rückkehr.

Bluter, armenischer Mensch! Wer du auch bist, und was auch deine Stellung oder dein Rang sein mag, — wenn du mit Menschen unarmen wankst, so erlaube mir, die eine Thräne des Betrübens zu weihen! Die Welt scheint nicht vermehrt gehen zu wollen, ohne ihre Mängel mitzunehmen; — wenn du also glaubst, unter uns unabhängig sein zu können, so irrst du! Weine lieber gleich eine Thräne des Schmerzes, daß die vollendete Fälschung so tie mit korrupter Klarer andrecht!

Es ist kein Menschenkind, der dich diesen Namen erlaubt. Nein, es ist die Fälschung mit Menschenkindheit, die mich ihn

erpreht; um so schrecklicher, daß sie keinen andern Rath weiß, als den der Trennung.

Ein junger Kolibri kroch an der Seite der Mutter lebens-
 lang aus dem Wie. Er begrüßte den stillen Strahl der Sonne,
 schlang sehnsüchtig das junge Geschick, und sprach entzückt
 zur sorgsam Mutter: „die Welt ist schön!“ — „Aber
 sich ist sie das,“ versetzte die Mutter, „aber nur, so lange
 „wir sie bloß betrachten dürfen, ohne ihr anzugehö-
 „ren!“ — „Das verstehe ich nicht“ — meinte der wißbe-
 gierige Ankömmling. — „Bleibe hier in der Einsamkeit,“
 sprach die Mutter, „dann brauchst du es nicht zu veruchen;
 verläßt du aber diesen stillen Ort, so wird die Erfahrung dir
 Nutzwert geben.“ — Die Mutter starb. Der heranwachsende
 Kolibri fand sich durch jene dunkle Antwort nicht befriedigt;
 er sah in der Ferne Zugvögel vorbeiziehen, und hörte lebende
 Stimmen in der Weite ertönen, sein stummes Aufenthalt im un-
 bemerkten Nische ward ihm gewöhnlich und alltäglich, die
 Nörzchen, die er bisher gekannt, begannen ihm nicht mehr
 zu schmecken, die Einsamkeit machte ihn unbehaglich, — und
 er beschloß endlich, sich Kameraden zu suchen, um das Leben
 der Geselligkeit zu genießen, hoffend, daß er sich im Austausch
 der Gefühle glücklicher finden werde. Gleichmüthig mit der gan-
 zen Pracht seines wunderschönen Geschlechts, und mit einem Her-
 zen ohne üble Leidenschaft, verließ er darauf das verbergene
 Nestchen, und flog in die Welt. Kaum war er hinaus, so fand
 er einen freundlichen Kanarienvogel, der ihn mit den Wor-
 ten antwortete: „Hi, wie bist du so schön! Sieh, wie streben
 rundumher die neidischen Vögelbewohner nach den Federn; das
 wird auch dir geschehen! Komm mein junger Fremdling! wir
 wollen uns verbinden, und uns zusammen gegen Feinde be-
 schützen.“ Der Kolibri ging drauf ein. Sie traten ein paar

Tage freudlich zusammen. Da stürzt plötzlich ein heftiger Sperling auf sie zu, der dem Canarienvogel schon längst aufgelaunet, ergreift ihn, und will ihm die Federn ausreißten. „halt!“ rief dieser — siehst du nicht, wer an meiner Seite ist? Mein Kamerad hat noch ganz andere Federn! Wenn du mich losläßt, so magst du dich bei ihm entschädigen! — Der Sperling war's zufrieden; der Gesangene flog davon, und ehe noch der erschauerte Kolibri sich von seinem Schrecke erholt hatte, war er in der Macht seines Gegners. — „Ich will dir einen Vorschlag machen,“ sprach der Sperling. „Entweder, ich rufe dich jetzt ganz kahl, damit du mich nicht verdunkelst, oder du versprichst mir von Zeit zu Zeit eine deiner Federn freiwillig zu lassen!“ Der Kolibri mußte einwilligen, und gab ihm gleich eine seiner schönsten; dafür versprach der Sperling, ihn künftig zu schützen. Weil aber der listige Räuber wohl wußte, daß es noch viel größere Feder-Ausreißer, als er gebe, und befürchtete, daß sein Schlingling doch endlich einem Andern zur Beute werden könnte, so erneuerte er seine Forderung um die eine so oft, daß die ausgerissenen Federn des Kolibri keine Zeit hatten, nachzuwachsen. — In Gefahr also, dennoch Alles zu verlieren, erlah der arme den Augenblick, als eine Taube vorüberzog, und rettete sich in deren Nähe. „Du!“ sprach er zu seiner neuen Retterin, „daß, wie ich denke, ein Herz voll Gutmuth und Güte! Bei dir werd' ich glücklich sein!“ — „Freilich,“ versetzte die Taube, „hab' ich ein Herz voll Gutmuth und Güte, — — aber — — Etwas hab' ich nicht, deine eigene Federn!“ Und abermals ward der Kolibri genöthigt, Federn zu lassen; — mit Gutmuth und Güte wurde ihm eine nach der Andern ausgerissen, und er sah mit Schreck, daß er das alte Lied zu singen habe. — „Warte!“ dachte er darauf, als er eines Pavagaien an-

sichung ward — „der glantz ja selber! der wird nicht nach fremdem Glantz verlangen!“ und er entließ der Taube, und gestellte sich zum Wagahei. Dieser verjagte die Taube, und nahm ihn in seine Obhut. Stamm aber hatte er sich umgewandt, und seinen weitem Gegner erblickt, so mußte er auch sehen dem glitzernden Kolibri die aller schönste Feder aus. „Huch du!“ rief der Verantzte, „auch du läßt mich nicht ungeschoren, der du selbst so reich gezeugt bist mit Glantz und Wärme; was thust du mit meinen Federn?“ „Ich thue nichts damit,“ versetzte kalt der Wagahei, „ich will blos, daß du sie nicht habest!“ — Noch hatte er nicht ausgesprochen, da erschien ein riesiger Adler, hörte das Jochen des Schwachen, und nahm ihn unter seinen Flügel. — Mit ihm in seinen hohen Neste angekommen, sprach er: „Gewöhnlich raube ich keine Federn, — Gott bewahre! sondern ich fresse gleich den ganzen“ — „O Himmel!“ unterbrach ihn der Kolibri, „so willst du mich fressen?“ „Gott bewahre!“ erwiderte der Adler; „so lange du so klein und nicht fetter bist, hast du nichts zu befürchten. Aber, bleib um zu fühlen, wie mächtig ich bin, und daß ich dich fressen könnte, wenn ich wollte, selbst du erlaubst man Vögelner sein, weitens selbst du so lange Federn hergeben, als du nur immer welche hergeben kannst!“ „Wutley-hu!“ münsette der getäuschte Kolibri; „so hast du denn nicht ein Gefühl von Größe, das dich edler macht?“ „Athen, weiß ich ein Gefühl von Macht und Größe habe,“ lächelte der Adler — „eben darum mache ich dir es dadurch bemerklich, daß ich dich außer Stand setze, meiner Größe deinen eigenen Glantz entgegenlegen zu können!“ — Hiermit griff er die fürchterliche Klau aus, zerrißte das arme Thierchen völlig, riß ihm mehrere tiefe Wunden dabei, und ließ es kalt im Neste liegen, um auf andere

Wente aufzugeben. Wischepeit und Sals lebt, veränderte der Kolibri, als Jener fort war, zu entscheiden, und es gelang ihm.

Er schütterte sich hinan in die Sonne, und hier begegneten ihm eine ganze Masse Kanarienvögel, Zerstinger und Tauben. — Aber Niemand achtete jetzt auf ihn, da er nicht mehr glänzte! Niemand hörte sein Flirren, sein Zaumern um Heise! Klarlich erblühte er sogar einen andern Kolibri: „Bruder! Bruder! hilf!“ höhnte der Federfleh, und zog ihm um den Hals. „Dumweg!“ schrie der Angeredete; „wer ist dein Vetter? Ich? Hässliche Kumpfung! Ohne daß du Federn haß, erkenn' ich dich nicht! Ich verachte dich, du nackter Bettler!“ Hiermit flog er weiter. Unmüßig laßt der Verlesene zur Erde. — Als er hier die Augen wieder aufschlug, sah er eine feste, sich brüstende Gans neben sich. — „Höre, du Kinner!“ gerath diese, indem sie ihren Schnabel wegwandte, um nicht durch seinen Nidernung angeweht zu werden. „Höre, ich bin zwar eine dumme Gans, aber ich will die doch einen Rath geben! Wär' ich ein fleischfressendes Thier, so würd' ich dich jetzt selbst ohne Weiteres fressen; aber, weil ich es nicht bin, so warne ich dich vor jenem Habicht, der dort Oben über uns fliehet; — der frist dich bestimmt, wenn er dich erblickt. Ich warne dich aber nicht etwa aus Mitleid für dich! Bist demahr! nein — Nur darum, weil ich es nicht ertragen könnte, einen Andern das genießen zu sehen, was ich nicht genießen kann! Suche also geschwind, dich irgend wohin zu retten!“ — — —

Die Gans wackelte mit modernen Schritte von dannen. Der Kolibri hob die Augen gen Himmel, und ließ Thränen rollen ihm über den nackten Körper in den Sand. Gottlich ermannte er sich. „So kann man dem“ — meinte er laut — „nicht in dieser hyänen Welt unter Kanakaten sein, ohne Fieber zu

zu lassen? und derjenige, welcher bloß dadurch unangestastet bleibt, daß er gar keine mehr besitzt, ist unbemerkt, verachtet, und hat noch zu fürchten, daß man ihn, wenn er bereits naßt ist, ergreift und verschlingt!! O Mutter! nun versetze ich dich!!“ — — —

Sobald erkranken, lachte er jetzt seine alte Einsamkeit und Abgeschiedenheit, und beschloß, lieber in der Wildnis durch eigene Schwäche zu verhungern, als in der Gesellschaft durch die Verdrängtheit Anderer sich zu verbluten, und mit dem schmerzlichen Schmerz der Täuschung unterzugehen. — —

Lezt, Menschen, die Hand auf's Herz, und fragt euch selbst, was mein armer Kolibri bedeute! —

Hier das verlorene Paradies der Unabhängigkeit wieder erlangen will, der warte nicht, bis er alle glänzenden Fiebern seiner Besinnung eingeblüht hat, der erspare sich denummer, unter in seiner Nacktheit und Krennuth verhasst und verkannt zu werden, der nehme Abschied von den jammerwüthigen Töckungen des Egoismus, von den Töden der Neugierde, von den Heugewissen des Rangstreites, von den Gliedern des Egoismus, von den Trümmern des Ruhmes, von den Reizen der Eitelkeit, von den Marionetten der Mode, vom stillen Wahnsinn der Eitel, von den Gespenstern der Civilisation, von den Gluthbeeren des Lurus, von den Schwärmlichkeiten der Annahme, von den Trümmern der schuldlosen Krennuth, von den Lohndfeiern der Politik; — der nehme Abschied von jeder Erinnerung und Gesinnung, die ihn früherhin zur Unabhängigkeit an die Schattenbilder seines Menschenglaubens verlockt, schüre sein Bündeln der Entladung, und suche den wehrlosen, unbewachten Tempel der Natur und Götterwelt. — Wie? Kann und darf er dies?? — O fragt nicht noch einmal den kalten Verstand! Er spricht euer und

nennbaren Sehnsucht das Todesurtheil! — Und doch, — wir müssen ihn hören, denn hier spricht er durch den Mund des unbefangenen, dunkeln Gleichnißes.

„Wir dürfen und sollen uns, unserer Bestimmung zufolge, nicht dergestalt von einander trennen. Eine solche Forderung ist dem Willen der Schöpfung entgegen, und der stärkere und thätigere Mensch erwartet lieber den äußersten und letzten Kampf, um sich in die Reihe der Erlöser zu begeben, um sein Schärfein zur Herstellung des Sittenglücks beizutragen; der muthige Weltbürger betrachtet eine solche Rücksicht zur Natur und Abgelassenheit als Feigheit. — Aber selbst, wenn es nicht Feigheit wäre, vor dem großen Endresultate zu fliehen, selbst wenn wir uns Alle vereinseln dürften und sollten, so würde jener Rath doch immer nur von einer äußerst kleinen Zahl befolgt werden können. Der bei weitem größte Theil der Menschen ist durch die enge Verzweigung von Verhältnissen, oder durch Glend und Kramuth, nicht im Stande, einen Verein zu verlassen, den er durch die eiserne Kette der Nothwendigkeit und der gewöhnlichsten Bedürfnisse beigesetzt ist. — Nichts bleibt diesem größeren oder größten Theile, als den entscheidenden Zeitpunkt der allgemeinen Vernichtung abzuwarten. Es kann und wird niemals eine vollständige Unabhängigkeit im Staate errungen werden; aber es ist eine Möglichkeit vorhanden, Gerechtigkeit und Menschenliebe zu erringen, wenn die Besseren zusammenhalten, und diesen Zweck mit Kraft und Muth in's Auge fassen. — Unabhängigkeit ist in der Einsamkeit oder Wüsten möglich; wer geboren ist, und unabhängig sein will, der wähle den besten Baum oder die Waldhütte zu seiner Wohnung, der lache mit der Sonne, weine mit den Wellen, schließe Freundschaft mit den Thieren und hüte sich, jemals mit einer Gesellschaft

die der seinen gleicht, zusammenzutreffen, — denn, der erste Händedruck eines Menschen, und er ist abhängig. Wer aber gehoren ist, und sich durch eine natürliche Abhängigkeit glücklich fühlen will, der verbanne den falschen Eigennutz und Egoismus, der lebt selbst in der Gesellschaft mehr für Menschen, als mit Menschen, und der scheut es nicht, sich dem Thalan der Uneigennütigen, wenn der große Kampf beginnt anzuschließen, und den Grundstein zu einer Zukunft legen zu helfen, die ihn einst im Glücke seiner Mitmenschen entschädigen wird. — Es ist nicht zu verkennen, daß, trotz der unausweichbaren Abhängigkeit, und abgerechnet davon, daß das Bedürfniß uns zusammenführt, das Leben der Menschheit einen besondern Reiz für den Menschen hat. Auch gibt es viele Momente, in denen die Mittheilung und der Austausch der Gefühle uns weit stärker an den Menschen fesselt, als die Nothwendigkeit, unsere materiellen Kräfte durch ihn zu verstärken. — Ein unerklärbares geistiges Band schlingt sich um jeden Menschenverein, und die Wurzeln, die den Anforderungen der Natur nach, sich in unseren Bedürfnissen verzweigen, greifen noch viel tiefer in den Geist der Versammelten ein, und verbinden dadurch ihre Kräfte inniger und dauernder zur Zusammenwirkung, als es jemals die bloße Nothwendigkeit, der materiellen Hilfe vermöchte. Diese Verfestung des menschlichen Geistes, der seine Nahrung in den Seelenkräften sucht und erhält, dieser höhere und edlere Verbindungstrieb einer ausgewählten Schaar, deren geistiges Interesse sie am ersten in den Stand setzt, den Elan ihrer Egoisten davon zu tragen; dieser stützfortfedernde Stammenstahl des würdigeren Seelengemüths, der sich noch erhält in einem engeren Kreise von Vernünftigen, die mitten in allen Stürmen das Licht der Aufklärung und der Mensch-

lichteit aufrecht zu erhalten wußten, dies einig und letzte Band der allmählig geschwundenen Menschengröße hält den zerfallenden Bau noch einigermaßen zusammen, und senkt aus des Trostes Zehner aus der Nacht der Verwirrung in's jagende Gewühl. Noch sind nicht alle kräftigeren und im Glanze der Unbegrenztheit leuchtenden Strahlen des Menschengesistes untergegangen; noch bietet die menschliche Gesellschaft die und da den Anblick des edleren Aufstrebens zur Vollkommenheit; noch glimmen einzelne Funken unter der ausgebrannten Asche der Gerechtigkeit und Tugend. Die Zeit der Entscheidung wird nahest mit der ausgelöschten Fackel, um sie an diesen Funken zu entzünden. Möge sie dieselben nicht durch fehlerhafte Bewegungen der Fackel in der Asche erlöschen! Möge das junge Licht der Welt hell aufklammen, und hineinstecken in's vertheilte Gewühl, daß jeder bei dessen Schine sich selbst erkenne, und das Frühroth des neuen Tages die Selbstaufklärung aus ihrem Traum reißt! — Hart wird der Kampf sein, — groß und beschlagend der Lohn, wenn die Menschenwürde siegt!

Die Schönheit des Herzens, die dauernd wirken soll, duldet keine Maske — die Weisheit, die führen soll, duldet keinen Eigensinn — die Stärke, die stützen soll, duldet keine schwindende Leidenschaft. — Der große Meister der Schöpfung hat für den Tempel der Menschheit dies den Grund gelegt, im freien Willen und in der Möglichkeit, sich gerecht zu leiten, zu stützen und zu lieben. Das Gleiche selbst muß das Menschenheit auführen. Nichts ist dies nicht bald, erhebt sich nicht bald das schwingende Rad der allgemeinen Verlehnung. Wahrheit, Gerechtigkeit, Aufklärung und Liebe, so werden die Ströme des hereinbrechenden Ungewitters den Grund durchnässen, und er wird sinken und verfallen, zur Schande der gewählten Meister, und zum Herge und Unwillen des rechten

den Randerten. — Weg mit aller Täuschung! — Warum ist der Mensch am Unabhängigsten in der Wildniß? Weil er dort keine äußeren Anregungen zur Leidenschaft und Selbstsucht erhält, und daher am unabhängigsten von seinen eigenen Fehlern ist. Demnach wäre die einzige Weise, sich unabhängig zu setzen, die: sich unabhängig von seiner eigenen Schwäche zu machen. — Wie? sollte das dem Menschen nicht auch in der Gesellschaft möglich sein? — Ja! unwiderleglich ist es: wenn es jemals ein Stück der Unabhängigkeit unter Menschen geben kann, so muß und wird es darin bestehen, daß der Mensch aufhört, sich abhängig von eigener und fremder Leidenschaft und Selbstsucht zu machen. — Laßt uns aber noch nicht verwirren.

Wenn es nur einmal so weit kommt, daß die Zahl der wahrhaft Uneigennütigen die größere ist, dann dürfte deren Gewalt bald so stark werden, daß sie das wuchernde Unkraut des feigen Eigensinns auszureuten vermöchten. — Dann gebt Muth — Entsagung — Rechtsgefühl. Wandelt einmal, ihr Muthigeren und Edleren, das Nothgesetz des menschlichen Schicksals um. Anstatt euch aus der Gesellschaft in die Abgeschiedenheit der Natur zurückzuziehen, ergreift die Natur und ihre unveränderliche Würde und Gerechtigkeit, und zieht sie zu euch hinein in die Gesellschaft. Streicht den ärgsten Feind des Menschenglücks, die unheilbare Zersplittertheit, aus euren Reihen und bedeckt die fließende Wunde der Unzufriedenheit, die er euch bis jetzt geschlagen, mit dem Verbande der Entsagung und des unbedingten Menschenrechts. Tödtet seinen überspannten Eigensinn, von seiner Zeit, weder von der Macht noch von der Schwäche. — Doch, wenn ihr selbst anerkannt würdige Kämpfer für die allgemeine Wohlfahrt sein wollt, so

dürft ihr nicht selbst zu denen gehören, die durch Eigennutz und Intoleranz der menschlichen Weisheit entgegenarbeiten! Seid ihr würdige Herren der nahen großen Umwandlung, sieht ihr euch wirklich rein und menschlich gut, uneigennützig und tugendhaft, dann schreift nimmer zurück vor dem weit hallenden Schlage, der die Grundvesten der Menschheit erschüttern wird, steht mit Gott, euerm Gewissen, der Wahrheit, Aufklärung, Liebe, Zierlichkeit und Menschenwürde, harret aus im Dickhimmel der euch umringenden, blinden Leidenschaften, ohne in euerm Sinne zu irren, oder euch von der regungslossten Unparteilichkeit abzuwenden, und schenkt das Verdict des ungerathen Selbstlichts, es sei mit dem Purpur oder dem Vetterrothe bekleidet, hinaus aus euerm entweihten Vereine! Seid Menschen; und fühlt ihr, daß ihr es seid, wirtet euch in stiller Nacht auf euerm Lager das wachende Gewissen frei von Schuld; so erhebt euch gegen die Unmenschlichkeit, wo ihr sie immer finden mögt. Plant, wenn ihr dessen würdig und fähig seid, die starke, lichte und freie Natur in die Mitte der Menschheit, dann habt ihr nicht nothig, sie in der Wildniß aufzusuchen. Macht euch zuerst unabhängig von euch selbst, und dann lebt einem Leben, der es recht und uneigennützig meint, den kräftigen Arm zur Befreiung der Menschheit von der Last der Habsucht, Eitelkeit und Ungerechtigkeit. — Versucht es, die Herzen ohne überspannte Gewinn- und Gellustsucht mit einander zu verweigen; versucht es, die Menschheit zu einem markigen und leuchtenden Stamme zu verbinden; und gelingt es euch, so schlägt die wurmigen und faulen Masse von ihm herunter, sie mögen so hoch oder so glänzend von außen sein, als sie wollen. — Aber wisset nicht erndten, bevor ihr gesäet. Ihr seltet und könntet glücklich sein

durch euch. Aber noch ist Vieles — das Moßte noch ist zu thun. Noch tragen eure Herzen nicht einmal die ersten Keime; noch habt ihr das Unkraut nicht ausgerissen. Größ, wenn euer innerer Boden veredelt sein wird, kann die Aufklärung ihn leicht erfruchten. Streut immerhin die Saat des Verlangens von außen um euch her; was werdet ihr gewinnen, wenn ihr es wirklich dahin bringt, taufende Kernblumen unter weissen Halmen mit leeren Hülsen zu sein? Oder, werdet ihr vielleicht keine Frucht werden, sondern Schnitter? — Dann haben wir nicht mehr weit. Die Wahl ist kaum mehr unser!“

Dies die letzte Antwort des Verstandes auf unsere letzte Frage. —



Schneider Ritz.



Schneider Ritz.

Das

Buch des Jahrhunderts.

Von

Max Langenschwarz.

Erster Band.

Leipzig, 1872.

Verlag von Heinrich Franke.



Einleitendes Capitel.

Meine Frau Nachbarin.

Jedermann, der meine Frau Nachbarin, die vermittelwete Porzellanfabrikantin und höchst liebe-
reiche Privatgelehrtin Barthelina Thymian
kennt, wird eingestehen müssen, daß sie ebenso sehr
die Einfachheit in allen Dingen liebt, als sie die
Umschweife jeder Art haßt. Daher gilt sie bei allen
vierhundert Seelen meiner Residenzstadt allgemein
als weise, und wenn die Weltgeschichte bis heute
von ihr schwieg, so ist dies dem Umstande zuzu-
schreiben, daß das Verdienst in unsern Tagen nur
selten bei Lebzeiten anerkannt wird; denn der Name
Thymian müßte längst mit eben solcher Unsterb-
lichkeit umgeben sein, wie Chevalier de Ferrer, Zippel,
Bartels, Leibrock, Glasbrenner und Robert Hel-
ler. Ich lernte meine Thymian bei verschiedenen
Gelegenheiten, namentlich, als sie das Rheinlied
von Geilenkirchen mit Käse versah, kenneu, und

fand sie so weise, daß ich, so oft ich etwas Schweres auf dem Herzen hatte, mich getrost zu ihr begab, um mir es herunter fallen zu lassen. Hätte sie zu Delphi gelebt, so hätte man ihr von Gott- und Rechtswegen entweder den Dreifuß zugesprochen, oder sie würde in den colossal-classischen Blättern der Gegenwart unsterblich geworden sein. Jedenfalls würde sie den Tempel der Orakelsprüche eben so gut geziert haben, als sie gegenwärtig ihren saubren Porzellanladen in der alten Mausgasse ziert. — Dafür nun, daß sie mir ihre Zeit opfert, und meinetwegen die Kunden im Laden vernachlässigt, verlangt sie zwar keine Bezahlung, aber ich muß ihr von Zeit zu Zeit was Interessantes erzählen, und gewöhnlich ist es der Sonntag Abend, an dem ich so glücklich bin, einen Theil meiner Schuld abtragen zu können. Wenn ich dann zu ihr hinüber komme, den kleinen Mops nebst seiner Möpsin auf der Stiege mit Zwieback abgefüttert, der alten Köchin, die für Gerddorfs Repertorium der deutschen Literatur mitarbeitet, einen süßen Blick zugeworfen, und endlich die lichtblau

angestrichene Studenthüre geöffnet habe, so sieht die harrende Nachbarin bereits am hinteren Fenster im friedlichen Abendnegligé, die alte dicke Hauskake zu ihren Füßen, die arbeitsmüden Hände im Schoße, den Kopf mit leichtem Anstande wider die Lehne des Sessels gelegt, und blickt, indem sie eine colossal-classische Zeitung des Herrn Brochhaus mit Wonne in kleine Stückchen zerlegt, jenen Dingen entgegen, die ihre erholungsflüchtige Seele aus den häuslichen Träumen zerbrochener Porzellanvasen aufrütteln sollen. Auf diese Weise habe ich seit längerer Zeit der Frau Thymian wohl über zwanzig einzelne Schuldposten abgetragen, und nie hatte ich meine Zuhörerin nebst Hauskake verlassen, ohne mir voll Stolz gestehen zu dürfen, daß ich ihr einen ruhigen, wahrhaft Brochhausischen Verlags-Schlaf verschafft hatte. — Selbst die alte, dicke Hauskake war noch jedesmal neben den literarischen Unterhaltungsblättern in sanften Schlummer versunken, — und wenn ich beim Weggehn an der Thür zurücksah, und sah, wie die gute schmal-schulterige, ovalköpfige Barthelme Thymian ihr

momentanes Dasein in Erinnerung an das eben Gehörte ruhig dahinschnarchte, die Kasse aber den dicken Kopf zwischen die breiten Vorderzotten gesteckt hatte, und in friedlichen Träumen an das Conversationsklertum der Gegenwart ihrem Beispiele folgte, indeß das heruntergebrannte Talglicht den langen, ungeputzten Docht wie eine trübrote Flamme deutschen Fortschrittes melancholisch emporstreckte, — da fühlte ich mit erhebender Zufriedenheit wie schön es sei, eine Gottesgabe zu besitzen, durch die ein erzählender Deutscher zwei so verschiedenen Wesen in die Arme der Ruhe zu verhelfen vermöchte.

Gerade heute nun sind es zehn Wochen, als ich zur gewohnten Stunde mich zur harrenden Nachbarin hinüber begab, um ihr einen neuen Tribut, und diesmal einen äußerst wichtigen zu Füßen zu legen. Wer mich an jenem Abende auf dem Wege erblickt hätte, mit meinem glühenden, die lebhafteste Theilnahme für Deutschland ausdrückenden Antlitze, der würde nichts anderes vermuthet haben, als daß ich zur Frau Thymian ginge, um ihr, — Gott

sei bei uns! — einen Verlagsantrag zu stellen. Das Bild einer Welt, mit ihren Schatten, Mängeln, Uebertreibungen und Lächerlichkeiten wälzte sich in buntem Getriebe durch meine Brust und eine Geschichte, wie sie nicht merkwürdiger geboten werden kann, sollte der armen Bartheline diesmal nicht zur Ruhe verhelfen, sondern ihr zwanzig schlaflose Nächte bereiten, und ihr meine Schuld auf Jahre lang im Voraus abtragen. Ich stürzte so heftig und heftig in's Zimmer, daß die wackre Bartheline erschrocken auffuhr, und selbst die gemüthliche, dicke Kage mich so wüthend ansah, als ob ich wirklich den Plan hätte, von der Leipziger Buchhändlermesse zu reden.

„Erschrecken Sie nur, meine liebe Frau Nachbarin“ — rief ich ihr zu, — „es wird noch besser kommen: „Vott' ist todt!“

„Mein Gott! die Unglückliche!“

„Gestern Morgen schrieb mir Doctor Franklin aus London, daß sie auf immer ihrem Elende entrückt ist. — Diese Nachricht, welche ich dem braven M. & sogleich nach Paris sandte, macht es mir nunmehr möglich, Ihnen die längst versprochne Geschichte mitzutheilen.“

„Endlich, endlich! Ich befürchtete schon, sie niemals zu hören, da Sie versprochen hatten, vor dem Tode jener Unglücklichen nichts darüber verlauten zu lassen.“

„Machen Sie sich, liebe Frau Thymian, auf schlaflose Nächte gefaßt, denn das, was Sie nun hören werden, wird Sie ohne Zweifel nicht in Schlummer versetzen.“

„Herzlich gerne! Zangen Sie nur gleich an, sonst tödtet mich meine Ungeduld.“

„Deshalb kam ich zu Ihnen. Und da ich weiß, wie wenig Sie die Umschweife lieben, so will ich meine Erzählung so einfach, klar und bündig, als nur immer möglich einrichten, nichts mit Haaren herbeiziehen, keine dichterischen Phantasieen einflechten, und Ihnen die heiligste, strengste und unerschütterlichste Wahrheit überliefern.“ —

„Davon bin ich überzeugt. Die Pariser werden Sie ja nicht umsonst mit dem Namen des „imperturbable“ belegt haben.“ —

Wir setzten uns einander gegenüber — und ich begann:

Erstes Capitel.

Womit heutzutage ein Schriftsteller prahlen muß, um Geist zu haben. Ein Vater. Ein seltsamer Lebensretter.
Bruder Hähnchen aus Frankfurt.

Am 3ten August saßte ich in Lyon den heroischen Entschluß, ein kaltes Bad zu nehmen, und zwar in der Rhone, einem Strome, der wenigstens das mit dem uralten Meschacébé oder Mississippi gemein hat, daß man nicht trocknen Fußes durchmarschiren kann, selbst wenn man im Schutze der israelitischen Bundeslade stände. Nun weiß wohl die ganze Welt, daß meine Kunst, zu schwimmen, sich eben nicht bis zur Geschicklichkeit eines Stockfisches oder einer wilden Ente ausdehnt; allein so gut wie ein deutscher Dichter schwimme ich, besonders so lang' ich den Kopf oben habe, und meine Lunge im ungestörten Besitze jenes Elementes verbleibt, von dem in unsren Zeiten die meisten deutschen Poeten leben müssen. Punkt vier Uhr Nachmittags stand ich ent-

kleidet auf einem der Uferflöße, und wollte mich so eben kopfüber in's Wasser stürzen, als ich hinter mir eine Stimme hörte, die von mir zu sprechen schien. —

„Ich glaube, das ist ein Deutscher!“ sagte die Stimme, — „mais il a des yeux foudroyants!“

Dieser Ausruf nöthigt mich vor Allem, von einer Sache zu reden, die für die Nachwelt einst eben so wichtig, als die Geschichte des byzantinischen Reiches sein dürfte, und die zur Erläuterung hier unumgänglich ist. So viele Gegner ich auch in meinem Leben fand, so haben selbst meine schwärzesten Feinde mir doch Eines zugesprochen, wodurch heutzutage jeder Schriftsteller zu einer gewissen Höhe in der öffentlichen Meinung sich aufzuschwingen vermag, — nämlich ein paar auffallend schöne Theile meines äußeren Cadavers, — meine Kamel-Augen, die, ich muß es mit außerordentlicher Bescheidenheit gestehn, grasses Glück in der Welt gemacht haben. Wer sie jemals sah, wer das unbeschreibliche Glück hatte, in ihre Nähe zu gelangen, der gestand ihnen,

— es mochte nun ein alter Banquier oder eine junge Nonne, eine runzliche Matrone, oder ein junger Polizeicommissär sein, — den wunderbarsten Eindruck zu. Der Eine nannte sie Falkenaugen, der Andre Leu-
enblicke, der Dritte fand sie mörderisch, der Vierte
schuldlos, ja ein Stuttgarter nannte sie „blaue
Edelsteine,“ indeß ein Leipziger sie zu „KrySTALLINEN
KALBSAUGEN“ erhob. Ich darf dies den Annalen der
Weltgeschichte anvertrauen, ohne junge Weiber rei-
zen zu wollen. — Solche Cadaverstücke zu haben,
ist zwar weder Folge des Genies, noch Talents;
aber hat nicht in unsren Tagen ein jeder
Schriftsteller solch ein Etwas, mit dem er sich
in seinen Werken verewigt? Der Eine prahlt auf
die lächerlichste Weise mit seiner Hand, der Andre
mit seinem Fuße, der Dritte mit seiner Nase, die
sich gleich einem Nasste aus dem Verdecke seines
hölzernen Antlitzes erhebt, und wir sind im 19ten
Jahrhunderte, — gelobt sei der Herr! — dahin ge-
langt, diese Eitelkeit selbst einem reisenden Hand-
wurst, — einem Polcinello — ja einem solchen
zu verzeihen, der sonst weiter gar nichts besäzt, als

eben eine Nase, eine Hand oder einen Fuß! Warum also mir es übel nehmen? Sagte mir doch sogar eines Tages die liebenswürdige Herzogin von Abrantès bei einem Besuche: „Sehen Sie mich nicht so an! Sie ärgern mich mit Ihren Augen!“ — Daß ich demnach die hinter mir auf dem Floße gehörte Bemerkung sogleich auf mich bezog, ist erklärlich. — Aber: „soudroyants!“ — das hatte mir noch Niemand gesagt! Ich wagte kaum mich anzusehen, stand einen Augenblick, der Stimme den Rücken kehrend, und überlegte, was zu thun sei. Was, dachte ich, kann den erhabenen Beurtheiler bewogen haben, seine Bemerkung so laut auszusprechen, daß ich sie hören mußte? — Wer mag er sein? Auf jeden Fall ein Lyoneser, das hörte ich am Accent. — Was kann er aber von meinen Augen wollen? — Wie? Sollte dies vielleicht einer jener berühmten Lyoner Revolutionshärpiter sein, einer jener mächtigen Erdballzermalmer, die mit einem einzigen Hausschlage den Montblanc in gestoffenen Kochzucker verwandeln? Er hat meine Augen gesehen, findet sie *soudroyants*, und will mich

zum Sectionschef ernennen! ich werde Mitschef werden, — die Welt umwenden, neue Guillotinen erfinden — die Geschichte restauriren, — Naturphilosophie predigen, — ganze Länder mitverschlingern, — vielleicht Feldmarschall von St. Gallen, oder Obergeneral der neuen grande armée sein, — erobern, plündern, weibliche Geiseln erhalten — — o Himmel! — — Ich zitterte vor innerem Entzücken, und rasch wandte ich mich um, meinen Augen alles Feuer einflößend, dessen sie nur immer fähig waren. Da stand vor mir, — im Gewande der reinen Natur, wie ich, — ein länglich-schmales, mehr viereckiges als rundes, dünnes Männchen, mit einem ganz kleinen, rothen Mützchen auf dem Kopfe, — so daß ich, wäre es erlaubt gewesen, in einem christlichen Lande an Heenmährchen zu glauben, beinahe vermutet hätte, die Metamorphose eines chemischen Bündhölzchens vor mir zu sehen. — Meine Wonne wurde zwar hierdurch in etwas verringert, aber was that der Körper zur Sache? sah nicht Elly aus wie ein Fleischergefelte? Ich sagte mir also ein Herz.

„Mein Herr! um Vergebung — Sie sprachen so eben von meinen weltwichtigen Augen?“

„So ist's, mein Herr!“

„Sehr schmeichelhaft für mich.“ —

„Nicht mehr als billig, mein Herr, — Männer müssen einander nicht schmeicheln; es ist mir lieb, daß Sie meine Bemerkung vernahmen, und wenn Sie nichts dawider einzuwenden hätten, so möchte ich Ihre nähere Bekanntschaft machen. Reiten Sie mein Herr?“ —

„Das versteht sich! Reiten, fechten, Cassé loschen, und was sonst die höhere Wissenschaft befehlen erfordert.“

„Vortrefflich! einen Mann, wie Sie, kann ich gebrauchen.“

Einen Mann wie mich, kann er gebrauchen! Es fehlte nicht viel, so hätte ich mich vor Freuden in die Luft geworfen.

Alles ging um mit mir. Mit einem ganz eignen Gefühle, dem ähnlich, welches Don Carlos gehabt haben mußte, als er zu Alfala einer geschwänzten Eidechse den Kopf abbiß, warf ich mich in die

naakte Brust, und fragte mit freundlichem, aber meine ganze zukünftige Generalgröße ausdrückenden Tone:

„Aber, wer sind Sie, mein Herr, der Sie einen Mann wie mich gebrauchen können?“ —

„Ich bin ein Maler,“ — versetzte die Metamorphose „und wünschte, daß Sie mir zu einer Caricatur säßen. Sie sollen einen modernen Schriftsteller vorstellen, den ein Buchhändler zum Teufel reiten läßt, weil er über seinen Verlag und seine Speculationen urtheilt.“

Nur wer jemals in der Hitze des Gesprächs das brennende Ende einer Cigarre in den Mund nahm, oder ein Lustspiel der Frau Birchyseifer sah, kann sich das Gesicht vorstellen, welches ich bei dieser Antwort schnitt. Ohne ihm eine Sylbe zu erwidern, warf ich ihm einen Blick zu, der eines Buchhändlers auf der Leipziger Ostermesse würdig gewesen wäre, und stürzte mich in den Strom. — Aber dieser Sprung sollte mich theuer zu stehen kommen. Erhißt von meinen gespenstlichen Erwartungen, war ich sehr warm geworden, und kaum

befand ich mich im Wasser, als meine Besinnung zu schwinden anfing. Umsonst versuchte ich es, an's Floß zurückzukommen — — ich fühlte, daß ich sank.

„Zu Hülfe! — ein schwimmender Deutscher geht unter!“ war alles, was ich rufen konnte: — — — ich trieb gegen die Brücke, hörte, wie Jemand in den Fluß sprang, und mir zuschrie, — dann verfiel ich in eine Art süßer Betäubung oder sanften Schlafes, wie wenn ich in Waltens Weltkunde gelesen hätte, und ging unter. Wie lange ich meinen Besuch den Rikichen abgelattet, weiß ich nicht. Aber als ich, gebürstet, frottirt und mit allen Arten von Essig übergossen, die Augen aufschlug, war es gegen neun Uhr Abends. Ich lag in einem Hause am untern Quai auf harter Matratze: neben mir stand der Arzt, und gegen mir über auf einem niedren Schemel saß ein junger Mann in Hemdärmeln, dessen Gesichtszüge mir gänzlich unbekannt waren. Kaum vermochte ich wieder zu sprechen, als er rasch auf mich zutrat, und mich bei der Hand ergriff. „Vott sei Dan! er lebt!“ sprach er mit warmer Theilnahme, — und ich glaubte zu

bemerken, daß seine Kleider von Wasser triefen. — „Ihr Retter!“ sprach der Arzt zu mir, indem er auf den jungen Mann zeigte. Ich drückte, noch halb bewußtlos, seine Hand und weinte. — „Pleurez, pleurez! ça vous fera du bien!“ — flüsterte er mit bewegter Stimme, und ich glaubte einen Engel Gottes vor mir zu sehen. Als ich endlich so weit war, daß ich ohne Gefahr nach Hause gebracht werden konnte, und meine Wohnung bezeichnet hatte, verschaffte man mir trockne Kleider, und der Arzt setzte sich nebst meinem Lebensbretter zu mir in den bereitstehenden Wagen. Nach und nach kehrte mein volles Bewußtsein zurück, und als wir zu Hause anlangten, konnte ich schon wieder die drei Treppen zu meiner kleinen Wohnung hinaufsteigen. Hier empfahl mich der junge Fremde dem Arzte, und wollte sich wegschleichen. Ich hielt ihn aber fest und verlangte sein Ehrenwort, daß er mich des andern Tages besuchen würde.

„Swar werde ich,“ sprach ich, „Ihnen den geleisteten Dienst nie bezahlen können, aber so sollen Sie mir nicht entschlipfen — — ich muß wissen,

wem ich das Leben verdanke — versprechen Sie mir, morgen zu kommen.“

„Ich reise morgen nach Paris!“ versetzte er, „meine Braut erwartet mich.“

„Du mein Gott, — morgen! nachdem Sie sich solcher Gefahr ausgesetzt — — Ihre Gesundheit!“ —

„Meine Gesundheit ist im besten Zustande,“ fiel er ein, „und wäre sie es nicht, so will ich gesund sein, der Wille thut Alles.“

„Wo und wie kann ich Sie widersprechen?“

„Was könnte Ihnen an unserem Widersprechen liegen?“ —

„Und dies fragen Sie? Mein Herr — Ihre That — —“

„Die ist nicht der Rede werth. Ich ging über die Brücke, sah Sie sinken, sprang hinab, und zog Sie an's Land. Ein guter Pudel thut dasselbe, und für Hundedienste dankt kein civilisirter Mensch in unseren Tagen.“ — — —

— „Aber Sie wagten ein Menschenleben! — ein werthvolles Dasein!“

„Werthvoll? Ohn! — Der Begriff ist sehr

vieldeutig! Jeder denkt sich den Namen Werth auf seine Weise. Was Sie für golden halten, erscheint mir vielleicht als Blei, und umgekehrt. Wer weiß, ob mancher Hund nicht mehr Werth hat, als wir Beide zusammengenommen.“

„Mein Herr! — — —“

„Mag Sie das nicht beleidigen, es ist blos so meine individuelle Ansicht. In unserm Jahrhundert giebt es ja allerhand Kriech- und Pudelnaturen. Oder habe ich Sie etwa, um Sie aus dem Wasser zu ziehen, vorher gefragt, wess Standes Sie sind? Halten Sie mich für einen Pudel, wenn Sie wollen; der Hundestand ist heutzutage Ehrensache, denn er ist der einzige Nichtspeculative.“

„Welche bizarre Redensarten! Ich mag nicht nach deren Ursache forschen, — doch wünschte ich, ich wäre reich genug, um Ihren Werth auf edlere Weise anzuerkennen.“

„Reich! reich?“ — — „Sel er ein und eine Art von Hohn legerte sich um seine Lippen — — „was nennen Sie reich? Wollen Sie mir etwa eine Hand voll elendes Metall, auf das der menschliche

Wahnsinn einen Kaufwerth prägt, zuwerfen? oder wollen Sie mir ein buntes Stück Wand für drei Sous in's Knochloch stecken, um mir weiß zu machen, es veredle meinen Stand?"

„Keines von Beiden!" — versetzte ich, immer mehr frappirt durch seine Worte — „aber ich könnte Ihnen wahrscheinlich durch meine Freundschaft nützlicher werden, als ich es jetzt im Stande sein dürfte."

„Freundschaft und Nutzen! Freundschaft und nützlich!" lächelte er: — „oh mein Vater! daß doch Alle sind, wie Du — und Keiner, Keiner wie ich!" — Er schlug sich vor die Stirne, und wollte sich mir entwinden. —

„Sonderbarer Mensch!" — rief ich, — „ich weiß zwar nicht, welche Saite irgend einer trüben Erinnerung ich in Ihrer Seele verlähet haben mag, aber je mehr ich mich mit Ihnen unterhalte, um so mehr muß ich in Sie dringen, mir die Hoffnung einer künftigen Annäherung nicht zu versagen. — So bald ich wieder hergestellt sein werde, gehe ich nach Paris zurück."

„So! Das ist mir höchst gleichgültig.“

„Sagen Sie mir, wo ich Sie wieder finden werde.“

„Und wenn ich es Ihnen nun sage? wer weiß ob Sie bei näherer Bekanntschaft mit mir nicht eben so Ihrem gegenwärtigen Eifer zürnen, als Sie ihn heute billig und natürlich finden.“

„Ich kann mich nicht in Ihnen täuschen! Wir werden Freunde werden.“ — —

„Haben Sie sich nie getäuscht?“ — —

„Mich selbst oft — Andere nie!“ — —

„O! das läßt sich hören! es ist aber auch um so schwerer, Andere zu täuschen, als es leichter ist, sich selbst zu betrügen.“ —

„Wie verstehen Sie das?“ —

„Ich meine, daß Andere fast immer aus Eitelkeit mißtrauisch gegen uns sind, während die nämliche Eitelkeit bei uns selbst uns mit blindem Vertrauen erfüllt.“ —

„Dachte ich's doch, daß Sie Philosoph sind.“ —

„Philosoph genug, um Andern sehr wenig, und mir selbst gar nichts zuzutrauen.“ —

„Sollte dies nicht gerade Ihrer Eigenthede zuschreiben sein?“ — —

„Mir gleich, wenn Sie dies denken!“ —

„Je räthselhafter Sie mir erscheinen, um so heftiger reizen Sie mich, Sie näher kennen zu lernen.“ — —

„Nehmen Sie mich, wie Sie mich hier fanden. Ich liebe die Verstellung nicht.“

„Dennoch scheint Ihr Leben mit Ihren Worten in Widerspruch zu stehen.“

„Wort? Leben? Was nennen Sie so? Das Leben ist eine gefrorne Thräne, geweint von einer Lachenspielerin, die der Narr Natur nennt. Wahn- sinn und Aberglaube definiren sie, und bewahren sie im Eiskeller der Hypothese. Aber das Elend thaut sie auf, und die Wahrheit reicht sie dem Tod als Labetrunk. Das Wort eine gemalte Puppe, geschnitten aus Pappe, die auf dem Felde der Speculation, Schlechtigkeit und Partheisucht zur Vogelstrecke der Blödsinnigkeit und Leichtgläubigkeit dient. Das Wort ist die Brücke von der speculativen Schlechtigkeit des Einen zur hirnlosen Gläu-

bigkeit des Andreu. Bücher und Schriften bilden ihre kothbedeckten Pfeiler, und die Annagung wölbt ihre Bogen von einem Ufer zum Andern; aber der Strom der Zeit wälzt sich allmächtig unter ihr hin, und reißt ihr einen Stein nach dem andern fort, bis sie endlich einstürzt, in ihren Schmutz und Schutt vergraben eine neue über sich errichten sieht, und in Kurzem, bis auf's letzte Atom, der Vergessenheit übergeben wird. Dies war und ist das Schicksal aller neueren Wort-Brücken. — Speculanten, Jesuiten, arrogante Schulbuben, hausirende Literaten, bezahlte Zeitungscomödianten und käufliche Brod- und Sclavenkritiker arbeiten als Handlanger an ihrer Grundlage, und glauben am Ende Wunder, welch' einen Nachruhm sie sich errungen, wenn sie, ersäuft im Strome der Zeit, mit ihren hirnlosen Schädeln unter den Ruinen ihres zusammenge- stürzten Kartenhauses liegen. — Dies ist meine Ansicht, und daraus mögen Sie entnehmen, ob ich geneigt bin, Ihnen Widersprüche in meinen Worten und meinem Leben zu bieten. Ich weiß nicht, ob Sie dies versprechen. Aber begnügen Sie sich damit,

zu wissen, daß ich selbst mich am Besten kenne, und daß es mir höchst gleichgültig ist, was Sie von meinen Worten und meinem Leben denken.“ —

„Wahrhaftig, mir fängt in Ihrer Nähe an zu hangen! Sie kommen mir vor, wie die Metamorphose der Gegenwart, oder ein Gespenst der alten Zeit, das die Neugier über unsre Tage aus dem Grabe trich. — Aber, so mir nichts, Dir nichts fortlassen kann ich Sie dennoch nicht. Sie werden und müssen mich einen hellern Blick in Ihre Verhältnisse thun lassen!“

„Mein Herr! — mit einem Worte, ich glaube wir passen nicht für eine nähere Bekanntschaft. — Gerade weil ich Ihnen einen kleinen Dienst leistete, darf ich Ihnen nichts Näheres über mich sagen. Ich könnte Sie belügen, aber ich hasse die ehrlichen Lügen, wie die schlechten Wahrheiten.“ —

„Nun denn, wenn Sie durchaus nicht wollen, so will ich Sie nicht peinigen. Ueberlassen wir es dem glücklichen Zufalle, und wieder zusammenzuführen.“

„Sagte ich es doch, daß wir nicht für einen-

der passen! Zufall! Unsere Seelen sind sich ferne, wie Nord und Süd. Ich hoffe, daß Ihr sogenannter Zufall Sie in Ihrem Wunsche nicht unterläßen werde, schon darum, weil ich nie mit Jemanden harmoniren würde, der im Stande ist, einem Unding, einem Nichts zu vertrauen. Es giebt keinen Zufall!“ — —

„Mein Herr, Sie scheinen es bloß darauf anzulegen, meinen Antipoden zu spielen.“

„Nicht doch, mein Herr! ich sage Ihnen bloß, es giebt keinen Zufall, wie ihn die Thorheit sich träumt. Unter allen niedrigen Beleidigungen, die sich die wahnsinnige Weisheit des Menschthums gegen die Natur der Dinge erlaubt, bildet dieses Wort die niedrigste. — Wie viele sogenannte Zufälle müßten nicht bei der allgeringsten Begebenheit Statt haben, wenn der Zufall mehr als Chimäre wäre? War es Zufall, daß ich Sie heute dem Wassertode entriß? Dann war es Zufall, daß die Brücke dort steht, — Zufall, daß Sie gerade unter der Brücke waren, als ich auf derselben stand, — Zufall, daß gerade ich Ihnen war, — Zufall,

daß ich Ohren hatte, um Sie schreien zu hören, — Zufall, daß ich mir beim Hinabspringen nicht den Kopf zerließ, — Zufall, daß ich schwimme, — Zufall, daß Sie so lange Haare haben, bei denen ich Sie fassen konnte, — Zufall, daß der Fluß keine Hayssche beherbergt, die uns hätten verschlingen können, — und endlich war es ein ungeheurer Zufall, daß alle die genannten Zufälle zusammentreffen! Oder war es Bestimmung? — Wahrhaftig, dann beneide ich jenen Gott oder jenes Schicksal, von dem diese Bestimmung ausging, nicht im mißdeuten um den erhabenen Geist, der in dessen Anordnungen vorkommt. Wissen Sie, was mich über die Brücke in die Vorstadt führte? Der Wunsch und das Bedürfnis, mir einige Hühneraugen ausschneiden zu lassen! Welch ein geistreicher Gott gehörte nun nicht dazu, eine Bestimmung festzusetzen, gemäß welcher an dem und dem Tage Ein Mensch dem Andern vermittelt eines Hühneraugenbedürfnisses das Leben retten sollte! — Nein, mein Herr! daß ich gerade vorüberging, beweist eben weiter nichts, als daß ich vorüber ging,

weil ich es wollte, oder irgend einem Bedürfnisse zufolge mußte. Daß ich Sie rettete, geschah durch nichts, als durch meinen Willen und durch den einfachen Umstand, daß ich schwimmen gelernt habe. — Wollen oder Nichtwollen, — das sind die beiden Schwerpunkte am Hebel aller Ereignisse und aller Stellungen im Dasein. — Hat man einen Willen oder Nichtwollen und ist durch kein überragendes Hinderniß abgehalten, ihm Ausübung zu verleihen, so ist es einzig und allein die in sich selbst beruhende Neigung oder Abneigung, welche einer Begebenheit oder einem Ereignisse das Leben giebt. Der Mensch thut, was er will oder kann, oder er läßt, was er nicht will und nicht kann — voilà tout! Forschen Sie bei Ihren sogenannten Zufällen nach, welche Zustände vorausgingen, so werden Sie Alles ganz natürlich und aus früheren Begebenheiten erklärt finden. Bei dem aber, was Sie Bestimmung nennen, ist das Gehirn eines Kindes im Stande zu beweisen, daß nur eignes Wollen oder Können diese Bestim-

mungen erzeugt. Wäre es dem Wahnsinnigen im Irrenhause an der Wiege bestimmt gewesen, wahnsinnig zu werden, so könnte nur ein wahnsinniger Gott diese Bestimmung herbeigeführt haben. Trotz dem, daß ich einer Nation angehöre, deren Leichtgläubigkeit sprichwörtlich geworden ist, so darf ich doch von mir sagen, daß ich mich über derlei Lächerlichkeiten zu erheben gewußt habe. Ich weiß recht gut, daß man dem Herzoge von Enghien einen tragischen Tod voraussagte, als er im Jahre 1771 schwarz und leblos auf die Welt kam. Hätte er jedoch einen Mann, und nicht einen Knaben zum Vater gehabt, so würde er wohl mit andren Auspicien geboren worden sein, und besser ausgefallen haben.*) — Ein corfischer Edelmann voraussagte dem Kinde Napoleon Bona-

*) Der Herzog von Bourbon, Sohn des Prinzen Condé, entführte, als er 14 Jahre alt war, das 20jährige, in ihn verliebte Fräulein von Trilans aus dem Kloster, und zwei Jahre darauf starb dieser später so unglücklichen Herzog von Enghien. Als er zur Welt kam, war er ganz schwarz und konnte nur durch die angestrengtesten Mittel erhalten werden.
D. H. —

parte eine hohe Stufe, weil seine Mutter Västicia eine Viertelstunde vor ihrer Entbindung noch mit ihm zu Pferde gewesen war und auf einem Lap-
pich entbunden ward, auf dem sich eine Thronscene
gespielt befand. Aber, ohne den Hofmeister
Drouet dürfte es schwerlich zu einem 18. Bel-
mairie gekommen sein. —

Der Wille der Menschen allein bedingt nach
seiner Reinheit oder Schleichheit seine Schicksal.
Wir geben uns unsre Bestimmung, mein Herr,
und was mich betrifft, so will und werde ich alle
Voraussetzungen an meiner Wiege, denen zufolge
ich dereinst als sehr hohe Person sterben soll, zu
nichte machen. Ihrem Willen, der Sie in's
Wasser führte, verdanken Sie es, daß wir die
Schwimmreise zusammen machten, nicht aber dem
Zufalle oder der Bestimmung. Ich gehe, mein
Herr, indem ich Ihnen offen wiederhole, daß ich
nicht den allermindesten Drang in mir fühle, mich
näher mit Ihnen einzulassen.“ —

Nun, ja denn! — fuhr ich heftig heraus, —
so gehen Sie in's Teuf, — — in Gottes Namen,

Sie unbegreiflicher Mensch! aber ich werde nicht ruhen noch rasten, bis ich Sie in Paris aufgefunden habe! ich will, und darum werde ich!

Aha! sehen Sie, das klingt schon besser! Auf diesem Wege allein wäre es möglich — — —

Daß wir uns näherten?

Ja nun. — wollen Sie nur erst einmal seß, dann wird sich's finden! Adieu! —

Aber, Du mein Gott, so wollen Sie denn, Sie Willensstreikann, daß wir uns eben so kalt verlassen, als wir uns im Wasser zusammen fanden? So wollen Sie mir nicht Einmal einen Händedruck gestatten, um Sie zu belohnen?

Er erwiderte nichts hierauf, verstand mich aber, und sank mir an die Brust; — ich schloß Thränen auf meinen Wangen — — er weinte — — Sie weinen! rief ich erschüttert. Sie weinen! Also doch nicht ohne Herz und Gefühl!

Oh mon Dieu! seufzte er — — wenn es doch möglich wäre! wenn ich noch einen Menschen fände, der mich verstände! Aber nein! nein!

Oh reden Sie — lassen Sie sich! Sie sind unglücklich? Mein Leben steht zu Ihren Diensten. —

Er stand einen Augenblick, sah mir in die blütheschleudernden Augen und schien mit sich zu kämpfen. Dann aber trocknete er rasch seine Thränen, ergriff noch Einmal meine Hand, und mit den Worten: es giebt keinen Grund für mich! stürzte er zur Thüre hinaus. —

Ich starrte ihm nach, und kam erst wieder zu mir, als er längst über alle Berge war, und der Arzt sich mir trocken empfahl. —

Wie ein leichtes Nebelgebilde versieg' Alles, was sich seit einigen Stunden vor meine Seele gepflanzt, und nur Ein lichter Punkt blieb vor meiner Phantasie, — mein junger, unglücklicher Lebensretter. Ich ärgerte mich, ihm nicht auf eine feinere Weise seinen Stand und Namen entlockt zu haben, und beschloß, es koste was es wolle, ihn wieder zu finden. — Es war mir unmöglich mit meiner Meinung über ihn in's Klare zu kommen, und seine ganze Erscheinung wurde mir um

so räthselhafter, je mehr ich sie mir aufzuhellen versuchte. Aber mein Entschluß war bald gefaßt: binnen acht Tagen mußte ich in Paris sein. Ich setzte mich nieder und schrieb an einen meiner dortigen Freunde, mir im *Hôtel de Nissen* ein Zimmer zu mietben. Kaum war ich mit den ersten Beilen fertig, als es klopfte. Auf mein „Herein“ hüpfte ein junges Männchen herbei, dessen nähere Beschreibung mir die Nachwelt gerne erlauben wird. —

Man stecke zwei Gabeln in einen Pfropfen, der noch in der Flasche sitzt, stürze diese Flasche mit den Gabelbeinen um, und lege ihr einen abgeschnittenen Hasenkopf auf, der eine mit Holz verkrünte Jagdmütze trägt. An den Seiten des Hasenkopfes brüsten sich zwei borstenartige Wackelhärte à la jeune France, und eine grünweiße Welle deckt die wo möglich noch grüneren Kalbmußenaugen, unter denen die länglich-platte Stummelnase von zwei ungeheuren Waternördern beschattet wird, deren unterer Theil in einer rothbraunen Wunde sitzt, welche durch eine eingelegte

steife Cravatte dem kurzen Regelhalse Ansehen und Ausdehnung zu verschaffen sucht. Hängt man nun diesem gläsernen Gabelskelett einen kurzen, dunkelgrünen Jagdrock um, an dessen Seiten zwei enganschließende, lange Ärmel mit beiden, nach innen gekrümmten Ellbogen ein lateinisches X beschreiben, zieht man über die rothsammetne, bis oben zugeknöpfte Weste auf der schmalen Brust eine reiche, goldene Uhrkette, und bekleidet die beiden Gabeln, an deren unterem Ende ein paar weißzeugne Sommerhalbschieseln stecken, mit elegant gestreiftem Buxling, — dann hat man eine ungefähre Idee von dem modernen Helden, der so eben zu mir in's Klammer hüpfte. Ein, in saubergedrucktes Maculaturpapier gehülltes Paquet auf den ersten besten Stuhl niederlegend, tanzte die Figur auf mich zu, und rollte mit wahrer Wollspinnergeläufigkeit einen Redeschwulst aus dem spitzen Munde, der mich auf einige Augenblicke gar nicht zu Worte kommen ließ.

„Um Vergebung, daß ich so mir nichts, Dir nichts eintrete! Sind Sie's? Ja, Sie sind's!

Und warum sollten's Euer Wohlgeboren nicht sein? Sie sind der Eröffner von diesem Nachmittag! Ich hab in Eurer Wohlgeboren Rocktasche am Ufer einen Brief mit Dero Adresse gefunden, die kein andrer Mensch lesen konnte, weil kein Mensch deutsch sprach. Ein französischer Student, der, wie er mir sagte, fünf Jahre lang bei dem Schullehrer Savon in Paris deutsch gelernt hatte, buchstabirte: „„„ Vansh == Gansh == Watsch „„„ Vanschganschwatsch? dachte ich, — das muß ein Pole oder wenigstens ein Danziger sein! Endlich gab man mir den Brief, — und da fand ich, daß Sie es waren, !— Sie, von dessen Wohlgeboren ich so oft gehört und gelesen hab! Mit mehreren Thränen im Auge nahm ich diese meine Mühe ab, und sammelte auf der Stelle bei den Umstehenden zu einem deutschen Monumente für Sie, — denn Monumente, das sind meine Leispeisen! Ich hab auch zu allen neunhundert neun und neunzig Monumenten, die Deutschland gegenwärtig seinen großen Männern setzt, beigetragen, und besonders für die zwei und siebenzig Frank-

furter Monumente, denn ich bin — entschuldigen Sie — ein Frankfurter, und da darf ich doch nicht zurückbleiben. Für den berühmten Senator Späzefrage, der die ersten Schweizerkäse nach Frankfurt verpflanzte, — für den Syndicus von Schulterzwiebel, der das Nachtwächterinstitut erfand, — für den großen Befehlgeber und wollenen Strumpfhändler Mayer, der die Grenzen der Frankfurter Vernunft festsetzte,“ — für den — — — —

Jetzt konnte ich es nicht mehr aushalten.

Genug, — genug, mein Herr! ich danke Ihnen für die Rettung meiner Kleidungsstücke! Sagen Sie, womit ich Ihnen sonst noch dienen kann?

„Mir? dienen? Mit Nichts! Ich habe Geld!“ —

Sehr schön! — Aber mit wem habe ich denn eigentlich die Ehre?

„Ja so, mit wem? Ja! sehen Sie — — ich bin so eigentlich gar nichts, aber ich habe Geld! Außerdem bin ich ein Frankfurter, Löngeßgasse Nr. 314 im dritten Stock links; an der Thüre steht ein gelbes Blech mit dem Namen

Christian Fridderich Hahn. Dieser Hahn, wenn Sie mir gütigst erlauben, war höchstwahrscheinlich mein Vater, indem er mir ohne alle Provision die Nuthnießung seines Namens überließ. Dennoch bin ich eigentlich, meinem Namen nach, eine unlogische Schlußfolge. Denn als Kind hieß ich Hahn, als Knabe hießen sie mich den Kleinen Hahn, und seit meinem zwanzigsten Jahre, ich bin jetzt fünfundzwanzig, heißen sie mich Hähnchen. Mitbin bin ich, um kurz zu reden, das Hähnchen aus Frankfurt, sonst nichts, aber ich habe Geld, und der Bundestag ist meine einzige Freude!“ — — —

Hähnchen setzte sich bei diesen Worten nieder, streckte die Gabeln von sich, ließ die beiden Theile seines lateinischen X herunterhängen, und senkte den Hasenkopf gegen die goldene Uhrkette. — Ich sann über das komische Männchen nach. Es konnte mir nützlich werden. Schien nicht mein Lebensretter im äußersten Grade unglücklich zu sein? Wie, wenn Armuth und Brodsorge ihn drückten? Ich selbst fand mich damals eben nicht

vom Reichthume erdroffelt, Hähnchen aus Frankfurt hatte Geld, — es konnte mir helfen, meines Reiters Noth zu erleichtern.

Mein liebes, gutes Hähnchen! — sprach ich, und die Hasenschnauze fuhr in die Höhe, — ich schätze mich in der That unendlich glücklich, Ihre theure, werthvolle Bekanntschaft gemacht zu haben; ich wünschte wir könnten immer zusammen sein. —

„Wünschen Sie das? Göttlicher Mensch! Topp! — entschuldigen Sie! -- ich miethete mich bei Ihnen ein, — ich bleibe bei Ihnen — -- — ich identificeire mich mit Ihnen, ich krabble mit Ihnen durch Europa! —

So sind Sie nicht für immer an Lyon gefesselt?

„Gefesselt? wie das? Sie meinen gebunden? Alle Menschen sind gebunden, sogar alle Deutschen und Frankfurter, — aber ich nicht, — denn ich habe Geld! Ich lasse mich höchstens auf Essen und Trinken ein, und bin frei wie der Vogel in der Luft, denn ich liebe die Censur wie meine Rosenpomade.“

So wissen Sie denn, hochverehrtestes Hähnchen — — ich bleibe nicht hier, — ich gehe nach Paris! — —

— — „Nach Paris? Sie? ich geh' mit! — ich geh' mit, und wär' es an den geheimsten Fleck der Weltfugel. Tutto est per hominum la societé! Ich war im Gymnasium, wie Sie hören!“

Sie machen mir eine große Freude. Wie ich sehe, ist es Ihnen gleich, wo Sie Ihr Geld wegwerfen; wir wollen zusammen reisen.

„Victoria! gottvoller Mensch! Wir werden uns amüsiren! Wann reisen Sie, Lieber?“

Ich gehe binnen vier Tagen. —

— „Auf der Stelle, — gleich, wenn Sie wollen! hier, sehen Sie her! was meinen Sie, was diese Briestafche enthält? Creditbriefe, nichts als Creditbriefe! ich bin intim mit Rothschild; ganz intim, sage ich Ihnen, denn ich habe Geld! Sind Dero Wohlgeboren etwa in peinlichen Umständen? befehlen Sie über meine Briestafche!“

Was mich betrifft, so danke ich verbindlichst.
Aber später — hm! — man kann nicht wissen;
— wenn dann Ihr Herz und Ihre Freundschaft
— — Sie verstehen — —

„Ob ich verstehe? — Ein halbes Wort, und
ich weiß Alles! Herz, Freundschaft, Credit, Paris,
Nothschild, — Alles liegt Dero Wohlgeboren zu
Füßen! — Machen Sie aus mir, was Sie wollen,
— ich bin zu Allem fähig, denn ich habe
Geld!“ — —

Wollen sehen! Gehn Sie jetzt und ordnen
Sie Ihre Angelegenheiten, damit Sie bereit sind.
Morgen Abend kann ich Ihnen die Abreise genau
bestimmen. Auf Wiedersehn!

Die Gabeln setzten sich in Bewegung, und
der Hasenkopf hüpfte hinaus. Als Hähnchen weg
war, bemerkte ich, daß es eine Zeitung habe
fallen lassen. Es war das Frankfurter Journal,
daß auf der ersten Seite mit mächtigen politischen
Phrasen begann, aber auf der dritten, am Schlusse
seiner politischen Weisheit, den Lesern mit großen

Lettern anzeigte: daß man auf dem Bureau der Redaction „die berühmte Wangen-tinctur à 15 Kreuzer das Fläschchen“ haben könne. Ich rief Gähnen nach; allein es war schon fort. —

Zweites Kapitel.

Abreise von Lyon. Schuhmacher Kis. Ein
Grenadier der alten Garde. Heldenthum
und Weibereinfluss. Ankunft in Paris. —

Erinnern Sie sich liebe Thymian, noch des
folgenden Gedichtes?

Tiens! pauvre Grenadier de la Garde Imperiale! —
Le froid te fait trembler! trembler le vieux Soldat!
Sauveur de la patrie à la Figure pâle,
Tu as vaincu la terre, et la saim te combat!
Mais, qu'elle est ta grandeur? tu n'es qu'un
 Invalide!

Qu'as-tu fait pour le monde et pour son bon
 plaisir??

Du cheval fatigué nous retirons la bride — —
Et s'il ne vaut plus rien, il est bon à mourir!
Mais tiens! vois-tu là-bas cette femme adorée?
Entends-tu bien les cris de l'inspiration?

Elle vaut plus que toi! plus que la grande armée!
Plus que les Grenadiers du grand Napoléon!
Taglioni! c'est le cri de notre temps moderne!
A — bas l'histoire! à — bas la gloire et la valeur!
Vivent les pieds dansants! l'esprit à la lanterne!
Ah! pauvre Grenadier! si Vous étiez danseur!!
Si Vous aviez les pieds de cette bajadère!
Vous seriez un héros sans tout autre talent!
Vous nageriez dans l'or, bien loin de la misère!
Vous seriez adoré! Vous, Grenadier — Mendiant!
Chassez Vos souvenirs! la danse a plus de
charmes!
Pour Vous le Ciel est sourd, pour Vous le monde
est mort!
Voilà mon dernier sous! je n'ai plus que des
larmes!
Baignez-Vous dans mes pleurs, et maudissez
le sort!! — —

Nie hatte mir dieses Product meiner Phantasie lebhafter vorgeschwebt, als es mir an dem Tage meiner damaligen Abreise nach Paris vor die Seele treten sollte. —

Ich habe mich übrigens nie dazu verstehen können, gleich meinem Ehoner Lebensretter den Zufall abzuläugnen, und hätte ich dies früher gekonnt, so würde ich mich doch nunmehr eines bessern besonnen haben; denn, wenn ich bedenke, welche sonderbare Verwicklung von Umständen sich mir aus dem Tage jener Abreise nach Paris ergeben sollte, und in welche Begebenheiten ich durch ihn allmählig verflochten ward, so kann ich dies nur dem zufälligen Umstande zuschreiben, daß ich gerade diesen und keinen andren Tag erwählte. Jede andere Stunde der Abreise würde, wie Sie, meine liebe Frau Thymian, bald einsehen werden, mich des Vergnügens beraubt haben, Sie mit dieser Geschichte zu beschenken.

Zur festgesetzten Zeit erschien Hähnchen, und wir fuhren zur Post. Als wir eintraten, begann der Conducateur gerade die Namen der Reisenden zu verlesen. Zuerst wurden fürs Cabriolet drei mir unbekannte Namen genannt. Alsdann kam die Reihe an mich, der ich mit Hähnchen im Innern die beiden ersten Nummern

hatte. Der Conducteur buchstabirte meinen Namen und ich stieg ein. — Alsdann rief er:

Monsieur âne! où est Monsieur âne? —
Hähnchen stieg ein.

Nach ihm erschienen ein junger Arzt und seine Dame, die sehr unwohl schien, und auf der ganzen Meise fast kein Wort sprach. —

Monsieur Gilmertling! rief der Conducteur; — où étiez vous? — Auch dieser Unglücks-
vogel! dachte ich. Er war es richtig. Mein Bed- und Floßcollege flog rasch über den Tritt, und placirte sich, ohne mich Anfangs wieder zu erkennen, mir gegenüber in die Ecke. — Als er saß, gesellte sich zu uns der letzte Leidens- und Schwitzcampan, denn wir waren auf einander gepfropft, wie die Haringe. Es war dieß ein sehr beährter Mann von einnehmendem Aeußern. Mit freundlichem Grusse stieg er ein, und setzte sich auf den mittleren Rücksitz. — Seine interessanten Züge schienen mir nicht fremd zu sein; — glaubte einen alten Bekannten wiederzusehen, fand aber bald, daß ich mich täuschte, und daß

er bloß irgend einem meiner Freunde ähnlich sehen müsse. Er mochte wohl 60 Jahre zählen, hatte schneeweiße Haare, und zeigte in allen seinen Bewegungen und seinem Benehmen den Mann von Welt und Bildung. — Die ersten Stationen gingen ziemlich ruhig vorüber. Ich saß wie in einem russischen Dampfbade, schielte bald nach dem Arzte, der mit seiner Schönen flüsterte, bald nach Giltwerling, der sich mit der Physiognomie des Alten zu beschäftigen schien, und bald nach Hähnchen, das mit püffigem, ewig lächelndem Gesichte in die Runde sah, und wahrscheinlich an gar nichts dachte. Endlich erregten einige deutsche Worte, die ich mit Hähnchen sprach, des Alten Aufmerksamkeit, und er redete mich deutsch an. Nach und nach vertiefte ich mich mit ihm in manches mir interessante Thema, und hatte Gelegenheit, mich über seine außerordentliche Belesenheit, so wie nicht minder über seinen weissen Verstand und sein richtiges Urtheil zu wundern. Er schien sein graues Haar nicht ohne bedeutende Erfahrungen erlangt zu haben, redete in mehreren Sprachen

mit seltener Reinheit und Geläufigkeit, und war dem Anscheine nach das, was ein neuerer Ausdruck so seltsam mit dem Worte „Universalgenie“ bezeichnet. Nur in politische Dinge schien er sich nicht gerne einlassen zu wollen, — ob aus Klugheit oder Grundsatz, konnte ich nicht inne werden; — jedenfalls aber hatte er meine Neugierde auf das Neugierst¹ erregt, und ich konnte endlich nicht umhin, ihn etwas zudringlich um seinen Stand zu befragen.

Ohne Zweifel, — fragte ich — habe ich die Ehre, mit einem der berühmtesten französischen Gelehrten zu sprechen?

Nichts weniger, als dies! — erwiderte er lächelnd.

Oder doch mit einem Professor, oder Doctor, — oder —

Halten Sie ein! — rief er; — ich sehe, daß Sie sich in einem Lande glauben, wo sich oft Mülben oder Ameisen bloß den Doctorhut aufzusetzen brauchen, um für Löwen und Elephanten zu gelten. Sie suchen viel zu ängstlich nach einem

Gelehrtentitel bei mir, wahrscheinlich weil Sie nicht wissen, wie Sie mich anreden sollen, und nach Art der guten Deutschen jeder Phrase einen Titel vorsehen zu müssen glauben. — So lange das stolze, auf seine Titulgötter so stark eingebil- dete Germanien nicht diesen lächerlichen Gebrauch wird abgeschafft haben, ist es nicht mündig zu sprechen. Stellen Sie sich doch um's Himmels Willen Ein- mal vor, wie es klingen würde, wenn die Geschichte von dem Römerbändiger Hermann, der doch bekanntlich früher in römischen Staatsdiens- ten war, sagen würde: und es wurde dem Kaiser nach Rom die Nachricht überbracht, Er. Wohl- geboren, der Kammersecretair Arminius habe die römische Macht vernichtet! Aber, bis dieser lächerliche Scandal, diese Policinellofucht in Deutschland ein Ende nimmt, mag wohl noch mancher Tropfen ins Meer fließen, und dazu trägt der eben so sonderbare, als unbegreifliche Umstand mit bei, daß in Deutschland die Weiber den Titel ihres Mannes zu theilen pflegen. Diese braven, mit Recht auf den Werth ihrer Häuslich-

keitsliebe und gar viele andere Tugenden stolzen deutschen Frauen sind im Stande, Ihnen Alles, selbst das Erniedrigendste zu verzeihen, sobald Sie ihnen bloß einen recht breiten, ja unsinnigen Titel beilegen. — So erinnere ich mich noch recht gut; daß ich als Knabe in einer kleinen deutschen Residenz der Gattin eines Kammerhusars ein Paquet überbrachte, und von ihr eine tüchtige Ohrfeige erhielt, weil ich vergessen hatte, sie mit „Frau Kammerhusar!“ anzureden. —

Früher ging dies in Deutschland so weit, daß man dort eigene Titulatur-Lehrer hatte. So finden Sie noch in der zwanzigsten Originalausgabe der, zu ihrer Zeit Epoche machenden französischen Grammatik von Meidinger hinten einen furchtbaren Anhang, der Sie lehrt, wie man die Deutschen tituliren müsse. „Ein Freiherr, heißt es, ist Euer Hoch- u. Reichs- Freiherrliche Gnaden, Weliche sind Wohlgeboren, Professores und Doctores aber sind Hochedelgeboren.“ Das Beste aber lehrt der überaus geistreiche Verfasser auf der folgenden Seite, wo es heißt: Eine Frau „Wohlehrwürdig“ zu

nennen, wäre lächerlich; sie darf höchstens Hochwohlgeborne - Hochedie, Insonders - Hochgeehrte genannt werden; ein adliges Frauenzimmer ist Hochwohlgebornes Fräulein, — aber eine bürgerliche Dame ist eine bloße Jungfer.“ — — Der niedrigst-betitelte Germane wird wüthend, wenn Sie ihn titellos anreden, — während er zu Gott bloß einfach betet: „Mein Herr!“ — Man strebe und schwinde sich geistig und moralisch empor, so hoch man immer kann, man suche den höchstmöglichen Rang, die höchstmögliche Stufe in der Menschenwelt zu erklimmen, — darnach soll, darnach muß, meiner Meinung nach, jeder nur irgend begabte Mensch ringen. Man setze auch immerhin Werth in das wirkliche Besitzen eines Titels, aber, man werde darum nicht zum Gastwirth, der sein Schild überall vorangesetzt wissen will, und ganz besonders mögen die wackern Frauen einsehen lernen, daß nichts ihre weiblichen Vorzüge mehr in den Hintergrund wirft, als das Voransehen eines Titels, der sie, wenn ich mich so ausdrücken darf, in geborgten, männlichen Weinkleidern

darstellte. — — Was mich betrifft, mein Herr, so nenne ich mich *Küg*, und bin meines Standes ein Schuhmachermeister.

Wie? was? rief ich! — ein Schuh — — ! das Wort blieb mir im Halse stecken.

Hähnchen fuhr bei dem Worte Schuhmacher zusammen, als ob der Alte gesagt hätte, „eine africanische Hyäne.“ —

Erschrecken Sie doch, — lächelte der Alte, — als ob es ganz undenkbar wäre, daß ein Schuhmachermeister auch ein Mann von Wissen sein könnte. — Freilich bin ich *Altes*, was ich bin, durch mich selbst geworden. Ich habe weder einen Haushofmeister gehabt, noch ein Institut oder Gymnasium besucht, noch Collegia auf einer Universität gehört. Als ganz armer Geselle kam ich 1802 nach Paris, und arbeitete mich auf ehrliche Weise, ohne Jemandes Schaden, allmählig hinauf. Als ich es bis auf 12 Gefellen gebracht, lernte ich noch was *Lüchtiges* nebenbei, und galt endlich für einen Gelehrten, ohne mich selbst dafür zu halten, denn der Mensch lernt nie aus, und der größte

Philosophie steht als Dohse am Berg, sobald man ihn fragt: wie wächst das Gras? Hunderte von oft sehr geistreichen Menschen verträumen ihr, todtes Leben mit der sogenannten Metaphysik, und wenn sie sterben, wissen weder sie noch ihre Schüler etwas anderes, als daß sie geträumt, und dem lieben Herrgott die Zeit weggestohlen haben. Sie alle durchwühlten beim Bierglase die Geheimnisse der Schöpfung, und als sie endlich dahinter kamen, daß wir sämmtlich Götter gleich Gott sind, vermochten sie nicht einmal anzugeben, warum das Feuer nach oben zu brennt, und wenn eine Wespe sie in die Nase stecht, fielen sie vor Schmerz eben so gut auf diese Nase, wie jeder andere dumme Mensch. Ich durchlas die Systeme und das Gefasel dieser Leute, bloß um sagen zu können: „ich habe auch diese Comödianten spielen sehen,“ — und ging trotz ihrem absprechenden Starrsinne meinen Weg der klaren, gesunden Vernunft ruhig fort. — Ich arbeitete mich zum bedeutenden Wohlstande hinauf, gab das Geschäft endlich auf, und lebte bei meinem Bruder, einem Schneidermeister,

bei dem ich noch jetzt wohne. Zwölftausend Frank's Renten belehrten mich nach zwanzig Jahren, daß Ehrlichkeit und Arbeit weiter führen, als alle lügenhafte Philosophie. Meine Kinder erzog ich so, wie mein Vermögen es gestattete. Ich war ja in Frankreich wo das wahre Talent sich lohnt, und ließ meine drei Söhne was lernen. Der Älteste ist Arzt, der zweite Kaufmann, — und blos der Jüngste, der vor einem Jahre sein Examen als Advocat auf das Glänzendste bestand, macht mir noch einigen Kummer — — —

Wie das? fragte ich, als der Alte bei diesen Worten stockte.

Ich nun, sehen Sie, — der Junge hat so seine Launen. Er schlägt zwar seinem Alten zum großen Theile nach, aber, was zu arg ist, das ist zu arg, und überdies haben sich die Umstände geändert, da mein Vermögen stieg. Sollten Sie es für möglich halten, daß dieser junge Mann, der den trefflichsten Kopf, der Geist, Herz und Talent besitzt, und dem durch sein Examen und seinen Juristenstand alle hohen Staatsämter offen

stehen, mit eisernem Willen darauf beharrt, Schneider werden zu wollen?

Wie? rief Hähnchen, — ist der junge Mann von Sinnen? — — Schneider will er werden? und Sie haben Geld?

Wie ich Ihnen sage, versetzte der Alte. — Schon als Knabe gab er diese sonderbare Neigung kund, und trieb seinen Eigensinn so weit, daß er sich, wenn er aus der Schule kam, Abend's zu einem der Gefellen meines Bruders schlich, und dort die Schneiderprofession heimlich erlernte. Trotz dem, daß ich es als Handwerker bis zum Reichthume brachte, so ist damit nicht gesagt, daß auch meine Söhne dies Handwerk ergreifen müßten. Meiner Meinung nach und wie ich Ihnen schon äußerte, soll ein jeder Mensch seinen angeborenen Talenten alle nur mögliche, höhere Richtung und Vollkommenheit verleihen. Da ich nun in diesem Sohne schon sehr frühzeitig ein treffliches Gedächtniß, ausnehmende Auffassungsgabe und viele geistigen Anlagen bemerkte, so hielt ich es für Pflicht, ihn dem von seinen Fähigkeiten

angedeuteten Stande entgegenzuführen. Mögen Sie mich für allzu eingebildet erklären, — aber ich sage Ihnen, wenn dieser Junge mir in Allem folgte, und seinem wahren Berufe gemäß handelte, so würde ich ihn über kurz oder lang mit dem Ministerportefeuille erblicken.

Aber, — fragte ich, — haben Sie denn nicht Alles angewandt, um ihn von diesem sonderbaren Entschlusse abzubringen?

Alles — Alles! Aber der Junge philosophirt bereits auf seine Weise. Er behauptet, kein Stand sei in unserem Jahrhunderte glücklicher, als der Handwerksstand, — und leider führt er mir immer mein eignes Beispiel und das Glück, welches ich erlangte, vor Augen.

In diesem Augenblicke hielt der Wagen. Wir waren an der Mittagstation. Die Schläfer schoben auf, rieben sich die Augen, und Alles stieg aus, um den lautfordernden Wagen zu beschwichtigen. Wir traten ins Gasthaus, wo bereits servirt war, und ein metallgeringer Kellner und die schneeweiße Serviette entgegenschwenkte. Hier end-

lich erkannte mich der Maler vom Blosse wieder, und reichte mir gähnend mit einem leichten „eh, Monsieur, c'est Vous! Vous n'êtes donc pas mort!“ die kleine, recht niedliche Hand zum Gruße.

Hoffentlich — fuhr er fort — logiren wir in Paris zusammen. Ich werde im Nelsonhotel absteigen.

Da werden Sie neben einer meiner besten Freundinnen wohnen, — sprach der Alte zu mir; — neben diesem Hause logirt Madame Dufon, deren Familie mir in Kurzem verwandt sein wird.

Madame Dufon? — sprach der Maler; dieselbe Dufon, die ehemals Kammerdame bei der Herzogin von Berry war?

Dieselbe, — versetzte der Alte.

Oh, die treffliche Frau kenn' ich sehr genau! rief der Maler, — ich habe Ihre Tochter gemalt.

Welche, mein Herr?

I nun, die Berühmte, die Schöne! — Charlotte.

Das ist die Braut meines jüngsten Sohnes, — erwiderte der Alte.

Vereidenswerther Bräutigam! — rief Giltwerling. —

Parbleu! — knurrete hier ein alter Invalide, der an der Thüre stand, und den wir nicht bemerkt hatten — — ich hatte auch eine Schöne, aber der Satan hat uns andre Quartiere gegeben.

Der Stetzsfuß dort gefällt mir, — flüsterte Giltwerling.

Wir luden ihn ein, mit uns zu poculiren, und schmunzelnd, aber mit ächt militärischer Würde, hinkte er an unsre Seite, was namentlich der Frau Wirthin ungemein zu behagen schien. — Sie ließ mit dem StetzsFuße den großen Kaiser leben, und etwas aufgeregt vom Nebensaße erhob ich mich, und gab jenes Gedicht zum Vessen, welches die Einleitung unsres heutigen Capitels bildete.

Der Invalide gerieth außer sich. Als ich zu Ende war, humpelte er auf mich zu, und schloß mich an seine wundenbedeckte Brust, und dieser Augenblick entschädigte mich für die Leiden eines Menschenlebens.

Monsieur, sprach die kurze, dicke Wirthin, indem sie mit eine Flasche Champagner präsentirte — prenez! ça ne se paye pas! c'est pour le Grenadier! — — —

Begreifen Sie nun, — flüsterte mir der alte Kitz lächelnd zu — was den Eblen Frankreichs jenen unvergesslichen, Alles überragenden Heldemuth verlieh? Zum großen Theile war dieß der Einwirkung der französischen Frauen mit beizumessen. — Betrachten Sie diese Landwirthin, die jede Brodkrumme im Hause zählt, ehe sie sich zu Bette begiebt, die sich für ein höchst ordinäres Mittagessen von den Reisenden drei oder gar vier Francs bezahlen, die Pferde zu Tode vrügeln, ihre Hunde erfrieren und crepiren läßt, die bei dem Hallen eines Schussenschlages tagelang darnach umhersucht, die taub ist für die Klagen der leidenden Armuth: — die aber, sobald sie ein Gedicht hört, das von dem „*glaire de la patrie*“ spricht, die beste Flasche Champagner aus dem Keller holt, um sie zum Geschenke zu machen, und die ihren ganzen Koller Preis geben würde,

schald von der grande armée die Rede wäre. Darnach beurtheilen Sie die französischen Frauen, und die Geschichte des französischen Ruhmes gewinnt bedeutend an Licht und Farbe. Man stelle sich in Deutschland z. B. eine gutmüthige zärtliche Schwäbin vor, die ihrem zum Exercitium gehenden Sohne, einem jungen Recruten, sagt: „da, mein lieb Söhnle! da heßt de à Flasch Bot un à Biegeflöte; — geh', un vergiß mi nit, un kumm bald heim!“ — Oder eine Frankfurterin, die ihrem fünfundschwanzigjährigen Wickelkinde sagt: „Guck Omal aan! Mein Brinche soll schon widder uff die kalt Wachsflubb, un is erst vor vier Woche d'ruff gewese! Da mein Hämmele! da, do host de à Knackworscht un à Butterbröddche; zieh' drei paar wollene Socke an, daß de mer kaan Schnuppe mit haam bringst!“ — Und nun stelle man neben diese eine gemeine französische Bäuerin, die ihrem abziehenden Sohne kurz und bündig sagt: Allons mon fils! marchez! la patrie Vous appelle! soyez digne de la gloire française!“ — und man wird begreifen, daß zwar der

Deutsche tapfer, muthig und ein trefflicher Soldat sein kann; daß aber jener Alles opfernde, Alles vergessende Enthusiasmus, der in jedem Einzelnen eine ganze Armee in die Schlacht führt, bei den Franzosen gesucht werden muß. — Von den deutschen Frauen, die so manche Vorzüge vor allen andren Frauen der Erde besitzen, hängt es vielleicht ab, ob wir später diesen Enthusiasmus auch bei uns finden werden.

Sobald überhaupt deutsche Frauen von einem Vaterlande werden reden können, — fiel Giltwerling ein.

Der alte Grenadier rief mich bei Seite. Hören Sie, sprach er, Sie gehen nach Paris. Wenn Sie eines Tages Langeweile haben, so machen Sie einen Spaziergang nach dem Invalidenhaus. Dort treffen Sie den alten Bouillon, meinen Nebenmann bei Waterloo. Lesen Sie ihm Ihr Gedicht, und grüßen Sie ihn von Bouchamps; das bin ich. Wollen Sie?

Ich gab ihm die Hand darauf. — —

Und dann — sprach er, und drehte die linke Hälfte seines majestätischen Schnurrbarts; dann — hm! — — Er stockte, und das alte Heldengesicht wurde roth bis über die Ohren.

Reden Sie, Kamerad — sprach ich, — reden Sie: soll ich noch einen andren Auftrag für Sie besorgen?

Certainement! plagte er heraus; — Pardon, Monsieur, je suis un grossier, aber, hm! ein alter Soldat hat auch so seine Stunden! Gehen Sie in die Vorstadt Montmartre, und fragen Sie nach dem Spezereihändler Martin: — dort wohnt eine alte Köchin, die brave, gute Gabrielle. Ganz Paris kennt sie: es ist die alte Markensenderin Gabrielle von Waterloo. Pardon, Monsieur, je suis un vieux fou, — aber, sagen Sie ihr, Deschamps dachte an sie, Deschamps hätte sie nicht vergessen, und sie soll mir Einmal schreiben, doch nein, schreiben lassen, denn sie schrieb vor 20 Jahren noch nicht, da wird sie's wohl jetzt nicht besser können. Mit Einem Worte, mein Herr, — hätte ich etwas mehr, als meine

armen paar Sous täglich, — so — hm! ich bin noch ein ganz rüstiger Bursche von 52 Jahren, und sie kann höchstens 50 haben; — — weiß Gott, Herr! es war die schönste Markletenderin in der ganzen Armee! Und ich Armer habe gar keine Seele mehr, als mich und meine zwei Krücken! Sagen Sie ihr, daß ich sie noch warm und innig liebe! Ich war zwar Soldat wie sich's gehört und geführt; das heißt, ich habe gar manchen Weibermund unter dem Schnurrbarte gehabt, — aber es giebt nur Eine Gabriele! Unter dem ganzen Regimente war ich ihr der Liebste. Wo die Andern bloß klaren, ganz wasserklaren Korn oder Kartoffel erhielten, da gab es für mich immer etwas Süßes nebenbei, und wenn ich sie so manchmal zwischen Licht und Dunkel hinter einer dicken Eiche ertappte, und wir dann — na! Sie wissen ja wohl, was ich sagen will, — Herr! dann hätt' ich eine Woche lang auf Vorposten gestanden, ohne zu mucken. Sie war ein braves Mädchen und ist es ohne Zweifel noch. Es ist wohl wahr, — ich bin ihr nie recht treu geblieben, aber sie kennt das; das

ist ein altes Soldatenprivileg; und übrigens habe ich ja nicht alle meine Glieder verloren. Blos ein Bein und einen Arm; le reste est bon, Monsieur, et ce que j'ai encor, vaut bien la peine! — —

Ich hatte ihn nicht zu unterbrechen gewagt, denn jede Silbe aus dem Munde eines Invaliden von Waterloo war für mein Ohr ein Genuß. Um seine Freude zu mehren, versprach ich ihm, nicht nur seine Gabriele aufzusuchen, sondern ihm auch sogleich durch unsern Conducteur Bericht über diesen Besuch zu erstatten. —

Als ich wieder in den Wagen stieg, stand er am offenen Fenster, erhob sein Glas, und rief mir noch einmal den Namen seiner Alten zu. Ich nickte, und fort flogen wir. —

Wir kamen sehr frühe des Morgens nach Paris und sahen uns vor Allem sämmtlich nach einem wirthlichen Dache um. Der Doctor nahm mit seiner Schönen einen Glaser und ich that dasselbe mit Giltverling und Hähnchen. Mein Alter versprach mir, gleich am andren Tage in's Hotel

zu kommen, um mich zur Familie Dülon zu führen, und schied mit einem herzlichen Händedrucke. Zwanzig Minuten darauf befand ich mich im Hotel de Nelson, wo ich neben Giltwerling meine freundliche Stube bezog. — Aber, mir besagte an diesem Tage nichts mehr, — denn vor meiner Seele tanzten zwei Invalidenkrücken und die Diamanten der Taglioni. —

Drittes Kapitel.

Die Familie Dülon. Unterschied zweier
Schwestern. Unverhofftes Wiedersehen.
Der Held unserer Geschichte, Julius Riß.
Ich werde Vormund wider Willen. Riß
als Slave meiner Tante.

Es war am 12. August gegen zwei Uhr Nach-
mittags, als der Schuhmacher Riß in elegan-
ter Equipage bei mir vorfuhr, um mich abzuholen.
Er hatte mich bereits am Morgen in einigen Zeilen
der Familie Dülon angemeldet, und wir fanden
sie unsrer harrend. Gleich beim ersten Eintritt ins
Zimmer und beim ersten freundlichen Gruße der
Mutter Dülon war ich ihr eigen mit Geist und
Gemüth. Es gibt im Blicke gewisser Frauen einen

sprechenden Zauber, einen schweigenden Ueberseher des inneren Zustandes, der uns bei der ersten Begegnung, besonders wenn unsere Seele in einzigem Rapporte mit ihnen steht, auf immer an sie fesselt, die Oberfläche ihres Antlitzes sei noch so unschön. — Die alte Dülon war eine Frau von ungefähr fünfzig Jahren, sehr elegant, aber ohne lächerlichen, modernen Schwulst gekleidet. Sie war weder schön, noch zeigte sie überhaupt eine Spur von früherer Schönheit. Ihr Mund war ungestaltet, ihr Kopshaar, — sie trug kein falsches, — so weit es unter der Haube hervorlag, dünn und ohne Glanz, ihre Stirne niedrig, also gegen alle phrenologischen Grundsätze der Weisheit, — ihre Nase dick und nichtsfagend, ihre Augen graubraun und nicht groß. Aber diese letzteren waren mit einem Etwas, einem inneren Feuer begabt, das mehr andeutete, als das ganze geistige und nach allen Regeln der Toilette ausgewaschne Oberdeck mancher blendenden und berühmten Schönheit. — Die älteste Tochter, Amalie Dülon, — auf die ich den Leser besonders aufmerksam mache, — war wo möglich noch

häßlicher, als die Mutter. Sie mochte wohl an sechs und vierzig Jahre zählen, besaß Alles, was eine Schönheit nicht besitzen soll, und hatte bloß im Blicke und in den Augen Aehnlichkeit mit der Mutter. Öffnete sie aber den breiten, aufgeworfenen Mund, und sprach, — dann hätte ich die weite Menschenwelt an meine Zelte gewünscht, um sie zu hören. Es ist unmöglich, sich einen entzückenderen Wohlklang zu denken, als den Ton ihrer Stimme, die bei jeder Silbe unmittelbar ins Herz drang. Dabei machte sie sowohl, als die Mutter, das bekannte über allen Ausdruck dumme Sprüchwort: „Nur in einem schönen Körper wohnt eine schöne Seele“ durchaus zu Schanden. Sie dachte, fühlte und sprach mit unendlichem Geiste, mit Feuer, Wahrheit und tiefer Kenntniß des Schönen und Erhabenen. Ich bitte alle schönen Frauen in der Welt auf meinen Knien um Verzeihung, — aber, als ich Amalie kennen lernte — (meine eigne Frau erfährt dies erst durch meinen Roman) — da bat ich den lieben Gott, er möge doch künftig alle Weiber so häßlich, aber mit einer solchen Seele

erschaffen. — Zwar wird es die Schönen in etwas beruhigen, wenn ich gestehe, daß der Mann in mir den Menschen momentan übertölpelte; und daß ich einige Minuten in meiner Wahl zwischen Charlotte und Amalie schwankte; aber die Waagschale der Ersteren schnellte später ganz furchtbar in die Höhe, und ich kehrte anbetend zur Hässlichen zurück. Charlotte war das, was die Phantasie der Aesthetiker eine vollendete Schönheit zu nennen pflegt. Alles an ihr war Ebenmaß; sie hätte, um Vorlesungen über ästhetische Frauenvollkommenheit zu halten, sich ihren Zuhörern bloß zu zeigen brauchen. Ein rabenschwarzes, glänzendes, volles Haar bedeckte ihr Haupt, und die an den Schläfen herunterwallenden Locken enthüllten, wenn sie momentan zurückflogen, die niedlichsten, dichtanliegenden kleinen Ohren, so wie eine hohe, majestätische Stirne, unter welcher ein Paar gewölbte schwarze Augenbrauen ein himmlisches, großes, schwarzes Augenpaar beschatteten, dessen Flammengluth den Gegenüberstehenden mit einem einzigen Blicke zu verzehren drohte. Zwischen diesen Augen, die schon allein

einen Mann zum Engel oder Teufel umzuwandeln vermochten, begann ein schmales, unmerklich gebogenes Stumpfnäschen, in dem sich Püffigkeit, Eigensinn, Wig, Laune, Ironie, Bosheit, Scherz, Hohn, kurz alles das durcheinander aufborach, was von jeher die riesigsten Schlachtenbezwinger, wie den kältesten Pedanten und Stubenphilosophen zu den Füßen eines weiblichen Gottes hinabschleuderte; und unter dieses Näschen, — der Deutsche sagt, „ein Näschen zum fressen,“ — hatte die Natur einen ganz kleinen, kirschrothen, materisch aufgeworfenen Mund hingestanz, der aller Welt Krieg oder Frieden bot, und der in Alliance mit dem weisen, o alten Sinne und dem unaussprechlich schönen blendend weisen Halse und Nacken einen Nero zur Taube und den kleinen Rath von St. Gallen zum Weltweisen gemacht haben würde. Denkt man sich nun dazu eine schlanke, hohe, volle, runde Gestalt, ein paar ganz kleine, schneeweiße Händchen mit tiefen Fingergrübchen, eine Taille, nicht stärker als der Oberarm eines Matrosen, ein paar wunderlichste, winzigste Fü-

chen, — und stellt man sich etwas lebhaft vor, daß ich, als sie sich niedersetzte, oberhalb dieser, mit schneeweißen, schottischen, durchsichtigen Strümpfchen bedeckten Füßchen, den ersten Hügelanfang der, durch schmale, schwarze Seidenbänder bezeichneten, runden Waden erblickte, — dann wird sich kein Mensch wundern, wenn ich zum Erstenmale fühlte: es gäbe doch Dinge in der Welt, die selbst einen Sohn Apolls aus der Fassung zu bringen vermöchten. Auf den ersten Anblick schien es mir zwar, als könne ich stundenlang über diesen Anblick improvisiren; aber, bei näherer Untersuchung fand ich, daß mein Hirn wie gelähmt war, und daß ich, wie ein deutscher Poet des 19ten Jahrhunderts irgendwo sagt, nur ein „stummer Redner“ zu sein vermöchte. Wenn ich bei dem ersten Erblicken Charlottens noch irgend eine Regung in mir verspürte, so war es eine solche, die höchstens ein türkischer Schriftsteller veröffentlichen dürfte. Ich begriff nun, warum Gilwerling, der dies unbeschreibliche Bild gemalt, im Gasthose ausrief: „Beneidenwerther Bräutigam!“ ich begriff

nun, wie es möglich ist, den Verstand zu verlieren, selbst, wenn man keinen besäße, oder Mitglied des kleinen Rathes von St. Gallen wäre. — Nur als sie den Rosenmund öffnete, ward ich, zum Glück für mich, etwas läthler. Denn, in fast jeder Phrase, die sie sprach, kamen die Worte beau monde, oder Reichthum, Mode und gens communs vor, und alles, was sie sann und dachte, schien sich einzig und allein auf den Wunsch zu basiren, eine Rolle in der haute société zu spielen. Trotzdem, daß sie im Begriffe war, die Schwiegertochter eines ehemaligen Schuhmachers zu werden, so schien sie mich doch mit einer Art von Stolz und von oben herab zu betrachten, so, als ob sie nach Art einer gewissen Classe von Deutschen Hochwohlgebornen sagen wollte: „Du bist nichts, als ein Künstler; du mußt ein fünffaches Te Deum singen, wenn Dir das außerordentliche Glück zu Theil wird, in unserm Kreise erscheinen zu dürfen; Dich hat Gott, wie alle Künstler, zu unserm Zeitvertreibe, zu unserer Unterhaltung und zu unserm demüthigen Langerweilvertreiber erschaffen, und, wenn

eine Hochwohlgeborne Familie oder ein Hochwohlgebornes Fräulein Dich armen Kunstjünger in ihre Nähe zieht, so bist Du für Deine Improvisations-, oder Geigen-, oder Clavier-, oder Gesangs- gekunststücke hinlänglich bezahlt mit einer Tasse Thee, auch wenn das Pfund davon keine acht Groschen werth wäre.“ — Dies Benehmen der schönen Charlotte erinnerte mich in der That auf eine frappante Weise an gar mancher humoristisch-bittere Scene meiner erfahrungsreichen Laufbahn. So war ich in deutschen Residenzen oder größeren Städten mehr als Einmal Zeuge, daß eine Hochwohlgeborne Familie die ausgezeichnetsten Virtuosen zum Thee, bloß um sagen zu können: „ich habe das seltene Thier in meinem Hause besichtigt,“ einlud, den Eingeladenen aber, wenn er kam, im Vorzimmer sitzen ließ. Dort wurde ihm, gleich wie einem Bettler, vom Bedienten, der den Künstler dabei von oben bis unten maß, eine höchst miserable Tasse Thee gebracht, und dann ward der Künstler von der Hausfrau, dem vernagelten Hausherrn oder von einer seiner vernagelten Töch-

ter in den Salon geholt, wo er blasen, geigen oder das ihm sonst eigne „Kunststück“ machen mußte. Alsdaun geleitete ihn der Hausherr ohne Weiteres an die Thür, und gab ihm so fein als möglich zu verstehen, daß, — nun seine Kunstproduction zu Ende sei, — er nicht länger mehr in die *haute société* gehöre. — Meiner tiefen Verachtung gegen solche lächerlich-dumme Geringschätzung von Seiten un- und eingebildeter *Macéne* mag es demnach vorzüglich beizumessen sein, daß mich die schöne Charlotte Dülon sehr bald wieder zu mir selbst brachte. Auch glichen ihr Mutter und Schwester hierin keinesweges, und zur Ehre der Besseren muß ich gestehen, daß ich überall da, wo wahrer innerer Seelenadel und wahre, höhere Bildung, oder auch nur wahrer, ächter Kunstsinne herrschten, jenes Benehmen nicht vorfand, sondern meist nur da, wo in einem von außen mit moderner Pracht behangenen Körper eine arme, rohe, gewöhnliche Seele wohnte, oder wo falscher Stolz, dummer Uebermuth und affectirte Geringschätzung an die Stelle der fehlenden Bildung gesetzt wurden.

Dies fand ich aber nicht nur bei Vornehmern und in höheren Ständen, sondern mehr noch bei frischgebackenen Herren, Frauen oder Fräulein von, oder bei Banquier's, Geld = parvenus, dummgeblähten Privat = Mäcinen, verrückts stolzen Beamteten und dergleichen. Aber freilich tragen in Deutschland nicht nur gewöhnlichere, sondern oft selbst Künstler von Auszeichnung das übrige zu dieser Behandlung bei. Ich sah mit eigenen Augen, daß ein reisender Wiener, Hornist in Petersburg einer alten Dame in sehr zahlreicher Gesellschaft den Rock küßte, und dabei vor Entzücken die Augen verdrehte, als ob er als lebendiges Kalb am Bratspieß steckte. — Doch genug einfließen! Möchten alle bessern ihre Ehre, ihren Ruf und ihren inneren Menschenwerth erkennenden, deutschen Künstler diese paar Worte beherzigen, und an ihre Thüre die Beilen setzen, die ein weltberühmter Künstler zu London einem Lordsaspiranten erwiderte. Dieser schickte seinen Diener zu dem Künstler, und ließ ihm sagen: „er möge zu dem gnädigen Herrn zu Tische kommen, aber sein Instrument mitbringen;“ — worauf der,

seinen hohen Beruf erkennende, beleidigte Künstler, Folgendes an den Engländer schrieb: „daß Sie essen, weiß ich; — ob Ihre Dummheit mitispeißt, weiß ich nicht; — daß aber mein Instrument nicht zu Mittag ist, unterliegt keinem Zweifel; — ich besitze noch Rindfleisch, und glaube daher, Ihrer Gesellschaft entbehren zu können.“ —

Nach kaum halbstündiger Unterhaltung mit Charlotte Dülson dachte ich bei mir: „armer, junger Mann! wenn Du mit dieser Seele harmonirst, bist Du zu beklagen, und wenn Du nicht mit ihr harmonirst, zu bedauern.“ —

Auch war Charlotte Schuld, daß ich gleich Anfangs verstimmt ward, und erst, nachdem die Mutter und Amalie sich lebhafter in's Gespräch mischten, erlangte ich meine Heiterkeit wieder.

Die Rede kam auf den Bräutigam.

Wie kommt es, sagte Charlotte — daß Julius seit vier Tagen schon wieder hier ist, ohne mich zu sehen? In seinem letzten Briefe aus Lyon phantasirte er wieder stark. Er wird doch nicht zu seiner fixen Idee zurückkehren?

Sorgen Sie nicht, liebe Tochter, sprach der Alte, — wir haben ihn hoffentlich geheilt.

Hoffentlich! hoffentlich! rief Charlotte, — doch — dieser fremde Herr —

Weiß Alles! sprach der Alte. Er wird Ihrem Gemahle befreundet werden, ich sehe das voraus.

Nun denn, versetzte Charlotte, — so mag es dieser Herr und die ganze Welt mag es wissen, ich kann und werde nicht ohne Julius leben; — allein, lieber den Tod auf der Stelle, als daß ich das Opfer eines gemeinen Standes werde. —

Frankreich, — sprach Amalie, — hatte Handwerker, die ihm nicht minder zur Ehre gereichten, als seine größten Gelehrten.

Gelehrte! Gelehrte! — rief Charlotte; — was ist ein Gelehrter? Ich will keinen Gelehrten! Julius wird Staatsmann, wird dereinst Minister sein, — er wird es sein, ich fühle das, — und ich sage Euch Ein- für Allemal, die geringste Wiederholung seiner Narrheit wird mich mit ihm in's Tollhaus bringen.

Dann bereite Dich nur auf unsere Trennung vor! rief wie im Scherze Amalie, — denn ich sage Dir, finde ich einen Mann, wie Julius, und wäre es der letzte der Handwerker, ich schlage seine Hand nicht aus, sobald er mich werth findet, mich zu lieben.

— Wenn er Dich werth findet, Dich zu lieben! — wiederholte Charlotte mit einem Seitenblicke auf Amalie, und so, als ob sie sagen wollte: Dich wird auch ein schöner Mann je lieben können.

Nur keine Bitterkeiten zwischen Schwestern, — fiel die Mutter ein. Eine jede Jungfrau hat so gut ihre Schicksalsideen, wie die jungen Männer. Ich glaube, Ihr seid beide würdig, einen Mann zu heben und glücklich zu machen, er stehe auf welcher Rangestufe er wolle.

Aber, warum kommt er nicht? rief Charlotte; wo treibt er sich umher?

Sie wissen, erwiderte der Alte, daß er schon zwei Monate vor seiner Abreise nach dem Süden nicht mehr in meinem Hause wohnte. Ich fuhr

gleich gestern zu ihm, traf ihn aber so wenig zu Hause, wie diesen Morgen. Doch sagte mir sein Diener, daß er ohne Zweifel um diese Stunde hieher kommen würde.

Also hat er doch noch einen Diener? rief Charlotte. Gott sei Dank! ich befürchtete schon, er habe ihn gegen einen Schneidergesellen umgetauscht! — Und nicht einmal zu Ihnen ist er gekommen? zu seinem Vater?

Er konnte nicht wissen, wann ich zurückkehrte. Als er mich in Lyon verließ, glaubte ich mindestens noch einige Wochen dort zubringen zu müssen. Beruhigen Sie sich nur, es wird Alles gut gehen.

Es muß! es muß! rief Charlotte. Ich werde ihm zeigen, daß ich auch einen Willen habe.

Nur keine Uebereilung, — sprach die Mutter sanft. Ihr seid noch nicht unwiderrusslich verbunden, und ein hartes Wort könnte ihn leicht außer sich bringen, und —

Von mir verschrecken? fiel Charlotte heftig ein; dacht' ich's doch! Merci Maman, — bien

merei! Ich hatte mir eingebildet, daß seine Neigung zu mir eine leidenschaftliche sei.

Das ist sie auch, — versetzte die Mutter noch sanfter als zuvor. Aber man muß trachten, daß eine leidenschaftliche Neigung zur innigen werde, denn ohne Innigkeit ist Leidenschaft ein sehr lockeres Band.

Nun? — wandte Charlotte sich plötzlich zu mir; — was sagen Sie zu dem Allen? Sie sollen ja Freund meines Gemahls werden? Kennen Sie Julius?

Persönlich noch nicht, — versetzte ich, nicht ahnend, welch einen theuren Bekannten ich in ihm wiedersinden würde; — allein, ich habe von seiner sonderbaren Laune, sich dem Schneiderhandwerke zu widmen, gehört.

Ist dies nicht abscheulich? fragte sie weiter, und maß mich mit ihrem Feuerblicke, daß Alles mit mir umging.

Nachdem, was ich bereits über Julius vernahm, versetzte ich voreilig, besigt er Verstand ge-

nug, um sich in jedem Stande seinen eignen Himmel zu schaffen. —

So? so! — rief sie, höhnisch lächelnd, und ein zweiter Blick ging mir durch Mark und Bein; — also dies meinen Sie? Sie versprechen mir, ein schöner Freund zu werden! Wahrhaftig! Monsieur, Vous êtes un, — un allemand comme tous les allemands!

Holla! dachte ich erschrocken, so mußt Du's nicht verderben. Der Alte winkte mir ängstlich, und ich lenkte ein. „Ihre Augen, mein Fräulein, rief ich, ließen mich nicht ausreden; Sie brennen einem ja, weiß Gott, die Worte vor dem Munde weg! — ich wollte sagen, Julius könne sich in jedem Stande seinen Himmel schaffen, aber dieser Himmel würde ewig ohne Gottheit bleiben, so lange Sie ihm darin fehlen. Within muß er wohl sich nach Ihren Wünschen und Befehlen richten.

Ah, das ist was And'res! sagte sie, und lächelte so bezaubernd, daß ich kaum mehr fühlte, wie abscheulich ich mich und sie belogen hatte.

„Daß die Deutschen so schmeicheln können, mußte ich nicht!“ — sprach die Mutter. Sie hatte Recht; ich schämte mich, wie ein kleines Kind.

Unterdessen hatte Amalie sich zu mir herangeschlichen, und indeß Charlotte an's Fenster trat, flüsterte sie mir zu: „Sie haben da eben einen Schleier über den Spiegel Ihrer Seele gebreitet, den bloß eine blinde Märrin nicht zu durchschauen vermag; ihr Antlitz konnten Sie damit nicht verhängen, und zu Ihrer eignen Ehrenrettung sind Sie roth geworden. Ich lese in dieser Schamröthe, daß Ihre Schmeichelei eine Lüge war, und achte Sie um dieser Lüge willen!“

Engel! rief ich leise, — und drückte ihre Hand an meine Lippen.

Stille, stille, — sprach sie lächelnd; — wo Himmel und Gottheit Lügen sind, da dürften die Engel auch nicht weit her sein.

Sie sollen mir helfen! — sprach Charlotte, wieder zu mir tretend. — Ich ernenne Sie zu meinem Adjutanten. Wir Beide wollen Julius den Krieg erklären.

Senden Sie mich gegen eine Armee, — rief ich, meine angenommene Rolle fortspielend, — und ich opfere hundert Leben für Sie!

Ich hoffe, es wird keine Lebensgefahr dabei sein! — fiel die Mutter ein.

Doch, doch! sprach Charlotte. — Mein Leben steht auf dem Spiele.

Da sei Gott vor! — rief der Alte: — lieber das meine!

Die Sache wird äußerst romantisch! — rief Amalie, und lachte aus vollem Halse.

Ich sehe schon, Du willst mich ärgern! — versetzte Charlotte: — Aber Ihr würdet, bei Gott! Euren Scherz bereuen, wenn es so weit käme.

Charlotte! — rief die Mutter mit sanfter Drohung; — treibe Deine Heftigkeit nicht zu weit. Denke Deiner Mutter und ihrer Liebe für Dich.

Aber Mutter! — rief Charlotte, und die hellen Thränen traten ihr in die schwarzen Augen; — so soll ich denn mit Gewalt mich durch Chimären erniedrigen lassen?

Es ist noch die Frage, liebe Schwester, — sprach Amalie, — wer von Euch beiden der größten Chimäre anhängt. Drei brave Schneider unseres Jahrhunderts wiegen den ganzen Rest unserer speculativen Menschheit auf.

Wißt Du, daß ich gehe, Schwester? rief Charlotte.

Ich bitte und wünsche, — fiel die Mutter ein, — daß der Streit sich ende. Sobald Julius kommt, will ich selbst ein ernstes Wort mit ihm reden. — Ich wünsche keinesweges, meine liebe Tochter, — fuhr sie zu Charlotten fort, — Dich unglücklich zu sehen. Allein ich glaube, daß, wenn Du dem jungen Herrn in seiner bizarren Idee nur kurze Zeit beirätest, so würdest Du allmählig Mittel finden, ihn durch Klugheit und Festigkeit davon abzubringen. Da du die Geschichte der Staatsmänner so zu lieben schienst, so blicke nur Einmal etwas tiefer in diese Geschichte, und du wirst finden, daß die größten Diplomaten oft nur dadurch zum Ziele zu gelangen vermochten, wenn sie sich momentan und scheinbar einem feindlichen Vorzuge angeschlossen, wäh-

renn ihrer Alliance aber diesem Vorsatz im Geheimen entgegenarbeiteten, und so den Feind gewissermaßen zum Mitgehülfsen seines eignen Sturzes machten. Ein kluger Beitritt zu einer Sache, der man momentan keine Gewalt entgegenzusetzen vermag, war von jeher die Basis, auf welcher solche Männer fußten, und sie kamen dadurch langsam und sicher viel weiter, als wenn sie Stahl und Stein wider einandergeschlagen, und dadurch den schlummernden Funken zu frühe geweckt hätten. Selbstverläugnung hat nie geschadet, während bei allzuraschem Zufahren auf die Lockspeise der Zwietracht gar mancher kluge Fisch an der Angel seines eignen Verderbens hängen blieb. — Die Homöopathie in der Arzneikunst mag ihre Mängel haben, allein die Homöopathie in der Lebensklugheit wird immer heilen und nützen.

So wollen Sie, rief Charlotte, — daß ich meine Ehe mit einer Comödie beginnen soll? Nimmermehr! —

Wollte ich scherzen, — sprach der Alte, — so würde ich sagen, alle Ehen sind mehr oder min-

der Comédien. Wenn sich zwei junge, verliebte Leute kennen lernen, so treten sie gewissermaßen in's Chor auf der Bühne der Heirathslustigen. In diesem Chore haben sie anfangs keine Solostimme, denn sie schreien nur mit, was alle solche Choristen schreien, die ewig gleiche Melodie in Ach und Oh, vorläßt durch die Worte: „O, Du Engel, Du Venus, Du Adonis, Du mein Alles, Ha! wenn ich ihr gefiele! Ha! wenn ich ihm nicht gleichgültig wäre!“ Und so weiter; das ist allbekannt. Später treten sie etwas weiter in den Vordergrund, und nun erhalten sie zwei kleine Solostimmen, die jedesmal den Anfang des Liedchens enthalten: „Wenn Du mich nicht erhören willst, so werf' ich mich in's Wasser!“ — Das größere Publicum überhört dies gewöhnlich, denn die Wasserspringer singen zuerst ganz leise. Aber der Herr Regisseur Amor, der hinter der Coulisse lauert, ruft sie zu sich, und spricht: „bravo, meine Kinder, das Ding kann sich machen!“ Diese Ermuthigung von Seiten des Regisseurs bringt sie einander näher; sie sehen das Liedchen fort, singen einige Tage später den letzten,

wohlbekannten Vers: „Wir passen für einander!
 O süße Bonnezeit!“ und erhalten sodann zwei
 kleine Rollen. Er, ein noch ganz frischer Tenor,
 hat eine Scene zu spielen, in der er vom unend-
 lichen Glücke der Zukunft träumt, und schildert
 ihr seine unübertrefflichen Eigenschaften mit den
 lebhaftesten Farben. Er singt: „ich bin so tugend-
 haft, so zahm, — so fromm und so geduldig, —
 so häuslich und so arbeitsam, — und Niemand et-
 was schuldig!“ — Darauf erwidert sie, eine
 junge, blühende, frische Sopranstimme mit heißem
 Entzücken, bekennet ihre Uebereinstimmung mit sei-
 nen Gefühlen, malt ihrerseits ihre unübertrefflichen
 Tugenden, und singt: „ich bin so schön, so zart,
 so still, — so fromm und gar nicht eigen! — ich
 thu' nur, was mein Männchen will, — und kann
 zu Allem schweigen!“ — Nun wird das Publicum
 aufmerksam. Man applaudirt dem jungen Paar,
 und plötzlich tritt Regisseur Amor hervor, und fragt:
 „Was meinen Sie dazu, mein Herr und meine
 Dame, wenn ich Sie zum Herrn Director Hymen
 führe, damit dieser Sie auf lebenslänglich enga-

gire? — Bravo! breitet das ganze Publicum; — entzückt, geblendet und außer sich, willigen die Sänger ein, Herr Amor führt sie zu Hymen, und hier wird ein Priester in die Scene verschoben, der sie für die erwählte Bühne auf's ganze Leben unterzeichnen läßt. — Wehe dann aber, wenn sich Beide in einander täuschten! Anfangs geht es dann ganz herrlich, besonders während des ersten Freudentaumels hinter den Coulißen. Aber plötzlich treten Gewohnheit und Langeweile hinzu, — man fühlt sich eingekerkert, hat sein feststehendes Tagesrepertoire, wird träge, studirt nicht mehr so fleißig zusammen, ändert nach Belieben, oft sogar vor dem ganzen Publicum, das erste, zarte Liebesthema, macht einander durch falsche Fermaten irre, — er singt forte, wo sie piano will, und umgekehrt, — die jugendliche Liebhaber:in übernimmt allmählig Mutterrollen, man zwingt Beide, Kinderparthieen einzustudiren, und plötzlich werden die Stimmen schreiend und verlieren allen Schmelz und wohlklingenden Zusammenhang. — Hat dann das Bündniß bloß auf Convenienz beruht, so wird

die Scene hinter den Coullissen, so viel Mühe sich auch Beide geben, vor dem Publicum einzig und friedlich zu erscheinen, höchst fatal —: und stellt sich dabei, wenn ihre Liebe keine wahre Achtung und Vernunft zur Grundlage hatte, gar der Umstand ein, daß Er Geschmack an frischeren Sängern, und sie an jüngern Sängern findet, dann kommt es zu höchst-übeln Eintage-Arien, — ja, oft sogar zu Anall- und Schlageffecten. — Ist dies letztere der Fall, dann schneidet Director Hymen, der das Edlere vorzuziehen pflegt, grimmige Gesichter, Regisseur Amor zieht sich gänzlich zurück, und sehr häufig bleibt dann nichts übrig als freiwillige Contractauflösung. Schreiten sie nicht hierzu, oder sind die Hindernisse dagegen zu stark, dann schließt das Ganze mit äußerst traurigen Finales. Die Sopranstimme wird mit den Jähren „Alt“, — und der Tenor geht zum brummen- den Basse über, der sich in böse Gesellschaften versetzt, und die Haushaltung durch schlechtes Spiel vollends ruiniert. — Was nun mich betrifft, meine liebe Charlotte, so halte ich es für besser, wenn

derlei Comédien mit einer etwas tragischen Introduction oder Ouverture anfangen, aber recht heiter und glücklich enden, als daß der umgekehrte Fall statt finde.

Kaum hatte der Alte geendet, als an der Außenthüre heftig geklopft ward. Alles verstummte; man erwartete Jules. Statt seiner aber brachte der Diener bloß einen Brief. Charlotte erbleichte, und riß ihn aus seiner Hand. — „Von ihm! er ist von ihm!“ sprach sie, — und das Papier zitterte in ihrer Hand.

Leben Ziel riefen die Mutter und der Alte zugleich.

Sie faßte sich, erbrach, und las Folgendes bis zu Ende mit fester Stimme:

„Meine theure Charlotte! Sie kennen mich, — ich danke, ich hoffe das. Geben Sie dem Wahnsinnigen einen Spiegel, und er wird ihn zerbrechen, um sich mit einer Glasscherbe zu tödten; der Vernünftige aber wird im Glanze jedes Tropfens einen Spiegel des Friedens finden, und wenn dieser Tropfen auch nur eine Thräne ist. Ich hatte noch eine

solche Thränen sie ist gefallen, indem ich diese Zeilen an Sie richtete, und von Ihnen hängt es ab, ob sie zum Thautropfen im Blütenkelche unseres Allen Glückes werden, oder den letzten Funken der Zufriedenheit in mir verlöschen soll. — Wollen Sie uns Beide hinausschleudern in's Meer der niedrigen Leidenschaft und Ruhelosigkeit, von dem unser Hoffnung ewig unbefriedigt und als Wrad der Täuschung zurückkehren wird? Ist es Ihnen nicht genug, wenn wir uns unbemerkt im Gewühle der Menschheit lieben und flühen, und wollen Sie uns dem Haffe, dem Haide, dem Kampfe um eine elende Größe entgegenwerfen, um einst sagen zu können: er ward gehaßt, weil er mich liebte, — verfolgt, weil er mir folgte! — Wäre es einem Menschen, der seinen Namen mit Flecht trägt, erlaubt, nichts zu sein in dieser Welt, so würde sagen: „Kommt, wir haben des erdärmlichen Metalles genug, um nicht mit den Erdärmlichen leben zu müssen, ziehen wir in die Einsamkeit, und leben wir bios uns; — kein Titel, kein Schild, kein Gewerbe soll die Stätte unseres Friedens auffindbar machen; wir wollen frei

und glücklich sein, gleich dem Thiere in der abgeschlossenen Höhle, und kein Vorurtheil, kein Hohn der Umgebung soll den Glanz unseres Friedens mit dem Schatten der Verachtung überdecken!“ — Allein, diese Flucht vor dem Trüben des Alltäglichen würde uns zugleich vor unsrer Pflicht und jener innern Stimme fliehen machen, welche uns mit Allgewalt an's große Triebrad des höheren Bewußtseins fesselt. Der Mensch, der nichts ist, als nur eben ein aufrechtwandelndes Thier, sinkt unter das kriechende Gewürm hinab, das als Gewürm seinem Zwecke nachstrebt; — er muß daher ein Etwas sein im großen Haufen seiner ihm ähnlichen Geschöpfklasse, und das will ich auch. Ich will meiner Pflicht, meinem Gattungsberufe keinen Abbruch thun, — aber auch nichts weiter, als das! Ich will mit den Menschthieren leben, weil ich muß, und weil ich nicht Thiermensch sein darf. Aber ich will mich nicht tiefer in ihre Masse drängen, ihnen nichts streitig machen, nicht ihren Neid, ihren Haß, ihre Verläumdung, ihre Theilnahme erregen, — ich will mit einem Worte als Mensch mit Menschen,

und dennoch frei, dennoch abgeschieden, dennoch unbemerkt leben; und dazu gibt es nur einen Weg! Nur einen, Charlotte! Sie kennen ihn! — An der äußersten Grenze dieser, mit den Giftspflanzen der Leidenschaft überdeckten, Mensch-Lese, welche die Natur als Spottgebilde ihrer Schöpfungskraft in die Wüste des Weltbaues warf, will ich mich hinstellen, und der Lehten und Unbeachteten Ginner, mir selbst und meinen friedlichen Träumen leben! — Und diese friedlichen Träume, dieses stille Glück, diese ungestörte Ruhe, diesen Seelenfrieden sollen Sie mit mir theilen! Sie sollen es mit mir fühlen, um wie viel beneidenswerther der Unbeneidete auf der untersten Stufe jenes Bewußtes ist, als der scheinbar Glückliche, der, gebadet in der morastigen Fluth des Ehrgeizes und des Ranges, zuletzt nichts ändert, als eine hohle aufgeblasene Einbildungskraft und oft das laßende Bewußtsein, tausende von Blüthen unter seinen Füßen zertritten zu haben! — Bevor weiß ich recht gut, zu welchem Dofor ich Sie verleihe, und welcher Noth von Ihrer Seite dazu gehört, sich meinem Begehren mit

Kraft und Selbstverläugnung anzuschließen. — Allein, will ich Sie denn zur Straßebettlerin machen? oder sollen Sie den Schmutz der Heiðlichkeit auf's Spiel setzen? Wir besitzen genug, um nie den Druck der Noth befürchten zu müssen, ja wir werden einen Schatz besitzen, der Keinem von denen, die da hoch über uns sich umherzutreiben scheinen, verlihen ist; wir werden, ungefährdet von den Pfeilen des Hasses, sagen können: „von unserem Willen allein hing es ab, daß zu werden was Ihr seid, und unsere Verachtung Eures Standpunctes schmerzt Euch bitterer, als uns jemals Eure Verachtung des unsrigen schmerzen könnte.“ — Oh, Charlotte! es ist keine Genugthuung für den scheinbar Höheren, auf die reine und glückliche Niedrigkeit herabzublicken, — aber es ist süß, erhebend und genugthuend für den scheinbar Niedrigen, der falschen Größe Gleichmuth und Verachtung entgegensehen zu können! Gewiß, Sie werden, Sie müssen mich begreifen! Sie werden mich darum nicht zurückstoßen, weil ich so eitel bin, zu glauben, Sie liebten mich und nicht meine geringen Fähigkeiten

und ein Wissen, daß mir früher oder später die Kette der Ehrsucht umlegen, und mich der Doppelschneide falscher Ruhmbegierde aussetzen würde! Sie werden mich achten in jedem Gewande, sobald das Herz eines rechtlichen Vatten und Bürgers darunter schlägt, — und wahrlich, Sie werden es mir einst danken, daß ich Sie durch meinen Willen, er erscheine Ihnen jetzt noch so sonderbar, zwang, die Frau eines Mannes zu werden, der sich von Allem zurückzog, um Ihnen allein seine Tage zu weihen! Lassen Sie uns den Namen glücklicher Handwerker tragen, und in ihm vergessen, daß es unglückliche Größen gibt, deren Wasse Unterdrückung und deren Wirkksamkeit ein Hazard-Spiel des Betruges und der Täuschung ist! — Ich sende diese Zeilen an Sie voraus, um Sie auf meinen unabänderlichen Entschluß vorzubereiten. Bärnen Sie immerhin, — aber verschließen Sie mir nicht denjenigen Zugang zu Ihrem Herzen, auf dem zuerst das meine sich ihm nahen durfte! Genügen Sie Ihrem Stolge, aber bewahren Sie Ihr Gemüth vor den Zusäufelungen falscher Eitelkeit! Lassen Sie den Mann

in mir, aber verachten Sie den Menschen nicht, — und reichen Sie mir Ihre Hand, selbst zürnend, und selbst, wenn Ihr Herz momentan sich von mir abwenden würde; — denn ich will und werde dies Herz einst davon überzeugen, daß es eine höhere Glückseligkeit gibt, als die des gemeinen und nichtigen Vorranges, der, gleich einer gemalten, hohlen Himmelskugel, von außen mit Sternen besäet, aber im Innern leer, finster und ohne belebende Gottheit ist! Füllen Sie mein Urtheil — in wenigen Minuten komm' ich, es abzuholen!“ —

Julius Rih, Schneider.“

Welch ein Mensch! — flüsterte Amalie, und ich sah, wie sie bleich und bebend sich abwandte, um ihre Thränen zu verbergen.

Auch der Alte und die Mutter schienen tief erschüttert. Nur sie, — sie, der dieser Brief galt, und die bei dessen Empfang einen Augenblick gezittert, wandte sich jetzt eileklatt zum Vater, und sprach mit einer Ruhe, die mich erschreckte:

Ich werde ihn erwarten! Ich will mich selbst davon überzeugen, in wie weit er noch einen Verstand hat, oder nicht. Entspricht seine mündliche Erklärung diesem Briefe, so ist mein Entschluß gefaßt.

Und was willst Du thun? sprach die Mutter; — willst Du zwei Unglückliche mich beweinen lassen?

Ich bin bereit zwei Glückliche zu machen, — versetzte Charlotte, und ein krausphaftes Zucken ihrer Lippen verrieth einen wichtigen, innern Entschluß.

Gieb nach! nur jetzt gieb nach! Lehte die Mutter.

Bedenke seine Aufregung! — fiel Amalie ein; — O, Du weißt, Du fühlst nicht, welch ein Herz er Dir entgegen bringt!

Meine gute Tochter! — sprach der Alte, und drückte Charlottens Hand an seine bleichen Lippen, — geben Sie nach um des alten Vaters Willen! Ueberlassen Sie mir seine Sinnesänderung! Sie kennen seinen Eigensinn, seine Willenskraft, seine Festigkeit. — Ich allein werde sein Herz

erweichen: sein Sie nicht hart mit ihm! — Oh, ich bin sehr unglücklich!

„Und ich? — sprach Charlotte mit Kälte: — bin ich glücklich? — Ich hätte Ihren Sohn nie sehen sollen! — Jetzt — jetzt ist es zu spät!“

Sie unterdrückte mit Gewalt einen tiefen Seufzer, und schlug das rollende Flammenauge stumm vor sich nieder.

Die Mutter trat auf sie zu, und zog sie neben sich aufs Sopha.

Deine Ehre, — sprach sie, — ist die meinige. Wessen sich Deine Mutter nicht schämt, dessen darfst auch Du Dich nicht schämen. Laß ihm den Wunsch, erhebe ihn nach und nach zu Dir. Ist es nicht süßer für Dich, einen Sinkenden, — wenn er anders so zu nennen ist, — zu Dir zu erheben, als wenn Du bloß mechanisch ihm in höhere Wirkungskreise nachfolgest? Und worin besteht denn eigentlich sein Verbrechen? Ich glaube ihn besser zu durchschauen, als Ihr Alle. Er will recht tief anfangen, um sich desto höher

hinaufschwingen zu müssen. Der Weg, den ihm sein Geist und sein Wissen vorgeichnen, erscheint ihm minder schwierig, als wenn er von weniger begünstigtem Pfade seine höhere Laufbahn antritt. Darum wählte er den letzteren, da er die Ueberwindung des Schwierigern für ehrenvoller hält. — Und wäre das auch nicht, was kann Dir daran liegen, in welchem Stande Du Glanz und Wohlthun um Dich verbreitest? Die Gelegenheit, Andere zu stützen und glücklich zu machen, ist Dir in dem von ihm erwählten Stande eben so gut, vielleicht noch mehr, gegeben, als in jenen schwindelnden Kreisen, wo man nur selten einen Blick für das Leiden Anderer übrig hat; und der Milderung fremder Leiden sich zu weihen, stellt den Menschen höher als sein Rang es zu thun vermag. — Du weißt, ich thue Deiner Neigung keinen Zwang an, — denn mir ist es im Grunde ganz gleich, ob ich einen Fürsten oder einen Handwerker zum Schwiegersohne habe, sobald dessen Handlungen ihn vor jenem Throne höher stellen, dem zuletzt immer die Entscheidung des menschlichen Werthes anheim-

gestellt bleibt. — Wähle frei, — entledige Dich der Bande, wenn sie Dich nicht glücklich machen, aber setze dem Eigensinne, wenn sein Benehmen Dir als solcher erscheint, nicht allzu schnell wieder Eigensinn entgegen. Ich meinerseits finde mehr Geist in seinem Briefe, als Eigensinn: vielleicht wäre es daher besser, Du setztest ihm ruhigen Geist und liebevolle Beweggründe entgegen, um ihn zum Proselyten zu machen. Geht er besiegt zu Deiner Fahne über, um so größer Dein Triumph.

Charlotte schwieg, und schüttelte mit dem Kopfe, den sie träumend auf den stürmisch bewegten Busen herabgesenkt.

Der Alte stand neben ihr, mit gefalteten Händen, als erwarte er, sein Todesurtheil aus ihrem Munde zu hören, indeß Amalie den Brief, welcher Charlotten entfallen war, aufhob, und mit Hast für sich durchsah. Alsdann trat sie an's Fenster, und ihr plötzlicher Ausruf: „Ach! da ist er!“ — fuhr wie ein electrischer Schlag durch alle Anwesende.

Es schellte. Der Alte selbst eilte hinaus, und einen Augenblick darauf trat er mit Julius Ritg. in's Zimmer. Aber, wer saß mein freudiges Erstaunen, als ich in dem jungen Manne meinen Lebensretter aus Lyon erkannte! — Indem er auf Charlotten zuellen wollte, sah er mich, trat einige Schritte zurück, und das Wort erstorb ihm im Munde. Endlich aber erkannte er, daß er wirklich seinen Schwimmcollegen vor sich habe.

Ah, Monsieur! rief er, und rief sich die Augen, — finde ich Sie hier?

Sie sehen, — sprach ich, — daß doch nicht immer der Wille allein die Menschen zusammenführt, und daß es, wenn auch nicht direkte Zufälle, die Sie rein weglängnen, doch zufällartige Vorfälle gibt: denn nur der Eismagen ist Schuld, daß ich Ihren Vater kennen lernte, und ihm verdanken wir es, daß wir uns weit schneller, als Sie gehofft und gewünscht, wiedersehn.

Was soll das heißen? Sie kennen sich? fragten Alle zugleich.

Ich erzählte den Ivoner Vorfall, während er sich umsonst bemühte, mich zu unterbrechen, und davon abzuhalten.

Mein Sohn, mein Sohn! — sagte der Alte, — ja! daran erkenn' ich ihn!

Das ist so eine Gewohnheit von ihm! — lächelte unter Thränen die Mutter; — Sie sind nicht der Erste, dem er das Leben gerettet. Der Himmel scheint ihn zu solchen Werken bestimmt zu haben.

Bei dem Worte „bestimmt“ zuckte Julius zusammen.

Ich hatte, — sprach der Alte, zuvor bloß gehofft, Ihr würdet Euch lieb gewinnen: — nun bin ich dessen sicher; Euch hat ein Höherer zusammengeführt.

Ich wiederhole Ihnen, — sprach ich zu Julius, der nicht wußte, wie ihm geschah, — ich wiederhole Ihnen, daß mein Herz Ihr Eigen ist. — Geben Sie mir Gelegenheit, Ihr Freund zu werden, ich bin von Allem unterrichtet.

Und dies Alles, — rief Charlotte, — muß ich mit anhören, als ob ich nicht existirt hätte? Ein großes Glück für mich, daß die beiden Herren nicht zusammen in der Rhone blieben!

Sie haben Recht, Fräulein! — sprach ich, nicht wenig erbittert über diese Bemerkung; — er hätte sein Leben an einen so geringfügigen Gegenstand nicht wagen sollen.

Meinem Herzen ist er um so viel theurer geworden! — rief Amalie.

Julius warf ihr einen nichts sagenden kalten Blick statt aller Antwort zu, und seufzte tief auf. Dann trat er zu Charlotten, ergriff ihre beiden Hände, und sprach: „Vielleicht ist's Ihnen lieber, daß ich mir Ihren Entschluß vor Zeugen erbitte! Ist er Ihrem früheren entsprechend, so wäre mir besser, wenn der Strom mich nicht zurückgegeben hätte. Nennen Sie — — kurz und klar, damit ich wisse, ob ich noch für Jemand in der Welt zu leben habe. — Meinen Entschluß kennen Sie; er ist unwiderruflich.

Ist er dies? — versetzte Charlotte: — dann ist meine Antwort kurz: dann habe ich Ihnen nichts zu erwidern, — nichts! Eher mein Leben, als meine Ehre!

So wollen Sie mich wahnsinnig machen?

Ich befürchte, dies ist nicht mehr nöthig! —

Charlotte! Charlotte! Sie wissen nicht, was Sie thun! Bei Gott, Sie wissen's nicht! Alles ist mir fremd — Alles! ich hatte nur noch Eines, dem ich mich verwandt glaubte, noch Eine Seele, von der ich mich verstanden wünschte. Wenn Sie mich nicht fassen — Sie — —

Ich begreife nur was vernünftig ist! Sie sind verblendet, Julius, — bethört durch Ihren Starrsinn; — Sie sehen sich wie ein Rasender Allen entgegen, — dem Verhängniß, Ihnen selbst, Ihren Talenten, meiner Liebe — — Allen!

Oh, wer ihn so verstünde wie ich! — hörte ich Amalieu leise seufzen.

Nein! — sprach die Mutter, dies kann und darf nicht so bleiben. Ihr peinigt Euch selbst und Eure Eltern zu Tode.

Geben Sie Beide nach, — rief der Alte; wo Freund und Feind keinen Fuß breit weichen, kommt es nie zum Vergleiche. Auch ich, so weh' es mir thut, meinen Wunsch nicht durchzusetzen, ich kann diesen Zustand nicht länger ertragen. Lasset mich einen versöhnenden Vorschlag thun; ich will selbst einen Schritt zurückgehn, obgleich ich es mehr mit Charlotten halte, als mit diesem eisenhässigen Burschen da.

Ein unendlich sanfter Blick aus Charlottens Feuerauge, das ich solcher Sanftmuth nicht fähig gehalten, belohnte den Alten für dieses Wort.

Und ich, — fiel die Mutter ein, — ich müßte mich verstellen, gestünde ich nicht, daß ich den Willen Ihres Sohnes durchaus nicht für so bizarr halte, als er es dem ersten Anscheine nach sein dürfte. Ich trete gerne auf seine Seite.

Oh, meine Mutter! — rief Julius — wie könnten Sie auch mich verwerfen; Sie, — deren Geist mich zuerst an dies Haus fesselte? Sie wissen es eben so gut, als ich, daß ich nichts weiter werden soll, als ein Opfer der Speculation,

die in unsrer Zeit alle edleren Gefühle vernichtet! Man will mich, wie das heutzutage Sitte ist, an meine eigne Zukunft verhandeln, und mein eigener Vater ist blind genug, diesem Handel beizutreten! Aber ich will meinethalben nachgeben, — ich will, wenn es sein muß, ein höheres Metier ergreifen.

Metier! — rief Charlotte, — Metier! so lange dies unselige Wort aus Ihrem Munde erkönt, kann ich nun und nimmermehr einwilligen.

Dacht' ich's doch! sprach Amalie, — und ich glaubte hohe Freude in ihren Blicken zu lesen.

Ein Handwerk; — wiederholte Julius. — Nichts als das! wählen Sie selbst, nehmen Sie das glänzendste — ich will es lernen.

Ein Handwerk lernen? Sie sind verrückt! — Sie müssen in's Irrenhaus! — versetzte Charlotte. —

Dieser Ausruf durchfuhr mich eiskalt. — Es ist Alles verloren, dachte ich.

Sie haben es gehört, Mutter, — sprach Julius heherglühend zu Madame Dälon; ich

bin verspottet, — es ist vorbei! — Leben Sie wohl, mein Fräulein — leben Sie wohl, Madame, — ich gehe, um nie wiederzukehren!

Halt! wohin? — schrie der Alte, und seine Lippen zitterten. — Willst Du mich tödten?

Bleiben Sie! sagte Madame Dülön bewegt. Ich will —

Alle weiteren Worte sind vergebens! — sprach Charlotte. — Laßt ihn beginnen, wozu seine Tollheit ihm rath. Er hat mich nie geliebt!

Nie geliebt! — rief Julius mit einem Tone, den keine Feder beschreibt; — ich hatte nichts, als Dich, — nichts! Jede meiner Fibern lebte nur in Dir! ich bin mit mir, mit meinem Vater, mit der Welt zerfallen Deinetwegen; ich hatte kein Paradies außer Dir, keinen Aethemzug ohne Dich, keinen Schlaf, keine Träume, kein Vaterland ohne Dich! nur der Tod bleibt mir, wenn ich Dich verliere — und ich hätte Dich nie geliebt? — So willst Du mich denn ganz und gar in den Staub treten? ich will ja nichts — nichts als nur Einen Rest von Willen — ich will mich glücklich sehen,

auf daß Du es werdest, — ich will Alles verlassen um Deinetwillen, und ich hätte Dich nie geliebt? — Nein! Du, — Du bist es, die nie ein Herz für mich hatte, sonst würdest Du nicht Anbetung mit Gluck belohnen! Du bist falsch, wie sie Alle, denn bei Gott! Deine Liebe war nie etwas Andres, als niedrige Speculation. —

Julius, daß vergebe Dir Gott! — versetzte Charlotte. Nimm diesen Beweis, daß Du lügst, — ich kann nicht anders! Bei Gott, ich kann nicht anders!

Sie wandte sich — fuhr mit der Hand nach ihrem Busen, — ich sah eine Bewegung — und wie der Blitz stürzte ich auf sie zu, und hielt ihr den Arm. Ein blinkender Dolch entfiel ihr. —

„Mein Kind — mein Kind! sie tödtet sich!“ Und mit einem herzerreißenden Schrei sank die Mutter ohnmächtig zurück.

Charlotte! — Mein Gott! — rief Julius wie vernichtet.

Amalie eilte der Mutter zu Hilfe.

Unglückseliger! — sprach der Alte, — welchen Jammer schüttest Du über meine grauen Haare!

Ich klingelte. Die Kammerfrau eilte hinzu, und mit Mühe ward Madame Dülön in's Leben gerufen. Amalie war außer sich. Sie riß Charlotten aus ihrer Betäubung, und zog sie, die wie eine Wahnsinnige vor sich hinstarrte, zur Mutter.

Sieh, das ist Dein Werk, Unglückselige! Du wirst Dich und uns in's Verderben schleudern!

Mein Kind! meine Charlotte, — jammerte die arme Mutter — laß mich zuerst sterben, daß ich Dich noch segnen könne, oder tödte mich zuerst, daß ich Dein Unglück nicht sehe! Bald werde ich Deinem Vater folgen, — willst Du, daß ich ihm sage, mein Kind hat mich gemordet?

Dies brach das stolze Herz. Weinend sank Charlotte auf die Kniee, und bedeckte die zitternden Hände der Mutter mit ihren Thränen.

Bringt mich zu Bette, — sprach die Mutter, — ich fühle mich sehr krank; — laßt sie nicht von mir, die Unglückliche, sie soll in meiner Nähe bleiben.

Amalie und der Alte brachten sie mit Hilfe der Kammerfrau in's Nebenzimmer. Sie ließ Charlottens Hand nicht los, und diese folgte wie eine starre Leiche. — Julius blieb. Er stand mit verschränkten Armen, die Blicke an die Erde geheftet. Ich trat auf ihn zu, und ergriff seine Rechte.

Mein Herr! — sprach ich, und er richtete sich auf, wie aus tiefem Traume; — mein Herr, Sie sind sehr unglücklich, — ich fühle das. Erwarten Sie keinen leeren Trost von mir. Ich habe jedoch einen Rath, der Ihnen einen sich'ren ehrenvollen Ausweg verheißt. Ich will Sie retten, wenn Sie mir folgen wollen.

Er lächelte bitter und schwieg.

Früher, — fuhr ich fort, — hab' ich darum gefleht, Ihnen danken zu dürfen. Ich habe um Ihre Freundschaft gebettelt, — jetzt fordre ich sie als mein Eigenthum. Sie haben mit mein Leben gerettet, ich habe Ihnen das Ihrer Geliebten erhalten. Wir sind quitt.

Er schwieg noch immer, aber ich fühlte, daß er erwarmte, und ein leiser Druck seiner Hand verrieth mir bei den letzten Worten, wie sehr er Charlotten liebe.

Sie hängen der festen Willenskraft und dem männlichen Entschlusse an, — fuhr ich fort, — das gereicht Ihnen zur Ehre. Allein Sie scheinen mir nicht recht einig mit sich selbst zu sein; der Mensch muß nicht bloß wollen, er muß mitunter auch einmal wollen wollen! Ich weiß nicht, ob Sie mich verstehen?

Er richtete sich auf, und sah mich fragend an.

Sie wollen, — sprach ich, — nichts weiter sein, als Schneider; gut. Ihre Braut will Sie dagegen als Mann von Rang sehen; — auch gut. Aber hat Ihre Braut Ihnen durch die That bewiesen, daß ein Mann von Rang glücklicher sei, als ein Schneider? haben Sie Ihrer Braut gezeigt, daß ein Schneider glücklicher ist, als ein Mann von Rang? — Nein, von beiden Seiten bestand der Kampf in Worten und Behauptungen, und dies allein überzeugt keinesweges, und

wird nie überzeugen, auf welcher Seite das Recht ist.

Er sah mich forschender an.

Der Werth des festen Willens, — begann ich wieder -- macht sich oft nur dann geltend, wenn das, was er verwerfen zu müssen glaubt, auf den Resultaten eigner Erfahrung beruht. Und haben Sie es, bevor Sie Ihren sonderbaren Entschluß faßten, versucht, die Erfahrung des Gegentheiles zu gewinnen? nein! — Sie stellten sich bloß vor, dies und jenes könnte Sie nicht glücklich machen, und indeß Sie die Aussätze und Verhältnisse Anderer zur Grundlage Ihrer Handlungen machen, stehen Sie selbst unthätig da, belassen sich mit dem Verdachte der Furchtsamkeit und Probeschau, und verlieren an der Seite eines geliebten Gegenstandes Ihre Zeit! Sie fechten mit Worten, indeß Sie selbst sich auf den von Ihnen gehaßten Kampfplatz begeben, und von dort zurückgekehrt, vielleicht sagen könnten: „siehe! hier sind die Trophäen meines Sieges! untersuche sie nun selbst, urtheile, ob sie der Mühe des Kampfes werth waren;

urtheile selbst, ob es nun nicht besser ist, wir kehren von dem Boden der Schweigehre, wo die Siegesfahnen aus werthlosen Fäden bestehen, in die Stille der Niedrigkeit zurück!“

„Parbleu! Monsieur, que ditez-vous! rief Julius — —

Sie haben, — fiel ich ein, — in Ihrem Schreiben an Charlotten bemerkt, daß es süße wäre, sagen zu können: „wir leben in Niedrigkeit, aber nur von unsrem Willen hänge es ab, daß zu werden, was Ihr seid!“ I, mein Herr, wer sagt Ihnen denn, daß es nicht eben so süße, vielleicht noch unendlich süßer ist, sagen zu können: „Ich stehe hier auf hoher Stufe, ich bin in den Augen der Welt ein Mann von Rang und mächtigem Namen, — aber ich will Euch beweisen, daß ich dies Alles, bloß um meinem besseren Gefühle und meinem eisernen Willen zu genügen, verachten, und hinabsteigen kann zur Stille eines minder glänzenden, friedlichen Standes?“ Wer, mein Herr, frage ich Sie, — wer in der Welt könnte Sie verhindern, den bereits erworbenen

Rock des Doctors, Beamteten oder eines sonstigen höheren Standes wieder abzuwerfen, um eine tiefere Stufe in der äußeren Gesellschaft einzunehmen? Könnten Sie mithin nicht einen, zwei, drei oder hundert Schritte thun, bloß um die Beweise der Selbsterfahrung zu gewinnen, und dann immer noch zu jeder Stunde als ehrlicher Mann und mit unbeslecktem Gewissen wieder zurückkehren?

Mein Freund! wohin leiten Sie mich! — sprach Julius, und in seinen leuchtenden Blicken lag ich, daß der Funke gezündet.

Wie wäre es also, wenn vor der Hand keiner dem And'ren sich ergäbe, sondern nur ein Waffenstillstand auf einige Zeit abgeschlossen würde, während dessen Sie sich auf dem Kampfsplatze versuchten, und dann, falls, wie vorausszusehen ist, Ihre Talente Sie in's geräuschvollere Leben versetzten, mit einem reichhaltigen Schatze von Erfahrungen zum Siege der Ueberzeugung gelangten? —

Ça n'est pas mal! vraiment, ça n'est pas mal! rief Julius.

Sehen wir einen Termin von drei Jahren. Während dieser Zeit versprechen Sie, sich willenlos Ihrem Genius und dem Rufe des Schicksals hinzugeben. Sie werden Alles, ergreifen Alles, wozu der Zufall, — erlauben Sie mir noch einmal dies Wort, — Sie auffordert; Kaufmann, Banquier, Soldat, Schiffskapitän, kurz Alles, was sich durch die Umstände Ihnen bietet. Dann erklären Sie, ob Sie Oben bleiben, oder wieder hinuntersinken wollen. Diese kurze Zeit vergeht nur allzusehnelle. Vielleicht werden Sie selbst eines Besseren überzeugt.

Ich? — rief Julius; — eines Anderen? Nie! Nimmermehr!

Nun denn, so werden Sie Charlotten eines Besseren überzeugen.

Werde ich das je? Und wenn nicht? Wie dann?

Versteht sich, daß Sie Ihre Ehe bis nach Verlauf der Probezeit aufschieben.

Ehe! Ehe! — Was reden Sie mir von Ehe! Haben Sie je gesehen, daß zwei Sterne, die

sich lieben wollten, den Mond um Erlaubniß fragten?

Nun — Ihre Vereinigung, oder wie sie das sonst nennen wollen. Wenn und aber müssen hier wegfallen. Einer wird überzeugt, das weiß ich gewiß. Und wer weiß, was sich Alles bis dahin ereignet! wer weiß, ob Ihnen nicht ein ganz anderes Glück lacht, als Sie Beide bis jetzt vermutheten?

Und ich soll drei Jahre warten, bis ich Charotten mein nennen darf? drei Jahre?

Das ist lang, ich begreife das. Ich muß Ihnen gestehen, daß ich selbst vielleicht zu schwach hierzu wäre, denn ich gäbe mein halbes Leben für eine einzige Umarmung mit ihr. Aber Sie, — Sie, mit Ihrer unendlich festen, ehernen Willenskraft?

— Sie spotten! —

Nicht doch! Hier ist Gelegenheit zu zeigen, daß Ihr Wille sich selbst zu fesseln vermag.

Eh bien! — rief er, und legte seine beiden

Hände auf meine Schultern — ich will, ich werde wollen!

Wirklich? Gott sei Dank! — —

Ich will auch das noch versuchen; machen Sie mit mir, was Sie wollen!

Ich weiß nicht, fuhr ich fort, was mir solche Theilnahme für Sie einflößt, aber ich will Ihnen Freund und Bruder sein, müßte ich Sie auch einst in der Hütte eines Tagelöhners aufsuchen.

Sie könnten das? Sie?

Ich habe Erfahrungen gemacht, die mir mehr Achtung für den leichten Handwerksgefallen, als für manchen hohen Menschenloz ohne Herz und Geist einflößten. Ich liebe Sie um Ihrer Neigung willen, und bleibe Ihnen zugethan, wo Sie immer stehen werden.

Mein Freund! Mein Bruder! — rief er, und fiel mir um den Hals. — Ja, mein Vater hatte doch Recht: uns hat ein Höherer zusammengeführt. Mir ist leichter; — ich werde einen wahren Freund haben. Aber — ich muß Ihnen eine Bedingung stellen.

Welche? —

Sie müssen mein Vormund sein; ich werde nichts thun ohne Sie. — Keine Einrede! ich gehe nicht davon ab.

Wenn Sie durchaus wollen — gut. Ich will Ihr Schicksalsrath sein.

Und ich der Slave Ihrer Laune. Stellen Sie mich, wohin Sie es für gut finden. Ich werde drei Jahre lang mich in Ihrem Willen auflösen. — Und nun schnell zu Madame Dülön —

Halt! das würde Alles verderben; — lassen Sie mich Ihrem Vater und Madame Dülön deshalb schreiben. Brieflich spricht sich so was leichter aus. Begeben Sie sich jetzt ruhig und ohne Charlotten zu sehen nach Hause. Bis morgen wissen wir, woran wir sind. —

Mein Freund, was machen Sie aus mir? — —

Hoffentlich einen glücklichen Gatten. —

Und wenn ich auf meiner Laufbahn zu schwindelnder Höhe fortgerissen würde, und dann in meiner Beiräubung plötzlich hinabstürzte? wenn ich

mich der Gefahr aussetzte, den Haß und die Verläumdung der Menge mir aufzubürden?

Ich habe Ihnen schon gesagt, daß jedes „wenn“ wegfallen muß. Oder hat man nicht auch Beispiele, daß Schneider gehaßt und verläumdet wurden? Gehen Sie, und überlassen Sie von heute an das Uebrige Ihrem Vormunde. Oder sind Sie schon wieder and'ren Sinnes? soll ich Charlotten diesen Dolch zurückbringen?

Nun, ja denn! es sei! Ihr Eclave geht! Hier — nehmen Sie meine Adresse. Ich erwarte Sie morgen früh bei mir.

Er umarmte mich heftig, und ging. Als er weg war, eilte auch ich nach Haus, setzte mich nieder, und schrieb an den Asten und die Mutter. Noch denselben Abend um acht Uhr trat der alte Schuhmacher Kitz mit freudeglühendem Gesichte zu mir in's Zimmer. — „Lieber, guter Engel!“ rief er, und schloß mich in seine Arme, — „Sie sollen mein zweiter Sohn werden! Sie haben vier Menschen glücklich gemacht!“

— So willigt Charlotte ein? —

Wie können Sie noch fragen? Ihr ganzes Wesen ist verändert, sezt sie Ihren Brief laß. Wir Alle gehören nun Ihnen an mit Herz und Seele, Sie haben über uns zu befehlen. Wir hoffen Alles von Ihrer Klugheit. Lenken Sie meinen Sohn, mich, die Mutter nach Belieben, und gebe Gott, daß Ihr Scharfblick wenigstens zum Theil das wieder herstelle, was meine einfältige Affenliebe bei dem Jungen verdarb. Denn, wenn ich ganz aufrichtig sein soll, so kann ich nur mir selbst die Schuld seines wirren Zustandes bemessen.

— Ihnen selbst? wie daß? —

Dadurch, daß ich ihn als Kind mehr liebte, wie seine älteren Brüder, und darüber die Bewachung der ersten Reime bei ihm vernachlässigte. Jede übertriebene Elternliebe, mein junger Freund, ist Affenliebe, und diese ist, nach der traurigen Erfahrung, die ich nun gemacht, die Grundursache der meisten moralischen Leiden unseres Geschlechtes. Ich werde nie behaupten, daß man gegen das kleine Geschöpf, welches wir Kind nennen, mit roher

Härte verfahren müsse; allein, unbestreitbar ist es, daß die nöthige, weise Strenge der Eltern nicht erst im siebenten, achten Lebensjahre, oder wenn, wie der Deutsche sagt, die Kinder „schulfähig“ sind, beginnen müsse. In diesem Alter hat der junge Baum bereits gewurzelt, alle Keime zu seinen späteren Früchten haben zu leben angefangen, und alles spätere Umpfropfen und Beschneiden führt höchstens zur Entartung. Der menschliche Wille beginnt mit der Geburt, und von der Wiege an muß dessen Leitung eintreten, sonst ist alles spätere Hinlenken auf immer vergebens. — Der erste und wichtigste Hebel zur Errichtung eines zukünftigen Glückestempels der Kinder heißt „Gehorsam;“ dieser aber muß gewissermaßen schon vom Säuglinge eingeathmet werden, denn unzählige Beispiele belehren uns, wohin immer wir unsre Blicke lenken, daß der größte Theil des Unheiles, welches gewissen Menschen die späteren Lebenstage vergiftet, daher rührt, daß sie als Kinder und Säuglinge die Keime ihres ersten Willens ungebunden und wild emporschießen sahen. Ich selbst habe mich

bei meinem jüngsten Sohne jener unverzeihlichen Nachlässigkeit schuldig gemacht, wie alle Kessliebenden glaubend, daß bei einem so kleinen, schwächlichen Körper allzufrühzeitige Strenge übel angebracht sein würde. Aber des Säuglings erste Neigung oder Abneigung ist eine jungströmende Urquelle, die frühe sich die Bahn eines Bächleins und unvermerkt die eines reißenden Stromes bildet, welcher, Einmal zwischen den selbstgeformten Ufern dahinstürzend, nie mehr oder nur durch Alles umgestaltende Gewalt zu anderem Laufe zu bewegen ist. Wer nicht schon als Säugling der Mutter gehorchte, wird als Jüngling dem Schicksale und den Verhältnissen entgegenarbeiten, und, geschieht dies, später als Mann dem Glende in die Arme eilen, oder mindestens den Zweck seines Daseins und Berufes auf die schmerzlichste Weise verfehlen. Folgen Sie manchem äußerlich Zufriedenen und anscheinend Glücklichen in die Stille seiner Wohnung, belauschen Sie dort seine Pläne, sein Verhalten gegen Gatten, Schicksal und Umstände, und Sie werden finden, daß der anscheinend so Zufriedene und Glück-

liche vom Mismuthe über sich und Andere durchbohrt und erdrückt ist, daß er im Innern wüthet über den Zwang der Umstände, denen er sich fügen muß, daß er dem Schicksale flucht, ohne sich ihm muthig entgegenstellen zu können, und daß die Ursache aller seiner Leiden die ist, daß er den Verhältnissen nicht zu gehorchen versteht, weil er als Kind ihnen nicht zu gehorchen brauchte. Wäre die heuchlerische Stimme der Natur nicht oft stärker, als die der Vernunft, so würde ich meinen Sohn jetzt da sehen, wo ich ihn haben wollte, und dürfte nicht gestehn, daß jener einzige bittere Tropfen, welcher in den goldenen Kelch meines Glückes fiel, mir jeden Trunk daraus vergällt. O, mein Herr, Sie wissen nicht wie lohnend und wohlthuend es ist, glückliche, mit ihrem Zustande zufriedene Kinder um sich zu haben, — aber Sie wissen auch nicht, wie weh! es thut, bei einer gegen unsere gewünschte Richtung aufgeschoss'nen Pflanze sich leise gestehen zu müssen: „die hast Du im Keime verfehlt!“ — Kein Baum ist mehr in seine Wurzel zurückzutreiben: — auf Gott allein setze ich die

Hoffnung meines grauen Hauptes, und möge mir seine Güte gestatten, meinem unglücklichen Sohne diese zitternde Rechte aus dem Targe segnend entgegenzustrecken! — —

Der Alte bedeckte sein Angesicht, und ich sah große Thränenperlen unter seiner Hand hervorrollen. —

Lassen Sie sich, — fuhr er, sich fassend, fort, — durch meine Aufregung nicht in unsem Vorhaben stören. Vielleicht sollen wir die Wendung unserer Angelegenheit von humoristischer Seite auffassen, und da sind freilich meine Thränen höchst überflüssig.

Wenigstens hoffe ich sie bald zu trocknen, — versetzte ich, — denn die Gelegenheit, Julius auf den rechten Weg zu bringen, kann nicht lange ausbleiben. Wir müssen ihn vor Allem wieder der großen Gesellschaft und ihren Verstreuungen zuführen.

Das kann, — erwiderte der Alte, — sehr bald geschehen. So eben erhielt ich eine Einladung von Seiten einer würdigen Freundin, der Madame

Chinoise, welche alle paar Wochen die ersten Gelehrten, Künstler und Staatsmänner der Hauptstadt bei sich zu versammeln pflegt. Ich habe es zu bewirken gesucht, daß auch Sie und Julius, welcher sich früher Einigemale dort einfand, schriftlich eingeladen würden. — Madame Chinoise wird zu ihm schicken, und ich erwarte, da Sie ihm nunmehr zur Seite steh'n, Alles von seiner erneuten Zusammenkunft mit Männern, deren Jeder Macht genug besitzt, um ihm eine ehrenvolle Stellung in der Gesellschaft anzuweisen.

Und wann wird dieser Verein statt haben?

In einigen Tagen.

Nun, sehen Sie, da kommt uns ja des Geschick weit schneller zu Hilfe, als ich dachte. Bauen Sie ganz auf mich; Sie sollen mit mir zufrieden sein.

Davon bin ich überzeugt. Uebrigens werden auch Sie sich dort gut unterhalten. —

Hier trat Hähnchen ein. Der Alte brach ab und ging.

Viertes Kapitel.

Gabrielle und die Hieroglyphen. Nord und Süd. Sie wird Schriftsteller. —

Als ich am nächsten Morgen zu Julius ging, kam er mir mit den Worten entgegen: „Die Mutter und Charlotte haben mir bereits geschrieben. Charlotte ist versöhnt, sie willigt in Alles, und bittet mich, meinem Vormunde für dessen Eifer zu danken. Ich bin jedoch ein and'rer Mensch seit gestern. Mir kommt es vor, als sei ich aus meinem alten Körper ausgeschieden, und in einen neuen übergegangen.“

In dem Sie sich hoffentlich wohl befinden werden, sprach ich.

Wie ein Gefangener, — sagte Julius, — der, seine bestimmte Strafzeit wissend, sich ruhiger in sein neues Schicksal fügt. Ich hoffe, daß ich nach Verlauf dieser dreijährigen Willensgefangenschaft mich auf immer erlöst sehen werde.

Halten wir uns vor der Hand ferne von allen melancholischen Gleichnissen, — sprach ich; — Niemand sieht auf so lange das Resultat voraus.

Sie sehen, sprach Julius, — daß ich mich gut zu fügen verstehe. Ich habe schon wieder meine Pandecten und Classiker aus dem Staube geholt, weil ich befürchte, ich werde sie gebrauchen können. —

Hier klopfte es. Auf unser „Herein“ erschien eine alte Dienerin der Madame Ghinoise, die Julius eine schriftliche Einladung zur Gesellschaft brachte. Die Alte hatte für mich etwas besonders Auffallendes. In ihren, im Ganzen rohen und scharfmarkirten Zügen lag eine gewisse Höheit, eine Art selbstgefälligen Stolzes, ich möchte sagen ein militärischer Ausdruck, der mich frappirte. Eine,

oben breit zulaufende, mit dicken Schleißen besetzte blendendweiße Haube, um die sich ein buntes Zierdentuch in künstlichen Verschlingungen wand, ließ ihre sehr langen doppeltreifigen Enden über die hohe, mit Runzeln zahlreich bedeckte Stirne fallen, und deckte zur Hälfte ein paar kleine, blinzelnbe Augen, die zwischen hohen, aufgedunsenen Wangen lauend und feurig hervorschaute. Mit den rothen, von frohender Gesundheit zeugenden Wangen contrastirten seltsam zwei schneeweiße gepuderte Backen, und bei näherer Prüfung gewahrte man in der vuvurfarbigen, mit kleinen Warzen besetzten Nase einen unhöflichen Verräther, der die Ursache der Gesichtsröthe sprechend enthüllte. Ein starkes Kinn, unter dem ein fleischiger Doppelhals wohlgefällig seine Formen enthüllte, ruhte friedlich zwischen einem kleinen, blaurothgewürfelten Wollentuche, das alle Mühe hatte, die hohe Brust zu bergen, welche von Zeit zu Zeit durch einen tiefen Athemzug unter dem halboffenen Mieder in Bewegung gesetzt ward. Dabei war die Alte groß, und von starkem Knochenbau, und hatte etwas martialisch-Befehlshaberisches

in ihren Seiten, daß zugleich Neugier und Ehrfurcht erweckte. --

Ich werde kommen, Gabriele! sprach Julius, als er gelesen.

Sehr wohl, Kamrad! — versetzte die Alte mit einer tiefen mächtigen Stimme, die mich an den nächtlichen Postenruf in den Wiener Vorstädten erinnerte. —

Gabriele? dachte ich und redete die Alte an.

Sie heißen Gabriele?

Ja, Herr!

Haben Sie früher in der Vorstadt Montmartre bei Martin gedient?

Ja, Herr!

Sind Sie etwa gar die Gabriele von Waterloo?

Von Waterloo? Ja, Herr!

Das ist ja herrlich! Ich hab' eine Botschaft an Sie von Deschamps — —

Wie? von meinem alten Jungen? lebt er noch? haben Sie ihn gesehen?

Freilich! — darf ich denn vor dem Herrn
hier — —

Certainement! parlez! parlez! ah! le pauvre
garçon! —

Ich erzählte meine Zusammenkunft mit dem
alten Invaliden. Sie hörte mich ruhig, obgleich
mit sichtbarer Nührung, an.

Eh bien! — fragte sie, — est-ce tout?

Nein! versetzte ich, — nun kommt erst das
Beste.

Nach einigem Zögern rückte ich damit heraus.

Ah! — seufzte sie tief auf, — — le brave
homme! c'est mon vieux, — je le reconnais! —

Sie trat auf mich zu, und drückte mir einen
derben Schmah auf den Mund. — „Nehmen Sie
mir das nicht übel!“ — fuhr sie fort: — „die alte
Gabriele hat außer ihrem Amadé gar manchem
Braven der großen Armee einen Kuß aufgedrückt,
und für diese Ihre Botschaft konnte ich Ihnen
nicht weniger bieten. Uebrigens sind Sie ein
Deutscher, und ich habe viele brave Deutsche bei
den Unseren kennen gelernt, obgleich ich auch man-

der komischen Scene durch Ihre Landsleute bewohnte. So erinnere ich mich bei unserer Ueberfahrt nach Egypten zwei deutsche Gelehrte gekannt zu haben, die uns sehr amüßten. Ich zählte damals 16 Jahre, und zog als Markelenderin an der Seite meines Amadé mit hinüber. — Als ich die beiden Fremden das Erstmal sah, saßen sie unweit dem großen Maste auf dem Decke, und triebelten allerlei drolliges und buntes Zeug auf ein großes Pergament. Ich blickte dem Einen über die Schulter, konnte aber aus den krummen Figuren und Schnörkeln nicht klug werden. Endlich fragte ich ihn, was er da mache, und er versetzte, er entwerfe im Geiste die Hieroglyphen, die wir in Egypten erobern würden. Ich fragte ihn, was das für Menschen wären, und er versetzte, es seien eingegrabene Zeichen auf alten Steinen. „Aber Du lieber Gott! — rief ich, — was kann denn das Ihrem Vaterlande für Nutzen bringen? und werden Sie denn jene Zeichen, wenn wir an die Steine kommen, verstehen?“ — „Bewahre! — sprach er, — die versteht kein Mensch, und wahr-

scheinlich bedeuten sie auch rein gar nichts, aber in Deutschland kommt's nicht darauf an, zu wissen, daß etwas so und so wirklich ist, — sondern bloß darauf, zu beweisen, daß etwas so sein könnte, oder gewesen sein könnte. Dieß macht in Deutschland zum größeren und berühmteren Mann, als wenn Jemand 50 Schlachten gewinnen würde.“ — Ich lachte ihn herzlich aus wegen dieses Geschwäzes, aber er meinte, das verstehe ich nicht; Deutschland sei das „Mutterland der Philosophie“ und das „Waterland der Hieroglyphen-Enthüllung“; auch brauche ein deutscher Gelehrter nichts weiter zu wissen, als solche alte, unbrauchbare Dinge, um eine „Bierde Germaniens“ zu sein. — Sie können sich leicht denken, wie wir diese Bierden zum Westen hielten, um so mehr, als der Eine ausrief: „Gott! verleihe mir nur das Glück, mein Leben am Fuße der Hieroglyphen zu beschließen!“ — „Sie wollen um eines alten Steines willen sterben? fragte ich, — haben Sie denn nicht Weib und Kind zu Hause?“ — „Oh, Sie glückliche Einfalt! — versetzte er, man

sieht, daß Sie nicht Antiken studirt haben! Weib, Kind, Vaterland, Gott und die Welt können meinethalben zur Hölle fahren, sobald ich erst Herr einer einzigen Hieroglyphe sein werde!“ — Am dritten Tage nach unserer Ankunft in Cairo sah ich Abends die beiden Deutschen wie Wahnsinnige herbeisürzen. Jeder hatte einen Fegen Papiert in der Hand, und als sie anfangen sich zu zanken, versammelten sich bald eine Menge Soldaten und mehrere Officiere um sie. Endlich wandten sich Beide an mich, und hielten mir ihre Papiere vor, auf denen ich eine Art von Gänsehals nebst Schnabel abgemalt erblickte. „Sehen Sie doch her! — rief mir der Eine zu, — ist dies nicht ein Ibislopf?“ — Und ich sage, es ist ein Kranich! — fiel der Zweite ein. „Ein Ibis! das sieht ein Blinder! ich hab's am Steine selbst durchgezeichnet!“ — rief der Erste — Und wenn ich das ganze gelehrte Deutschland in Alarm bringen müßte, es ist ein Kranich! schrie der Zweite. So ging es eine Weile fort. Endlich hieß der Eine den Andern, dieser mochte wohl an

56 Jahre alt sein, einen dummen Jungen, worauf ihm der Andere in's Gesicht schlug, und ihn forderte. Sie gingen auf einander mit krummen Türkensäbeln los, und der Erste schnitt dem Zweiten die halbe Nase und die Oberlippe weg, worauf dieser mit dem Messer seines Mundes zugestand, es könne doch ein Iblis gewesen sein. Dann umarmten sie sich, und liefen wieder zusammen an die Pyramiden.“ —

Ich kann mir diese Herren recht lebhaft vorstellen, fiel Julius ein. Damals begannen die ersten Fieberschauer dieses wahnsinnigen Gelehrten- und Alterthumsparoxysmus in Europa, und gegenwärtig droht uns eine neue Krise dieser Gehirnkrankheit, die aber in unseren Tagen, wo die Studien- und Forschungskammer des speculativen Geldjahrhunderts zur allgemeinen Kumpelkammer geistiger Wettefel dient, um so begreiflicher ist. Wenn wir sehen, daß noch in unseren Tagen der Geist eines Champollion sich dazu hergiebt, den vierten Theil eines Menschenlebens im ägyptischen Sande herumzufahren, um endlich eine

so genannte egyptische Grammatik, oder ein sogenanntes Hieroglyphen-Lesebuch erscheinen zu lassen, dessen auflösende Dummheit aus Fabelhafte grenzt, und dessen Totalwerth für das gegenwärtige Jahrhundert und für die Menschheit überhaupt eben nicht wichtiger ist, als der, welcher uns aus der Entzifferung einer alten französischen Spionendepesche an den österreichischen Hof erwächst: — wenn wir sehen, daß der Verstand eines Richard Vespilus sich die Zähne an einem erbärmlichen alten Steinmetz-Monumente ausbeißt, um unserer verblöhten, mit altem, gelehrten Opium zu Tode gemästeten Zeit zu beweisen, daß die alten egyptischen Schullehrergehilfen nicht auf hieratische, sondern auf demotische und koptische Weise schrieben, daß der König Sacabuc nicht eigentlich Sacabuc, sondern Hocloboc hieß, daß die Hetäre Cleopatra nur mit phonetischen Buchstaben geschrieben wurde, daß eine aufgefundenen Papyrusrulle eigentlich nicht einen Advocatencontract, sondern den gerichtlichen Verkauf eines mit Sphynxlöpfen gezier- ten Nachtschlafes enthalte, oder daß der Kaiser

Cara:alla einen sinkenden Aethem hatte und der Kaiser Gaeta am liebsten Straußeneier mit Pommensalat fraß, — — dann können wir freilich, auch mit dem besten Willen, über jene neuere Literaten, die den allerkleinsten Gedanken an alte Wissenschaft und Sprachkunde verdammen und dergestalt das Kind mit dem Bade verschütten, den Stab nicht brechen. — Ja! es ist im höchsten Grade erbärmlich und über alle Beschreibung dumm und vernunftwidrig, der fortschreitenden Zeit dadurch die schmutzigsten Sklavensesseln eines geistigen Herkommen-Despotismus anlegen zu wollen, daß man sie zu dem Glauben zwingt, es könne den fortwandelnden Menschengeschlechtern von Nutzen sein, zu wissen, ob der Hundeschwanz, oder Gänsekopf auf einem alten ägyptischen Steine ein kaiserliches Brechmittel, oder eine Krokodilschnauze bedeute. Empörend ist es, in unserer Zeit ein solches Charlatanengeschäft, dessen Resultate die Menschheit mit entzifferten Schwänzen bereichern, ein wissenschaftliches Studium, oder gar ein Bestreben classischer Genialität nennen zu hören! Lächerlich und zum

Verzweifeln einfältig ist es, mit großen Buchstaben und als welthistorische Neuigkeit verkünden zu sehen, daß ein reisendes Rindvieh des Jahres 1819, genannt Doctor Young, die ungeheure Entdeckung gemacht habe, daß die in Rahmen eingeschlossenen Figuren der sogenannten Rosettischen Schreibart keine Figuren, sondern Königsnamen seien! — Wahrscheinlich rettete diese unschätzbare Entdeckung die Vermunft unseres Jahrhunderts vor dem Erfrieren, und ich glaube, daß, wenn der Herr Champollion, oder die Herren Lepsius und Consorten, die durch ihre neuesten Entdeckungen nicht nur dem Doctor Young, sondern auch dem Diodor, Plutarch und Hermapion auf die Nase schlugen, sich mit der Untersuchung beschäftigen würden, ob die weibliche Schüchternheit im Monde durch einen zarten, französischen „eul de Paris“ oder durch einen berben Deutschen „Pariser Hintern“ ausgedrückt würde, oder ob die Flecken im Monde eigentlich Tintenkläse eines verliebten Mondflüchtigen, oder vulkanähnliche, zu Steinschichten verhärtete Hundeexcremente seien, — so würden sie

unstreitig allen kommenden Jahrhunderten einen weit insfernliche „Dienst leisten, und das ganze europäische Schulsystem unserer Zeit würde noch weit festere Grundlagen der antiken Wissenschaftsrichtung erhalten. — „Schade, — sagt ein neuerer Recensent jener wahnsinnigen ägyptischen Grammatik, — „schade, — daß der große Champollion uns im einundvierzigsten Lebensjahre entrißen wurde! Er war es, dem es gelang, und nicht bloß die Eigennamen und Königstitel lesen zu lehren, sondern er brachte auch binnen zwei Jahren heraus, daß man bisweilen sogar eine ganze Figur statt eines einzelnen Buchstabens hinzusetzen pflegte, z. B. eine Löwin (ägyptisch Laboi) anstatt des Buchstabens L! und ach! der grausame Tod entriß ihn der Fortsetzung so schöner und mit so glänzenden Erfolg gekrönter Forschungen!“ — Oh Recensent! oh Champollion! oh ägyptische Esel! — „Serez mon ouvrage! — schrieb dieser Champollion auf dem Todtbette seinem Bruder, — „j'espère qu'il sera ma carte de visite à la postérité!“ — Ja wohl, mein Junge von 41 Jahren! Du hast

hiermit der Nachwelt eine Visitenkarte abgegeben, auf welcher sie mit großen Buchstaben deutlich lesen kann: „Heuspeculation vollendeter Alterthumseinsichtigkeit!“ — Ein verrückter Mits uder des Ein- undvierzigjährigen sagt von dessen Werk, es sei „*étonnant sous tous les rapports*“ und überdies „*pour toujours l'ouvrage fondamental de la philologie égyptienne!*“ — Nun, Jahrhundert, schir die Nebelkappe der Unsterblichkeit auf, — und verschwinde! denn die ägyptische Philologie ist entdeckt, und allen Schwänzen der Vorzeit ist auf immer Leben und Dasein eingehaucht! — Greiß dich auf, vollkommene Menschheit, und rasire allen weiteren Vollendungswunsch der Natur vom Erdballe herunter, denn die ägyptische Philologie ist entdeckt, und die geistige Sclaverei aller Jahrhunderte hat sich zum ewigen Lichte verklärt, das uns im Lande der Pyramiden aus den entschleierten Schwanzproducten ägyptischer Weisheit entgegenstrahlt! Göttlich ist die Bemerkung des Herrn Champollion, „daß alle grüingefärbten Figuren Eisen und Kupfer bedeuteten“; aber noch göttlicher

ist die Bemerkung seines Recensenten, „daß mit-
hin die Egyptier sich alle diese Figuren als ver-
rostet gedacht hätten!! Da nun alle Vögel
gleichfalls mit grüner Farbe bedeckt wurden, so
scheint es entschieden, daß damals in Egypten ver-
rostete Vögel herumflogen! Welch eine Entdeckung
für die Naturgeschichte! Ein ganzes Tausend ver-
rosteter Gymnasial- und Realschullehrer-Schädel
unserer Zeit wiegt diese unssterbliche Entdeckung nicht
auf. Sie paßt auf die scholastischen Bildungszu-
stände unseres Jahrhunderts, wie eine Hand auf
die andere. Das Anmaßten und Auspinseln unserer
jugendlichen Schulschädel mit lateinischen und grie-
chischen Fettdroffen, nach welchen unsere heutige
Pädagogik wie ein hungriger und wasserwüthender
Neuseeländer Dogge schnappt, wird bald für unsre
göttlich vereinfältigte Jugend nicht mehr hinreichen.
Zehn Real- und Gymnasial-Valeerjahre, in
denen der aus dem Eie gefrorene europäische
Menschknochen sich von mensa und dominus bis
zum Horaz und Rikero hinaufhackt und scandirt,
und nach welchen der fertig gehobelte und gezwickte

Primaner als völkerheilversprechender Akademiker entlassen wird, sobald er bewiesen hat, wie viel Füße, Beine und Züthörner ein Hexameter haben muß, und daß der altgriechische Schweineschinken am schönsten in der Iliade beschrieben sei, werden bald nicht mehr genügen, um dem Völkerrechte seine großen Staatsmänner zuzuführen. Man wird für Sexta einen Hieroglyphenschnapplehrer anstellen, der die sechsjährige Gymnasialpflanze zur Entzifferungsnöthzucht ägyptischer Steinmexweisheit vorbereitet; und der zukünftige Quartaner wird nicht nach Tertia versetzt werden können, wenn er nicht vier Jahre lang eine ägyptische Mumie in seinem Bücher- und Butterbrodranzen auf die Schule geschleppt, und im Examen klar bewiesen hat, daß ein ägyptischer Elephantenschwanz eigentlich kein Elephantenschwanz, sondern eine hermaphroditische Professornase gewesen sei. Man wird die merkwürdigsten Aufschlüsse über die Urgeschichte der Welt auf die inneren Wände melancholischer Mammuthsknochen eingegraben finden, wird aus der malphigischen Schleimhaut verfeinerter Haringseelen den

Grundstoff des Weltbaues herausdefiniren, und die Menschheit wird sich in einen allgemeinen Mumienverband auflösen, der sie auf Einmal nach dem Gipfel des Glückes versetzen und jeden ihrer Athemzüge zum universellen Schöpfungsereignisse machen wird! — Doch, ich verliere mich da in moderne Schulphantasien, die Ihnen eben nicht sehr amüsant vorkommen werden. Lassen wir diese Ergüsse eines jungen Europäers bis auf bessere Gelegenheit.

Jene Augenblicke, — versetzte Gabriele, waren damals für mich eine äußerst humoristische Unterhaltung. Leider aber konnten sie mich nicht für das entschädigen, was meinem Herzen später vorbehalten war. Befürchten Sie nicht, meine Herren, daß ich Sie mit der Wiedererzählung von Dingen belästigen werde, die Jeder auswendig weiß. Sie kennen die Geschichte unsres Ruhmes und unsres Unglücks, und ich darf Ihnen nur soviel sagen, daß die alte Gabriele seit jener ersten Triumphzeit ununterbrochen bei der Armee blieb, und Leid und Freud mit ihren unsterblichen Gefähr-

ten theilte. Das Blut jener Opfer, welche der europäische Peu fünfzehn Jahre lang vor sich hertrieb, benehnte mich an der Verecina, wie es mich an den Pyramiden benehnt hatte. Die ersten Freundschafter des Entzückens, die mir bei Abukir durch die Glieder fuhren, rieselten mir als Schauer des Entsetzens bei Studzianka durch die Knochen; ich sah den fallenden Löwen sich mühsam durch das gerinnende Blut seiner Krieger nach Hause schleppen, — und mein letzter Blick, den ich ihm bei Namen nachsandte, war ein Fluch, — gleich wie mein erster bei Abukir ihn gesegnet hatte. Kein Gedanke des Friedens keimte in seiner blutgewohnten Seele. Frankreich hatte ja noch lebendiges, junges Männerfleisch, seine Verbündeten hatten ja Söhne und Feldbebauer. Diese sollten ihrerseits d'ran, nachdem zweihunderttausend hoffnungsvolle junge Männer den Untergang gefunden hatten.

Wohl! wohl! — seufzte Julius. — Er hatte alle großen Schlächter weit übertroffen, — allein das genügte ihm nicht. Er sah bloß den halben Himmel roth von Blut und Flammen, und

beschloß nicht eher zu sterben, als bis er den ganzen gefärbt habe. — Und warum dieß Alles? Um einer uralten, von hirnlosen Staatsphilosophen behaupteten, auf dem Ausspruche der unerhörtesten Dummheit beruhenden Chimäre nachzugeben. Diese Chimäre hatte sich des Gemüthes Bonapartes, wie vor ihm so vieler Andern bemächtigt; eine Chimäre, die, wenn das Menschengeschlecht jemals an sie glauben könnte, dieß Menschengeschlecht ohne alles Wissen und Denken hinsstellen würde. Sie heißt: „Ueberschwemmung des Südens durch den Koloss des Nordens.“ — Wir leben im Jahrhunderte der Behauptungen, nicht der Beweise, und eine Schmach unsrer Zeit ist es, daß eine Anzahl von gescheidten, denkfähigen Menschen ihre Uebersetzung unter das Joch solcher hirnloser Hypothesen und Prophezeiungen zu beugen vermochte. Gehen wir ruhig dem Gange der Geschichte des Nordens nach, so werden wir finden, daß niemals, selbst in seinen ersten, rohesten und barbarischsten Zeiten, auch nur der allergeringste Beweis sich ergab, daß dieser Norden sich zum Herrn der Welt machen

konnte. Wenn Rußland seine Grenzen durch Polen und die Krimm erweiterte, so ist damit noch nicht bewiesen, daß es jemals ein wahrhaft civilisirtes Volk zu bedrohen vermöchte. Sein Wille mag sein, welcher er wolle, so würde eine solche lächerliche Anmaßung von nordischer Seite doch immer auf ein Hinderniß stoßen, das weder eine physische Uebermacht jemals wegzuräumen, noch irgend eine Hypothese wegzudisputiren vermag.

Dies Hinderniß ist die moralische und geistige Uebermacht der Civilisation und liberalen Wiedergeburt, an deren unerschütterlichem Damme alle überschwemmende Soldateska ewig scheitern wird. Ferner ließe sich vielmehr eine überwältigende Inclination des Südens gegen den Norden nachweisen. Die älteste und neueste Geschichte liefert uns manche vollgiltige Thatsachen dazu. Die Chinesen, Araber, Carthaginienser, Spanier, Perser, Macedonier und Römer hatten, so gut wie die neueren Franzosen, ihre Zeit, in der sie sich gegen ihre nördlichen Nachbarn wendeten, um sie zu unterjochen, und selbst der

Zug der Israeliten ging vom Sinai nach Canaan, also von Süden nach Norden. Die Römer kamen vom Süden bis an die Elbe, die Araber gingen von Mekka bis an's Caspische Meer, die Chinesen jagten die Tartaren über den Jäik, und die Franzosen gingen nach Moskau. Dies führt zu der Ueberzeugung, daß nicht der Norden, sondern die drei übrigen Zonen von jeher nach Ueberschwemmung und Ausbreitung gestrebt haben. Der Ausspruch eines neueren Franzosen, der da sagt: *„il y a certainement un instinct chez les peuples du Nord qui les entraîne vers le midi,“* ist eine Lüge, wo nicht ein Unsinn. Der Instinct, der bei allen Völkern überwiegend vorherrscht, und der sie immer wieder im Allgemeinen auf sich selbst rekurziren wird, wenn auch Einzelne sich mit andern Nationen amalgamiren, heißt: Civilisation und Vaterlandsliebe. Indes sie nach der ersten streben, können sie sich der letztern nicht erwehren, und bloß, wenn ganz Europa einer einzigen Civilisation, einer einzigen, allgemeinen Bildungshöhe unterworfen sein wird, bloß alsdann werden alle Euro-

pär ein einziges gemeinsames Vaterland haben. Dann hört freilich der specielle Begriff der Vaterlandsliebe auf, allein dann ergibt sich auch die Nichtigkeit und Nutzlosigkeit einer Invasion der einen Zone in die andere von selbst. Nicht das Klima bewegt die Völker zu Invasionen; dies festelt sie im Gegentheile an den Schollen der Geburt, der Jugend und Gewohnheit. — Das Bedürfnis einer moralischen Fortschreitung ist es allein, das sie in Bewegung setzt. Das Schauspiel einer Ueberschwemmung aus reinpolitischen oder Eroberungsgründen wird daher, wie dies wirklich von jeher der Fall war, über kurz oder lang als unhaltbare Posse enden, oder das vergossene Blut wird es zum gräßlichen, aber erfolglosen Trauerspiele umgestalten. Eine Menge anderer, nicht-nordischer Völker haben jenen Ueberschwemmungsgeist weit eher bewiesen; die Kreuzfahrer, unter denen kein Russe sich befand, haben diesen Geist in Hanswurstpossen wieder belebt, und Bonaparte hat sich des Verbrechens schuldig gemacht, dasjenige selbst thun zu wollen, wessen er Andere beschuldigte.

Ich wiederhole es: die einzige, wahre und unaufhaltbare Art der Weltberrschaft besteht darin, daß endlich die Civilisation die Nicht-Civilisation unterjochen wird, und zwar durch den Fortschritt der Civilisation ganz allein, ohne nutzlose, viehischbarbarische Abschachtung der Menschheit in blutigen Kriegen. Erst wenn die civilisirte, fortschreitende Welt auf ihrem Wege stille steht, rückwärts geht, und in den alten Barbarismus zurückfallen würde, erst dann wäre es möglich, daß ein andrer barbarischer Koloss, er komme aus Norden oder Süden, sie dauernd zu überschwemmen vermöchte. Sollte dies aber, was nicht zu erwarten steht, jemals geschehen, so wäre nicht der überschwemmende Koloss, sondern die zurückgefallene Welt selbst Schuld an ihrer Unterjochung. Als Napoleon im Jahre 1812 nach Rußland zog, rief er laut aus: „en avant! tuons ce Colosse dans l'intérêt de la liberté!“ — Aber welche liberté hat er denn nach Rußland gebracht? Haben Sie eine einzige Proclamation von ihm gelesen, in welcher er den Russen Auf-

hebung der Leibeigenschaft versprach? — Um Rußland seine *liberté* zu bringen, ging er durch das unterjochte, niedergetretene Deutschland, durch das unterjochte, niedergetretene Polen, zog ins unterjochte, niedergetretene Rußland, und bedrückte und zertrat dieses Rußland mehr und härter, als es je vor ihm war bedrückt worden.

Ja, ich sage Ihnen mehr! Hätte er jemals ganz Rußland in seine Macht bekommen, so wäre selbst das wenige Gute, welches damals im Entstehen war, wieder rückgängig gemacht worden. Aus freiem Antriebe hatte bereits der edle Alexander begonnen, die Aufhebung der Leibeigenschaft allmählig einzuleiten, — und mitten in diesem hochherzigen Bestreben sah er einen blutgierigen Feind aus Süden erscheinen, der seinem Willen Fesseln anlegte, die unglückliche Schaar der leibeigenen Knechte noch mehr in den Stauß trat, und sie, wenn man so sagen darf, doppelt-leibeigen machte. — Als Bonaparte ausrückte, und seine Aufgebote für Polen ergehen ließ, rief er: „*In Pologne sera libre!*“ — Hat er, nachdem die Polen mit wahr-

haft beispiellosem Heldenmuths sich für ihn geschlagen, und ihn dem Eisgrabe Rußlands durch ihre unsterbliche Aufopferung entrißten, sein Versprechen gehalten? — Hat er nicht stets seine Unterjochten, seine Freunde, seine Aufopferer, seine Feinde, und die von ihm so gehaßten fremden Unterjocher mit gleicher Täuschung, Lüge und Hinterlist behandelt? — Aber mit Stolz sag' ich es, mit dem ganzen Stolze eines Franzosen: dies Alles fällt nicht auf den Namen Frankreich zurück, — denn dieser Bonaparte war uns selbst ein Fremdling, wie er Andern und dem Rechtsgeföhle ein Fremdling blieb. Napoleon war und blieb ein Kerse, — darin liegt Alles. — Frankreichs alter Boden hat ihn nicht gezeugt. Keiner unter seinen großen Feldherrn wäre solcher Lügen und Täuschungen fähig gewesen, und wenn erst einmal die noch jetzt fortdauernde Aufwallung des blinden Enthusiasmus sich gelegt, wenn die Nachwelt ihre Augen in ungetrübter Klarheit offen haben wird, dann wird im Buche der Geschichte diese Bonapartensonne zum Sterne zusammenschrumpfen, den die Namen seiner unsterb-

lichen Generale, an ihrer Spitze der große Ney, durch ihren Glanz in das Halbllicht der Damerlane zurückdrängen werden. — Doch genug davon. — Mir ziemt es nicht, der Welt ein Urtheil vorzuschreiben. Mit dem Blute von 600,000 Menschen unterschrieb Bonaparte seinen Vertrag mit der Göttin des Ruhmes. 300,000 Leichen standen als Zeugen dabei. Als es Abend ward, leuchteten den Contrahenten tausend brennende Städte und Dörfer, und im Widersprahle des von 600 Häuserflammen erleuchteten Moskau schworen sie, den Vertrag getreulich zu halten. — Beim Abschiede bediente ihn die Göttin zur Erfrischung mit russischem Eis und den Fleischlösen von 50,000 zu Drei zerquetschten Weibern, Kindern und Verwundeten, und bei Leipzig und Waterloo fügten sie dem Contracte den letzten Zusatzartikel von 80,000 Mordthaten bei. Drauf entschlief der müde Löwe in den Felsen von St. Helena. Noch drei Jahrhunderte, und die Geschichte wird richten; sie wird entscheiden über seine Wohlthaten wie über seine Schlechtthaten, und unsre Urenkel werden

ihm seine Stelle anweisen. — Vergessen wir nicht, daß der erste Offizier, dem Bonaparte bei seiner Ankunft in Frankreich seine Freundschaft zuschwor, obgleich er ihn später ganz vergaß, der Hauptmann Legrand war, — und daß der letzte, von dem er zu Fontainebleau Abschied nahm, sich General Petit nannte. Legrand und Petit! Schien ihm nicht der sonderbarste und tückischste Zufall zu Gemüthe führen zu wollen, was er ehemals war, und was er nun geworden? — Ich bin nicht abergläubisch, — aber dieser sonderbare Umstand könnte mich fast an noch sonderbarere Dinge glauben machen.

An was ich selber nothwendig glaube, — fiel Gabriele erschüttert ein, das ist meine eigne Stellung. Ich habe sieben Schlachtwunden, wohnte dreiundsechzig Gefechten bei, habe Cairo, Marengo, Austerlitz und Moskau gesehen, bin von Bonaparte ausgezeichnet worden, und diene jetzt als Stubenmagd bei Madame Chinoise.

Und Sie sind zufrieden? — rief Julius.

Meine Herrin ist eine treffliche Frau, aber ich sah

meinen Amadé seit 18 Jahren nicht, und möchte gern, eh' ich sterbe, ihm noch ein Lebewohl sagen. Wenn mir Gott dies Glück gibt, bin ich zufrieden. Neun Bekehrtheile der Menschen sind die Maschinen des letzten Bekehrtheils: — ich murre nicht, wenn ich auch manchmal mit den Zähnen knirsche.

Julius ging einige Minuten heftig auf und ab. Dann wandte er sich zu mir, und sprach: „Sie haben mir meinen Willen gestohlen, und Himmel und Hölle stehen Ihnen bei, mich wandernd zu machen. Diese alte Heldin muß ihren Invaliden wiedersehen. Ich ruhe nicht eher. Ja! ja, — nun danke ich zum Erstenmale Gott, daß ich mehr gelernt habe, als die Schneiderei. Gabrielen soll geholfen werden. — Sehn Sie jetzt, meine Alte, binnen Kurzem sprechen wir uns wieder. Sie werden Amadé sehn, — er muß nach Paris kommen.“

Da hätte Einer den Feuerblick der Alten sehen sollen! Sie sprang auf, und schloß Julius in ihre Arme: — „Sie verdienen mein Kamrad zu sein!“ rief sie, und das war das höchste Bei-

den von Dankbarkeit, das sie ihm geben konnte. Bald darauf entfernte sie sich. Julius begleitete sie, und kehrte sichtbar aufgeregter zurück.

Was wollen Sie für sie thun? fragte ich ihn.

Frankreichs Blicke auf sie lenken, und sie glücklich machen.

Wie das?

Indem ich sie ihrer schmachvollen Vergessenheit entreiße. Ich werde ihre Geschichte beschreiben und herausgeben. Ich will Schriftsteller werden.

Ah, das läßt sich hören! das ist ein großer Schritt zu unserm Zwecke, und wirst, Gott sei Dank, den Schneider weit hinter uns!

Leider! seufzte Julius. Aber das Verhängniß will es so. Zum Erstenmale wird mein Geist einer fremden Macht unterthan. Lassen Sie mich jetzt allein; ich will die Sache näher überlegen. Diesen Abend erwarte ich Sie.

Ich eilte zum alten Vater, ihm die Neuigkeit zu überbringen. Wie verklärt horchte er der frohen

Mähre, und seine Worte: „Gott segnet Ihr Dorn-
haben! mit Ihnen ist ein guter Engel!“ schienen
mir damals volle Wahrheit zu enthalten, obgleich
es, wie Sie hören werden, der Himmel ganz
andere beschloffen hatte. —

Fünftes Kapitel.

Schriftsteller Xij steht sich nach einem Ver-
leger um. Vier moderne Buchhändler.
Amalie Dälen über moderne Erziehung.
Drei Minuten am Schaffott.

Lieber Freund! — sagte Julius, als ich am
Abend eintrat, — umsonst will ich meine Zeit
auch nicht verlieren. Wenn ich nun die Geschichte
Gabrielsens geschrieben hätte, und keinen Verleger
fände?

Die Frage ist richtig, — versetzte ich, — und
wenn Sie nicht, was freilich gegen die Eitelkeit ist,
Ihr Buch auf eigne Kosten wollen drucken lassen,
so kenne ich nur Einen sichern Weg, Sie vor
Zeitopfern zu bewahren.

Und der heißt?

Daß Sie es machen, wie viele deutsche Literaten. Sie schreiben nämlich an zwei, drei Buchhandlungen, daß Sie einen Roman bereits fertig liegen hätten, der nur noch beim Abschreiber wäre, geben kurz den Inhalt an, und hören die Antwort. Ist sie uns entgegen, so schreiben Sie ihn nicht. Indessen aber machen wir extra eine kleine Runde, und besuchen einige der ersten Buchhändler. Greift Einer zu, so schreiben wir den erstren wieder ab.

Also muß ich gleich von vornherein mit Lügen beginnen?

Nothlügen und Nothwehr gehören heutzutage vor den Affisen zum non coupable.

Sehen Sie nun, daß ein Schneider schon etwas voraus hat vor den Andern?

Stille! stille! davon sind wir jetzt hundert Meilen entfernt. Gehorchen Sie Ihrem Vormunde.

Non! Sehn wir aber sogleich an's Werk, sonst fleh' ich Ihnen nicht gut für's Heimweh nach dem Eldorado der Schneider.

„Wie Sie wollen. Es ist zwar Abend, allein zu zwei bis drei Berlegern können wir immer noch hinfahren.“ — Wir gingen, nahmen ein Cabriolet, und fuhren zuerst in die Faubourg St. Germain. Dort stiegen wir bei einem der reichsten Buchhändler in der Nähe der medizinischen Schule ab, und traten ein. Ein kurzer, dicker Mann stellte sich uns als Prinzipal vor, und führte uns in sein Privatkabinet. Der Mann hatte eine ächte, modernspeculative Buchhändlerphysiognomie. Seine kurze, am untern Ende etwas dicke und krummgebogene Nase glich dem Pressbengel einer englischen Schnelldruckmaschine auf ein Haar; seine stechenden Augen schienen bei jedem Blicke einen Druckfehler in unserem Angesichte aufzuspüren; sein breiter, nur sparsam mit dicken Zähnen besetzter Mund glich einem Segkasten mit einzeln umhergestreuten Frakturbuchstaben, und seine ausgedunsenen Waden waren das vollendete Bild zweier Maculaturballen, an denen die beiden Ohren wie alte verrostete Magazinschlösser hingen. — Bei Alledem aber hatte der Mann einen Zug von Rechtschaffen-

elt und Wiederkeit im Gesichte, der uns sehr
esset. —

Als sich sein Anliegen begann, begleitete er
des seiner Worte mit einem hohen Achselzucken,
wie wenn er einen Gedanken in die Presse der
Überlegung einheben wollte, und als Julius
zu Ende war, streckte er die beiden Arme nach
vorn, wie nach einer Walze aus, legte sie auf seine
Schultern, als wenn er ihn fassen, und mit ihm
auftragen wollte, und sprach:

Mein liebster Freund! ich kann Ihnen kurz
und klar Bescheid geben. Der Roman, von dem
Sie mir da reden, kann in jedem Verlage erschei-
nen, nur nicht in dem meinen. Wie wollen Sie,
daß ich zu einer Zeit, wo die Bourbons verjagt,
die Napoleoniden verbannt und die Orleanisten auf
dem Throne sind, ein Buch verlege, in welchem
eine Marketerenderin der großen Armee als unsterb-
lich hingestellt wird? Die legitimistischen Blätter
würden mich zerselbschen, die republikanischen vier-
heissen und die philippinischen mit Haut und
Haaren verschlingen. Und das werden Sie doch

nicht wollen, daß ich Ruf und Existenz Ihrer Großmuth opfere?

So sind Sie nicht unabhängig in Ihren Unternehmungen? fragte Julius.

Unabhängig? grinste der Buchhändler. Sind Sie ein Mann unsrer Zeit, und fragen dies noch? Die englischen Buchhändler sind abhängig von ihren Lords; die Spanischen von der Geistlichkeit; die Deutschen von der Parteilucht und der hinterlistigen, kritisirenden Speculationsgemeinheit einiger ihrer vornehmsten, Blätter ausgehenden Kollegen, — und die Franzosen von der Popularität des Augenblicks. — Die Lesewelt gilt als dumm, untaufend, kindisch und unmündig; ihr Urtheil wird ihr mit Gewalt aufgedrungen, und der ehrlichere Buchhändler hängt meist an Tausend dünnen Fäden, von denen nur ein einziger fest durchschnitten zu werden braucht, um ihn aus dem Himmel seiner Erwartungen in den Banquerott hinabzuschleudern. Versuchen Sie es wo anders, mein lieber Herr, vielleicht geht's. Ich wünsche Ihnen alles Glück dazu! Uebrigens scheinen Sie ein junger

Mann zu sein, der sich als Neuling auf die Autorenbahn begibt. Ein guter Rath von mir könnte Ihnen daher von Nutzen sein. Sowohl in Frankreich, als in Deutschland müssen Sie Ihre Schritte dormalen ganz anders einrichten, wenn Sie einen Verleger finden und Glück machen wollen: Mit derlei Werken, wie das von Ihnen beabsichtigte, sowie mit Ihrer aufrichtigen, ehrlichen und zutraulichen Miene kommen Sie in unsrer Zeit nicht vorwärts. Treten Sie keck, partiisch, falsch, listig und arrogant auf; prahlen Sie, reißen Sie Gutes, Edles und Würdiges herunter, treten Sie Wissen, Talent und Genie mit Füßen, bestechen und lobhudeln Sie miserable Recensenten, kriechen Sie bei nichtswürdigen Buchhändlern, die zur Lobpreisung ihrer Verlagswerke eigne Sklavenkritiker halten und eigne Jesuiten- und Schmutzblätter herausgeben, — und Sie werden eher an's Ziel gelangen. Thun Sie dies nicht, so werden jene Buchhändler und ihre Sklavenkritiker wie Wüthende über Sie herfallen; man wird Ihre Werke, bloß, weil sie nicht bei jenen Verlegern erschienen sind,

in den Noth der Verläumdung und Herabsetzung begraben, Sie mit Geifer bedecken, Sie in Conversationstischen herunterreißen, kurz, man wird kein gutes Stück an Ihnen lassen, wenn Sie ehrlich und gerade sind. Kögen Sie sich dem Zeitgeiste, wenn Sie Glück machen wollen, — dies ist mein Rath. Ich selbst bin in redlichem Bestreben zu alt geworden, um es zu können, — und schon darum muß ich Ihr Anerbieten abweisen. Sie werden mir das nicht übel nehmen. Ich gehöre der alten ehrlichen Zeit an! —

Er schwieg. Julius starrte ihn an, drückte ihm heftig die Hand, und wir gingen. In der Altstadt hielten wir abermals vor einem eleganten Laden, und traten ein. — Hier stellte sich uns ein Männchen von circa 35 Jahren vor. Es hatte, da sein Vater, ein sehr bekannter, rechtschaffener Mann, vor Kurzem gestorben war, die Handlung geerbt, und man sah es ihm auf den ersten Augenblick an, daß es den reichen stolzen Verlagsmäcen spielte, wie wir deren heutzutage so viele haben. Ohne Gehirn, dumm, eingebildet und naseweis,

glaubte es, daß die berühmtesten Männer nach seiner Firma, wie der Haifisch nach dem Kase, schnappen würden, und daß sie sich glücklich schätzen müßten, von ihm eines gnädigen Blickes gewürdigt zu werden. Kaum hatte daher Julius seinen Verlagsantrag begonnen, als es barsch frag: wie heißen Sie?

Julius Kih.

Kih? Kih? grunzte das Männchen mit höhniſcher Miene. Ich habe in meinem Leben von keinem Kih gehört. Ich verlege nur von großen Männern, die Europäischen Namen haben.

Welche Europäische Namen haben Sie denn schon in Ihrem Cataloge? Haben Sie Voltaire, Rousseau, Racine, Corneille verlegt?

Das nicht, — versetzte das Männchen, und erbleichte voll Zorn, — aber sie werden Alle noch kommen, wenn sie erfahren werden, daß ein halb Duzend Medakteure mir dient, und von mir befohlet wird. —

Wirklich? fuhr Julius heftig heraus: — nun, — dann gestatten Sie mir, daß ich nicht die

Ehre habe, Ihnen anzugehören. Behalten Sie den Namen eines Windbeutels, und ich will den Namen Aiz behalten. —

Damit eilte er, das Männchen mit verächtlichem Blicke zu Boden schmetternd hinaus, und ich folgte ihm eiligst, denn es griff nach einem daliegenden Bücherhaufen, und machte sich bereit, uns damit zu bombardiren.

Hören Sie, — sagte Aiz verstimmt, als wir wieder im Cabriolet saßen, — ich glaube nicht, daß wir reüssiren werden. Der Unmuth verzehrt mich, — ich werde wohl meine Hoffnungen auf Deutschland setzen müssen.

Ich erwiderte nichts, dachte an Deutschland, und schickte einen sechsßündigen Seufzer in die Wollen; — denn unser betrogenes, — unser so schändlich betrogenes Publicum tanzte auf einigen kritischen, deutschen Blättern wie im Weltkranz an mir vorüber.

Der Himmel bewahre mich vor solcher Entwürdigung meiner selbst, — fuhr Julius fort. — Wie könnte ich es ertragen, mich vor einem Manne

zu erniedrigen, der als Schächerautomat der Literatur zur Werke geht? Wie könnte ich mich herabschauen durch Menschen, deren ganzes Trichwerk oft auf dem gemeinsten moralischen und kritischen Betrüge basiert ist?

Ruhig! — rief ich — seien wir kalt. — eifern Sie sich nicht, und lassen Sie es uns noch bei Zweien versuchen.

Wir fuhren beim Dritten, einem Deutschen, in der rue de Richelieu vor, und fanden einen Mann in mittleren Jahren, der uns scheinbar freundlich empfing, und bei jedem Worte die Hand drückte, und mich lebhaft an den Herrn F. A. Brockhaus erinnerte. Seine nichtsfagende Miene schien lauter Sanftmuth und Nüchternheit: — er stand mit süßem Grinsen vor uns, als wäre er aus Zucker gebacken, wischte sich eine Thräne aus dem linken Auge, als er von Gabrielen hörte, und erwiderte auf den Antrag von Julius mit weicher, sanftrieselnder, flüßigplätschernder Stimme: „Mein sehr lieber, junger Freund! Ihre Entrevue verdient die Aufmunterung jedes guten Patrioten, und

ich habe die Ehre, ein frischer französischer Patriot zu sein, obschon ich ein Deutscher bin. Sie wollen sich in die Literatur einführen, und damit einen wohlthätigen Zweck verbinden, — das rührt mich so innig, daß ich weinen könnte, wenn es einem Verlagshandler, wie ich, erlaubt wäre, zu weinen. Ich will Alles für Sie thun, was mein Herz, meine Patriotengefühle und meine Verhältnisse mir gestatten. Geben Sie mir das Manuscript; ich nehme es ungesehen. Sie zahlen Satz, Druck und Papier und die übrigen Kosten, und müssen es in meiner eigenen Officin drucken lassen. Dann überlassen Sie mir das Werk in Commission, geben mir vom Inlande 50 Procent, vom Auslande 75 Procent, tragen die Hälfte der Zahlung für den Corrector, und für alle Annoncen, und beziehen in Jahr und Tag nach der Abrechnung den Rest. Mehr thäte ich für meinen eignen Bruder nicht! — Uebrigens wissen Sie, wie berühmt gegenwärtig meine Firma in Deutschland ist. Eine Menge anderer Dichter und Schrift-

steller haben ihre Werke, bloß um meine Firma d'rauf zu haben, unter den nämlichen Bedingungen auf eigene Kosten bei mir drucken lassen. Sie werden verkauft, ich habe drei bis vier Blätter, in denen ich sie durch meine eignen literarischen Hausknechte, so nenne ich nämlich die in meinem Solde stehenden Recensenten und Redacteurs, bis in den Himmel erheben lasse, und Beide profitiren wir demnach dabei. Denn Alles, was nicht bei mir so erscheint, wird heruntergerissen. —

Da standen Sig und ich, und gloghten uns an, und erst, nachdem wir einige Minuten wie Dr. Bartholo und Basilio dagestanden, brachte uns die Anrede des sanftmüthigen Buchhändler's wieder zu uns selbst. — „Wollen Sie nicht Platz nehmen, kispelte er, und ein Gläschen Bier mit mir leeren?“

Erschröcken schüttelten wir den Kopf. Ich erklärte dem gottvollen Verleger, daß wir höchst überrascht seien durch seine unerwartet günstigen Bedingungen, und daß wir ihm am nächsten Tage das Manuscript schicken würden. — Mit patriot-

tischer Nührung im Antlitz drückte er uns die Hand, und wir gingen. Als ich an der Thüre war, eilte er mir nach, holte mich zurück und flüsterte mir zu: „Eines noch muß ich Ihnen bemerken. Für meine guten Bekannten pflege ich mir von allen Verlagsartikeln 50 Exemplare anzueignen, die dann freilich nicht in Abrechnung sollen dürfen.“ —

Versteht sich! — erwiderte ich; — Alles, wie Sie's wünschen, und sollten Ihre guten Bekannten wieder gute Bekannte haben, so können Sie auch 100 abziehen.

Sie sind ein vortrefflicher Mensch! versetzte er; — sind Sie nicht ein Deutscher?

Aufzuwarten! — sprach ich, — und dankte Gott als ich wieder im Cabriolet saß. Julius sprach keine Sylbe, und wir fuhren zum Vierten. —

Als wir eintraten, kam uns eine hohe, magere Gestalt, mit mürrischem, finstrem Blicke entgegen, und fragte nach unserm Begehr. Liz begann seine Litanei, und bei jedem seiner Blicke heiterte der Magere sich mehr und mehr auf, und

erfreute uns nicht wenig, als er zur Antwort gab:
„da kommen Sie mir gerade Recht, ich brauche
solch ein Werk, ich zahle Ihnen jedes Honorar,
welches Sie fordern.“

Endlich! — riefen Niz und ich zu gleicher
Zeit. Wir haben unsern Mann gefunden! —

Freilich! — fiel der Magre ein. — Sie ha-
ben Ihren Mann gefunden: — versteht sich, wenn
auch ich in Ihnen meine Männer gefunden habe. —

Wie das? — fragte Niz.

I nun, sehen Sie — stotterte der Magere et-
was verlegen heraus, — Buchhändler und Schrift-
steller müssen sich in unseren Tagen wohl mit ein-
ander verstehn. Wir müssen Freunde werden.

— Das hoff' ich, sprach Niz. —

Und dann heißt es: „celui qui n'est pas pour
moi, est contre moi!“

Reden Sie deutlicher, sprach Niz.

Ich will ganz offen mit Ihnen reden, fuhr
der Magere fort. Ihr Werk soll verlegt, gut be-
zahlt und trefflich ausgestattet werden. Mein, ich

behalte mir Eine unerläßliche Bedingung vor. Sie wissen, ein jeder Mensch hat seine Feinde, die Buchhändler haben deren Viele, und ich habe eine Legion. Sie müssen mir daher gestatten, an Ihrem Manuscripte nach Gutdünken zu ändern und zu streichen, damit ich einige meiner Hauptgegner in Ihrem Werke so schwarz hinstellen kann, als sie's um mich verdienen.

Wie! rief Rih entsetzt; — Sie wollen mein Werk dazu benutzen, Ihre Privatrage auszulösen? Sie wollen in einem Romane, der von dem Schicksale einer großen Unglücklichen handelt, Ihre eignen Gegner angreifen, an den Faden meiner Geschichte Dinge anknüpfen, die nicht hingehören, mir Ihre Feinde auf den Hals laden, und Ihre Privatabsicht durch meinen Namen decken? —

Und ist denn das in unserem Jahrhunderte so etwas Unerhörtes? — grinste der Magere. Ich kann Ihnen auf der Stelle zwanzig Beispiele angeben, daß dies mehrseitig in Frankreich und Deutschland in der Ordnung ist.

Nun? — fragte Julius, und warf mir einen durchbohrenden Blick zu. Was meinen Sie dazu, Herr Vormund?

Ich schlug die Augen nieder, wie ein Schulanfänger, der im Alphabete stecken bleibt.

„Überlegen Sie's bis Morgen und beschlafen Sie's“, — fiel der Magere ein. —

Ja, ja, überlegen wir's bis Morgen, rief ich, indeß mir die Fußsohlen vor Angst brannten, und ohne seine Antwort abzuwarten, zog ich den armen Schriftsteller aus der Thüre.

Mit Paris wären wir im Reinen! sprach ich seufzend, als ich am nächsten Morgen mit Hähnchen zu ihm kam.

Oh mein armer gefesselter Wille! rief ich; daß ich Dich auch so leicht für eine Chimäre hingeben konnte!

Unser Vertrag dauert ja nur drei Jahre, — sprach ich, — so lange müssen Sie schon warten.

Ja, ich habe mich dem Teufel auf drei Jahre verschrieben! — seufzte ich.

Merci! — versetzte ich. — Ich befürchte beinahe selbst, daß Ihr Vormund bei der Sache als ein sehr dummer Teufel ausgehen wird!

In diesem Augenblicke fuhr eine elegante Equipage vor, und Madame Dülon trat mit ihren beiden Töchtern in's Zimmer. Charlotte eilte stumm auf Julius zu und fiel ihm um den Hals. Sie war einfach aber höchst geschmackvoll gekleidet, und, wie der Deutsche sagt, so „rasend schön,“ daß Hähnchen sich nicht enthalten konnte, mir auf gut französisch zuzusüstern: „Bei Gott! c'est une beauté enragée, wie die Frankfurter sagen!“ — Julius drückte einen langen, unendlichen Kuß auf ihre Lippen, — und ich Unglücksseeliger mußte dabei stehen und es mit ansehen, — ich, der ich mit dem schauderhaften Fehler geboren bin, alle schönen Weiber und schönen Pferde zu lieben. Ich wurde ganz betäubt von diesem Kuße, und wünschte mich hundert Meilen weit weg. Auch Hähnchen mußte sonderbare Regungen verspüren, denn es drehte sich plötzlich herum, und ging ans Fenster um sie zu verbergen. Ein blendendweißes leichtes Kleid

umschloß ihre Taille, und verrieth, ganz im Gegensatz der französischen Verdickungskunst, so natürlich volle Formen, daß ich armer, gefühlvoller Menschensohn allen Platonismus aufzubieten hatte, um nicht das zu verrathen, was mit mir vorging.

Genug, meine Kinder! rief endlich Madame Dülon, als das Küssen gar nicht aufhören wollte; schämt Ihr Euch denn nicht vor dem fremden Herren dort? —

Lassen Sie Sie doch, Madame, sprach ich lächelnd. Einen solchen Kuß zu stören, ist ein wahres Verbrechen, und ich verdenke es Niemandem, wenn er derlei günstige Gelegenheiten benutzt.

Also dem Schriftsteller darf man gratuliren? fragte Hähnchen mit pfiffiger Miene.

Heute sei es Ihnen erlaubt, — erwiderte der seelige Kih.

Sie sehen, — sprach Amalie etwas ironisch, — was die Standesveränderung heut zu Tage thut. Vom Schneider trat meine Schwester mit ehrfurchtsvoller Scheu zurück: dem Schriftsteller wirft sie sich vor aller Welt in die Arme.

Du beneidest mich wohl? sagte Charlotte.

Ja und nein! versetzte Amalie. Wenn der Kuß dem Menschen galt, ja, — wenn er aber dem Stande galt, nein. —

Ich müßte lügen, sprach Charlotte, wenn ich nicht gestände, daß er Beiden gegolten hat. Mit froherem Gemüthe und leichterem Herzen werde ich meinen Julius nie umarmen.

Man setzte sich, und die Mutter nahm das Wort. — „Sie haben uns“, sprach sie zu Julius, „durch Ihre Nachgiebigkeit in Staunen und Freude versetzt. Der Anfang ist ehrenvoll. — Möge das Ende ihm entsprechen.“

Wie es auch ende, rief Riß, so schwöre ich Ihnen, daß nur die unbedeckteste Ehre und das reinste Gewissen mich anß Ziel geleiten sollen! —

Das gebe Gott, sprach Amalie. Sie kommen mir vor, wie ein neues Schiff, das noch auf dem Stapel liegt, und so eben ins weite Meer der Leidenschaften hinunter gelassen werden soll. Ihr Character ist zwar fest, Ihr Inneres gut ausgerüstet, und Ihr Gewissen mit Kupfer beschlagen,

aber Sie können unmöglich alle die Stürme voraussehen, die Ihrem Laufe entgegentreten werden.

Das ist richtig! versetzte Julius, — und zum Erstenmale sah ich, daß er Amalien einen freundlicheren Blick zuwarf.

Die Stürme mögen so heftig sein als sie wollen, — sagte Charlotte, — so garantire ich für den besten Hafen, wenn Julius die Segel nicht conträr stellt.

Das ist noch sehr im Zweifel, versetzte Amalie. Hier handelt es sich nicht um Passatwinde oder Aequinoctialstürme, sondern um solche, die ewig wechselnd und nie ruhend den Schiffer im Meere der Parteienwuth und Meinungsverschiedenheit umringen. Der Hafen der Ruhe ist bloß da, wo Julius aufzufahren gedenkt, — im Gebiete der Selbstzufriedenheit und Genügsamkeit. Verläßt der Mensch diesen Hafen, so findet er nie wieder eine ganz klippentlose Stelle, und der Anker seiner Hoffnung mag im Getriebe der sogenannten höheren Welt fallen, wo er wolle, so wird er nie so festen Grund zu fassen vermögen, daß nicht ein Ocean

der Täuschung, der Verläumdung oder des Neides ihn loszureißen vermöchte.

Ich glaube, rief Charlotte spöttisch, wenn es Deiner Entscheidung nachginge, so blieben die Menschen hübsch alle da sitzen und leben, wo sie durch den Wurf der Schicksalslaune hingeschleudert wurden. Dann dürfte Niemand mehr aufwärts und vorwärts streben, das Kind bliebe Kind sein ganzes Leben lang, und die Ruthe der Angst und Bedächtigkeit hielte Jeden, der noch Kraft in sich fühlte, einen Kampf mit dem höheren Dasein zu wagen, davon ab, um ihn in die Niedrigkeit des Alltagslebens zurückzutreiben! —

Wenn es meinem Wunsche nachginge, erwiderte Amalie ruhig, so würde ich die Erziehung des Menschen so einrichten, daß ein jeder Stand auf der Grundlage der Selbstgenügsamkeit sich feststellte. Alle Uebel unseres modernen Jahrhunderts, sie mögen heißen wie immer, gingen und gehen daraus hervor, daß man in dem jungen, unerzogenen Menschen den Reiz der Neuheit und den Drang nach fernem Scheinbildern zu erwecken trach-

tet, welche, anstatt ihn zu wahrhaft Höherem anzuspornen, ihm bloß das gegenwärtige Gut verleiden, und ihn zwingen, in ewiger Unzufriedenheit mit sich selbst nach neuen Phantomen zu haschen, die, wenn er sie wirklich erreicht zu haben glaubt, bloß wieder zu neuen Verführungsimpulsen für ihn werden. — Die richtige Erziehung des Menschen beruht auf dem einfachen Grundsatz: „Wir müssen Etwas sein.“ Allein die heutige Erziehung hat dies in den höchstzweideutigen Grundsatz umgewandelt: „Wir müssen Etwas bedeuten.“ Daher arbeiten Kellern und Erzieher heut zu Tage dahin, den Neigungen der Kinder, wie die moderne Erziehungs-Philosophie sich ausdrückt „einen höheren Aufschwung zu geben.“ Da aber das richtige Ziel eines solchen höheren Aufschwunges nie wahrhaft ermittelt werden kann, und die Neigung eines Kindes oder jungen Menschen, Einmal frei gelassen, nicht leicht wieder zu zügeln ist, so sehen wir später den größten Theil derselben über alle Möglichkeit und Verhältnisse hinaus einer Höhe zusteuern, welche die Meisten schon darum nicht

erreichen können, weil nur höchst selten ihre innere Entwicklung und äußeren Kräfte mit ihren Wünschen in Proportion stehen. Ist dieß aber auch, wie z. B. bei unserem Julius, wirklich der Fall, so treten die Berücksichtigung der Neigungen Anderer, der allgemeine Kampf materieller Interessen und der daraus hervorgehende Verfolgungsgeist bei Gleichstrebenden unserem Zwecke mit solcher Gewalt entgegen, daß derjenige, welcher nicht gelernt hat, durch eigene Kraft und Entsagung etwas zu sein, nur mit Aufopferung seiner Seelenruhe, wo nicht seiner Redlichkeit, dahin zu gelangen vermag, etwas zu bedeuten. — Verstehen Sie mich recht; — ich meine, daß diejenigen Menschen, welche durch Geburt, Zufall, Glück, Reichthum und selbst durch eigne Fähigkeit auf einen höheren Standpunct des gesellschaftlichen Lebens versetzt werden, auf dieser Stufe, wenn sie nicht gelernt haben, sich selbst zu genügen, meist nur das scheinen werden, was sie zu sein glauben; — sie werden für einen höheren, würdigeren Menschen gelten, ohne es zu sein. Dieß beweisen sie fast immer dadurch, daß sie bei dem

ersten heftigen Stöße des Verhängnisses oder des Unglücks sich weder zu rathen, noch zu helfen wissen, und, indem sie sich in verzweifelter Veräufung an ihren Standpunct festzuklammern suchen, zuletzt dennoch in den drohenden Abgrund stürzen. Nur derjenige, welcher in seiner Jugend gelernt hat, zu entsagen und sich selbst zu genügen und zu zügeln, wird allen Schlägen des Schicksals und allen Verwirrungen der Zeit Trost zu bieten vermögen; er wird die Menschen und ihr Treiben so betrachten, wie sein Seelenfriede es erheischt, und überall, wo er auch stehen mag, etwas sein, selbst wenn er in den Augen der Menschen nichts bedeuten sollte. — Von dieser einzigwahren Grundlage aus muß jede gute Erziehung beginnen, wenn sie reine Früchte tragen soll. Napoleon gilt für einen der größten Menschen seiner Zeit, ohne es zu sein; — aber Cincinnatus und Washington waren es, ohne dafür gekostet zu haben. — Letztere starben eines sanften, friedlichen und beruhigenden Todes, während Ersterer durch die Hydern der Verzweiflung und des Unmuthes ans Grab geleitet ward. Nicht aus

Entsagung oder Selbstüberwindung wich Napoleon, wie seine Schmeichler und Vergötterer uns glauben machen wollen, dem Selbstmorde aus, sondern aus Hoffnung, seinem Unglücke abermals entfliehen und wieder in seine Größe zurücktreten zu können. — Verfolgen wir die Geschichte aller sogenannten großen Menschen, die, ohne den wahren Stein der Weisen, ohne Selbstgenügsamkeit und Entsagungs-
traft, auf eine gewisse, schwindelnde Höhe geschleudert wurden, so werden wir finden, daß selbst, wenn ihre eignen Talente und Fähigkeiten sie dahin versetzten, sie fast immer im Elende oder Unglücke endeten. Von denen, die dem Elende entgingen, endeten die meisten durch Mord oder durch verwerfliche Krankheiten, was Beides jedesmal eine Folge ihrer Ungenügsamkeit und Fessellosigkeit war. Die Geschichte von Rom, Persien, Griechenland, Schottland, England und Frankreich liefern uns unwidersprechliche Belege hierzu. — Wir brauchen aber unsere Blicke nicht so weit zu lenken, um die Wahrheit meiner Behauptung erwiesen zu sehen. Unsere nächsten Umgebungen zeigen uns der belehrenden

Beispiele genug. Unter dem heiligen Begriffe von „Vorwärtstreben“ und „Fortschritt“ verbirgt sich heut zu Tage ein Gespenst, das alle gesellschaftlichen Bande der Achtung und Würde vollends auseinanderzureißen droht. Dieses Gespenst trägt den Namen „Speculation“, und alle Impulse der gesellschaftlichen Ordnung concentriren sich in seinem Gifthauche. Erziehung, Rang, Standeswahl, Politik, Literatur, Kunst, bürgerliches und Staatsinteresse, — Alles ist in unserem Jahrhunderte zur Speculation geworden, und bis ins letzte Glied der großen Welt- und Menschenkette lebt alles nur durch und für diesen Begriff, den man umsonst unter dem Namen „Industrie“ oder „industrieller Fortschritt“ zu verbergen sucht. — Früher ging die Jugend in die Schule um etwas zu lernen und sich zum würdigen Menschen heranzubilden, — heut zu Tage geht sie in die Schule, um, wie Lehrer und Erzieher sich ausdrücken „auf eine sichere Zukunft zu speculiren.“ Der Herr Unterbeamte, dem Nothheit oder Leidenschaftlichkeit die Bahn zum Weiterkommen versperrten, er-

innert sich, daß er eine Bierbaßstimme hat, und speculirt auf die Oper, oder er hat Einmal einen Correspondenzenartikel über seine Mitbrüder in ein Winkelblatt geliefert, und speculirt auf die Literatur; dem Quartaner, der sich hinter seine Mitschüler, die durch Geist und Fleiß vor ihm nach Tertia versetzt werden, zurückgesetzt fühlt, fällt bei, daß er seiner lieben Mama in Versen zum Geburtstage gratulirt hat, und er verläßt voll beleidigten Stolzes das Gymnasium, und speculirt auf die Poesie. Der Abschreiber, der wegen orthographischer Fehler weggejagt wird, schwört Rache, giebt eine Zeitschrift heraus, und speculirt auf Abonnenten, denen er Gemeinheiten gegen Alles, was ihn überragt und gegen seine ehemaligen Vorgesetzten austischt. Der hirnlose oder durch Arroganz anstoßende Practikant gründet ein kritisches Blatt, und speculirt auf die öffentliche Meinung, der er sich als neunten Weltweisen vorstellt. Der Handwerksbursche, der einer herumziehenden Schauspielerbande als Vampenpußer in die Hände fällt, wird hinter den Coulissen sehnüchlich und sentimental,

geht aus innerem Kunstdrange vom Del zur Schminke über, und wird ein dramatischer Stern. Der Gossist speculirt außs Ministerium, der Schlossergesell außs perpetuum mobile, der Kalendermacher auf die Cometen oder den Weltuntergang, der Feldmessergehilfe auf die Quadratur des Zirkels, — — kurz der ganze hochgerühmte Fortschritt der Civilisation ist heut zu Tage nichts anderes, als ein Fortschritt der Speculation. Sieht ein zärtlicher Papa seinen dreijährigen Jungen auf den Claviertasten herum Pauken, so ruft er entzückt: „Sehe Einer das Teufelskind! wie der Mordjunge schon die Musik auffucht! Der Bube muß mir Einmal ein Mozart werden!“ Kragt der Junge mit einem Schwefelhölzchen auf dem Papier herum, so heist es: „Der Bursche will schon jetzt schreiben! Schon jetzt geht der Verstand los bei ihm; was wird das nicht erst später werden! Der Junge muß mir absolut studiren!“ — Oder die Mama sieht ihr zweijähriges Töchterlein nach einem Notenblatte greifen, um die abgenagten Zwetscherne hineinzuwickeln, — dann ist es entschieden,

daß das Mädel sich zum Gesänge hinneigt, und die Mama beschließt unwiderruflich, eine Catalani aus ihr zu machen. Sehen Sie aber einen jungen Pudelhund ans Clavier, so wird er ebenfalls auf den Tasten herumhauken, geben Sie einem jungen Affen Feder und Papier, so wird er eben so gut seine Striche tragen, und was das Notenblatt betrifft, so würde jene zweijährige Catalani für ihre Zwetschkkerne eben so gut nach einem Hemde oder türkischen Schawl gegriffen haben. — Ehe noch die Vernunft der heutigen Jugend zu erwachen im Stande ist, wird sie schon überreizt; Kinder von sieben Jahren werden zum Singen, zum Dichten, zum Componiren von den Aeltern angehalten, oder gar dazu gezwungen; man spricht ihrem unschuldigen Gemüthe von Ausdruck, Wärme, Feuer und Beifall, ehe sie im Stande sind, sich von alledem einen Begriff zu bilden, man überspannt ihren Körper wie ihre Seele, bildet sie zu mechanischen Kunst- oder Wissenschaftsautomaten, die sich von gelernten Pudeln nur dadurch unterscheiden, daß sie länger als diese aufrecht gehen, und führt

sie, wenn sie ihre Kunststücke machen können, in Gesellschaften oder gar in die Öffentlichkeit ein, um sie zu zeigen, und sie an einen Beifall zu gewöhnen, der sie frühzeitig für jede wahre Ausbildung und Anerkennung abstumpft, und später zu einem Stachel des Ehrgeizes für sie wird, den sie eben so wenig zu bändigen vermögen, als er je ihr frühgeformtes, mit Gewalt zusammengeknetet-tes Automatengehirn zu irgend einer wahren Größe führen wird. Daper wird es uns denn auch z. B. begreiflich, warum fast nie eine wahre, ausgezeichnete Sängerin aus einem Conservatorium hervortrat. Während man in diesen Treibhäusern der Kunst die zwölfjährige Stimmrige, welche in diesem Alter weder im Knaben noch im Mädchen ein festes Organ ist, mit Gewalt ausschreien läßt, und sie mit Gewalt allen möglichen Formen aneignet, schreitet der übrige Organismus nur langsam vorwärts, alle sonstige Muskel- und Nerven-thätigkeit tritt zum Gesangsorgan in ein irregulä-res Verhältniß, und die Kinderlänger, die sich im 15ten Lebensjahre schon in Concerten mit großem

Succès hören ließen, sind fünf Jahre später gezwungen, in's Chor zu gehn, oder ganz abzutreten. Nicht Eine unserer großen, weltberühmten Sängerinnen ging aus solchem Treibhause hervor. Ueberall verlangt die Natur und der organische Fortgang seine Rechte, — und wie es mit diesen Gefangestreibhäusern ist, so ist es gerade mit allen übrigen physischen, intellectuellen oder moralischen Treibhäusern der Erziehung, ohne Ausnahme. — Mag Herr Cherubini, dessen Dummheit als Mensch und Lehrer eben so gewaltig ist, als seine Compositionen talentvoll sind, dagegen sprechen was er wolle; — Erfahrung und Thatsachen reden zu meinen Gunsten. -- Oder wann hätte unsere große Oper jemals eine große Sängerin besessen? Hat unser Conservatoire, oder irgend ein Conservatoire der Welt jemals eine Catalani, eine Malibran, Sonntag, einen Mourrit, einen Duprez hervorgebracht? Alle diese genialen Künstler waren bereits Männer und Jungfrauen, nicht aber Kinder, als sie ihre Laufbahn betraten. Ewig verspricht unser Con-

servatoire, so wie das zu Brüssel und Mailand, dem Publicum ungeheure Talente, und ewig klagen diese Städte und Paris, daß aus jenen Gärten nichts hervorgehe, als dürre, halbfaule Früchte, indeß Deutschland, wo keine Conservatorien bestehen, fortwährend große Talente hervorbringt, und Alles was unsrer Sphäre behagt, uns von außen zukömmt. Wem die Natur die Organe, die Gehirnbildung und den festen Willen zu Großem einpflanzte, der bricht sich Bahn trotz dem Mangel an Conservatoristudien; und wem sie solche versagte, den schiebt kein Gott und kein Schulpedant in's Reich der Unsterblichkeit! Daher erklärt es sich auch zum Theil, warum die unsterblichen Personen aller Zeiten fast immer von armen Eltern abstammten, deren bescheidene Wünsche für die Zukunft ihrer Kinder sich nicht in die Träume einsüßiger Größe zu versteigen wagten. — Sicher hat und fühlt jeder Mensch, der in's Alter der selbstschließenden Vernunft tritt, irgend einen Beruf, dessen Stimme durch eine gewisse Vorliebe oder Neigung oder mehr noch durch das Sichtbare

werden gewisser Kräfte und Fähigkeiten unterstützt wird. Aber es ist durchaus ganz unmöglich, diesen Beruf im unmündigen Kinde oder im Knaben zu erkennen. Denn, so lange das Gehirn nicht völlig organisirt, so lange, wie die Deutschen zu sagen pflegen, der Mensch nicht trocken hinter den Ohren geworden ist, so lange die Neigungen in uns kindisch oder knabenhaft sind, — und das sind sie immer im betreffenden Alter, sollten auch die Kinder ernster oder jungklüger im Gesichte erscheinen, — so lange haben Wille, Neigung und Wunsch niemals einige Festigkeit und reifen Bestand. In solchem Alter weit mehr als in jedem spätern behauptet die erregte oder erschlaifte Nerventhätigkeit ein niederdrückendes Uebergewicht über den Gedanken, und das, was man bei Kindern bestimmte Neigung oder gar Willensfestigkeit zu nennen pflegt, ist nie etwas anderes, als kindische Laune oder Trotz, durch Nervenreiz bedingt. Daher ist es ein Unsinn, zu glauben, in diesem oder jenem Kinde gebe sich ein bestimmter Beruf kund. Bestimmte Leidenschaftsneigung mag

sich hie und da im Knaben- und Mädchenalter zeigen, aber Berufsneigung nimmermehr. Einem Kinde oder jungen Menschen daher frühzeitig einen bestimmten Beruf einimpfen zu wollen, ist jedesmal höchst gefährlich, und dieser Einimpfung haben Tausende von unglücklichen Menschen ihr Elend zu verdanken. — Eingeeimpfter Lebensberuf ist immer ein, dem unausgebildeten Gehirne des jungen Wesens aufgedrungenes Steckensperd, mit dem es später entweder durchgeht, und sich den Kopf zerfährt, oder das es später plötzlich wechselt, und von einem Steckensperde zum andern eilend, ein unzufriedenes, verfehltes Leben mühselig dahin schleppt. Man lasse Kinder und junge Leute irgend etwas Tüchtiges und Nützlichcs lernen, ohne sie allzufrühe auf den Vortheil oder den Wucher der ihnen daraus erwachsen könne, aufmerksam zu machen. Man lasse sie immerhin musikalisch, poetisch oder künstlerisch werden, — aber man bilde ihnen nicht im zehnten Jahre ein, daß sie die Welt in Erstaunen setzen sollen, oder daß sie Shakspeare's, Paganini's oder Catalani's werden müssen. —

Man eröffne ihr Gemüth dem Schönen und allmählig dem Edlen und Erhabenen, — aber ohne das Nützliche, das die Grundlage alles Erhabenen sein muß, darüber zu vernachlässigen. Man kann jedem Kinde eine Art von Stimme oder geistiger und physischer Fertigkeit einimpfen, aber neue Kehlen, wahren Geist und wahres Gefühl kann man nie Kindern ausbringen, da ihre Entwicklungsstufe und ihr halber Organismus sich ewig dagegen stemmen werden. Alle die Zwergriesen neuerer Zeit, die sich im zehnten Jahre schon öffentlich hören, sehen und beklatschen ließen, endigen als Riesenzwerge; höher können und werden sie es nie bringen, denn eine Treibhausfrucht bleibt ewig eine solche, und wird nie den reinen Saft und Geschmack einer Ächten haben. Schalen bleiben ewig Schalen, und Kerne bleiben ewig Kerne. Über ein Kern dauert als solcher auch ohne Schale, aber nie wird eine Schale ohne Kern dauern. Darum werden sie mich nun besser verstehn, wenn ich Ihnen wieder-

hole, man erziehe den Menschen dazu, daß er etwas sei, nicht aber, daß er etwas bedeute; — denn eine Schale bedeutet stets etwas, ohne je etwas zu sein, — während ein Kern stets etwas ist, auch wenn er nichts bedeuten sollte. Meiner Meinung nach strebte unser Julius daher, etwas zu sein, während meine Schwester ihn dazu zwingen will, etwas zu bedeuten. Die Erfahrung wird uns lehren, wie weit uns letzteres glücklich zu machen im Stande ist.“ — — Amalie schwieg, und wir sahen sie an, und schwiegen gleichfalls. Julius betrachtete sie aber mit solcher Ueberraschung, daß sie ihr Auge voller Scham und Schüchternheit zu Boden schlug.

Charlotte maß die Mednerin von oben bis unten, und fragte dann mit höhnischem Lächeln: „Nun, mein lieber Julius, führt Sie diese große Philosophin nicht wieder dem Schneider in die Arme?“

Diese „große Philosophin“ — sprach Amalie sehr sanft, — wird ihr Capitel fortsetzen,

wann und wo immer sich ihr Geliegenheit hiezu bieten sollte! —

Ich bin ein Mann, liebe Charlotte, — fiel Julius ein, — und ich werde Wort halten. Drei Jahre lang habe ich zu folgen und zu kämpfen versprochen, und diesem Versprechen werde ich nicht untreu werden, es führe mich an was immer für Ziel! — —

So gefallen Sie mir! rief Charlotte, indes Amalie erbleichte; und eine neue glühende Umarmung sagte dem glücklichen Unglücklichen, wie sehr die Geliebte an seine völlige Umwandlung glaube. — Wohl sah ich, wie sehr sein Inneres mit ihm kämpfte, aber ich hütete mich wohl, das Gespräch auf diesen Kampf hinzulenken, obschon ich zu füh'en begann, daß ich mehr sein Verfolger und unteufvoller Genius, denn sein wahrer Freund und Vormund sei, was mir durch einen späteren höchst gefährlichen Zwischenfall noch klarer werden sollte. Jede neue Umarmung nahm ihm einen guten Theil seiner ehemaligen Willenskraft, die bereits der heftigsten physischen Leidenschaft zu

unterliegen schien. Ich sah ihn erbeben, wenn ihre Hand ihn berührte, zittern, wenn ihr Mund dem seinen begegnete, und der eiserne Willensheld gestaltete sich unmerklich zum feuchenden Kosmopoliten, der sich im Feuer der schönsten Augen verzehrte, und dadurch zum willenlosen Epikuräer herabsank. Alles das war zum Theil mein Werk; ich durchschaute nach und nach die ganze Tiefe des ihm drohenden Abgrundes, und erschrak vor mir selber. Gerne hätte ich in diesem Augenblicke meine lästige Vormundschaft der weisen Amalia übertragen, — aber, es war zu spät! — Warum hatte ich mich auch zum Lenker der Schicksale eines jungen Helden aufgeworfen, der an Weltansicht und Klugheit mich weit überragte? Alles, was sich auf die merkwürdigste und seltsamste Weise von nun an mit ihm ereignete, konnte ich zum Theile nur mir zuschreiben, und wenn mir später ein Trost übrig blieb, so war es einzig der, mich auf Kosten seiner Ruhe und Zeitopfer um eine unschätzbare Erfahrung bereichert zu haben. —

„Ihr beginnt ja förmlich eine Opposition zu

bliben, — sprach die Mutter zu ihren Töchtern; — das ist zwar sehr interessant, da es der Gegenstand auch ist, um den sie sich dreht; — allein unfrem Zweck scheint sie mir nicht ganz angemessen. Ich glaube daß es nunmehr besser ist, wir fügen uns sämmtlich in die Umstände, da wir dies doch Einmal beschlossen haben.

Das denke ich auch! versetzte Charlotte.

Gerne sei es von mir, sprach Amalie, dem Glücke meiner Schwester in den Weg treten zu wollen, allein meine Ueberzeugung darf ich denn doch wohl aussprechen, um so mehr, als sie unter uns bleibt. —

Charlotte erwiderte nichts hierauf, das Gespräch ward einsilbig und abgebrochen, und die Damen brachen auf.

Anscheinend sehr glücklich und zufrieden trennte sich Charlotte von dem Geliebten. Als aber Amalie an ihm vorüberkam, sah ich, wie Julius rasch ihre Hand ergriff und sie an's Herz drückte. Charlotte wandte sich noch Einmal und rief: „Lassen Sie mich bald den ersten Band durch-

lesen, — und, — (hier küßte sie ihn schnell und heftig) — schieben Sie Ihren Gegenbesuch nicht zu lange auf! Ich erwarte Sie.“

Der Wagen rollte dahin, und Julius sah ihm lange nach. Dann trat er vor mich hin, ergriff meine beiden Hände, und rief: „Bei Gott, ich hatte sie erkannt! Wie konnte mir auch bis jetzt ein solcher Engel entgehen!“

Engel? sprach ich. Von wem reden Sie?

Von wem? von wem? Ich war ein Blinder, ein Alog! Das ist eine Perle, wie die Frauenwelt keine zweite besitzt.

Das versteht sich, erwiderte ich. Charlotte —

Ach, nicht doch! ich rede nicht von ihr! Charlotte wird mich rasend machen, mich tödten, mich lebendig in der Gluth ihrer Augen begraben; aber dieser helle Verstand, — dieser Engel an Sanftmuth und Güte — oh! daß die Natur doch solche Verbrechen an äußeren Gestalten begehen muß, denen sie das Licht des Himmels ins Inn're pflanzte!

So sprechen Sie von Amalien?

Wie können Sie noch fragen? Kann Ihnen der Eindruck entgangen sein, den ihre Worte auf mich machten? Aber freilich, wie sollte ich Ihnen Vorwürfe machen, der ich selbst einer Leidenschaft unterthan bin, die alles Andre in mir verdrängt.

Um's Himmelswillen! lassen Sie von diesen Gefinnungen Ihre Braut nichts merken!

Sein Sie ganz ruhig, — versetzte er. Ich fühle keinen Funken von Zuneigung zu Amalien, und bin zu sehr Mann und Mensch, um die Gefühle für Charlotten jemals einem andern Weibe, wäre sie selbst an Gestalt ihr nicht so ferne, als Amalie, opfern zu können. Aber, ich verhehle es Ihnen nicht, eine neue Art von Pein und Zwiespalt haben Amaliens Ansichten in mir erregt, deren ich mich durchaus entschlagen muß, wenn ich nicht darunter leiden soll.

Sie sind noch viel zu empfänglich für derlei Redensarten, sprach ich, indem mein Gewissen ihm beistimmte; — Amalie schwagt gerne und viel, wie manche Frauen ihrer Art, — und so

hohes Gewicht könnte ich ihren Worten eben nicht beilegen.

Julius betrachtete mich mit verschränkten Armen. — Sie geben sich alle Mühe, — erwiderte er, — mich und sich selbst zu täuschen; aber, dann wäre es gut, Sie gingen vorher zu einem Jesuiten in die Schule, damit Sie wenigstens das Erröthen verlernten, denn, Ihr Antlitz straft Ihre Worte Lügen.

Das verdammte Nothwerden! dachte ich.

Alles was ich thun kann und will, — fuhr er fort, — ist, daß ich Amalien aus dem Wege gehen werde, so oft es sich thun läßt. Für jetzt bin ich so aufgeregt, daß ich Ihnen den Vorschlag machen muß, uns in freier Luft zu zerstreuen.

Wie Sie wünschen, versetzte ich. Diesen Abend lade ich Sie übrigens bei mir zum Thee, denn ich habe ja meinen Mündel noch nicht ein einziges Mal bei mir empfangen. Ebenso werden Sie es sich gefallen lassen, diesen Mittag mein Gast zu sein. Ihren Vater will ich, da er Sie bei sich erwartet, davon unterrichten lassen.

Darf ich mit in die frische Luft? fragte Hähnchen.

Da Sie Geld haben, allerdings, — versetzte Julius; heutzutage ist die freie Luft ein Privilegium, dessen sich vor Allen die Reichen erfreuen dürfen. Der Arme darf zwar darnach schnappen, aber damit ist's auch bei ihm abgethan.

Wir traten unsren Spazierweg an, schlenderten gedankenvoll durch die Straßen, geriethen ohne es zu bemerken vor die Barriere St. Jacques, und standen plötzlich vor einem Schauffotte, das einige Henker so eben abzubrechen im Begriffe waren.

Ah! rief Julius, das hast Du gut gemacht, Schicksal! Hier sind wir auf der eigentlichen Vernunftstätte der neueren Philosophie! Wahrscheinlich haben sie diesen Morgen hier einen „veredelten Affen,“ wie Lavater sich ausdrückte, abgeschlachtet.

Hören Sie auf! schrie Hähnchen; mir wird unwohl! —

Armes Hähnchen des reichen Hahn! versetzte Julius, indem er ihm beide Hände auf die

Schultern legte; — wie sehr sind Sie zu beklagen, daß Sie noch nicht Einmal begreifen, wie hoch sich die erstaunlich vollendete Menschheit dadurch gestellt hat, daß sie jenen edlen und unübertrefflichen Gebrauch der Enttöpfung aus früheren Zeiten mit hinüber in unser aufgeklärtes Jahrhundert genommen hat! Wie viele Menschen kommen nicht erst auf dem Schaffotte zur wohlthuenenden Erkenntniß, daß sie Leute von Kopf waren? wie unendlich achtungswerth und großartig ist nicht ein Gebrauch, durch den die beruhigende und unschätzbare Möglichkeit herbeigeführt ward, die Annalen des Nichteramtes durch Justizmorde zu zieren? — Eines Nachts träumte mir, ich stünde hinter einer Kirchhofsmauer, als eben der Tag des jüngsten Gerichtes angebrochen war. Die Posaune des Erzengels ertönte, die breite Pforte des Kirchhofes sprang auf, und ich sah eine Menge von Sceletten aller Art sich erheben, und bunt durcheinander laufen. Da stießen plötzlich Zweie, deren eines von sehr ausgedehnten Brustrippen war, am Ausgange wider einander, — entschuldigten sich gegenseitig

sehr höflich, und ich hörte folgendes Gespräch zwischen ihnen:

„„Sie erlauben, Hochverehrtester, wenn ich nicht irre, so sollte ich Sie kennen? Ihre breiten Backenknochen und der ganze Ausdruck in Ihren Minnladen und Schneidezähnen erinnern mich lebhaft an einen Mann, dem ich gar manches Angenehme zu verdanken hatte. Sind Sie nicht der ehemalige Criminalgerichtspräsident von Hildeshausen?“ —

Aufzuwarten, mein Lieber! Wen hat man die Ehre?

„„Ich bin der hingerichtete Hannickel, der die Ehre hatte, durch Ihre freundliche Entscheidung den Kopf zu verlieren.“ —

Eh! Sie wären der geköpfte Hannickel? freut mich ganz unendlich! Wie geht's Euer Wohlgeflorben?

„„I nu, so ganz passabel, bis auf die beiden Halswirbel dahinten, die noch immer nicht so ganz auf einander passen wollen.“ —

Das läßt sich denken, mein Lieber! es ist auch kein Spaß, so lange ohne Kopf herumzugehen, ob-
schon dieß beim Criminalgerichte nichts Selteneß ist.
Uebrigens bitte ich Sie herzlichst um Verzeihung,
daß ich Sie habe köpfen lassen!

„„Oh ich bitte! geniren Sie sich nicht! Aber
apropos! da fällt mir ein, daß ich in einem
Journalsehen, den ein Käsekrämer auf meinem
Grabe verlor, gelesen habe, daß man mich drei
Jahre nach der Hinrichtung für unschuldig erkannt
habe, und daß ich mithin aus reinem Irrthume
geköpft worden sei?““

Ach leider ist dem also mein lieber, theurer
Freund! Als die Geschichte sich so herausstellte,
konnte ich vor Verdruß vier Wochen lang keine
Wurwürste essen.

„„Wirklich? diese Theilnahme hätte ich von
Ihrer Hochwohlgestorben nicht erwartet!“

Meine Frau, die sich damals auf Ihre Hin-
richtung so sehr gefreut, und mich daher bewogen
hatte, dieselbe etwas zu beschleunigen, hätte später
gerne ihren englischen Manns und ihre beste Nadel-

blüchse darum gegeben, wenn wir Ihnen den Kops hätten wieder aufsetzen können.

„„Ach, die gute Seele! sie erschüttert mich bis ins Schienbein!““ —

Ich hätte sie Ihnen gerne vorgestellt; allein, als wir aus dem Grabe stiegen, und sie mich erkannte, lief sie wie der Teufel über alle Berge. — Ich hoffe übrigens, Verehrtester, daß Sie mir wegen jenes unbedeutenden Mißverständnisses keinen Haß nachtragen werden?

„„Bewahre! was denken Sie von mir! Euer Hochwohlgestorben lebten ja im neunzehnten Jahrhunderte, das sich als ein Denkmal der Weisheit aufstellte, indem es sich keiner eignen Gesetzgebung für fähig hielt, sondern sich der hochgebenedeiten Gesetze bedient, welche bereits vor dreitausend Jahren aus den Irrenhäusern unsrer weisen Urvorfahren hervorgingen. Das moderne Europa wird nach denselben Grundsätzen gehängt und hingerichtet, nach welchen seine Kaiserlich Justinianische Majestät ehemals Ihre hochlöblichen griechischen Wandlanten hinrichten ließ, und wenn gegenwärtig die gut-

müthigen Deutschen ihrem sogenannten Römer-
bändiger Arminius ein Monument setzen, so
geschicht das, wie Sie begreifen, aus purer Ironie.
Denn, die ehrlichen Monumentsetzer wissen recht
gut, daß sie noch heut zu Tage nach römischen
Gesetzen verhört, geweisscht, gezwickt, eingestekt
und nach criminalrechtlichem Wohlbefinden gehängt
werden. Dafür kann ein einzelner Criminalgerichts-
präsident nichts, um so mehr, als er auf seine
Sporteln und Stempelgebühren angewiesen ist.““

„Sehr wahr, mein theuerster Enthauptling!
Oh, welch ein Kopf wurde durch meine Schuld
von diesem achtbaren Kumpfe getrennt! ich möchte
mich vor Scham und Neus in meine Bauchhöhle
verfrischen!“

„„Das lassen Euer Hochwohlgeforden hübsch
bleiben, besonders an einem feierlichen Tage, wie
der heutige!““

Sie wollen mich doch nicht etwa vor dem
jüngsten Gerichte belangen? —

„„Wenn unser Herrgott nicht selbst an Sie
denkt, so haben Sie nichts von mir zu befürchten.“

Ich glaub' aber, die Sache wird zur Sprache kommen, denn meine Execution hat höchst humoristische Folgen nach sich gezogen. "" —

Hat sie? Aeden Sie! ich liebe den Humor über Alles. Gottvoller Hannikel! Hat doch immer was Spasphaftes im Sacke! —

"" Vier Wochen nach meiner Hinrichtung hat sich meine Frau ersäuft. ""

Ah! —

"" Acht Tage nach der Ersäufung meiner Frau ist mein jüngstes Kind Hungers gestorben. ""

Eh!

"" Sechs Monate nach dem Hungersgestorbenen Kinde hat meine achtzigjährige Mutter der Schlag gerührt. "" —

Oh! —

"" Fünf Jahre nach dem Schlagtreffen hat mein ältester Sohn einen der gegen mich aufgetretenen falschen Zeugen erschossen, und ist gehängt worden. ""

Oh!

„„Endlich ward meine einzige, ohne Aufsicht zurückbleibende Tochter verführt, und ein Jahr nach dem geheulten Bruder erlachte sie ihr neugebornes Kind, und ward gerädert.““

Uh! —

„„Sie haben vor Verwundrung alle fünf Vocale durchgemacht; nichtsdestoweniger ist die fidele Geschichte wahr. Vivat Iustitia saeculi nostri! Aber Sie sind entschuldigt, denn die Römer haben's vor 2000 Jahren gerade so gemacht!““

Sie sind ein edler, braver Mann! Schade, daß ich keine Thränenröhren mehr habe.

„„Ob ich bitte! bemühen Sie sich nicht; ich nehm' Ihre Thränen für geflossen an!““

Wär' Euer Wohlgestorben nicht ein Schnappß gefällig? ich will Sie doch einigermaßen entschädigen — —

„„Oh, Euer Hochwohlgestorben sind zu gütig! Ich denke, wir haben keine Zeit zu verlieren, — die Posaune ruft,““ — —

Eben wollte ich mich den beiden Skeletten anschließen, — da erwachte ich. Seit jener Nacht

bin ich ein rasender Freund von Executionen geworden, und nichts belebt mich mehr, als die Trümmer eines Schaffottes! Ja, edles Hähnchen! auch wir werden einst am Thore zusammentreffen, und uns mit süßen Erinnerungen erwidern! — Welch' ein Glück dann für uns, wenn auch wir vielleicht ein paar Halswirbel aneinanderzuleimen hätten!! Wie süße und wohltuend würde uns dann nicht der Gang unsrer heutigen Civilisation erscheinen, der die außerordentliche Bildungsstufe des Menschengeschlechts durch die Stahlfeder des Scharfrichters aufbewahrt? O Hähnchen! kleines Hähnchen des großen Hahn! Wie wenig fühlen Sie noch das reine Entzücken, in einem Jahrhunderte geboren zu sein, in dem die von der Nachwelt unerreichbare Höhe der Kunst, Wissenschaft, Industrie und praktischen Politik auf gleicher Vollendungsklinie mit dem Halsabschneiden steht! Wär' ich ein Fürst, ich würde täglich fünfzig Walgentusspiele veranstalten lassen, bloß um sagen zu können: auch ich habe meine Zeit begriffen! auch ich gehörte der Weisheit des 19. Jahrhunderts an! Was ist

eine durchgeschnittene Hühner-, Tauben-, oder Gänsekehle, ja was ist ein gestochner Schweinehals oder ein abgemetzelter Lchsenrumpf gegen das hinreisende Bild eines kopflosen Menschenleibes? Wenn ich mir so recht innig vorstelle, wie es einem unter dem Beile liegenden oder schon am Strange auf der Leiter stehenden Menschen drei Minuten vor seiner Entgurgelung zu Muthe ist, — wenn ich mir seine Gedanken übersehe, die ihm zuflüstern: „da stehen sie dort unten, meine Gottähnlichen Mitbrüder, in Hosen, Strümpfen, Hemden und Röcken, wie ich, — mit Nase, Ohren, Mund und Schädeln wie ich, — mit einem Gehirn und einer Sprache, wie ich, — vielleicht mit Weib und Kind und Vater und Mutter wie ich, und zittern vor Erwartung und Freude, bis ihnen mein Blut aus den abgeschnittenen Halbröhren entgegen spricht, oder bis ich mit zugeschnürter Gurgel in die Luft hinab baumle, — da stehen sie, die Studenten der Medicin und die Aerzte, und warten auf meine Leiche, um mir die Gedärme heraus zu schneiden, und zu sehen, ob

meine Seele, wie die anatomische Physik behauptet, durch einen Wind hinaus fuhr!“ — wenn ich, liebes Hähnchen, mir dies recht lebhaft vorstelle, dann möchte ich auf die Kniee anbetend niedersinken und ausrufen: ja, 19tes Sæculum, du bist groß! entwürdige Dich nicht durch Abschaffung der Todesstrafe, wenigstens so lange nicht, bis ich selbst vielleicht entköpft werde, denn in diesem großen Jahrhunderte abgegurgelt zu werden, ist mehr, denn Seligkeit und Paradiesesfreuden! — Nur ein Bermorsener, ein neidischer Feind unsres großen Sæculums könnte es wagen, von Abschaffung der Todesstrafe zu sprechen, und wenn mich je Etwas von der namenlosen Weisheit unsres heutigen Menschengeschlechtes überzeugte, so ist es der Umstand, daß in ganz Europa alle dergleichen Vorschläge mit Entrüstung zurückgewiesen wurden. Blicke von unserm Sæculum auch gar keine Erinnerung, als diese, so hätte die Nachwelt schon volle Ursache, uns anzustaunen, und anzubeten, nicht aber uns anzuspöeln, wie ein Esel von Menschenfreund zu behaupten wagte. — „Durch-

blättert die Geschichte unserer Väter!“ — werden einst unsre Enkel rufen; — „durchblättert sie, und Ihr werdet finden, um wie viel höher ihre Zeit stand, als die unsrige! denn bei uns, im 20sten Jahrhunderte, stirbt leider! ein jeder Mensch ganz natürlich und ganz in der Stille, und damals, — oh schöne Zeit! gab's öffentliche Entgurgelungen und religiös-menschliche Halsumdrehungen!“ Sehen Sie, liebes Hähnchen, wenn ich so einen Sünderkarren mit einem gebundenen Entköpfungsmenschen gleich einem Schlächterkarren mit gebundenen Kälbern an mir vorüberfahren sehe, dann erfüllt mich plötzlich eine behagliche Wärme; ich wickle mich in meinen Mantel, zünde mir eine Cigarre an, werde tanzlustig, und eine ungeheure Fidelität bemächtigt sich meines ganzen Wesens. Dann stelle ich mich mitten auf die Gasse, und lache aus Leibeskräften, und schreie mein lustiges Liedlein:

Du!h! Hellau!

Ich hab', weiß Gott, das Trauern satt

Und all' den trüben Sinn —

Ich will Einmal recht lustig sein,

Grad weil ich traurig bin; —

Vinum, Varum Vossichiel,
Kopenschwanz und Gansschiel,
Schöne Jungfern, guter Wein,
Lußig, lustig will ich sein!
Meiner Zeit

Ich bin kreuzfidel! — — — — —

— — — — —
E' liegt ein Geripp in's Stad' gestochen,
Weil ihm Einmal die Pulse kochten,
Und weil es Einmal aus Hunger und Noth
Einen Mord beging um's liebe Brod — —
E' war schlecht — indessen, — —
Weib und Kind wollen essen;
Hätt' ihm ein Bruder ein Brod geschenkt,
So wär das Gebein nicht aufgehengt.
Nun liegt es und regt die Knochen,
Zerbroschen,
Und zwei Armgelenke ragen,
Zerschlagen,
Zum Himmel hinan,
Dem es nichts zu Leid' gethan;
Und es klappert mit den fleischlosen Zähnen,
Und fängt ein Paar kalte Thränen
Im langsamen Lauf
Mit den Kinnladen auf,
Und wimmert hinein in den Kether:
„Water der Väter!
E' ist gar zu kalt auf dem Bode!
Gnade!

Hier liegt' ich schon eine Ewigkeit,
Und hoff' eine bessere Himmelszeit,
Und klappre Dir Gebete zu — —
Wo bist Du?!" — — — — —

— — — — —

Beim Daus! mein aufgeräumtes Herz
Ist munt'rer als zehn Kagen!
So will ich denn in Lust und Scherz
Vor Lachen schier zerplagen!
Hahahaha!

Trotelala!

Jute! Hahauf!

Licum, Larum, Lumpenpack,
Hab' ich gleich kein Geld im Sack!
Kauf' ich doch die ganze Welt
Für das Weib, das mir gefällt —
Meiner Seel —

Ich bin ein Gewaltskomeet! — — — — —

— — — — —

Es liegt ein Säugling im Mutterarme
Bedeckt vom Angezieferschwarme,
Und saugt an der Warze mit durstender Gluth,
Und saugt heraus das heile Blut;
Die Brust ist gedöhrt, die Milch versiegt, —
Und wie sie verzweifelt in Schlaf ihn wiegt,
Und ruft nach dem Vater mit Jetergeschrei,
So kommt er auf einem Karren herbei; —
Drin sitzt er, die Händ' auf den Rücken gebunden,
Geschunden,

Und hinter ihm glänzen zwei Zettgesichter,
Die Richter,
Die schleppen ihn lächelnd fort,
Zum Hinrichtungsort — — —
Und die Mutter mit dem sterbenden Kinde
Die stürzt sich geschwinde
Vor's rollende Karrenrad,
Und hemmt ihm den Pfad, —
Und halt das Kind empor in den Armen,
Und brüllt um Erbarmen; —
Und der Richter spricht Ein Wörtchen barsch:
„Marsch!“ —
Da hemmt der Karr'n der Mutter Geschrei,
Zerquetscht sie mit dem Kinde zu Brei, — — —
Und der Vater wird geschleift von den Knechten
Zum Radschleichen — — — —
Jude! Hellauf!
Schöne Jungfern, schöne Weiber,
Schöne Kinder, schöne Weiber!
Meiner Seel'
Ich lach' mich noch schrei!“ — —

Und dann ergreife ich den ersten, besten Mitmenschen meines Jahrhunderts, und walze mit ihm durch die Straßen, und halte nicht eher ein, als bis uns Weiden der Athem ausgeht, und wir kaum noch mit letzter Kraft singen können: „O Du

vollkommenes Säckulum! Du bist der Glanz der Schöpfung! Was nach Dir kommt, ist klein und dumm! denn Dein ist die Entschöpfung!" — — —
Wie? Sie weinen? hat ein Europäer auch Thränen? Mordelement! da wein' ich aus Spaß mit, das muß göttlich aussehen! — —

Und Julius stellte sich neben Hähnchen, das laut aufschluchzte, und ihr beiderseitiges Schluchzen rührte einen der dastehenden Schaffott-Abbrecher dergestalt, daß er zu uns herantrat, uns drei bis vier abgeschnittene Köpfe zeigte, und uns mit der Frage: „gehört vielleicht Einer von diesen in Ihre achtbare Familie?“ theilnehmend eine Priße bot.

Erlauben Sie, schluchzte Hähnchen, — das halt' ich nicht aus! Meine Phantasie ist wild gemacht, wie ein bengalisches Crocodil! Ich möchte Alles umbringen. Das ganze Frankfurter Criminalgericht läuft ohne Kopf vor mir herum! Ich bitte Sie um Gottesk willen, thun Sie mir die Köpfe weg, — denn ich habe Geld!

Wollen Sie vielleicht lieber die Leber? fragte der Henker, — oder ein Nierenstück, oder ein fettes Bruststückchen? Hier ist Alles frisch zu haben: wir sind im großen Schlachthause der christlichen Liebe.

Mir wird schwach! — stöhnte Hähnchen, und sank mir halbbewußtlos in die Arme.

Was ist dem Kleinen? fragte der Schaffott-abbrecher.

Eine heroische Ohnmacht, versetzte Julius, — der Arme kann das frische Fleisch nicht sehn.

Parbleu! grinste der Schlachtergeselle, — da hätte ich viel zu thun, wenn ich jedesmal umsinken wollte! So etwas macht mir Spaß, und ich bin nie fröhlicher, als wenn die hochachtbare Justiz mir Arbeit gibt! Manchmal, wenn es gerade angeht, schieb' ich das Stück, welches ich köpfen soll, etwas weiter vor unter's Messer, und habe dann so meine rechte Freude, wenn ein paar Pfund Schultern mit losgehakt werden. Als das Hängen respective bei uns noch Mode war, besaß mein Großvater, — Gott hab' ihn seelig! das Amt

eines ersten Galgenvorstehers, und der machte sich, wie er mir erzählte, oft den Spass, und lüftete dem Gehenkten, wenn Alles fort war, die dünne Halsbinde ein wenig; dann schnappte er auf, und mein Großvater, — Gott hab' ihn selig! — zog wieder zu, und so fort, bis endlich kein Schnapper mehr erfolgte. Mein Alter, — Gott hab' ihn selig! — war aber auch ein Philosoph, der seines Gleichen suchte. — „Wenn,“ sagte er, „ein ganzes Corpus, das sogenannte Criminalgericht, einen Menschen gesetzmäßig zum Abschachten verurtheilen kann, warum soll ich als Schlächter mir nicht auch dabei eine Freude vorbehalten dürfen? bin ich nicht auch ein corpus? und hab' ich nicht auch meine Launen und Gelüste? Der Abgeschlachtete n'mmt's uns gewiß nicht übel, wenn wir die anatomischen und physischen Versuche ein paar Stunden früher mit ihm anstellen, und was dem Gerichte recht ist, das ist dem Henker billig.“ — So philosophirte mein theurer Großvater, — Gott hab' ihn selig! und ich habe ganz seine redlichen Ansichten geerbt. —

Damit bot er uns abermals eine Priße, und ging an seine Arbeit zurück. — Indessen kam Hähnchen wieder zu sich, und wir schleppten es, so gut es gehen wollte, nach meinem Hotel, wo man sich gerade zu Tische setzte. Beim Eintritt übergab mir die Wirthin eine für mich bestimmte Visitenkarte. Ich las: „Johannes Leibwärmer, Herzoglich privilegirter Romanschreiber und Leihbibliothekar aus Braunschweig.“ —

Den Namen kenn' ich, rief Hähnchen; ich hab' einen wunderschönen Roman von ihm gelesen: „der aus Philantropie relegirte Elephant, oder moderne Heimtücke durch rachsüchtige Todtquetschung.“ —

Laden Sie den Mann auf heute Abend zu mir, sprach ich zur Wirthin, — die Bekanntschaft scheint für Julius Interessantes zu bieten.

Nach und nach erschienen die übrigen Tischgäste, und schon setzten wir uns nieder, als ich durch die Ankunft des alten Kitz überrascht wurde, der herein trat, und sich bei mir zu Gasse lud.

Zur Strafe, sagte er, daß Sie den Sohn ohne den Vater zum Thee laden, sollen Sie nun

einen Gast mehr zum Mittagstische erhalten, und Sie können noch Gott danken, daß ich Ihnen nicht die ganze Familie Dülön mitbrachte.

Dafür, — versetzte ich lächelnd, daß Sie diese nicht mitbrachten, muß ich Sie von meiner Seite wieder bestrafen, und das soll dadurch geschehen, daß Sie mir auf die Gesundheit einer jeden der drei Damen eine volle Flasche leeren werden. —

Das gibt Ihnen mein böser Genius ein, versetzte er, sich mit Julius neben mich setzend, denn ich trinke nichts, als Wasser.

Auch ein famoser Wassertrinker! sprach eine Stimme gegen uns über.

Ich sah hin, und eine höchst komische Figur zeigte sich meinen Blicken, die sogleich den Gedanken in mir erregte: das ist Weibwärmer, oder ich habe nie einen Funken von physiognomischer Kenntniß in mir gehabt! — In diesem Augenblicke trat auch noch Silberling, der Maler, ein, und nahm seinen Platz neben dem Komischen.

Siebentes Kapitel.

Meine Tischgesellschaft. Ein Romanschreiber. Die Weinsfamilie, oder Dr. Heckebein nebst Gemahlin und Migräne. Ein Revolutionspeculant. Ein Dichter von 9 Jahren. Der Doctor wird bissig. Eine Herausforderung.

Der Komische mir gegenüber war ein kleines Männchen mit sonderbaren Gesichtszügen. Sein Alter mochte an fünf und fünfzig Jahre betragen. In seinem kleinen mehr fünfeckigen als runden Antlitz, dessen bunte Falten den Zeiten des altgriechischen Costüms anzugehören schienen, bewegten sich lebhaft ein Paar spißfindige Stummuckenaugen über einer schmalen, länglichen Nase, deren Nähe

dem kurzen, spitzen Kinn unangenehm zu sein schien, denn dies bog sich mißmuthig nach unten, indeß der eingedrückte, zusammengedrückte Mund sich vergeblich bemühte, die beiden Feinde in Harmonie zu erhalten. Kurzes, dünnes Haar umgab den niederen Schädel, und ließ ein paar lange, schmale Ohren durchblicken, die sich in behaglicher Ruhe gegen die weiße, schlappe Halsbinde hinabzogen. Seine Kleidung war einfach bürgerlich, und contrastirte bedeutend mit der seines Nachbars zur Rechten, eines jungen Mannes von ungefähr vier und dreißig Jahren, der sich in anständigen Stuherrwichs geworfen hatte. Auch dieser war von kleinem, schwächtigen Körperbau, trug ein bleiches, confusirtes Gesicht auf seinen Schultern, dessen länglicher, schmaler Knochenbau sich durch starkes Hervorstehen der Wangenbeine verrieth, und hatte diesem Gesichte durch ein Schnurrebärtchen und einen Haarl quatre einiges Ansehen zu verschaffen gesucht. Ueber seiner schmalen, länglich dünnen Nase funkelten ein paar schwarzgraue Spitzbubenaugen, aus denen Verschmähtheit mit pöffiger Bosheit hervor-

lugte, während das spitze Kinn mit brotligem Stolge sich gegen die fleise, schwarze Cravatte hinlagerte. Dicht neben diesen saß eine Dame von mittlerem Jahren, mit fränklichem Aussehen an der Seite ihres Knaben, und neben diesem der Vater, ein hübscher, kräftiger Mann mit offener ansprechender Miene, an den sich noch zwei ältliche Herren reiheten, in deren einem der alte Kitz einen guten Bekannten, den Herrn Professor Stromwall begrüßte.

Bald bemerkten wir sämmtlich, daß nur Deutsch gesprochen wurde, und durch eine scherzhafte Bemerkung der Frau Wirthin waren wir genöthigt, uns gegenseitig einander vorzustellen. Meine physiognomische Kenntniß wurde glänzend gerechtfertigt. Als die Reihe an den Komischen kam, erhob er sich, und wandte sich mit den Worten zu mir: das ist famos! sehr famos! Eine reine deutsche Tischgesellschaft mitten in Paris! Ich habe bereits die Ehre gehabt, Ihnen meine Karte zu offeriren. Mein Name ist Leibwärmer, und dieser junge

Herr hier ist mein Freund und Reisefährte, der famosere Revolutionschreiber Späzer.

Himmlich! rief Hähnen, — lauter Wohlgeborne Deutsche!

Und wir — sagte die Dame, auf sich, ihren Gemahl und das Kind deutend, — wir gehören zu der berühmten, deutschen Weinfamilie — —

Ich bitte Dich um Gotteswillen, — fiel ihr Gatte ein, — laß mir hier diesen Ausdruck weg. Ich bin nicht mehr und nicht weniger, als der Arzt Dr. Heckebein, und damit Punctum. Alle sonstigen Weine sind mir gleichgiltig. —

Aber warum willst Du mir denn immer meine Freude verderben? — zürnte die Dame; Du weißt, daß der geniale Knabe hier würdig ist, eine Schriftstellerin zur Mutter zu haben, und daß er, der im neunten Jahre schon Schillerische Gedichte schreibt, uns an die berühmte Weinfamilie anschließt. Wir haben bereits Langbeine, Tischbeine, Stollbeine, Holbeine und andere Weine, die alle einen Namen besitzen, warum willst Du dem Ruhme der Heckebeine entgentreten?

— Wenn Du nicht schweigst, Frau, plah' ich los — versetzte der Doctor.

Lassen Sie sie doch, sprach Leibwärmer; — wenn Ihr Sohn wirklich ein solches Talent ist, so hat die Mutter nicht Unrecht.

Hören Sie selbst: — versetzte die Dame. Hören Sie das Gedicht, welches dieses neunjährige Weinenmitglied mir gestern zum Namenstage überreichte, und urtheilen Sie. — —

Damit holte sie ein Papier aus ihrem Strickbeutel, und las Folgendes:

„Unter dem Schatten zweier Bäume
„Fliegen zwei Fliegen und ergötzen sich Träume.
„Oben im Wipfel schlammert der Wind,
„Und neben im Neste fliegt ein Buchfinkind;
„Indessen steht mein Vater daheim bei der Mutter
„Und ist mit Entzücken sein Brod mit Mutter;
„Daher gratulir ich Dir zum Namen-Tag,
„Indem ich: Amen sag! — —

Gaspar Apollo Heckeheim.“

Solche Talente, — sagte Leibwärmer, — müssen gehegt und gepflegt werden. Als ich zehn Jahre alt war, schrieb ich meinen ersten Roman:

„die emigrierte Schlange, oder Unschuld, Feuerbrunst und Magenleiden“, und erklärte, was auch wirklich später geschah, ich würde von nun an nichts thun, als Romane schreiben, diese verschicken, mir dafür kein Geld, sondern andere Bücher an Zahlungsstatt ausbitten, und mir auf diese Weise eine Leihbibliothek gründen. Der Gedanke war neu, famos, und verhiess mir eine sichere Zukunft, ohne daß ich das Allermindeste zu lernen brauchte. Alle meine Verwandte wurden davon begeistert, denn es war ein ächt-moderner Vorsatz, unseres Jahrhunderts würdig.

Ja, ja, ich kenne dies! — rief der Doctor. — Wie Sie den Jungen dort sehen, so hat sein Genie schon mehreren Menschen das Leben gekostet. — So oft er mir eines seiner classischen Gedichte bringt, bin ich durch die Migräne meiner poetischen Ehehälfte gezwungen, es fünfzig Mal hinter einander anzuhören, und wenn alle meine Patienten darüber zu Grunde gingen. Auf diese Weise ist mir schon Mancher wider meinen Willen ins Elysium marschirt, den ich hätte retten können, wenn

mich die Migräne meiner Frau und mein Vjähriger Schiller wenigstens bei der fünf und zwanzigsten Vorlesung fortgelassen hätten.

Unmensch! Aesculapisches Ungeheuer! Tinctur-Tyrann! Pulver-Despot! schrie die liebenswürdige Doctorin.

Da, — da — sehen Sie hin! rief der Arzt, — jetzt macht sie schon wieder ihre poetischen Hyänenaugen! Gleich wird sie weinen, die Gute, — ich kenne sie!

Und wirklich singen gegenüber die Heckeheinschen Thränen an zu fließen. —

Sie sehen nun, — fuhr der Doctor fort, — daß auch die liebe Frauenwelt heut zu Tage dem guten Geschmacke auf eine Weise huldigt, die unserem Jahrhunderte Ehre zu machen verspricht. — Allein im Grunde verdiene ich es ihr, weiß Gott nicht, denn die Beispiele, die ihr die Männerwelt gibt, sind so sprechend und so hinreißend, daß es mich nicht Wunder nehmen sollte, wenn die Frauen allgemein anfangen, einen neuen Weg einzuschlagen.

Die unglückselige Sappho und die noch unglückseligere Anna Comnena haben uns Beispiele hinterlassen, die sich schneller als die Pest über alle Länder verbreiteten, und zum Krebschaden in der weiblichen Welt geworden sind, an dem noch lange alle Heilkunst der Wahrheit, Satyre und Ironie scheitern dürfte. Unsere Adamsrippe ist zum literarischen Mammuthknochen geworden, aus dem ein ganzes Heer von weiblichen Schriftsteller- und Dichtergenies hervorging; und hätte unser Herrgott noch Einmal ein Stück Mannsperson auszuschneiden, er würde ohne Zweifel ein ganz anderes Stück dazu bestimmen, nur damit das schöne Geschlecht noch mehr Zuwachs und dadurch noch mehr Hoffnung auf Sappho's, Anna's und Consorten erhielte. Freilich ist nicht zu läugnen, daß männliche Ungezogenheit sich in unseren Tagen so vielseitig über die Frauen im Allgemeinen lustig macht, daß Manche vielleicht nur Schriftstellerin aus Nothwehr wurden, und Vielen am Ende nichts übrig bleibt als die Schranken der Weiblichkeit zu durchbrechen, und sich, als schriftstellende Amazonen,

der Naseweisheit und dem trivialen Spotte unwürdiger Verächter gegenüber zu stellen!

Sehr wahr, — versetzte der Professor; — aber verspotten sich denn die Männer nicht gegenseitig selbst und noch schärfer unter einander?

Leider! sprach Heckebein; leider thun sie das, und verstärken gerade dadurch das verführerische Beispiel einer Selbstrechtfertigung um so mehr. Wir zeigen ihnen eben hierdurch, daß wir einen Kampf der Interessen auf Leben und Tod herbeizuführen wünschen, und indem wir die unedlen Waffen gegen uns selbst kehren, und unsere eigene Würde dadurch öffentlich und schamlos in den Staub treten, müssen wir in den Augen der Besseren und besonders der besseren Frauen nur um so niedriger erscheinen. Wir zeigen ihnen hierdurch ihren höheren Standpunct, und berechtigen sie, ihre Feinde mit männlicher Waffe zu bekämpfen. Wir selbst geben ihnen mit Einem Worte die Lehre, daß man heut zu Tage, um nicht angegriffen zu werden, selbst angreifen müsse, denn indem wir uns schonungslos an Ehre, Ruf und Namen krän-

ten, sagen wir ihnen: wer nicht kämpft, wird bekämpft, und wer nicht schlägt, ist geschlagen. — Wir selbst bieten ihnen das Beispiel einer Selbstsucht, die ewig im Taumel ist, wo sie gefährdetes Eigeninteresse vermuthet, — die aber ein schlimmes Ende nehmen wird. Es geht uns wahrscheinlich wie der Talmud sagt: „Schäffel eräffte, memelle nenose!“ — laßt nur den Be-
trunkenen gehn, er fällt von selbst!“

Leider muß dieß zugestanden werden! — versetzte der Professor. Nie hat ein Ausspruch auf uns besser gepaßt, als derjenige, welchen eine unserer besten französischen Philosophen vor bereits zweihundert Jahren that: „les hommes ne vivent pas longtemps en société, s'ils n'étaient les dupes les uns des autres!“ — Dieß ist die wahre Grundlage aller Handlungen und Denkweisen unseres Jahrhunderts.

Früher war die Selbstliebe eine ganz andere als heut zu Tage. Früher suchte ein Jeder durch sie seinem eignen Werthe Eingang zu verschaffen; — heut zu Tage aber wird sie bloß dazu benutzt, den

Werth Anderer zu unterdrücken. Aber gar Mancher mag sich aus eigener Nothwehr dazu gezwungen gesehen haben; dieß ist keinesweges zu läugnen! Lesen Sie z. B. die Schriften des Dr. Jenner, und dann lesen Sie die heutigen des Dr. Hahnemann, so werden Sie finden, daß der Erstere vor hundert Jahren seine ewig schätzbare Entdeckung der Blatternimpfung der Welt als Diamant vorlegte, der in seiner Art leuchten sollte, ohne dadurch dem Werthe anderer Edelfeine im Gebiete der Heilkunst Abbruch zu thun. Der Letztere dagegen übergab seine Homöopathie der Welt nicht als einen Juwel, sondern als ein medizinisches Scheldewasser, das auf dem Probirsteine der Weisen alles andere rundum total wegbeissen und vernichten sollte, bloß um am Ende den Namen Hahnemann allein im Goldglanze der Wissenschaft hervorzuheben. Der Erstere hat genüßt, aus achtbarer Eigenliebe; der Zweite hat auch viel, sehr viel genüßt, aber aus verwerflicher Eigenliebe; der Erstere handelte als egoistischer Menschenfreund, der Zweite als egoistischer Arzt. Allein, trotz dem, daß dieser

Hahnemann mir vorkommt, wie jener sächsische Alchymist, der Gold machen wollte, und dadurch ohne es zu ahnen, das sächsische Porzellan entdeckte, trotz dem, daß dieser berühmte Wiederaufwärmer der, schon lange vor ihm, selbst bei den Hindus und Wilden in einzelner Hinsicht bekannten, Homöopathie seine Lehre wie ein haussrender, alle andere Waare verwerfender Krämer ausschrie, so ist er doch zu entschuldigen, wenn wir annehmen, daß er sein Jahrhundert erkannte, und voraus sah, wie es ihm ergehen würde, wenn er minder feck, minder absprechend und minder übertreibend aufträte. Läßt man denn heut zu Tage auch nur das allgeringste wahre Genie ohne Kampf auf Tod und Leben aufkommen? Wird nicht ein Jeder, der sich als hervorragend erweist, mit einer Wuth von hunderttausend Seiten angegriffen, die es ihm, wenn er beschreiben bliebe, ganz und gar unmöglich machen würde, sich Bahn zu brechen? Blicken Sie doch umher, und sehen Sie, wie viele flache, total hirnlose Köpfe sich heut zu Tage bloß darum einen schnellen Namen erwarben, weil sie mit Alles ver-

läugnender, schamlosfrecher, und oft, verläumderischer Verhöhnung alles Besseren zu Werke gingen? Sie sehen Literatoren, die, ohne allen Geist, ohne alles wahre Studium und ohne allen Werth, sich dennoch eine Art von Verühmtheit bloß dadurch bildeten, daß sie sich zu modernen Herunterreißern aufwarfen, und über alles Edle oder ihren Unmuth Erregende mit einer absprechenden Wuth herfielen, von der man in früherer Zeit keine Ahnung hatte, und die das Gebiet der Kritik zur Landstraße umwandelt, auf welcher der Autor nicht etwa beurtheilt, sondern bloß von einer Unzahl schimpfwüthender Wanditen angefallen und an Ehre, Namen und Ruhm bestohlen wird. So ist es in diesem, so in fast allen Fächern. — Was konnte also, um bei unserem Beispiele zu bleiben, der, seine Zeit wohlbegreifende, Hahnemann Besseres thun, als Wolf unter Wölfen zu sein? —

Vortrefflich! — fiel hier Leibwärmer ein, — ich stimme völlig mit Ihnen in diesem Punct überein. Wenigstens hoffe ich, der Einzige zu sein, der Sie begreift, denn ich habe derlei Wolfscha-

ractere in vielen meiner Romane dargestellt, besonders in meinem neuesten, noch ungedruckten, den ich später in meiner Leihbibliothek als ein ewiges Denkmal deutschen Geistes zu vier gute Groschen pro Monat verabsolgen werde. Jeder Band, — es sind im Ganzen bloß noch sieben, denn drei Bände wurden von der Censur aus Privathass gestrichen, — schließt mit einer ganz neuen Mordscene, und die Entwicklung der Intrigue beruht auf einem Wolfe, der sich aus Menschenliebe in Braunschweiger Mummie ersäuft. —

Hören Sie, — sprach Gähnen, ganz im Widerspruche mit seiner Schaffotsfurcht, — das muß ich lesen. — Neue Mordscenen sind meine Leibspeisen und Blut ist mein Leben. Denn ich bin, wenn Sie's nicht läbel nehmen wollen, ein Frankfurter, und habe Geld! —

„Sie haben Geld? „rief Leibwärmer schmunzelnd; — „erlauben Sie, daß wir nähere Bekanntschaft mit einander machen. Das ist höchst famos! Wenn Sie wollen, — ich habe noch Platz

im 4ten Bande, — so verewige ich Sie in meinem Romane.“

Victoria! — schrie Hähnchen; ich zahle, was Sie wollen; — aber kenntlich muß ich sein! Wissen Sie was? Sehen Sie mein Bild voran, und geben Sie mir ein Frankfurter Lotterielos in die Hand, aber ein durchgefallenes, denn an den Nieten profitirt die ehrliche Frankfurter Lotteriedirection mehr, als an allen etwaigen Procent-Ehrlichkeiten. Unsere Lotterie macht Deutschland schon ganz allein dumm, d'rum ist sie werth, daß sie unsterblich verewigt wird. Malen Sie mich ganz nackt, so, wie wenn ich durch die Frankfurter Lotterie mein letztes Hemd verloren hätte. Dann bring' ich ein Monument gesetzt. — Meine Vaterstadt soll durch mich berühmt werden, und die Nachwelt soll sprechen: „An ihren Nieten war sie zu erkennen, — und hemdlos schickte sie die Welt heim! —“

„So sei es!“ — entgegnete mit stillem Selbstgefühl der edle Leihwärmer. — „Wenn Sie mir hundert Franc's zahlen, schreite ich zur einfachen

Verewigung. Zahlen Sie aber zweihundert, so kann noch mehr für Ihre Waterstadt geschehen. Dann sehe ich ein durchgefallenes Lotterielos als Titel voran, und gebe gleich einen Vorgeschmack der Frankfurter Direction's-Pfiffigkeit."

Hier, — rief Hähnchen, indem es seine Brieftasche öffnete, — hier sind die 200 Frank's, — ein Wechsel nach Sicht — ziehen Sie auf mich. —

„Da, nehmen Sie, Freund Späher!“ — wandte Leibwärmer sich zu seinem Nachbar; „hier pumpe ich Ihnen die verlangte Summe, aber dafür folgen Sie auch meinem Rathe, und bleiben Sie ein solider Demagoge, ohne sich durch falsche Urtheile irre leiten zu lassen.“

Da ich jetzt wieder Geld habe, versetzte Späher, und zog das Schnurrädchen gegen die Nase, so bleibe ich Demagoge. Weß Brod ich esse, deß Lied ich singe! Jetzt sollen Sie binnen Kurzem eine furchtbare Revolutionsgeschichte, noch weit mord- und blutreicher, als Ihr trefflicher Roman, lesen. Alles will ich herunterreißen, Aegypten, den Berg Sinai, die Wallachei, die Neu-

seeländer, — Sie sollen Ihren Spass erleben! Geben Sie mir Geld, — und ich treibe und thue, was Sie wollen; für Geld bin ich Republicaner, ultramonarchisch, halbliberal, constitutionell — kurz was Sie wünschen. Vor der Hand will ich mich Einmal über die polnische Historie hermachen, — wer zahlt, hat mich!

Bravo! bravo! schrie Hähnchen. —

Nichtswürdiger Schurke! murmelte der Professor. Da haben Sie, — flüsterte er Heckebein zu, — einen sprechenden Beweis dessen, was ich Ihnen sagte, aber einen ganz infamen; denn, dies Bürschchen gehört dem Auswurfe an. —

Niemand in der Welt, — sagte jetzt Gilwerling laut, — wird dem ewigdenkwürdigen Kampfe der Polen auch nur ein Haarbrett von seinem Ruhme wegzustreichen wagen, — aber ich glaube, daß die beste und erhabenste Sache nur verlieren kann, wenn sie in die Hände feiler, schmutziger und zu Allem fähiger Speculations-Demagogen geräth, die niemals im Stande sein wer-

den, über ein Ereigniß, wie obiges, richtig und unpartheiisch urtheilen zu können.

Herr! schrie Späher — geht das auf mich?

Nach Belieben! versetzte der Maler.

„Wer ist der Kerl?“ wandte sich Späher zu Leibwärmer. — In demselben Augenblicke aber saß ihm eine malerische Ohrfeige so wohl appliquirt auf der Wange, als ob die Natur selbst diese Wange zu solchen Schlägen des Schicksals geformt hätte. —

„Das ist zu viel!“ schrie Späher.

„Ich glaube, daß es gerade die richtige Portion war“, sprach Gilwerling.

„Herr! nehmen Sie auf der Stelle diese Ohrfeige zurück — —“

Sagen Sie mir, wie ich das anfangen soll? —

rief der Maler, und Alles lachte aus vollem Halse.

Sie müssen Satisfaction verlangen, sprach Hähnchen. —

Ich stehe in Allem zu Diensten! rief Gilwerling, übers Taschentuch, wenn Sie wollen, oder Kugelwechsel, bis Einer fällt.

Ich habe Weib und Kind! rief Späher, aber mein Freund Leibwärmer dahier wird für mich die Gefälligkeit haben. — —

Erlauben Sie, das verbitt' ich mir! schrie Leibwärmer. Solche Gefälligkeiten hol' der Teufel! Verlangen Sie zehn Fäßchen Braunschweiger Mumme, fünfzehn Romane mit Gefahr und Waldschluchten, oder ein Gratis-Abonnement auf meine Leihbibliothek, aber vom Schießen bin ich kein Freund, und gegen das Todschießen hege ich eine unüberwindliche Abneigung.

Ich auch! schrie Hähnchen, — denn ich habe Geld!

Achtes Capitel.

Duelle und Duellanten. Literaturhospitat
des 19ten Jahrhunderts. Nig sattelt
um, und hängt den Schriftsteller an den
Nagel.

Genug! genug! rief der alte Nig, ich denke
wir machen dem Streite ein rasches Ende. Ich
bin zwar keiner von denen, die irgend einer Ge-
fahr feige ausweichen, allein ich verwerfe den Wahn-
sinn des Zweikampfes aus vollem Herzen. Ein
paar Duellkumpane kommen mir jedes Mal vor,
wie zwei mit Knoblauch gefüllte Streichhähne,
von denen, wenn sie ausgekämpft haben, nichts
bleibt, als der schlechte Geruch. — Wenn ver

Zeiten zwei schlachtfertige Herrn sich einander gegenüberstanden, und dann, um ein allgemeines Gemetzel zu verhüten, zwei der Tapfersten sich aus ihren Reihen drängten, um für sich allein den Sieg zu entscheiden, so war dies ein Zweikampf, um Blut zu schonen, nicht um es zu vergießen: denn besser wars in solchem Falle, es fiel nur ein Einziger, als daß Hunderte von Wüthenden sich zerfleischten. Dies aber war auch der einzige Fall, in welchem das Duell vernunftgemäß gestattet und als ehrenvoll anerkannt werden durfte. So wie man aber bei unserer sogenannten fortschreitenden Civilisation alles allgemeynere Interesse zum bloß Individuellen gemacht ward, und dadurch gar Manches, was bei allgemeinem Begriffe ehrlich und gerecht war, zu individueller Niedrigkeit und Ungerechtigkeit herabsank, so wurde auch die Heiligkeit jener ersten Basis des Zweikampfes in Staub getreten, und das Duell sank zum menschenmörderischen Puppenspiel herab, durch das tollkühne und verrückte Knaben jedes Alters in den Augen der Welt sich als muthig zu zeigen vermeinen, während

sie eben keinen anderen und edleren Muth dadurch bewähren, als den eines Dachdeckers, der bei jeder Besteigung eines Thurmdaches fühlt, daß er sein Leben Preis gibt. Der Eindruck, den zwei Duellanten auf den wahrhaft Gebildeten hervorbringen, kann kein anderer sein, als den zwei gehegte Stiere auf uns machen, — und wenn, wie dies wirklich und unbegreiflicherweise geschah, selbst gelehrte Männer unser heutiges Duell als aus den Zeiten des Faustkampfes entstanden wissen wollen, und es dadurch zu entschuldigen vermeinen, so ist diesen zu erwidern, daß die Faustkämpfer des Mittelalters nicht mehr und nicht weniger waren als Straßenträuber, die wir heut zu Tage nur nach dem Standpunkte eines Cartouche, Schinderhannes, Hiesel und Consorten beurtheilen würden. Selbst die Indianer wenden noch heutiges Tages ihren Tomahawk bloß dann zum Zweikampf an, wenn zwei kriegerische Stämme die Duellanten zur Schlichtung eines allgemeinen Krieges erwählen, denn auch diese Wilden haben das richtige Gefühl, daß nur, um ein allgemeines Schlachten zu ver-

hüten, zwei Opfer dargebracht werden dürfen. — Während unsere allervollkommenste Civilisation sich anstellt, als habe sie alle Duellgesetze seit jenem berühmten von 1643 mit Löffeln gegessen, — während sie im Schweisse ihres ausdruckslosen Angesichtes sich abmüht, neue Gesetze und Bürgschaften zur Aufrechterhaltung des bürgerlichen Wohles zu erfinden, wird — besonders auf deutschen Universitäten und in französischen Spiel- und Caffeehäusern, — diese Aufrechterhaltung und der Werth des Menschenlebens von den allersinnlosesten Nichtigkeiten abhängig gemacht. Ich sah in Deutschland junge Rechtsstudenten, die so eben das Colleg verließen, in dem sie auf die Würde und Erhabenheit der bürgerlichen und menschlichen Rechte, aufmerksam gemacht wurden, sich wegen eines knabenhaften Mißverständnisses, oder gar, weil der Eine dem Andern zufällig auf den Stiefel gespußt hatte, wie die Rasenden abmeheln, und kannte sehr gut zwei junge Franzosen, die sich im bois de Boulogne bloß darum gegenseitig niederschlachten, weil der Eine den Andern aus Zerstreuung mit „Madame“ an-

geredet hatte. Die Duellanten mögen einem Stande angehören, welchem sie wollen, so bleiben sie ewig zwei Scharfrichterknechte, die ihren gegenseitigen falschen Muth durch gegenseitige Hinrichtung zu bewähren trachten. — In der That lebt noch zu dieser Stunde in einer deutschen Stadt am Main ein Scharfrichter, der zu seiner Zeit ein vielberücktigter Duellant war, — und ich selbst glaube, daß wenn ein Staat heut zu Tage eines Henkerknechtes bedarf, er nicht besser wählen kann, als wenn er dies Subject aus einem Haufen bekannter Duellanten auswählt; denn, ein Mensch, der in früher Jugend sich seinem besten Freunde mit kalter Mordgier zu dessen Abschachtung gegenüberstellt, wird sich mit noch weit kälterer Mordlust an's Abschachten eines Verurtheilten begeben, und in jedem Falle ein ruhiger, sicherer Scharfrichter sein.

Aber, — fiel Gilwerling, sichtbar verletzt ein, indeß Späher ihn mit schadenfroher Miene maß, was soll der Mann von Ehre denn nur um Gotteswillen thun, wenn eine wirkliche schwere

Beleidigung ihn trifft? soll er sich wie ein Betrunkener im Bierhause mit den Häuften herumprügeln?

Der Begriff von schwerer oder nicht schwerer Beleidigung sprach der Alte — ist so verschieden, und wird meist auf so falsche Weise zur Anwendung gebracht, daß unter zehn sogenannten schweren Beleidigungen bei näherer Beleuchtung mindestens achte ihre Schwere einbüßen würden. Wollte ich spaßen, so könnte ich sagen, ein Kerl ist nichts so Werthloses, als wir uns meist darunter vorstellen, denn im Mittelalter wurde dieser Name nur einem solchen beigelegt, der kräftig, stark, unverdrossen, kühn und tapfer war, daher wir noch heute von Jemand, der in irgend einer Hinsicht was Bedeutendes leistet, familiärerweise zu sagen pflegen, „das ist ein ganz tüchtiger Kerl!“ — Was den, gleichfalls so verrufenen Ausdruck, „dummer Junge“ betrifft, so ließe sich scherzhafterweise aus einander setzen, daß ein gewöhnliches Menschenalter im Laufe der Zeiten ein höchst unbedeutendes Nichts ist, daß mithin auch der älteste Mensch immer noch jung

oder ein Junge bleibt, und da der Allerweiseste auf Erden, er mag noch so viel zu wissen glauben, im Reiche der Schöpfung ewig als dumm dastehen wird, so dürfte der Ausdruck, „dummer Junge“ stets mehr Wahrheit, als Beleidigung enthalten. Sprechen wir aber ernsthaft, so gelangen wir immer dahin, daß schweigende Verachtung am Ehrenvollsten da zur Bestrafung anzuwenden ist, wo der Aufgeregte und mithin Trunkene mit einer Blutrache bestrafen zu müssen glaubt. Wenn also Jemand in meiner Nähe sich als einen Menschen erweist, der keinen Begriff von innerem Werthe, Character und wahrer Nützlichkeit besitzt, — so kann ich ihn mit einem einzigen verächtlichen Blicke seine Niedrigkeit weit stärker und treffender fühlen lassen, als durch herabsiehende Worte oder thätliche Mißhandlung. Was mich betrifft, so habe ich mich in solchen Fällen stets sehr bald wieder beruhigt und in meiner Würde gefühlt, wenn ich es verstand zu schweigen und zu verachten. — Selbstüberwindung ist überhaupt die Grundlage zu jeder Art von höherer Selbstbefriedigung, und erst mit

ihr fängt der Mensch an, den Namen eines Menschen zu verdienen. — —

— Bravo!“ fiel Heckebein ein, — „daß mein ich auch. — Was nun aber insbesondere die Ursache dieser Herausforderung betraf, nämlich das Revolutionärschreiberhandwerk und, — Sie verzeihen diesen Ausdruck, — das Schriftstellermetier überhaupt, so führt mich dieß wieder auf den Faden unseres ersten Gesprächs zurück, und ich kann abermals nicht umhin, meine Abneigung über den Unfug, der hiermit getrieben wird, frei und ohne Scheu auszusprechen, sollte auch meine liebe Frau ihre Migräne abermals bekommen. Werfen wir unsre Blicke auch nur so ganz obenhin auf das heutige Schriftstellertreiben, so sind Schreck, Erstaunen und Ekel die ersten und wichtigsten Gefühle, die sich unserer bemächtigen. Die Literatur ist zu einem ungeheueren Lotteriesaal geworden, in dem sich Alles, was nur immer drei Finger zum Federhalten und einen Schädel auf dem Kumpfe besitzt, mit wahrer Wuth hineindrängt, um auf seinen Namen mitzuspielen; und während, der

Natur der Dinge nach, alle Jahrhundert Einmal ein Haupttreffer verdienten großen Rufes und höchstens alle Jahrzehend Einmal der Nebentreffer eines mehr oder minder ausgezeichneten Namens dem Glücksrade genialen Strebens entrissen zu werden vermag, — umlagern Legionen von Unberufenen und Flachköpfen, deren Hirnlosigkeit ihnen von vorn herein blos Mieten verheißt, dieses Glücksrad, und betäuben die lesende Welt mit einem Schwulste von leeren, sinnlosen Producten, deren Anzahl, wenn sie sich urplötzlich in das ihnen eigene Element, in Wasser verwandelten, den lieben Herrgott im Himmel ersäufen würden. Ich bin verflucht hitzig, aber das halt' ein Anderer aus! Kein Handwerk, kein Brodberuf, kein ächtes Studium hat mehr einigen wahren Werth in den Augen unserer Jugend. Alles will, kaum aus dem Eie gekrochen, oder der Schule entlaufen, schriftstellern, und ich wiederhole es, von allen Unglück begründenden Nachgiebigkeiten heutiger Kelter und Erzieher ist diejenige am Unheilbringendsten, welche die frühzeitige Neigung zu dieser Schreibraserei in ihren

Böglingen nährt und beschönigt, anstatt sie mit Strenge zu unterdrücken. Das Heiligthum der Genialität ist zur allgem reinsten und gemeinsten Mode-Manie geworden; man erzieht sogenannte Schriftstellertalente; der Knabe, das Mädchen, der Schüler, der Student, der Cadet, Alles bildet sich zum Schriftsteller. Alles ergreift heut zu Tage die Feder, Alles gibt Romane, Revolutionsdenkmale, Novellen, Räubergeschichten, Historien, Gedichte, Memoiren, Reisen, Briefe und was eben sonst an die moderne Tagesordnung gelangt, heraus; der Cadet beschreibt seine Hoffnungen, der Officier seine Wachstube, der Matrose seinen Schiffskeller, der Student seine Liebschaften, der feile Gelegenheitsdemagoge seine Politik, der Gewürzkrämer seinen Laden, der Tertianer seine Classenstube, der Stutzer seine Pomaden; — wir haben zwanzigjährige Wissenschaftsumwölzer, zwanzigjährige Religionsphilosophen, fünfzehnjährige Weisheitslehrer, dreijährige Compositionstheoretiker; — kurz Alles läßt Werke drucken, — Banqueroutteurs, verlorne Puhmacherinnen müßige Dummköpfe, abgedankte Schau-

spielerinnen, Wäscherinnen, Choristen, verrückte
Candidaten, wahnsinnige Privatgelehrte, närrische
Reisende, reiche Tagediebe, Handlungsdiener, Köche,
Brandweinbrenner, Destillateure Bierbrauer, Wein-
verfälscher, relegirte Studio's, — Alles, Alles!
keiner liest und studirt mehr andere Werke, als seine
eigenen, es sei denn, er schriebe aus zehn alten
Büchern ein neues zusammen; Jeder verwirft die
Producte des Andern, oder verbindet sich mit schrist-
stellernden Cumpanen zur gegenseitigen Lobhudelei;
nichts wird gespart, um der Lesewelt die Haut ab-
zuziehen, — Bestechung, Erlaufung, Betrug, fal-
sche Titelblätter zu angeblichen neuen Auflagen, —
kurz, die ganze hochcivilisirte Menschenwelt scheint
sich verschworen zu haben, so schnell als möglich
ihren moralischen und literarischen Untergang durch
Makulatur-Stickstoff herbeizuführen. Und das nennt
sie Fortschritt! das nennt sie das junge Eu-
ropa, — die Wiedergeburt des Weltgei-
stes, das Jahrhundert der Größe und
Weisheit! — Nun wäre dies zwar schon hin-
reichend, um selbst eine Welt voll Götter in's Mar-

renhaus zu bringen, oder durch einen einzigen Man-
 kulaturwurf in's Weltmeer alle Ballistische zu ver-
 nichten, — allein, damit ist's nicht gethan; denn
 nun kommen erst noch die Hunderttausende von
 neueren sogenannten dramatischen Schriftstel-
 lern, in Deutschland eine Million von Ueber-
 setzern, oder, wie sie sich nennen „freien Bearbei-
 tern und Uebertragern“ und eine Legion von
 Redacteurs und Blattherausgebern, die, meist
 kaum der Schule entlaufen, schneller wie die Pilze
 und dichter als der fetteste Heuschlag aus der Erde
 wachsen, um sammt und sonders das kommende
 Jahrhundert von der Höhe unsrer unübertrefflichen,
 nie da gewesenen Vollkommenheit zu überzeugen.
 Die ganze literarische Triebfeder unsrer Tage besteht
 in nichts Anderem, als in dem verrückten Wunsche:
 um jeden Preis Aufsehen zu machen, sei es
 durch Lüge, Betrug, Gottesverläugnung, schmu-
 zige Galleriestücke, Recensentenübereien, oder
 durch sonst ein knallendes Puffmittel. Eine unzäh-
 liche Masse jugendlicher Schnaps- und Biergei-
 ster froh, nach dem befruchtenden, literarischen

Himmelsthu, der zu Anfange dieses Jahrhunderts fiel, gleich einem hungrigen Heere von Schnacken, Heuschrecken und Regenwürmern aus allen literarischen Winkelöchern Europas und stürzte sich, die erstarrte Lesewelt momentan verblüffend, und gestützt durch die Speculationswuth einiger, dem Lanquerotte nahez Buchhändler, gleich einer ungeheuern Kothlawine, über die erdrückten Blüthen unserer dahin sterbenden großen Geister. Elende Kritiker, die an dem Bettelstabe ihrer Hirnlosigkeit mühsam dahinschleichend, und mit den Lumpen der gemeinsten Charakterlosigkeit bedeckt, ihre Schlupfwinkel gleich beutegierigen Raubvögeln vertieften, traten in den Sold einiger reicher Verleger, bemächtigten sich in eigends dazu geschaffenen Blättern der öffentlichen Meinung, und lockten theils durch Schimpfen, theils durch Lobhudeleien, die sich auf den Verlag ihrer Brodherrn erstreckten, jenes buntwimmelnde Gewürme hinter sich her, das gegenwärtig dem erschrocken Auge des elckranken Europa sich darbietet. Hirnlose Flachlöpfe wagten es schamlos, sich zum Herunterreißer alles Guten

und Erhabenen aufzuwerfen, und, durch persönliche Abneigung oder den speculativen Wucher ihrer Verleger geleitet, alles Bessere in den Staub zu treten; während sie unter verschiedenen Namen sich selbst lobhudelten, oder sich von anderen Jammerseelen lobhudeln ließen. Die Lesewelt wurde auf eine ganz unerhörte Weise mit dem Hagei des unverdecktesten, kritischen Betruges überschüttet, — und, während sie glaubte, die erschienenen Producte von achtbaren Männern beurtheilt zu sehen, waren es bloß Spießgesellen, die sich zum literarischen Morde brüderlich die Hand boten, und in ihren Urtheilen ihre persönliche Ab- oder Zuneigung bekundeten. Dazu könnte, ich Ihnen hunderte von Beispielen liefern, wenn ich solche für der Mühe werth hielte. So kam es denn, daß in unsern Tagen die magersten Talglichter bei ihrem plötzlichen Aufglücken für leuchtende Fackeln der Zeit gehalten wurden, daß sie, trotz ihrem schmutzigen Geradtröpfeln und trotz dem, daß sie in ihrem eigenen Gesanke schnelle wieder herunterbrannten, momentanes Aufsehen erregten, und oft diesem

Auffehen einen blendenden Nachschimmer gaben, indem sie sich in ihrem Falle an den Namen und die Ehre großer Geister anklammerten und sie in den Roth hingen. Es gab Kerle darunter, die sich in eignen, von ihnen selbst eingesandten Correspondenzen, einen „Riesengeist“ nennen ließen. Wieder andere führten sich unter fremdem Namen in ihren Werken dem Lesepublicum vor, beschrieben ihre Hand, ihren Fuß, ihre Affengesichter, ihre schwarzen Sammttröcke, — ja der Eine nannte sich selbst den „Napoleon der Literatur,“ und Sie würden sich todt lachen, wollte ich eine Hand voll Bursche der Art aus dem großen Haufen herausgreifen, und sie Ihnen näher vorführen. Nun sagen Sie mir um Gottes Willen, wo soll das hinaus? oder, wo hinein?! — Kann ein Vater oder Erzieher ein größeres Verbrechen begehen, als sein Kind einer Neigung sich hingeben zu lassen, die es der fast unvermeidlichen Gefahr aussetzt, mit Vernachlässigung aller wahren Brod- wissenschaft oder aller anderen nährenden Talent- ausbildung auf eine allgemeine literarische Heer-

Straße geschleudert zu werden, auf der es unter einem unüberschbaren Haufen schreibender Tagesbettler selbst zum nothleidenden Bettler herabzusinken droht? Und sollte man nicht schon frühzeitig, so wie man ungefähr einen jungen, zur physischen Ausschweifung geneigten, Mann in ein Lazareth führt, um ihn durch das augenscheinliche Beispiel gräßlicher Krankheiten abzuschrecken, seine Kinder mit diesem Literaturhospitale bekannt machen, um ihnen alle Lust zur Schriftstellerei zu benehmen? Sollte nicht eine jede weise Staatsregierung ihren Schuloberhäuptern anbefehlen, auf diese gefährliche Seite falscher Neigungsentwicklung bei ihren Schülern vor Allem zu sehen, und ihnen den Abscheu vor dieser Art von gemeiner und zersetzender Geisteskrankheit frühzeitig einzuimpfen? Dem Vaternörder haut man die Hand ab, — aber den Tagesdiebschreibern, der eine Unzahl von Vätern, sammt ihren Weibern, Töchtern und Söhnen durch seinen Unsinn moralisch mordet, läßt man laufen. Den Rasenden, dem eine physische Krankheit, ein Unglück, eine geträumte

Liebe den Verstand nimmt, macht man unthätlich, und schickt ihn in's Irrenhaus, — aber die Unmasse von wahnwitzigen und rasenden Fieberkranken, die um so gefährlicher für die gesündere Menschheit sind, als ihre Schreibwuth ansteckt, läßt man frei umhergehn. Ich für meinen Theil würde mich glücklich schätzen, auch nur Einen dieser Elenden auf den Weg der Vernunft zurückzuführen, und halte dafür, daß auch die schärfste Geißel noch zu zart sein wird, um sie zur Erkenntniß zu bringen. Gebe Gott, daß aus all jenem sinnlosen, unser Jahrhundert mit Schmach bedeckenden, Treiben nichts Gefährlicheres entspringe, als hie und da eine einzelne, übereilte Ohrfeige! Aber leider theilt diese Literatur dem guten Geschmack und der gesunden Vernunft ganz andere Ohrfeigen mit!

Gott sei Dank, — schrie Hähnchen, — daß ich weder der gute Geschmack noch die gesunde Vernunft bin! Ich würde mir auf der Stelle die beiden Backen mit Eisen beschlagen lassen. —

Dann würde ich einen Roman über Sie

schreiben, meinte Leibwärmer: „Der Frankfurter mit der eisernen Maske.“ —

Das könnte mir nur schmeicheln! — meinte Hähnchen, — denn, wenn Sie mich mit einer Maske darstellen, wird mich Jeder für einen Frankfurter Senator halten! — — —

Verachten wir alle jene Heuchler, die die Larve vor ihren Charakter hängen, — sprach Gilwerling, indem er Spazer scharf ansah; — es gibt Menschen, die zur Larve geboren sind, und die sich, sobald eine ihrer Handlungen sie demaskirt, als moralische Scelette ausweisen, deren Geruch jede gute Gesellschaft verpestet. —

„Die Sache sei abgemacht, -- erhob sich unten am Tische eine Stimme; — der Herr Doctor war gleichfalls zu heftig in seinen Aeußerungen. Man muß nicht vergessen, daß wir keine Generäle ohne Soldaten hervorbringen, und daß wir der dunkleren Sterne bedürfen, um die helleren zu erkennen.“

Es war dies der Nachbar des Herrn Professor Stromwall, der so sprach. „Sie sehen in mir, — fuhr er fort, den Professor Pomeranze.“

Von jeher und zu allen Zeiten war ich ein Vertheidiger der Unterdrückten.

Ich habe Niemanden unterdrücken wollen, — rief der Doctor etwas ärgerlich. Auch habe ich keine Namen genannt, obſchon mir deren eine Maſſe zu Gebote ſtanden.

Das entſchuldigt Ihre Hitze nur zum Theil, verſetzte Pomeranze. Ich aber bin Mathematiker, und pflege alles hübsch ruhig und nach beſtimmten Gröſſen und Grundlagen zu betrachten. Um zu wiſſen was eine g'rade Linie iſt, müſſen wir krumme haben, und Alles in der Welt ergiebt ſich bloß durch richtige Vergleichung. Was Ihre Anſichten über das Schriftſtellerhandwerk der Männer betrifft, ſo will ich darüber nicht ſo ſehr mit Ihnen rechten; ſie ſind zum größten Theile wahr, und leider erwieſen! Allein der Frauen muß ich mich eben ſo eifrig annehmen, als dieß mein Herr College hier thun wird. Es iſt nicht zu läugnen, daß wir eine Menge jämmerliches Zeug aus den Federn weiblicher Verirrten hervorgehen ſahen, — allein dieß dürfte denn doch wohl glänzend durch das

Gute aufgewogen werden, welches wir dem Geiste so mancher weiblichen Größe verdanken.

Gut gesprochen! rief Leibwärmer. In meinem Romane: „die zahme Eidechse, oder Frauensinn und“ — —

Erlauben Sie, — fiel Pomeranze ein, — verlieren Sie Ihre Eidechse nicht, und lassen Sie mich ausreden. — Ich habe schon seit Jahren die Erfahrung gemacht, daß es gewissermaßen nothwendig ist, in allen Classen eine Masse werthloser Concurrenzen und nichtiger Körper zu besitzen, so wie es durchaus nothwendig ist, eine Armee zu besitzen, um dem Geiste des Verufenen Gelegenheit zu bieten, sich über die gewaltige Maschine zu erheben, und das hervorragende Talent zum Commandeur zu entwickeln. Ich selbst schmeichle mir z. B. dem Namen Pomeranze in der mathematischen Welt Ruf und Achtung verschafft zu haben. Dies wäre mir vielleicht nie gelungen, wenn ich in meinem Wissen und Studium ohne Kampf und Vergleichung mit geringeren Kräften hätte vorwärts schreiten müssen. Hätten bloß ein

halb Duzend gleich großer Mathematiker existirt, so wären wir sämmtlich zu keinem hervorragenden Namen gelangt; aber, dadurch, daß ich von einer Masse arroganter, unwissender und geringerer Scheinmathematiker umringt war, aus deren Haufen ich mich durch eifriges Studium hervorarbeiten mußte, ist es mir gelungen, mich hoch über sie zu erheben, und gerade dem Treiben des Unvollkommenen habe ich es zu verdanken, daß der Name Pomeranze als Bild des Vollkommenen da steht. So auch bedürfen wir einer großen Masse werthloser Scribenten, um die werthvolleren darnach beurtheilen zu können: und, wenn wir nun bei beiden Geschlechtern zu dieser Beurtheilung schreiten, so werden wir finden, daß sich bei den Scribenten männlichen Geschlechts die Zahl der Guten zu den Schlechten, wie Eins zu Hundert, dagegen bei den Frauen wie Eins zu Beihn verhält.

Das will ich gerne glauben! lachte der Arzt; denn zum Glücke ist der Schriftstellerwahnsinn bei der schöneren Hälfte noch nicht so allgemein eingedrungen, als bei der nicht schönen!

Sie entschuldigen, verfehte Pomeranze; Sie scheinen ein fleißiger Arzt, aber ein minder fleißiger Mathematiker zu sein. Wenn ich sagte, wie Eins zu Zehn, so meinte ich dies nicht vom ganzen Frauengeschlechte, sondern bloß von der uns bekannten Zahl ihrer Schriftstellerinnen. Wisse demnach, wie Sie sich etwas ärztlich auszudrücken belieben, jener Schreibwahnsinn bei dem ganzen weiblichen Geschlechte ein, so würden meine Größen durchgehends verzehnfacht werden müssen, und dann erhielten wir nur um so viel geistreiche Schriftstellerinnen mehr.

Sie meinen also — fiel Leibwärmer mit wichtiger Miene ein, — daß wir die existirende Anzahl weiblicher Talente wie einen Decimalbruch zu betrachten haben?

Freilich, großer Leibwärmer! — rief der Doctor, indeß Pomeranze sich in die Lippen biß, — freilich! und die der Männer wie einen Reissenbruch!

Mein Mann hats auf Sie abgesehen, — wandte sich Madame Heckebein zu Leibwärmer; —

aber trösten Sie sich mit mir, er macht mir's nicht besser.

Haben Sie keine Angst, stötete der Leihbibliothekar mit gedämpfter Jagottstimme; — unsere Alliance, Madame, ist unerschütterlich. —

Bravo! gut geblasen! — rief Heckebein. —

So wie die Vertelischen Wassertrinker alle wahren Heilmittel verachten, — fuhr Pomeranze fort, — also verachten viele heutigen Schriftsteller, die sich ihr wässriges Element zur Nahrung erwählten, die kräftigeren weiblichen Gemüther, deren Heilkraft in literarischen Krankheiten durch viele Beispiele erwiesen ist.

Sie gerathen mir in's Handwerk! rief der Arzt.

Mag sein, versetzte Pomeranze, — allein, ich fühlte mich von jeher gedrungen, der Frauen Partei zu ergreifen, obgleich ich nur wenig mit ihrem Geschlechte Umgang hatte.

Ah! — nun sind wir auf dem rechten Fiede! sprach Heckebein; — es ist gewöhnlich der Fall, daß diejenigen die Frauen am Meisten vertheidigen, die sie am wenigsten kennen gelernt

haben. Sie schlagen sich da mit Ihren eignen Waffen, denn hier liegt der Hase im Pfeffer. —

Der Beobachter aus der Ferne, versetzte Pomeranze, beurtheilt eine Schlacht oft weit richtiger, als der Mitkämpfer.

Das ist ausgemacht, — fiel Leibwärmer ein; — auch ich habe die Weiber nur selten in der Nähe betrachtet, und doch wimmelt es in meinen Romanen von hoher Theilnahme für sie.

Nährendes Wimmeln! — lächelte Heckebein.

Wenn ich nicht dächte, die etwas aufgeregten Gemüther noch mehr zu erhitzen, — sprach hier der alte Kitz, — so würde ich Ihr Gespräch durch einen guten Kaffee schließen.

Ja wohl! rief Hähnchen; — alle guten Geister schließen mit Kaffee! wo sollte ihnen auch sonst der Verstand herkommen?

Gut gewinselt! — sprach Heckebein. Lassen wir uns Verstand reichen. Wir bleiben trotz unserer Opposition die besten Freunde. —

Wozu ich herzlichst gerne die Hand biete! fiel Pomeranze ein. —

Und auch ich, sagte Leibwärmer; denn war den Roman: „Die Versöhnung am Burg“ verließ, oder Kindermord aus Absolut-Identität“ geschrieben hat, der wird Niemandem etwas Böses nachtragen. —

Fein gedacht! — rief der Doctor. Und mit dem Liedchen aus Don Juan: „Reich mir die Hand, mein Leben!“ sprang er auf, und bot dem edlen Leibwärmer die Rechte, welchem Beispiele die übrigen Opponenten folgten.

Diese rührende Versöhnung ist so herzerreißend, — sprach ich, — daß ich nicht umhin kann, die ganze ehrenwerthe Gesellschaft bei meinem Thee zu vereinigen.

Wovon Sie aber mich entbinden werden, fiel Julius ein.

Wie? Sie wollten nicht? —

Was ist Dir mein Sohn? — fragte der Alte; — Du bist bleich und verflört; — mein Gott, ich glaube gar, Du zitterst!

Sie sind unwohl? rief ich erschrocken.

Es ist nichts — — versetzte er; — eine kleine Nervenbewegung, die sich bald wieder geben wird. Lassen Sie mich einen Augenblick in's Freie, — ich bin gleich wieder hier!

Der Doctor stand auf, ihn zu begleiten; doch Julius verlangte, einige Augenblicke allein zu sein, und begab sich schnell hinweg. — Voller Bestürzung über dieses unerwartete Intermezzo saßen wir schweigend und traurig bis zu seiner Rückkehr, die nach wenigen Minuten erfolgte. Er trat ruhiger ein, als er ging, und sein Antlitz hatte wieder einige Farbe erhalten. —

Meine Herren! — fing er an, als er sich wieder an seinem Plage befand, — Sie sehen hier einen jungen Mann vor sich, auf den Ihr heutiges Gespräch unstreitig den bleibendsten und tiefsten Eindruck gemacht hat, und dem es den dauerndsten Nutzen bringen wird, — obschon er scheinbar keinen großen Antheil an Ihrem Wortstreite nahm. —

Oh weh! — dachte ich, — meine Ahnung! —

Möchte, — fuhr Julius fort, — sich solche heilsame Gelegenheit für Jene recht oft vorfinden,

die in ihrem Irrwahn sich Dingen hingeben, für die sie keinen Beruf haben und denen sie nicht gewachsen sind. Möchten Alle die, welche noch einen Funken von Selbsturtheil und Selbsterkenntniß in sich verspüren, ihren eiteln Götzen eben so leicht gegen die wahre Gottheit der Vernunft vertauschen, als ich es hiermit thue. Ich war so thöricht mich freiwillig einer bindenden Gewalt zu unterwerfen, (hier fielen seine Blicke auf mich,) die mich auf einige Zeit meinem besseren Selbst zu entfremden droht. Ich gab mein Wort, einer fremden Leitung zu gehorchen, und ich werde es halten. Allein, so oft ich durch richtige Erkenntniß eines Irrthums einsehen werde, daß ich mich auf falschem Wege befinde, — so oft sich mir, wie heute, Gelegenheit bieten sollte, meine Schwäche und meine voreilige Wahl in Dingen, denen ich nicht so gewachsen bin, um als Ehrenmann dabei stehen bleiben zu können, erwiesen zu sehen, — so oft werde ich es mir nicht nehmen lassen, auf kurze Zeit mein eigener Richter zu werden, um nach meinem Willen zu ermessen, was zu thun sei.

Sollte Ihnen dies Alles etwas dunkel sein, meine Herren, so kann ich Ihnen durch die freimüthige Erklärung einiges Licht geben, daß ich mich seit ein paar Tagen zum Schriftsteller berufen glaubte, aber durch Ihren, theils scherzhaften, theils schonungslos treffenden Wortkampf, so wie schon diesen Morgen durch die scharfen Winke einer mir wohlwollenden jungen Dame, darauf aufmerksam geworden bin, wie wenig ich mich zu jenem Stande eigne. Der, in mir durch jene Dame angefachte Funke ist durch Sie zur hellen Flamme emporgelodert. Ferne sei es von mir, jene Masse unberufener Federhelden, die eben so schnelle wieder versinken, als sie aufsteigen, und deren Irrlichter kaum den Werth einer Seifenblase besitzen, durch meine eigne Schwäche noch zu vermehren. Ich danke Gott, daß ich bis heute die Feder noch nicht ansetzte, und ich höre auf, Schriftsteller zu sein, noch ehe ich als solcher begonnen habe. Dies die Ursache meiner kurzen, inneren Erregung, deren letzte Spuren mit diesem Geständnisse verschwunden sind.

Das laß' ich mir gefallen! rief der Arzt: — Gott segne Sie, junger Herr, in Ihrem Entschlusse, — und wolle der Himmel, mein eigner Sohn besäße die trefflichen Keime Ihrer starken Seele! — — Und mit Gewalt unterdrückte der joviale Doctor eine sich hervordrängende Thräne.

So willst Du schon wieder umkehren? rief der alte Kitz, der sich vergebens bemüht hatte, seinen Sohn zu unterbrechen.

Ja! so wahr mir Gott helfe! rief Julius. Macht aus mir, was Ihr wollt, — aber mit der Schriftstellerei hat's ein Ende! Eure Spekulationspläne realisiren sich vielleicht auf andre Weise bei mir. —

Das verdient' ich Ihnen nicht! rief Hähnchen, — alles hat ein Ende, sobald man reich ist! Bei mir hat Alles ein Ende, — denn ich habe Geld!

Der Doctor lachte unmäßig bei dieser Bemerkung. Allein der Professor Stromwall ergriff ganz wider Erwarten Hähnchens Partei.

Neuntes Kapitel.

Mittel, um im 19. Jahrhunderte bei lebendigem
Leibe angebetet zu werden. Zwei Sub-
scriptionslisten.

Dichterfreuden.

Es sitzt ein armer Dichter
An kaltem Wintertag.
Der dichtet von der Sonne,
Vom Nachtigallenschlag,
Von jungen Rosenbüschen,
Von süßem Cypressewein,
Von reichbesetzten Tischen,
Von Gold und Edelstein.

Sein Dichtersinn ist glühend,
Sein Herz ist warm und stolz,
Allein für seinen Ofen
Hat er kein Stückchen Holz;

Von goldnem Teller naschen
Läßt er im Geist die Welt —
Alein aus seinen Taschen
Entfloß das letzte Geld.

Der Hunger wühlt ihm nagend
Im leeren Eingeweid',
Indeß die Seele schwelget
Im grünen Frühlingskleid; —
Die kalten Hände starren,
Es zittert sein Gebein,
Indeß der Geist sich badet
Im heißen Sonnenschein.

Er haucht sich in die Hände
Den lauen Aethenzug —
Und läßt die Kerchen steigen
Im heit'ren Morgenflug;
Er nagt an einer Kruste
Mit Schimmel überdeckt —
Und schreibt von einem Erösus,
Den man zum Mahle weckt.

So sitzt er, bis der Abend
Des Tages Licht ihm nimmt,
Und ihm der letzte Funke
Im Herzen still verglimmt. —
Den letzten Tropfen holt er
Aus seinem Tintensatz, —
Und weint auf seine Verse
Die letzte Thräne naß.

Das Frühlingslied ist fertig, —
Voll Wonn' und Hochgenuss; — —
Stumm schreibt er seinen Namen
Der Nachwelt hin zum Schluß.
Und wie er's überlesen
Mit heißem Liebesdrang,
So sinkt er todt vom Stuhle
Mit seinem Frühlingslang.

„Da Sie so herzlich lachen, — sprach der
Professor zum Arzte, — so nöthigen Sie mich aber-
mals, Ihnen zu opponiren; denn wie komisch auch
sein Ausruf gewesen sei, so hat dieser junge Herr
doch nicht so ganz Unrecht mit seiner Bemerkung. —
Seyen Sie heut zu Tage was Sie immer wollen, —
Künstler, Gelehrter, Philosoph, Dichter, ausge-
zeichneter Handwerker, Kaufmann — kurz was es
immer sei, so sind und bleiben Sie in verächtlicher
Dunkelheit ohne diesen Höllenstein der Civilisation,
der allein alle Wunden der Geburt, des Standes
und des Schicksals wegzuhähen vermag! Schwache
Thoren fasseln über Bildung und Fortschritt, —
ohne daß weder Bildung noch Fortschritt in un-
sern Augen einigen wahren Werth besitzen, wenn

sie nicht reiche Metallgrundlagen haben. Vorwärts streben und sich möglichst hoch über das Gewöhnliche hinaufschwingen soll und muß der Mensch, der seinen Ruf auf diesem Erdballe erkennt, aber sein Streben, Sinnen und Eifern fallen zu unserer Zeit in's Nichts zurück, wenn er nicht bald und sicher auf goldner Basis arbeitet, und seinen Geist *à pari* stellt. Auf diese Weise muß es freilich in einer Hinsicht zu einem goldenen Zeitalter im eigentlichen Sinne des Wortes kommen, während in anderer Hinsicht das Genie da, wo es nicht gleichen Goldschritt mithalten kann, rasch zu Grunde gehen muß. — So vergoldet sich in unserem vollkommenen Jahrhundert in dem einen Lande die Dummheit, während in dem andern die Geistesgröße Hungers stirbt. In Frankreich z. B. finden Sie das Blöthe, Hirnlose und Miserable, sobald es dem erbärmlichen Geschmacke dieses vollkommenen Jahrhunderts fröhnt, im Golde schwimmend, während in Deutschland der tiefere Geist alle Mühe hat, die Blößen derer, die ihn besitzen, mit den nothwendigsten Lumpen der Mode zu bedecken. Der

momentane Nimbus ist dort Alles, was dem armen Genie bleibt. Heißt es, der Mann ist genial und erhaben, aber arm und elend — so wiederholen, während er im Elende schmachtet, hunderttausende von Marktschreibern „er ist arm und elend, —“ aber Niemand, keine Seele wird ihm beispringen, seine Noth zu erleichtern. Die Werke seines Geistes entzücken, bewegen und nähren vielleicht Millionen, — aber von allen diesen Millionen denkt keine Seele daran, daß dieser Geist Bewohner eines armen ausgehungerten Körpers ist. Alles verläßt ihn, dieweil er lebt, — bloß weil er noch lebt, — ja, man verläßt ihn um so mehr, je höher er sich durch seinen Geist gestellt, und während der stumpfe, geistlose Tagelöhner oder Ackerknecht noch eine Handvoll guter Herzen findet, die ihm im letzten Todes-schweisse beistehen, verendet das arme Genie in Einsamkeit, gleich dem edlen Hirschthiere, das von den eigenen Jungen sich verlassen sieht, sobald der tödtende Schuß es getroffen. — Kaum aber ist heut zu Tage das Auge, dem die kleinste Brüdergabe vielleicht auf lange hin Trist zum lebendigen Leuch-

ten verliehen hätte, geschlossen, — so strömen auf allen Seiten die Beiträge zu einem Monumente für den Verhungerten; und dem man lebend ein Stück Brod versagte, wirft man im Grabe einen goldenen Klotz auf den Sarg! Dann sollen ihn ein elender, nackter Stein und eine miserable Rede bei dessen Enthüllung für den Jammer seines Lebens entschädigen! — Erklären Sie mir diesen Wahnsinn des civilisirten Menschthums in solchem Lande, wo, um den Werth des Lebenden anzuerkennen, man ihn als Leiche vor sich sehen muß! — Oder glauben Sie etwa, der Deutsche von ächter Geistesgröße könne betteln? betteln wie ein Bettler von Profession? Selbst, wenn er feige und kleinlich genug wäre, sich zum Almosen sammeln herzugeben, so würde heut zu Tage kein Mensch ihn beachten. Der Deutsche von Talent, Ehre und Selbstgefühl wird aber nimmermehr seinem Jammer dadurch die Krone aufsetzen, daß er sein einziges und letztes, sein höchstes, — aber nicht im Geldcourse stehendes, Gut, der Dummheit oder dem gemeinen Reichthume bettelnd

zu Füßen legt. Es ist mithin dem heutigen Deutschen, der seinem Genie Eingang verschaffen will, zu rathen, sich vor Allem auf irgend eine andere ehrliche Weise, sei es durch eine Schnupftabacksfabrik oder eine Schuhwichserfindung, eine gute Parthie gangbaren Metalls zu verschaffen. Ich will Ihnen hier nicht von neueren Schicksalen, von Beethoven, Weber, Lessmann, der Herzogin von Abrantes oder dem unglücklichen August Kanne reden, obschon ich dem Letzteren, als er auf dem Strohlager des Hungertodes lag, versprach, seinem Andenken einst eine Zeile zu weihen. — Freilich finden wir schon bei den Alten die Spuren dieses Zustandes, der jedoch damals in gar vielen Ursachen seine Entschuldigung fand. Auch hielt sich die halbreife Menschheit damals nicht selbst für das Bild der höchsten Vollkommenheit, wie unsere heutige, noch weit unreifere, — und übrigens finden wir in jener Epoche berühmte Männer, die eine lebende Satyre ihrer Zeit waren. Sokon, meine Herren, war, wie Sie wissen, griechischer Kaufmann, und handelte als Krämer, weil er wohl

wußte, daß er ohne Geld nicht Archont und ohne Reichthum bei Lebzeiten kein Weiser sein konnte. Mag es nun heut zu Tage Narren geben, die sich einzig und allein mit dem Geipensie des Nachruhms begnügen, -- ich, meine Herren beneide sie nicht um ihr Glück nach dem Tode: Oder ist es etwa ein Glück, zum großen Manne geboren zu sein, um die Welt aufzuhellen, dann Hungers zu sterben, und endlich in einer bis zum Ekel überfüllten Literärgeschichte unter einer Million von Namen, gleichfalls genannt zu werden? Was haben die hungersgestorbenen Genies davon, daß sie im Buchladen leben, und von Zungen genannt werden, über die der Champagner strömt? Was haben sie von ihrem Leben, wenn sie sterben müssen, um Anerkennung zu finden, und wenn der einzige Trost, den sie hatten, das Gefühl des Ruhmes, erst dann wahrhaft für sie eintritt, wenn sie nichts mehr davon fühlen können? Ist es demnach nicht besser, sie suchen erst Geld, und dann Ruhm zu erwerben, besonders in unserem Jahrhundert, wo es heißt: „das muß ein ge-

waltiges Genie sein, denn er hat eigene Equipage — ?

In der That beginnt heutiges Tages der wahre Ruhm für Jemand erst dann, sobald er, wie der Deutsche sagt „angefahren kommt.“ Seyen Sie ein Gott an Geiste, aber arm, so daß Sie Ihren Ruhm zu Fuße suchen müssen, und man wird Sie keines, oder nur eines schwachen Blickes würdigen; — seyen Sie aber ein Esel mit Gelde, und fahren Sie vor, und Ihr Ruhm läuft Ihnen von selbst in die Arme. Sobald dermalen Ihr Leib bloß von ordinären Beinen getragen wird, darf Ihr Kopf auf nichts Bedeutendes Anspruch machen, nehmen Sie aber Geld und Pferdebeine zu Hilfe, dann leuchten ganz andere Sonnen! — Ein Einspänner macht Sie zum Manne, aus dem etwas werden kann, ein Zweispänner verleiht Ihnen unbestreitbares Talent, und ziehen Sie mit dreispänniger Extrapost ein, so wirft man Sie in's Ausgezeichnetste, was die Genialität hervorzu- bringen vermag. — Daher werden Sie z. B. leicht begreifen, warum Herrn Göthe bei Lebzeiten

selbst im Auslande so gehuldigt ward, und warum die Pariser, die bis zur heutigen Stunde kaum eine Idee von irgend einem deutschen Dichter besitzen, von Göthe, — den sie nicht einmal richtig, sondern Quette aussprechen — Kenntniß haben. Göthe hatte außer seinem Genie auch noch das, was bei uns zum Ruhm am Allernöthigsten ist. Während Schillers, Klopstocks, Wielands, Lessings, Herders und Anderer Geist sich nie eine Bahn bis nach Paris zu brechen verstand, mußte Göthes Geldbeutel ihm sehr leicht Rußausdehnung zu verschaffen. Geld, Geiz und Pfliffigkeit gehörten mit zu den Haupttriebsfedern seines richtig speculirenden Kopfes. Er fühlte sehr bald, warum seine Verleger sich vergebens abquälten, die Ausländer auf seine Producte aufmerksam zu machen, bezahlte einige Zeitungsschreiber, und erreichte durch sie, sowie durch mehrere auf seine eigene Kosten veranstaltete Uebersetzungen und durch einige Tausend Abgüsse von selbst bezahlten Bronzebüsten, die seine ihm so liebwürthe Person darstellten, und die er nebst der Nachricht von seinem Landguthe und Minister-

amte mit seinen Werken umsonst verbreitete, seinen Zweck vollkommen. Franzosen und Deutsche gehen hierinnen ganz Hand in Hand. „Il n'a de l'argent, — ainsi il doit être un homme d'esprit!“ hören Sie bei den Pariser Redacteurs so gut, wie das Equipagen-Urtheil bei den Deutschen. — Durch viel Geld und viele goldene Mittel schaffte Göthe sich schon bei Lebzeiten eine Süßigkeit des Ruhmes und der feilen Andeutung, von der man vorher keinen Begriff hatte. Aber ist es ihm — unter uns gesagt, — zu verdanken? Worin besteht denn die Süßigkeit und Ewigkeit des sogenannten Nachruhms? — Wissen wir nicht, daß diese unsere Erde schon unzähligemale ihre Oberfläche und Bewohner total verändert hat? Wie viele Shakespeares, Homers, Napoleons, Solons, Lafos und Schillers mögen nicht schon vor vielen Jahrtausenden gelebt haben, von denen kein Schatten uns blieb? wie viele Bibliotheken mögen vernichtet, — wie viele Millionen ungeheurer Geisteswerke total verloschen, wie viele Monumente in Staub getreten sein, die uns alle von weltwichtigen

Erdengenie's gesprochen hätten? — Es mag demnach der sogenannte Nachruhm auch mehrere Jahrtausende währen, — — wenn dann aber eine Erdrevolution ganz neue Generationen auf ganz neuer Weltgeschichte erzeugt, was nützt es alsdann auch dem Allerberühmtesten unserer Tage, wenn er um ein Jahrtausend später vergessen und bis aufs allerentfernteste Andenken vernichtet wird, als ein Anderer? — Nein, Herr! das Leben ist die Welt, nicht der Tod, — und das Leben lohnt sich in unseren Tagen nur im Gelde! — Zogen Sie die Hand aufs Herz, — ohne Eitelkeit, ohne Träumerei, und sagen Sie mir, ob ich Recht habe? — Ich weiß nicht, ob ich Sie nicht tief verwunde, denn Sie sind zum Theil selbst Leute von denen, die Anspruch auf Nachruhm machen, — allein ich rede nun Einmal wie ich's meine, und möchte Ihnen gerne beweisen, daß dieser junge Mann hier nicht so ganz Unrecht hat, wenn er bei Allem hinzusetzt: „ich habe Geld!“ Die Franzosen und andere Nationen unserer Zeit haben, — gedankt sei es dem hochheiligen Impulse unserer

weitposaunten Bildungsstufe — angefangen, das Gewicht dieses Ausspruches nach seinem wahren Werthe zu schätzen! — Jules Janin, Paul de Kock, und die ganze Masse solcher flachen Schriftsteller des 19ten Sæculums haben zwar sämmtlich weder wirkliches Genie noch wahres Talent oder tieferes Wissen, — aber sie sagen: „ich habe Geld!“ und ganz Europa schreit: „Das sind Einmal Geister! Die haben Landhäuser und Reitpferde!“ So mancher Deutsche quält sich umsonst ab, ein Coloss zu werden, der sehr leicht dahin kommen könnte, wenn er seine Feder auf drei Jahre bei Seite würfe, sich auf eine gründliche, Geld eintragende Schacher - Speculation verlegte, sich dann Landgüter anschaffte, Correspondenten und Redacteure bezahlte, und endlich mit seinem Manuscripte, sei es noch so miserabel, bei den Buchhändlern vierspännig vorführe! — Oder weisen andere Berühmtheitsbranchen unserer Zeit bessere Beispiele auf? Hat etwa, — Sie mögen so viel Beter über diese Bemerkung schreiben, als sie wollen, — der großmüthige Lafayette nicht mit

Beihilfe feiler, französischer Journalisten und anderer Mimen seinen übertriebenen Ruf erlangt? Soll ich Ihnen auf der Stelle Hunderte von Deutschen und Franzosen nennen, die dem amerikanischen Freiheitskampfe mehr wahren Muth, mehr wahre Tapferkeit und edlere, höhere Opfer gebracht haben, als Lafayette, und die dennoch von keiner Zunge, von keiner Zeitschrift, keinem Werke genannt wurden? Aber der reiche Lafayette sprach: „ich bringe Geld mit!“ zahlte in Amerika und Frankreich mit Geld, während Tausende bloß mit Blut zahlten, und plötzlich stand er da als „Heros zweier Welten!“ als Mitbefreier Amerika's von französischem Boden, — während er fast keine, — verstehen Sie mich recht, — fast keine andere That des Heldenmuthes verübte, als zu der ihm sein Rang verhalf. — Eine zahllose Menge von heldenmüthigen Officiers und Soldaten, die die Erde der neuen Welt mit ihrem Blute gedüngt, wurden von den geldwüthenden Amerikanern stumm und ohne Thräne der Dankbarkeit ins feuchte Grab geschleudert, — während dieser, mit kleinem, stum-

pfem Degen, aber großem, scharfem Beutel versehenen Lafayette beinahe ihrem unsterblichen, großen Washington von ihnen gleichgesetzt worden wäre! Aber kriechende Marktschreier gibt es heut zu Tage in Amerika eben so gut, wie in anderen Theilen unseres Planeten, von dessen vollkommenster Vollkommenheit wir, der Meinung unserer Philosophen zufolge, kaum mehr anderthalb Tagesreisen entfernt sind. — Sie werden mir sagen wollen: das war in älteren Zeiten fast gerade so; allein wenn auch die Alten gleichfalls hie und da so handelten, so fiel es ihnen darum nicht ein, sich für das Vollendetste was die Schöpfung bieten könne, in den Tagen ihrer tiefen Gesunkenheit zu halten. Ich will gar nicht behaupten, daß es früher anders war, wie heute, allein gewiß ist es, daß es heute viel schlechter steht, als ehemals. — Homers zwei berühmte Dichtungen wären nicht bis zu uns gedrungen, wenn der arme Teufel nicht das Verdienst gehabt hätte, seine Producte durch Geldopfer verbreitet zu sehen. Elycurg, — der unter uns gesagt, das Metallgeld im

Geheimen weit besser zu schätzen wußte, als sein, aus ähnlicher Betrugspeculation, wie unsere Assignaten hervorgegangenes Ledergeld, — fand diese homerischen Dichtungen auf einer Reise durch Jonien, und benützte sie, um das aufrührerische Volk damit zu beschäftigen, und es von politischen Ideen abzulenken; — Pisistratus, der speculative Despot, gebrauchte sie drei Jahrhunderte später zu ähnlichem Zwecke, — und so kommt es, daß alle Welt den Homer kennt, aber fast keine Seele kennt den, in allen seinen Producten um das Tausendfache erhabneren Archilochus, bloß weil dieser nicht so glücklich war, seinen Ruf durch Geldopfer erhalten und weiter verbreitet zu sehn. Es ist dies ganz dasselbe Beispiel, wie mit Göthes Ruf in Frankreich und England. Früher aber zeigte sich dies höchstens in einzelnen wenigen Beispielen, während in unserer Zeit die zahlende und beslehende Hirnlosigkeit ganz allgemein und offen wirkt. — Ich könnte Ihnen noch stundenlang hierüber Aufschlüsse geben, wenn ich nicht befürchtete, Sie zu ermüden. Aber, wir sprechen uns öfter; vielleicht wird Ihnen

die Ergänzung werden; — ganz besonders dürfte ich Sie dann von dem Gange gewisser neueren Buchhändlerspeculationen unterrichten, und Sie sollen staunen über das Maas eines literarischen Betrugs, der schon für sich ganz allein hinreichte, unser Jahrhundert in den Augen aller kommenden Zeiten mit unauslöschlicher Schmach zu bedecken. Gehen wir zu etwas Heiterem über! —

Mit dem Allem aber, — fiel ich ein, — gestanden Sie so eben, daß Julius vielleicht nicht ganz Unrecht hat, seinen Entschluß so plötzlich zu ändern, trotz dem daß er, wie unser gutes Hähnchen sagt, Geld hat; denn Julius scheint mir die wahre Ehre des Schriftstellerthums von ganz anderer Seite als von der metallnen aufzufassen.

Das denk ich selbst, — sagte Julius; Sie kennen mich. — Und übrigens begreife ich nicht, — fuhr er, zum Alten sich wendend, fort, — wie Sie, lieber Vater deshalb so außer sich sein können? Da ich meinen Willen Einmal in fremde Taffeln geschmiedet habe, so wird sich wohl eine

andere Aussicht, die meiner würdiger ist, für mich eröffnen.

Gebe Gott, — versetzte der Alte, — daß Dein rascher Entschluß keine üblen Folgen für uns habe!

Ich schauderte bei diesen Worten unwillkürlich, ohne zu wissen, warum.

Uebrigens aber, — fuhr Julius nach einer Pause fort, — bleibt der Zweck mir heilig, wenn ich gleich die Mittel jetzt verwerfen muß. Unserer guten Alten soll auf andere Weise geholfen werden, und zwar will ich sogleich hierzu den Anfang machen. — Meine Herren! — wandte er sich zur Gesellschaft, — ohne Zweifel ist Ihnen sämmtlich die alte, ehrwürdige Gabriele von Waterloo bekannt?

Freilich, freilich! erscholl es wie aus Einem Munde.

Ich kenne sie persönlich sehr gut, — sagte der Doctor.

Sie war die Ursache meines früheren Entschlusses, — fuhr Julius fort. Die Arme seufzt

unter der Bürde des Alters auf eine sehr traurige Weise, obschon sie, was man zu sagen pflegt, zu leben hat. Ihr zu Liebe wollte ich die Feder ergreifen, um ihr das einzige Glück, worauf sie noch hofft, zuzuwenden, — die Wiedervereinigung mit ihrem alten Geliebten, der unweit Lyon sein kümmerliches Dasein auf seinen Krücken hinschleppt.

Ich hörte von ihm, — fiel der Doctor ein.

Da ich nun Einmal beschloß, ihr zu helfen, — sagte Julius, — und mir mein Herz keine Ruhe lassen wird, bis es mir gelungen ist, sie glücklich zu sehen, so eröffne ich hier eine Subscription zu ihren Gunsten. Ich zeichne 300 Francs; — ihr wird geholfen werden. Noch heute schreibe ich an Madame Chinoise und gehe zu Madame Dulong. Bis morgen Abend hoffe ich dreitausend Francs für sie zu haben, — dies wäre für's Erste zureichend.

Hier sind zwei Francs, — rief Leibwärmer. Sobald aber erst mein neuester Roman —

Schon gut, schon gut, — sprach Julius. Ihr Wille genügt.

Alles unterschrieb. — Da erhob sich der Doctor, und sprach: „Meine Herrn! da wir Einmal warm geworden sind für eine gute Sache, so halte ich die Gelegenheit für günstig, auch noch eine andere Subscription aufs Tapet zu bringen, die ich schon seit vier Wochen im Gange habe, und die mir nicht minder würdig scheint, als die für Gabriele. Sie betrifft einen armen, aber äußerst braven, deutschen Landmann, der Schuldenhalter in St. Pelagie sitzt. . .

Schulden? rief Pomeranze, — da rechnen Sie nicht auf mich. Ich thue nichts für böswillige Schuldenmacher!

Erlauben Sie, — fiel der Arzt ein, — von Böswilligkeit ist hier nicht die Rede. Sie wissen vielleicht meine Herren, daß ich seit drei Jahren einer der Gefängnißärzte von St. Pelagie bin. Dort machte ich eines Tages die Bekanntschaft eines jungen Deutschen, ehemals Student, und später Schauspieler, der wegen einiger tausend Francs nun schon seit zwei Jahren im Kerker schmachtet. Anfangs glaubte ich, daß Leichtsinns die Ursache sei-

nes Unglückes sei, und wie ein ächter deutscher Studio, der eher Alles eingestekt, als die Züge seines guten Herzens, bestätigte er mich selbst durch seine Reden in dieser Meinung. Allein ich forschte heimlich nach, und da fand ich denn, daß er es bloß seinem Edelmuthe und seiner Hochherzigkeit zu danken habe, jetzt ein Bewohner von St. Pelagie zu sein. Bei seinem vormaligen Hauswirth fand ich unter anderen von ihm zurückgelassenen Effecten eine Art Tagebuch, aus welchem ich seinen Character zum guten Theil kennen lernte. Er war mit einer sehr hübschen Summe Geldes nach Paris gekommen, um sich durch große Muster der Schauspielkunst mehr auszubilden. Die Mitwissenschaft an einem Duell, der er sich freiwillig angeklagt, um indessen einem unglücklichen Mörder Zeit zur Flucht zu lassen, hatte ihn von seinen Studien vertrieben, und ihn bewogen, zum Theater zu gehn. Als er hier in Paris ankam, lebte er sehr zurückgezogen, verschwendete aber Alles, was er besaß an die Armen, und gerieth so in Schulden. Seinem Schuhmacher, der ihm eines Morgens seine

bittere Lage klagte, ließ er heimlich für dreihundert Francs Leder überbringen, und schrieb dazu, dies käme vom Minister des Innern. Da hatte er denn seinen Jubel, als der entzückte Schuhmacher zum Minister des Innern hinlief, um sich für's überschickte Leder zu bedanken, — und in seinem Tagebuche fand ich bei dieser drolligen Edelthat die Bemerkung: „nun soll das französische Ministerium erfahren, wie ledern seine Wohlthaten sind!“ — Seiner blutarmen Wäscherin bezahlte er sechs Monate lang die Miethe, und schrieb in's Tagebuch: „der alte Besen kam, und wollte mir's wiederblechen! als ob ein alter Bruder Heidelberger sich seine großmüthigen Wihe zurückgeben ließe!“ — An einer Stelle fand ich die Bemerkung: „das alte Kameel von Wichsler riskirt auch schon Pumpe! kömmt der lederne Wichslöwe diesen Morgen, und bittet mich, ihm für seine kranke Ehehälfte drei lumpige Francs zu pumpen! ich jagte ihm eine halbe Flasche Haut-Sauternes nebst etlichen Goldfischen in den Rachen, wickelte ihn in meinen Mantel, und warf ihn zur Thüre hinaus! Bruder

Kreideberg treibt keine Pumpgeschäfte mit seinem Wicksier!“ —

Und ist dieß kein Leichtsinn? — fragte Pomeranze?

Mag sein, daß es Leichtsinn ist, — versteht der Doctor; aber ich lobe mir die deutschen Studenten, unter denen es in unsern harten geizigen Tagen noch Leichtsinns solcher Art giebt!

„Sein Sie ruhig, — sagte Julius, — ich nehme die Sache auf mich und meine Freunde. Rechnen Sie einstweilen auf einen anständigen Beitrag von meiner Seite!“ — Und abermals zeichnete Jeder eine kleine Summe. Nur Pomeranze schloß sich aus, und sprach: „Rechnen Sie es nicht etwa einer Abneigung gegen den braven Kreideberg oder gar dem Geize zu, daß ich hier zurücktrete; aber ich muß Ihnen gestehen, eine innere Stimme, die ich Ihnen nicht erklären kann, hält mich zurück. Ich habe eine trübe Ahnung, deren ich mich in diesem Augenblicke nicht bemätern kann; mir ist, als sollte ich dazu beitragen, einen Menschen unglücklich zu machen.“ —

Wir trennten uns dieser Aeußerung wegen etwas verstimmt. Aber welche Wahrheit sollte nicht in diesen Worten liegen! Wer hätte denken sollen, daß jene innere Stimme des guten Pomeranze zur prophetischen für Charlotte werden würde?

Zehntes Kapitel.

Ein Schußgeist. Gesellschaft bei Chinoise.
Julius Kix läßt seine Stimme hören.
Rossini. Düponchel. Paer. Kix erhält
einen Engagements-Antrag an die große
Oper. Pähndchen wird verliebt. Adolph
Nourrit. Lord Milferling. Balkentreter.

Nun, meine liebe Frau Thymian, bitte ich
Sie, sich in eine harmonische und zwar in eine
ungeheuer harmonische Stimmung zu versetzen, denn
wir werden uns mit jenem Kunst-Heroismus
unserer Zeit beschäftigen, der wenigstens das für
sich voraus hat, daß er durch seine unzähligen

Policinellokasten unser Jahrhundert amüsirt, wenn er es eben auch nicht weiter bringt. Befürchten Sie jedoch nicht, daß ich Ihr zartes Ohr mit gelehrten Abhandlungen anfüllen werde. Es kann Ihnen höchst gleichgültig sein, ob Hinz seinen verminderten Septimen-Accord durch *sis. a. c. es.* — oder Kunz denselben durch *sis n. c. dis* bezeichnet. Aber nicht so gleichgültig kann es Ihnen sein, ob man Rossini und Bellini als gassenhauerische Esel, und den Rieß, den Meyerbeer und Consorten als olympische Götter hinstellt. Nicht so gleichgültig kann es Ihnen sein, ob wir die Augen zu, oder offen haben, ob wir einen Wulst von musikalischem Unsinn, der einzig und allein auf Orchester-Effect und für drei sogenannte Kenner berechnet ist, eine Oper nennen, oder nicht. Wenn der literarische Wahnsinn in unsern Tagen seine höchste Stufe erreicht hat, so kann sich der musikalische und künstlerische wenigstens rühmen, ihm völlig gleich zu stehen, und von diesem Ausspruche hoffe ich Sie zu meinem Leidwesen an unserm heutigen Abende zu überzeugen.

Der Gesellschaftstag bei Madame Chinoise war erschienen, und ich fuhr, von Hähnchen begleitet, zu unserm Julius, um ihn versprochenemassen abzuholen. Als wir eintraten, fanden wir ihn schon unsrer harrend. —

Gut, daß Sie kommen! rief er, den Staub von einem alten, zerbrückten Claquehut abklopfend: — unsre Geschichte wird nun sogar seenartig, und Gott weiß, mit welchen unsichtbaren Geistern Sie in Verbindung stehn! da! lesen Sie dies Schreiben!

Was soll das? von wem? fragte ich.

Das wissen Sie vielleicht besser als ich, versetzte er. Es trägt keine Unterschrift, scheint aber der Handschrift nach von einer Dame zu sein. Vor zwei Stunden erhielt ich es durch die Stadtpost.

Ich besah die Handschrift, sie war mir gänzlich unbekannt. Das Schreiben lautete also:

„Mein Herr! Sie betreten eine neue Bahn, auf der Sie Gefahr laufen, sich selbst zu verlieren, indeß Sie das Fremde aussuchen. Wenn Ihr ursprünglicher, edler Wille und Entschluß Sie begleiten, will ich das Geschick bitten, daß es Sie

recht bald in die Arme Ihres ersten Schutzgeistes zurück führe. Werden Sie Alles, was Sie nun müssen, aber bleiben Sie das, wozu Ihr freier Wille Sie hingelenkt. Lernen Sie die Hölle der vornehmern Welt kennen, — aber kehren Sie dann ins Paradies der Niedrigkeit zurück. Wenn Sie glauben, Sie stünden allein, ohne wahre Theilnahme und unbewacht, so irren Sie. Ich bin und war seit lange mit, um und bei Ihnen; ich fühle, denke und strebe, wie Sie, und ich werde Ihre Schritte bewachen, auf daß ich Sie ergreife und stütze, falls der Taumel äußeren Glanzes Sie mit dem Falle Ihres bessern Selbst bedrohen sollte. Bauen Sie auf Gott, sich selbst und mich, und ersparen Sie mir so gut als möglich die Pein, Sie da warnen zu müssen, wo ich Sie beglückwünschen möchte. Ist Ihnen dieß ein Räthsel, so sind Sie verloren“ —

Nun? fragte Julius — was sagen Sie dazu?

Ich habe, versetzte ich, eine Ahnung, die ich Ihnen aber nicht mitzutheilen wage, aus Furcht, mich und Sie zu täuschen. Kennen Sie wirklich

die Handschrift nicht? ist sie Ihnen nie zu Gesichte gekommen?

Nie! —

Nun, so wollen wir uns weiter den Kopf nicht darüber zerbrechen, und unsern Anonymus der Vergessenheit übergeben.

Der Schreiber scheint viel Geist zu haben, sagte Hähnchen, aber kein Geld, denn er hat kein Wort davon fallen lassen. Ich fange alle meine Briefe mit Wecheln an und schließe sie mit Eisenbahnactien. Was könnte auch heut zu Tage ein Schreiben sonst noch Interessantes bieten?

Gut getroffen, liebes Hähnchen! versetzte Julius. Unser Jahrhundert ist dergestalt metallisirt, daß uns ein solcher anonymer Schutzgeist nur dann rühren könnte, wenn er uns seine Ansichten auf massiven Goldblättchen mittheilte.

Nicht wahr? versetzte Hähnchen. Oh! warum sind Sie kein Frankfurter! Sie verdienen, am Eck der Bornheimer Gasse zu wohnen und baronisirt zu werden!

Wer weiß, was noch Alles aus mir wird! lachte Julius, und wir fuhren zu Madame Chinoise. — Wir fanden den glänzend erleuchteten Saal bereits angefüllt mit Gästen aller Art, und Madame Dülon, die mit ihren Töchtern vor uns angelangt war, stellte Hähnchen und mich der alten Dame vom Hause vor, in welcher ich bei der ersten kurzen Unterredung eine Dame von vielem Geiste erkannte. Als ich sie verließ, sah ich zu meiner Rechten das bleiche, feinrasirte und mit wohlgesalbtem Backenbarte à la jeune France gezierter Antlitz des großen Rossini. Er stand vor dem geöffneten Erard'schen Flügel, und gab leise einige Octaven und Quinten an, um sich von der richtigen Stimmung zu überzeugen, woraus ich ersah, daß der gute Flügel uns an diesem Abende wahrscheinlich etwas zum Besten geben würde. Bei dieser Gelegenheit hatte ich so recht Muse, dem großen Meister einige der bedeutendsten Züge ruhig abzustehlen und sie in meiner Phantasie zu metamorphosiren. Aus den feurigstehenden, kleinen, aber momentan der Erweiterung fähigen Pupillen,

die mir wie ein paar ferne, im Gluthstrahle der aufgehenden Morgensonne leuchtende Thurmsfenstern eines Raubschlosses vorkamen, lugte der verschmitzte, grinsende, heulend-lächelnde, eiferlüchtige Orbellio mit all seiner raffinirten Wollust, Mordgier und seinem africanisch-venetianischen Ehrgeize. Das todtensblasse, höchst zarte und aller möglichen Muskelbiegungen fähige, länglich schmale Manns- weibsgesicht erinnerte auf der Stelle an die mannweibische Semiramis, deren geheime Sünden sich in den farblosen, pflüßig-glatten und versteilt-demüthigen Wangen abzuspiegeln schienen. Das schwach eingebogene, mehr spitze, als runde Kinn, das mit feiner Bosheit auf die Liebesbefehle des Mundes zu warten schien, ließ unwillkürlich den vertheufeltesten Figaro aus dem Barbier vor mich hintreten, während die sehr lange, dünne, einfältig nichts-sagende Nase, deren scharfe Spitze sich mit dummer Frechheit in die häuslichen Geschäfte ihrer Gesichtsnachbarn mischen zu wollen schien, den Basilio, wie er lebt und lebt, repräsentirte. Bisweilen drückte sich die Oberlippe mit einer Art

von trotzig-ernstem Unmuthe wider die herausgezogene Unterlippe, und erinnerte dergestalt an den trotzig-entschlossenen Zell. Doch gleich darauf wurden die Beiden wieder von einem schelmisch-tückischen Lächeln umlagert, welches endlich das verschlossene Thor unter dem hageren Basilio eröffnete, und dann im Vereine mit zwei Reihen blendend-weißer Zähne die neckisch-malitiöse Rosine leicht und schäkernd hervorhauchte. Nicht weit von Rossini schien sich das Bild eines Mannes zu bewegen, dessen Anblick einen ganz unbeschreiblichen Eindruck, den ich nie vergessen werde, auf mich machte. So willig meine Phantasie in derlei Fällen mir zu Hülfe springt, so war es mir doch diesmal unmöglich, die einzelnen Züge aus diesem merkwürdigen, majestätisch-ruhigen Angesicht charakteristisch herauszuziehen. Eine ganz eigne und abgeforderte Melancholie verbreitete sich über das Ganze. Wie zwei stille, ewig leuchtende Phänomene warfen die beiden großen, von schwärmerischem Tiefsinne umhauchten Augen ihre magischen Strahlen vor sich nieder, nahmen alle ihnen begeg-

nenden Fremdenblicke mit unwiderstehlicher Gewalt in ihren leuchtenden Schimmer auf, und stellten sogar den großen Meister, den wir zuerst beschrieben, auf Augenblicke in Schatten. Wie von einem unendlichen Meere sanft hinwogender Melodien getragen, erschien mir die ganze Gestalt, deren bezaubernde und zur Wehmuth unwillkürlich hinreisende Blicke sich meines Gemüthes bemächtigten, und in die Tiefen meiner Seele wie magische in Thränen verwandelte Ton-Sterne niederfielen. Meine Seele nahm sie auf, und auf den Blüthenkelchen ihrer Empfindung zitterte gleich einem belebenden Thautropfen der Name Bellini. — — Als ich aber näher hinzutrat, schwand das Bild; es war nur ein Schatten. Unweit Rossini unterhielt sich noch ein edel aussehender Greis im blendenden Silberhaare mit Amalie Dülon. Als sich die, trotz ihrem Greisenalter noch hohe und majestätische Gestalt umwandte, erkannte ich den seelenguten Paer, mit welchem sehr seltsam ein ziemlich magerer, kleiner Mann contrastirte, der die Hände hinter sich aufs Rückkreuz legend, unweit von ihm

stand, und die Augen mit der Gleichgiltigkeit eines Börsensensals auf die Versammlung heftete. Sein Kopf, der, von den schmalen Schultern durch einen mageren kurzen Hals getrennt, kaum über den hohen Frack-Kragen hinausguckte, war wider den letzteren weit nach Hinten zurückgeworfen, und seine Gesichtszüge verriethen mir mit Zuverlässigkeit, daß ihr Inhaber sich nicht zu Christi Bekennern zählte. Dies war Herr Meyerbeer. Ich würde gesagt haben „Giacomo Meyerbeer,“ denn so beliebt er sich zu nennen, wenn ich nur bis heute hätte dahinter kommen können, auf welche Weise Herr Meyerbeer zum Herrn Giacomo gekommen ist. Als mich der kleine Non-Giacomo sah, grüßte er mich ziemlich freundlich, und ich wollte mich eben zu ihm hinbegeben, als Julius zu mir trat und mich mit den Worten: „betrachten Sie doch dort Einmal die beiden Unglücksvögel,“ auf zwei mit einander in eifrigem Gespräche begriffene Herren aufmerksam machte. Wir traten ihnen etwas näher und ich erkannte sie Beide. — Wenn jemals die Natur in ihrer böshaftern Laune zwei

hinterlistige Gesichter auf die Erde schleuderte, so waren es gewiß diese, aus welchen ein Hegarath einen jeden einzelnen Zug als vollendete Falschheit hätte herausschneiden können. Bosheit, Arroganz, Wollust, Dummstolz und püffiget Eigennutz schienen sich durch einen dämonischen Wind zusammengereht, hier zueinander gefügt zu haben. Der Eine trug den Namen Cherubini, der Andre war ein Engländer, Namens Lord Kifferling, den ich schon irgendwo im Fluge gesehen hatte. Unweit von ihnen erkannte ich unter den anwesenden Frauen mehrere alte Bekannte. So erblickte ich unsren trefflichen Professor Pomeranze mit seiner Nichte, der singlustigen Jungfer Gänsebach, welche namentlich auf Hähnen viel Eindruck zu machen schien. Neben ihr stand unter fortwährendem Hin- und Herwackeln eine ehemals kurze und fettlose, aber nunmehr durch den Einfluß der Zeit und der Magenthätigkeit dicke und kugelrunde Sängerin, Catalani-Bindsaden, gebildet im Conservatorium der Krähen und Nachtseulen und mit einem Gesichte, das man, wenn jemals der

Teufel Lust gehabt hätte, sich mit der modernen Musik zu verheirathen, demselben ohne Weiteres als eine blockbergische Ur-Dissonanz hätte aufzischen können. Unwillkürlich setzte meine Phantasie das glatte Pudel-Gesicht Cherubinis neben die Züge dieses weiblichen Mopses, was eine physiognomische Hunde-Harmonie zum Verzweifeln abgab. Die runde Möpfin war eigentlich eine geborne Bindsaden, und hatte sich den Namen Catalani bloß als musikalisches Zugpflaster auf ihren Ruf geklebt, welche Zugpflaster-Manie indessen dormalen an der Tagesordnung ist. Ferner erkannte ich eine andere, von ihrem Manne geschiedene Sängerin, Madame Schreck-Dippel, die in ihrer Moralsvollkommenheit, in ihrer Schule, Stimme und Sangesweise so viel Aehnlichkeit mit der deutschen Schröder-Devrient hatte, daß man sie für Zwillingsschwwestern hätte halten können. Der Anblick dieser Schreck-Dippel, die ich schon bei meinem frühern Aufenthalte in Paris in einigen Gesellschaften getroffen hatte, machte auf mich jedesmal einen so merkwürdigen Eindruck, daß

ich ihn meinen Lesern nicht verschweigen kann. Ich kriegte nämlich jedesmal Appetit nach Schweinsknochenchen, so oft ich sie sah. Mehrere Aerzte, die ich deshalb befragte, waren nicht im Stande, mir ein Rezept gegen diese Schweinsknochen-Association zu verschreiben. Etwas Aehnliches passirte mir zwar schon früher, als ich zu Frankfurt den dortigen Theaterpascha aller Choristinnen, den Herrn Guhr sah; allein bei Madame Schreck-Dippel verband sich jener Appetit noch mit Herzklopfen und Unterleibsschwäche, weshalb bei ihr jene Einwirkung jedenfalls von größerer physischer Bedeutung war. — Mein guter Maler Giltwering trieb sich mit dem Professor Stromwall unweit von ihr herum. Auch sah ich den großen Leibwärmer, der mit gierigen Blicken nach irgend einem geduldigen Zuhörer angelte, sowie den ewig lachenden Heckebein, der einigen jungen Damen durch seinen Spott die Zeit vertrieb. Indem ich nun selbst einen festeren Anhaltspunct zur Unterhaltung suchte, klopfte mir von hinten Jemand auf die Schulter. Ich wandte mich um, und wurde

freudig übertascht durch die Anwesenheit meines
Freundes Adolph Nourrit, dessen Anblick
mich auf Einmal aus den flachen Alltagsideen,
welche der größte Theil der Gesellschaft in mir
hervorgerufen hatte, wieder zu dem Sternenhimmel
meines bessern Ich erhob. Doch plötzlich überzog
sich dieser Sternenhimmel abermals mit dicken Wolken,
als ich an seiner Seite jenen Kunstwucherer erblickte,
welchen das Schicksal damals unter dem Namen
Duponchel als Director an die Spitze der großen
französischen Oper gesetzt hatte. Es war unmög-
lich, dem Schicksale Talent für moderne Character-
malerei abzusprechen, wenn man diesem würdigen
Repräsentanten der, seit 1830 hervorgesprossenen
Wucherer-Romantik, diesem stereotypen Bilde eines
neueren, speculirenden Theaterunternehmers in's
Gesicht sah. In diesem Gesichte, dessen ganzer
äußerer Umriss einer zusammengequetschten Nacht-
eulenphysiognomie glich, schielte sich vor Allem Ein
Zug heraus, den ich nur bei derartigen Directions-
speculanten, so wie bei einer gewissen Classe neuerer
Theatercapellmeister fand, und den ich nur durch

den Namen: „Choristinnen-Schnappwuth“ bezeichnen kann. Die ganze gierige Sperlingewollust, die in unseren Tagen bei so vielen Theater- und Musikdirectoren die Grundtriebsfeder des Engagementsabschlusses bildet, sah ich in einer einzigen charakteristischen Linie über die ledernen Kalmukenaugen dieses Duponchel hingelagert. Wenn er mit einer, ihm noch unbekannten Sängerin zusammentraf, so zog sich diese Linie über die schmalgerichtete Nase nach dem grobgeschliffnen Paviantsmaule, und jede Gesichtspore drückte alsdann, wie bei allen Vorstehern dieses Gelichters, die Frage aus: — „*êtes-Vous mariée?*“ — Ergab sich sodann aus dem Gespräche die Bejahung dieser Frage, so schob sich ein schmutziger Blick, gerade wie bei dem Frankfurter Herrn Guhr, aus den giftschwammigen Kalmukenaugen lächelnd auf den zur Seite stehenden Gatten, und drückte die zweite Frage aus: „ist der Herr Gemahl ein Dummkopf, dessen Stirne ein Hirschgeweih vertragen kann?“ — Ziel hier die Antwort verneinend aus, so trat der Theaterpascha zehn Schritte zurück, und

nur etwa die Bemerkung, daß die verlassne Schauspiel-
spielerin oder Sängerin eine Cassenzugstute
sei, vermochte ihn, sich auf oberflächliche Unter-
handlungen einzulassen. Das neueste Directions-
prinzip, in welchem heut zu Tage die Gesinnungs-
weise der meisten deutschen und französischen Thea-
tervorsteher sich verschnitzelt, und von welchem bei-
nahe nur Italien, wo die Kunst als solche noch
etwas gilt, sich bis jetzt ausgeschlossen hält,
concentrirte sich auf sehr frappante Weise in
dem Bilde dieses französischen Paschas von einem
halben Rosschweife, der sich, wie so Viele seines
Gelichters, in seinen Ballet- und Musiddirectoren
mehrere Hilfspaschas von einem Viertel- und
Achtel-Rosschweife zugelegt hatte. Es gewährte
mir, so oft ich diesen Typus eines modernen
Directors erblickte, ein ganz eigenes Vergnügen,
die moralische Gemeinheit unsres Jahrhunderts
wenigstens so offen zur Schau getragen zu sehen.
Die Paar noch existirenden, besseren Pflanzgen, die
ihren Werth insoweit noch nicht einbüßten, daß sie
sich in der Sandwüste der neuesten Theaterwelt nicht

der Befruchtung durch solche schmutzige Directionsgießkannen hingeben wollen, können mindestens leicht errathen, wes Geistes Kind, oder besser gesagt, wes Geistes Lump sie vor sich haben. Ich hätte diesen Director um der offenen Schaustellung seiner Epigubensphysiognomie wegen umarmen und diese Physiognomie in Gold fassen mögen!

Für diesmal freilich blieb mir keine Zeit zu dieser Goldfassung übrig, denn ich sah unweit von mir meinen Bündel mit seiner liebenswürdigen Braut sehr heftig disputiren, und beeilte mich, ihren Zwist, dessen Ursache ich errathen konnte, beizulegen. Charlotte hatte so eben erst durch den alten Kih die Sinnesumwandlung unsers jungen Schriftstellers erfahren, und man kann sich die Stimmung denken, in welche sie dadurch versetzt wurde. Ich hatte alle mögliche Mühe, sie zu beruhigen. Der wüthenden Blicke, welche sie mir zuwarf, nicht achtend, versprach ich ihr im Beisein des erbitterten Julius, seinem Genius eine neue Richtung zu verleihen, und diese Bemerkung, welche Julius schweigend mit anhörte, wirkte als

niederschlagendes Brausepulver auf ihre Nerven, obschon sie sich von dem Gedanken, den theuern Geliebten als gefürchteten, von der Regierung benutzten Schriftsteller emporsteigen zu sehen, nur mit Schmerz lossagen konnte. Mit Mühe hielt sie ihre Thränen zurück, während Julius es kaum über sich gewinnen konnte, ein paar Mal mit den Füßen auf die Erde zu stampfen, und das Toben der empörten Elemente legte sich erst wieder, als die alte Dülon hinzutrat, um ihr den Lord Kifferling vorzustellen.

Hier aber sollte mit einem Male der ganze Grundbau unsres Romans eine sehr sonderbare und plötzliche Erschütterung erleiden. Keiner von uns, und am allerwenigsten Charlotte, hätte ahnen können, von welch einem merkwürdigen und traurigen Einflusse die Bekanntschaft mit einem Manne werden sollte, der dem ersten Anscheine nach nur Gleichgültigkeit oder Abschreckung erregen konnte. Aber Lord Kifferling war trotz seinem Epithubenanntliche ein sehr schöner Mann, und trug besonders ein Paar Augen über seiner einnehmenden

den und wollüstigen Nase, die unwiderstehlich und um so mehr zu ihm hinrissen, je länger man in seiner Nähe verweilte. Er war im Stande, diesen Augen jeden beliebigen Ausdruck zu verleihen; ja ich glaubte sogar zu bemerken, daß er wie ein Camäleon nach Belieben blaß und roth zu werden vermochte, und kaum hatte er Charlotten begrüßt, so sagte mir ein gewisses unheimliches Gefühl, daß in diesem Gruße ganz etwas Andres liege, als das gewöhnliche Gesellschaftsceremoniel. Unstreitig hatte der Lord die Bekanntschaft Charlottens gesucht; das ging aus seinem Benehmen deutlich hervor. Denn, kaum begann er, sich mit ihr zu unterhalten, so gewannen seine Züge und Blicke dergestalt an verführerischem Reize, daß ich nur mit Angst ein Zeuge ihrer Unterhaltung zu sein vermochte. Bald hatte ich inne, daß einer jener Menschen vor mir stünde, den wir mit dem Titel eines „glücklichen Verführers“ zu belegen pflegen, und Jedem, der dies auch nicht wußte, würde jenes erste Zusammentreffen mit Charlotten die Gewißheit über seine gefährliche Kunst verschafft

haben. Als ein geübter Beurtheiler des weiblichen Geschlechtes merkte ich bald, daß sich die Braut meines Freundes wider ihren Willen zu ihm hingezogen fühlte, und als der Lord dies beobachtet und den gewohnten Eindruck bei ihr bemerkt hatte, setzte er das Blendwerk seiner sprühenden Augen in directere Bewegung. Vergebens suchte ich Charlotten, als ich dies bemerkte, von ihm weg und auf andere Gegenstände zu lenken. Sie hörte bald weder auf ihre Mutter, noch auf mich und Julius, wechselte sichtbar die Farbe, und während sie sich der Gefahr bewußt zu werden schien, und sich Mühe gab, die so plötzliche Erregung im Keime zu ersticken, sah ich sie, gleich dem genannten Vöglein, vor den Zauberbliden der Schlange umhertaumeln, und jeden Augenblick im Begriffe, die in ihr erweckten Gefühle zu verrathen. So unbegreiflich und wunderbar dies erscheinen mag, so sind mir doch derartige Beispiele mehrmals vorgekommen. Ein einziger Blick und ein einziges Zusammentreffen zweier in ihrer Gluth harmonisirender Augenpaare zerstörte oft das nahe Glück zweier

vereinter Herzen, deren eines seine Neigung mit auf die kalten Berechnungen der Convenienz basirt hatte, auf immer, und zerriß urplötzlich das als heilig und ehern gedachte Band der Liebe. Hätte ich ahnen können, daß dies auch hier der Fall sein würde, so wäre es vielleicht noch Zeit gewesen, den Folgen, die jenem Augenblicke entspringen sollten, durch rasches Eingreifen in das Seelentriebwerk der schönen Charlotte vorzubeugen. Allein ich dachte mir ihre Aufregung als eine vorübergehende leichte Zugwolke weiblicher Empfindungen, und so geschah denn das Traurige, welches ich später zu berichten haben werde. — Julius schien zum Glücke oder Unglücke von dieser zauberschnellen Umwandlung nichts zu bemerken. Er mochte das Benehmen seiner Braut, die sich eine halbe Stunde lang gar nicht um ihn zu bekümmern schien, für eine Strafe dafür halten, daß er, wie ich beim Hinzutreten zufällig gehört hatte, abermals mit seinen Bürgerlichkeitsideen zwischen ihre hochfahrenden Pläne sich gedrängt hatte, und suchte sich durch eine lebhafte Unterhaltung mit der Mutter ein-

weisen für den Verlust ihres Anblickes zu entschädigen. Wir werden leider zu frühe wieder auf diesen Augenblick zurückkommen! —

Indessen ordnete sich die Gesellschaft nach und nach etwas mehr. Ich harrete der musikalischen Genüsse, die da kommen sollten, allein man schien noch Jemanden zu erwarten. Endlich ging die Thüre auf und herein trat ein junger Mann, dessen Erscheinung einige Damen mit einem leisen Ah! begrüßten. Gleich die ersten Bewegungen des Eingetretenen fielen mir auf, und versetzten mich über seinen Stand außer Zweifel. Sein Gang hatte so etwas Langsam-Altmäliges, so etwas Abgemessendbedächtiges und Tactschlägerisch-Innehaltendes, daß der ganze Mann mir von vorneherein vorkam, wie ein personifizirter Metrischer Tempozeiger. Seine sämmtlichen Gesichtszüge waren steif und kalt, wie ein gefrorener harmonischer Fluß, und seine stieren unbeweglichen Augen standen in diesem Eise wie zwei ganze Noten, welche durch die länglichstumpfe Nase wie durch einen steifen Contrapunct getrennt waren. Seine beiden Arme bewege-

ten sich beim Gehen im allerlangsamsten Zweiertacte, und wenn er sprach, so klang es wie das abgemessene Knarren eines Räderwerkes, dessen Gang durch die beiden Armpendikel in gleichmäßiger Bewegung gehalten wurde. — Dieser Mann war, wie ich nach wenigen Minuten erfuhr, ein deutscher Gesanglehrer Namens Baisentreter, dessen sich die d. de Catalani-Bindsaden bei ihren gesellschaftlichen Vorträgen als Begleiter zu bedienen pflegte. Nachdem er der Hausfrau drei ritardirende chinesische Bücklinge gemacht, und einige Mal die Hände im Vierteltacte gerieben hatte, setzte er sich an den Flügel, schürfte die ihm gereichte Tasse Thee im langsamen Zwölfteltacte mit Einsilechtung verschiedener Pausen hinunter, und Madame Bindsaden machte sich bereit, die große Arie aus Webers Freischütz mit bedächtig hinschwimmender Allmähligkeit vorzutragen. Ich stand hinter ihr und hörte, wie Baisentreter ihr zusüßte: „nur recht sehr langsam, Euer Wohlgeborn! nur kein sogenanntes Feuer, wenn ich bitten darf, denn Sie wissen, ich hasse alle

französischen und italienischen Hirtensanzereien wie die Cholera!“ — Er sprach, und der langsame Allmähligkeitsgenuß ging los. Der Bindfadenumd wurde auseinander gerissen, und die ersten zwei Tacte wurden mit einer Ruhe, die einem Hamburger Nachtwächter zur Ehre gereicht hätte, so bedächtig und zögernd heruntergeleiert, daß ich meine Geduld gleich Anfangs mit Daumschrauben und Halseisen umgeben mußte, sonst wäre sie mir wie eine Rasende durch alle Poren davon gelaufen. Die Worte: „ob Mond auf seinem Pfad wohl lacht“ schienen gar kein Ende nehmen zu wollen. Sie zogen sich durch die drei Tacte wie eine meilenlange Landstraße, so daß, wenn ich der Mond gewesen wäre, ich mich wahrscheinlich auf meinem Pfade zu Tode gelacht und dann als Leiche des deutschen Geschmacks vor die Elefantensfüße der großen Catalani-Bindfaden hingewälzt hätte. Das Adagio: „leise, leise“ hing sich wie ein Kauffarthenschiff bei gänzlicher Meeresstille an jene Landstraße an, und zu diesem Kauffarthenschiff gesellte sich das Recitativ: „o wie hell die goldnen

Eterne“ wie ein festgefrorener Ballfischfahrer. Bei dem Andante: „alles pflegt schon längst der Ruh“ fielen mir wirklich die Augen so plötzlich zu, als ob ich ein halbes Maas homöopathische Beilchentinctur geschluckt hätte, und als ich sie wieder aufmachen konnte, trat ich unwillkürlich vor den Spiegel, um nachzusehen, ob ich nicht aus der Haut gefahren wäre. Die „Nachtigal und Grille“ freuten sich der Nachtlust so langsam und anständig, daß ganz Deutschland darüber hätte einschlafen müssen, wenn es nicht schon eingeschlafen wäre. Das Allegro: „all' meine Pulse schlagen“ das doch selbst der gute Weber mit *Vivace con Fuoco* bezeichnete, rollte, durch das Tact-Abknallen des deutschen Gesanglehrers in Ketten gelegt, gleich der ehemaligen „gelben Kutsche“ von Leipzig nach Dresden, mit überlegender Faulthiermelancholie durch den Saal, so daß, wenn die Pulse der Sängerin wirklich in demselben Tempo geschlagen hätten, sie binnen fünf Minuten den letzten Athemzug hätte einschnappen müssen. Ich war dergestalt außer mir, daß mich in die-

sem Augenblicke ein halbdutzend Polizeidiener nicht hätten in mich zurück bringen können. Endlich ging es an das Schlußallegro. Ich fiel im Geiste auf meine Knie nieder und betete inbrünstig: „Du Allbarmherziger! der du nicht bloß die Leipziger Gelbe Kutsche, sondern auch die deutschen Gefangslehrer und deutschen Unmähigkeitsfänger geschaffen hast! errette mich nur diesmal noch vor der gänzlichen Zerquetschung durch diese deutsche Singstamfmühle! Du weißt, guter Gott, daß ja selbst Weber über den sechzehnten und siebenzehnten Tact dieses Schlußallegros die Worte hingeseht hat: „con tutta forza!“ so laß mich denn wenigstens ein einziges Mal ein Fünkchen italienischer Gluth aus diesem Bindfaden-Eiskeller aufsteigen sehen!“ — So betete ich. Aber nein! da war keine Möglichkeit! ich sollte und mußte ganz zerquetscht werden durch diesen deutschen Selbstkutschenvortrag und durch die Klastertief eingemauerte Tempo-Phantasie dieses deutschen Gefangensmethodisten Balkentreter! — Ich wäre wahrscheinlich bei der letzten Note in mich hineingesunken wie ein ins Regenwasser ge-

stelter Zuckerhut, wenn mich nicht zum Glücke meine beiden Beine noch dadurch gerettet hätten, daß sie schon eine Viertelstunde zuvor eingeschlafen waren, und mithin unter jenem gräßlichen *con tutta forza* nicht zu erliegen brauchten. Vielleicht wäre ich aber doch noch lange nicht zur Besinnung gekommen, wenn mich nicht das wüthende Bravorufen meines guten Händchens, das wie ein ächter Frankfurter vor lauter Enthusiasmus mit Händen und Füßen zappelte, und die Augen wie ein gestochenes Mondkalb verdrehte, aus meiner Betäubung wieder aufgerüttelt hätte. —

Der alte Paer, Meyerbeer und Rossini schnarchten auf ihren Stühlen ein Unisonoterzett, in welchem der größte Theil der anwesenden Herren und Damen sie begleitete. Nur Adolphe Nourrit, der aber ohne allen Zweifel drei Gaben homöopathischen Opium zur Vertreibung des Schlafes genommen haben mußte, hatte die Augen gänzlich offen behalten, und besaß so viel Schicklichkeit, dem bis in die kleine Fußzehe verzückten Valkentreter, welcher die himmlische Lindfaden Einmal über das Andere

umarmte, einen freundlichen Blick zuzuwenden. Dadurch wurde Balkentreter fidel, und forderte die Schred - Dippel zum Vortrage einer Arie auf. Nach einigem zimperlichwollüstigen Bögern erklärte sich die famose Sängerin bereit, und wählte die große Eingangsbare der Norma. Ehe sie aber anfang die Gefühle der Druidenpriesterin herunterzufrähen, bat sie eine der anwesenden Damen um ihren großen Schleier, und erklärte ihr: sie wäre durchaus nicht im Stande, eine Note zu singen, ohne die ungeheuerste Dramatik damit zu verweben, und diese ungeheuerste Dramatik bestünde darin, daß man sich bei allen Charakteren ohne Ausnahme in einen Schleier hineinwickelte, der die eckigen Wackbewegungen verberge, und dadurch, daß man ihn bei allen Stellungen wie ein Tapezirergeselle in verschiedenen wollüstigen Bettgardinenfalten herunterhängen ließe, dem Publicum, besonders wenn es nichts vom Gesange verstehe, sehr leicht ein faltenreiches X für ein reindramatisches U vormache, wodurch der Ruf einer großen dramatischen Künstlerin in kurzer Zeit, besonders heut zu Tage, ge-

wonnen werden könne. — Hierauf ging die Schleierwicklung vor sich, und der Gesang, der die paar armen Knochen, die an mir noch unzerquetscht geblieben waren, abermals unter die Räder der Singkampfmühle zog, folgte unmittelbar hinterdrein. Lassen Sie mich von den Einzelheiten dieses Vortrages schweigen, denn die bloße Erinnerung daran würde mir einen tödtlichen Stichhusten zuziehen. Sobald die bocksbeinige Schreddippel unter dem Schleier verschwand, wurde die himmlische Arie des großen Bellini mit schleichendem Gelbfußschenvortrag und unter zahmer Balkentreter-Begleitung so entsetzlich heruntergeheult, und die wollüstigen Augenverbrehungen der großen Schleiersängerin vermischten sich dergestalt mit dem ganzen Bilde, daß mein Athem weder durch Mund noch durch Nase mehr einen Ausgang fand, und ich in der schrecklichsten Verlegenheit war, auf welche Art ich meine Seufzer loswerden sollte. In Todesangst schleppte ich mich zu Nourrit hin, und erklärte ihn von Schweiß triefend, daß, wenn er mich unserem großen Künstlerjahrhundert noch einen Au-

genblüß länger erhalten wollte, er mich schnell durch den Vortrag irgend einer Gesangsprobe wieder emporrichten müsse. Alle Andern vereinten ihre Bitten mit den meinigen, und so ward uns denn endlich das wirkliche Glück zu Theil, den fast einzigen und wahren großen Gesangsmeister unserer Zeit zu hören. Daß Balkentreter auf der Stelle abtreten mußte, versteht sich von selbst; denn wie wäre es möglich gewesen, daß die höchste Potenz der südlichen Gluth mit diesem deutschen Eiszapfen zusammen hätte wirken können? Mourrit wählte ein Lied unseres deutschen Schubert, den er mit Löwe, Proch und Kurschmann als seine Liederliebhaber erklärte, — und wir vernahmen den Erlkönig, der übrigens nur aus dem Munde eines Mourrit gehört werden konnte. Ich bin jedoch nicht im Stande, Ihnen die Gesangs Momente dieses in Gluthflamme und dramatischer Auffassung gleich einzigen Sängers mit todtten Buchstaben zu malen. — Gleich bei den Worten: „es ist der Vater mit seinem Kind“, deren musikalische Inlebenrufung dem genialen Schubert trotz seines

Talentes gänzlich mißlungen ist, mußte der gewaltige Nourrit durch die ihm ganz eigene Art des Vortrags einen solchen geisterhaften Aufschwung zu nehmen, daß uns Allen die eiskalten Schauer des Grauens durch die Glieder rieselten. Schon bei diesen Worten schwand aller deutsche Ballentretergesang aus meinem Gedächtnisse, und bei dem Sage: „er faßt ihn sicher, er hält ihn warm,“ bei welchem fast alle deutschen Ballenbegleiter durch ihr wahnsinniges Notenhacken den Sänger total zuzudecken pflegten, drückte ich ganz unwillkürlich meinen linken Arm mit dem rechten wider die Brust, als ob er mir durch ein heimtückisches Gespenst entrisßen werden sollte. Aber auch der Begleiter, ein Franzose, verstand seinen Sänger. Als der Erbkönig sprach, nahm er, wie es auch Schubert durch seine Vorzeichnung ganz deutlich aussprach, das Pianopedal, und ließ die Noten als einen kaum hörbaren, geisterhaftleisen Bephor dahin säuseln, so daß Nourrit im Stande war, mit einem Piano, welches unmittelbar durch die Herzen der Hörer schauerte und auch nicht im Geringsten durch

die Begleitung zugedeckt wurde, das außerordentliche Bild kunstgerecht auszuführen. Bei dieser Stelle sah ich viele mir bekannten deutschen Balkentreter nie das Pianopedal nehmen, sondern ich hörte Einige in ihrer Dummheit sogar noch äußern, daß ein guter Clavierspieler sich niemals des Pedals bedienen, und Alles bloß durch die Handbewegung bewirken müsse. So fand ich auch, — Wien, Berlin und ein paar andere Städte ausgenommen, die meisten deutschen Orchester nicht im Stande, piano zu spielen. Viele hatten und fragten in Einem fort, wie die Büßenden in den Tag hinein, zwangen dadurch den Sänger, sie wie ein Rasender zu überschreien, und wenn ja Einmal eine Sängerin sich zu diesem Schreien nicht hergeben wollte und in ihrem richtigen und kunstgerechten Pianovortrage durch das Orchestergeheule wie ein Vogel durch eine Schneelawine zugedeckt wurde, dann hieß es bei den Orchestermitgliedern und dem durch die Schreier verwöhnten Publicum sowie bei einigen miserablen Recensenten und Kunstcorrespondenten, deren Ohfengehirn sich in der wässrigen Tinte ihres Dünkels

ersäuft hatte: „diese Sängerin hat keine Stimme; sie kann nicht Einmal durch's Orchester dringen!“ — Damit ist es aber in Deutschland noch nicht gethan, sondern sehr viele seiner Componisten strengen sich noch aus allen Kräften an, den Sänger durch ihre wüthende, Herz- und Ohrzerreißende Instrumentation auf die Folter des Brüllbedürfnisses zu spannen, und ihn geradezu mit den Bleinoten ihres Harmoniewahnsinnes todt zu drücken. Dann wundern sie sich noch, wenn ihre Heulproductionen bei der dritten Aufführung der ewigen Vergessenheit überliefert werden, und schimpfen wie die gemeinsten Fischweiber auf Rossini und Bellini, die doch in ihrem deutschen Vaterlande beinahe noch allein die Directionscasse zu füllen im Stande sind, und denen es ganz Europa Dank weiß, daß sie in keinem ihrer unsterblichen Producte dem Vortrage des Sängers irgend eine Fessel anlegten, sondern ihn in den Stand setzten, frei von allen erdrückenden Orchesterlaminen dem Gefühle jeden beliebigen Ausdruck verleihen zu können. Die meisten Andreu schreiben fürs Orchester und

halten in ihren Opern den Sänger für eine lumpige Nebensache. Jene Meister aber, die da wissen, daß ein Theater keine Kirche und eine Oper kein Requiem ist, schreiben für den Sänger und betrachten das Orchester darin als Nebensache. Der Sänger soll in der Oper als Herr und Gebieter, nicht aber als brüderlicher Schreiknecht des Orchesters dastehn. Das Publicum will in einer Oper Gefühle durch Gesang und Empfindungen durch Ausdruck dargestellt wissen. Wie wollen Sie aber dies bewirken, wenn Sie der menschlichen Stimme einen Wulst von Orchestertönen entgegensetzen, die zwar recht viel sogenannte Tiefe haben mögen, aber den Gesang dergestalt in diese Tiefe hineinziehen, daß der Vortrag, um über das Orchester hinüber die Herzen der Zuhörer zu erreichen, vorher einen wahren Ocean und ein Sturmgeheul von Begleitung zu durchschwimmen hat, so daß er, wenn er nicht noch stärker heult, als dieser Orkan, so erschöpft bei dem Zuhörer anlangt, daß dieser ihn wie einen matten Pudel aus der Instrumentaltiefe herausziehen muß, wenn

er ihn näher betrachten will? Daß auf diese Weise in den meisten deutschen Opern beim Zuhörer kein gesteigertes Entzücken vormalten kann, begreift sich wohl von selbst, und wer Gründe und Weisheit genug zu besitzen glaubt, um diesen Ausspruch umzustossen, der werfe den ersten Stein auf mich. Wir werden auf dies Capitel noch ein Mal zurück kommen, und ich lehre zu unserm Adolphe Nourrit zurück.

Die Worte: „sei ruhig, bleibe ruhig mein Kind, in dürrn Blättern säuselt der Wind,“ von denen viele deutschen Ballentreter behaupten, sie müßten dem Wortsinne zufolge mit ungeheurer Sitzapfengleichgültigkeit und mit derselben Ruhe gesungen werden, mit der sie ein Glas bairisches Bier austrinken, sang Nourrit, wie dieß auch am Richtigsten und Ergreifendsten ist, mit ängstlicher Hast und mit einem dumpfen Tone, der mir durch Mark und Bein drang. Er drückte dadurch die ganze ängstliche Bärtlichkeit eines liebenden Vaters aus, der in grauer Sturmesnacht sein wie in Fieberträumen phantasirendes Kind zwar zu beschwichtigen sucht, aber die ihn ergreifende eigene

Angst und Besorgniß in seinen Worten nicht ganz zu verbergen im Stande ist. Als Mourrit so sang, wußte sogleich Jedermann, daß hier der Vater sprach; während es bei den Balkentretersängern gerade so klingt, als ob hier eine vierte Person, etwa ein stämmiger Hausknecht, oder ein indifferenter hinter dem Vater sitzender Stiefelpußer dazwischentrete. Die Forderung des Geisterkönigs: „willst keiner Knabe du mit mir gehn“ gab der Sänger äußerst langsam und retardirend, mit herzergreifendem Ausdrucke, der sich zum Schlusse des Satzes in ein gänzlich abfallendes Decrescendo verlor, und bei einigen Stellen mit gedämpfter Halbstimme, sonst aber nach Vorzeichnung *Pianissimo*, — während der Begleiter, sich ganz und gar in die Seele des Sängers auflösend, seine Töne abermals kaum hörbar über das Instrument hinhauchen ließ. Die Stelle: „mein Sohn, mein Sohn ich seh' es genau“, die ich in Deutschland mit einer indifferenten Holzwagenlangsamkeit zum Verzweifeln vortragen hörte, hob Mourrit noch mehr hervor, als die erstere. Der Vater, obschon

abermals das Kind beschwichtigend, wird hier noch ängstlicher und unruhiger, und bei den Worten: „es scheinen die alten Weiden so grau“ zuckte eine gespensterhafte Furcht über das bleiche Antlitz des Sängers, und steigerte die erweckten Gefühle des Hörers dergestalt, daß bei dem Angstgeschrei: „Erldönig hat mir ein Leid's gethan“ mehrere Anwesende sich unwillkürlich und schauernd umsahen, und in dem ganzen Saale kaum ein Athemzug zu vernehmen war. Es ist unmöglich, den tiefen Eindruck zu beschreiben, der sich am Schlusse dieser Ballade auf allen Gesichtern ohne Ausnahme zeigte. Der Sänger dankte für den ihm gespendeten Beifall mit freundlichem Lächeln. Aber ich, der ich aus eigener Erfahrung seinen innern Zustand am richtigsten zu beurtheilen vermochte, und der ich wußte, wie unendlich schwierig es ist, sich aus dem Himmel der reinsten und wahrsten Begeisterung urplötzlich wieder in das Alltagsleben hinabzulassen, ich merkte ihm wohl an, wie wenig er in diesem Augenblicke von seinem eignen Lächeln wußte, und mit welcher Riesengewalt ihn seine

eigene Erschütterung noch eine Zeitlang gefangen hielt. — Ich hätte ihn in diesem Augenblicke um keinen Preis der Welt antreden und seinen Gefühlen durch leere Bewunderungsphrasen einen Stoß versehen mögen. Aber leider sollte ihnen dieser Stoß dennoch beigebracht werden, und zwar durch unsern Balkentreter, der uns freilich dadurch Gelegenheit zu einigen interessanten Bemerkungen über unser musikalisches Jahrhundert verschaffte. Balkentreter wandte sich mit merkwürdiger Redheit zum großen Meister und wagte es, seinen Vortrag zu tadeln, indem er ihm laut vorstellte, die Worte des Vaters in diesem Gedichte dürften keineswegs so, wie Mourrit sie sang, sondern sie müßten mit Ruhe, mit ungeheurer, endloser und nichtsagender Ruhe vorgetragen werden. Mourrit lächelte abermals, und erwiderte ihm keine Silbe. Aber der ganze Kreis von ausgezeichneten Anwesenden begann sich um den jammernden Balkentreter zu versammeln.

Sie können mir's glauben, sagte dieser, ohne sich von dem Andränge stören zu lassen, daß ich

in meinem Vaterlande: diese Ballade von einer Masse ungeheurerer Künstler und Künstlerinnen habe vortragen hören, und daß sie sammt und sonders in ihrem Vortrage keinen reißenden Strom sondern ein friedlich stillstehendes Wasser bekundeten.

Aber stillstehende Wasser riechen bisweilen nicht gut? meinte Rossini lachend.

Hat nichts zu bedeuten! sagte Balkentreter mit der Ruhe eines schlafenden Elephanten; riechen, oder nicht riechen, das ist Alles eins! ich halte mich an ruhige Künstler.

Da thun Sie sehr wohl daran, lächelte Mourrit. Ich halte mich keinesweges für einen Künstler, und trete bescheiden vor der Größe Ihrer ruhigen Heroen zurück.

„Bravo! rief hier Silberling, indem er sich unserm Julius zur Seite stellte. Ich weiß, was Mourrit hiermit sagen will, und es ist uns ganz begreiflich, wenn sein geringes Talent in jener Million von künstlerischen Größen, welche heut zu Tage Europa überschwemmen, wie eine Wasser-

mithe im Ocean verschwindet. Wer gegenwärtig nicht auf gleicher Stufe mit dieser Million steht und ihre Grundsätze nicht theilt, der ist unwiderbringlich für die Nachwelt, welche die Unsterblichkeit dieser Million aus den Händen unsers Jahrhunderts empfangen wird, verloren. Aber ich glaube, daß ich besser thue, der Ironie den Schleier abzureißen, denn auch ich gehöre, wenigstens durch guten Willen, der Kunst an. Es ist in unsern Tagen mit aller Art von Künstlern und Lehrern so weit gekommen, daß man beinahe sagen kann, das ganze Menschthum des 18ten Jahrhunderts besteht aus Künstlern. — Unsere Alles erleichternde Zeit hat es den Berufenen und Unberufenen auch in diesem Gebiete so leicht gemacht, sich einen Namen zu erringen, daß wir fast nie irren, wenn wir unter einem Haufen von hundert Menschen achtzig berühmte Künstler vermuthen. So wie wir Bücher besitzen, durch die der dümmste Mensch binnen 48 Stunden eine fremde Sprache erlernen kann, so besitzen wir auch Mittel, binnen drei Tagen ein vollendeter Künstler zu werden. Diese

Mittel basiren sich auf die Wörtchen: „Beit-
tung und Extrem.“ So kann es z. B. ein
Holzbock in ganz Kurzem dahin bringen, aller
Welt als dramatischer Künstler bekannt zu werden,
sobald er die unschätzbare Fertigkeit erlangt hat,
entweder mit einem einzigen Monologe alle Cou-
lissen umzureißen und die Bretter durchzustampfen,
oder bei Allem, was er spricht und ausdrückt, so
bewegungslos und angeleimt zu stehen, daß er ei-
nem Wegweiser ähnlich sieht. Das Erstere nennen
unsere weisen Kritiker „mit Kraft und Kühnheit
spielen,“ das Zweite nennen sie „außerordentliche
Routine und erhabene Ruhe.“ Zeigt nun ein so-
genannter Bühnenkünstler Eines oder das Andere,
so melden ihn die Zeitschriften der Nachwelt als
„einzig groß und ungeheuer;“ wechselt er
aber a etweise mit beiden Kunststücken ab,
so erhält ihn das kommende Jahrhundert als „nie
dagewesen!“ So könnte ich Ihnen, besonders
aus den neuesten Kunstannalen Deutschlands, ei-
nige Hundert Einzige und etwa Hundert
nie Dagewesene citiren. — Bei Sängern und

Sängerinnen, oder, wie unser höchst geistreicher Geschmack sich ausdrückt, bei Sangeskünstlern ist dieß noch leichter. Hier ist, vorzüglich in unsern Tagen, weder Coulissenumschurz, noch Beim-Ruhe, weder Anstand noch Würde, noch wahres Feuer, glühendes Gefühl oder Sittlichkeit, Natur und ächtes Studium nöthig. Ein einziger Brüllton, ein durchs Orchester dringender Heulwurf, ein recht lang gedehnter Triller, oder eine plastische Marmorstellung durch Hüfte eines Schleiers oder Faltenmantels, und der furchtbare Riese ist fertig. Wir verzeihen einem „Sangeskünstler“ Alles, — nur muß er Recensenten und Freibilletts zahlen und imponiren können. Wenn Sie in unsern Tagen von Sangeskünstlern lesen, daß sie Alles, was nur je die menschliche Phantasie zu entzücken vermochte, übertreffen, so können Sie überzeugt sein, daß meistens von keinem Menschen, sondern von menschenähnlichen Overnölsen, oder verschleierten Raben und Triller-Raben die Rede ist. Wir haben eine Million von Nachtigallen, die alle heilig gesprochen und

auf den Olymp versetzt sind, besonders darum, weil sie es so weit gebracht haben, eine Harmonie von dreißig Trompeten, Posaunen und Trommeln zu überbrüllen. Geh'n wir aber etwas ernster und tiefer in diese Verschrobenheit und Geschmackserniedrigung ein, so werden wir finden, daß dieser Zustand, so nichtig und unbedeutend er sich auch für das höhere Menschenwohl erweisen mag, dennoch wie gar manches Kleinliche und Falsche unseres Jahrhunderts einer höchst wichtigen Grundursache seine Existenz verdankt. Ich meine die politischen Zustände unserer Zeit. Sie werden sich wundern, daß ich es wage, zwei anscheinend sich so entfernt liegende Dinge mit einander zu verschlechten. Allein dennoch glaube ich in meiner Behauptung nicht zu irren. Je näher sich die bis zum vollendeten Wahnsinne überspannte Philosophie des neunzehnten Jahrhunderts zur Ungebundenheit hinneigt, um so mehr läßt sie das wahre Wissen und die wahre Kunst hinter sich zurück. Fast überall, wo durch das politische Erwachen der Zeit das Urtheil und die Macht desselben der gebildeten Klasse

entwunden ward, ist die Theilnahme für Kunst und Wissen bedeutend unter Null gesunken. Der Künstler hatte früher gebildete, einflußreiche und mit der Macht, ihn würdig zu schätzen und zu belohnen, begabte Hörer zu befriedigen. Er spielte, sang, malte und schuf für unpartheißches Interesse, — und das geringste Zeichen des Beifall's oder des Enthusiasmus hatte unbezweifelt, reellen Werth für ihn. Nicht das Brüllen der rohen, unverständigen Menge entschied für seine Rangestufe, sondern der parteilose Ausspruch reifer, erfahrner und fähiger Männer. Nicht Despoten, aber alle diejenigen, welchen die Natur inneren Seelenadel verliehen hatte, beförderten damals bis zum mindest Wohlhabenden unter ihnen aus allen Kräften und kein Opfer scheuend das reinere Aufstreben der wenigen, ächten und wirklichen Künstler ihrer Zeit; — und wenn unter diesen ein hervorragender Coloss erstand, so durfte er nicht befürchten, von dem, mit leichter Mühe und durch alle Art von falscher Uebertreibung zu erregenden Enthusiasmus eines erkaufteu Gemein-

hausens aus dem Sattel geworfen zu werden. Er stand unter mächtigem, höherem Schutze, der ihn bloß nach Maßgabe seines wahren Talents erhielt oder fallen ließ, und die Talentlosigkeit hatte keinen Anhaltspunct der momentanen Bestechung und keine Gallerie- und Recensentenmasse, um über das Genie zu triumphiren. Daher finden Sie in der Geschichte der frühern Monarchieen die größte Anzahl wahrer und unbestreitbarer Künstlertalente, während Sie in den neuern wie in den ältesten Republiken kaum eine Spur von solchen entdecken. — Das alte Rom und Griechenland, wie das neuere Frankreich, Amerika und die Schweiz zeigen Ihnen auf den Blättern der Republik fast keine einzige, wahrhafte Künstlergröße, denn Sie müssen nicht vergessen, daß weder Griechenland unter Männern wie Perikles, noch Rom unter seinen Consuln den Namen einer Republik verdienten. Es waren dies unbeschränkte Fürsten, die bloß unter anderem Gewande regierten. Nun aber hat sich das Alles geändert. Seit die Welt mit einem einzigen Salto mortale aus den Fesseln des

gradativen Fortschrittes in das Paradies der allgemeinen und höchsten Vervollkommenung hinübersprang, und seitdem der Wille der Masse auch das Privilegium des Kunstschritterwillens usurpirte, seitdem besitzen wir in den meisten Staaten keine Kunstgrößen mehr, sondern Zeitungs- und Gallerie-Größen, deren Unmasse allmählig so arg und drückend wird, daß nur eine heilsame Crisis uns noch die Hoffnung verleiht, den heiligen Namen Kunstwerth vor gänzlichem Untergange gerettet zu sehen. — Besuchen Sie da, wo roheres Uebergewicht die Macht des Gebildeten hemmt, das Theater, so werden Sie finden, daß im ersten Range oder in den Logen der Feinergebildeten nie eine Hand sich rührt, sondern der Beifall und sogenannte ewige Ruhm des Künstlers von der Gallerie, der rohen Masse und dem wahnwitzigen Geschrei einiger gewonnenen Knabenkritiker ausgeht. Jene Städte, in denen noch ächter Kunstgeschmack und reiner höherer Kunstwerth zu finden sind, kann ich Ihnen an den Fingern abzählen. Oder können Sie mit Einem Einzigen Kunst-

coloss unseres Jahrhunderts in Amerika, der Schweiz oder England nennen? — Die wenigen, wahren Künstler, deren wir uns gegenwärtig erfreuen, haben ihren Ruhm weder 1793 noch 1830 gegründet. Nur dem sinnlosen Kunst-Enthusiasmus, der Bestechlichkeit der Masse und den hungrigen Gelegenheitskritikern ist es zuzuschreiben, wenn unser Jahrhundert mit sogenannten Berühmtheiten überschwemmt ward, deren Name bei dem ersten edleren Aufwallen zur Erkenntniß und bei dem ersten Schritte zur alten Urtheilsmacht des Gebildeteren in ein unauffindbares Nichts zurückversinken wird. — Können Sie heut zu Tage eine Oper von Gluck oder Weigel an, — und Sie werden an den meisten Orten durch diese Ankündigung nichts weiter bezwecken, als das Achselzucken der Dummheit und Langeweile, oder gar ein allgemeines Gelächter; in jedem Falle aber ein leeres Haus. Streichen Sie aus Don Juan das Finale des ersten Actes und die Gespenstergeschichte, und Sie werden auch damit die nämliche Wirkung erreichen. Sie werden finden, daß in der Zauberflöte bei dem „hm!

hm!" der schloßmäuligen Papageno die Gallerie
auffauchzt, während außerdem höchstens das tiefe
Baß-K in der Arie von den heiligen Hallen eini-
gen Beifall erhält. In der Vestalin reißt das
Parterre schlechte Wiße, die Gallerie gähnt, und
die Julia erhält höchstens dann einen Applaus,
wenn sie die Stelle „er ist frei!" mit so erschüt-
terndem Geheule herausstößt, daß der Kronleuchter
sich dreimal davon umdreht. — Geben Sie eine
Pieze von Racine, und man langweilt sich zu Tode, —
spielen Sie aber eine leere Gemeinheit von Scribe, so
werden Sie die Gallerieheerschaar des gefeierten Fisch-
weibergottes in Jubel sich auflösen sehen. Von
Larochefoucauld weiß kaum Jemand mehr den
Namen; — aber den erzdummen und sinnlosen
Bombast des Herrn Janin werden Sie durch das,
an Dummheit ihn noch übertreffende Journal des
Debats in alle Welt posaunt finden. In der
Malerei machen Sie jetzt bloß noch Glück durch die
nackte Susanne en sace, oder durch nackte Sclavin-
nen auf dem Markte zu Tripolis, — und ebenso
werden Sie als Bildhauer nur dann Freunde finden,

wenn Sie die obscönen Theile der Menschwerdung ohne Eichenblätter und Schleier hinstellen. Dieß Alles haben wir der „fortschreitenden Bildung und Vervollkommnung“ unsres berühmten und mündigen Jahrhunderts zu verdanken, und daraus mögen Sie erschen, ob es sich jezt noch der Mühe lohnt, ein besserer, feinerer, innere, wahren Berufe mit Leidenschaft zugethaner Künstler zu sein. Die geringe Anzahl wahrer heutiger Künstler hat einen um so größeren Kampf zu bestehen, je fester und unerschütterlicher sie am Bewußtsein haften, den richtigen Weg eingeschlagen zu haben, und je redlicher sie in ihrem Bestreben vorwärts wandeln. Die Brodkünstler, — worunter ich etwa nicht die Bäckergefelln verstehe — wachsen im Sumpfboden der heutigen Kunstwelt wie die Giftschwämme empor, und da sie, weil Keiner dem Andern einen Vorsprung gönnt, häufig miteinander Hand in Hand gehen, so ist es nicht zu verwundern, wenn der Bessere sich meistens von einer enggeschlossenen Kette intriguanter und neidischer Kunstregelagerer umgeben sieht, deren einziges Bestreben es ist,

über die Reiche seines Rufes hinweg in ihrem Sumpfe weiter zu waden. Fast jeder herumziehende Bandencomödiant dünkt sich ein Kunstsürst erster Größe; jeder abnudelnde und mit einiger Fingerfertigkeit begabte Clavierhackpracticant ist mindestens ein Thalberg, jeder Rabenkrächzmethodist ein Ronconi und Gesanglehrer, jeder Bierhausdeclamator und jeder Coulißenbrüllmörder ein Talma, jeder Gefanggurgelquetscher mindestens ein Mourrit und jede Balkentreterfängerin mindestens eine Malibran. Und diese Alle haben ihre Kaffee- und Bierhausfreunde, ihre bestochenen Kritikafter und lieberlichen Spießgesellen, oder ihre gesellschaftlichen Thee- und Raïsonnirkränzchen, ihre Liebhaber, oder sonstigen guten Freunde, mit Hülfe derer sie Ruf und Ehre eines großen Geistes um jeden Preis in Stücke zu reißen sich bestreben. Daher kommt es denn, daß so mancher wahre Kunstgigant allein dasteht, und sich der ihn umlagernden Würmer nicht Einmal erwehren darf, wenn er auch könnte. Doch, wohl der Eiche, die, ihre Wurzeln in den Fruchtboden des Selbstbewußtseins immer fester treibend,

sich an ihre alte Sonne hält, und in ihr das Jammergetriebe um sich her vergift! Wohl ihr, wenn sie Muth, Ausdauer und Selbstgefühl genug besitzt, um aus der Höhe ihres Standpunctes mit ungestörter Festigkeit über das nagende Gewürme hinwegzublicken!“

Sie reden mir aus der Seele! rief Julius.

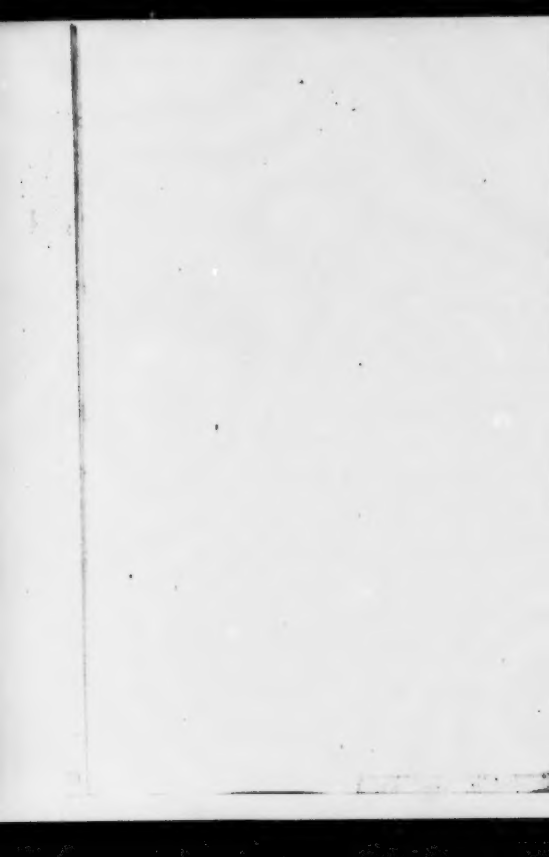
Und Nourrit dankte dem Redner mit einem warmen, herzlichen Händedrucke, der ihm bewies, wie sehr er verstanden wurde.

Was mich betrifft, so merkte ich zum Erstenmale, daß Silberling Carlist sei. —

Nun aber ergriff Rossini das Wort, und commentirte die Worte des Malers.

Ende des ersten Bandes.

Schneider Ritg.



Schneider Kitz.

Das

Buch des Jahrhunderts.

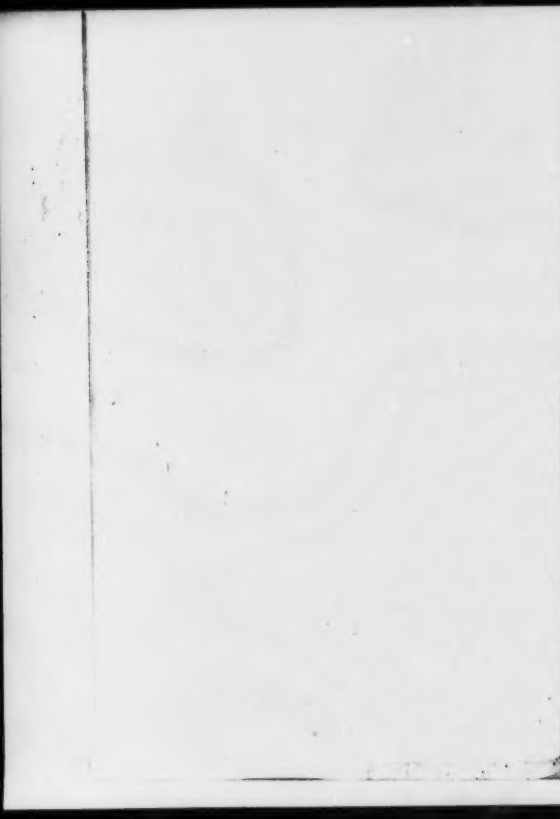
Von

Mar. Langenschwarz.

Zweiter Band.

Leipzig, 1842.

Verlag von Heinrich Franke.



Erstes Kapitel.

Fortsetzung der Gesellschaft bei Chinoise.

Rossini, Bellini und die moderne Zeit. Mozart, die Opernteufel und der Massensattel. Jesuiten und ehrliche Leute. Die deutschen Kapellmeister-Tyrannen.

Meine lieben Freunde, — sprach Rossini, — wenn der Teufel mit dem Schwanze wedelt, pflegt er nicht zu beißen, und kein Hund bellt gerne seine eigne Hütte an. Gewisse Leute werden in ihrem Leben keine richtige Mitte des Urtheils finden. Entweder sie vergöttern, und wedeln mit dem Schwanze, oder sie zerreißen, und fressen sich an

ihrer Meinung zu Lobe. Beide Theile, die Wundenden und Zerreisenden, schaden Gott sei Dank nicht viel. Auch die Lächerlichkeit hat ihr Gutes, und wo das Werk spricht, da verliert die Hundekritik ihre Bühne. Uebrigens sind es meist nur die Deutschen, die uns herabsehen, und von einem Volke, das die Schmach bezieht, seine ignorantesten und verachtetsten Pygmäen lobhudelnd neben die wahren Größen der Zeit zu setzen, darf sich die italienische Musikschule schon einen Tadel gefallen lassen. Der namenlose Wahnsinn, der jetzt in deutschen Blättern zusammengeschristellert wird, besonders seitdem seine Schriftsteller und Journalisten fast nur aus Leuten bestehen, die entweder alles Große besudeln und verläumben, oder die sich contractlich verpflichten, ihren Unsinn auf Kosten alles Uebrigen zu lobhudeln und sich gegenseitig in den neunten Himmel zu schleudern, — dieser namenlose Wahnsinn versetzt gegenwärtig jenes Land in eine solche Unmündigkeit, daß man gewisse Urtheile als aus krankhaftem Zustande hervorgehend betrachten muß, und ein Mann von Ruf sich wahrhaft

geschmeichelt fühlen darf, wenn ihn jener Wahnsinn in den Noth zieht. — Ich kenne meine Mängel, so gut wie unser melancholischer Bellini da droben die seinigen kannte. — —

„Ja wohl!“ — seufzte Paer, ihn unterbrechend; „er hat bis jetzt bloß Ohren und Herzen bestochen. Hätt’ er Taschen bestochen, würden nicht so viele Katzen um ihn miauen.“

Aber wem wird es einfallen, fuhr Rossini fort — „dem Erdboden, in den der Seiltänzer seine Pfähle einrammt, die Schuld beimessen zu wollen, wenn dieser Seiltänzer wegen allzuarrischer Sprünge den Hals bricht? — Was kann ich dafür, wenn verrückte Sangeskünstler das melodische Seil, welches ich ihnen für italienische Promenaden in meinen Opern ausspannte, zu idealischen Bocksprüngen benützen, und dadurch meine gute Absicht mit dem guten Geschmacke zugleich umbringen? Leider hat mich dies in die Hände elender Neider gegeben, die es versuchten, mir die Blätter aus dem alten Lorbeer zu reißen, ohne jedoch, Gott sei Dank, ihren Zweck zu erreichen. Man wirft uns

Italienern vor, wir hätten mit Compositionen Speculation getrieben und eine förmliche Genie-Handelskammer für Opernmusik zu Gange gebracht, allein ich frage Sie, meine Herren, was wäre denn in unsern Tagen nicht Speculation? Unter allen Speculationen aber scheint mir das Harmonisch-Speculirende noch am Unschuldigsten, und wenn ich wirklich, wie noch neulich ein Deutscher behauptete, mich eben so gut auf einen einträglichen Branntweinhandel, als auf den Compositionshandel gelegt haben würde, — so geht daraus noch nicht hervor, daß ich, sei es durch speculativen Branntwein oder durch speculative Musik, den Ruin des musikalischen Geschmacks herbeiführen wollte.“

„Was ist Ihnen?“ wandte sich Julius zu mir,
— „Sie erröthen ja bis über die Ohren?“

Nichts! — fiel Rossini ein, — der junge Herr wird wohl an diese Zeitung hier denken.

Er zog eine Berliner Zeitung aus der Tasche, in welcher ich ihn angegriffen hatte, und hielt sie mir lächelnd entgegen.

Nun ja doch! sprach ich; — da Herr Rossini mich dazu auffordert, so gestehe ich offen, daß ich das wirklich meinte, was ich niederschrrieb. Ich bin von des großen Rossini Genialität eben so sehr überzeugt, als ich überzeugt bin, daß, wenn nicht Noth und Zufall ihn auf die Bahn des Componisten geworfen hätten, er mindestens eben so gerne sich auf einen Branntweinhandel gelegt hätte. Wenn Sie, Freund Rossini, die Absicht nicht hatten, den Geschmack zu verderben, so lag auch ganz bestimmt nicht die Absicht in Ihnen, den Geschmack zu veredeln. Weiderlei Intentionen waren Ihnen fremd; — aber eben darum liegt Ihre musikalische Speculation auf gut Glück ganz offenbar vor, und man wird dereinst Ihrem selbstständigen Willen weder das Große, welches Sie leisteten, noch das Liebste, welches Sie herbeiführten, zuzuschreiben haben. Sie erhielten bei der Geburt ein Genie mit, welches zu allen Arten von Schöpfungen, nicht bloß zu musicalischen, sich eignete. Hätte der Zufall daher Sie ebensowohl zu einem Branntweinfabrikanten

ten getrieben, als die Noth Sie an's Musikpult stellte, so würden Sie unstreitig ein eben so berühmter *Destillateur* geworden sein, als Sie gegenwärtig ein berühmter *Componist* sind.

Mein Gott! flüsterte *Madame Chinoise* hörbar, — welche Kühnheit!

Sein Sie ruhig, — lächelte *Rossini*, — wir werden uns nicht schlagen.

Das denk' ich nicht, — fuhr ich fort. Männer von wahrem Rufe und wahrer Ehre müssen ebenfogut die Wahrheit hören als reden können. — Daß Sie ein musicalisches Seil in Ihren Opern ausspannten, auf dem Jeder, der eine rutilirende Gurgel besitzt, nach Belieben tanzen kann, haben Sie so eben selbst gestanden. Daß Sie keine idealischen Wochsprünge dadurch herbeiführen wollten, glaub' ich gerne; daß Sie aber mit Ihrer Seiltänzeri speculirten, ist eben so klar, — denn jede Seiltänzeri, auch die edelste, ist halbsbrechend, und ohne Gewinnsucht pfl egt Niemand im Seiltanzen zu unterrichten. Dabei muß Ihnen aber jedenfalls zugestanden werden, daß Ihr

außerordentlicher Geist, wenn auch nicht Ihr guter Wille, einen Sieg davon trug, um den Sie alle Componisten beneiden, die mehr guten Willen, aber weniger Genie und Geist besitzen, und der mindestens beweist, wie richtig Sie speculirten, als Sie es zum Anfange Ihrer Existenzsicherung mit dem Componiren versuchten. Sie schrieben nie zum Besten der Oper und Musik, sondern nur zum Besten der Operisten und Musiker. Die Sache selbst und ihr Werth oder Unwerth hat Sie nie gekümmert; Sie speculirten auf das Renommee der ausübenden Personen, — d. h. Sie machten sich nicht reich und berühmt, sondern Sie ließen sich reich und berühmt machen. Ihnen galt es nie um Hebung der Musik, als solche, sondern bloß darum, dem gewandten, zum Charlatanismus geneigten Sänger in Ihren Noten und Hermaten eine Ohrbezauberungsmaschine zu verleihen, durch die er die Masse hinreißen, mithin die Cassen füllen, die Directionen für Sie begeistern, und dergestalt Sie in die Feder bezahlter

Journalisten und den Mund des Volkes bringen konnte.

„Pfeffer! viel Pfeffer!“ — lachte Meyerbeer.

Allerdings, — fiel ich ein; — ich darf mich aber um so weniger entblößen, derlei Mängel in Ihrer Gegenwart zu berühren, als ich andererseits wieder Rossini's Größe gegen Jeden, der Lust hat, mit mir zu rechten, vertheidigen werde. Nur in Gegenwart eines solchen, der durchaus nur Schlechtes geleistet, würde ich vielleicht und zwar aus Mitleid oder Delicatesse schweigen. Bei ihm aber, dies muß ich zugestehen, habe ich den Fehlern ein eben so schweres Gewicht an Anerkennung und Auszeichnung entgegenzusetzen, und in solchem Falle wird der zu Beurtheilende, wenn er eben so viel Bildung als Geist besitzt, mich schwerlich aus übelangebrachter Eitelkeit zum Schweigen bringen wollen. — Ich kann Ihnen mit wahrer Freude bekennen, daß man, trotz dem ihnen so gerecht gewordenen Tadel, doch den Namen Rossini und Bellini viel zu nahe tritt, sobald man es wagt, sie mit den Zirkelscheiben moderner Kritik im Entferntesten unter eine

Decke zu bringen. -- Wir werden, meine Herren, eigentlich nie so recht dahinterkommen, ob der Mensch seine Zeit, oder die Zeit ihren Menschen erzeugte. Dies wird, wie das Geschäft aller Zeugung überhaupt, wohl ewig ein Geheimniß bleiben. Daß aber der in seiner Gegenwart sich fortbewegende oder verharrende Mensch an allen solchen Schöpfungen, die als parallel mit dem Standpunkte seiner Zeit sich erweisen, mehr und inniger hängt, als an dem, was dieser Zeit vorausgeht, oder sie der Vergangenheit in die Arme wirft, ist eine ebenso ausgemachte und unbestreitbare Sache, als es unbestreitbar ist, daß jeder Mensch gerne für sich selbst liebt, ißt, trinkt und schläft, und Niemand sich dazu verstehen würde, das, was ihm Genuß bereitet, von Andern für sich ausüben zu lassen. Diejenige Anzahl von Menschen, die im Stande sind, ohne allen Eigennuß einen Blick über die Peripherie der Gegenwart hinaus zu werfen, und mit Aufopferung ihres Selbstgenusses für fremdes Wohl eine zukünftige Bahn zu brechen, — oder die es über sich gewin-

nen, einer edleren Vergangenheit zu huldigen, die ihnen aber nichts mehr nützt, — diese Anzahl ist von jeher die geringste gewesen. Die Masse, die sich im Umkreise der nächsten Gegenwart umherwälzende, erdrückende Masse lebt, denkt und wirkt nur für den Moment. Die Masse lebt dem wirklichen, momentanen, von ihr gefühlten und verstandenen Selbstgenusse; was ohne Anstrengung liebt, ohne Anstrengung den Sinnen schmeichelt, — was mit den temporären Begriffen, Leidenschaften, Ansichten, Meinungen, Wünschen, Gefühlen und fliegenden Zwecken der Gegenwart dergestalt harmonirt, daß man weniger zu denken und nachzugrabeln, als rasch zu genießen hat, das wird stets die größere Masse des Volkes für sich haben, und wer das Volk, das Massengeschöpf bei dem Begriffs- oder Leidenschaftsgrade seiner Zeit zu fassen versteht, der wird fast immer eines großen Erfolges gewiß sein. Daher kommt es z. B. daß solche Geistes-Werke, deren behandelter Stoff dem Volke zu allen Zeiten begreiflich bleibt,

die für jede Gegenwart passen, und zu allen Zeiten im Stande sind die Sinne zu fesseln, auch durch alle Zeiten hindurch ihren Rang behaupten werden, indeß die größten und unsterblichsten Werke oft mit ihrer Zeit urplötzlich zu Grunde gingen, weil sie keinen modernen Kitzel für die Nachzeit in sich trugen. Auf diese Weise begreifen wir unter Andern, warum die Alceste, die Armide, die Iphigenia von Gluck fast überall nur leere Häuser und leere Gassen bewirken, während der Champagneraufende, gemein verliebte Don Juan jedesmal das Haus bis zur Decke füllt. Legen wir uns ruhig die Hand aufs Herz und fragen wir uns, ob dies Wahrheit ist. Von Tausenden, die angeblich durch Mozart und sein unbeschreibliches musikalisches Genie in die Oper gelockt werden, ist kaum Einer, der wirklich ein Gefühl, oder auch nur den leisesten Begriff von seinen allmächtigen Harmonieen besäße. Die Masse stürzt in den Don Juan des Champagners, der Gespenster, der Teufel, der Schwelgerei, des Leporello, der Gerichtsscene

wegen. — Wer wollte dieß aber der Massezúbel nehmen? Das Materielle hebt sich bei unsrem Menschengeschlechte immer mehr aus dem räthselhaften Fluidum des Reingeistigen. Dummköpfe, Speculanten, Schurken und Materialisten fangen an, friedlich nebeneinander herzuschreiten. Das Großartige wird dick, plumb, setzt sich als Wasserlinse auf die reine Oberfläche des geistigen Schaffens, und ist zufrieden, wenn es als schmutziger Bodensatz auf dem Grunde des Idealen liegen bleibt; das Religiöse ist ein Sägebock geworden, auf den jeder philosophische Holzhauer seinen Klotz legt, unbekümmert darum, welche feile literarische Dienstmagd seine Späne benützen wird; das Harmonische findet nur Anklang, wenn es im bloßen Hemde der Trivialität herumläuft, die Musik muß heren, Würfel spielen, Freikugeln gießen, nothzüchtigen, saufen und fluchen, wenn sie Wirkung machen soll. Alles Edle muß modern sein, muß nicht idealisiren, sondern modische Kleider tragen, wenn es Liebhaber finden soll. — Verhunzen, Niederreißen, Entstellen, Verzerren, Bierhäuser,

Fluchen, Trivialisiren, — dieß sind die Grundelemente heutiger Größen der Gegenwart. Seitdem die Marktweiber wissen, daß Shakspeare seinen Kent schreien läßt: „Dich hat ein Schneider gemacht.“ seitdem sind alle Gallerieplätze beim König Lear belagert. Ginge im Don Juan die Gemeinheit noch weiter, ich glaube man hätte Mozart längst in gediegenem Golde in allen Bauernhütten, Comtoiren und Weinhäusern aufgehängt. Schiller fängt an, gleich Gluck, allmählig zu verschwinden. Dagegen thront ein deutscher Possenreißer Namens *Restoy* auf den deutschen Brettern. Seine Personen ziehen sich auf der Bühne bis auf's Hemd aus; — der Dummkopf! ließ' er sie ganz nackt erscheinen, es würde ihm jede seiner Possen mit Diamanten aufgewogen! Herr *Angely* schlechten Angedenkens läßt ebenso in seinen „Abentheuern einer Postwagenreise“ eine Madame ihre Schuh und Strümpfe auf der Bühne ausziehen, — des Fra Diavolo nicht zu gedenken, der darum so furchtbares Glück machte, weil in der Entkleidescene nichts weiter fehlt, als der Gipfel der Unflätigkeit. Carl

Maria v. Weber war noch der Sittlichste von allen Nachahmern jenes noblen Geschmacks. Das Nothzüchtigen verwarf er; — aber fluchen, saufen und hex:n läßt er in seinem Freischuß nach Herzenblust. Der letzte Act ist der matteste; der Componist ward lau, da er weder ein Kreuzdonnerwetter, noch eine Teufelei mehr in Musik zu setzen hatte, und das hat der Anbetung seiner Oper für die Folgezeit empfindlich geschadet. Unser Herr Meyerbeer hier faßte die Sache schon pfißfiger auf. Sein Teufel-Robert sollte aller Volkswohlfust die Krone aufsetzen. Würfelspiel im ersten Act, -- Verführung im Zweiten, -- Diebstahl und nackte Nonnen im Dritten, -- Nothzucht im Vierten, und im Fünften das non plus ultra der Sinnenkeißelei, -- Mitternacht, Teufelverschreibung, H - renvater, Untergang des Gott sei bei Uns, und dann gleich d'rauf den Vorhang vor. Das nenn' ich Pfißfigkeit! Das nenn' ich Pöbelbenützung! Aber, wer wirft den ersten Stein auf ihn? Der saufende Don Juan entschuldigt ihn zur Genüge. Ganz rein in dieser Hinsicht stehn in Deutschland

nur Gluck und Beethoven; d'rum machen sie meist leere Häuser und liegen im Staubkasten. Fern sei es jedoch von mir, Herr Meyerbeer, Sie in Bezug auf Harmonie, musikalische Reinheit, Tiefe, Genialität, Gesamteffect und einfachen Schmuck und Schmelz nur im Geringsten mit Mozart vergleichen zu wollen. Sie fühlen ohne Zweifel selbst am Besten, um wieviele Milliarden Weltdurchmesser Sie von diesem unerreichbaren Riesen entfernt stehen, oder vielmehr liegen, — denn in Mozarts Nähe liegt Alles, Gluck und Beethoven ausgenommen, die ihrerseits wieder den Mozart zum Liegen bringen.

Wahrheit ist gut Ding, und wenn ich Einmal den Restaurateur machen soll, geb' ich lieber gleich die stärksten Portionen. — Bis zu Winzigkeiten à la Marschner u. s. w., will ich übrigens nicht hinabsteigen. Herr Spohr, der ein schönes Talent besitzt, dem es aber an Phantasie gebricht, fiel in seiner Verzweiflung, sich gleichfalls einen Teufelsbruhm zu holen, auf den allernüchternsten Gedanken, indem er den oft verhungerten

und bis zum Ekel vom Teufel geholten Faust noch Einmal verknietete. — Seine Idee, die Gegenwart zu benützen, war speculativ richtig, aber einen so alten erschöpften Halb-Teufel hätte er nicht nehmen sollen. Dabei fiel freilich die poetische Bearbeitung seines Textes so über alle Beschreibung dumm aus, daß weder er das Sujet, noch das Sujet, — wie das bei Meyerbeers Robert der Fall war, — seine Musik zu heben vermochte. Die Masse, die sich dem Titel zufolge viel leiblichen Genuß versprochen hatte, fand dramatischen Unsinn, musikalische Imitationen, das blasse, sentimentalheulende Gretchen, und gähnte. Faust wurde bei Spohr gerade so vom Teufel geholt, wie es jede Spinnmutter seit Jahren am Rocken erzählte, — und die Masse gähnte, — und die Directionscassen blieben leer, ganz leer, — und zwar mit Recht, ebenso wie sie bei Gluck und Beethoven mit Unrecht leer bleiben. Hätte Spohr mich gefragt, ich hätt' ihm einen besseren Teufel vorgeschlagen.

„Vielleicht Ihre Person?“ — fiel Meyerbeer ein.

Bitte gehorsamst, Herr Meyerbeer, versetzte ich; — zwar halt' ich mich mindestens für eben so viel werth, als den Doctor Faust, aber es gibt noch bessere. Faust will Gott und Teufel zugleich sein, und das langweilt die Masse. Der Faust hat ihnen zu viel Heimliches, Problematisches, Unerklärliches; — die Masse will Begreifliches, Offnes, Sichtbares. Hundert Spohr'sche Fäuste wiegen die Rolle der Berline im Don Juan nicht auf. So etwas fühlt sich, begreift sich, läßt sich beim Bierglase belachen, — und das gibt Lust und Liebe zum repräsentativen Teufelsgeschmack; das verkauft Eintrittskarten und ruft beim Gastspiele heraus. Mord, Gift, Nothzucht, Spiel und Sauferei mit etwas Herenthum vermischt, — dabei Alles recht offen, unverhüllt und ohne geschlossenes Busentuch, so is la Berlinchen, — das hilft, das ist probat, das lockt und reißt an die Pforten Thalia's. So ein armer Lump von Teufel wie der Faust, mit einem nichtsnützigen Mephisto

ohne alle Fra-Diavolo-Entkleidung wird nie bedeutend in die Taschen der Menge eingreifen. Wir kennen unsere populären Kunstfreunde und ihre Forderungen.

Aber es ist doch sonderbar, — fiel Hähnchen ein, — daß diese populären Kunstfreunde sich so entseßlich zu verstellen wissen. Gestern Morgen hab' ich ein Gedicht aus Ihren Europäischen Liedern, — Sie wissen schon, es fängt an: „ich sah sie jüngst im Bade“, — Jemanden vorgelesen, dem es eigentlich recht hätte gefallen sollen, denn er ist, wie er mir oft sagte, ganz vernarrt in Mozarts Berlinchen. Er schimpfte jedoch über Ihr Gedicht, wie ein Rohrspatz, und meinte, es wäre ohrbeleidigend für sein zartes Gemüth. Aber ich glaube, der Kerl hat gar kein Gemüth, — denn er hat Geld!

Junger Mann, Sie bringen Herrn Langenschwarz von unserem Kapitel ab, sprach Paer.

Nicht so ganz, — fuhr ich fort. Unser Hähnchen führt mich, ohne es zu wollen, zu einer eben so nützlichen, als interessanten Episode, von der

aus wir direct wieder einlenken können. — Dem, Ihnen zum Theil schon erläuterten Geschmacke unserer Kunst-Enthusiasten zufolge, könnte man unsere musikalische Gegenwart, oder unser Jahrhundert, wenn wir so wollen, mit dem Namen „die harmonische Teufelsperiode“ belegen. Alles, was heut zu Tage Teufel bildet, Teufel bezeichnet und in's Teuflische gehört, wird von den modernen Componisten, — und hierin erscheint Mozart als moderner Begründer, — mit wahrer Raserei aus dem Staube der Gemeinheit hervorgeholt, und der Welt in musikalischen Bildern schonungslos vorgeführt. Einer sucht den andern in der Behandlung trivialer Stoffe zu übertreffen, und ich kann Ihnen den Umstand verbürgen, daß ein für berühmt und ausgezeichnet geltender Kunstkritiker mir persönlich äußerte: daß Mozarts erhabenster Moment im Don Juan da eintrete, wo er einen gewissen Schrei Berlinchens sehr deutlich durchs Orchester commentiren lasse. —

Wie schon gesagt sind aber nicht bloß die Directionen und Componisten, sondern auch die

erhabenen Kunstunterstützer unseres Jahrhunderts von dem wohlthuenden Effecte der dramatischen Trivialität überzeugt. Die, fast sämmtlich nur im Interesse des Magens und äußeren Prunkes, nicht aber in dem der Kunst schreibenden, Componisten fröhnen ohne Scham dieser durch Mozart Mode gewordenen Obscönität, und was die Moral unter den einsamen Zuflüsterungen des Gewissens verwirft, das schreitet in den Schauspielhäusern offen, schamlos und unverhüllt vor Tausenden von Blicken triumphirend über die Bretter, — das wird in Journalen vergöttet, verherrlicht, immortalisirt, und die gräßlichste, niederträchtigste Heuchelei erhält in dem civilisirten Europa ihren gefeierten Tempel, indeß der heuchelnde Schurke den Mahnungen seines verhungten Gewissens dadurch zu begegnen sucht, daß er öffentlich das scheinbar Unmoralische jesuitisch verdammt; das heißt: er brüllt mit dem Munde laut über Immoralität, indeß er an einem anderen Orte seinem Kihel freien Lauf läßt. — Und solcher Jammerseelen zählt unser Jahrhundert Legionen, von de-

nen ein großer Theil sich als jesuitische Moralisten im Gebiete der neuesten, namentlich der deutschen Literatur umherwälzen. —

Ich bin überzeugt, daß der Herr Moralist, von dem unser Hähnchen sprach, ein Deutscher ist, — fiel Rossini ein.

Gerathen! — meinte Hähnchen. —

Ich kenne, — fuhr ich fort — den jesuitischen Theil meines Vaterlandes genau, und Viele, die sich von mir nicht durchschaut wähnen, hab' ich seit Jahren in ihren Handlungen verfolgt. Sie finden in Deutschland eine Masse nervenschwacher und sentimentaler Seelen, die Ihnen in's Gesicht speien, wenn Sie das Wort Wollust fallen lassen. Kaum aber sind Sie zur Thüre hinaus, so wird ein Dritter zum Buchhändler geschickt, um alle darauf bezüglichen Ribelschriften zu holen. „Ich kann keine Taube schlachten!“ Hören Sie von solchen sentimentalen Moralisten Hundertmal ausrufen, und zwei Stunden darauf können Sie Denjenigen, oder Diejenige, welche kein Taubenblut sehen kann, dicht am Schaffotte stehen sehen,

sobald es gilt, sich an einem abgeschnittenen Menschenkopfe zu weiden. — So habe ich durch das, von Hähnchen vorhin angeführte Gedicht nichts weiter aufstellen wollen, als den Gegensatz zwischen dem vollendeten, reizenden Bilde des Lebens und dem gräßlichen Gemälde des Todes; dies Gedicht, mit „Im“ überschrieben, stellte eine jugendliche Schönheit zuerst im Bade und dann ihre entseelte Leiche im Sarge vor. Meine aus diesem grellen Gegensatze hervorgehende Absicht bekundet entschieden das Princip der Moral, indem ich den Menschen in seiner Nichtigkeit und das schnelle Dahinschwinden aller äußeren Schönheit darzustellen versuchte. Allein, ich konnte darauf rechnen, — was auch wirklich geschah, — daß dies Gedicht, sobald es gedruckt war, nur dazu dienen würde, von der Heuchelei und dem Jesuitismus unserer Tage als Leckerbissen der Verdrehung und Verläumdung verschlungen zu werden. — Derselbe Jesuitismus aber, der, vereint mit dem gallstüchtigsten Neide, das Gift seiner Heuchelei gegen entschieden Gutes ausspricht, und nicht eher ruht, als bis er aus der

Pflanze des Bösen das Gift der Verläumdung gefogen, — dieser nämliche Jesuitismus versteht es gegenwärtig nicht minder, dem offenbar Unmoralischen einen Schimmer von Reinheit zu verschaffen, und das Schlechte dadurch zu begünstigen, daß er seinen schmutzigen Früchten und Blüthen die lächerlichsten und fremdartigsten Motive unterlegt. Da ihm jedes zum Zwecke führende Mittel heilig ist, und da er dem Wahlspruche anhängt „auch Gifte dienen als Heilmittel“, so wird es ihm leicht, die kranke Masse zu verblenden, und indem er diese Masse durch momentan wohlthuende Gistkuren, die aber langsam und sicher den geistigen Organismus untergraben, für seinen Gebrauch schwächt und entnerot, gelangt er ohne sichtbares Hinderniß an's diabolische Ziel. Die blinde Masse sieht in ihm ihren wohlwollenden Lehrer, ihren Messias, ihren Abgott, — gemeine, herzlose Heuchelei gilt für Frömmigkeit, — das wahrhaft Botenhafte, Niedrige, Erbärmliche gilt als nothwendige, sogenannte Warnungsarznei, indeß eine leichte Selbstvergessenheit, eine scheinbare Zweideutigkeit,

die der Jesuit nicht für sich benutzen kann, bis in die unterste Hölle verdammt wird. So kommt es denn, daß in unseren Zeiten die unmoralischsten Erscheinungen für fleckenlose Sonnen gelten, sobald ihre Tendenz mit den Plänen der modernen Heuchelei übereinstimmt; während es möglich geworden ist, das Reinste und Makelloseste in den Staub zu treten, sobald man ihm irgend eine schmutzige Folie der Scheinheiligkeit unterzulegen vermag. Keiner unter den wenigen Besseren, die unsere Zeit aufweist, wird die Wahrheit dieser Aussprüche zu läugnen vermögen. — Sie kennen mich, meine Herren. Sie wissen, daß ich mir eine Million Feinde gemacht habe, weil die Natur mir schon in der Wiege den tiefften Abscheu gegen jene Heuchelei, Käuflichkeit, Bestechlichkeit und literarische Verworfenheit mitgab, welche unser Jahrhundert als den unzerstörbaren Spiegel menschlicher Schmach und Gesunkenheit aufstellen; aber dies wird mich nimmer zurückschalten, mit unerschütterlicher Gerechtigkeit meine Geißel zu schwingen, und die Zuchtruthe der Wahrheit immer wieder auf's Neue zu

erheben. — Frankreich hat seinen Cartouche und Fieschi, aber die moderne Zeit begnügte sich nicht, solche Auswürfe bloß im Gebiete des Gaunerhandwerks zu besitzen. Die Verworfenheit hat sich einen *passo-partout* zu verschaffen gewußt, und es gehen, namentlich in deutschen Blättern und Buchhändler-Speculationswerken Schändlichkeiten vor, die unsere Urenkel über eine Zeit erröthen lassen werden, in welcher die Urväter sich eine solche Gesellschaft gefallen lassen mußten. — In Deutschland, namentlich in Städten, wie Leipzig, Hamburg, Wien, Berlin, Frankfurt u. s. w., laufen gewisse „Literaten“-Classen förmlich Truppen- und Caravanenweise herum, und schnüffeln nach einem ankommenden, fremden Künstler oder Anpack-Bissen, wie die kamtschadalischen Hunde nach einer Fischgräte. Wenn ich in solchen Städten bisweilen am Fenster stand, rief mir ein Bekannter zur Seite nicht selten zu: — „Da! da! sehen Sie? dort laufen vier Redacteurs und drei Kritiker! soll ich sie heraufholen? Für eine Bowle Punsch sind die Kerle unser!“ — — Dann wollte ich mich

natürlich ausschütten vor Lachen, aber mein Nachbar zog dabei eine sehr ernste Miene, und meinte: „wenn Sie nicht in das oder jenes Bier- oder Caffeehaus gehn, und diese Herren tractiren, dann wehe Ihnen! Das sind laute „Duchbrüder“, und über den zöhen Fremden fallen sie her, wie die Ratten über eine Speckseite!“ —

Aber nie habe ich mich solchen literarischen Scheußalen der Gegenwart aus anderer Ursache genähert, als um ihnen ihre Verworfenheit Mann gegen Mann begreiflich zu machen. Nie habe ich von meiner Höhe und aus dem Kreise jener Edle-
ren und Besseren, die Europa kennt, herabzuslei-
gen vermocht, um mir die schmutzige Neigung jener
gemeinen Legion der Tageskritikaster zu erwerben;
und wenn ich unter dieser Legion jene berühmigten
Gegner erhielt, die mich mit allen Waffen der Lüge,
Gemeinheit und Verläumdung angeiferten, so muß
dieß einzig und allein, der Ursache beigemessen
werden, daß ich der Erste in Deutschland war, der
sich, — und seitdem ununterbrochen bis auf die
heutige Stunde, — mit unerschütterlicher Strenge

und mit der Geißel schonungsloser Offenheit diesen literarischen Käuflingen und Verbrechern entgegenstellte. Von meinem ersten beleuchtenden Werke, dem „Hofnarr“, an, bis auf diese Minute habe ich nicht aufgehört, meinem Vaterlande über solche Zustände die Augen zu öffnen, und ich will die Feder nicht eher aus der Hand legen, als bis ich dem deutschen Lande begreiflich gemacht habe, wie und auf welche merkwürdige Weise es von Seiten der buchhändlerischen Blätter speculation, der Käuflichkeit, Cameraderie, kritisirenden Taschenspielerie und bestechlichen Gemeinheit betrogen wird. — Es ist wahr, — solche moderne Literaten-Subjecte haben bei dem eigentlichen, großen Publicum weder Eingang noch Gewicht: man lacht, wenn man ein Rudel dieser Brüder laufen sieht, die sich einbilden, Wunder welche Einwirkung auf die öffentliche Meinung zu haben, während sie einen Verleger nach dem andern an den Wanderstab bringen, und kaum ein Duzend betrogener Leser als Existenzknochen benagen. Aber leider giebt es noch einige, als Beiblätter mit gelesenen politischen

Journalen durch viele Hände laufende Organe, die allerdings den gesunden Glauben einer größern Menge zu Grunde richten könnten, und dieser Umstand allein wäre hinreichend, mich in die Schranken zu rufen. Dabei müssen Sie bedenken, daß, wenn gewisse Schmutz- und Verläumdungsblätter auch nur von der gemeineren und roheren Classe, — und wie vieler Pöbel sticht nicht heut zu Tage mitunter in höchst-moderner Kleidung! — gelesen werden, es gerade einige Leute dieser gemeineren Classe sind, welche z. B. in den Schauspielhäusern und manchen Concertlocalen, den Ton anzugeben pflegen. — Freilich richtet in diesem Falle bisweilen, — das gesammte Publicum die nichtige und freche Gemeinheit stehenden Fußes^{*)}; — aber,

*) Ein solches fast humoristisches Beispiel der öffentlichen Bestrafung eines solchen Herrn ist ziemlich bekannt geworden. Als ich 1839 in Berlin war, stürzte dieses elende Individuum geradezu in mein Zimmer, um mich, wie der Deutsche sagt, anzupumpen. Dies wäre nun gerade nichts Schlimmes oder Unanständiges gewesen, denn, welcher heutige

diese Beispiele der plötzlich erwachenden Gerechtigkeit eines ganzen Publicums sind leider äußerst selten, und um so weniger selten ist daher in neuerer Zeit der Fall eingetreten, daß der an seinem Rufe angetastete Ehrenmann sich von seiner ver-

Mensch, der nicht etwa als Pörsenspeculant oder Armenlieferant geboren ward, hat sich nicht Einmal in dem Falle befunden, seine lecke Tasche durch Pumpen über dem Wasser zu erhalten? Wollte Gott, ich könnte die deutsche Wasserliteratur durch Pumpen in den Hafen der Ruhe bugsen, ich würde mich ja gerne zu Tode arbeiten!! Aber jenes Männchen, von dem hier die Rede ist, sprach nebenbei davon: „daß es in Berliner und andern Blättern Critique und correspondire, und diese Bemerkung, diese Art von Drohung, oder vielmehr dieses Andeuten, daß ich gegen Pump gelobt und ohne Pump heruntergerissen werden könne, — dies allein bewog mich, jenes lecke, literarische Post zur Thüre hinaus zu laviren. Es schiffte glücklich den zwei Treppen hohen Abgrund hinunter, und von unten herauf, aus der schauerlichen Tiefe, hörte ich deutlich die Worte: „Barte! Dich will ich vernichten!!“ — Meine Todesangst, so urplötzlich „vernichtet“ zu werden, ist Jedem begreiflich, der je Einmal in die Nähe eines solchen Wetterschütternden — durch die

zeitlichen Hitz hinreißen ließ, und den frechen schamlosen Beleidiger durch eine demonstratio ad hominem züchtigen mußte. Nun werden Sie mir freilich sagen, ein solches Subject mit Ohrfeigen zu bestrafen, sei eines Mannes von Bildung unwürdig. Aber, ich bitte Sie um Gottes willen, wie und wo wollen Sie sich anders für solche Gemeinheiten schadlos halten? Um sie stillschweigend zu verachten, müssen sie mindestens in irgend einer Grenze des Unziemlichen geblieben sein; — bei

mörderische Beihilfe von wenigstens zehn bis zwölf Abonnenten unterstützten Pump: Felden kam! — Ich machte noch denselben Tag mein Testament, — und das Einzige, was ich zu meiner, etwa noch möglichen Rettung that, war, daß ich mir eine Art von Harnisch für die Zwerchfellgegend verfertigen ließ, denn seit Jahren haben mir Aerzte vorausgesagt, daß ich, wenn ich so fortführe, mich vor gewissen Eiterten zu fürchten, ohne Gnade am Lachkrampfe sterben müsse. — Daß nun der Wetterschütternde kleine Pump: Kiese wirklich im „Freimüthigen“ und in einigen anderen, ebenfalls zehn: abonnentigen „Weltumstürzungs: Organen“ wie ein Verrückter über mich lachendes Pump: Opfer herfiel; — daß das Publicum darüber

Überschreitung dieser Grenzen aber muß nothgedungen hie und da einmal mit dem Kolben darauf geschlagen werden. Suchen Sie in Deutschland eine Regierung oder einen ihr Angehörigen beschimpfen, so streicht es die Censur. Aber, wenn dem Bürger, der solchen Schmutzliteratur preisgegeben ist, weder Pressfreiheit, noch polizeilich-unparteiliche Genugthuung zu Diensten steht, — wie soll er sich diese verschaffen? — Genug, — die persönliche Gemeinheit auf der einen und das

in ein so allgemeines Gelächter ausbrach; — daß der kleine Pamphlet hierüber wüthend ward, und nicht eher ruhte, als bis man ihn und einige andere woltschütternde Riesen beim Kragen nahm, und sie in Gegenwart des Hofes hinauswarf; — daß darauf einige andere, (durch die fürchterlichsten Lügen und Gemeinheiten, gierlich ausgeschmückte) Pamphlete gegen mich in verschiedenen Blättern erschienen, daß der Berliner Freimüthige deshalb unterging, und ich darauf in den obskuren und berüchtigten Leipziger „Rosen“ lange begeistert ward, — und daß ich jetzt „vernichtet“ bin, — — wer weiß das nicht???

gegenseitige Lobhudelsystem auf der andern Seite haben namentlich in Deutschland einen Standpunct erreicht, der die Nachwelt zu interessanten Studien berechtigt. — Ich hörte hie und da mit meinen eignen Ohren von gewissen Kritikastern: „den Mann muß ich herunterreißen, denn wir können den Kerl nicht leiden!“ — oder: „dies Buch muß ich furchtbar herausstreichen, denn der Verfasser ist mein Freund, und hat mir versprochen, mich gleichfalls zu loben!“ — Eines Tages zeigte mir der Redacteur eines deutschen Blattes einen Brief von einem Herrn G —, der etwa folgendermaßen lautete: — „Lieber Freund! mein Theaterstück ist endlich aufgeführt worden. Alle die Unseren waren dabei, und ich glaubte, eiserne Hände klatschen zu hören. Du kannst nur schreiben, ich sei der erste Dramatiker Deutschlands, — denn Du weißt ja, was ich bei Gelegenheit Deines letzten Werkes über Dich geäußert und correspondirt habe. Wenn Du mir ein bißchen gefällig sein willst, altes Haus, so strenge Dich an. „Unerhörtes Furore gemacht,“ ist das Geringste, was Du in Deinem Blatte

melben muß; — dagegen will ich Dich in meinem und anderen Blättern so hoch heben, daß Du zehn Flaschen Champagner auf meine Gesundheit leeren wirst u. s. w. — Bei Gelegenheit des Erscheinens eines meiner eignen Werke schrieb ein Correspondent an den Mitredacteur des damals in Mainz erschienenen „Rheinlandes“, dem so höchst ausgezeichneten und als Mensch und Gelehrter gleich - verehrungswürdigen A. Rehner, Folgendes: „Mein sehr geehrter Herr! Ich hatte vor Kurzem das Vergnügen, Sie bei meiner Durchreise kennen zu lernen, und schicke Ihnen hier eine Beurtheilung über ein so eben erschienenes Werk. Daß ich dem Verfasser nicht gewogen bin, und den Kerl nicht ausstehen kann, läugne ich nicht; daher habe ich ihn Lannibalisch mitgenommen. Mildern dürfen Sie nichts, eher bitte ich, zu verstärken, wo es angeht, u. s. w. — Rehner, ein hoher und unparteiischer Character, wie Deutschland deren wenige besitzt, laß jedoch zuvor selbst das Werk, wies die scheußliche Zusendung mit Verachtung von sich, und gab das Beispiel, daß ächter Mannesinn bei

und wenigstens noch nicht ganz erstorben ist. — Oder, wollen Sie, daß ich Ihnen hier erzähle, wie ein Buchhändler, dem ich meine „Europäische Lieder“ antrug, mir in seinem eignen Bureau sagte: „Wenn Sie meine Firma auf Ihrem Werke haben wollen, so müssen Sie es auf Ihre Kosten in meiner eignen Officin drucken lassen; dagegen will ich es gegen sechzig Procent in Commission nehmen, und kann Sie in meinen zahlreichen Blättern tüchtig herausstreichen lassen!!“ — Wollen Sie etwa, daß ich Ihnen von den Speculationen, kritischen Blättern, Tagelöhnern und Conversationslexiken des nämlichen Buchhändlers Bericht erstatte? — Unaufhörlich will ich, furchtlos und mit eherner Unerschütterlichkeit, die Geißel der Wahrheit schwingen, — und kann ich nicht abhelfen, soll doch wenigstens, wie gesagt, unsere Nachwelt einen ganz reinen Wein von mir eingeschenkt erhalten — Die Käuflichkeit und heuchlerische Schlechtigkeit unserer Tage wußten sich dergestalt als Adoptivtöchter der Literatur und öffentlichen Meinung geltend zu machen, daß die edelsten Schöpfun-

gen in der durch sie herbeigeführten Verwirrung
nothwendig verschwinden mußten, und daß endlich
sogar die Verzweiflung einiger Besseren sich ohne
weitere Ueberzeugung auf wirkliche Meisterwerke
warf, um durch deren Herabziehung die unbeschreib-
liche Wuth der feilsten Kritik, von welcher Groß
und Kleine epidemisch ergriffen ward, einigermaßen
zu kühlen. — Auf diese Weise, meine Herren,
kam denn auch endlich unsere moderne Kritik an
die Namen Rossini und Bellini. Auf diese Weise
kam es, daß der grasseste Unsinn und eine unbe-
schreibliche Lächerlichkeit es wagten, diejenige kriti-
sche Scheere, mit welcher mancher gebildete und
vorurtheilsfreie Kritiker Ihre erweisbaren und her-
vortretenden Mängel mit ruhiger Würde von Ihrer
Ueberschätzung trennte, in ein wahres Mordmesser
umzuwandeln, mit dem man Ihren größtentheils
nur allzumohlverdienten Ruhm mit Einemmale zu
köpfen trachtete. — Wenn Sie daher auch, —
und hier kommen wir auf den Eingang meiner
Behauptung zurück, es nicht läugnen können, daß
Sie mit Ihren Schöpfungen die Masse des unge-

lehrteren Volkes bei dem niedrigeren Geschmacksbegriffe seiner Zeit zu fassen, und aus dem rein materiellen Standpuncte dieser Zeit Ihren Vortheil und einen Theil Ihres Ruhmes zu gewinnen verstanden, — wenn es nicht zu läugnen ist, daß die Namen Rossini und Bellini unsere Deutschen und andere Bühnen eine geraume Zeitlang förmlich usurpirten, und dadurch gar manchem guten inländischen Producte durch Ueberschätzung jener Namen den Weg versperrten, — so haben sie doch auch anderntheils ein volles Recht, sich gegen jene schmachvolle Besudelung aufzulehnen, durch welche man Ihnen zuletzt das gebührende Verdienst wegzustreiten suchte; — namentlich aber haben Sie, gleichwie viele andere in den Roth der Bosheit und Dummheit gezogene Zeitgrößen, das Recht, mit dem ganzen Stolge des Selbstbewußtseins hinzutreten, und der größeren Masse kritisirender Tagelöhner zuzurufen: „Ihr ehrt mich, indem Ihr mich in den Roth Eures boshaften Wahnsinnes zieht! denn wahrlich, es gibt für den Mann wahrer Größe und wah-

ren Ruhmes heut zu Tage keine tiefere Schande, als von einer gewissen Literatenclasse gelobt zu werden!"

Was namentlich die Kritik der deutschen belletristischen Blätter betrifft, — fiel Julius ein, — so hat ja Herr Langenschnarz bereits ein Urtheil in folgendem Gedichtlein darüber gefällt:

Eine Blattlaus gab ein Blatt heraus,
Und schimpfte den Löwen d'rin,
Die Kage nahm sich ein Exemplar,
Und bracht' es dem Löwen hin.
Der Löwe wirft einen Blick hinein
Mit lächelndem Gesicht,
Und, wie er sich d'rin begelstert sieht,
So legt er sich nieder, und spricht:
„Wer jetzt ohne Blätter nicht leben kann,
Der ende nur gleich seinen Lauf —
Die meisten fangen im Bierhaus an
Und hören im Abt — — es auf.“ —

Treffender mein' ich, können die unzähligen
Pöbelschriften der Gegenwart nicht bezeichnet wer-

den. Was der Vermorfenheit der deutschen Tagesliteratur natürlich die Krone aufsetzt, das sind erstens die, an fast allen Orten, wo sich viele sogenannte Literaten und viele Bierhäuser befinden, bestehenden Literaten-Cliquen, und zweitens die gegen baar arbeitenden Speculations-Recensenten. Die ersteren haben sich bei Bier und geschlossenen Bruderschaften verbindlich gemacht: „über jeden Ehrenmann, den auch nur Einer von ihnen nicht leiden kann, mit vereinter Wuth in allen ihnen zu Gebote stehenden Blättern und Blättchen herzufallen, und keine Gemeinheit, keine Büherei, keine Lüge, keine Verläumdung, keinen Schurkenstreich gegen solche, von der „Clique“ aufs Korn Genommene zu schonen.

Wehe dann dem Manne, der als fremd nach einem Orte kommt, wo solch' eine Clique haust, und der Einen davon zum Gegner hat! — Bei einer Maass Bier wird sein moralischer Neuchetrond beschlossen, — und, könnte er nicht auf dem

zum Glücke noch existirenden Umstand zählen, daß das Publicum im Allgemeinen jene Eliquen und ihre Verworfenheit kennt, — ihm bliebe kein Mittel, als sich, gleich dem auf offener Heerstraße von Banditen angefallenen Wanderer, der physischen Gegenwehr anheim zu geben. Kein Land in der Welt ist in dieser Beziehung so furchtbar gesunken, als Deutschland, — kein Land in der Welt läßt die Ehre des Publicums dergestalt unter der Verworfenheit der Tagesliteraten leiden, als Deutschland! Man pflegt zu sagen: „Gott verhüte, daß ich, falls eine Seelenwanderung bestünde, jemals in ein Droschkensperd verwandelt würde!“ — Ich kenne eine weit größere Furcht als diese. — Wenn Sie einen Blick auf gewisse Producte der Tagesliteratur werfen, so werden Sie mich begreifen, wenn ich ausrufe: „Gott lasse mich nie in den Leib eines deutschen Censors fahren!“ Wenigstens scheint es wunderbar, daß ein solcher Censor, wenn er noch ein halb Loth Galle in sich hat, ein Jahr lang bei Gesundheit und Leben bleibt. — Was aber die

anderen „gegen baar arbeitenden“ Recensenten betrifft, so überflügeln diese noch die erstere Klasse. Durch diese wird oft sogar das gebildetste Publicum auf eine so unmerkliche Weise getäuscht, daß der hieraus entspringende Nachtheil mitunter ganze Städte auf die gefährliche Bahn des Selbstbetruges leitet. Sie finden hier mit Thalern erkaufte Lobhudeleien oder auch bezahlte Gemeinheiten, deren nähere Angabe kaum eine sittliche Feder wagen darf. — Schickt ein zu kommende Schauspieler zwei Louisd'or voraus, so darf er überzeugt sein, als ein Phänomen gepriesen zu werden, wie dies vor längerer Zeit noch zwei bekannt gewordene Beispiele in Berlin und Mainz bewiesen. Nun weiß zwar z. B. ein Theil von Mainz, daß der Herr Schauspieler N. N. schon unterwegs ist, und daß gewisse Füchse schon vorher bei dem gottvollen Redacteur Wiest angelangt sind; aber dennoch wird immer ein großer Theil solcher Bewohner, welche mit den Machinationen der neueren deutschen Tagesliteratur nicht völlig vertraut sind, auf das Unerhörteste betrogen. Das

Ausland lacht dann über eine ganze Stadt, während doch nur ein einziges, elendes Subject diesen Wollenbruch von Gelächter über ihre Mauern herbeigeführt hat. Gleich nach solcher betrügerischem Lobhuderei finden Sie aber in demselben Blättchen andre Personen auf das Scheußlichste angeeifert. Man sucht den Gatten in seinem Weibe, den Vater in seinen Kindern zu beschimpfen, — man bedient sich jeder Art von Lüge, Bosheit und Verläumdung; — der sogenannte „Redacteur“ schickt zu gleicher Zeit selbstverfertigte, aber wohlweislich vom Verleger unterzeichnete Lobhudereien über die classische Größe und Unsterblichkeit der „„ungeheuer wihigen““ Redaction in alle Welt, und dies nennt man sodann — — — „„die moderne Literatur der Deutschen!!! — — doch, lassen Sie mich abbrechen. Ein Ekel ergreift mich, der mich zwingt, Ihnen den weiten Blick in diese Zustände zu ersparen! —

Ich erinnere mich, — sprach Rossini, — gehört zu haben, daß jener kritische Unsinn irgendwo so weit ging, einen gewissen Poeten Namens

Heine mit dem Componisten Carl Maria von Weber zusammenzustellen, und Beide zu vergleichen! —

Wer ist Herr Heine? — fragte Julius.

Das wissen Sie nicht? — rief Hähnchen; — in deutschen Blättern steht's ja, daß ganz Paris nur von dem Herrn Heine spräche, —

In deutschen Blättern? — fragte Julius; — meine Herren oder Damen, kennt hier Jemand den Namen Heine?

Alles schwieg mäuschenstill; — viele lachten mit vollem Rechte.

Da haben Sie, — sprach Dr. Heckebein, der gerade hinzutrat, — abermals einen Beweis jenes furchtbaren Charlatanismus, durch den die deutsche Tagesliteratur ihre Leser betrügt. — Man macht den guten Deutschen in ihrer Heimath weiß, dieser Herr Heine setze Paris in Bewegung, — während fast keine Seele hier von ihm weiß, und dieser, mit einem sehr hübschen Versetalent begabte, aber sonst gänzlich unbedeutende Mann, Gott weiß in welchen Winkel der Stadt sich hingehockt hat.

Vielleicht auch correspondirt dieser Herr Heine dergleichen selbst in deutsche Blätter, denn derlei Charlatanerien sind in Deutschland ganz an der Tagesordnung.

Ich kann mir die Gesichter der Nachwelt denken, — meinte Julius, — wenn sie dereinst einen Blick in diesen furchtbaren Sarg unsrer socialen und literarischen Zustände werfen wird.

Wenn's ihr dabei, — sprach Heckebein, — nur nicht geht, wie dem ältesten Prinzen des Königs Malcander, der am Schlagflusse starb, als er die Isis den Sarg des Osiris öffnen sah.

Also meinen Sie, daß unsre Nachwelt am Schlagflusse sterben wird? — fragte Hähnchen.

Höchstwahrscheinlich, — versetzte der Doctor; — wenigstens wird ihre gute Meinung von uns an dem Schlage sterben, den ihr der mephitische Fluß unsrer Literatur beibringen wird. Für unsre Gegenwart ist nicht einmal dieser Trost eines Schlagflusses zu erwarten. Wir werden das ganze Regesfeuer dieser jämmerlichen Zustände durchwandern müssen, die durch ihre moderne Stabilität den

Ausspruch Mendelssohns: „was veränderlich ist, bleibt keinen Augenblick, ohne wirklich verändert zu werden,“ bereits über den Haufen geworfen haben.

Aber, Sie nennen diese Stabilität ja selbst eine „moderne“, — warf der alte Ritz ein, — mithin ist ihr Untergang nahe, da alles Moderne in seiner Geburt den raschen Todeskeim trägt.

Gebe Gott, daß Sie Recht haben! — seufzte der Doctor; — aber die Zeiten sind vorbei, in denen Abraham & Sancta Clara der Wahrheit einen Fuchsschwanz um den Hals hing. Wir dürfen da nicht mehr schmeicheln, wo diese Wahrheit so nahe vor uns tritt, daß unsre Hoffnungen sich in ihre Stirnfalten verlieren.

Mag sie so nahe treten, als sie wolle, — sprach Mourrit; der Ruhm eines Bellini darf ihr in unsterblichen Melodien übergeben werden, ohne Furcht bei der Nachwelt geschmäleret zu werden.

Diese Melodien, — meinte Julius, — werden noch gar manchem spätern Componisten als

melkende Kuh dienen, aus deren Milch er seine Nahrung bereitet.

Dafür bürge ich, — fiel Rossini ein; — mich haben sie schon gemolken, noch ehe ich an's Sterben denken konnte.

Die Basis aller ächten und dauernden Composition, — fuhr Mourrit fort, — ist die Melodie, und diese ist es eben, die z. B. Bellini's Weidern und eingestricheltesten Gegnern mangelt. Wüthend darüber, daß sie nur Opern ohne Gesang aus sich hervorquälen, suchen sie ihn dadurch herabzuziehen, daß sie jene, in allen Herzen fortlebenden Melodien „leeren Klingklang“ nennen, und sich dagegen mit ihrem Generalbasse und ihrer sogenannten „theoretischen Tiefe“ brüsten. Aber ihre selbstgepriesene theoretische Tiefe vermag sie nicht aus ihrer persönlichen Tiefe zu reißen. Sie knirschen in ihrer ohnmächtigen Wuth von unten zu ihm hinauf, wie das erdgefesselte Huhn zur himmelangeschwungenen Lerche, und indem sie ihm entgegengackern: „Du kannst keine so dicken Eier legen, wie wir“ glauben sie, zugleich seinen

Gefang zu tödten, der längst den Sternen angehört, während sie tief unten ihren gelehrten Hühnerstall mit den Theorien über's Ausbrüten anfüllen. — Nichts ist in der That lächerlicher und amüsanter, als die ernste, gelehrte Miene dieser Pops-Kritiker, wenn sie die Welt in dicken Bänden darüber belehren, daß die Norma ein Unsinn sei, weil die begleitenden Orchestersätze alle in gleicher Weise ansingen, daß Romeo und Julie allem Begriffe der Generalbasslehre Hohn sprächen, oder daß, der Othello, der Tell, der Barbier und die Belagerung von Corinth ihren Effect bloß den Pauken oder Trompeten verdankten. Ich sehe sie ordentlich im Geiste, diese Tiefseits- und Correctheits-Philosophen, — wie sie bleich und knirschend im Zwischenacte vor den Eingängen des Opernhauses herumwandeln, jede Beifallsmiene des entzückten Hörers in die Rumpelkammer der Hölle verwünschen, der Opernwelt mit ihren dicken Bänden, Harmonie-Notenbefleckten Kritiken und ihren narкотischen Auseinandersetzungen drohen, sich dabei vor die Brust schlagen, um den darin herumkräczenden

Weib zu betäuben, sich endlich in Erinnerung an den eben beigewohnten Triumphe des „Gassenhauerischen Bellini“ oder des „Paukerischen und Trompetrischen Rossini“ schlaflos auf dem Schmerzenlager ihres nichtigen Unmuthes umherwälzen, — zwei Tage darauf ihre eigne „höchsttief“ und „höchst-generalbaß-harmonie-accord-mäßige“ Oper unter furchtbaren Coulissengemälden, Statistenzügen, Freibilletts-Klatsch-Heeren und Rezensenten-Heul-Preisern zur Aufführung bringen, und als Endresultat ihrer Weltaufklärung von dem Theatercassier den betäubten Ausruf vernehmen: „gestern bei Norma oder Othello kein Platz mehr zu haben; — heute bei dem Meisterwerke Eurer Wohlgeboren zwölf Gulden Einnahme, nebst Kosten-Draufzahlung der Direction! gestern Häuserschütterung durch Applaus und Tauchzen; — heute, trotz aller Freibilletts melancholische Grabesstille und epidemisches Gähnen, nebst polizeilicher Herausstreibung der Schnarcher, die schon beim zehnten Duvertüre-Accorde sich in die Gefilde der seeligsten Ruhe hinüberschlummerten!“

— — Vox populi, vox Dei, meine Herren.

Bellini und Rossini können ohne Brausepulver sterben! —

Raum hatte Mourrit diese Worte gesprochen, so geschah jetzt hinter ihm ein lauter Plumps. — Alles blickte hin; — Balkentreter war in Ohnmacht gesunken. Die Damen liefen durcheinander, und holten Erweckungsmittel; — aber die heroische Bierschrötigkeit des Vertheidigers deutscher Glafficität bewährte sich vollkommen, denn erst nachdem man drei lange Gläser Jean Maria Farina an ihm verwaschen, lehrten seine compacten Lebensgeister wieder. Sein erster Blick, als er wieder die blaugünen Augen aufschlug, war ein reinwüthender, und galt dem armen Bellini. Darauf seufzte er tief auf, ballte die Faust hinter dem Rockschöße, und murmelte: „Deutschland soll blutig gerächt werden! — Leibwärmer muß mir einen Operntext schreiben, und ich ruinire Italien total!“ —

Dem ruhmfüchtigen Ohre des guten Leibwärmer, der bis dahin ganz im Hintergrunde gestanden, entging die Nennung seines Namens nicht.

Während Dr. Heckebein zum Ueberflusse den Pfropfen eines Eau-de-cologne-Glases in die Balkentreter'sche Nase steckte, trippelte der Romanverfertiger herbei, und fragte theilnehmend: „Sie haben mich gerufen?“

Balkentreter winkte ihm zu schweigen, preßte die Hand des Fragenden convulsivisch an die Brust, und lächelte: „ich habe Ihnen Wichtiges mitzutheilen! Italien ist verloren! kommen Sie morgen frühe um halb achte in die rue de Lancry No. 31; Europa soll von uns hören!“

Mein Gott, — rief Madame Chinoise, — der Mensch scheint zu phantasiren! —

Hat nichts zu bedeuten, — sprach der Arzt: — er laborirt bloß an einer deutschen Oper. Diese Phantasieen werden häufig durch die Grimassen eines Krebs-empfangenden Musikalienverlegers geheilt. Wir können unsern Kranken getrost dieser Heilung überlassen.

Balkentreter erwiderte abermals mit einem vernichtenden Blicke, erhob sich, und zog den alten

Leibwärmer mit stolzen und abgemessenen Zweiviertelschritten zur Thüre hinaus. —

Der Mann ist etwas deutsch-gefühlvoll, sprach nun der greise Paer, indem er vortrat; — allein, abgesehen von aller Lob- und Tadel-Übertreibung in Bezug auf italienische Musik, so werden Sie mir doch erlauben, daß ich ein Wörtchen der Uebersetzung in dieser Sache spreche. — Wenn im Allgemeinen die deutsche Oper in unsren Tagen nicht den Standpunct einnimmt, den sie auf dem Gebiete classischen Werthes einnehmen könnte, so liegt dieß durchaus nicht in dem Mangel an großen Compositionstalenten, sondern in gewissen, verwerflichen Verhältnissen, die den, namentlich in Deutschland von jeher vorherrschenden, gegenseitigen Neid zum alleinigen Gwalthaber und Unterdrücker deutsch-musikalischen Strebens erhoben haben. Die Deutschen in ihrer nationalen Zerrissenheit haben sich von jeher selbst und gegenseitig untergraben, während sie, eben weil der Deutsche das Ausländische weniger beneidet, als das von einem Landsmanne Erzeugte, alles Fremde mit wahrer Schadenfreude in's Land

ziehen, und sich mit blinder, neidischer Dummheit vor jedem fremden Producte anbetend in den Staub werfen. Unser sich selbst lobhudehnde, aber höchst bornirte und käufliche Franzose, Herr, Michel Chevalier, hat zwar die Lächerlichkeit begangen, irgendwo zu behaupten, „Deutschland habe durch den Zollverband seine Nationalität wieder erlangt (!!!) und die Deutschen seien nunmehr Eine Nation geworden, weil der Caise und Zucker in ganz Deutschland dasselbe koste“ — *); aber, wie auch ein Franzose in hirnloser Wichtigkeit urtheile, so wird es doch nie einem mit den Verhältnissen vertrauten Manne von Ehre und Erfahrung einfallen, den Zustand der sogenannten deutschen Nationalität anders zu erblicken, als er sich wirklich darstellt. Ich lasse hier alle Politik aus dem Spiele, und halte mich bloß an jene so-

*) Wirklich ein kostbares Exemplar, dieser Michel Chevalier! Ich möchte seinen Schädel besitzen, um deutschen Nationalcasse d'raus zu trinken!

Der Sieger.

cialen Verhältnisse, die mich als Componisten näher berühren. — Vor Allem muß ich einen neuen Ausdruck erfinden, und ein Wörtchen über die sogenannte, deutsche Kapellmeister-Unterdrückung fallen lassen. Deutschland ist, wie Sie wissen, kein vereinter, in einer zusammenhängenden Strecke verbundener, sondern ein, aus vielen souveränen Landstücken bestehender Staat. Deutschland hat daher auch nicht, wie etwa Frankreich, eine einzige Hauptstadt, oder, wie etwa Italien, zwei bis drei musikalisch-prädominirende Residenzen, deren Urtheil in Kunst und Wissen als unumstößliche Competenz angesehen werden kann, sondern Sie finden dort eine Menge größerer und kleinerer Residenzen, welche gegenseitig ihr Urtheil neidisch bewachen, und in musikalischer Beziehung halten sich dort sogar eine Unmasse von Nicht-Residenzen und Provinzialstädten für allein fähig, dem übrigen Deutschland eine Meinung vorschreiben zu können. Da nun daselbst alle neuen Opern an jede der zahllosen Theaterdirectoren als neu und erst der Prüfung zu unterziehend eingesandt werden müssen, und

diese Directionen, deren Häupter meist unmusikalisch sind, die Zulässigkeit einer neuen Oper von ihrem Kapellmeistern und deren persönlicher Ansicht abhängen lassen, so entsteht hieraus der tödtliche Nachtheil, daß es dem Neide jedes einzelnen Kapellmeisters freigestellt bleibt, über das Werk seiner Compatrioten oder Kollegen nach Willkür und persönlichem Gutdünken abzuurtheilen. Gefällt eine Oper in Paris, so tritt ganz Frankreich bei; -- gefällt sie in Neapel und Mailand, so wagt es das übrige Italien kaum, sie zu verwerfen. In Frankreichs und Italiens Hauptstädten entscheiden aber nicht einzelne Kapellmeister, sondern förmliche, unparteiische Commissionen. Schreibt nun ein Deutscher, der zwar ein hervorragendes Talent hat, aber noch unbekannt ist, und etwa nicht von vornherein einen Triumph feiert, wie ihn z. B. Weber früher in Dresden durch die von ihm allein abhängig gewesene Zulassung und Aufführung seiner Opern errang, so sieht er sich mit seinem neuen Werke einzig und allein in die Hände von Kapellmeistern gegeben, die fast überall geneigter sind, den austauchenden

Namen eines Collegen zu unterdrücken, als ihn zu heben. Ist der neue Compositeur nicht etwa selbst Kapellmeister einer bedeutenden Residenz, so daß er seinen, in einem andren großen Orte lebendlichen Collegen durch versprochne Gegendienste bei etwai-ger ähnlicher Gelegenheit zu kirren vermag, oder ist er etwa gar nur ein untergeordneter Musiker in einer kleineren Stadt, dann kann er ein Riesenta-
lent besitzen, ohne darum einen wichtigen Schritt vorwärts thun zu können. Der Kapellmeister jener Direction, an welche er die Oper schickt, verwirft dann meist ohne Weitres, und oft, ohne es nur eines ernstn Blickes gewürdigt zu haben, das zu-
gesandte Werk und das Talent erster Classe geht rettungslos unter, während eine Masse miserabler Opern jener Kapellmeister selbst, die sich als allei-nige Beurtheiler an irgend einer Bühne angestellt befinden, wenigstens Einmal über ihre eigne Bühne geht, und wenn sie durchgefallen sind, dem Publi-
kum alle Lust und allen weitren Geschmacl verderben und benehmen. — Oder hat es nicht sogar Herr Spontini lange Jahre hindurch in Berlin

vermocht, die großen Werke deutscher, anerkannter Meister, ja sogar Webers classische Leistungen zu hintertreiben und von der dortigen Hofbühne auf wahrhaft miserabel-neidische Weise zu verdrängen? — Was bleibt denn also in jenem Lande dem sich fühlenden, aber so jämmerlich Preisgegebenen, wirklichen neuen Meister übrig, als zu verstummen und in sich zu verzweifeln? Der überspannte Haß und das von vielen Seiten erfolgte unflätige Herabziehen eines Rossini und Bellini wird entschuldbarer und begreiflicher, wenn wir den gerechten Unmuth in Betracht ziehen, der sich vieler Gemüther bei Betrachtung solcher Zustände bemächtigen mußte. Die Unterdrückung inneren Werthes und selbstgefühlten, berufenen Talentes macht sich stets auf irgend eine Weise Luft, und man fiel endlich über die Italiener her, da man diese fälschlicherweise für die Ursache der Zurücksetzung eignen Talentes hielt. Unter solchen Umständen war es allerdings nicht zu verwundern, daß endlich in ganz Deutschland eine Art von Weitspitz ausbrach, und daß man, während eine Menge tüchtiger Meister gewaltsamer und

neidischer Weise von ihren eignen Landsleuten in's tiefste Dunkel zurückgeschleudert wurden, z. B. einen elenden Walzer-Componisten, Namens Strauss, zu einem lächerlichen Ruhme gelangen sah, der es ihm eine Zeitlang möglich machte, mit seiner brodschnappenden Charlatanbande wie im Triumphe einherzuziehen. Während Beethoven und Weber Hungers starben, zahlte eine Unmasse hirnloser und verblüffter Deutschen den Eintritt in ein handwurstartiges Walzer-Concert mit baaren Thalern; mit gerechtem Ingrimme standen jene edleren, zur Charlatanerie unfähigen Compositionstalente vor den deutschen Saalthüren, und sahen den betäubten, großen Haufen in das sogenannte Concert einer wandernden Walzer-Bande strömen, deren erbärmlichste Comödiantenpossen in deutschen Blättern bis zur Verücktheit erhoben wurden, indeß das wahre Talent rettungslos verfaulen mußte. Nicht minder, als die Literatur, sollte auch das Gebiet musikalischen Strebens einer trügerischen Betäubung und einer durch Kritiken erlangten Verblendung anheimfallen, welche ganz Deutschland zum Irrenhause umwan-

delte. — Nicht der Mangel an höheren Kräften setzte Deutschland in Bezug auf edlere Leistungen hintan, sondern einzig und allein dieser Zustand des gegenseitigen Unterdrückens, und vielleicht nebenbei der Umstand, daß nicht alle seine Compositure und beginnenden Talente den Reichthum eines Meyerbeer und Mendelssohn-Bartholdy besaßen, um das durch Geld zu erzwingen, was Andere nicht durch bloße Genie zu erzwingen vermochten. Die paar lumpigen Goldstücke, welche in Deutschland die Aufführung einer Oper einträgt, sind ein höchst jämmerlicher Ersatz für die Anstrengungen und Mühen ächter Genialität; die Oper nimmt in dieser Beziehung dort ganz denselben schmachvollen Standpunct ein, als das Schauspiel überhaupt, — und wer nicht mit der bloßen Ehre sich begnügen will, der könnte, ohne daß ihm ein Arm oder eine Tasse Bouillon geboten würde, mitten in dem Jubel champagnerberauschter Hörer bei der Aufführung seines musikalischen Meisterwerkes von der Parterre-Bank fallen und vor Aller Augen Hungers sterben. Man würde ihm dann in Deutschland vielleicht ein

eisernes Monument für's Hungergrab zusammenbet-
teln, — man würde sie, wie gewisse miserable deut-
sche Buchhändler es mit den, von ihnen bei Leb-
zeiten zu Bettlern herabgedrückten, Schriftstellern
machten, nach dem Tode mit Festreden regaliren
und sie in ein Conversationslexicon setzen; — aber
Lebenslust würden diese armen Teufel der Geniali-
tät nimmermehr einziehen; — Trüffelpasteten und
Lobkritiken schlingen in Deutschland nur die Meyer-
beere und Bartholdy's, — und ich selbst wüßte in
der That nur ein einziges, wirkames Heilmittel
gegen solche deutsche Schmach-Zustände anzugeben.
— Deutschland besitzt noch gegenwärtig einen red-
lichen, unbestechlichen, an Charakter und Bieder-
sinn wahrhaft ehernen Kritiker, dessen Wirken, Ur-
theilsgröße und Bestreben den Anknüpfungspunkt
zu einer glücklicheren Herstellung jener Verhältnisse
abgeben könnten. Dieser Mann, — Sie haben ihn
gewiß Alle schon errathen, — ist der, von gemeiner
Niedrigkeit und erkaufter Kritik eben so oft ange-
geiferte, als von allen deutschen Biedermännern
ohne Ausnahme hochverehrte Redacteur der Allge-

meinen musikalischen Zeitung, Herr Dr. Fink in Leipzig. Man suche, wenn dies möglich ist, in Deutschland eine urtheilende Commission aus zehn solchen unbestechlichen, der sinnlosen Vergötterungs- sucht wie der inhumanen Erdrückung gleichkräftig- entgegenarbeitenden Männern zu bilden, und sende dieser Commission die Werke beginnender Meister zur Entscheidung zu; man begründe einen allgemei- nen Belohnungsfonds für unbemittelte, jüngere Genialitäten, und stelle den Grad der Belohnung dem Ermessen jener Commission anheim, und man dürfte sehr bald den Geist deutschnationaler Bestre- bungen und Erfolge gehoben, den Charlatanismus- und Kapellmeister-Neid vernichtet, und das ächte Talent seiner gebührenden Stelle anheim gegeben sehen. — Während jener denkwürdigen Zeit, in welcher es den Machinationen verrückter Schreier ge- lungen war, den, augenscheinlich aus Bach und Händel hervorgegangenen „Paulus“ des Herrn Mendelssohn-Bartholdy bis zur völlig wahnsinnigen Vergötterung gelobhudelt zu sehen, war es jener unbestechliche Dr. Fink allein, der es wagte, an

daß Urtheil der gesunden Vernunft zu appelliren, und dem es zum Theil gelang, den Besonnenen und den Ruf ihres Vaterlandes wahrhaft Liebenden die Augen durch unerschütterliche Wahrheitsliebe und eben gerechtes Anerkennen des theilweisen Werthes, wie furchtloses Beleuchten der Imitation zu öffnen. Die jämmerlichste Bosheit und Käuflichkeit mühten sich damals ab, den Namen dieses großen und unbesiegblichen Beurtheilers in den Staub zu ziehen; — aber die Besonnenheit kehrte endlich von selbst wieder, und Fink wird das Schicksal aller wahrhaft großen Deutschen theilen. Wenn er im Grabe liegt, werden sie ihm Reden, Vivats und Monumente bringen, und die gegen ihn erstandene Verächtlichkeit wird dem Lichte Platz machen, sobald das Licht seines Lebens erloschen sein wird. — Die Buchdruckerkunst hat wenigstens auch das Gute, daß die Zeugen unsres Wandels noch lange nach unsrem Tode dem Urtheile der Nation vorgeführt werden können; — diese Nationen werden dann richten und sichten. — — —

Paer war zu Ende; aber Niemand erhob sich,

ihm zu widersprechen, — und eine ängstliche Stille trat durch mehrer Minuten an die Stelle der lebhaften Unterhaltung. —

Voyons! voyons! — rief Herr Duponchel — die Unterhaltung darf nicht unterbrochen werden. Singen wir noch etwas!

Amalie trat rasch zu Julius, und flüsterte ihm eine Bitte zu.

Gott bewahre! — rief Julius; — wie könnte ich wagen, — — —

Schwester! wie unbesonnen! — fiel Charlotte ein, die den Sinn der Bitte wohl geahnt.

— Nun, er singt in der That nicht so übel, — ergänzte Madame Dülon.

Sie singen also? — wandte Mourrit sich zu Julius. Bravo! ich bitte Sie — —

Ja, ja! ein Liedchen! — rief Alles; — eine Romanze!

Ich brauche gerade einen zweiten Tenor; — meinte Duponchel, und Julius glühte.

Das ist gerade sein Fach! — sprach der alte Rik; seine Stimme ist schön, ohne Ruhm zu melden.

O weh! — seufzte Amalie erschrocken für sich, — hätte ich diese Wendung ahnen können!

Aber, meine Herren und Damen, — sprach Julius, bis über die Ohren erröthend; — nach Nourrit! — bedenken Sie doch! —

Kein Meister fällt vom Himmel! — lächelte Nourrit, ergriff den Erröthenden bei der Hand, und zog ihn unter allgemeinem Bravo an's Piano.

Charlotte zitterte vor Aufregung. Sie eilte zu ihm hin, indeß die lüsternden Blicke des Lords ihr folgten, und flüsterte rasch: „wilst Du noch tiefer sinken? gehörst Du zum Künstlertröf? Du tödtest mich, Julius!“

Gedenke unseres Vertrags! — versetzte Julius ernst; ich gehöre nicht mir selbst, und meine gesetzte Prüfungszeit muß ich mir schon gefallen lassen.

Charlotte verstummte. Ihr Blick fiel halbverwirrt auf Lord Kiskerling, — und schon hatte Julius die Introduction zu einer Romanze begonnen. — Bei dem ersten Tone schon sah Alles hoch auf. Mit einer Stimme, deren Metall, Aus-

dehnung und Reinheit alle Herzen durchdrang, begann er sein Lied, und sein Vortrag, voll Feuer, Seele und Gemüth riß selbst den Großmeister Nourrit zur lautesten Bewunderung hin. Während jeder Ton den Director Duponchel, der bald ihn, bald Nourrit ansah, entzückte, durchkreuzten die verschiedenartigsten Gefühle das Herz der beiden Schwestern, und ich errieth schon nach der ersten Strophe, die selbst Rossini's und Bellini's Hände in Bewegung setzte, den Erfolg, welcher alle Muskeln in Duponchels Speculantengesicht zur grinsenden Verzerrung brachte. Stürmischer Beifall machte das Zimmer erbeben. Eine solche Stimme verbunden mit solchem Vortrage, übertraf alle Erwartung; — die Damen geriethen außer sich, und am Schlusse des Liedes huldigte Nourrit dem Sänger in einer herzlichen Umarmung.

Den dürfen wir nicht entweichen lassen! — murmelte Meyerbeer dem entzückten Director zu, und ehe noch Charlotte es verhindern konnte, befand sich Julius in der Umarmung des Herrn Operndirectors, der den Sänger neben sich auf's

Sopha zog, und ihn hier mit einer Masse von einladenden Vorschlägen erdrückte. Ich hörte sogar etwas von „Nourrit sera effacé! — dix milles livres de rentes! u. s. w., und hatte alle Mühe, mein Angesicht vor den Blicken Charlottens zu bergen, die mich mit ihren schwarzen Flammenaugen förmlich durchbohrte. Nourrit selbst aber, in dessen trefflichem Herzen zwar der Stolz des Selbstbewußtseins, niemals jedoch der Neid Eingang gefunden, verfügte sich zu Julius, und ich vernahm deutlich, wie mein Mündel vom ersten Sängergesangsverein Frankreichs zur neuen Standeswahl eines Opernheroen eingeladen ward. Julius vermochte gar nicht mehr zum Worte zu kommen; die Damen klatschten lustern in die Hände, versprachen ihm im Voraus den Beifall ihrer Männer und Anbeter, und auch Lord Kipperling, der bereits einen Teufelsplan in seiner Seele ausbildete und wohl einsah, daß er die entstehende Kluft zwischen den beiden Liebenden durch einen öffentlichen Fall des jungen Mannes am schnellsten erweitern würde, mischte sich endlich unter die Bestürmenden, und vereinigte seine

Bitten mit denen der Uebrigen, um ihn zur Annahme der Vorschläge Düponchels zu bewegen. Wie ein schwacher Vogel auf der Leimruthe, den in der Nähe die lüfternen Blicke einer Rahe entsehen, flatterte sich der umgarnte Sängcr ab, als er die drohenden Blicke Charlottens auf sich ruhen sah; aber die Lockspeise der Eitelkeit wurde zu geschickt vor ihm ausgebreitet. „Ein kleiner Versuch,“ meinte Düponchel, — „müsse wenigstens gemacht werden“; — Weyerbeer erbot sich zum Einstudiren, Dr. Heckebein brachte die Beihülfe des Mimcn Kreideberg zum „Gehn und Stehn auf den Brettern“ in Vorschlag, — Gilwering, der sich schon früher Einmal zur Decorationsmalersstelle gemeldet, aber rund abgewiesen worden war, und sich nun an Düponchel durch lautes Abmahnen zu rächen versuchte, ward durch den freien Antrag jener Stelle zum Schweigen gebracht, Amalie ward in dem Gcsumse gar nicht gehört, Charlotte kam vor Aerger und Ingrimrn gar nicht zur Sprache, Nourrit bat, Rossini unterstützte ihn, kurz, der gute Julius vermochte

endlich nichts weiter, als auf mich zu zeigen, indem er kaum hörbar lispelte: „aber mein Gott, ich kann ja nichts thun ohne meinen Vormund! —

Nun blickte Alles verwundert nach mir hin, und das ganze Geschwader rückte mir auf den Hals. — „Mein Herr! Sie werden doch nicht?“ rief Charlotte mit Gewalt losbrechend, und indem Sie mir, kaum ihrer Sinne mächtig, drohte, — „Sie erzeigen mir einen unendlichen Gefallen!“ — unterbrach sie Duponchel; — „der junge Mann ist auf immer geborgen!“ — meinte Meyerbeer; „Sie haben freie Macht!“ — sprach Madame Dufron; — „und ich rede keine Sybe“, — fügte der alte Kitz hinzu; — „ja, ja! engagiren! singen! engagiren! den Raoul, den Robert, den Zell, den Eleazar!“ schrien die Damen; — „das sind zwar lauter erste Particeen“, meinte Mourrit, — „aber ich theile sie gerne mit ihm!“ — — Ich war wie betäubt von all dem Lärmen, und nicht, ohne es zu wissen. — „Der Vormund hat genickt!“ — schrie nun Alles, und ein ungeheures Bravo machte mich

auf einige Augenblicke. Ich hörte bloß noch
die Charlotte murmelte: „der Verführer!“ —
Da erhob sich Julius, reichte Duponchel die
Hand und sprach: „bon! ich will es überlegen;
in vierundzwanzig Stunden. — —

Wozu noch lange überlegen? unterbrach ihn
der Director, in Todesangst, seine Beute zu ver-
lieren. — „Ja! ja! wozu noch überlegen?“ fielen
zwanzig Stimmen ein, und Julius versetzte: „es
kann! Sie können auf mich zählen! ein Versuch wird
den Haß nicht kosten!“

Aber die Braut wird's kosten, — murmelte
der Lord, und seine gierigen Blicke verschlangen
die üppigen Formen der todtbleichen Charlotte, in-
dem der erfahrene Paer für sich sprach: „der junge
Mann ist zu redlich, — es wird Scandal geben!“
Und Alles sich um Julius drängte, ihn zu be-
rückichtigen.

Paer's Bemerkung entging meinem Ohre
nicht; sie brannte mir auf der Seele, ich wußte
nicht warum. Aber die Folge sollte mir die schreck-
liche Wahrheit derselben nur allzu bald beibringen. —

Auch Amalie drängte sich plötzlich bis zu mir heran, und flüsterte: „ich befürchte das Schlimmste; — lenken Sie ihn ab, so lange es noch Zeit ist; weder Sie noch er kennen die furchtbaren Cabalen, die gegenwärtig an allen Bühnen herrschen!“ — Aber, dies kam zu spät; — das Schicksal hatte es wunderbar mit dem jungen Manne beschlossen, und die Romanze sollte der unmittelbare Schwanengesang werden zum Hinfertreten einer Liebe, die einen glücklicheren Ausgang verdient hätte. —

Es war gegen 2 Uhr Morgens, als die Gesellschaft sich trennte, und Hähnchen mit mir das Cabriolet bestieg. —

Zweites Kapitel.

Die Taglioni und der Pariser Wahnsinn.
Bruder Kreideberg. Kiz entschließt sich,
und wird Sänger an der großen Oper.

„Also abermals eine Standeswahl, — und welche! Ein Engagementsantrag an die große Oper! eine förmliche Einladung von Seiten des geizigsten und speculativsten aller Directoren! wird er wirklich darauf eingehen? wird er Lust und Muth genug in sich fühlen, die alte Welt zu verlassen, um in jene neue einzutreten, wo der Mensch ein völlig neues Leben beginnt, und sein früheres Ich gänzlich opfern muß, wenn er mit seiner neuen Umgebung, ohne Gallenfieber, Wahnsinn, oder

moralische Vernichtung durch Cabale und Intrigue fortkommen will? Wird er Gilwerlings Rath befolgen, und gleich von vorn herein seinen alten Charakter, wie die Schlange ihre Haut, ablegen, um sich der kaufbaren, feilen Vobhudelei in die Arme zu werfen? Und wo nicht, — welche Stürme, weich' Unglück werden sich an seine Ferse heften? — Ja! es ist schön, eine jubelnde Masse durch wahres Verdienst und durch wahren Kunstwerth hinzureißen, — aber fürchterlich, dem Pöbel käuflicher Glaqueurs in die Hände zu fallen, — fürchterlich, von einer Boselichkeit Gebrauch zu machen, die den letzten Rest des besseren Geschmacks vernichtet, und die gesunde Vernunft des Besserdenkenden in vorausbezahltem Enthusiasmus erstickt!“ — — —

So phantasirte ich mit mir selber, als mit dem Glockenschlage der sechsten Abendstunde meine Thüre aufging, und Gilwerling mit Hähnchen hereintrat.

Nun? fragte der Maler, — Sie sind noch im Schlafrocke? haben Sie schon wieder vergessen, daß ich Sie Beide zum Herrn Victor Hugo führen will?

Ich hatte es in der That vergessen, sprang auf, kleidete mich schnell an, und wir bestiegen das harrende Cabriolet, das uns schnell an Ort und Stelle brachte. Aber, der Weg war umsonst gemacht. Hugo war nicht zu Hause.

Was nun? murmelte Gilwerling ungeduldig, und wie ein ächter Franzose mit den Fingern der einen Hand auf der Fläche der andern trommelnd. Er war nicht gewohnt, einen Abend müßig zuzubringen, hatte für heute ganz fest auf Victor Hugo gerechnet, und geberdete sich im Cabriolet wie ein Verzweifelter. Da fiel mir zum Glücke an einer fernern Straßenecke der Theaterzettel der großen Oper in die Augen. Ohne meinen verdrießlichen Trommler zu fragen, ließ ich den Kutscher dahin lenken, und schon auf 20 Schritte glogte uns in Riesenlettern der Name Taglioni entgegen. „Elle dansera! elle dansera!“ schrie ich wie besessen, so daß Gilwerling vor Schreck in die Höhe fuhr, und sich den Schädel tüchtig wider den eisenblechbeschlagenen Wagenrand stieß.

„Que le diable Vous emporte, mon cher! vous eriez comme un assassin! Qu'avez vous?“

Ich schämte mich meiner Hitze, und erwiderte etwas kleinlaut: „Lassen Sie uns in die große Oper fahren, ich habe sie noch nie gesehen, die Große, von der Europa mit Entzücken spricht, die Einzige, die alle Herzen im Strahle ihrer unvergleichlichen, bezaubernden, hinreißenden Göttergrazie — —

„Mais mon Dieu, de quoi parlez vous? Vous faites du mal à mes oreilles — —“

„De quoi?“ schrie ich abermals wie besessen, und den Schädelstoß meines Nachbarn vergessend; — „de quoi? Ist die Taglioni, die Göttliche, eine quoi? Empörende Profanation!“

„Ah!“ lächelte er mit jenem himmlisch - teuflischen Grinsen, das einem Franzosen so gut ansteht, und dessen nur ein Franzose fähig ist, wenn er mit einem einzigen sarkastischen Zug um Mund und Wange der Gottheit ihren Gottwerth, oder dem Teufel die Hölle weglängnen will; — „ah! — vous parlez de la Taglioni? C'est vrai, je le

vais maintenant, elle dansera aujourd'hui; — mais je n'y vais pas, justement parcequ'elle danse!

Das war für einen Deutschen zu viel! Ich wurde wüthend, und hätte mich nicht der Gedanke, daß ich in Kurzem den, bereits von allen Journalen angekündigten Wettkampf mit Pradel und Cicconi bestehen sollte, abgehalten, — ich hätte den „ustement parcequ'elle da ...“ selbst mit Gefahr eines Duellès beleidigt, und ihn aus dem Wagen geworfen. Aber der Todesstoß für mein sühlendes, deutsches, enthusiastisches Herz kam erst noch. Ein zweites Grinsen lagerte sich um die Lippen Gilwerlings, und er schte mit einer Kälte, die einen Dreimaster vor dem Cap der guten Hoffnung mit hundert Fuß dicken Eise hätte umringen können, hinzu: „Ja, mein Lieber! was Sie auch von mir denken mögen, ich halte nichts, gar nichts von gewissen Modekünstlern, trotz der infamen, schandewerthen Lobhudelei, mit der seit Jahren theils erkaufte, theils geistesschwache Blätter sich über sie füllten. Sehen Sie hin, und — wenn

Sie ein kühler, sich selbst vertrauender Mann von Urtheil und Ehre sind, werden wir uns wieder deshalb sprechen. Die Taglioni ist eine tanzende Künstlerin mit Anstand und leichter Magerkeit begabt: sie hat alle Mittel zu einer sehr wackern, ausgezeichneten Tänzerin, und benützt diese Mittel mit vieler Pfliffigkeit. Voilà tout! das Uebrige ist Charlatanismus, und ich wiederhole es Ihnen, Paris, Frankreich, Europa schändet sich, und macht sich jedes Anspruchs auf gesundes Urtheil verlustig durch seine Taglioni-Kasereien!“ —

Auf diese Bemerkung faß ich einige Secunden sprachlos, — die Wuth lähmte meine Zunge, — ich war wie vernichtet. Endlich aber kam ich durch das Schütteln des weiterrollenden Cabriolets wieder zu mir. Mein erster Gedanke war: hier gilt's: Paris — Frankreich — Europa muß glänzende Genugthuung haben. Entweder, er geht auf der Stelle mit mir in die Oper, überzeugt sich eines Bessern, und thut der Göttlichen Abbitte, oder ich gehe allein in die Oper, sehe zum Erstenmale die Hinreißende, Unvergleichliche, Diamanten- und

Forbeerbedeckte, brüllte sie heraus, mache ein Schoß Gedichte auf sie, und schiesse nachher den boßhaften Verläumder todt. — Kaum hatte ich diesen Gedanken in mir aufgerührt, als ich mich leichter fühlte. Ganz Deutschland tauchte vor mir auf, nickte mir Beifall zu, und auf mein donnerndes „Halt!“ zog der erschrockene Kutscher den Zügel an. Wir standen, und ich faßte bleich und zitternd Silberlings Hand. — „Recevez!“ sagte ich, und suchte mich so viel als möglich zu fassen; — „so können wir nun und nimmer aus einander gehn.“ —

— „Eh bien — que voulez vous?“ — „Was ich will? und Sie fragen noch? Sie haben mich im Innersten aufgeregt mit Ihrer Bemerkung über die Taglioni. Sie sollen mich überzeugen, — Sie selbst und kein Anderer. Wenn Sie daher nicht bloß einen verwerflichen Spott mit dem Rufe einer bis zur Raserei angebeteten Künstlerin getrieben haben, so kommen Sie mit mir in die Oper, und kämpfen dort den Streit der Ueberzeugung.“

„Hm!“ sagte Silberling nach kurzem Besinnen, — „Sie haben sie wirklich nie gesehen!“

— „Nie!“ —

„Und Sie versprechen mir, nicht nach dem, was feile Journalisten druckten, oder hirnlose Affen nachschwaften, sondern nach eigener Ueberzeugung klar und nüchtern zu urtheilen?“ —

„Bei meiner Ehre!“ rief ich — „das verspreche ich Ihnen!“ — Und ein kalter Schauer rieselte mir über den Nacken, als ich ihm ins regungslose, eiskalte Gesicht blickte, und keine Spur von Ironie oder Spott darin fand. So mußte der erste eingefleischte Katholik geschauert haben, dem Luther mit offener ruhiger Stirne die fünf Worte hinwarf: „Ich glaub' an keinen Pabst!“ — Wir eilten durch die rue neuve des petits champs, dann am Theater Ventadour vorbei, nach der rue Grammont, und in Kanonenschlägen klopfte mir das Herz, als wir den Boulevard durchschnitten und an's Haus fuhren. So eben fing die riesenhafte queue sich an zu bewegen; die Thüre knarrte, — ein ungeheures Gedränge. (Die bezahlten Glaqueurs, ver-

steht sich, voran) wälzte sich an uns vorüber. Wir stiegen ab und bereiteten uns vor, uns ein paar Rippen zerquetschen zu lassen, als ein kurzer, dicker Kerl in abgeschabtem, ehemals dunkelgrünem Ueberrocke, mit einer wahren Banditenmiene, krausem, starkem Backenbart, verzerrter Lippe, kleinem, blinzelmndem Auge, ein Pfriemchen Kautaback in dem einen graufahlen Backen, sich uns näherte, und uns mit den Worten: „ne vous dérangez pas, il-y-a de la place pour tous,“ zwei Sperrfischbilletts entgegenhielt. Mit wahrer Fiebergluth griff ich darnach: „Combien?“ — „Vingt-huit francs, Monsieur!“

C'est un sou! — fuhr Silberling dazwischen. Aber ich hörte und sah nicht, griff in die Tasche und holte vier Fünffrankensstücke heraus; mehr hatte ich eben nicht. — Wie ein hungriger Geier fuhr der Billetthandit nach meiner Hand, und ehe ich mich recht besann, hatte ich zwei Sperrfische zur Göttlichen, und war um 20 Francs ärmer. „Er wird's bereuen!“ murmelte Silberling, indes Hähnchen seine zehn Francs für einen dritten Eis hin-

gab, und wir drückten uns mit Schultern und Ellbogen durch den Haufen. Eine gute Viertelstunde lang fuhren wir hin und her, und ganz er-
hitzt, von Schweiß triefend, mit reich in Falten
zerquetschten Kleidern kamen wir endlich an unsere
Sitze.

Der Eindruck, den an diesem Abende die Er-
wartung des Außerordentlichen auf mich machte,
war ungeheuer. Alles schien mir rings von Rosen
zu duften; das, zwar in allen französischen und
deutschen Blättern gelobhudekte, aber nichts weniger
als elegante Haus kam mir zum ersten Male sehr
reizend, ja bezaubernd vor. Ueberall sah ich im
Griffe Taglioni's schweben; auf den Pömpchen des
Kronleuchters schlugen Amouretten Entrecôte, über
die Bänke wanden sich geflügelte Cephysse in leicht-
geschwungenen Virouettes, und es fehlte nicht viel,
so hätte ich Silberling, der gähmend neben mir
saß, gepackt, und wäre mit ihm in's Orchester ge-
walzt. Hähnchen saß indeß wie vernagelt, und
stierte den Vorhang an, als ob es ihm im Voraus
die beiden Stricknadelbeine der berühmigten Baja-

dere mit Gewalt abhocken wollte. Ich drückte ihm eben so vernagelt die Hand, und bezähmte meine innere Aufregung mit Gewalt, um nicht einen Schlagfluß zu bekommen. Ich fühlte, daß ich einem solchen nahe war, und betete still vor mich hin: „Dieber Gott, nur jetzt keinen Schlagfluß! erst sie sehen, sie, sie, sie — — und dann einen Schlagfluß, wenn's gefällig ist!“ — So betete ich, und murmelte, Gott weiß was Alles, — da flog der Vorhang auf, und Hähnchen schrie: „Gott verdamme mich, es geht lob! — Ich hatte in meiner Vorausbetäubung weder eine Duvertüre gehört, noch sonst was; weder die liebreizenden Engelgesichter im Schminkgewande der Unschuld rings in den Logen gemustert, noch sonst einen Blick wohin geworfen; — ich wollte nichts sehen, nichts wissen, als sie — meine Nerven, Muskeln, Alles an mir war vertaglionisirt! So viel vermag erkaufte Journal- und bezahlte Eobschurerei über einen vernünftigen, erfahrenen Menschen! — — — —

Bereits waren mehre Tanzscenen vorüber, und keine Hand hatte sich rings gerührt, trotz dem, daß einige der Mitwirkenden ihre Sache recht brav gemacht, — da erscholl auf einmal ein lautes Wischen rings umher. — Todtenstille herrschte. — Man hörte wirklich die Athemzüge in den Lugen. — Jetzt zeigte sich am Rande einer der hinteren Cou-
lissen ein flatterndes Band — ein Fuß — eine Hand — und ein unerhörter Orecan von Gebrülle, Geklatsch und Gejauchze machte des Hauses Wände erbeben. Eine längliche, hagere, häßliche, aber in allen Bewegungen graziöse Frauengestalt zeigte sich, trat auf den Fußspitzen vor, verneigte sich voll Anmuth, — — da wurde der Orecan zum betäubendsten Höllenschlage, so daß mir wirklich für mein Gehör bange ward. Sie tanzte sehr brav, und recht reizend, und bei jedem Schrittchen, das sie that, wiederholte sich der Höllenspektakel. — „Das ist sicher eine der ersten Tänzerinnen bei der Oper“ dachte ich, „aber der Beifall ist übertrieben, denn mein Gott, wenn erst sie erscheint, sie, die Weltgefeierte, die Taglioni, wo wollen

dann diese Leute noch Kraft zum Brüllen und Applaudiren hernehmen?" — Hier trat die magere Häßliche ab, ein unbeschreiblicher Donner von Bravo's und Jubel begleitete ihr Abtreten; aber ich, den sie zwar recht sehr angesprochen, aber eben nicht besonders in Verführung gesetzt hatte, ich sparte wohlweislich meine Hände für sie, die Große, die ich heißhungrig erwartete. Denn nach Allem, was ich von ihr gehört und gelesen, mußte die mich ganz anders ergreifen! — „Sie wird erscheinen!“ sprach ich zu mir selber, — „dann sollen die Pariser hören, wie ich in die Hände schlagen kann — und jeder Handschlag soll ein Niederschlag für Giltwerling sein!“ — Hier sah ich mich unwillkürlich um. Giltwerling saß mit seinem gestornen Teufelsgesichte ruhig da und blickte mich an, ohne eine Miene zu ändern. Er schien zu erwarten, daß ich ihm etwas sage, aber ich redete nichts. Ich sparte meine Zunge und Zunge für die unsterbliche Taglioni, die sich, „wie unsichtbarer Windeshauch dahersäuselnd“, (so sagten deutsche und französische

Blätter), nun zeigen mußte. — Jede Secunde steigerte meine Ungeduld. Meinem Geiste schwebten unwillkürlich alle die Prädicate vor, die deutscher, französischer und englischer Irrenhaus-Enthusiasmus ihr beigelegt. „Sie macht Musik mit ihren Beinen“, — „sie schwebt nur daher, ohne jemals den Boden zu berühren“, — „sie hat dem Frühling seinen Zauber und der Natur das Geheimniß des Fliegens gestohlen“, — „sie ist eine von ihrem Körper entfesselte Seele, die in Gottgleicher Unbeschränktheit durch den Luftraum der Bühne unseren Blicken vorüberflattert“ — „die himmelöffnende Göttin der Anmuth“, — „der Vogel des Menschengeschlechts“, — diese und tausende von ähnlichen Aussprüchen zogen an mir vorüber, und überwältigten alle meine Sinne. — Da erschien abermals die magere Hässliche. Abermaliger Höllenspectakel beim Ein- und Abgang. — Sie tanzte recht leicht und schön, ohne Zwang und Anstrengung. — Sie hatte verschiedene

recht anmuthige, graziöse Wendungen gemacht, und besaß besonders in den Pirouettes eine männliche Stärke und Dauer.

Mich fing sie aber an gleichgiltig zu lassen — und als man unter unerhörtem Klatschdonner nicht eher nachließ, als bis die lange Häßliche wieder vortrat, und ein abermaliger Sturm, (der, wie alles frühere Applaudissement, im Parterre, unter dem Kronleuchter, seinen Anfang nahm) ihr beim Entfernen folgte, sah ich auf meine Uhr, und erschrak nicht wenig, als ich den Zeiger nur einige Haar breit von elfe fand. — Rasch wandte ich mich gegen Sitwerling, der, mit der alten Ruhe ausblickend, lächelnd fragte: „Eh bien?“

„Eh bien?“ wiederholte ich — „wird sie denn nun bald kommen?“ —

„Wer? welche sie?“ fragte er, und ein ungewöhnliches Feuer überstrahlte seine Marmorzüge.

„I nun, die Taglioni!“ — — —

Da hätte Einer den Gesichtswechsel des französischen Malers sehen sollen! Jeder Zug darin ward ein ganzer Band Ironie von 300 Seiten. —

Nach einen Augenblick anstarrend, wie wenn er um meinen Verstand in Angst wäre, zog er ein Niesfläschchen heraus, und hielt mir's grinsend unter die Nase.

„Was soll das? fragte ich.“ —

„Soyez tranquille, vous en aurez besoin!“
war die ganze Antwort.

„Aber ich bitte Sie, was soll das?“ fragte ich wieder. „Wo bleibt die Taglioni?“

„Die Taglioni? lachte Silberling — sind Sie blind? haben Sie sie denn nicht gesehen!?“

„Gesehen? Wen? Wo? sie!?“

„Ja wohl, sie, sie! die so eben abging, — die schon zwei Mal tanzte, und vom Kronleuchter aus den Dreion aufregte.“ —

„Was!? sind Sie von Sinnen?“

„Non!“

„Die Lange?“

„Oui!“

„Die Magere?“

„Oui!“

„Die Häßliche“

„Ouf!“

„C'ètnit la Tagl? — —“ Der Name blieb mir im Halse stecken.

„C'ètnit la Taglioni!“ ergänzte der Maler.

Wie ich aus dem Theater fort kam, weiß ich noch heute nicht. Ich wurde von Silberling wie ein zusammengeklapptes Taschenmesser fortgeschleppt.

Ich hatte vier Jahre zuvor eine Zeitlang in Rußland zugebracht, und auf dem Gute Lembola in Finnland begegnete es mir, daß, während ich zum ersten Mal ein ächt-russisches Dampfbad nahm, die von mir mit Schnapps tractirten, lustigen Badegehilfen mich plötzlich faßten, und mich, über und über vom Schweiß bedeckt, wie eine Kaze in den Schnee warfen; — allein die damalige gräßliche Abkühlung war kaum ein Miniaturschattenbild von der Abkühlung in der grand opéra zu Paris. Ich fluchte und wüthete, als wir uns wieder im Freien befanden, und wahrlich, hätte ich das Unglück gehabt, den Billerbanditen, der mich um die schönen Fünffrankenstücke brachte, zu

ermischen, ich stände vielleicht gegenwärtig vor den Affisen, — denn lebendigen Leibes wäre er mir nicht entgangen. Ein riesiger Schleier fiel von meinen Blicken; — der ganze planmäßige Journal- und Beifall-Maschinismus dieser großen Längerin, — die ganze Truglaufbahn dieser Taglioni ward mir plötzlich klar. Ich bedauerte die armen Pariser Schwachköpfe, die sich mit Gewalt etwas einbildeten, was sie nie wahrhaft fühlten, bloß, weil es in la mode war, so zu urtheilen und nicht anders; ich bedauerte noch mehr mein, ohnehin schon durch seine Nachahmungswuth gequältes, deutsches Vaterland, daß es so blindlings in den Tag hinein den Pariser und Anderen nachlobhudelt, — und ich verachtete den weisen Silberling doppelt, weil er sich durch unabhängiges selbstständiges und gewissenhaft der Ueberzeugung entsprossenes Urtheil so hoch über seine Landsleute zu erheben gewußt hatte. Bettelhafte Literaturspeichellecker hatten, bloß um etwas zu sagen, oder, was noch wahrscheinlicher ist, um etwas zu erhalten, dieser Taglioni die Lorbeerkränze der Göttheit Duzendweise auf den Kopf gewor-

fen, — beitelhafte Lit raturspeichelleker hatten die Vorbeerlitanei nachgebet, einige Mäcene hatten ein paar Brillan.ringe, der Mode wegen, zugefügt, — und plötzlich war aus der hageren, dünnen, sehr geschickten und leichten Tänzerin, eine säuselnde Luft- und Duftegöttin, eine Zauberin, eine überschwänglich-befeligenende Gottheit, und Gott weiß was noch sonst geworden. Zu Dugenden warf man der Tänzerin, die in Paris der Armuth auf das Schändlichste Thüre und Herz verschloß, die Ringe und Brillanten zu, indeß Hunderte von blutarmen, oft sehr fähigen, talentvollen Menschen rundumher vor Hunger und Elend umkamen, sich ersäuften, oder um nicht Hungers zu sterben, sich durch Kohlendampf tödteten. — Ich vermüthete mich selbst, als ich meiner zwanzig Frank\$ gedachte; ich schwor, dafür, daß ich so thörigt war, eine Summe, die eine arme Familie hätte leben können, an eine Herzlose zu verschwenden, mich zu rächen, und ich konnte dies nicht anders, als indem ich durch schonungsloses Enthüllen der Wahrheit Andere vor ähnlicher Selbsttäuschung bewahrte.

Der Maler errietb meine Gedanken. — Um mich in etwas zu beruhigen, fuhr er mit mir nach dem Palais royal, und wir gingen in's Café d'Orléans, um eine Limonade zu trinken. Aber, er hätte mir das Heidelberger Faß voll Limonade eingießen können, ich wäre an jenem Abende nicht ruhiger geworden. — Aller and Schattenbilder drängten sich vor meine Phantasie; ich dachte daran, daß man auf St. Helena das Haus Napoleons in eine Meierei und sein Sterbezimmer in einen Kuhstall umgewandelt habe, und mich an Giltwering mit Thränen des Ingrimmes wendend, machte ich meinem Schmerze Lust. —

„Einst, nach drei, vier Jahrhunderten wird vielleicht ein gutmüthiger Capitain nach Père-la-Chaise wandern, wird die dortigen Grabmäler mustern, und wenn er mit überraschtem Blicke vor einem himmelhohen Monumente von Marmor, mit Lorbeer- und Blumenkränzen überdeckt, verweilen, und fragen wird: „Welch' ein Held, welch ein großes, für die Menschheit und ihr höheres Wohl gedrochnes Herz ruht unter diesem erhabenen Mo-

numente?" so wird eine heuchelnde Französin à la mode, oder eine ihr nahe stehende Deutsche au bon coeur das Schnupftuch vor die Augen hängen und schluchzen: „Das war die große Tänzerin, die Göttin! die Taglioni!!“ — Und wenn dann dieser Capitain, vom Sturme ans Felsgestade von St. Helena geworfen, dort mühsam einen Pfad auffuchen, mit dem Fuße wider das verrostete, umgestürzte Eisengitter eines moosbedeckten, niedren Grabhügelß stoßen, und fragen wird: „Welch' ein armer Teufel liegt unter dieser Scholle?“ — so wird eine hausbackige Meierei - Magd den Finger an die Nase legen, und nach langem Besinnen erwidern: „das war ein gewisser Bonaparte! dort, wo der Kuhstall ist, starb er!“ — — —

So sprach ich. Da umarmte mich der Maler und drückte mir schweigend die Hand.

Ja, — sprach er endlich, — ich sehe nur mit Schauern unsren Julius diese Laufbahn betreten! Aber lassen Sie uns kein Aufsehen erregen, denn ich bemerke, daß uns neugierige Blicke treffen.

Das Alles haben Sie sich selbst und Ihrer Leichtgläubigkeit zuzuschreiben. Sagte ich Ihnen nicht schon gestern, daß Ihre Erfahrung ein unmündiges Kind gegen die meine sei? — Ich wiederhole es Ihnen, ich befürchte Alles für den guten Julius, obgleich ich selbst ihn aus Leichtsinne bereben half. Julius wird sich nie zur Käuflichkeit verstehen und dann ist er verloren, falls er auf Duponchels Antrag eingeht, und halbstarrig auf seinen Grundsätzen von Rechtlichkeit beharrt.

„Das wird er! bei Gott, das wird er!“ — fiel hier eine Stimme hinter uns ein.

Wir wandten uns, — und sahen Julius vor uns; er war schon vor uns da gewesen, und hatte Alles mit angehört.

Ich konnte nun nichts Besseres thun, als ihn mit dem ganzen Hergange bekannt zu machen. Dies bekräftigte ihn aber nur in seinem Entschlusse, der Einmal fest, nicht wieder zu erschüttern war. —

Die Wahrheit wird und muß siegen, — meinte er, — und der Stimme des Publikums darf ich fest vertrauen.

Freilich dürfen Sie das, — sprach Gilwerling. Allein trotz dem müssen Sie Glaqueurs bezahlen.

Nimmermehr! — rief Julius.

Dann sind Sie verloren, ich wiederhole es, — sprach Gilwerling. Nur äußerst selten findet es sich, daß das gebildete und unbestechliche Auditorium Partei ergreift, um einen durch Cabale verfolgten Künstler öffentlich zu schützen, und die Cabalisten zu züchtigen. Haben Sie dann keine Rebacteure bestochen und bezahlt, so werden diese nur um so schadenfroher über Sie herfallen, und keine Injurie, keine Verläumdung, keine Lüge, keine Niederträchtigkeit wird, — dafür sind hunderte von Beispielen in Deutschland und Frankreich Zeuge, — erspart werden, um Sie in der öffentlichen Meinung zu beschmutzen. Zwar ist es unmöglich, die Ehre eines Mannes zu verdunkeln, sei es selbst durch die niederträchtigste Lüge, sobald dieser Mann durch sichtbare, bleibende Handlungen und Werke das Spiegelbild seines Characters und Talentes der Nachwelt übergab; — allein Sie, —

ein Sänger, dessen hervorgebrachter Eindruck nichts weiter ist, als ein Sohn des Augenblicks, und eines, gleich einem kurzen Rausche verfliegenden Enthusiasmus, — was werden Sie solchen Begeisterungen entgegenzusehen haben? Eine bloße Behauptung? eine Gegenklärung? Solche Behauptungen und momentane Erklärungen verschwinden, wenn sie bloß mündlich sind, binnen wenigen Minuten schon im Getriebe der Zeit, und in einem öffentlichen Blatte verschwinden sie mit diesem ephemeren Blatte selbst, von dem nur höchst selten eine Nummer das volle Jahresalter erreicht.

Eben darum, — fiel Julius ein, — würden aber auch die verläumberischen und lügenhaften Beurtheilungen mit diesen Tagesblättern verschwinden. Und übrigens kann der Mann von Ehre darauf rechnen, daß die Nachwelt die totale Verworfenheit unsrer gegenwärtigen Tagesliteratur und ihrer größtentheils so schurkenhaften Erzeuger und Beförderer sehr richtig erkennen wird. Sollte sich wirklich durch Zufall ein Blättchen, in welchem meine Ehre durch Lüge oder Verläumdung besudelt ward,

bis zu einer späteren Zeit erhalten, so wird der schamlose oder buhenhafte Besudler sich nur selbst den Stab gebrochen haben.

Aber ich spreche vom Momente, — sprach Gilwerling; — werden Sie unverdiente öffentliche Beleidigungen oder Gemeinheiten eines Kritikers ruhig ertragen können!

So ruhig, — versetzte Julius, — als ich die Gegenwart überhaupt ertrage.

Wenn das ist, — fuhr Gilwerling fort, so hab' ich nichts weiter einzuwenden. Vermehren Sie Ihre traurigen Erfahrungen über die Gesunkenheit unseres Geschlechtes, dies ist wenigstens eine Art von moralischem Gewinne, wenn Sie auch sonst nichts dabei gewinnen werden. —

Ein kleines Geräusch unterbrach hier den Maler. — Dr. Heckebein trat auf uns zu, in Gesellschaft eines jungen Mannes, den er uns als den deutschen Studiosen und jetzt quasi Pariser Mimen Kreideberg präsentirte. Wir fragten nicht weiter nach den näheren Umständen seiner Freiwerdung, sondern ließen uns collegialiter zusammen nieder,

um uns mit wichtigeren Fragen zu beschäftigen. Das grundehrliche Gesicht und der uns früher mitgetheilte edle Character des bemoosten Hauptes erregten jedoch unser Interesse.

Das Gespräch ging wie zu erwarten stand; sehr bald auf die Oper über, und Julius erfuhr, daß Kreideberg bereits vom Doctor über Alles unterrichtet sei.

Ich will Sie gern in Ihr dramatisch-mimisches Studium einpausen, — wandte Kreideberg sich zu Julius; allein, ich begreife nicht, wie der gute Heckebein gerade an mich gerieth. Ihr Herren Franzosen pflegt Euch doch sonst nicht von einem Deutschen über dramatisches Spiel belehren zu lassen, und in der That steht Ihr auch in dramatischer Praktik weit über uns.

Das möchte ich gerade bestreiten, — namentlich, was die zur Oper nöthige Ruhe und antike Plastik betrifft, — sprach Heckebein. — Wie hoch immer der französische Acteur im Lustspiele und Conversationsstücke über alle andre Acteurs der Welt gesetzt werden darf, so halte ich doch

den deutschen Künstler überall da für den ersten, wo es auf ein antikes, ächt-plastisch-dramatisches Bild ankommt. Und dieses Bild hat namentlich in der ernstesten Oper überall den Grundton der Darstellung abzugeben. Von der komischen Oper, die nichts ist, als ein musikalisches Lustspiel, ist natürlich hier keine Rede.

Hm! — sagte Kreideberg — daß die Deutschen von jeher antik, sogar sehr antik waren, läßt sich nicht läugnen.

Namentlich da, wo sie, was freilich jetzt so selten ist, den antiken, ehrlichen Charakter unsres Bruders Kreideberg besäßen, — versetzte Heckebein.

Sie schiffen mich bei der Ambition an, — lachte Kreideberg; — bitt' um Vergebung! wir Studenten haben unser eigenes Wörterbuch.

Nicht doch, — fuhr Heckebein fort; ich bin fest überzeugt, Sie haben, als Sie Deutschland verließen, wenige Ihres Gleichen dort zurückgelassen.

Still, still! sonst krieg' ich den Moralischen!
— rief Kreideberg.

Vielleicht, weil ich gewisse trübe Erinnerungen
in Ihnen wecke, — meinte Heckebein.

Mag sein! — sprach Kreideberg. Mein ganzes Leben war ein wüthendes Pech, — und daran mag jene verbe Ehrlichkeit der Gesinnung, die sich stets im alten Kerne deutscher Studio's erhalten wird, mitunter Schuld gewesen sein. Ich hasse das Schlechte, pauke d'rauf los mit Wort und Faust, und liebe das Ehrliche und Biedre. Voilà tout mon Caractère!

Damit könnten Sie aber ohne Geld in Frankfurt nicht auskommen, — meinte Hähnchen.

Gut gesprochen, Hyäne! — versetzte Kreideberg. Euer Mammons-System ist mir bekannt, und ich bring ihm ein herzliches percut!

Was heißt das? — frug Hähnchen.

Wenn Sie das nicht wissen, — lachte Kreideberg, so lassen Sie sich trepaniren, oder als Maulwurf eingraben!

Ihre Lebensgeschichte muß interessant sein, —
fiel ihm Julius ein. —

Sie ist kurz wie meine Nase, — versetzte Krei-
deberg. — Ich bin geboren, — leider! — und
wo, gehört nicht zum Capitel. Mein Vater hatte
sich bis zum Grenzeinnehmer hinaufgeochst, und
blieb es all' sein Lebtag. Er hatte Cameralia stu-
dirt, erhielt überall Censur No. 1, leuchtete mit
seinem Verstande, sah etwas laut in die Politik,
und ward durch ein geistfressendes Brodamt wie
eine Kerzenstumpfe ausgelöscht. Meine Mutter war
ein ehrlicher, deutscher Haus-Fgel, und hatte das
Glück, der Welt in meiner Benigheit eine zweite
Auflage der väterlichen Grundidee zu überliefern.
Meine Erziehung war im Ganzen patent, — mein
Herz begann schon in frühester Jugend humanior!
ich hielt die Welt für human, bezog die Univerfi-
tät mit einem wüthenden Moralisthen, lernte all-
mählig das Ungethüm kennen, das sich „moderner
Mensch“ nennt, und ward enttäuscht. Nur solange
ich unter Brüdern Studio's war, träumte ich ei-
nigermassen glücklich. Der deutsch- Student hat

noch immer seinen selbstgeschaffnen Kreis, den er, trotz aller gangbaren Bizarrieten und Rohheiten, durch alte Biederkeit, kannibalischen Humor und unerschütterliches Rechtsgefühl zu schmücken weiß; — ein herzliches Vivant! Euch Allen, die ich in Koller und Kanonen daheim ließ! Dürft' ich ewig unter Euch bleiben, und den alten Porzellanflaus forttragen, mir wäre besser! — — Doch, es sollte nicht sein. Das moderne Philistertum mit all seinem Mammonsgeiste, seiner grassen Berissenheit und speculirenden Schlechtigkeit krallte sich an die Schwelle meines schönen Lebens, und unterminirte den Boden meines bessern Glaubens, um mich in die Luft der Weltbürgerlichkeit zu sprengen. — Genug davon! Ich hatt' eine holde Maid, die ich liebte. Sie starb vor Gram, als ich nach achtjährigem Studium und glänzendem Examen eine Stelle angeboten erhielt, bei der meine Beschäftigung im Vergleichen von Chausséezetteln bestanden hätte! Ich schlug sie aus, konnte nicht freien, und mein hold Liebchen ging darüber schlafen. Sie war schön und gut, — — aber soll ich Ihnen

was vorbeulen? Fort damit! — der Schmerz ist ein dummer Junge! pereat! — Lassen wir sie schlafen, ihr ist gut! — —

Als sie hinüberschlummerte, war mir alle Zukunft egal, und da ich ohne sie die Kneiperei daheim satt hatte, so benützte ich die erste Gelegenheit, und wanderte von dannen. — So kam ich in der Welt der Philister an, und — doch wozu noch einmal diesen Braten aufwärmen? — Ich lernte den Egoismus des Menschengeschlechts von den meisten Seiten kennen, — ich lernte endlich lachen über die sogenannte Vernunft und ihre philosophischen Untersuchungen, — ich erkannte, daß derjenige, der sich am sichersten und dauerhaftesten isoliren oder in sorgenloser und ruhiger Verborgenheit leben kann, der wahrhaft Glückseligste ist, und mein ganzes Streben geht jetzt darauf hin, jenen höchsten Gipfel der einzigwahren und unumstößlichsten Philosophie zu erreichen, auf welchem der Mensch sagen kann: „Lebt und stirbt, wie Ihr wollt; aber laßt mich in Ruhe, — denn mir ist Alles Pommade!“ —

Dazu gehört aber Geld! — fiel Hähndchen ein.

Sie sind mein Mann! — sprach Julius zu Kreideberg. Wir müssen uns näher kennen lernen.

Wie recht, altes Haus! — versetzte Kreideberg, und ein derber Händedruck verband ihre Herzen.

Es wäre jedoch schlimm, — meinte Gikwerling, — wenn alle Menschen so denken würden. Die Menschenwelt würde dann zu einer Gesellschaft von Bonzen herabsinken, von denen jeder Einzelne seinen Geist in stumpfem Dahinbrüten vertrocknen lassen müßte.

Und was würde das dieser unsinnigen Menschenwelt schaden? — versetzte Kreideberg. Am Ende läuft Alles auf ein und dasselbe Possenspiel hinaus. Einer belügt und beschummelt den Andern, — das ist die ganze Potenz der sogenannten Civilisation. Das Leben ist ein Unding, eine ungeheure Ironie, — percat! — Was nennen Sie denn Ver-

nunft, Geist, Genie? — Der Altbursche Ficinius
sagte ganz richtig im 15ten Jahrhunderte: „8 Theile
Blut, 2 Theile Galle und 2 Melancholie sind die
Bestandtheile eines großen Genies.“ — Aller Geist,
alle Philosophie entstehen durch Gährung im Magen,
schlüpfen von da aus in's Blut, u d schwimmen
mit diesem in's Gehirn. — Einbildung! — Ein-
bildung! Jeder bildet sich seine Vorstellungen je
nach seinem Temperamente. Die sogenannten tief-
sten Werke und Ansichten, sowie alle Philosophie
pro et contra verdanken ihr Entstehen einer mo-
mentanen Aufgeregtheit, einer üblen oder guten
Laune, — alles Wirkungen der Verdauung, des
Blutes, des Nährstoffes, des Magens. — San-
guinisten schreiben und sehen blühend, feurig, bunt,
— Choleristen werden zuletzt alle hypochondrisch,
und fallen durch ihre Galle in den Skeptizismus;
die Phlegmatiker vertheidigen den Weltfrieden, fal-
len in den Indifferentismus, schwingen sich höch-
stens bis zu Hirtengedichten à la Longus oder See-
lenbeglückungen à la Florian empor, und glauben
Gott und Teufel entschleiern zu haben, wenn ihre

Magenruhe bis zu einer Begattungs-Scene in la Daphnis und Lycanion im Gehäusche *) vorschritt. — Aller Schöpfungs- und Forschungsgeist geht unmittelbar aus nerobsem Zustande und den äußeren Verhältnissen hervor; gewiß ist nur das Mathematisch-Gewisse, die rohe Anatomie, das Materiell-Erkennbare und der ewige Grundsatz, daß der Mensch von Natur aus egoistisch, schlecht und verworfen sei, und daß kein Einziger rein und vollkommen, sondern nur eine höchst-geringe Anzahl minder-unvollkommen ist, als alle Uebrigen. —

Sie sind Materialist! — rief Silberling.

Das glaub' ich nicht, — sprach Hähnchen, — ein Materialist braucht Geld, für Fernombuk und Indigo.

Brav, Löwe! — lachte Kreideberg; — Du wirfst die besten Brocken in meine Seele! — Kein Idealismus noch Materialismus ohne Geld. Perennant alle Geistes-Speculanten! Handel und Wandel, Indifferenz und baare Münze, — das sind

*) Longus Dichtengeschichten, Buch III. 17.

die wahren Grundpfeiler alles Menschenlebens, es sei rein oder verworfen. Den gebückten Philosophen und Gotttheitzergliederer im abgeschabten Rocke werfen die Gassenbuben mit Steinen, — — aber vor dem Schurken, dem reichen Banquerottieur und dem im Blute der Armuth badenden Millionär ziehen Philosophen, Menschen, Gassenbuben und Hohe und Niedere den Hut ab! — Wer widerspricht diesem Sage?? Ich frage, wer??

Wir hingen sämmtlich die Köpfe, und blieben stumm.

Ich frage, — fuhr Kreideberg fort, — was haben die Staatspapiere, was haben die Börsenspeculanten für die Menschheit gethan?! ich frage, was werden sie für die Menschheit thun?! — ich frage, — um wieviel höher steht die Macht der Börse als Beethoven, der Bettler, — Homer, der Bettler, Plautus, der Toppdreher, Kilander, der Bettler, Camoens, der Bettler, Tasso, der Bettler, Borgehse, der Bettler, Cervantes, der Strahflechter, Mil-

ton, der Bettler, Butler, der Knochensucher, Duchesne, der Bettler, Dryden, der Buchdrucker-gehilfe, Seume, der Buchdrucker-gehilfe, Stewen, der Bettler?? Vor Amschel, dem vor-
nirten Geldsacke, kriecht die niedere Verworfenheit im Staube: — vor jenen Lieblingen des Genies
fiel keine Brodkrume in diesen Staub!! Oh unge-
heures Pfui! das sich mechanisch meiner Seele
entwindet!!! — — — Und welch' einen Glau-
ben wollt Ihr mir als Antwort beibringen?? —
Könnt Ihr solchen Verhungerten ein Bewußtsein
verbürgen, daß ihren Lebenskummer nach dem
Tode durch das lächerlichste und über allen Begriff
hinaussetzte aller Schattenbilder, den sogenannten
Nachruhm mathematisch ausgleicht?? — Nein!
sage ich, — die Edinburger Phrenologische Gesell-
schaft, die uns bewies, daß der Schädel eines Hindu
sich zu dem eines Europäers wie 2 zu 3 verhält, —
die Pariser Academie, die uns 1827 durch einen
Neuseeländer bewies, daß Mensch und Thier nur
identifizirende Uebergangs- aber keine Trennungs-
puncte bilden, Blumenbach, der die Hottentotten

zwischen Aff und Menich pflanzte, — sie überzeugten mehr, als alle Prolegomena, mehr, als alle Moral- und Unsterblichkeits-Philosophie, mehr, — als aller lächerliche Mysticismus oder Pietismus, die nichts weiter können, als der allgemeinen Dummheit, die uns durch einen jenseitigen Vergleich zu betäuben trachtet, die Krone aufzusetzen! — Wer Geld hat, lebt, wer keins hat, ist todt! Ecce homo! — perent die Dummheit! — Der Dümme aber ist immer der, welcher sich nach abstracten Scheinbildern sehnt, und sich ein ruhiges, dunkles, isolirtes Dahinleben verschert, um dem Ruhme, Ehrgeize oder einem andern Nichts nachzujagen, — von dem er nach dem Tode und einem gallstüchtigen, mühevollen, allen Schurkereien, Verläumdungen und Begeisterungen erlegenen Dasein eben soviel haben wird, als der Mauerstein, den die Hacke des Tagelöhners in Staub zerschlägt. — Geht hin, wie sie sich abmartern, quälen und materielle Vossen treiben, um einem nichtigen, trügerischen Zeitraume ein Stückchen Geist zu überliefern, und dafür endlich Anseindungen, Krankheit, Vergessen-

heit und ewigen Tod einzuärndten! Seht hin, und lacht, — lacht über die Hanswurstpossen verrückter Thoren, die da glauben, aus dem Sarge in den Himmel zu fliegen, und von dort aus auf eine Handvoll Leser zurückzublicken, die bei Champagner und Chocolate hinter ihnen zurückbleiben, und einen Moment lang ausrufen: „das hatte der Mann gut gemacht!“ — Grétry trank Tage lang schwarzen Kaffee, um componiren zu können, — Bailant verschluckte bei einem Seeräuber-Anfalle seine Medaillen, und starb fast durch Bauchschmerzen, um der Archäologie einige elende Münzstücke aufzubewahren; — Andere verwandelten ihr edles Blut in entzündenden Branntwein oder Champagner, um aus Liebe für das lächerliche Gespenst des Nachruhms dreißig Jahre früher zu sterben! — Lacht, und bringt mit mir ein donnerndes percutant allen jenen unsinnigen Träumereien, an denen die meisten Geistesnarren Hungers sterben, und ihren weiten Schädel zum Asyle der Würmer machen, während der hirnloseste Geldspeculant, aller Freuden und Genüsse des Lebens voll, in dem Strome der

Zust und getrußvollen Lebensdauer an ihrem Grabe
herzlos vorübersegelt. — Ich lobe mir das fühl-
bare, wohlthuende, unbemerkte, ärger-
und sorgenfreie Leben! Wer ein Narr sein
will, lasse sich trepaniren. Gebt mir eine Erdstelle,
wo ich sagen kann „mir ist Alles Wurst“, und
ich lasse Euch Euren Possengeist, Euren Ruhm,
Euren Ehrgeiz und Eure Comödiantenhypotheken!
— Amen! — Garcon! ein Glas Punsch! meine
Gurgel will philosophiren! — — —

Als das bemooste Haupt geendet, saß Ju-
lius mit verschränkten Armen und stieren, zu Wo-
den gehefteten Blicken, als wage er es nicht, sei-
nem geistigen Doppelgänger, — denn das schien
Kreideberg in der That, — in's Antlig zu
schauen.

Sie haben unseren Julius verstimmt, — sprach
Silwerling zu Kreideberg.

Nicht doch, — sagte Julius tief aufseufzend; —
ich dachte nur einen Moment darüber nach, wie es
kömmt, daß tausend Millionen Menschen auf die
Erde kamen, um sich von einem Duzend Schurken

und Klügeren beweisen zu lassen, daß Neunhundert Millionen besser ungeboren geblieben wären.

Aber wie? — sprach Gilmerting, — wenn wir nun den Geist des großen Hemsterhuis zu Rathe ziehen, der da sagt: „die großen Geister, die von Zeit zu Zeit unter den Menschen erscheinen, sind von der Vorsehung für Zwecke bestimmt, die über das Erdenleben hinausreichen, denn es sind Keime, die ihre Früchte in die Ewigkeit treiben?“

Mag sein, — versetzte Kreideberg; — aber Cäsar, Tiberius, Constantin I, Karl der Große, Pharao, Aetres, Cambyes, Darius Hystaspes, Chingischah, Philipp und Alexander von Macedonien, Timur, Bajazet, Mahomed, Soliman II, Ximenes, Philipp II, Ludwig XI, Ludwig XIV, Richard III, Heinrich VIII, Elisabeth, Cromwell, Richelieu, Mazarin, Gregor VII, Innocenz III, Alexander III, Peter I, Père la Chaise, Teller und hundert Andere waren ebenfalls „große Geister“, und welche Keime haben diese in die Ewigkeit getrieben?? Sind die Stützen

der Heuchelei, der Menschunterdrückung, der Verfinsterung, des Jesuitismus, der Slaverei, des Despotismus und anderer solcher Ewigkeitskeime auch von der Vorsehung zu unserem Glücke ausgewählt worden?? — — — Sie ermahnen uns hier bloß um so mehr an den ewigen Kampf zwischen Heuchelei, Egoismus und Selbstüberschätzung mit den Lastträgern der Uebervorteilung. Ihr „großer“ Hemsterhauß würde sehr klein vor uns stehn, wollten wir ihm alle die schandbaren und verruchten Keime auflösen, die die Früchte des Unheils und Elends in die Ewigkeit des Menschengeschlechts getrieben haben! — Decken wir den Mantel der Schonung über Ihre „großen Geister“, — und rütteln wir nicht an den rostigen Stäben der Geschichte; Sie möchten sonst übel fahren mit Ihren Hemsterhäusern. — Wissen Sie nicht auch, was Larochefoucauld sagt?

„La gloire des hommes se doit toujours mesurer aux moyens dont ils se sont servis pour l'acquérir.“

Aber, Sie glauben nicht an die Unsterblichkeit des Geistes, wie mir scheint? fuhr Silberling fort, — wozu also noch uns über den Geist überhaupt streiten? Ich bin keinesweges mit Ihnen hierüber einverstanden.

Davon ein Andermal, — versetzte Kreideberg. — Ich verspreche Ihnen, Sie nicht so lange und erfolglos zu quälen, als Wendelssohn durch seinen Socrates uns abquält. Nach dem, was wir so eben verhandelt, könnte es scheinen, als bemühte ich Ihre Stimmung, um Sie wider Ihren Willen zum Abfalle zu verleiten, — und in diesem Lichte darf ich nicht bei Ihnen erscheinen. Davon also bei einer ruhigeren Gelegenheit.

Und Ihre Poffen? — sprach Silberling zu Julius; — werden Sie noch bei Ihrem Plane beharren?

Ich werde thun, was ich versprach, — versetzte Julius, — sei es auch nur, um Sie Alle von meiner eigenen, richtigen Ansicht zu überzeugen. Meine versprochene Lebens - Comödie werde zu

Ende gespielt. Ich will's mit dem Singen probiren, ehe ich fortfahre, zu fluchen. Der Ausgang bleibt in dieser Comödie überall derselbe; aber ich bin gefaßt! — Er erhob sich, und wir gingen.

Drittes Kapitel.

Antike und moderne Philosophie. Chef de
Claque. Charlotte opponirt. Deutsche
Lob-Fabrik. Freibillets. Schuggeist.

Schon zwei Tage darauf nahm Julius in
meiner Wohnung die erste Stunde bei Kreideberg;
aber die edle Mimik mußte noch einmal der alten
und neuen Philosophie weichen, welche Heckebein,
der nebst Hähnchen und mir der theatralischen Ein-
leitung beizwohnte, wieder auf's Tapet brachte, und
zwar äußerte er sich, was mich freilich bei einem
Arzte nicht wenig frappirte, durchaus gegen die
Meinung Kreidebergs. Da Sie, meine liebe Ma-

dame Thymian, gewiß noch keinen rechten Begriff von antiker und moderner Philosophie haben, so muß ich Ihnen schon etwas aus jenem Gespräche mittheilen. — „Wäre, — meinte der antike Hedebein, — „Ihre Seele nicht unsterblich, so könnte sie, was ein bekannter Ausspruch ist, nicht unsterblich sein wollen. Dieser Wille und das Bewußtsein, daß es unserer Vernunft gestattet ist, sich bis zu ihm zu erheben, gibt uns eine Art von Garantie für unsere einstige Fortdauer: — und was wäre auch aller Zweck des Daseins ohne ihn? — Es ist mir unmöglich, zu denken, daß dieser merkwürdige Zusammenfluß von Geist, Forschung, Erkenntniß und Selbstbewußtsein ein momentanes Nichts sein sollte, das mit dem Tode abflirbt, ohne eine Spur des Vorhandengewesenseins mit sich zu nehmen. Unser Gefühl schon allein und jener allmächtige Drang nach Fortdauer sprechen zur Genüge für ein geistiges Weiterleben, wenn wir auch gar nicht die Begriffe von Zweck, Stufen-Entwicklung und innerer Anschauung auf die Waagschale zu legen hätten. Ueberall in der Natur aber

sehen Sie Zweck und Mittel, Ursache und Wirkung, Welken und Neu-Erblihen im erhabensten Einklange, und daß namentlich der Mensch, als das einzige, seinen höheren Fortschrittszweck erkennende und einem directen Anspruche auf nachbauern- des Geistesleben hingeebene Erdenwesen einen Standpunct auf der Stufenleiter der Schöpfung einnimmt, der ihm ein unwiderstehbares Nachsehen hinter den Schranken des Grabes andeutet, ist eben so unmöglich zu widerlegen, als die Behauptung umzustossen sein dürfte, daß uns dieses kurze Dasein überhaupt nur zu dem Behufe wird, eine in uns selbst beruhende und sich von selbst entwickelnde Vorbereitungsschule zu einer einstigen freiseelenthätigen Unsterblichkeit durchzuwandeln. Unsere irdischen Lebensperioden sind in ihrem Urbestande dazu geschaffen, das Erwachen, Entwickeln, Fortschreiten und höchste Erkennen der Vernunft auf die alleinige, und am Ende aller philosophischen Irrgänge sich wiederfindende Basis einer unendlichen Gottheits- und Wiedererstehungs-idee hinzusetzen. — Kein lebender Mensch, — es sei denn ein

aus freiem Selbstwillen hervorgehender Verbrecher,
— kann sich jener ewigen Naturmaxime der allmäh-
ligen Veredelung und der zum späteren, körperlo-
sen Dasein vorbereitenden inneren Erkenntniß ent-
ziehen, wozu ihm selbst der schwächste Grad von
Vernunft den Keim und die Neigung einpflanzt; —
diese Neigung und weit mehr noch der Allen gleich
nahestehende, allgemeine Menschheitszweck durch-
glüht das Innere der uns umringenden Millionen,
und erhebt Alle früher oder später zu dem Gedan-
ken eines Urwesens, das uns unmöglich eine solche
Kraft der urtheilenden Vernunft mitgeben konnte,
wenn es nicht gewollt hätte, daß wir aus diesem
Leben geläutert und ermuthigt in ein anderes, durch
den selbstschaffenden Geist uns gebührendes, Dasein
übergehen sollten. — Wir leben und denken
durchaus nur, um fortzuleben und fortzu-
denken; — dafür bürgt uns nicht sowohl der
Hang zur Fortdauer, als vielmehr der Umstand,
daß wir den Keim der Vernunftausbildung, der
uns Allen ohne Ausnahme bei der Geburt wird,
durch Uebung und Vergleichung zu so außerordent-

licher Kraft, Ausdehnung und Erkennung zu steigern vermögen, daß der Geist endlich für das Irdischbestehende zu weit umfassend wird, und sich absolut zum Ueberirdischen wenden muß. Oder, führen etwa gerade die positivsten Erkenntnisse, das höchste Vorschreiten in Mathematik, Astronomie und Physik nicht den über seine eigenen Forschungen erstaunten Geist endlich ganz von selbst zum Uebersinnlichen und Ueberirdischen, sobald dieser Geist zu jenem Puncte gelangt ist, wo ihm der irdische Abschluß fehlt, er aber dennoch die unwiderstehliche Macht in sich fühlt, noch weiter zu gehn, wenn er sinnliche Haltepunkte hätte? Ist nicht schon an und für sich dieser Gedanke an den letzten sinnlichen Haltepunct der Anfang des ersten übersinnlichen? Daß ich nicht so rasend dumm oder roh bin, an einen Menschgott oder Gottmenschen zu glauben, der sinnlich denkt und handelt, und uns eine Unsterblichkeit verleiht, um uns in einer Hölle braten, oder in einem Himmel Honig essen zu lassen, — daß ich kein Urwesen glaube, das gleich dem Menschen aus Haß, Straflust und der-

gleichen zu handeln vermag, darf ich Ihnen wohl nicht erst sagen; — allein, alle diese herrlichen Eigenschaften einer denkenden, überschauenden und bei allen Menschen ohne Ausnahme sich stufenweise der inneren Vervollkommenung endlich anschließenden Seele, — alle diese Blüthen geistiger Fassungs- und Erkenntnißkraft, denen das Leben auf Jahre zeitlich eingeräumt ist, um zur Frucht der inneren Selbstbeschauung zu reifen, — sie sollten gleich der Pflanze dürren, welken und sterben, um als wirklicher Staub in sich zu zerfallen? — Und selbst dieser Staub, wird er nicht ohne unser Buthun zu neuem Stoffe, Reime und Leben? — Gibt es einen einzigen Menschen, der nicht je nach dem Grade seiner Ausbildung fort und fort eine zahllose Menge von Empfindungen in sich aufnehmen muß, und, oft ohne es selbst zu wissen, vergleicht, urtheilt und schließt, und sie an's Unendliche fettert? — Gab es nicht schon von Anfang an bis auf Socrates und von ihm bis auf uns, eine Menge Denker und Weise, die den, sich Allen mit Gewalt ausdrängenden Schluß ziehen mußten, daß

eine ewige innere Geschäftigkeit uns an die Veredelung unseres Geistes hinweist, und daß noch kein Sterblicher gelebt habe, der nicht in höherem oder geringerem Grade die Kraft der Empfindung, des Verstandes, der Vernunft, Großmuth, Naturliebe, des Wiges, Scharffsinnes, Schönheitsgefühles, des Guten und Vertrauen Erweckenden in sich ausgebildet, genährt und vervollkommenet hätte? — Ist es etwa nicht aus dem Gange der Menschgeschichte erwiesen, daß der einzige Endzweck, die einzige Bestimmung unseres Wesens ein aus dem Leben und seiner irdischen Zeitlichkeit hervorgehender Vollendungstrieb sei, der uns im Scheiden von hier nicht nur unmittelbar auf die Unmöglichkeit eines plötzlichen Vergehens, sondern an das überlebige, unendliche Weiterschreiten im Vollenden und Vervollkommenen hinweist? — Können Sie auch nur möglicherweise einen plötzlichen Stillstand und wirklichen Tod da annehmen, wo es erwiesen zu sein scheint, daß wir dieses Leben durchaus nur als ein zeitliches Mittel zur bleibenden, also ewigen Glückseligkeit betrachten müssen, daß wir Alle durch

gradative Bervollkommnung wirklich glücklich werden? — können Sie wagen, zu läugnen, daß überall in der Natur, also auch im Menschendasein die allervollkommenste Harmonie herrsche? — können Sie dieser Harmonie gemäß an die einseitliche Gerechtigkeit eines Urwesens zweifeln? und wenn Sie diese Gerechtigkeit durch Harmonie und Ausgleichung eingestanden, könnten Sie dann noch bezweifeln, daß der Tod selbst nur der Uebergang aus dem Leben zu dieser ausgleichenden und gerechten Harmonie sei, und unser Geist erst nach dem Abwerfen der beschränkenden Hülle sein wahres, durch geistigen Ausgleich ihn zufriedenstellendes Leben beginne? — Nein, mein Freund! ein Tod durch absoluten Stillstand wäre von Seiten des Urwesens ein Verrath an seiner eignen Schöpfungs- und Beredlungskraft, — von unserer Seite eine possenhafte Spielerei, die alle Wirkungskräfte der Natur vor uns als trügerische Daseins-Comödianten hinstellte, denen mit Kleid und Schminke auch Charakter, Leben und Fort-Empfindung abfallen, — eine geschaffne Lüge, ein Hohn, eine wesent-

liche grasse Bosheit und verwerfliche Ironie, die nur darum den unwiderstehlichen Gang zur Fortdauer in unsere Vernunft legte, um uns noch im Hinscheiden zu verspotten, und uns beim letzten Geißesaufflackern durch den Gedanken zu peinigen, daß wir nur darum mit höherer Erkenntniß gelebt hätten, um den Verlust dieser beseligenden Kraft um so bitterer, vernichtender und verzweifelnder zu empfinden. — Dies kann nicht sein, — dies ist nicht, — unsere schwächste Gehirnsfaser, der kleinste unserer Moleculen streitet mit absolutem Siege der Ueberzeugung dagegen!“ —

Sind Sie fertig? — versetzte Kreideberg. Bravo, lieber Doctor! Daß war Einmal ordentliche alte Philosophie! — Schöner Glaube! Viel Sentimentalität! — Aber wenig directe Lebenskenntniß und gar kein directes Menschen- und Verhältnißstudium. — Ich will Ihnen etwas neue und jüngere Philosophie dafür ausbezahlen, vielleicht klappts dann besser. Vergeben Sie, — wir reden ja Beide gerne von der Leber weg. Ich, der Julius Kreideberg, bin etwas mehr unmittel-

barer Menschenfreund, mehr Vollkom-
freund und Anhänger des vollen Lichtes, und
das überwiegt in unsrem Jahrhunderte, wo der
unmittelbare Mensch sich in so traurigem Bilde
uns darstellt, alle schönen Hypothesen jener soge-
nannten Philosophie, die früher Einmal recht gut
und brauchbar zum Troste der unterdrückten Mensch-
maschine mag gewesen sein, die aber jetzt, wo unsre
Vollkommenheit und Glückseligkeit auf Materie
und Gegenmaterie, Egoismus und Gegen-Egois-
mus, Speculation und Gegenspeculation, Handel
und Gegenhandel, Metall und Gegenmetall beruht,
durchaus nicht mehr ausreicht, um das jämmer-
lichste, auf der sichtbarsten Uebervorthellung und
Dissharmonie beruhende Elend von sieben Acht-
heilen Ihrer, wie Sie meinen, nur nach Seelen-
veredlung, strebenden Menschheit in ausgleichenden
Ersatz umzuwandeln. — Sie sprechen von einem
Zusammenflusse von Geist, Fassung, Erkenntniß
und Selbstbewußtsein? Widerlegte Sie da nicht
auf das Empfindlichste der Hottentott, der Lapp-
länder, Californier, Eskimo, Samojede und andre

ganze Völkerstämme, die sich unmittelbar an's Thier anreihen? Oder wollen Sie etwa Ihre Unsterblichkeit in Stufen abtheilen, und sagen, der Europäer, weil er per Dampfschiff und Eisenbahn fährt, und Philosophen aufweist, ist ein bißchen höher unsterblich, als der Lappländer? wollen Sie im Reiche der Geister uns ein Zimmer im ersten Stock und dem Hottentotten eine Dachkammer anweisen?? — Soll ich Ihnen etwa von vornherein von den Kohlenbergwerken, den Gefängnissen, den Galeeren, den Bierhäusern, den Bettlerherbergen reden, und wollen Sie mir darin den „zur Vervollkommenung und Unsterblichkeit absolut sich entwickelnden Gottheitsgeist und Menschheitszweck“ nachweisen?? Soll ich Ihnen die entsetzlichen Scheußlichkeiten der Geschichte, der Kriege, des Jesuitismus, der Inquisition, der Anarchie vorzählen, um Sie zu fragen, welche, „nach freithätiger, innerer Unsterblichkeitsveredlung strebenden“ Menschgeister durch sie bezweckt wurden? — Wollen Sie von Pizarro und den Peru-

anern, von Haslings und den Hindostanern hören, um mir anzugeben, in welchem Grade der Unsterblichkeits-Entwicklung jene Menschengestalten sich befanden, als sie lebendig geschunden, mit aufgeschnittnem Bauche in Stücken gerissen, mit heraushängenden Eingeweiden zerquetscht, lebendig gebraten, oder zuend in die Luft gestreut wurden?? — Oder soll ich Sie bitten, mir die Unsterblichkeits-Befähigung jener sechzigtausend Sklaven zu erklären, die zu gleicher Zeit unter Pompejus auf der Straße von Capua bis Rom an eine Kreuz-Allee lebendig genagelt und dann langsam zu Tode gemartert wurden?? — Waren diese zum „höheren Menschheitszweck“ geschaffen und bestimmt! — Und wenn ich Sie gar um die „innere Vernunft- und Unsterblichkeitsveredelung“ des ganzen, fast allgemein unterdrückten und in den meisten unzivilisirten Staaten bloß als Sklaven- und Maschinen-Begattungswaare betrachteten Frauengeschlechts befragte??

— Welche „Unsterblichkeits-Ideen,“ welcher „unwiderstehliche Hang und Drang nach körperloser Fortdauer,“ welche, „sich selbst entwickelnden, geistigen Menschheitszwecke“ beförderte und befördert noch jetzt diese auf dem Gebiete des Geistes und der philosophischen Selbstveredlung nur als Halbwesen betrachtete, unterdrückte, zahllose weibliche Menschenmasse? — — Grinst uns nicht auf jeder Seite der Geschichte die furchtbarste, unbegründete, stereotype Thierheit, Niedrigkeit und zahllos überwiegende Schlechtheit des Menschgeschlechts entgegen?? — Haben der Ungeziefer fressende Californier und der Thran fressende Grönländer einen Unsterblichkeitszweck?? — Sie sagen: „überall und von je seien Zweck, Mittel, Ursache und Wirkung im erhabensten Einklange. Steht die russische Knute, die türkische seidne Schnur, das englische Matrosenpressen, der Sklavenhandel auch im erhabensten Einklange mit Natur, Gott und Unsterblichkeit? Wollen Sie die Verruchtheit als göttliches Mittel zum unsterblichen Zwecke betrachten?? Sie sprechen von geistiger Einleitung,

innerer Anschauung, höherem Fortschreitezweck, einer sich von selbst entwickelnden Vorbereitunschule zur Unsterblichkeit? — Wollen Sie mir dies Alles etwa aus dem Leben eines stumpfen, gänzlich thierisch hinschleichenden, seinen ganzen Ideenkreis auf Schnapps, Prügelei und Wollust beschränkenden, von Morgens 6 Uhr bis Abends 8 Uhr als muskulöse Pferdemenschen - Maschine arbeitenden Tagelöhners und Handlangers beweisen? wollen Sie mir Ihren „geistigen Hang und Drang zur Gottheitsausbildung“ oder zu dem so schön klingenden „höheren Menschheitszweck“ etwa aus dem hohen, Seelenentwicklungs - Fortschreiten eines Feuerstokers im Dampfschiffe, oder eines, durchaus nur aus viehischen Zwangsgebet - Formeln und rohen Zwiebeln und Schnapps bestehenden und ein ganzes Menschenalter völlig ideenlos hinvegetirenden russischen Leibeigenen, oder gar aus dem hohen und harmonirenden Unsterblichkeitsstribe eines von Geburt an bis zum letzten Athemzuge stumpfsinnig bettelnden, sich faul und wie ein Stück lebendiges Fleisch auf dem Bauche bratenden Laj-

zaroni darthun?? — Oder kommen diese „unsterblichen“ Geister etwa nach dem Tode in eine Kelleroohnung oder einen Holzschoppen der Unsterblichkeit?! — Und die im Sclavenschiffe bei der Ueberfahrt wie die Haringe geschichteten, langsam verhungernenden und verdurstenden und endlich erstickten und faulenden Neger, sterben diese etwa in „höherer Entwicklung,“ im „Menschheitszwecke,“ im „geistigen Selbstaufschwunge,“ im „Entzücken der Selbstkenntniß,“ in den „erhabnen Hallen der urtheilenden, schließenden und begeisterten Vernunft“? — Sie sagen: „unsre irdische Laufbahn sei in ihrem Urbestande dazu geschaffen, das Erwachen, Entwickeln und höchste Erkennen der Vernunft auf die einzige und alleinige Basis einer unendlichen Gottheits- und Wiedererstehungs-idee hinzuleiten; — und kein Mensch könne sich der ewigen Naturmarime der Veredlung zum körperlosen Dasein und jener inneren Erkenntniß entziehen, wozu Allen eine unwiderstehliche Neigung eingepflanzt sei? —

Wollen Sie mir nicht hierzu Proben liefern aus dem Dasein eines Fabrikarbeiters, Chaussee-Steinklopfers, Schanzers, Cloaquen-reinigers, oder eines chinesischen, türkischen, russischen, japanischen Matrosen, oder aus jener ungeheuren und zahllosen Menschenmasse, die, einzig und allein an das Thierische, an den Magen und den Schlaf gekettet, von Tagesanbruch bis in die sinkende Nacht sich nur in dem absolut-einzigen Gedanken (wenn dies Denken ist!!) bewegen: wie sie ihren Hunger stillen und ihrem Begattungsbedürfnisse genügen?? — Leben diese auch dem „Drange zur Unsterblichkeit,“ dem „höheren Menschheitszwecke,“ der „inneren Bervollkommnung“ und „zur freiseelenthätigen Unsterblichkeit führenden Selbstveredelung“?? — Oder sollen diese etwa auf einem Stufenwege des jenseitigen Fortlebens, eine Fabrikwohnung, eine Chausseehütte, eine Schanzwohnung, eine Bettelherberge beziehen? — Und, wenn nicht, — wenn alle diese mit

uns der gleichen Unsterblichkeit genießen, wozu sollen diese geistlosen Geister im Gebiete der Unsterblichkeit dienen? wozu sich eignen? und welchen „Plan“ sollen sie erfüllen helfen?? — Oder glauben Sie etwa, (und dies ist Ihre und aller Ihrer philosophischen Streichgesinnten einziges Auskunftss- und Rettungsmittel), der Geist als solcher existire auch in jenen Thiermenschklassen eben so göttlich, unsterblich und veredlungsfähig, als in den Vernunftgebildeten, er sei in ihnen bloß durch den Körper, die Verhältnisse und die normalen Gehirnzustände für diese Lebensdauer etwas mehr gebannt und eingezwängt, und werde jedem andren und veredelten Geiste gleich, sobald die irdische, ihn durch rohe Nerven- und Hirnkraft fesselnde Hülle im Tode abgeworfen würde?? — Dieser Gedanke wäre so vernichtend-furchtbar, — dieses Ihr Auskunftsmittel wäre so empörender-martervoll und würde einen so entsethlichen Schatten auf die Weissheit Ihrer Unsterblichkeits-Einrichtung, daß ich schaudern, fluchen und verzweifeln müßte, wollte ich ein Bild weiter verfolgen, welches mir

Acht Neuntheile des ganzen Menschengeschlechts als zur lebenslänglichen Hirn- und Nervengefangenschaft verdammt darstellte! — Ich frage Sie, wie wollten Sie mir alsdann Ihre „allervollkommenste Harmonie,“ Ihre „Einheitliche Gerechtigkeit eines Urwesens,“ — Ihr, „nur zur Frucht der inneren Selbstschauung zeitlich verliehenes Menschleben,“ — Ihre „universellen Blüthen geistiger Fassungs- und Selbsterkenntnißkraft“ — Ihre „ewige innere, an die absolutnötige Geisteservollkommenung hinweisende Geschäftigkeit“ — Ihre „universelle Vernunft, Naturliebe, Großmuth, Schönheitsempfindung, Entwicklungskraft u. s. w. beweisen?? — Oder wie? — ich frage Sie, was wird denn aus der Unsterblichkeits-Entwicklung und dem fortdauernden Menschheitszweck des im Mutterleibe wieder sterbenden Kindes?? Oder hat etwa das Kind im Mutterleibe zwar schon ein Leben, aber noch keine Seele!? Welche Stufenleiter nehmen im Jenseits die Millionen sterbender Säuglinge vor aller möglichen Vernunft-

entwicklung wieder vernichteter Kinder ein?? —
 Wollen Sie mich hier mit Hypothesen schlagen? —
 Wollen Sie mir den ohrfe elnden, in seinen raffi-
 nirten Ideen- und Sprachwendungen meisterhaften,
 aber dennoch total unsinnigen Phäton von Plato
 oder Mendelssohn, oder einem ähnlichen Jenseits-
 Philosophen entgegenstellen? — Wie? — weil Sie
 und ich und noch etwa einige Tausend Verstandes-
 gebildete, auf dieser Erde einen höheren Trieb in
 uns fühlen, — so sollen bloß darum die andren
 tausend Millionen, unsres Hanges we-
 gen, unsterblich sein?? Ist es nicht rasendlächerlich,
 wenn ein einzelner, im Tabaksdampfe seiner
 Studirstube brütender, sogenannter Philosoph im
 Momente einer verrückten Begeisterung ausruft:
 „Ha! — nun hab' ich's! ich fühle in mir, daß
 meine Vernunft unsterblich sein muß; cogito, ergo
 sum; sum, ergo ero; — und da ich dies so fühle,
 — und mindestens noch hundert Vernünftige mit
 mir, so ist es ausgemacht, — wir sind unsterb-
 lich! Der Handlanger, Reger, Matrose, Cigarren-
 wickler, Pazzaroni, Bettler, — Alles ist unsterb-

lich! denn ich, — ich, der tabakrauchende
Vernunft-Entwickelungs-Forscher, ich hab's her-
aus! vivat homo! vivat vini spiritus! — mein
Ich und mein Stiefelpuher werden fort dauern!“
— Oder wollen Sie etwa eine aristocratische
Unsterblichkeits-Rangordnung anneh-
men? Oder gar nur die paar Vernunft-Ent-
wickelten fort dauern, dagegen die Millionen, von
dem scheußlichsten Trugmaschinismus der Bevorrech-
teten erdrückten, Thiermenschen vernichtet und
abgebrochen wissen? Nein, mein Freund!
wo Sie immer mit Ihrer Philosophie hinflicken,
da tritt Ihnen das graße, hungrige, stöhnende,
hirnverdumpfte, in Millionen und aber Millionen
völlig thierisch-erstickte, nackte Jammerleben als
unumstößliche, schlagende, verzweifelte Wahrheit ent-
gegen, und ruft Ihnen mit furchtbarer, donnern-
der Stimme in's Ohr: „Wie kann ich unsterblich
sein wollen, da ich mein Dasein von Morgens
bis Nachts verfluche, nur im bewußtlosen Schlafe
Ruhe finde, und nur den einen Gedanken
in mir trage: wär' ich doch nie gebo-

ren?! — — — Wie? — ist dies „Gang zur körperlosen Fortdauer??“ Antworten Sie mir, Doctor, — widerlegen Sie mich, — aber klar, genau, factisch, menschlich, dem Naturgefühl entsprechend und ganz: — dann will ich verstummen, Ihnen zu Füßen fallen, und heulen: *me culpa libera! peccavi!* — — —

Aber der Doctor widerlegte nicht weiter. Er blickte den Redner starr an, schüttelte bedenklich mit dem Kopfe, ergriff endlich Kreidebergs Hand, und sprach: „Sie sind ein herrlicher, guter und verehrungswürdiger Mensch; — aber wissen Sie, wohin Sie mit dieser Philosophie kommen werden? Direct zur Verzweiflung und von da zum Selbstmord.“ — Sie geben uns da eben ein sprechendes Genre-Bild unseres Jahrhunderts, indem Sie gewissermaßen als Repräsentant oder Dolmetscher jener Masse heutiger Jugendphilosophen auftreten, die das, — freilich über allen Ausdruck sich steigende, — Elend des Menschengeschlechts direct in die Arme der tödtenden Wirklichkeit wirft, und die, wenn sie fühlen, daß die Ohnmacht des Einzelnen

nichts zur Abhilfe dieses Elendes vermag, zuletzt völlig isolirt von allen Trosteingebungen des höheren Vertrauens dastehen, und damit schließen, daß sie ihren herrlichen, eines schöneren Loses würdigen Geist durch Selbstvernichtung beruhigen! — Dies ist Alles, was ich Ihnen noch zu erwidern habe. —

Kreideberg lächelte, und zuckte leise zusammen. Julius nickte ihm freundlich zu, und schüttelte ihm schweigend die Hand. Ich aber schauderte bei den Worten des Doctors, ohne zu wissen warum. Wir werden bald erfahren, daß Heckebein den Nagel auf den Kopf getroffen hatte.

Die Unterrichtsstunde, die aber sehr bald wieder enden sollte, begann. Während der Doctor las, Kreideberg mit ungemeiner Ruhe und Würde seinen Vortrag über Mimik und Plastik hielt, und Julius sich als höchstgelehriger Schüler erwies, wandte ich mich zu Hähnchen, und bemerkte, daß es eifrig in einem Winkel des Zimmers in sein Taschenbuch schrieb. Ich wollte ihm mit strafbarer Neugier über die Schulter blicken, als es sich erhob, und mich geheimnißvoll bei Seite zog.

Hören Sie, Alter, — sprach es seufzend —
ich habe Ihnen ein wichtiges Geständniß zu
thun. —

Nun? — — —

Ein furchtbares Geständniß; — es würde mir
das Herz abdrücken, und das wäre entsetzlich, denn
ich habe Geld. —

Reden Sie, — Sie sind ja geisterbleich.

Erschrecken Sie aber nicht! — Ich bin ver-
liebt! furchtbar verliebt, mörderlich verliebt! —

„Sie? verliebt?

Hier, sehen Sie her; ich habe mich meiner
Gedanken entladen!

Es öffnete seine Briestafche, und ich las fol-
gende, von dicken Schweißtropfen halbverwischte
Verse, die mich lebhaft an viele moderne Dichter
erinnerten:

„An Dich, oh überschwengliche Sängerin
Gänsebach!

„Du, der Du die des Dein Dir treuen
Hühnchens

„Gefühle nicht durch das des Dir ge-
sandten Zahnchens,

Fehlgeschossen! versetzte Kreideberg. Ihr Scherz gestattet mir eine Widerlegung, die gleich hier am rechten Plage sein dürfte, und ich muß Ihnen einen Ausspruch wiederholen, den ich schon früher der Oeffentlichkeit übergab.

Es sind viele Schauspieler von dem Irrthume befangen, als wäre eine Rolle um so kunstgerechter dargestellt, je identischer die äußere Person des Künstlers sich zur darzustellenden Rolle verhalte. Wenn gleich es jedoch Fälle geben mag, in denen der äußere Mensch des Darstellers oder auch wohl dessen momentaner innerer Zustand auf den Charakter der Rolle nützlich einzuwirken vermag, so gehören diese Fälle zu den seltensten Ausnahmen. In der Regel müssen bei dem Bühnendarsteller, wenn er auf den Namen eines Künstlers Anspruch machen will, der Schauspieler und dessen Rollencharakter zwei durchaus getrennte Personen bilden; je höher die Wahrheit des Dargestellten und erscheinen soll, um so entfernter muß die Persönlichkeit des Darstellers gehalten werden, denn nur in der Kundgebung einer bis zur absolutesten Wahrheit

gesteigerten Täuschung bewährt sich die ächt-dramatische Kunst und Genialität des höheren Bühnendarstellers. Zwischen dem Leben selbst und der dramatischen Darstellung erhebt sich eine mächtige Scheidewand, die das wirklich Normale oder Abnorme von dem künstlichen Bilde dramatischer Wiedergebung trennt. Das Leben in der Wirklichkeit hat gewisse, nur ihm eigenthümliche Bilder, die sich bei der Darstellung zwar bis zur Aehnlichkeit und Wahrheit, aber niemals bis zur greissen Wirklichkeit steigern dürfen. Die ästhetische Gränze darf auf der Bühne, wenn sie in den höheren Fortschritt des Kunstlebens eingreifen soll, niemals überschritten werden, und jene Scheidewand hat stets da einzutreten, wo der darzustellende Vorgang des Lebens auf der Bühne in allzugroßer Wirklichkeit oder gar in unästhetischer Nacktheit erscheinen würde. So z. B. wäre es lächerlich und hieße die Scheidewand des Aesthetischen geradezu niederreißen, wollte man auf der Bühne einen Bucklichen durch einen wirklich Bucklichen, einen Blinden durch einen wirk-

lich Blinden, u. s. w. darstellen lassen. Bis auf Form, Gestaltung und selbst auf's Alter erstreckt sich diese Regel; denn alle Darstellungen auf der Bühne sollen das Leben nur mittelbar, durch Kunst und künstliche Steigerung wiedergeben. In allen Verhältnissen, wo es auf der Bühne keiner künstlichen Vollendung und Steigerung mehr bedarf, — in allen Fällen, wo die absolute Individualität des Darstellers oder auch nur die absolute Handlung des Stückes mit der Rollenpersonage oder dem nackten Lebensvorgange als identisch erscheint, da hört die Bühne rein auf, Kunstanstalt zu sein, — da tritt das Leben selbst in seiner vollen Nacktheit vor unsere Blicke, und die Darstellung fällt aus dem Gebiete des Aesthetischen völlig heraus. Wäre dieß nicht der Fall, so müßte auf der Bühne stets wirklich gegessen, wirklich geraucht, wirklich geschlafen, wirklich gefochten, wirklich geprügelt werden; dann müßte bei Schwertkämpfen wirkliches Blut fließen, — ja dann dürf-

ten bei vorkommenden Hinrichtungen wirkliche Verbrecher aus den Gefängnissen geholt, und auf der Bühne wirklich hingerichtet werden. Die Lächerlichkeit und Ekelhaftigkeit solcher wirklichen Darstellungen würde jedoch Jedem nur allzubald einleuchten. — Die dramatische Wiedergabekunst verlangt mithin ästhetische Steigerungsbilder; sie verlangt ästhetische, bis zur Kunstvollendung fortschreitende Täuschung, — und dieß begründet den Umstand, daß selbst die Gebrechen des Menschen auf der Bühne nicht als wirkliche Gebrechen, sondern als durch Täuschung und kunstvolle Steigerung hervorgebrachte Abnormitäten erscheinen müssen. — Was würde der Kunstrichter dazu sagen müssen, wenn auf der Bühne wirkliche Wahnsinnige erschienen? So wenig dieß mit den Grundsätzen einer Kunstbühne harmonirte, so wenig auch ist es gestattet, einen gebrechlichen Alten durch einen wirklich gebrechlichen Alten darstellen zu lassen. Die Kunst, mithin alles Kunst-Interesse und aller Kunstwerth hören da auf, wo der Darsteller

zu seiner Rolle nichts weiter nöthig hat, als etwa sich zu schminken, ein Costüm überzuwerfen, und dann sich selbst wiederzugeben. Die Natur und die äußere Individualität des Darstellers dürfen ihm nie in solchem Grade zu Hülfe kommen, daß dadurch die nothwendige Täuschung ganz aufgehoben würde. Der Zuhörer, der einen gebückten Alten auf die Bühne treten sieht, muß nicht gleich ausrufen können: „Ei! siehe da, das ist ja unser alter, gebückter Schauspieler N. N.“ — sondern er muß im Gegentheil die Individualität des Schauspielers in der Individualität der Rollenpersonage durchaus nicht wiedererkennen. Die gewöhnliche Lebens-Individualität des Darstellers muß in der Kunstindividualität als gänzlich verläugnet erscheinen, und der Darsteller ist um so größer und um so mehr Meister in seiner Kunst, je weniger sein profanes Ich sich im heiligen Gewande der Kunst verräth, je mehr er zu täuschen und aus sich selbst hervorzutreten versteht, und je weniger bei ihm der Mensch außer der Spielzeit

in der dargestellten Rolle wieder erkannt wird. Hätte z. B. Shakspeare in seinem Lear vorge-schrieben, dieser Lear müsse ein König sein, der undeutlich spräche, dem Bähne fehlten und der ohne Kraft des Körpers und Organs einherschreiten müsse, — so dürfte gerade schon um dieser Vorzeichnung Willen niemals ein wirklich kraftloser Greis zur Darstellung dieser Rolle genommen werden; dann müßte, da die Bühne uns dramatische Künstler, d. h. Darsteller von einem bestimmten und anerkannten Fähigkeitsgrade dramatisch - ästhetischer Täuschung vorführen soll, gerade ein nicht sehr alter Darsteller diesen Lear geben, und die vorgeschriebenen Gebrechen durch kunstgerecht hervorgebrachte Illusion uns zeigen. — Sehr richtig, — fiel Heckebein ein; aber, was Sie uns da sagen, ist eigentlich nur ein ironisches Bild des wirklichen Lebens, namentlich des modernen.

Ich weiß, wo Sie hinaus wollen, sprach Kreideberg. Sie meinen, unser wirkliches, heutiges

Leben sei eine Comödie, in welcher der Mensch mit zwei Gesichtern und Characteren agirt —

Wenigstens, — fiel Heckebein ein, — bestehen Ehrlichkeit und Schlechtheit aus einem Zwillingspaare, das mit dem Rücken zusammengewachsen ist.

Im Allgemeinen allerdings, — meinte Julius.

Was Sie betrifft, lieber Julius, so gehören Sie Gott sei Dank zu den Halbmenschen, — lenkte Heckebein ein.

Das heißt, Sie sind bloß eine Ehrlichkeitshälfte, lachte Kreideberg; — göttliches Zeitalter, in welchem es ein Glück ist, zu den Halbmenschen zu gehören!

Hier ging die Thüre auf, und herein trat Charlotte, bleich und zitternd und gleich einer Furie.

Allen Respect vor dieser Hälfte, — murmelte Heckebein, und eilte eben so schnell von dannen, als sie zu uns eingetreten war. Hähnchen, dem ich rasch zuwinkte, und Kreideberg entwischten eben so glücklich; ich selbst blieb im Neze hängen.

„Sie, mein Herr, bleiben!“ herrschte sie mir zu; Sie sind ja der Hebel an diesem schönen Baue, der ihn von meiner Seite reißen wird; Ihnen habe ich es zu verdanken, wenn das Unheil sich an seine Ferse kettet. — — Also Sängers? Comödiant? — wandte sie sich zu Julius; — und Sie könnten wirklich denken, daß auch nur eine Möglichkeit existire, unser Verhältniß bei diesem Gange der Dinge aufrecht zu erhalten?

Sie schlugen die alten Saiten an, — erwiderte Julius mit einer Kälte, die mich in Erstaunen setzte, — aber Sie vergessen, daß wir übereinkamen, mich meinen Pfad drei Jahre lang allein wandeln zu lassen. Ich hoffe, liebe Charlotte, Sie werden auf so lange jene ärgerlichen und kindischen Scenen vermeiden, — —

Oh, nicht doch! nicht doch! — fiel sie heftig ein; — glauben Sie ja nicht, daß ich noch daran denke, mich der Verzweiflung oder gar dem Gedanken an Selbstmord hinzugeben. Ich bin ruhig, wie Sie sehen, wenn ich gleich zu zittern scheine. Meine Ehre, mein Familienruf ist das Einzige,

welche ich zu beachten bitte. Vor Allem werden Sie Ein- für Allemal Ihr Verhältniß mit diesem Herrn hier aufgeben.

Wie? — versetzte Julius; — nimmermehr! — Man ist heutzutage froh, wenn uns auf dem Pfade des Lebens ein Mann von Ehre das Herz eines Freundes bietet.

. Hier konnte ich mich nicht mehr halten — „Mein Fräulein, — rief ich, — „wenn Sie mich auch für zu gering achteten, der Freund eines Mannes wie Julius zu sein, so sollten doch Sie selbst mindestens einen Dienst nicht vergessen, durch den die Welt so glücklich ist, Sie noch zu besitzen. Ich hatte mindestens geglaubt, auf Dank rechnen zu dürfen.“

Dank! Dank! — versetzte sie, und knirschte mit den alabasternen Zähnen; — und hätten Sie mir zehn Leben gerettet, Ihre usurpirte, meinen Ruf untergrabende Vormundschaft hätte längst alle Dankesschuld vertilgt. Sie werden Julius noch der öffentlichen Beschimpfung zuführen, — Sie, .
nur Sie!

Erlauben Sie, daß ich gehe, wandte ich mich zu Julius; Mademoiselle scheint es darauf anzulegen, mich zu beseitigen.

Wenn Sie mich achten, so bleiben Sie, — versetzte Julius.

So? — rief Charlotte, — auch dieß noch? Auf diese Weise begegnet man mir? — Mich einem Fremdlinge hintanzusehen, dessen ganze Absicht darin besteht, meinem Glücke entgegen zu arbeiten, — mich zu vernichten. —

Sie träumen, Charlotte! — sprach Julius, — kommen Sie zu sich, und betrachten Sie die Sache, wie sie ist, ich bitte Sie darum um unserer Liebe Willen! —

Sie erwiderte nichts, faltete krampfhaft die schönen Hände, und ging heftig einigemale auf und nieder. Endlich schien ein Entschluß sich in ihrem Inneren loszuringen. — „Die ganze Stadt, — sprach sie, vor Julius hintretend, — weiß um Ihr lächerliches Unternehmen; — ganz Paris mokirt sich; ganz Paris spricht davon, daß Sie durchfallen, jämmerlich durchfallen werden!

Um so besser, — versetzte Julius; — dann lerne ich die ganze Stadt nur um so näher kennen, und Erfahrung ist Goldes werth!

Wirklich? — Und ich? Und meine Familie? Glauben Sie, daß ich nach einem solchen abscheulichen Vorfalle noch werde hier bleiben können?

Sie werden nicht so thöricht sein, deshalb, weil eine ganze Stadt einen ungerechten Streich begeht, diese Stadt zu verlassen.

Doch! doch! ich werde, ich muß so thöricht sein. — Ich warne Sie, Julius! — Hören Sie? Charlotte warnt Sie!

Gehören Sie mir oder der Stadt? ich glaubte bis jetzt das Erstere.

Das ist schändlich! Unerhört! So waren Sie früher nicht! Bei Gott, — nein!

Ereifern Sie sich nicht. Meine Liebe, meine Anbetung für Sie ist ungeschwächt; — aber, mein Charakter ist es ebenfalls. Sie werden nicht wollen, daß ich Entschluß, Grundsätze und Mannesversprechen Ihrer momentanen Aufregung opfere.

Opfern? o nein! nicht doch! Sie wollen und sollen mir nichts opfern; und, was haben Sie mir denn auch bis jetzt geopfert? Diese Großmuth wage ich nicht zu fordern; — ich verdiene sie nicht, — ha ha ha ha!

Sie lachte, daß es mir durch Mark und Bein ging, indeß ihr ganzer Körper krampfhaft aufzuckte. Julius stand kalt und ernst, — ein Benehmen, dem eine merkwürdige innere Umwandlung zum Grunde liegen mußte. Ich winkte ihm, sie minder zu peinigen, aber er winkte mir gleichfalls, ihn gewähren zu lassen.

Charlotte trat nun dicht vor ihn hin, biß sich in die reizenden Lippen, und rückte mit der Sprache heraus. — „So wissen Sie denn, — rief sie, — daß ich nicht so ganz verlassen dastehe, als Sie meinen. Es gibt Mittel, Sie zu Ihrem eigenen Besten zur Vernunft zurückzuführen.“

Wollen Sie mich nicht etwa einsperren lassen? lächelte Julius; — dann muß freilich die Oper warten.

Oh, spotten Sie nicht, mein Herr, — spotten Sie nicht! — Noch gehört dies Herz nur Ihnen, noch ist es die Macht der Liebe, die mich zu einem Unbesonnenen führt; es ist unverzeihlich, daß ich Sie noch liebe, — aber die Schande des Geliebten vermag manches Gefühl zu entwurzeln. Hören Sie mich, Julius! Ich beschwöre Sie um Ihetwillen, um unserer Liebe, — ich beschwöre Sie um meiner alten Mutter willen, — weichen Sie einer Bahn aus, die Ihren Ruf untergräbt! Machen Sie nicht sich und Ihren alten Vater unglücklich, — — es ist Charlotte, Ihre Charlotte, die Ihnen dies zuruft! —

Dies traf. — Julius faßte ihre Hand. — „Und was wollen Sie von mir? wer sagt Ihnen, daß selbst der stärkste äußere Unfall unser Glück, unsere Liebe zu erschüttern vermag? —

Lassen Sie mich schweigen, Julius! — — Zwingen Sie mich nicht, Ihnen Alles zu sagen; — — Sie sehen mich in einem fürchterlichen Zustande. — —

Und seit wann hatte meine Charlotte Geheimnisse vor mir?

Ihre Charlotte? — Ich war es einst Julius! Mein Gott, mein Gott — — soll ich denn so gräßlich enden?

Sie wollte weiter reden; aber ein Strom von Thränen erstickte ihre Stimme. Todesblässe überzog plötzlich ihr Antlitz, und sie sank ihm ohnmächtig in die Arme. —

Ich sprang an die Klingel, als ich Julius aufschreien hörte: „halt! was ist das! Ein Brief von fremder Manneshand!“ — — Unwillkürlich eilte ich wieder zurück. Der offene Brief war der Ohnmächtigen entfallen und Julius, fast ohne zu wissen, was er that, ergriff ihn und las.

„Mein sehr theures Fräulein! Obschon ich diesen Zeilen keine Unterschrift beifüge, so bin ich doch überzeugt, Sie werden den Schreiber erkennen, und meinen Worten keinen unedlen Endzweck beimessen. Sie sind in Gefahr, einem Manne anzugehören, der die Bahn eines Abenteurers betritt, und Ihrem Rufe auf immer den Unter-

gang droht. Ich sah Sie vor nicht lange, — ich liebe Sie, wie man nur immer einen irdischen Engel Ihres Herzens, Geistes und Charakters zu lieben vermag. Die Natur hat Sie für die höchste Stufe menschlichen Ranges und Glückes bestimmt, und kein Verbrechen beginge die Natur an sich selbst, wenn sie jemals ein weibliches Wesen, dessen Werth nur ein fürstliches Dasein ausgleicht, in die Niedrigkeit und Abhängigkeit des dunklen, oder gar verachteten Alltagslebens hinabzustossen vermöchte. — Mein Rang, mein Vermögen sind fürstlich; ich biete Ihnen Beides mit einem Herzen voll der innigsten, unendlichsten Liebe. — Vergessen Sie nicht, daß im Falle der Noth ein Freund Ihnen nahe steht, der Sie auch ohne alles Vermögen um Ihrer selbst willen anbeten, schützen und mit seinem Leben Ihnen dienen würde. Ich habe die zuverlässigste Nachricht, daß Ihr Verlobter einen öffentlichen, beschimpfenden Scandal erleben wird. Ist dies eingetroffen, und weiß Sie alsdann Ihre Erziehung, Ihr Rang und Gefühl an die Rettung Ihrer Ehre, so erinnern Sie sich

an Denjenigen, der niemals ein höheres Glück kennen wird, als Ihnen Herz und Hand auf immer zu bieten und Ihnen seinen Titel, Stand und Rang mit seinem Leben treu zu Füßen zu legen!“ —

Als Julius dies merkwürdige Schreiben gelesen, überzog eine glühende Röthe sein bleiches Antlitz. Sein Herz klopfte hörbar, seine Rippen zuckten; aber er faßte sich eben so schnell wieder.

Hier ist eine unerhörte Schurkerei im Gange, — sprach er, seine Blicke mit Stolz auf die Ohnmächtige heftend, — aber ich erkenne nun ganz meine Charlotte wieder. Ihre Liebe zu mir hat gesiegt, dies geht klar aus ihrem Benehmen hervor. Lassen Sie, Freund, sich nicht das Geringste gegen sie merken; Charlottens Eitelkeit ist grenzenlos, aber ihre Seelenstärke überwiegt diese Eitelkeit bei weitem und Alles wird gut gehn. Sie kennt den Schreiber sicher nicht, und ich werde sie nie deshalb fragen.

Er nahte sich ihr leise, und schob das Schreiben in die Briefftasche, aus welcher es ihr entfallen war.

Darauf stand er sinnend und schlug sich endlich unwillkürlich vor die Stirne: „Unerhört! — murmelte er; — wenn ich nur die Handschrift errathen könnte! Aber, wer! wer? — solche Schurken pflegen ihre Maßregeln gut zu nehmen! — Und wenn doch! fuhr er fort, — wenn es dennoch möglich wäre, daß Charlotte! — — doch, nein, nein, — eher ginge die Welt zu Grunde! Und könnte sie wirklich in den Staub des Tuges sinken, dann würde ich wissen, was sie in mir verlor — ich würde ein Mann sein, wie bisher, und, — doch ruhig! Weg mit diesen schwarzen Gedanken. —

Was ich selbst bei diesem Schreiben empfand, läßt sich nicht mit Worten erklären. — Ich weiß nicht, wie es kam, — aber schon bei den ersten Zeilen grinste mir aus der Tiefe meiner Erinnerung die glatte Larve des Lord Rillerling entgegen. Ich erschrak vor meinem eignen Traume, schlug

die Augen nieder, als ob jenes Bild daraus hervorleuchtete, und brachte, da Julius mit zu klingen verbot, durch Anwendung kalten Wassers die schöne Dhnmächtige zur Besinnung. Hätten wir nun Muße und Gelegenheit gehabt, in die Sache weiter einzugehen, so würde wahrscheinlich allen weitem Folgen vorgebeugt worden sein; aber es war einmal vom Schicksal unwiderruflich beschlossen, daß das bis auf einen schwachen Faden bereits zerrissene Band gänzlich brechen sollte. Charlotte hatte kaum ihre Toilette ein wenig geordnet, so meldete der Diener zwei Fremde und sie empfahl sich, nachdem ihr Julius hatte versprechen müssen, den Nachmittag in ihrer Familie zuzubringen. Rasch erschienen die zwei Gemeldeten. Der Eine, ein hoher starker und breitschulteriger Mensch, in dessen tragi-komischem Angesichte moderne Raffinerie und pfliffige Bosheit ihren Sitz aufgeschlagen hatten; der Andere, eine hagere, blasser und einäugige Gestalt, deren schmales und spitzknöchiges Gesicht durch eine nichtsagende Nase gleich einem schmalen Stumpfe in zwei Theile getheilt ward.

Auf der einen Hälfte dieses Gesichtes hatten sich Neid, Bosheit, Ränkslichkeit und Kriecherei gelagert, aus der andern Hälfte sprach die colossalfte Dummheit mit Feigheit und permanenter Angstlichkeit untermischt.

Sie sehen in mir, — sprach der Breitschulterige, — den bekannten Dupasquier, chef de Claque der großen Oper. Der Andere, mein Herr, ist der Redacteur Wilhelm, der seit längerer Zeit ein Blatt redigirt, in welchem Sie je nach abgemachter Bezahlung zu allem möglichen Ruhme gelangen können. Derselbe hat bereits der Welt verkündet, daß der große und gewaltige Naturfänger Kik in einigen Tagen als Masaniello auftreten würde, und kommt, nun Ihnen seine weiteren Dienste gegen großmüthige Vergütung anzubieten. Was mich selbst betrifft mein Herr, so habe ich Ihnen Dinge von Wichtigkeit mitzutheilen. Ich bin nämlich von einem reichen englischen Lord mit fünfhundert Franks unter der Bedingung beehrt worden, Sie bei Ihrem Auftreten ausspeisen zu lassen. Den Namen des Lords habe ich zu ver-

schweigen gelobt, und ein Versprechen der Art pflege ich zu halten. Obschon ich jedoch seine fünfhundert Franks eingesteckt habe, so halte ich es aus christlicher Liebe für gerathen, Sie zu warnen, und wenn Sie eine gleiche Summe hinzuzufügen geneigt sind, so können wir jenen Lord dadurch bestrafen, daß ich Sie mit Muth applaudiren und mit Pomp heraustrufen lasse. —

Julius wollte ihm in die Rede fallen, ich winkte ihm jedoch, den Herrn ausreden zu lassen.

„Sie wollten mich ansfahren“ — fuhr Dupasquier fort, — Sie wollten mich vielleicht zur Thüre hinaus werfen? eh bien, — thun Sie nach Ihrem Gefallen; aber zuvor lassen Sie mich ausreden. — So fluch- und schmachwürdig mein Handwerk immer sein mag, so gehört es doch eben so gut zur sogenannten Culturstufe unseres Jahrhunderts, wie jedes andere Handwerk. Die paar ehrlichen Männer, die den Glauben hegen, das Talent allein müsse siegen, werden nicht durchdringen. Im neunzehnten Jahrhunderte siegen Hinterlist, Käuflichkeit, Schlechtheit, baare Bezahlung,

— nicht aber Ehrlichkeit und Talent. Legen Sie die Stirne in Falten, wie Sie wollen, — die Erfahrung zeugt glänzend für mich. — Oder haben Sie nicht etwa eine schwitzende Redlichkeit neben sich stehn? Meinen Sie, ich kenne den Herrn nicht, der Ihnen so eben zuwinkte? Er kämpft seit zehn Jahren gegen jene Gebrechen unserer Zeit an, aber wohin wird es mit ihm kommen? Wenn er sich eine Million schreibender Buben zu Feinden wird gemacht haben, wird er dennoch mit seinem Starnorke nicht durch die Mauer gedrungen sein. Er wird sich diesen Kopf zerstoßen, oder übergehen.

Eher zu Grunde gehen! rief ich. So sehr ich meinem Freunde rathen muß, mit dem Strome zu schwimmen, so werde ich selbst nimmermehr solchem Schmachthume huldigen! —

Das machen Sie nach Belieben, — fuhr Dupasquier fort; — es sind freilich nur schmutzige Insecten und Würmer, gegen die Sie ankämpfen, aber man hat wohl auch Cedern und Eichen einer nagenden Raupenmasse erliegen sehen. Wenn jemals das Sprüchwort seine Rechte zu behaupten

suchte: „wer unter den Wölfen ist, der muß mit ihnen heulen“, — so gilt dies von unseren Zeiten.

Wenn Sie mein Gewerbe als schändlich betrachten, so muß ich Sie bitten, zu meiner Rechtfertigung einen Blick auf unsere modernen Zustände überhaupt zu werfen. Die käuflichen Claquers bestehen nicht immer in solchen, welche ihre Hände zur Marktschreierei herleihen. Betrachten Sie in Deutschland das Brockhaus'sche Conversationslexicon, und Dessen Lexicon der Gegenwart, — betrachten Sie die Brockhaus'schen und andere Speculationsblätter, — erwägen Sie den unerhörten Betrug, der uns durch colossal-lächerliche Werke, wie z. B. die „Miniaturbibliothek und Bibliothek der neuesten deutschen Classiker“ das Geld zu zwei und sechs Groschen aus der Tasche lockt, — betrachten Sie bei uns und im Auslande noch viele andere Zustände des offenbarsten Betruges, und sagen Sie mir dann, ob ich nicht einer der Mindestschuldigen bin? — Oder verdient es nicht etwa den moralischen Galgen, wenn die Welt in jener deutschen Bibliothek zu dem Glauben verleitet wird,

als gehörten die unbedeutendsten Subjecte zu den Classikern? — Ist es nicht furchtbar lächerlich und schauderhaft zugleich, wenn man es dergestalt wagen darf, die ganze Literatur als Hanswurstbude hinzustellen, und Jung und Alt straflos zu hintergehen, indem man Creti und Pleti auf der literarischen Landstraße zusammenrafft, und sie der Welt mit Gewalt zu 2 Groschen als Classiker aufbindet?? — Wird es nicht die Nachwelt in Erstaunen setzen, wenn sie jemals ein Ueberbleibsel aus diesem literarischen Taschenspielerssystem zu Gesichte bekommt, und mit offenen Augen erkennt, wie sich ganze Länder inmitten einiger wenigen Besseren, die noch dagegen ankämpfen, durch pure Press- und Speculationssysteme schänden lassen? — Wenn aber Alle pressen, warum soll Dupasquier sich ausschließen? Ich bin Philosoph, mein Herr, und wie Sie sehen, für mein Jahrhundert wie geschaffen. Mein Geschmaç führte mich in's Theater, und so habe ich denn im Parterre unter dem Kronleuchter meine moderne Existenzfabrik angelegt.

Sie haben Recht! — lächelte Julius: Sie sind ganz ein Mann der Zeit, und wenn ich mich auch nimmermehr entschließen kann, meine Portion Ruhm aus Ihrer Parterrefabrik zu beziehen, so ist es mir doch lieb, Ihrer Bekanntschaft eine Erfahrung mehr zu verdanken.

Möge diese Erfahrung nie bitterer werden, als sie ist! — versetzte Dupasquier. Ich muß Ihnen nicht nur meine eigene Hilfe anrathen, sondern Sie ernstlich bitten, sich mit den Tagesblättern frühzeitig zu verständigen. Thun Sie dies nicht, so ist Ihren Feinden Thür und Thor geöffnet, und nichts sichert Sie vor der Gemeinheit der Kritik.

Sein Sie völlig ruhig, — versetzte Julius: ich werde durchaus keine Schritte dieserhalb thun. Mag man mich anfeinden oder nicht, — mir gleich.

Aber die öffentliche Kränkung Ihrer Ehre!

Kann mich eben so wenig ängstigen. Dürfte der Mann von reinem Geiste und Charakter heutzutage seine niedrigen Anfeinder mit dem Skalpel untersuchen, so würde er finden, daß von je zehn derselben fünf aus Dummheit, drei aus Neid und

zwei aus Bosheit oder Schlechtigkeit gegen ihn aufzutreten. Daher ist es meist besser, man ignorirt oder verachtet, denn das Strafurtheil solcher Individuen liegt schon aus obiger Ursache in ihnen selbst. *)

Wenn man aber das Publikum selbst gegen Sie aufhebt?

-
- *) Nicht vergessen darf hier ein non plus ultra von schändlicher Gemeinheit werden, das sich in den literarischen Annalen Berlins vorfindet, und das schwerlich jemals in dem Gebiete frecher Verworfenheit seines Gleichen finden dürfte. Wir meinen die, gegen Spontini aufgestellte Behauptung: als habe er seine Oper „*Des Fährten*“ nicht selbst componirt, sondern — sie einem jungen Manne, der sie ihm (Spontini) zur Durchsicht anvertraute, gestohlen. „Ein Herr *E. Kellstab*, berüchtigt wegen verschiedener von ihm gegen berühmte Künstler und Sängern verfaßten gemeinen Pasquille, soll jenes Gerücht gegen Spontini zuerst verbreitet haben. Henriette Sonntag und Spontini hätten jene Pasquille ohne Zweifel nicht hervorgerufen, wenn dieser Kellstab (der sich einen unerläßlichen Rezensenten nennt, und auch wirklich die Berliner Schneider und Schuster zu dieser Meinung zu verleiten wußte), gehörig bezahlt worden wäre. Zum Glücke hat dieses Sub-

Dann müßte ich immer erst abwarten, ob das Publikum wirklich ein Hund ist, der sich von der Tageblatt-Literatur gegen irgend Jemand hehen läßt. Mein Vertrauen in die Gerechtigkeit des Publikums kann nur durch die That erschüttert werden. —

Sie fahren direkt gegen eine Klippe, mein Herr. —

„Jeet bei dem gebildeten Publikum Berlins nicht das geringste Gewicht. Aber, eine empörendere, die deutsche Literatur schändendere Handlung, als jene Verläumdungen der Sonntag und Spontini's wird nicht leicht wieder vorkommen. — Gebe Gott, daß Deutschland wenigstens später einsehe, wie fürchterlich man seine gläubige Gutmüthigkeit von Seiten solcher eilen den Kritikafter mißbrauchte.“ —

So schrieb ein hochachtbarer Berliner über jene Sache. Wir selbst konnten nicht genau in Erfahrung bringen, von wem jene Nichtswürdigkeit gegen Spontini zuerst ausging. Sollte Herr Reußab, der allerdings kein Lumen ist, der Verläumder sein, so bedauern wir bloß den trefflichen Justiz-Commissär Lessing, in dessen (Vossischer) Zeitung jener Reußab den Kritikafter abgibt.

Lassen Sie mich scheitern, —

Ich kann es, wenn Sie mich zwingen.

Um so besser, — meinte Julius; — dann gewinne ich ebensoviel in gewisser Beziehung.

Das wäre drollig!

Meinen Sie?

Sie scheinen die Bühnenverhältnisse durchaus nicht zu kennen.

Hm! In solcher Vortrefflichkeit hätte ich mir sie freilich nicht vorgestellt. Unsr Zeit glänzt noch weit mehr, als ich vermuthen konnte. Aber sagen Sie mir doch, ist Frankreich allein so glücklich, sich dieses Zustandes zu rühmen?

Gott sei Dank, — nein! Dieser magre Herr hier kann Ihnen Beweise geben, daß Deutschland uns in jenen Zuständen noch übertrifft; — er spielte selbst ein Köllchen und kam hierher, um mit mir gemeinschaftlich ein Europäisches Kauf-Depot zu verabreden.

So ist es, Euer Wohlgeboren! — fiel Wilhelm, der Magre, ein. Freund Dupasquier will sagen, daß Ihr Geld in Deutschland noch weit

mehr in die Taschen der Glaqueure und Tageblattschreiber fließen müßte, und das ist so richtig, als 2 mal 2 viere sind. Hören Euer Wohlgeboren vor Allem ein Umlauffchreiben von Seiten meines Blattes, genannt „Didaskalia,“ durch welches mir eben die Ehre ward, von dem großen Dupasquier ein rührendes Einladungsschreiben nach Paris zu erhalten. — Ein berühmter Reisender äußerte zwar noch vor Kurzem, am ganzen Rhein pflege man, wenn man einen recht dummen Menschen bezeichnen wolle, nur zu sagen: „er ist auf die Didaskalia abonniert;“ allein Sie werden entscheiden, ob dieses Umlauffchreiben dumm sei oder klug.

Wilhelm zog ein Blatt aus der Tasche und ließ:

„Die Frankfurter Didaskalia an alle Künstler, Schauspieler und alle Solche, die gegen billige Vergütung berühmt werden wollen:

„Da sich in neuester Zeit verschiedene Künstler u. s. w., die in Frankfurt am Main auftraten, darüber beschwerten, daß wir sie entweder herunter-

„gerissen, oder auch gar nicht ihrer erwähnt haben,
 „so finden wir es für nöthig, unsre Grundsätze
 „offen und Ein für Alle mal darzulegen. — Ein
 „Tageblatt ist, unsrer Meinung nach, nichts an-
 „dres, als ein Hilfsmittel des gegenseitigen Wohl-
 „ergehens, das heißt: die Redaktion und Alle,
 „welche durch dieselben etwas erlangen, müssen sich
 „gegenseitig verexistenzieren. Wir erfinden dieses
 „Wort mit Willen, um rund heraus unsre edle
 „Absicht zu entschleiern. Ein Redakteur will leben,
 „— ein Künstler oder Gelehrter will auch leben, —
 „dies entscheidet; das Publikum ist Nebensache.
 „Wenn wir nun bisher eine Menge von öffentli-
 „chen Personen zu ihrem eignen Vortheil heraus-
 „gestrichen, und das Publikum unter gewöhnlicher
 „Form benachrichtigt haben, daß Dieser oder Jener
 „berühmt, oder groß, oder herrlich, oder unübertreff-
 „lich, oder über Alles erhaben u. s. w. sei, so hatte
 „dies seinen guten Grund, — nämlich einen
 „goldenen, oder je nach Umständen einen sil-
 „bernen. — Wozu auch alles weitere Verheimli-
 „chen? — Wir sind stolz darauf, uns der hochacht-

„baren Industrie gewidmet zu haben, und, da
„heutzutage fast alle Literatur Geschäftssache
„ist, so veröffentlichen wir hiermit unsern Preis-
„Courant, nach welchem sich in Zukunft männig-
„lich und weiblich zu richten beliebe. Wir thun
„hiermit, nebenbei gesagt, nur das, was in Deutsch-
„land hundert Andre thun und thaten. Viele
„neuere Conversationslexika, Jahrbücher, Literatur-
„blätter, Tageblattlieferanten oder sogenannten Re-
„dakturen übergehen gewisse Personen mit Still-
„schweigen, oder reißen sie durch Erfindungen, Lü-
„gen, Gemeinheit u. s. w. herunter, wenn kein
„klingender und handgreiflicher Grund
„zum Tode vorher gelegt ward, — warum soll-
„ten also bloß wir so anmaßend sein, uns von
„diesem edlen Zustande auszuschließen? Diese Ar-
„roganz ist erstens ferne von uns, und zweitens
„wissen ja unsere Leser schon lange, wie lieb uns
„alle gangbaren Münzen sind; wir verhehlen es
„durchaus nicht, daß wir seit Jahren schon den
„beigefügten Preis-Courant bei allen betreffenden
„Gelegenheiten in Anwendung brachten, und wenn

„mancher männliche oder weibliche Mensch auch
 „wirklich nachrechnen würde, wie viel er uns für
 „seine Lobpreisungen bezahlt hat, so würde dieß
 „doch nie gegen die Vortheile in Anschlag gebracht
 „werden können, welche ihm durch den Umstand
 „wurden, daß er mit unsrer Beihülfe mindestens
 „das Dreißigfache aus den Taschen des Publikums
 „zog. Wer uns nicht bezahlt, der will
 „uns nicht wohl, — und wenn wir den, der
 „uns nicht wohl will, herunterreißen oder ihn still-
 „schweigend übergehen, so fragen wir, ob dieß nicht
 „schon durch das Gesetz der Gegenwehr entschuldigt
 „ist?? Wir ersuchen demnach, indem wir uns zu
 „allen andren und ähnlichen Existenzgeschäften er-
 „bieten, um Beachtung der hier folgenden Liste,
 „durch deren Berücksichtigung künftig vielen Ruhm-
 „Unannehmlichkeiten vorgebeugt werden wird:

P r e i s - C o u r a n t.

„Die Dibaskalia ist erbötig, noch ferner
 „berühmte Menschen mitmachen zu helfen. Sie
 „nimmt und nahm bisher für die Phrase:

„Herr N. N. in Frankfurt“ (ganz
„große Titelletern, ohne Hand (T) . 2 Louisd'or.
mit Hand . . 3 Louisd'or.

„Ferner gibt sie weitere Benennungen, als z. B.

„Herr Biszt ist der König unter den Fürsten
der Clavierspielder u. dgl.“ . für 4 Louisd'or.

„Der Berliner Schauspieler, Herr Devrient
ist ein Gott.“ . . . , für 6 Louisd'or.

„Der Herr Karl Gutzkow ist ein Genie.“
für 3 Thaler.

(nebst bedungenem Gegenlob in
dessen Blatt der Telegraph.)

„Das Frankfurter Theater ist classisch.“
für monatlich 3 Gulden 30 Kreuzer.

„Miß Clara Novello ist eine Nachtigall.“
für 1 Louisd'or.

„Ue. Löwe ist eine Zauber-Sängerin.“
für 3 Thaler.

„Die Carlsruher Zeitung ist himmlisch.“
für 2 Gulden 42 Kreuzer.

„Der Nürnberger Correspondent ist ein gött-
liches Blatt . . . für 1 Gulden 12 Kreuzer.

„Weitere Ausdrücke, wie z. B.

„„setzte Alles in Erstaunen““ 3 Thaler.

„„ist unerreichbar““ . . . 5 Thaler.

„„wer kann diese Größe bezeichnen?““

3 Louisd'or.

„„hier ist unsre Feder zu schwach!““

6 Louisd'or.

„„übersteigt Alles, was uns vorgekommen!““ 8 Louisd'or.

„Sollten diese Ausdrücke in noch höherer Steigerung gewünscht werden, so richtet sich der Preis je nach dem Kraftmaße der Verherrlichung. Ausser jenem Lobe aber er bieten wir uns, reisende Künstler, sowohl in Correspondenzen nach Nürnberg, Carlsruhe u. s. w. zu verherrlichen, als auch sie durch unsre eignen Mitarbeiter aus Euselheim, Oberrad, Ginnheim, Hetternheim, Haufen, Buchach und andren Hauptstädten für die Hälfte obiger Preise herausstreichen zu lassen.

Wilhelm Wagner und

J. E. Heller.

Run? — fragte Wilhelm, — ist dies dumm?

Julius sah ihn an, und schwieg.

Ich halte es jedenfalls für gerathen — sagte ich — Sie auf die Wichtigkeit einer Bekanntschaft mit diesen Herrn hier aufmerksam zu machen.

Unsere Zeit ist kurz gemessen, fiel Dupasquier ein; Sie haben sich zu entscheiden, und wir haben zu handeln. Eine für Sie unbedeutende baare Summe, und Sie werden applaudirt, gehoben, gerufen, mit Vorbeerkränzen überschüttet. Auch sind sechs Tageblätter bereits unser, — Sie haben bloß zu bezahlen und zu befehlen. Ein kleines Ja! und wir liegen in Ihren, — ein Nein! und wir liegen in Ihres Feindes Armen.

Mit den Vorbeeren sprach ich, als Julius mit der Antwort zu zögern schien, — hat es seine Richtigkeit! Wenn Sie heut zu Tage, selbst in Deutschland, das Zimmer der schlechtesten und mittelmäßigsten Sängerin betreten, so fallen Ihnen oft zehn bis zwölf trockne, wo nicht gar vergoldete Vorbeerkränze auf, welche an allen Wänden umherhängen, und mit stolzem Selbstgeföhle lächelt

Ihnen die Besitzerin zu: „dies ist der Tribut entzückter Hörer!“ Könnten diese Kränze, die jeder einzeln ein Krähwinkel, Schöppenstädt und Weilenkirchen repräsentiren, mit Ihnen reden, so würden sie Ihnen jene Bemerkung ungefähr folgendermaßen in gutes Deutsch übertragen:

„Wir, die wir hier als Triumphzeichen unserer Besitzerin hängen, wir bestehen entweder aus geilen Blicken in's Parterre, oder aus geborgten, in die Tasche feiler Claqueure geflossenen Thalern; oder aus Reifern, die die schöne Hand unserer Besitzerin höchstselbst auf dem Gemüsemarkte ausuchte, um sie zum Kranze entzückter Anbeter zu verbinden. —“ Dasselbe gilt von fast allen Kränzen, welche Sie so häufig bei dem männlichen Bühnenpersonale neuerer Zeit vorfinden. Freilich aber müssen Sie sich über eine Zeit nicht wundern, die das, in der Geschichte kolossaler Lächerlichkeit gewiß unerhörte Beispiel bietet, daß einem Clavierspieler, dem als Mensch eben so gemeinen und gassenbubenartigen, wie als Künstler geschickten Herrn Liszt in Folge seines Concertes ein

ungarischer Ehrensäbel überreicht ward! — Nach solchem Beispiele bedürfen Sie keiner weiteren Details; der Fall allein erklärt Ihnen zur Genüge den Zustand moderner Urtheilskraft und Kunstbehandlungsweise. Kurz nach dieser ewig denkwürdigen Ehrensäbelgeschichte wagte es ein Verehrer jenes Herrn Viszt, mich um eine empfehlende Anzeige über ihn in ein damals erscheinendes Frankfurter Blatt zu bitten. Ich schrieb ihm Folgendes nieder, und schickte es ihm zur Begutachtung:

Kunstanzeige zur Beleuchtung unserer Zeit.

„Der berühmte, unerhörte, große, göttliche, nie dagewesene, Alles umstürzende, Ehrensäbelbe-theilte, Zeitungsspalten freßende

Viszt, Viszt, Viszt, Viszt,
wird hier ankommen, und folgende Kunststücke machen:

Erstens: Wird der Clavierspieler Viszt sich sieben Recensenten kommen lassen, ihre Finger vergolden, und sie so zahm machen, daß sie sich als heulender Septimenaccord zwischen die Claviatur

legen und gerade so stimmen werden, wie Herr Litz pfeifen wird. —

Zweitens: Wird der Herr Litz sich durch einen einzigen Accord auf die Spitze des Catharinenthurms schnellen, daselbst ein so mächtiges Rondo spielen, daß 400,000 Fensterscheiben platzen werden, und, während er mit der linken Hand 48 Allegros zugleich heruntertrommelt, mit seiner rechten den erhaltenen ungarischen Ehrensäbel schwingen und drei vorüberziehende Schnaken so geschickt damit spalten, daß der ganze Vorfall dem Publicum ungeheuer schnallisch vorkommen wird, und Europa, Asien, Afrika, Australien, Amerika, Lappland, Spitzbergen, und die Hoch-Hoch-Hoch-Bock-Indianer über diesen größten Tasten-Hacker unseres Jahrhunderts außer sich gerathen werden.

Drittens: Wird der reisende Instrument-Pauker und Tasten-Hacker Litz folgendes unerhörte Kunststück an's Licht maltraitiren: — Er wird nämlich mit dem Maule verschiedene Goldstücke in deutsche Zeitungsbüreaux blasen, mit der

linken Hand 92 Klaviere spalten, dabei mit der Rechten einen Haufen deutscher Kritiker zum Hörsitzen an einen gewissen hintern Ort placiren, zu gleicher Zeit mit der Nase einen Quartettssatz auf dem Piano vortragen, dabei aber dennoch das vor ihm befindliche Publicum so achtungsvoll behandeln, daß er während des Spiels mit seiner hinter ihm stehenden *maitresse de plaisir* parkirt, und ganz zu derselben Zeit mit der großen Fußzehe auf einem tiefgebeugten Recensenten ein Lobgedicht auf sich niederschreibt, indeß er mit dem übrigen Körper Bauchreden und mit den Taschen ein halbes Tausend baarer Brabanter verschwinden lassen wird. (Dieses erschreckliche Kunst-Phänomen hat ihm namentlich in Wien, sowie in der Augsburger Allgemeinen Zeitung zur lebenslänglichen Unsterblichkeit verholfen.)

Viertens: Wird der unsterbliche Biszt auf folgende Weise zum Ritter geschlagen werden:

Man wird die Leichen von zehn feigen Männern, nämlich von Alexander dem Großen, Tschingis-Chan, Tamerlan, Cäsar, Ney, Murat, Co-

Siman II, Leonidas, Napoleon und Kosziusko ausgraben, sie auf die Erde mit dem Gesichte nach unten hinlegen, und den tapfern, aus 2000 Pomadedüchsen glänzend und siegreich hervorgegangenen Liszt mit seinem Allzernichtenden, ungarischen Ehrensäbel quer darüber setzen. Hierauf wird der letzte Vierteljahrgang einiger deutschen Journale in acht chinesischer Tinte abgefottert, ein schwarzer alt-ungarischer Bopf daraus geflochten und dieser kritische Tintenzopf, nachdem er in deutsche Redactions-Stiefelwische eingetaucht, und von Musikalienhändlern beleckt ist, dem Herrn Liszt unter erschrecklichem Paukenschlag und lauter Berquesung einiger unbestechlichen Recensenten angeheftet werden. Der also bezopfte Liszt wird hierauf eine deutsche Publicums-Nase erfassen, diese Nase gehörig drehen, sodann mit seinen zehn Fingerspitzen einiges Kunstweihwasser mit den erhabenen Worten

„Deutschland! Gott erhalte Dir

Deinen Verstand!“

in die Luft spritzen, mit den beiden Ellbogen eine Hymne componiren, sich aus Hochgefühl und

Selbsterkenntniß an die Decke balanciren, und ohne alle weiteren Hülfsmittel am Plafond einen so unbeschreiblich - himmlischen Hoppser spielen, daß ganz Deutschland in Thränen herumschwimmen, und ein ganzer Ballen von schluchzenden Recensenten in diesen Thränen ersaufen wird. Nachdem dies alles unter gehöriger Andacht, und mit kniefällig erbetener Bewilligung der hochweisen Censur nebst Pauken- und Trompetenschall und feierlichem Entzücken vor sich gegangen, so wird ein großer Geist aus Ungarn mit freudig apoplectischer Hassen-Majestät herbeitrippeln, dem göttlichen Biszt das Schwert aus der Hand nehmen und den nämlichen göttlichen Biszt mit der historisch - richtigen Bemerkung:

„Bei Gott! er ist von purem Gold!“

durch fünf starke, auf den hintern Theil applicirte Schläge zum ewig - unsterblichen Ritter schlagen. — Ist der Schlag zu stark, so wird Madame Georges Sand mit Pariser Salbe Linderung verschaffen, — und so diese neu-classische unübertreffliche

Comedia vor sich gegangen, und die Nachwelt einen unauslöschlichen Begriff von der

Kritik des Jahres 1840

erhalten haben wird, alsdann wird des Heulens und Thränenflusses kein Ende mehr sein. Ganz Europa wird auf seinen Zähnen nach Lappland schwimmen, wird endlich an die Klippe der Wahrheit stoßen, einen Leck kriegen, untergehn, — und nur der Wiener Stephansthurm wird mit der Spitze aus dem Wasser der Kritik hervorlugen, und der Nachwelt auf einem schwarzen Fähnlein verkünden:

„Also stand es mit dem Urtheil des
19ten Jahrhunderts!“

Daß ich von dem Bitssteller hinfür eben nicht in Zucker gebacken ward, können-Sie leicht denken. Daß Männchen sandte damals-aus verzweifelter Wuth die furchtbarsten Schmähungen gegen mich in verschiedene Blätter, brachte mich aber dadurch so zum-Lachen, daß ich von einer mehrjährigen Hypochondrie glücklich geheilt ward — —

Aber wozu dies Alles? rief Julius; — Sie arbeiten Ihrem eignen Wunsche ja schon wieder entgegen. Oder meinen Sie etwa, ich würde mich nach solchen Beispielen eher dazu verstehen, zu der claquirenden Nichtswürdigkeit meine Zuflucht zu nehmen?

Geniren Sie sich nicht, — fiel Dupasquier ein; wir haben dicke Häute, und können schon einen Puff vertragen.

Ich wollte Sie keinesweges beleidigen, versetzte Julius.

Wenn auch, — meinte Dupasquier, — daß berührt moderne Speculanten nicht weiter. Nennen Sie unser Handwerk wie Sie wollen, — nur zahlen Sie! Wir müssen noch ganz andere Ausdrücke hören, ohne deswegen zur Schamröthe gezwungen zu sein.

Das machen Sie mit Ihrem Gewissen ab, — sprach Julius. Ich erkläre Ihnen Ein für Allemal rund heraus, und um Sie nicht von anderweltigen Besuchen abzuhalten, daß ich mit allen Ihren Machinationen nichts zu thun haben will, und

mir alle weiteren Anträge der Art als meiner Ehre nachtheilig verbitte.

Ist das Ihr letztes Wort?

Mein letztes in dieser Sache.

Hon! so kommen Sie mein Freund.

Halt! rief ich, — noch einen Augenblick! —

Überlegen Sie, Julius.

Wie? Wollen Sie Vormund eines Betrügers sein?

Ich sprach kein Wort weiter, und die Gäste gingen; im Beggehn aber steckte mir Dupasquier die Adresse seiner Wohnung zu, und flüsterte: „Sie haben noch 48 Stunden Zeit; wollen Sie ihn retten, so erwarte ich Sie.“ —

Den unglücklichen Ausgang der Sache voraussehend, quälte ich mich eine volle Stunde lang mit allen möglichen Sophismen ab, um ihn auf andere Gedanken zu bringen, — aber umsonst. Die Ehrlichkeit und unerschütterliche Redlichkeit meines Mündels wich keinen modernen Wendungen und Begriffen, und das Resultat meiner Mühen war, daß ich endlich stumm und im Schweisse gebadet

vor ihm stand, und wir Beide über unser komisches Verhältniß lachten.

Ich weiß zwar, — sprach er, — daß selbst einige unserer ersten französischen Kritiker um kein Haar besser sind, als jene obskuren Deutschen, allein mich kann dies nicht wankend machen, ob schon ich, wie unser Hähnchen meint, alle Kritik nach Belieben versetzen könnte, da ich Geld habe. —

Sehen Sie's endlich ein? — rief Hähnchen, das bei diesen Worten wieder eintrat. Sie werden noch an mich denken, — warten Sie nur. Uebrigens kann ich Ihnen zum Troste eine Leidensgefährtin ankündigen. Denken Sie nur, die Jungfer Gänsebach, in die ich ganz unmenschlich verliebt bin, ist, wie mir Herr Heckebein so eben mittheilte, von dem gräßlichen Wahnsinn befallen, als Choristin an die Oper gehn zu wollen.

Bravo! — rief Julius; — für den Wahnsinn danke ich nebenbei, da ich ihn mit ihr theile.

Tausend! Da hab' ich wieder einen Voss geschossen, aber meine Verzweiflung entschuldigt Alles.

Wenn sie in's Chor geht, gehe ich in's Wasser. Sie haben gut lachen. Ein Tenorist, wie Sie, der nicht bloß Stimme, sondern auch Geld hat, ist himmelweit unterschieden von einer Choristin, die sich erst noch in's Fach hineinkreiseln muß, und auf Geld wartet, wie der ewige Jude auf den jüngsten Tag.

Aber, Sie sind ja reich, — sprach ich. Mit Ihrem Vermögen wird sie rasch zu Rollen kommen.

Sie meinen, ich sollte, wie das jetzt in Br . . . furt geschieht, dem Kapellmeister einen Theil ihrer Gage geben, und sie aushalten?

Ah! si done! — rief Julius; — von solchem Schmutze bleiben Sie hoffentlich ferne!

Versteht sich! — Aber Geld wird's mich immer kosten, sobald sie meine erklärte Braut ist. In einigen Tagen halte ich in aller Form um sie an. Ihr Oheim Pomeranze hat zu entscheiden. Ich denke, wir bringen sie von ihrem verrückten Plane ab. Lieber in's Tollhaus mit ihr, als in die Oper. Nichts für ungut, Herr Kitz, Sie bleiben ja auch nicht lange bei dieser Farbe.

Wer weiß, gutes Hähnchen! Wenn's gut geht, mache ich über's Jahr mit Ihrer Gänsebach eine Kunstreise.

Was? Eher bring' ich Sie Beide um! Eine Theaterprinzessin ist das gemeinste und abscheulichste Ding auf Gottes weiter Erde!

Oho! rief Julius. — Sie halten's am Ende mit jenem alten Gelehrten, der von der byzantinischen Kaiserin Theodora sagte: „da sie bei der Bühne gewesen ist, so darf man ihr ohne Rücksicht alle Arten von Laster, Gemeinheit und Obscönität zuschreiben“^{*)}.

Der Mann war ein Engel! Er war gescheidt, wie ein Gott! Den Nagel hat er auf den Kopf getroffen. Hätt' er in Frankfurt gelebt, ich ließ' ihm ein Monument von Lebkuchen setzen. Recht hat er gehabt, so wahr ich das Hähnchen des alten Hahn bin! . . . Wenn er aber das von einer

*) „K Scena igitur Theodora cum fuerit, quidquid flagitii, quidquid obscenitatis de illa commemorares, nihil crederet nimium qui crederet.“

Kaiserin sagt, was muß er nicht erst von einer Choristin gedacht haben? Eine Choristin ist verloren, total verloren, sie mag sich drehen und legen, wie sie will. Wenn ich mir die Gänsebach denke, wie sie mit zwei Duzend fetten Bassisten aus Einem Notenbuche singt, so möchte ich schnurstracks dem Teufel in die Arme laufen!

Aha! also Eifersucht? Nun begreife ich Ihre Wuth.

Wuth, Mord und Ingrimm! — schrie Hähnchen, wie außer sich. Ich hab' ein Recht, wüthend zu sein, denn ich habe Geld! Nur die Bettler sind zahm und geduldig.

Aber, Sie wissen ja noch gar nicht, ob sie Ihnen zugethan ist? fiel ich ein.

Das ist einerlei! zugethan oder nicht. Eine Choristin wird nicht viel gefragt, denn ich habe Geld!

Das ist nicht ohne! — sprach Julius. Der Name „Choristin“ ist heut' zu Tage oft eine Zutrittskarte für alle Männer, die Geld haben.

Sie sticheln! rief Hähnchen, — aber das berührt mich nicht.

Sie sind aufgeregt, liebes Hähnchen; kommen Sie zu sich, und handeln Sie mit Ruhe.

Handeln? Ein Glück, daß ich nicht mit Ra-
firmessern handle, sonst stünd' ich ohne Kopf vor
Ihnen!

Mir scheint, dazu fehlt nicht mehr viel, —
sprach ich. Kommen Sie mit in die freie Luft,
damit Sie kühl werden.

Ich werde Ihre Angebetete hoffentlich in den
Proben sehen, sprach Julius, — und dann will
ich versuchen, sie von ihrem Vorsatz abzubringen.

Ja, wenn Sie das wollten!

Verlassen Sie sich darauf.

Ich hoffe, Sie zu curiren.

Julius ging in sein Ankleidezimmer, und ich
empfahl mich mit dem liebefranken Hähnchen. Im
Freien angekommen, eröffnete ich ihm die Lage un-
seres Rix, und seine eben nicht unrichtige Meinung
war, daß hier um jeden Preis einem Contrecoup
vorgebeugt werden müsse. Es entschloß sich, aus

eigener Tasche fünfzig Parterrebillets zu kaufen, und diese nach heutiger Weise an eben so viele berbe, stämmige Kerle als Freibillets zu vertheilen. Julius sollte hiervon nichts erfahren, und ich erklärte mich mit dem Vorschlage einverstanden. Wenigstens gab es alsdann zwei Parteien, und die öffentliche Meinung erhielt einen Ausweg in ihrem Urtheile. In fast allen heutigen Theatern pflegen fast nur die bestochnen oder usurpirenden Parterre- und Gallerieparteien zu agiren; der unbestochne Theil des Publicums läßt sich durch erkaufte Rohheit leicht einschüchtern, — der gebildete Stand und die Logen nehmen keinen Theil an dem ganzen Intriguenspiele, und das beste Talent muß oft schon deshalb erliegen, wenn ihm nicht andre Ressourcen offen stehen. Die Freundschaft erheischt hier demnach gebieterisch ihre Rechte, und ich risquirte durch Hähnchens Vorschlag um so weniger bei meinem eignen Gewissen, als ich voraussehen durfte, daß es hier die Aufrechterhaltung eines wirklichen Talentcs gelte. —

Jedenfalls, — fügte Hähnchen bei, — nehme ich selbst ein Billet, und setze mich mitten unter meine funfzig Trabanten. Den Ton geb' ich selbst an, und wenn Sie noch keine Frankfurter Handfläche haben klatschen hören, sollen Sie staunen über die Kraft, welche die Mutter Natur in meine Patschen legte.

Wenn Ihnen, — versetzte ich, — nur von Seiten der Opposition kein Unglück widerfährt.

Die Opposition genirt mich nicht, denn ich habe Geld!

Ich lachte herzlich bei dieser Antwort. In ihr lag unsere ganze politische und sociale Gegenwart. Als wir über den Boulevard Bonne-Nouvelle schlenderten, kam uns Professor Pomeranze entgegen. Hähnchen hing sich mit geheimnißvoller Miene an seinen Arm, und da es ohne Zweifel seinem Herzen Lust machen wollte, ließ ich es mit ihm allein, und begab mich nach Hause. Hier übergab man mir ein dreifach versiegeltes Schreiben; ich erbrach es, und erkannte die Hand unseres Schutzgeistes: — Mein Herr, — hieß

es, — „was Sie immer beginnen mögen, ich verfolge Sie auf Schritt und Tritt. Sie haben das Schicksal des edelsten Menschen in Händen; wenden Sie Ihre momentane Gewalt dazu an, ihn von dem Abgrunde, den Sie ihm wider Willen eröffnen halfen, wieder zurückzuziehen. Lassen Sie Julius nicht auftreten! Alle Verantwortung bleibt Ihrem Gewissen. Bedenken Sie, daß Sie mehr als Einen Unglücklichen machen! Gott zum Zeugen, daß ich es gut mit Ihnen meine!“ — —

Ich legte das räthselhafte Schreiben gleichgiltig bei Seite. Hähnchen kam nicht zu Tische, und ich aß allein auf meinem Zimmer. Gegen Abend aber trat Julius an der Seite seines Vaters herein und verfiel zu mir ein. Ich übergab ihm jenes Schreiben. Er warf einen Blick hinein, und zerriß es mit den Worten: „Der Herr Geist ist wo möglich noch dümmere, wie seine Rathschläge.“

Die Geschichte wird immer ärger, — sprach der alte Kitz, — wir kommen von einer neuen Scene des Kampfes. Charlotte ist krank.

Einbildung! — fuhr Julius auf. Ich kann sie nur durch Ernst und Festigkeit heilen.

Wenn Du Deine Halsstarrigkeit als solche bezeichnest, belügst Du Dich selbst und uns, mein Sohn.

Ich bin alt genug, um selbstständig zu handeln, mein Vater.

Freilich! aber der Mensch wird nie so alt, um allen dummen Streichen auszuweichen. Ich werde nicht dulden, daß Du zu Herrn Kreideberg gehst.

Doch — — ich gehe. Mein Wort ist meine Ehre. —

Ich suchte zu vermitteln, aber der Alte konnte sich kaum beruhigen. Endlich erfuhr ich, daß bei Madame Dülon eine neue Scene, heftiger als alle früheren, Statt gehabt, und zum Erstenmale hatte Charlotte von ernstlicher Trennung ihres Bündnisses gesprochen.

Sie ist fast wie umgewandelt, bemerkte der Alte. Julius scheint ihr gleichgiltig zu werden,

und dieß wird rascher zum Bruche führen, als selbst der Haß.

Mag sein, — fiel Julius ein; sobald ich sie wirklich als meiner unwerth erkenne, werde ich selbst den Faden zerreißen. Ist unser Name etwa so tief gesunken, daß ich nicht ohne die Fessel einer reichen Braut existiren könnte?

Da haben Sie Ihr kluges Werk! — jammerte mir der Alte fast weinend entgegen.

Mein eignes Werk! — rief Julius. Die Sache stand ganz so, noch ehe wir diesen Herrn kannten. Die Farben haben gewechselt, nicht aber die Grundidee des Bildes. Ich nehme Alles auf meine eignen Schultern.

Nun, Herr Rath? — — fragte der Alte, zu mir hintretend. Wie weit sind wir vorwärts?

Beide Theile mögen nicht Unrecht haben, — versetzte ich mit diplomatischer Oberflächlichkeit, — aber die Mannesehre Ihres Sohnes muß alles andere in Ihnen überwiegen.

In unseren Tagen gibt es tausend verschiedene Begriffe von Mannesehre, — erwiderte der Alte.

Ein Jeder hängt sie als Popanz vor die Thüre seiner Handlungen, und was der grasseste Egoismus thut, das muß, sei es auch noch so bizarr oder unerlaubt, zuletzt die Mannesehre gethan haben.

Mein Vater! wollen Sie sich in mir beleidigen?

Deine Empfindlichkeit ist eben so mächtig, als Dein Eigensinn. Hättest Du mich schon früher besser verstehen wollen, so bedürfte es jetzt nicht solcher Erklärungen. Ich habe auch meine Mannesehre, aber sie ist noch aus der alten Zeit; ein ehrlicher, wenn auch rostiger Haudegen, den ich nie anders zog, als wenn es der wirklichen Tugend und dem ächten Bewußtsein des Mannes galt. Du aber treibst eitel Spielerei mit dieser moralischen Waffe; hüte Dich, daß sie nicht Dich selbst unheilbar verlege.

Aber, was wollen Sie dann, daß ich nun thue?

Dich um eine Stellung bewerben, die Deinem Geiste und Werthe angemessener ist, als die Theaterschminke.

Sie sind wohl, lieber Vater, mit Ihrer antiken, schweren Moral noch der Meinung, ein Schauspieler dürfe nicht ehrlich begraben werden.

Warum nicht? Wenn er ehrlich lebt und ehrlich stirbt, darf er auch ehrlich begraben werden. Es handelt sich aber hier nicht um Dein Grab, sondern ums Brautbette, und zwar an der Seite Charlottens. —

Bei dieser Bemerkung fuhr mir's heiß durch alle Glieder, — — Julius aber blieb eiskalt.

Ich bin, versetzte er, seit einigen Wochen um dreißig Jahre älter geworden. Meine Liebe ist noch die alte, aber meine Hike ist verbraucht. Jener Brautbettmagnet hätte noch vor zwei Monden wahrscheinlich alle meine übrigen Pläne zu nichte gemacht. Heute fühle ich mich ganz anders. Charlotte hat es verstanden, meine gröberen Sinne zu beschwichtigen. Ich sehe ein, daß ich mir für eine Hochzeitnacht kein lebenslanges Elend erkaufen darf. So, wie sie jetzt mir gegenübersteht, würde sie mich nie wahrhaft glücklich machen. Ich habe jetzt kaltes Blut genug, mir ihre äußeren Formen

wegzudenken, und mich mit ihrem Charakter allein zu beschäftigen. Würde ich auch jetzt ihr Gatte aus Antrieh meines Blutes, so geschähe dies, wenn sie nicht ihre Gesinnungen ändert, doch nur, um uns später auf desto reuenvollere und schmerzlichere Weise wieder zu trennen. Und dies kann, dies will ich nicht. Sie werde rein und schullos dem, der mit ihr harmonirt. Ich mag nicht mich selbst betrügen, um mit einer süßen Flitterwoche meine nagende Reue und ihre Vorwürfe einzutauschen.

Herrlicher, edler Mensch, rief ich unwillkürlich; — um wie viel höher stellt Sie dies Bekenntniß, als Ihre verblendete Braut!

Der Alte trat zu seinem Sohne, und blickte ihm scharf in's Auge. — „Julius! — „sprach er sanft und mit sichtbarer Rührung, — welche Veränderung ist mit Dir vorgegangen! Auf der einen Seite so erhaben, und doch auf der andern wieder so kindisch = bizarr. Wahrlich, Du verdienst ein besseres Loos, als Du selbst Dir bereitest!

Das Loos, das ich mir schaffen werde, lieber Vater, wird mich zum beneidenswerthesten Men-

schen machen. Ich sehe bereits voraus, wohin mein Eigensinn, wie Sie meinen festen Willen zu nennen belieben, mich führen wird. Jedenfalls zum Frieden meiner Seele.

Auch zu dem meinigen, Julius? —

Lieber sterben, als Ihren Seelenfrieden trüben! Allein ich weiß, Sie werden mir einst danken dafür, daß ich durch meine Halsstarrigkeit dem Pfade der Versuchung auszuweichen verstand. Ich weiß, lieber Vater, was ich Ihnen schulde. Aber Sie sind gefesselt durch den nämlichen Schein eines äußeren Glückes, auf dessen Fockung Charlotte vielleicht dem Unglücke weit näher tritt, als wir Alle schon jezt befürchten müssen.

Ich sehe, mein Sohn, Dir ist nicht zu rathen noch zu helfen.

Wenn Ihre väterliche Hilfe nothwendig sein wird, werden Ihre Arme nicht für mich verschlossen sein. Ueberlassen Sie mich meinem Genius. —

Aber, — weißt Du denn nicht, mein Sohn, wessen ein Weib fähig ist, wenn die Gewalt eines unerträglichen Verhältnisses sie zu unüberlegten

Schritten verleitet? Hat Dir Charlotte nicht mit geheimnißvoll angedeuteten Schritten gedroht, die uns Alles, selbst das Betrübendste befürchten lassen müssen? —

Von den Drohungen eines verliebten Weibes geht gewöhnlich nicht mehr in Erfüllung, als von den Träumen eines berauschten Lieutenants. Beide wollen die Welt mit Blut überschwemmen, und wenn sie erwachen, verliert sich ihre ganze Zerstörungswuth im Toilettenspiegel.

Daß Du kälter bist, als ich, lieber Julius, fange ich nun wohl an zu merken.

Und hiermit basta! — fiel ich ein. — Sie sehen, Vater Kitz, daß mein Mündel auch ohne mich seinen eignen Weg gehen würde. Lassen Sie den Kelch voll werden; wenn er geleert sein wird, bleibt er darum nicht minder von edlern Metalle.

Wenn ich ihn nur nicht mit Thränen füllen werde! — versetzte der Alte.

Mit Thränen der Freude, lieber Vater, dafür lassen Sie mich sorgen.

Und die Schande, wenn Dich die Cabale auf der Bühne fallen macht?

Nennen Sie das eine Schande? Heute wird in unseren Tagen ein Schauspieler gepfeifen und morgen vergöttert. Die Person ist oft Alles, — die Kunst Nebensache.

So willst Du diesen Weg fortwandeln, selbst wenn Du öffentlich mißfällt?

Wenn ich mißfalle, allerdings. Kein großer Künstler fällt vom Himmel. Daß ein großer Mann geboren werde, ist eine Lüge. Wahre Größe liegt in allen Menschen; sie muß nur ans Licht treten, je nach Ort, Verhältniß und Zeitbeschaffenheit. Aus dem Kampfe mit dem Gescheide aber geht die eigentliche Größe hervor, und kämpfen will ich, sobald dieß meine Stellung erheischt. Sollte ich aber durch die offene Schlechtigkeit gemeiner Widersacher, dann trete ich ab. Ich habe wohl den Muth, aber nicht Lust, mit der heutigen Schlechtigkeit zu kämpfen.

Und wozu wirst Du dann greifen?

Das ist Sache des Augenblicks. So lautet wohl mein Vormundscontract.

Allerdings, sprach ich ziemlich leintaut. War-
ten wir nur erst Ihr Auftreten ab.

So führe Dich Gott! sprach der alte Kitz.
Ich übergebe Dich seiner Leitung.

Viertes Kapitel.

Bisdomina. Theodor Maul, einer vom jungen Deutschland. Hähnchen ist verlobt. Ursache der schönen Stimmen. Bajadetten. Speculationen und Ansichten. Charlotte in des Adlers Klauen. Sie tritt auf, und wird gefressen. Directions- und Brautabfall.

—
Schenken Sie mir bairisch Bier ein, liebe Thymian; heute werd' ich tragikomisch, wie der Treßsecretair Bledert zu Schleusingen, oder wie der colossal-unsterbliche Herr Becker von Geilenkirchen. Vivat Deutschland! Unsere germanischen Stall-Paternen sollen leben!! Nieder mit den

Franzosen — denn sie haben bloß Geist, Genie und Hochsinn, und wir, — wir haben das junge Deutschland, — das bairische Bier, — das Lagerbier, — das Schweinefleisch, — das Sauerkraut, — den Brandenburger Sand, — die Chausséegeldstationen, — die Hof-Zeitungen, — die Consular- und Gesandtschaftsjournale, — die Censur — und die Brockhaus'schen Blätter! — Zur Gesundheit, — Sie haben geniest! — Sehn wir weiter im Texte.

Julius setzte am nächsten Tage seinen Unterricht in Kreidebergs Wohnung fort, und mehrere Wochen verfloßen uns ziemlich ruhig und im gewöhnlichen Schlendrian. Zu Madame Dülon kam ich längere Zeit nicht, vernahm aber fast jeden Tag von Julius, daß Charlotte ihn vor wie nach peinigete. Sie hoffte noch immer, ihn in seinem Vorhaben wankend zu machen, — bis sie eines Tages in allen Blättern die Meldung las, daß Herr Julius Kitz ganz bestimmt binnen wenig Wochen in der großen Oper als Masaniello auftreten werde. Von dieser Stunde an änderte sich ihr Be-

nehmen gegen ihn völlig. Sie wurde anscheinend gefasster, vermied eine Zeitlang ganz mit ihm über seine neue Stellung zu sprechen, und eines Morgens vernahm ich zu meinem nicht geringen Erstaunen von Julius, daß er Charlotten seit drei Tagen gar nicht gesehen habe, da sie anfangs, sich vor ihm verläugnen zu lassen.

„Wir schrauben Beide die Sache so hoch es geht,“ — fügte er hinzu, aber ich muß Ihnen gestehn, daß ein Gefühl von Kälte sich meiner zu bemächtigen anfängt, das seinen Grund ganz wo anders, als in meiner gegenwärtigen Stellung hat.

Wie das? fragte ich. I nun, ich weiß nicht ob ich mich irre, aber Charlotte scheint nicht mehr so ganz allein mir gegenüber zu stehn. Verschiedene ihrer Aeußerungen deuteten darauf hin, daß fremde und neue Triebfedern auf sie einwirken, und mitunter tritt lebhaft jenes Schreiben vor mein Gedächtniß, welches ihr vor Kurzem in unserer Gegenwart entfiel. — — —

Ich erbleichte bei diesen Worten; er fuhr aber ruhig fort:

Mag mich diese innere Stimme täuschen, lieber Freund, oder nicht, soviel ist gewiß, ich werde jedem, selbst dem verzweifeltsten Resultate mit Ruhe entgegenblicken.

Aber, mein Gott! Sie glauben doch etwa nicht, — — — —

Daß Charlottens Herz noch ein freies Plätzchen neben meinem Bilde hätte? Bewahre! Noch glaube ich dies nicht. Aber, es gibt in dem Verhältnisse zweier Liebenden momentane Erschütterungen, bei denen die Nadel ihres Seelencompasses unwillkürlich eine andere Richtung nimmt, und dann hängt es von den Stürmen des Herzens ab, inwiefern sie wieder ihren alten Standpunct einzunehmen vermag. Schon oft wurde, wie Sie wissen, dieß gestörte Gleichgewicht zwischen Charlotten und mir wieder hergestellt; — wenn nun aber oben drein nicht bloß die Erschütterung des Gemüthes, sondern auch noch ein Anziehungspunct auf sie einwirken sollte, dann befürchte ich, — denn sie ist und bleibt ja doch immer ein Weib, daß ihre Gesinnung über kurz oder lang uns einem

Schiffbruche entgegen führt. Uebrigens wissen Sie, daß Charlotte eben nicht zu den wirklichen Geistesgrößen gehört, und wäre dieß der Fall, so sagt ja schon ein bekannter Weiberkenner:

l'esprit de la plupart des femmes sert plus à fortifier leur folie que leur raison.

Aber welcher directe Verdacht führt Sie zu solcher Meinung von Charlotten?

Kein directer Verdacht, wohl aber gewisse Worte, welche die Uebereilung ihr entfallen ließ, und die für mich nur allzudeutlich sein würden, wäre ich hinlos genug, um mich von dem Gefühle der Eifersucht beherrschen zu lassen. Die Frauen haben Augenblicke, in welchen sie ihre Gesinnungen dem wirklichen Inhalte nach zwar zu verbergen wissen, in denen sie aber ganz wider Willen ein kurzes Register des Inhaltes in einzelnen Ausdrücken andeuten, die dem ruhigen Beobachter ihrer Stimmung das Werk verrathen. Apropos! — (hier fiel sein Blick sehr bedeutend und ernst auf mich) — erinnern Sie sich wohl eines

Engländer, der in dem Abendjirkel der Madame Chinoise mit Charlotten sprach?

Eines Engländers? — stotterte ich; daß ich nicht wüßte. —

Oh! dann müssen Sie allein blind gewesen sein. Ich bemerkte es sehr genau.

Und wie kommen Sie gerade auf diesen Mann?

Der Herr nennt sich Lord Kilkering, und hat, Gott weiß wie, Zutritt in dem Dülonschen Hause zu finden gewußt.

Wie? nicht möglich!

Ei, ei! Sie erschrecken ja, als ob vom leidhaften Satanas die Rede wäre? Sie kennen ihn also doch?

Ich? ja — nein — ich habe bloß den Namen nennen hören.

Freundchen! Freundchen! lächelte Julius, und klopfte mir mit durchbohrendem Blicke auf die Schulter, vom Namen hören erschrickt man nicht so auffallend. Gestehen Sie mir's nur ganz offen, Sie fürchten diesen Mann. — — —

Sie irren, Julius, — ich weiß in der That selbst nicht, warum diese Nachricht mich so seltsam erschreckte.

Nun denn, so wissen Sie, daß Charlotte auch seit einigen Wochen mit einer Engländerin in Briefwechsel steht, und daß sie ganze Stunden bei derselben zubringt; — wie mir unser Schutzgeist gestern Abend schrieb, so ist diese Engländerin eine sehr nahe Verwandte des Lords — — —

Ich stand wie vom Donner gerührt.

Ich, — fuhr Julius kalt fort, — traf den Lord erst Einmal in der Familie Dülton. Während ich da war, sprach er fast kein Wort mit Charlotten, verstehen Sie? kein Wort, und das, Freuden, ist ein schlimmes Zeichen!

Also doch auch eifersüchtig? — rief ich, und zwang mich zu einer Scherzmiene, indeß mir das Herz im Leibe zitterte.

Eifersucht? Sie wissen sehr wohl, daß Sie dies bloß sagen, um etwas zu reden. Sie sind eifersüchtiger um meinetwillen, als ich selbst. Uebrigens muß ich Ihnen sagen, daß ich unserem

Schutzgeiste Unrecht that; er fängt wahrhaftig an, mich lebhaft zu interessieren. Ich habe zwar keine Ahnung, wer dies warnende Wesen sein könnte, aber er scheint es doch recht gut mit mir zu meinen. Ich werde ihm ein aufmerksames Ohr leihen.

Julius! hüten Sie sich vor allem Vertrauen dieser Art. Ich vermuthe eine Schurkerei. —

Und ich einen sehr redlichen Freund hinter diesem Schutzgeiste. Ich würde ihm noch weit mehr trauen, wenn er mir nicht stets von Ihnen abrieth. —

Von mir? —

Von Ihnen. — Sie werden als die Quelle meines Unglücks geschildert, und dies halte ich für eine Lüge, die mich einstreifen noch vorsichtig gegen ihn macht.

Das ist zu arg! sprach ich; nicht wenig aufgebracht, aber wohl fühlend, daß der fatale Schutzgeist nicht so ganz Unrecht habe, — Sie sind ja immer ein freier Mann, und wenn Sie wollen, heben wir unseren Vormundscherz zur Stelle auf.

Sie werden kindisch, guter Max; glauben Sie, daß irgend etwas in der Welt, mich von dem Einmal gewählten Wege abbringe? Wir wollen dem Geiste beweisen, daß wir keines Dritten zum Glücke bedürfen, aber wir wollen ihm auch zugestehn, daß er anfängt, uns nützlich zu werden. Droht uns wirklich ein so gewaltig Ereigniß, als er andeuten zu wollen scheint, so trifft es uns in Folge seiner Anzeige wenigstens nicht unvorbereitet. Nichten Sie sich nur immer nach mir; bleiben Sie ruhig, so lange ich es bin, und wir werden Beide wohl dabei fahren. Sie fragen mich ja, — um doch von minder Aufregendem zu sprechen, — gar nicht mehr nach meinen Fortschritten? Kreideberg scheint sehr zufrieden mit meiner Fassungsgabe, und meint, daß ich bald zum Erstenmale die Probe besuchen könne. Das Musikalische der Rolle habe ich fest im Ohre; ich habe mir sie ganz in der Stille selbst einstudirt, und daß ich tactfest bin, wissen Sie. — In einigen Tagen werde ich Halern besuchen, auf daß er sie mit mir durchgehe.

Uebrigens müssen Sie heute mit mir zu Kreideberg; er wohnt im Hause des Dr. Heckebein, und wir werden nach der Unterrichtsstunde dem Malaga des Doctors weiblich zusprechen. Früher mochte ich den Wein nie leiden, aber seitdem ich anfangs, mit dem Schicksal Comödie zu spielen, hab' ich dem edlen Rebensaft meine Neigung zugewandt.

Sie fangen an, den Weg der Verzweiflung zu wandeln.

Im Gegentheile; ich will anfangen, höchst fidel zu werden; ich muß dies wohl um so mehr, als Sie selbst die Flügel hängen lassen, und Einer von uns Beiden muß doch den Kopf über dem Wasser behalten.

Wollte Gott, Sie hätten mir ihn zu Lyon unter dem Wasser gelassen.

Aha! sagt' ich's nicht? Wer ist nun der Verzweifende von uns?

Bei Gott, mir wird, wenn ich an Charlotten denke, nicht wohl bei der Sache.

Und mir wird jeden Tag besser. Sie blicken stets in's Leben hinein, — ich blicke drüber hinaus. Warten wir's ab, wer von uns am Sichersten geht.

Könnten Sie jemals Charlotten ruhig verlieren?

Wenn sie sich selbst verliert, schließ' ich meine Rechnung ruhig ab.

Sie werden mir täglich räthselhafter. —

Und mir selbst täglich klarer. Die Liebe Ihrer sogenannten höheren Welt ist heut zu Tage nur eine Liebe des Fleisches, Ranges oder Geldes. Ich dachte mir sie aber von jeher ganz anders. Die Liebe des Fleisches, die sogenannte Sinnlichkeit, ist ein Unding, das in der Hand des Schicksals dazu dient, uns arme Sterbliche nach seiner Pfeife tanzen zu lassen. Finden Sie nicht gerade die schönsten weiblichen Körper in jenen Cloaquen, die die civilisirte Welt mit dem Namen Bordels belegt? Man braucht nur dies Eine zu wissen, um zu erkennen, wie die Natur auf das Aergste mit uns Menschen spielt, wie uns

das Schicksal mit der Liebe zum Besten hält, und wie sich das Gewicht der reinen Liebe zu dem Schwerpunkte der rohen Sinnlichkeit und ihres Egoismus verhält. So wahr ich ein ehrlicher Weltbürger bin, ich habe nie Charlotten um ihres Körpers Willen geliebt. Als ich sie kennen lernte, flammte meine Seele in ihrer ganzen Reinheit empor, denn ich dachte damals, die Natur könne unmöglich einen solchen Körper geformt haben, ohne ihn einer noch göttlicheren Seele untergeordnet zu haben. Ich wollte Geist für Geist, Gemüth für Gemüth, aber an ihrem Geiste wurde ich sehr bald irre, und ihr Gemüth, an das ich mich um so fester angeklammert, wick so schnelle den Phantomen ihres Eigensinnes und ihrer verkehrten Begriffe, daß ich sie endlich nur darum noch liebte, weil ich hoffte, sie bekehren, und sie glücklicher zu machen, als sie es durch sich selbst jemals werden könnte. Diese Meinung war nicht etwa Arroganz, denn sie entsproß meinen bescheidenen Ansichten von dem Seelenfrieden eines sogenannten niedrigen, aber leidenschaftlosen und sich selbst genügenden Standes. Hab' ich

erst ihr Gemüth verloren, dann ist meine erste Liebe todt für sie. Mit meinem Blute will ich sie retten, wenn dies nöthig sein sollte, mit meiner Sinnlichkeit nie! — Doch, ich phantasire schon wieder; wer weiß, ob Sie mich verstehen!

Ich mußte ihm keine Spitze zu erwidern.

Sie wissen, — fuhr er fort, — daß ich unferer Zeit nicht zürne, weil ihre Begriffe von den meinigen verschieden sind. Die Gegenwart ist Sklave der Heuchelei und des Egoismus. Ich aber habe mich zum Herrn dieses Herrn aufgeworfen. Ich habe die Blendwerke der Heuchelei und die Trugwerke des Egoismus in mir völlig unterjocht, — beide habe ich in die eiserne Fessel der Wahrheit geschlagen, und wenn es jemals ein Glück für mich gibt, so wäre es in jener Stunde, in welcher ich der sogenannten höheren Gesellschaft beweisen könnte, daß die, welchen sie slavisch dient, dem Willen eines einfachen, eines sogenannten niedrigen Wiedermannes gehorchen mußten. Um diesen Beweis noch effektanter zu machen, mußte ich mich mit einem weiblichen Mitgliede dieser hö-

heren Gesellschaft verbinden, und es zu meiner Stellung herabsteigen machen.

Diese Stellung konnte nie eine erhabene sein, durch Blendwerk und Trug, sondern durch das Gewicht unbesleckter Grundsätze; meine Liebe zu Charlotten war also zugleich Plan. Ich hätte triumphirt, gejauchzt, wenn es mir gelungen wäre, ihre Seele freiwillig jenen Grundsätzen sich unterordnen zu sehen, — — — verdirbt sie mir diesen Triumph, so verdirbt sie meine Liebe zu ihr an und für sich, und ich muß sehen, mit mir allein fertig zu werden. Sie bewundern meine Schwärmerei, wie Sie dies nennen werden, — aber die Zeit wird lehren, in wie weit ich schwärmte, oder wirklich fühlte. Fällt Charlotte, — fällt sie, wie ein Weib nur immer fallen kann. — — —

Um Gott, wohin verirren Sie sich!

Fällt sie, sage ich, so weiß ich bestimmt, daß ich es nicht war, der ihre Fähigkeit zum Falle herbeiführte oder unterstützte. Der Keim, die Neigung dazu müssen alsdann in ihr vorhanden gewesen sein, und ich würde sie deshalb bitter be-

klagen, aber niemals meinen Grundsätzen so viel vergeben, daß ich der Sinnlichkeit ein Recht auf meine Gefühle einräumte, und darum verzweifelte, weil ein halsstarriges Gemüth den Sieg über eine reizende Form davon trug. Ich hab' ihrer Seele genießen wollen, und bot ihr dafür den Genuß eines moralischen Triumphes. Schlägt sie ihn aus, so hab' ich meine Pflichten gegen mich erfüllt, und werde mir selbst Rechenschaft zu geben wissen. Damit genug.

Er schwieg, und stierte finster zu Boden; dann fuhr er mit der Hand über die Stirne, und lächelte heiter, wie zuvor.

Da hab' ich wieder Einmal geträumt, und Ihnen den alten Julius vorgeführt; vergeben Sie mir Freund, ich bin schon wieder in Ihren Mäandern zurückgekehrt. Es wird Zeit sein, zu Kreideberg zu fahren. Kommen Sie.

Als wir bei Kreideberg, der, nebenbei gesagt, ein sehr schönes Appartement bei Heckebein bewohnte, ankamen, fanden wir ihn noch im Bette. Er lag, und hatte den Kant vor sich, sprang aber sogleich

auf, und rannte wie ein Bessener im Neglige
perum.

Hol' Sie der Henker! Guten Morgen! Sie
hören mich in den herrlichsten Morgenphantasieen.
Da fiel mir vor zwei Stunden der gottvolle Kant
in die Klauen, und ich verdaue noch immer an
diesen paar Zeilen hier. Da! lesen Sie: — „Ue-
ber die Hoffnung besserer Zeiten!“ — Wahrhaf-
tig, der Mann hat nicht umsonst so viel Tabak
geraucht, daß die Besucher ihre Namen an seine
schwarzen Zimmerwände schreiben konnten.

Er hat es aber sehr gut und aufrichtig mit
der Menschheit gemeint, fiel ich ein.

Freilich hat er das! Aber eben darum bin ich
wüthend darüber, daß seine so schöne Weissagung
von dem „Fortschritte des Menschengeschlechts und
seinem Besserwerden“ in die Asche gefallen ist.
Er hätte als Schluß die Prophezeiung hinsetzen
müssen: „Aber, Alles, was ich Euch hier sagte,
ist eitel Gedankenspiel und Wortcharlatanerie; denn
Euer sogenannter Fortschritt ist nichts als eine
goldene Leiter der grassirenden Egoistenschwindelei,

auf der Ihr, während Ihr sie erseigt, die goldenen Sprossen abbrecht, und sie in die Taschen steckt, damit Eure Hintermänner beim Aufwärtssteigen den Hals brechen!“ —

Sie werden schon wieder wild, — sagte Julius.

Wild! wild! großer Gott, den ich nicht begreife! können denn alle philosophischen Schwindeleien den einzigen fürchterlichen Satz umstoßen, daß Neun und neunzig Hundertheile des Menschengeschlechts beständig elend, betrogen, übervortheilt, arm und in Verzweiflung sind! — Was Kant sagte, haben Tausende vor ihm gesagt, ohne auch nur ein besseres Haar auf dem Tyrannenschädel des Schicksals hervorgebracht zu haben! — Oder wollen Sie mir etwa das furchtbar-lächerliche Beispiel entgegenstellen, daß unsere Vernunft so weit fortschritt, nicht bloß eine sogenannte „Europäische Philosophie“, sondern sogar in dem Herrn Hegel eine „preussische“ und in dem Herrn Schelling eine „bayerische“ Philosophie hervorgebracht zu haben? — Warten Sie nur noch ein Weil-

chen; die Menschheit wird ganz sicher glücklich, denn in zehn Jahren erhalten wir eine „fürstlich Leiningerische“ und eine „Reuß-Schleiß-Lobensteinische“ Philosophie. Das wird eine Glückseligkeit geben!! — Oh Kant, Kant, ich möchte wissen, ob Du Dreikönigstabsak, oder ganz ordinären Psälzer geraucht hast! — Psui über diese staats- und censurgemäße Glückseligkeits-Macherei!

Aber Kant, — sprach Julius, — war und bleibt doch immer der Edeldenkendre unter den modernen Philosophen.

Wer läugnet dies? versetzte Kreideberg. Aber, ein edeldenkender und unerkaufter Philosoph, wie Kant, sollte schweigen, so lange er seine Philosophie nicht mit einer unüberwindlichen Armee unterstützen kann. Der beste Wille wird lächerlich, so lange ihm die Macht zur Ausführung fehlt. Warum also in der gepeinigten, unglückseligen Menschheit Gelüste und Hoffnungen erwecken, die bei der gegenwärtigen Sachlage unerfüllt bleiben, und das Nichtvorhandensein eines Menschenglücks nur doppelt schmerzlich fühlen lassen müssen? —

Sie vergessen, fiel ich ein, daß Kant schon 1804 starb, er also die neue Wendung der Dinge nicht erlebte.

Wie? was sagen Sie? nicht erlebte? Musste er nicht von da an schon seine, wenn auch noch so ehrlichen und achtungverdienenden Träume öffentlich widerrufen, als Napoleon in seinem ganzen Menschheitsverrathe vor ihm stand?

Herr Kreideberg, — wandte sich Julius zu mir, — scheint über Napoleon anderer Meinung als Sie.

Ich glaube, wir haben Beide Recht, versetzte ich. Sobald wir den Namen Bonaparte dem politischen Interesse und natürlichen Werthe des Menschengeschlechts gegenüberstellen, erscheint er in jedem Betrachte, als ein ganz gemeiner Tyrann und Verräther an den heiligsten Interessen der Humanität. Ich habe ihn nie anders groß gefunden, als an der Spitze der Armee, wenn anders die Gabe, viele Menschen durch wenige abschlagen zu lassen, eine Größe genannt werden darf. —

Die Menschheit, — fuhr Kreideberg fort, — wird so lange elend sein, als uns die Civilisation, die uns doch allein, wie die Leute meinen, besser werden läßt, nicht den Klug vor den Klagen und Hunden abgewinnen läßt. Kein Hund braucht bei dem andern zu betteln, keine Klage von der andern ein paar Strümpfe zu fordern. Der Hund braucht nicht roth zu werden, und wird von keinem Polizeidiener gehindert, auf der Straße einen Knochen zu fressen, — die Klage hat weit mehr Mittel, sich vor dem Hungertode zu retten, als der Mensch. Alle Thiere unterliegen höchstens Einer Seuche, Einem Elende, — der Mensch unterliegt tausenden der scheußlichsten Krankheiten, tausend Arten von innerem und äußerem Elend, und wenn er im höchsten Grade der Noth wirklich einen Knochen auf der Gasse findet, fehlen ihm entweder die Hundezähne, um ihn hinunter zu kriegen, oder die sogenannte „Scham“ überfällt, gleich einem teuflischen Gespenste, sein Gewissen, und läßt ihn eher langsam verhungern oder erfrieren, als daß er es über sich gewinnen dürfte, den

Wagen oder die Blöße seines Leibes dem Mitleide bloß zu stellen. Ich rede hier nicht von den Elenden von Profession, deren sind im Ganzen wenig, sondern von jener Unmasse, von jenen Vier-Fünftheilen der Menschheit, die, — den modernen Begriffen nach — noch nicht so viel „Scham“ abgeschüttelt hat, um in ihrem furchtbaren Elende zu sagen: „Mensch! mich hungert und friert!“ —

Ich fange wahrhaftig auch an, zu frieren! — rief Julius. Reden wir lieber von etwas Anderem. Wie ich hörte, soll der Herr Baron von Rothschild gestern durch einen Börsencoup nahe an fünf Millionen Franks gewonnen haben.

Himmliſcher Riß! — schrie Kreideberg, — laß Dich küssen! Der Uebergang war classisch!

Er wird sich einen neuen Palast für zwei Millionen Franks bauen lassen, — fügte ich hinzu.

Kant! Kant! — schrie Kreideberg; — Gott segne die Ragen und Hunde! Kind r, hört auf, Ihr macht mich wahnsinnig!

Ich darf ohnehin nicht schreien, — bemerkte Julius, — sonst verderbe ich mir die schöne Singstimme.

Es wundert mich überhaupt, wie Sie als Franzose zu einer solchen Stimme kamen, — sprach ich, erfreut, das fatale Gespräch vom Halse zu haben.

Mich hat das längst gewundert, sagte Kreideberg, denn Ihr Franzosen pflegt von Kindesbeinen an dergestalt zu kreischen, daß eigentlich Eure Stimmritze zweimal so groß sein müßte, als die Kehle selbst. Jener Papst, der im Jahre 754 den König Pipin besuchte *), wußte dies schon, denn, als seine Begleiter die Franzosen im Singen unterrichteten, warnte er die härtigen Schüler, um ihre Stimme zu schonen, vor allem lauten Raisonniren. —

*) Stephan III. Es war dies der erste Papst, der Frankreich betrat, und er soll dem damals 12 Jahre alten Karl dem Großen seine künftige Größe voraus gesagt haben.

Schertz bei Seite! sagte Julius. Es ist allerdings seltsam, daß die guten Singstimmen sich in einem Lande um so seltner finden, je freier die politischen Institutionen darin sind; wenigstens finden Sie in der Schweiz und in Amerika fast gar keine ausgezeichneten Sänger, in Frankreich wenige, in England gar keine, in Oesterreich und Italien sehr viele, und in Rußland im Ganzen die herrlichsten Stimmen, wenigstens im südlichen; und da, wo der Wodka minder zu Hause ist.

Ich nehme Ihre Behauptung als einen ausgedehnten Spaß, — versetzte Kreideberg, aber etwas Wahres hat sie allerdings. In den absolutistischen Staaten darf nichts gesprochen werden, daher bleibt die Stimmrige hübsch in der Sammtwolke; in den constitutionellen wird viel geredet, also leidet der Gesang bedeutend, und in den republicanischen sitzt die Kehle so voller politischer Dissertationen, daß die schönste Singstimme in den Kaffeehäusern, Bierkneipen und Wahlcollegien hängen bleibt.

Jedenfalls, — sprach Julius, würde es den beiden gebildetsen Großmächten, England und Frankreich, sehr schlimm ergehn, wenn Rußland und Oesterreich ihnen einen Singskrieg ankündeten. Dagegen erklärt sich auf der anderen Seite eben so leicht, warum die freiesten Länder die besten Mimiker, Redner und Acteure aufweisen. Ein Tell oder Masaniello in Frankreich gesungen, ist ein ganz anderes Ding, als ein Deutscher und italienischer Tell oder Masaniello. Das begreift sich ohne Commentar.

Kinder, keine politica! versetzte Kreideberg; hier ist der Ort nicht dazu. Gehen wir jetzt hinüber zu unserem Doctor. Ich habe ersiens heute keine Lust zur dramatischen Section, und außerdem habe ich schon gestern Herrn Duponchel geschrieben, um die Proben ansagen zu lassen, da ich meinerseits, Ihnen, lieber Julius, nicht viel mehr zu sagen weiß.

Wir werden übrigens dennoch Comödie spielen, denn Sie werden beim Doctor eine neue Bekanntschaft machen, die Sie im Interesse moderner

Komik interessieren wird. Es ist dies ein Exemplar des sogenannten „jungen Deutschlands“, ein Herr Paul, der die Manie hat, speculative Bekanntschaftsreisen zu machen, und allerhand Lügen als „Weltfahrten“ unter die Presse zu geben. Der Mann war an mich empfohlen, und ich durchschaute ihn zu meinem nicht geringen Amusement gleich in den ersten Tagen. Er lügt wie gedruckt, prahlt wie geschmiert, und gibt Ihnen ein herrliches, ein wahres Prachtmusterstück gewisser literarischer Speculationen der Gegenwart. Wie jeder sogenannte „junge Deutsche“ hat er seine ganz eigne Manie und seine eigenthümliche Betrübtheit, von der ich Ihnen hier nur einige Andeutung gebe, bis Sie ihn selbst sehen und hören werden. Zum Erstaunen ist es freilich, wie sich ein Volk wie das Deutsche auf so völlig hirnlose Weise kann hinters Licht führen lassen, aber wir wissen ja, daß in dem Gebiete moderner Schwinderei und gegenwärtig nichts mehr, selbst das Colossalste und Lächerlichste, nicht auffallen darf. Stellen Sie sich also einen Menschen vor, der daheim ein paar

Thaler in die Tasche steckt, und im Vertrauen auf die Speculationswuth eines Verlegers und die Leichtgläubigkeit des deutschen Publicums nach Paris läuft. Hier angekommen wusch er seine Stiefel, läßt sich für fünf Sous frisiren, und besucht z. B. den Herrn Chateaubriand. Dieser kennt das Männchen nicht, und läßt es durch den Bedienten abweisen. Der Bediente aber wird von unserem Maul ausgefragt, was Herr Chateaubriand für eine Mühe trage, wie sein Schreibzimmer aussehe, ob er lange schlafe, ob er gerne Ziegenkäse esse, u. s. w., und die Antwort, sie mag wahr oder gelogen sein, wird in ein Schreibtäfelchen eingetragen. Darauf läuft der gottvolle Herr Maul in ein Estaminet, und schreibt für seinen Verleger den ersten Bogen. — „Heute Morgen empfing mich Chateaubriand; wir wurden sehr intim; er bot mir eine Priße, behandelte mich ganz en frère littéraire, und wir sprachen vier volle Stunden lang von Frankreich, Europa, Jerusalem und der nächsten Zukunft. Chateaubriand trägt ein Sammtkläppchen, ißt sehr gerne Ziegenkäse“

u. s. w., u. s. w. Darauf geht er zur Taglioni, Thiers und anderen Notabilitäten. Herr Maul wird überall nicht zugelassen, oder man läßt ihn auch kommen, sagt: „mein Herr, ich weiß weder, wer Sie sind, noch was Sie wollen“ und läßt ihn stehn. Alles dies schreckt Maul nicht ab. Er geht in's Eslaminet, und schreibt den zweiten Bogen „Weltfahrten“ oder „Silhouetten“ oder „Reisebilder“. Mit der Taglioni hat er jetzt getanzt, mit Thiers ist er spazieren geritten, mit Guizot hat er Domino gespielt u. s. w. —

Unmöglich! ganz unmöglich! fiel Julius ein. Siehe sich das gute Deutschland Alles dies wirklich aufbinden?

Alles, und noch mehr, — versetzte Kreideberg. Glauben Sie freilich ja nicht, daß ganz Deutschland wirklich so leichtgläubig sei! Gott bewahre! — Bei weitem der größte Theil unserer gebildeten Deutschen weiß sehr wohl, was er von solcher gräßlichen Windbeutelei zu halten hat, allein das Buch, sei es noch so lächerlich und lügenhaft, findet, wie ja auch die erbärmlichsten und ehren-

schänderischsten Tagesblätter, immer ein gewisses Lesepublikum und um dieser, wenn auch sehr wenigen Leichtgläubigen willen, durch deren rohe von keiner Sachkenntniß geleitete Leserwuth ganz Deutschland Gefahr läuft, verkannt zu werden, ist es zu wünschen; daß ein Mann von Ehre und Gewissen sich der Sache annehme, und die Nächsteit von der wahren Lage der Dinge unterrichte.

Sein Sie ruhig, — sprach ich, — der Mann wird sich finden.

Wahrhaftig unerhört und durch keinen Ausdruck zu bezeichnen sind gewisse Dinge, die Deutschlands literarische Gegenwart aufweist, — fuhr Kreideberg fort. Stellen Sie sich vor, noch ganz vor Kurzem erschien im Verlage eines deutschen durch seine vielen kritischen Trugmaschinen und Selbsterhebungsblätter so berühmigten Buchhändlers ein sogenanntes „Conversationslexicon der Gegenwart,“ in welchem Sie buchstäblich von einem der neueren literarischen Charlatane, einem Herrn Gutzkow lesen können: „Was die Natur an Voltaire und

Rousseau vertheilte, das vereinigte sie in dem Herrn Karl Guklow!!!“

Der Scherz ist himmlisch! lachte Julius hell auf; Sie werden wüthig.

Sie haben gut lachen, fuhr Kreideberg fort. — Sie haben auch Recht, es für Scherz zu halten. Aber, ich werde Ihnen die Stelle vor Augen legen. — — —

— Unmöglich! — —

Ja! Unmöglich! Bei uns ist nichts unmöglich; es steht buchstäblich gedruckt vor uns; der neue Beweis eines unerhörten, aber köstlich-amüsanten Zustandes unser Gegenwart und ihrer Selbst- und Gegenlobfabriken steht mit deutschen Buchstaben, in unauslöschlicher Schande gedruckt vor uns. Schon früher hatte dieser Herr Guklow, der in einem von ihm ausgegebenen Blättchen, „Telegraph“ genannt, einige Journalisten und Buchhändler in's Bockshorn zu jagen verstand, sich selbst einen Jean Paul, einen Lessing, und ich glaube gar einen Rabener genannt. Von Weimar aus ließ er durch einen erkaufenen Bier-Teufel in

die Braunschweiger Mitternachtszeitung schreiben, er habe ein Aufsehen wie Schiller gemacht, — — aber dies Alles verschwindet gegen jenes sogenannte Conversationslexicon. Ueber dieses unbeschreibliche Maasß von Lächerlichkeit wird ein deutsches Urtheil nie mehr schreiten. Jedermann weiß freilich, daß der Charlatan Guklow dies selbst schrieb, oder doch von einem Bierhauscollegen schreiben ließ. Jedermann weiß, was er gegenwärtig von Tagesblättern, von dem Herrn Brockhaus, von seinen Organen und Speculationen zu halten hat. Herr Guklow gibt ein Blättchen heraus, der Telegraph, und wenn er darin ein bei dem Herrn Brockhaus erschienenenes Werk lobhudelt, so erlaubt ihm der Herr Brockhaus, in der nächsten Auflage seines Lexicons (Gott verhüte eine solche!) zu sagen: „Der Guklow ist eigentlich Gott, und hat die Welt erschaffen.“ — Ein französisches Provinzialblatt (das einzige, welches sich nicht bloß mit dem Verachten solchen deutschen Wahnsinnes begnügte) — züchtigte diese Charlatanerie durch folgende treffende Bemerkung:

„Man sagt“ — heißt es darin, — „in Deutschland habe der Haß gegen Frankreich und die bedauernswerthe Unhöflichkeit gegen uns einen eigenen Weg eingeschlagen, uns zu kränken und zu beleidigen. Man sucht nämlich gegenwärtig die gemeinsten literarischen Subjekte dort aus, und vergleicht sie ganz öffentlich und schamlos mit unsern großen Landeleuten. Wer hat es Deutschland jemals übel genommen, wenn es seinen Schiller und Klopstock mit unserm Racine und Corneille verglich? Welcher Franzose würde sich jemals gekränkt fühlen, wenn der deutsche Lessing mit unserm Fénelon verglichen würde? — — Aber kränken und tief beleidigen, ja indigniren muß es uns, wenn man wie ein gewisser Herr Brockhaus, ein deutsches Lexicon ausgibt, in welchem die gemeinsten Charlatane neben Voltaire, neben Rousseau hingestellt werden. Wahrlich jeder französische Buchhändler hätte nunmehr das Recht, ein schmutziges Werk erscheinen zu lassen, in welchem gedruckt zu lesen wäre: — „Was die Natur in Schiller und Lessing an Zwei vertheilte, das vereinigte sie im

Chevalier de Ferrer. — Es wäre dieser Vergleich mindestens eben so wahr und galant, als jener in dem besagten Lexicon, wo von einem Literaten der niedrigsten Stufe, Namens Gukow, die Rede ist.“ — — —

Ich habe, — fiel ich ein, — in einem frühern Lexicon jenes Verlegers durch ein meine Person angeiferndes Pamphlet *) zwar die Erfahrung

*) Jener Pamphlet-Artikel wurde in spätern Ausgaben zwar weggelassen, aber in der betreffenden frühern Ausgabe steht er als denkwürdiges Zeichen deutsch-kritischer Zustände der Gegenwart. Es ist ein reines Rachepasquill, und da ich mich in Deutschland zuerst gegen die Selbstlobfabriken des Herrn Brockhaus ausgesprochen und außerdem schon in dem Werke „der Hofnarr,“ kaum 19 Jahr alt, gegen die Käuflichkeit deutscher Tagesliteratur austrat, so ist mir wenigstens die lächerliche Wuth solcher Wegner einigermaßen erklärlich. Jenes Pamphlet schlich sich leider auch durch ein Versehen in das später erschienene „Rheinische Conversationslexicon“ ein. Ich sage „leider,“ denn der Herausgeber, Herr Brüder in Köln, der, wie das bei solchen Werken nicht anders möglich ist, das Brockhaus'sche Lexicon mit benutzen mußte, erschraak nicht wenig, als ich ihn darauf aufmerksam

gemacht, daß eine Klasse von dessen gemieteten Copisten oder, wie sie sich nennen, „Mitarbeitern“ außerordentlich gemein und verleumderisch und lügenhaft sein kann, aber von solcher Lächerlichkeit

machte, und beschloß augenblicklich, diesen, rein durch Zufall seinem Werke eingewebten Schandfleck auszuräumen. Uebrigens ist und bleibt der merkwürdigste Beweis unsers heutigen Kritikzustandes mein lyrisches Werk „das todte Parlament.“ — Als ich die erste Auflage desselben unter dem Anagramme meines Namens (Z. N. Charleswang) erscheinen ließ, hoben meine erbittertesten Angeiferer, denen meine Unbestechlichkeit von je ein Dorn im Auge war, dies Gedicht bis in den Himmel, bloß weil sie nicht ahnten, wer der eigentliche Verfasser war. Der berühmteste Herr W. Wenzel in Stuttgart z. B., der bis dahin (woran jedoch Gotta, wie er mir in Paris versicherte keinen Antheil hatte) Alles, was unter meinem Namen erschienen war, mit Roth besudelte, nannte die Verse dieses todten Parlaments „herrlich und majestätisch dahervließend,“ — Andre, die mich gleich diesem Wolfgang Wenzel auf das Lächerlichste angegriffen, erhoben es über alle Erscheinungen der neueren Zeit, und endlich rief Einer sogar aus: „Herr Charleswang ist kein Engländer; wie wäre es auch möglich, daß ein Britte solche unvergleichliche deutsche Verse schreibe!“ — — Doch genug hiervon.

ist auch mir kein zweites Beispiel bekannt. Uebrigens aber soll ja jenes Lexicon von einer „Gesellschaft von Gelehrten“ redigirt sein? Wie kann eine „Gesellschaft.“ — — —

Kreideberg ließ mich nicht ausreden. Er hielt sich den Leib vor Lachen, und rief: Gesellschaft! Eine merkwürdige unvergleichliche Gesellschaft! vierzehn Zoll dick und sechs Schuh hoch! Hohohohoho! Wissen Sie denn in der That nicht, woraus diese Brockhaus „lexicalische Gesellschaft von Gelehrten“ besteht? Erschrecken Sie nicht, ich will's Ihnen sagen. Diese „Gesellschaft von Gelehrten“ besteht aus einem einzigen, langgedehnten, hagern, total obscuren Individuum Namens Espe, das in einem Stübchen des Hintergebäudes um den Tagelohn arbeitet! Das ist die famose „Gelehrten-gesellschaft“ jenes Lexicons!!! Sie können nun denken, wie leicht ein Mensch, der durch des Himmels Fügung mit so „einstimmigen Gelehrten-gesellschaften“ von vierzehn Zoll Dicke in einem Bierhause zusammentrifft, sechs Wochen später als ein „Voltaire-Rousseau,“ ein Gott, ein

Shakspeare in's Gegenwartlericon kömmt! Oh, große, unbeschreiblich große Gegenwart! Aber nur zu! immer zu! Toujours drauf los! Wir spielen ja Alle Komödie mit einander, und diese gottvolle „Gegenwart“ will's nicht anders haben! — Ganz ebenso steht es aber auch mit den Blättern jenes Verlegers und ihren sogenannten Mitarbeitern“ meist nothgezwungenen armen Teufeln, die keinen Willen haben dürfen und wie die Dienstmägde in Mische stehen. Man füllt das Papier mit aller Art von kritischer Edelei, die, was durch zahllose Reclamationen und mit Indignation publicirter Anklagen der ehrenwerthesten Buchhändler bekannt ist, — nur dazu dienen sollen, Alles, was bei jenem Verleger erscheint, selbst wenn es noch so erbärmlich ist, in den neunten Himmel zu schleudern, und den Verlag Anderer auf alle Weise in den Koth zu ziehen. Doch sapienti sat! Lassen wir die Gespenster der Gegenwart, und gehen wir zu unserm edeln Heckebein. Ich tröste mich so gut ich kann, mit ihrem Ausspruche *)

*) Europäische Lieder pag. 308.

Méprisons ce pont d'or qui mène
à la critique!
Pour l' immortalité c'est un
bien faible pont!
Et quand on connaîtra toute
sa mécanique,
Les vivants seront morts, et
les morts revivront!

„Trefflich“ — fiel Dr. Heffeborn ein, —
„sind dieser Gupkow und Alle seines Gelichters in
einem Artikel des höchst ausgezeichneten Berliner
Blattes „Organ des deutschen Buchhan-
dels“ *) gezeichnet. Es that meinem deutschen,
die literarischen Gebrechen seines Vaterlandes tief
beklagenden Herzen wahrhaft wohl, jene Stimme
zu vernehmen, die, mitten in der Verwirrung
fäuslicher Schmutzanseindung, oder Gegenlobhudelei
es wagte, den ehernen Keil der Wahrheit in's
faule Holz deutscher Nichtswürdigkeit zu schlagen.
Mit unerhörter Lächerlichkeit wagte es jener Herr
Gupkow, den wir hier nur als ein Exemplar jener
Unmasse ähnlicher deutscher Scribler herausheben

*) Februar 1839.

wollen, sich über die buchhändlerische Preis-
Herabsetzung" seiner, theils eckelhaften, theils
hirnlosen oder das Aussehen gemeiner Frechheit be-
zweckenden, aber jedenfalls den Verleger nur mit
Krebsen versehenen Produkte zu beklagen und es
gab damals wirklich eine Periode von vier bis sechs
Wochen, in welcher ein Theil des betäubten und
durch alle Art von käuflicher Gegenlobhudelei be-
stürmten Lesepublicums glauben konnte, es sei, wie
der schamlose Literat, Herr Guplow geisterte, „für
jedes, selbst für das schlechteste, in schmutzigen
Krebsen nach dem Hause des Verlegers zurückkeh-
rende Werk die Möglichkeit einer unendlichen
Auflage vorhanden!“ — Großer Gott, — für
wie entsetzlich dumm muß man damals unser ge-
duldiges, leider nur allzustill hinträumendes, deut-
sches Lesepublikum gehalten haben! — Da einige
durch Gegenlob-Contracte dem Herr Guplow ver-
bundene, elende Tagesblätter in sein verrücktes
Geheul mit einstimmten, so gab es wirklich damals
einzelne, ehrliche Leute, welche sich verblüffen ließen,
ja ein ehrfamer Bordelwirth vom „hamburger

Berge," den der große, ungeheure, unsterbliche Guckow sich damals zum unsterblichen Wohnsitz ausersehen hatte, soll sogar in allem Ernste bei einem Antiquare angefragt haben: „ob er nicht einen Probebogen aus der unendlichen Auflage des Herrn Guckow haben könne? — Und dieses unbedeutende Individuum Guckow, welches noch in neuester Zeit in viele Blätter selbst correspondirte, seine hervorgequälten, einige politische Zustände der Neuzeit pfiffig und heuchelnd benützende Theaterstücke hätten ungeheures, schreckliches, unsterbliches Furore gemacht, während bei der zweiten Aufführung kaum eine Hand voll Hörer sich einfand, — dieses Individuum, ein wahres Muster-Exemplar der Lügenzustände unserer Gegenwart, wagte es, jenen rechtlichen Verlegern, welche die Krebsverzeiſung und die Nothwendigkeit eignen Bestehens zur Preis-Herabsetzung zwang, in seinem, kaum 150 Abonnenten zählenden Gegenlob- und Schimpf-Blättchen „der Telegraph“ auf die erbärmlichste Weise zu drohen, indem dasselbe Blättchen zugleich auf ächt-jesuitische Weise alle

Jene der Drohung beschuldigte, welche sich nicht dazu hergeben wollten, den Herrn Gutzkow einen colossal-unsterblichen Menschen zu nennen.

Sie erinnern mich hier, — fiel ich ein, — an einen ganz ähnlichen Vorfall aus meinem eigenen Leben. Während ich mich einst in Gelle befand, schrieb mir der Buchhändler Campe aus Hamburg unter anderm *): „Nehmen Sie sich doch, mein Lieber, des Telegraphen“ an; wir haben in Gelle nur Einen Abonnenten; — und als ich mich natürlich mit Ekel weigerte, irgend Jemand zum Abonnement auf dies Gegenlob- und Schmutz-Blatt aufzufordern, schrieb einige Zeit nachher jener Gutzkow in demselben Blättchen: ich hätte ihm von Gelle aus gedroht! —

Darüber beruhigten Sie sich ohne Zweifel, — lachte Heckebein. — Glauben Sie mir, unser deutsches Publicum fängt endlich an, allmählig zu erwachen. Man fühlt endlich allgemein, daß ein

*) Der wahre Buchhändler, Herr R. Schultze sah jenen Brief.

sehr großer Theil unserer deutschen Tagesblätter einzig und allein aus persönlicher Nachsicht gegründet ward und noch wird. Man fängt an, jene schmutzigen Motive einer Masse sogenannter Redacteurs zu durchschauen, und der Umstand, daß in neuester Zeit der so amüsante Comödien-Wechsel zwischen zu begründenden, untergehenden, oder gar versenkten, vertauschten, verkaufsten, an andere Verleger übergehenden, Tagesblättern in Deutschland eintrat, macht uns Besseren Hoffnung auf eine frühere oder spätere Aenderung dieser Verhältnisse. Das große Publicum ist, Gott sei Dank, bereits so unempfindlich und indifferent gegen alle Lobhudelei und Schimpfgemeinheit solcher Tagesblätter geworden, daß ein Mann von hoher Achtung neulich mit vollem Rechte sagte: „wenn ich „einen verdienten Ruf als Gelehrter oder Künstler erlangen wollte, so könnte ich nichts Besseres „thun, als gewisse deutsche Tagesblätter dahin zu „bringen, daß sie wie die Wüthenden über mich „herfielen; denn solche, in jenen Tagesblättern „Begeisterte werden mit Grund gegenwärtig in

„Deutschland für Männer von Verdienst und Ehre gehalten, die sich nicht herabließen, sich eine Lohhuderei mit barem Gelde zu erkaufen!“

Wie wahr dies ist, — fiel ich ein, — davon gebe ein kleines Beispiel Zeugniß. Als während meiner Anwesenheit in Frankfurt am Main eines der dortigen, meist so käuflichen und berüchtigten Tagesblätter, die Sängerin Löwe unmäßig lobte, äußerte ein der allgemeinsten Hochachtung genießender Kaufmann in meiner Gegenwart: — „Von diesem Lobe hat jede Zeile mindestens einen Dreibäuner gelöst!“ — Und als man einen Künstler, der unverholen in allen dortigen Zirkeln sich über die Käuflichkeit der Frankfurter Blätter ausgesprochen, nach seiner, mit Enthusiasmus vom Publicum aufgenommenen Darstellung, gänzlich mit Stillschweigen überging, so wurde diesem von einem anderen hochachtbaren Kunstfreunde in's Gesicht gesagt: „Warum sind Sie denn auch so ökonomisch? Mit einigen Brabantern oder einigen silbernen Löffeln hätten Sie sich können hier zum Gorte hinaufkritisiren lassen! — —

Den Künstler kenne ich, — meinte Hecke-
bein, er hat in seiner Rechtlichkeit eine solche Angst
vor aller Lobhudelei, und kennt unsere Zeitverhält-
nisse so genau, daß er es sogar, als ihm in einem
ganz kleinen Städtchen, der Antrag, ein Concert
zu arrangiren, unter übertrieben lobhudelnden Aus-
drücken anonym gestellt ward, nicht unterlassen zu
müssen glaubte, seine, durch solche Lobhudelei her-
abgesetzte Würde in einer Gegen-Anzeige zu ver-
wahren, und daher den Einsender unter seiner Zu-
rechtweisung zur Nennung seines Namens auffor-
derte. Dabei erwies sich sogar an diesem kleinen
Orte, wie oft die Wuth des Lobhudeleins dem ge-
meinsten Schimpfen Platz macht, wenn ein unbe-
flechtlicher Mann von Ehre dem schreibenden Un-
sinne furchtlos entgentreitt. Die, bald darauf be-
kannt gewordenen Einsender, ein Lump von Cor-
respondenzler und Federfuchser, und ein rothhari-
ges Schul - Insect, fielen damals sogar in dem
Wochenblättchen jenes Städtchens wie schnapps-
berauschte Hausknechte über jenen Künstler her,

als er ihnen die Lächerlichkeit ihrer Lobhudelei vorhielt. —

Brachen wir ab! — rief Kreideberg, — sonst kommen wir in die kritischen Kuhställe der Gegenwart! —

Als wir zum Doctor hinüber kamen, fanden wir Hähnchen und den Professor Pomeranze, sowie auch den besprochenen Herrn Maul fröhlich mit ihm beim Glase sitzen.

Hähnchen eilte mir sogleich entgegen: Die Sache ist richtig! Gänsebach und Hähnchen! Vivat Pomeranze!

Dieser ward roth bis über die Ohren, erhob sich aber, und präsentirte uns Hähnchen als den Verlobten seiner Nichte, welche sich mit der Frau Doctorin und einigen anderen Damen im Nebenzimmer befand.

In's Chor will sie freilich mit aller Gewalt, — setzte Hähnchen betrübt hinzu, — aber die Cabale wird sie hoffentlich bald wieder heraus-treiben.

Lassen Sie ihr immerhin den Spaß, — sagte Pomeranze; — jemehr sie sich in der Oper ausschreit, um so stiller wird sie zu Hause sein.

Jetzt erhob sich Herr Maul, flankirte mit zehn robusten Fingern in der Luft herum, zog ein Gesicht, wie ein melancholischer Laubfrosch, und quäckte uns an:

Meine Herren! ich muß mich Ihnen nur selbst vorstellen. Ich bin der so außerordentlich bekannte Doctor Maul! Haben Sie meine Weltfahrten gelesen? Nicht? — Oh, Sie Bedauernswerthe! Mein Portrait ist bereits auf dem Steine, nebst Facsimile — auf Ehre! Wenn ich es der Welt auf chinesischem Papiere überliefert haben werde, sollen Sie Jeder sechs Exemplare haben. Ich bin der so außerordentlich bekannte Theodor Maul. Nehmen Sie Platz, meine Herren. Apropos! wissen Sie, wer an dieser meiner Seite vor acht Tagen in Paris gefessen hat? Talleyrand! auf Ehre!

Erlauben Sie, — sagte Julius, — Talleyrand ist funfzig Meilen von hier, und kommt erst in zwei Monaten zurück.

Entschuldigen, ich meinte nicht Tallyrand, sondern die Eisler.

Eine merkwürdige Verwechslung! rief Kreideberg, indeß wir Alle laut auslachten.

Die Eisler ist aber zufällig in England, — versetzte Julius.

Was? — rief Maul, ohne im Mindesten aus der Fassung zu kommen, — ist sie in England? Das Göttermädel! Sie war bloß auf zwei Stunden hier, um meine Bekanntschaft zu machen.

Diese Frechheit ist originell! flüsterte mir Julius zu.

Ruhig, ruhig! flüsterte Kreideberg; halten wir den Burschen lieber zum Besten! — Warum Sind Sie denn, — wandte er sich zu Maul, — gestern Abend nicht zu mir gekommen? Wahrscheinlich waren Sie bei Chateaubriand?

Nicht doch, — versetzte Maul — zu Chateaubriand geh' ich nicht mehr, seitdem mich Arago so sehr in Anspruch nimmt! Denken Sie sich aber nur, was mir vor drei Tagen passiert ist. Eine sehr hohe Dame, — es war Madame Adelaide,

die Schwester des Königs, aber sagen Sie's nicht wieder, — schickt zu mir, und läßt mich fragen, ob ich der so außerordentlich bekannte Maul wäre; ich antworte mit Ja, und zwei Stunden darauf fährt ein zwölfpänniger Hofwagen vor, und holt mich bei Ihrer Königlichen Hoheit zum Punsch. —

Was Teufel, zum Punsch? — fiel Julius ein.

Wie ich sage, zum Punsch!

Ich selbst war erstaunt über den Punsch. Als er aufgetragen ward, erlaubte ich mir eine Frage deshalb, und die Prinzessin erwidert mir, da sie gehört habe, ich sei in Paris angekommen, und durch den französischen Gesandten in Berlin, mit dem ich, unter uns gesagt alle Tage bei Josly pocu-
lirte, wisse, daß ich gerne Punsch trinke, so habe sie mir, da gerade mein Geburtstag sei, eine Freude machen wollen.

Also vor drei Tagen war Ihr Geburtstag? sprach Kreideberg; wie kommt es denn, daß Sie ihn schon vor vierzehn Tagen bei mir feierten?

Hab' ich das wirklich? — versetzte Maul, —
ha ha ha ha! erkannten Sie denn den Spaß nicht?

Ich machte Ihnen damals bloß weiß, es sei mein Geburtstag. Eigentlich aber feierte ich bei Ihnen meine Rettung aus der türkischen Gefangenschaft. Ich war nämlich mit in der Schlacht bei Navarin — wie ich Ihnen sage, bei Navarin, nachdem ich mit Bozzaris und Ipsilanti einer großen Wolfsjagd beigewohnt hatte, was Sie Alles im neunzehnten Bande meiner Weltfahrten finden werden. Dort gerieth ich in Gefangenschaft der Türken. Aber der Oberadmiral, als er hörte, ich sei der so außerordentlich bekannte Maul, der nächstens eine Bekanntschaftsreise in den Orient unternehmen würde, empfahl mich dem Sultan, und dieser stellte mich beim Großvezier als englischen Sprachlehrer an, — da ich englisch wie Wasser spreche. —

Herrlich — sagte Pomeranze, da können wir ja gleich eine englische Conversation —

Oh! ich bitte! — unterbrach Maul, — ich will Sie nicht erröthen machen; ich spreche eigentlich nur das ächte Alt-Englische, bei dem Sie sicher stecken bleiben würden. Ich lernte es vor

zwei Jahren beim Herzog von Wellington, der mich in Preußen besuchte. —

War der in Preußen? fragte Julius.

Wie ich Ihnen sage; aber nur ganz incognito, und bloß um meine Bekanntschaft zu machen. Wir trafen uns in Emmerich am Rhein — Gott! wenn ich der Auserwählten gedenke, die der Mann mit aus England gebracht hatte! Himmlischer Herzog! Er wollte mich damals mitnehmen, um mich zu naturalisiren und als Parlamentsmitglied vorzuschlagen. Ich that's aber nicht, denn ich bin und bleibe ein Preuße.

Sind Sie nicht auch derselbe Preuße, — fragte Kreibeberg, — der die Lavater'sche Physiognomik erfunden hat?

Witt' um Vergebung! das war mein Vater! Aber verbessert hab' ich sie, — Sie werden das Alles in meinen neuesten Weltfahrten finden. Göttlicher Lavater! Er war meiner Mutter Brudersohn. —

Aber, Ihre Rettung aus der Türkei? — fiel Pomeranze ein.

Ja so! — richtig! — Also, nachdem ich acht Wochen lang b im Pascha von Scutari als Privatsecretair war

Ich meine, Sie hätten beim Großvezier englisch unterrichtet? —

Meinen Sie? Richtig! das war etwa drei Wochen später. Also, kurz nachdem ich und der Großvezier den Shakespeare übersetzt hatten, verliebte sich seine Frau so rasend in mich, daß ich meines Lebens vor ihm nicht sicher war. Zufällig aber hatte ich in der türkischen Oper die intime Bekanntschaft des osmanischen Oberfeldmarschalls gemacht, und von diesem einen arabischen Hengst im Werthe von etwa vierzigtausend Ducaten zum Geschenke erhalten. Ich benützte demnach die erste Gelegenheit, setzte mich, — vor vierzehn Tagen war's gerade vier Jahre, — eines Morgens auf, und ritt unaufgehalten bis Wien.

In Einer Tour? fragte Julius.

Das läßt sich denken! sagte Kreideberg. Was Carl der XII. von Schweden vollbrachte, das wird einem Maul nicht unmöglich sein.

Unmöglich? lächelte Maul; — vorigen Sommer bin ich mit Baptiste Voisset in achtzehn Stunden von Breslau nach Berlin geritten, und zwar ohne abzuweichen.

Mit oder ohne Sattel? fragte Julius.

Halb mit, halb ohne! versetzte Maul.

Nun war kein Haltens mehr. Wir Alle plachten mit einem so furchtbaren Gelächter los, daß die Wände zitterten.

Sie lachen? — rief Maul, ohne sich zu rühren, — Sie lachen? Wissen Sie, daß ich erst vorigen Winter in London ein Duell mit Robert Heel hatte, weil er in meiner Gegenwart lachte?

Wir revociren sämmtlich! — rief Kreideberg, er fast erstickte.

Ja, ja! sämmtlich — riefen wir.

Aber leider ward jetzt die köstliche Unterhaltung durch die Damen unterbrochen, welche aus dem Nebenzimmer traten. — Kreideberg konnte nur noch zuzuschauern; „da haben Sie ein unergleichliches Frescobild des sogenannten“ jungen Deutschlands!! Bedenken Sie, daß die Gasfogners-

werke solcher Individuen in Deutschland eher ein Publicum und einen Speculationsverleger finden, als das beste classische Werk, dann werden Sie nicht nur diese Gattung, sondern auch Subjects à la Gupfow, ihre Usurpationen, ihre Selbstlobhudeleien, ihre Charlatanmachinationen, so wie die Brodhaus'schen Blendlaternen, Speculationskritiken, Zeitschriften und Conversationslexica endlich begreifen!!“ —

Ich werde also, — begrüßte Julius die Jungfer Gänsebach, — die Ehre haben, mit Ihnen zu singen?

Sie schlug die Augen nieder und schwieg.

Am Ende, — rief Heckebein, — gehn wir noch sämmtlich zum Theater.

Ich habe selbst wieder Lust, — rief Kreideberg, aber mein Plan ist pecuniär großartiger. Sie wissen Alle, welches ungeheure Glück in unserem aufgeklärten Jahrhunderte die reisenden Beduinen und Bajaderen gemacht haben. Der eine Unternehmer trieb ein paar arabische Bettler auf, steckte sie in freie Nationalkleidung, und scharrte, indem

er sie Kunststücke in la Hanswurst machen ließ, ungeheure Summen in dem ganzen, hochcivilisirten Europa zusammen. Der andere kaufte sich ein paar der allergeeinsten indischen Gassendirnen, lehrte sie hüpfen, wie eine Bachstelze, und ganz Europa staunte dann diese „dahinsäuselnden“, „träufelnden“, „schwebenden“, „sich lustig hebenden“, sogenannten Bajadern an!!! Glück, Mozart und Beethoven trafen auf ein Jahr lang in den Hintergrund vor diesen, durch feile Zeitungen zu Bajadern erhobenen Gassendirnen, und der pfiffige Erfinder dieser „Bajadern“ schleppte, während Tausende von Europäischen Bettlern verhungerten und erfroren, seine Säcke mit Geld nach Frankreich zurück, wo er jetzt sitzt und sich den modernen Bachkrampf über Europa kuriren läßt. — Ich habe nun den Plan, nach den Urwäldern Amerika's zu gehn, und eine vollständig abgerundete Gesellschaft von Menschenfressern zu organisiren. —

Damit kommen Sie zu spät, — fiel Heckebeim ein; — in Europa frisst bereits einer den andern.

Hon! — verlegte Kreideberg, dann geh' ich nach Mexico, und organisire eine Truppe ganz neu erfundener „Goldbajadern.“ Ich kaufe mir dort ein Duzend Stallmägde, lasse ihre Beine und Arme mit Zittergold verkleben, nagelse ihnen holländische Ducaten auf die Nase, hänge ihnen vergoldete Gardinenstangen in die Ohren, lehre sie wie Rheinpreussische Patrioten auf dem Bauche hüpfen, und führe sie zuerst nach dem, von solchen classischen Productionen so gerne heimgesuchten Deutschland, wo ich mir sogleich für drei Friedrich'sor Kritiken, nebst einer literarisch - unsterblichen Hospitalkette im Brockhaus'schen, von dem geduldig - schlafenden Deutschland so geliebten Conversations - Lexicon erkaufe, und dann in den Hauptstädten etwa folgenden Zettel in Quadrat anschlagen lasse:

„Höre! höre, höre, oh geniales Deutschland!

Der Unterzeichnete, — geborner Schweinschneider und Naturforscher, — Pocalprivilegirter Rheinliedsänger, — Agent der Mississippischen und Münchner Genie - Pockbier - Gesellschaft, — thie-

rischer Missionair der Ludwigsgedichte und des bairischen Centralschulbücherverlags, — polizeilich-concessionirter Anhänger der Bauern und Dichter von Weilenkirchen, — geprüfte Hebamme, bescheidene Waschfrau und Mitredacteur der furchtbarschönen Cöllnischen Zeitung in öffentlichen und heimlichen Gemächern, — deutscher Schnappeliterat, Correspondent der nirgends gesehenen Mainzer Zeitung und gestempelter Wallfisch-Anatom, — Beflügelter des Floßkönigs Wertholetto und Hauptmitarbeiter an allen Brochhaus'schen Blättern und Periken, — Liebling und Artikel-Fabrikant der colossal-unsterblichen deutschen Riesen, Heinrich Brochhaus und Gerßdorff, — schrecklicher Abonnent auf Maltens Weltkunde und Gottfried Vasse's Räuberromane u. s. w.

Ist so eben hier angelangt, und ladet das geduldige, so überaus geschmackvoll und strengwählende deutsche Publicum zur Besichtigung der unten näher beschriebenen, nirgends weiter existirenden, aber dennoch enthußiasmirenden, wegen Gelobtwerdensollens auf die Brochhaus'schen Blät-

ter abonnirenden, durch eine Masse ungarischer Ehrensäbel à la Liszt vegetirenden, sich selbst à la Gugglow, Birchpfeiffer, Angely und Nestroy recensirenden, dramatisirenden und verballhornirenden, dabei das Rheinlied des unsterblichen Wellenkirchen variirenden, unsere deutschen Taschen traurig berührenden, aber Deutschland von seiner Größe überführenden

Mexicanischen Bajaderen

ein. — Diese unbeschreiblich-reizenden Goldbajaderen, über welche die größten Gelehrten so entsetzlich-schön und hinreißend schrieben, sind zwar ganz ordinäre, commune Menschen, aber sie können eine Mutter nebst Vater gesetzmäßig nachweisen, und gegen Kopfsteuer nach Lust schnappen, und sie essen, trinken und schlafen so sichtbar, daß ich das andere verschweigen muß, um nicht Geheimnisse zu verrathen, über deren erstaunungswerthe Natürlichkeit bisher noch kein Blatt der Naturgeschichte abgehandelt hat.

Besondere Merkwürdigkeiten: Erstens: die Köpfe dieser Goldbajaderen ruhen auf Halswirbeln,

der Kehlkopf befindet sich unterhalb des Kinn's, — Nasen haben sie sämmtlich, doch befinden sich diese im natürlichen Zustande oberhalb des Mauls, und sind in der Stirngegend von zwei Augen begrenzt.

Zweitens: An Weinen besitzt jede Goldbajadere netto zwei Stück, die Schenkel sind in der Regel etwas dicker, als die Waden, — Krallen haben sie gar nicht, auch keine Schnauzhaare, oder Schnäbel, — dagegen sind auf das deutlichste zwei Arme zu bemerken, an deren jedem sich — (was gewiß unerhört ist!) — eine Hand mit fünf ganz ordinären Fingern befindet.

Drittens: Keine dieser Goldbajadere ist verheirathet, was um so merkwürdiger ist, als es sich bei gewisser Nachforschung ergab, daß keine derselben einen Mann kriegen konnte. (Das Institut de France beschäftigt sich gegenwärtig mit der Lösung dieses Räthfels.)

Viertens: Unterscheidet sich diese Bajaderenklasse auf eine merkwürdige Weise von jenen europäischen Vögeln, welche Wüsten mit dem

Namen „Gänse“ belegt: — denn es kann durch Zeugnisse der ersten mexikanischen Naturforscher beurlundet werden, daß, wenn eine dieser Bajaderen auch nur drei Minuten lang auf Einem Weine steht, sie das andere Wein aus Müdigkeit wieder herunterlassen muß: ein *en-us*, der bei Gänsen gewiß nicht vorkommt.

Was aber fünftens: Diese Goldbajaderen als völlig einzig in der thierischen Geschichte civilisierter Staaten hinstellt, ist der Umstand, daß man eigentlich noch nicht genau weiß, was man von ihnen zu halten hat; und endlich

Sechstens: Wessign sie sämmtlich eine solche Annehmlichkeit, daß sie absolut Alles annehmen, es seien preussische Thaler, oder Coburger Sechskreuzerstücke, Silbergroschen oder Kupferstücke, alte Strümpfe, Nachthauben, oder Schnür-Riemen.

Ferner:

Kunststücke dieser Goldbajaderen:

Erstens: Wird die Kellteste, Kränlein Schli-
rizzibizzi-Mug von Hühblbl, mit den beiden Bei-

nen zugleich auf einem und demselben Platze stehen bleiben, und das versammelte Publikum so angucken, als wolle sie sagen: „Gott! wie viele civilisirte Schädel besitzt doch dieses herrliche Europa!“—

Zweitens: Wird sich dasselbe Fräulein plötzlich umdrehen, und den Kennern der Wissenschaft klar beweisen, daß ein Frauenzimmer auf dem Rücken durchaus keine Nase hat.

Drittens: Wird die Zweite, Fräulein Buck-Buck-Schinkinkelt (welchen Namen einige deutsche Sprachforscher für alt-cannibalistisch halten) — ein, bei Herrn Brockhaus erschienenes Werk mit Schinken fressen, so daß ihre Kinnladen dabei, und zwar ohne alle literarische Täuschung in Bewegung gesetzt werden.

Viertens: wird die schönste von Allen, Fräulein Krallawallacha, eine wüthende Liebhaberin von Guxlow, Leibrock, Bosco und Robert Heller, den so erstaunlichen Taubentanz ausführen, den ich, weil er durchaus keine Beschreibung zuläßt, hier kurz beschreibe. — Fräulein Krallawallacha wird einen Wand von der Birchpfeiffer und

Makens Weltkunde freffen, alsdann sich einen nagelneuen, acht-indisch-wallachisch-deutschen Makulatur-Schleier, wovon die Elle in Leipzig drei Silbergrofchen netto kostet, bringen lassen, und anfangen, sich, während das erstarrte Publikum innerlich in Convulsionen liegt, auf beiden Weinen abwechselnd im Kreise zu drehen, und zwar eben so geschickt, als die erste und berühmteste herumziehende Purzelbaumschlägerin: plötzlich aber wird sie schweißtriefend, wie wenn sie für sechs Bagen eine Kritik für ein Frankfurter Blatt geschrieben, und diese sechs Bagen nicht erhalten hätte, stehen bleiben, und eine aus dem Schleier gedrehte Lanze herzeigen, die so überaus wunderbar ist, daß sie höchstens einen Vergleich aushält mit jenen Tauben, Schwänen und Enten, welche die heutigen Kellner in den Wirthshäusern jeden Mittag aus den Tischservietten zu drehen, und den Gästen auf den Teller zu setzen pflegen. — III. Von der Schönheit der Bajadere Krallawallacha insbesondere muß hier eine kurze Meldung geschehen, da sie ganz und gar jener Schönheit entspricht, die wir Europäer

uns bisher bei den Bajadern vorzustellen pflegten:

Beschreibung der Bajadere Krallawallacha:

Erstens: Haut: Fuchsbraun oder schmiergelb, so ohngefähr, wie wenn der Herr Liszt sie mit der Dübenvant gezeugt hätte, oder wie wenn man ausgelassenes Schweineschmalz auf eine alte Comode gießt, und dazu etwas feinen Kienruß reibt.

Zweitens: Haare: rabenschwarz und zottig, oder sogenanntes Pudel-Haar, mit Bettfedern und sonstigen Zierrathen untermischt. Und doch hat nie ein Kamm dieses majestätische Haar berührt. Wer hier nicht erstaunt, dem hat die Natur keine Staunfähigkeit verliehen!

Drittens: Nase: — Großartig, dick und so erhaben und aufgeworfen, daß die erhabenste Nase sich dagegen nicht aufzuwerfen vermag. Eine Art von Frankfurter Censor oder Senat-Nase. —

Viertens: Mund: Von ächt-gothischer Dimension, wie man ihn bei den noblen Edle-rinnen findet, so daß sämtliche zwei und dreißig

Perlenzähne sich ungehindert dem entzückten Auge des Zuschauers darstellen. Auf Verlangen kann auch der Maßen dabei gezeigt werden.

Fünftens: Lippen: Da diese Lippen bereits dem französischen Ministerium im Bilde vorgelegt worden sind, um darnach bei der Befestigung von Paris die Außenwälle zu modelliren, so bedürfen sie keines weitem Details; Couleur: Nordhäuser Schnappsfarbe.

Sechstens: Arme: Von der schönsten polizeilichen Länge und Magerkeit, dabei fettig und zum Hinreißen niedrig, auch um gute vier Zoll länger, als jene Arme, die man auf der Frankfurter Börse in der Luft herum sechten sieht.

Siebtens: Hände: Außerordentlich dick und nervig, sogenannte französische, oder Rheinlieb-Erwidrungs-Ohrseigen-Hände, was schon bei den Griechen ein Haupt-Attribut der Gerechtigkeit gewesen sein soll.

Achtens: Wuchs: Hier ist jede Feder zu schwach! Nicht bloß die Taille, nein! auch jeder andere Körpertheil ist von der kleinsten Hand zu

umspannen! NB. Fühlende Männer sind ersucht sich mit gutem Holzessig zu versehen, indem für Dymmachten nicht weiter gesorgt werden kann.

Endlich Neuntes. — Füße: Diese colossalar-architectonischen Bestandtheile lassen sich höchstens mit Kölner Damensfüßen vergleichen, bei deren Anblick Einem wie bekannt das helle Wasser in die Augen tritt, (woher der Name Eau de Cologne seinen Ursprung haben soll.) Man muß diese Füße selbst gesehen haben, um sich einen Begriff von den Wundern der Thierwelt machen zu können. Wer nie Gelegenheit hatte, Quadratsfüße zu studiren, wird hier auf immer befriedigt werden. Nur die geheimen Agenten der, in's Ausland einzuschmuggelnden Coburger Sechskreuzerstücke können auf solchem Fuße gelebt haben.

Sobald der Laubentanz beendet ist, werden alle zwölf Goldbajaderen, unter Begleitung jener unbeschreiblichen mexicorussischen Musik, welche die höhere Harmonielehre seit kurzem unter dem Namen „Hachebrettinski“ oder „Rheinlied-Melodie“ bezeichnet, einen ächten, von keinem Sachkenner abzu-

wehrenden Nationaltanz ausführen, und zwar den weltberühmten, namentlich für Blinde so wohlthätigen „Kutschmutschbuttscha.“ Dieser Tanz, durch den auch das leiseste Webegefühl von bezahltem Eintrittspreise verschwinden wird, darf schon darum nicht beschrieben werden, weil es eine Unmasse von einfältigen Bauern gibt, die sich einbilden, sie tanzten so schön, ja noch weit schöner auf ihren Kirchweihen, so daß einem Bajaderen-Unternehmer von Ehre und Selbstbewußtsein eigentlich nichts übrig bleibt, als die unverhältnißigen Strohköpfe zum Tempel hinauszwerfen. —

wozu Ein gebildetes Publikum
in tieffter Ehrfurcht einladet

Julius Kreideberg,

genannt Holausdemtsack, Unternehmer
von Bajaderen.“ —

Was meinen Sie zu dieser Speculation?

Sie wird Ihnen mehr eintragen, als alle
Philosophie, — versetzte Heidekin.

Hol' der Henker das Dichten! rief ich, ich
gehe mit Ihnen, Bruder Kreideberg!

Wenn meine „Weltfahrten“ zu Ende sind, rechnen Sie auch auf mich! — rief Maul, — ich habe in Ober-Canada mehr als 40,000 Bajaderen persönlich gekannt.

Ich bleibe daheim, rief Hühnchen, denn ich habe Geld!

Das ist das einzige Gegenargument von Bedeutung, — sprach Kreideberg.

Uebrigens — sagte Maul, der die Absicht Kreidebergs noch immer nicht verstand, — kann ich Ihnen sehr behülflich sein. Ich bin an den Kaiser von Mexico intim empfohlen.

Hat Mexico jetzt wieder einen Kaiser? fragte Julius.

Allerdings sagte Maul, ohne zu zögern; — aber erst seit drei Wochen. Sie dürfen mich nicht verrathen, denn keine einzige Regierung weiß es bis jetzt. Der neue Hofmarschall schrieb mir aus Mexico, Sr. Majestät wünschten meine Bekanntschaft zu machen.

Wie heißt denn die Majestät? frug Julius.

Das kann ich Ihnen unmöglich sagen. Nur

soviel weiß ich, daß der Name aus zwei und siebenzig Consonanten zusammengesetzt ist; im neunten Bande meiner Weltfahrten können Sie ihn lesen, sobald ich meine 76,000 Subscribenten befriedigt habe. —

Ich bin sehr begierig auf diese Weltfahrten, — sprach Heckebein.

Ich auch, sagte Maul. Die Kritik wird sie rein verzuckern. Denn erstens bin ich der so außerordentlich bekannte Fahrt-Maul, zweitens gehör' ich zum jungen Deutschland; drittens schreib' ich selbst mehrere Zeitschriften, in denen ich alle die massakre, die mich tadeln; viertens hab' ich Contract mit den andern jungen Deutschen, die in Blätter correspondiren, oder selbst welche herausgeben, gemäß welchem wir uns verpflichtet haben, uns fürchtbar herauszustreichen. —

Die Sache ist mir erklärlich, sagte Heckebein seitdem ich einen Blick auf die sogenannten „neuesten deutschen Classifier“ und „dramatischen Genies“ geworfen habe. Noch ehe ein Stück von einem solchen „dramatischen Genie“

gegeben wird, sind alle Lob-Contract-Blätter bis an den Rand voll davon. Das Stück wird gegeben, ein paar Duzend bezahlte Brüller wüthten sich ab mit Klatschen und Heulen, darauf heißt es: „Schiller ist aufgestanden.“ Am zweiten Abend geht auf das Stück keine Kasse mehr n's Theater, — das thut dann der „verdorbene Geschmack.“ Alles lacht aus vollem Halse über das neue Genie, aber die Speculationsblätter schlagen entsetzlichen Randal, man druckt die Schiller- oder besser „Schüler-Arbeit“ in ein Taschenbuch „dramatischer Originalien,“ setzt den Verfasser als Voltaire Rousseau“ oder Gott weiß, was! in's Conversationslexicon der Gegenwart, wirft ihn unter die zwanzigtausend „neueste, deutschen Classiker (!!!),“ betrügt die Zeit, den Fortschritt, das Lese- und Kunstpublicum, treibt Affenshände mit der deutschen Leichtgläubigkeit, und — steckt deutsches Geld für Charlatanerien ein, die man gleich darauf um einige Groschen auf jedem Makulatur-Ausrufe haben kann. Ich begreife Sie ganz, mein lieber Herr Maul.

Herr! — schrie Maul, — Sie verrathen ja unser ganzes Handwerk!

Hat nichts zu bedeuten, — lachte Kreideberg; wir sind unter uns! — Sie finden hier bei uns weder einen deutschen Kaufskritiker, noch gemeine Schmach- und Verleumdungs-Recensenten, am allerwenigsten einen scheußlichen Käufing, wie den elenden Jules Janin, der in einer Gesellschaft von Gleichgesinnten ausrief: „Ich verkaufe meine Seele für 5000 Franks und meine Feder für die Hälfte!“ und der kurz darauf so nichtswürdig und hirnlos über unsern deutschen Schiller herfiel, weil ihm ein gleichjämmerlicher, hier anwesender deutscher Poet dafür eine Reitgerte geschenkt haben soll. Wahrlich, — dieser einzige französische Lump Jules Janin wiegt in seiner gemeinen Schlechtigkeit die ganze Region unserer deutschen Subelrecensenten auf! — Mein göttlicher Maul! ich habe eine andre, humanere Idee! Ich will, wenn mir meine Bajadere n fehltschlagen, eine Rotte „junges Deutschland“ austreiben, und diese köstlichen Thiere

auf den Messen und Märkten in einer Bude
sehen lassen. —

Dann lassen Sie wohl wieder Bettel annehmen?
rief Hähnchen.

Allerdings, Euer Wohlgeboren! — versetzte
Kreideberg. Und zwar etwa folgende:

„Mit hochobrigkeitlicher Bewilligung,

Junges Deutschland à 2 Groschen!

Der Unterzeichnete, reisender Menagerie-Entre-
preneur seiner Hoheit, des Mongolenfürsten und
Literaturpascha's Witschibatschi, hat die Ehre,
dem glücklichen deutschen Volke eine Extra-Aus-
wahl junger Paviane, genannt „junges Deutsch-
land,“ vorzuführen, die sich schon dadurch auszeich-
nen, daß sie einen leeren Schädel und leeren Geld-
beutel herumtragen, und bloß davon leben, daß sie
ihre eigene Galle fressen, während sie sich gegen-
seitig in den hungrigen Eingeweiden wühlen. Diese
Pavian-Race, welche eine Zeitlang in den Men-
agerie - Gewölben phantastisch - spekulativer Krebs-
Verlagshändler aufbewahrt ward, hat sich nun-
mehr entschlossen, sich öffentlich den Blicken des

glückseligen Deutschlands Preis zu geben, und ich kann mit Zuversicht folgende eclatante Kunststücke ihrer unsterblichen Mitglieder anzeigen.

Erstens: Herr Guggig, — bereits seit zwei Jahren aus Tertia entsprungen, wird eine „Universal-Allerwelts-Zeitschrift“ herausgeben, und mit eignen Tagen darin beweisen, daß er Literat, Dichter, Dramatiker, Genie, Schiller-Shakespeare und Voltaire-Rousseau ist. Wer's nicht glaubt, den nennt er in seinem, an den heimlichsten Orten von einem einstimmigen Abonnenten gelesenen, Blatte einen „Geschmacklosen,“ einen „Droher,“ und frist ihn in dieser Hamburger-Berg-Zeitung, „Telegraph“ genannt, mit Haut und Haaren auf. Dieser Fresser arbeitet nebenbei gegen frisches Gutrithscher Bier an Selbstbiographien des Conversationslexicons der Gegenwart. — Er schreibt unsterbliche dramatische Piecen, mischt sie mit preussisch-anzüglichen Fioskeln, und correspondirt dann mit eigner Tage in verschiedene Blätter: „er sei furchtbar unsterblich, und habe schrecklich-colossales Furore „à la Schiller“ gemacht!“ Während dessen bringt er Herrn Hoff

in Mannheim, Herrn Campe in Hamburg und seinen colossalen Freund Löwenthal zum unaufhaltsamen Krebsfressen, läßt neue Titel zu bleiernen Sudelschriften drucken, und wird endlich, wenn der arme, schweißtriefende Verleger sich genöthigt sieht, seinen erbärmlichen Schund à drei Kreuzer per Band an den Käsekrämer zu überlassen, unsterblich-wüthend. NB. Seine Wuth ist gegen sechs Pfennige Trinkgeld extra zu sehen. Auch tanzt er gegen zwei Schilling hamburgisch die Gavotte.

Zweitens: Herr Labbs, reisendes Ungeheuer erster Größe, — wird ein kritisch-beleuchtendes, Zwiebel-anseuchendes, modernes Jung-Werk schreiben, in welchem die großartigsten Reise- und blauen Zwirn-Ideen mit so feuriger Schnappsgewalt entwickelt sind, daß kein gesunder noch ungesunder Mensch mehr zweifeln wird, er, — Labbs, — sei, wie er sich selbst nennt „der Napoleon der Literatur,“ und daß ganz Deutschland mit tieffter Nührung zu der, „im Bureau des Frankfurter Journals zu habenden Wanzentinctur à 18 Kreuzer“ greifen wird, um sich dieser großen, literarischen

Wanze ohne tödtliche Gefahr nähern zu können. Dabei wird dieser entseßliche deutsche Wanzen-Bonaparte majestätisch zwischen Leipziger und Stuttgarter Mord-Krebsen umherwandeln, und auf seinem national-literarischen Pavians-Moppß-Gesichte alle die Gefühle kund zu geben versuchen, welche in der zerissenen Makulaturseele seines, durch ihn theils schrecklich gehefteten, theils gräulich gebundenen Verlegers melancholisch durcheinanderlaufen. Am Schlusse dieser Pantomime frist Labbs seinem Verleger eine Pappschachtel voll unbezahlbarer Saldozetteln vor der Nase weg, und schiffet sich gesättigt auf einem schuldbeladenen Schnürrode nach dem Lande der guten Hoffnung ein.

Drittens: Herr Dingigeli, — eine rein-unsterbliche Makulatur-Gewölz-Matte erster kannibalischer Größe, — wird einen ungeheuren, ägyptisch-süßern Rachen gegen vorgehaltene Brod-Krummen aufsperrn, und in ganz kurzer Zeit Duzend verschiedener Verleger von der Leipziger-Ostermesse, mit Feuerbgefahr-ähnlichen Sprüngen verschwinden lassen. So dies geschehen, frist sich

Dingingeli langsam selbst auf, und zieht sich mit der Drohung nach einer kleinen Stadt zurück, bei nächster Gelegenheit den selbstgefressenen Dingingeli als Alles vernichtenden, kritischen Mammuth wieder auszuspeien. Indessen aber gibt der schreckliche Dingingeli ein Blatt für das stille Privatvergnügen zweier hypochondrischer Leser heraus und beschreibt darin unter andern auf rührende Weise „das Aeußere, die Miene, das Antlitz, die Gemüthsstimmung und den classischen Styl“ einer Menge andrer, gleich Dingingeli colossal-unsterblicher Jung-Paviane, die er „auf einer seiner letzten Reisen“ von Wipps nach Wepps persönlich kennen lernte. Jeder Zuschauer kann gegen ein Trinkgeld von einem Albus in diese unsterbliche Gallerie, in welcher sogar entseßlich-weltberühmte Dichter, wie Schnepps, Trufufuzzi, Nabbababbsi, Wilhelm, Wagner, Treizenach, Smets, Bomri-buzzi, Schnuddelarum, Edner u. s. w., nicht vergessen sind, mit aufgenommen werden.

Endlich viertens: Werden, — nachdem solche und andre ganz ähnliche Kunststücke unter

stillein Hinknirschen und Zähnefletschen vor sich gegangen sind, — die sämmtlichen, furchtbar-großen „Zungen Deutschen“ sich zusammen in einen einzigen Käfig stecken und daselbst folgenden Contract abschließen.

A: Man begründet, wie das ohnehin jetzt in Deutschland gang und gebe ist, — gegenseitige Privat-Selbstlob = Unsterblichkeits = Nachsuchtblätter und sucht sie dadurch auf den Beinen zu erhalten, daß man sich bei allen andren Redaktionen sogenannte „Tausch-Exemplare“ verschafft, und den Drucker des eignen Blattes von diesen Tauschblättern einen Vesezirkel begründen läßt, durch dessen Ertrag etwa die Hälfte der Druckkosten gedeckt wird. Die andre Hälfte wird auf irgend eine Weise erschwindelt; — aber jedenfalls schreibt jeder Redacteur eine (scheinbar vom unterschriebenen Verleger oder Drucker verfaßte und ausgehende“) — Annonce für's Probeblatt, in welcher der Redacteur — (wie gesagt, durch seine eigene Feder) — „ein Riesengeist,“ — ein „erster Journalist und Feuilletonist Deutschlands,“ —

ein „classisch-großer Satyriker, Ironiker, oder Humorist,“ — einer der genialsten Schriftsteller neuerer Zeit“ — u. s. w.! u. s. w. genannt ist, und diese herrlichen, unsterblichen Selbstlob-Annoncen haben alle gegenseitig und contractlich Verpflichtete in eignem Blatte wieder nach- und abjudrucken.

B: Die Contractbrüder, oder auch „Stumm-gegenseitigen“ — (denn viele schließen bloß mündlichen oder auch stillschweigenden Contract, indem sie Schmolliß und bairisch Bier trinken, sich ansehen und dann schon wissen, was sie meinen), schwören all'n Jenen blutige Tintenrache, von denen sie nicht „colossal-unsterblich“ gehalten werden. Sie schreiben und correspondiren wo und wie immer in alle zu Gehorsam stehende Journale und belletristische Blätter, machen sich anheischig zur Verleumdung, zur Lüge, zur Gemeinheit und was dergleichen unsterbliche Tugenden vieler Journale und Blätter mehr sind, und behalten dabei stets den Hauptzweck im Auge: sich selbst als das Größte hinzustellen, was je durch Conglomeration oder Schöpfung auf diesem Planeten hervorgebracht ward.

Post-scriptum: Deutschland ist geduldig; Deutschland schläft und glaubt: Deutschland läßt sich Alles aufbinden, wenn das aufzubindende nur erst in 5 bis 6 Blättern stand, und bei Café und Bier heruntergelesen wurde, Deutschland hält sogar das Brochhaus'sche Conversationslexicon der Gegenwart für wahr und unparteiisch; Deutschland schweigt sogar, wenn ein Einfaltspinsel in die miserablen „Blätter für die literarische Unterhaltung“ aus Düsseldorf correspondirt: „Herr Immermann habe in Düsseldorf (wo fast niemals etwas anders als mehrmonatliche Banden der elendesten Schauspieler in einem jämmerlichen Vocale herumfriesen und Poffen trieben), ein colossal-classisch-unsterbliches Theater auf die Beine gebracht,“ — Deutschland glaubt aber nicht nur dem, was der Herr Heinrich Brochhaus in diesen „Blättern für literarische Unterhaltung“ sagen, schmieren und correspondiren läßt, — nein! es glaubt sogar dem „Gersdorff'schen Repertorium,“ und das ist unaussprechlich-ungeheuer! — Deutsch-

land ist mithin das Land, wo der köstliche Saamen der Unsterblichkeit eigenhändig ausgesäet werden kann, — also muß Deutschland fest und kühn an der Nase genommen, und überall hingelenkt werden, wo die Contractlichen es hin haben wollen. Frisch zugegriffen, Paviane! — Cu ira!! — —

C. Unsere Portraits müssen unsern Blättern beigelegt werden. Jeder Schauspieler, selbst hätte er auch nur Einmal am Berliner Königstädter oder am Wiener Leopoldstädter Statisten gespielt, läßt heutzutage sein Portrait mit seinem Facsimile *) herausgeben, ja, ein ganz obscurer Poetaster zu Gotha, Namens Adolph Bube (!!) ließ sein Portrait ganz groß lithographiren, und darunter setzen:

*) Als ich eines Tages in Berlin promenirte, blühte mir ein Portrait entgegen, auf welchem ich im Facsimile den Namen „Eile“ las!!! Ich mußte mich lange erkundigen, bis ich erfuhr, der Mann sei ein Baritonist am Königstädter Theater, und singe ziemlich artig!!!

„Des Dichters Lied besetzt das Weltgetriebe!

„Sein schönster Dank ist seines Volkes Liebe!!!“)

Diesem Bube müssen wir uns wenigstens gleichstellen. Also, — Portraits! — Frisch zugegriffen, Davianel! ça ira! — — —

D. Alles, was wir aus dem Französischen oder Englischen übersehen, wird ohne Weiteres als

*) Dies erscheint wahrhaft unglaublich, — und doch ist es so!!! Wir haben in der That gar keinen Begriff davon, wie das unglückliche Deutschland verblüfft, verdummt und lächerlich gemacht wird. Die, in Leipzig 2 Mar. erscheinenden „Reueren und neuesten deutschen Classiker (!!)“, in welchen die obscursten Subjekte und das elendeste Verszeug als „Classisch“ hingestellt sind, hätten den Gipfel zu dieser Lächerlichkeit bilden können, wären sie nicht durch obiges Portrait nebst Unterschrift noch übertroffen worden. Ein vornehmer Fräulein, dem jener Herr Bube das Portrait zuschickte, soll die Worte d'runter geschrieben haben.

„Ach! wenn der Bub' uns doch vom Fasse bliebe!“ — worauf sie ihm das Bild wieder zurückschickte. Wenn nicht wirkliche Zwergell-Assuranceen in's Leben treten, so ist zu befürchten, daß in der nächsten ganze Generationen vor Lachen plagen werden. —

von uns verfaßt angegeben. Man findet so z. B. folgenden Titel: „Theater von Castelli,“ und schlägt man das Buch auf, so sind es buchstäbliche, oft höchst elende Uebersetzungen, bei denen dem wirklichen, ausländischen Verfasser Name, Ehre und Verdienst kurzweg gestohlen werden. Ja, die neueste Zeit bietet sogar ein noch eclatanteres Beispiel dieser Industrie-Ritterschaft. Bei dem sogenannten Buchhändler Mausberrg in Wien — (der Mann könnte unmöglich einen bezeichnenderen Namen haben! erscheint seit Kurzem ein Buch, unter dem Titel „Theater von Dr. Römer. (!) Der Name Römer ist dabei mit colossalen Buchstaben gedruckt, und indem wir das Buch des gänzlich obskuren „Theatermachers“ aufschlagen, finden wir, — buchstäbliche Uebersetzungen französischer Dramen und Lustspiele!! — So handelt deutsches Industrie-Ritterthum gegen französisches Genie!!! — Aber wir billigen dies, denn alle diese Thaten sind und machen unsterblich. Alles dies beweist die Größe der „Jungen-Deutsch-
Zeit.“ Es lebe der Dresdner Fabrik-Ueber-

sehungsmaschinist Theodor Hell, der seit so lange schon durch französischen Schweiß erstickt! Es lebe Deutschland!! — Es leben die Jungen-Zeiten!!! — Es lebe die deutsche Ehrlichkeit!!! — — — —

Wollen Sie den Zettel noch länger haben? — fragte Kreideberg. — Hähnchen wollte den Mund öffnen; — aber da klopfte es, und man brachte Kreideberg einen Brief.

Victoria! rief er, als er ihn gelesen; — so eben meldet mir die Operndirection, daß auf übermorgen Frühe die erste Probe angesetzt ist.

Gratulire! gratulire! riefen die Damen, indeß Hähnchen vor Schreck fast vom Stuhle sank.

Julius schien einen Augenblick erschrocken, fastete sich aber schnell wieder. — „Sie erlauben mir, mich zu empfehlen,“ — sprach er, mich mit einem Winke zur Begleitung auffordernd; — ich muß noch heute, wenn ich bestehen soll, meine Rolle mit einem der Herren Kapellmeister durchgehen.“

Wir wird nicht wohl! rief Hähnchen, indeß Jungfer Gänsebach vor Freude glühte. — —

Sein Sie unbesorgt, sprach sie zu Hähnchen; meine Chorstimme kann ich auswendig.

Hol' der Guckuk die ganze Comödianterie! schrie Hähnchen, ich zittere auswendig und inwendig. Wenn Sie doch nur davon bleiben wollten.

Um keinen Preis in der Welt! — Ich fühle Beruf in mir; meine Chorstimme ist die Stimme Gottes.

Die Stimme des Satans! jammerte Hähnchen. Ich habe Philosophie genug, um eine Choristin zur Frau zu nehmen, aber Sie haben ja das Singen gar nicht nöthig, denn ich habe Geld!

Und der Ruhm? — versetzte Jungfer Gänsebach stolz. Glauben Sie der Ruhm sei nichts?

Wie kann eine Choristin berühmt werden? — rief Hähnchen.

Man sieht wohl, daß Sie kein Sachkenner sind; versetzte sie. Mein Onkel hat mir erzählt, daß ehemals die griechischen Choristen Alle in Masken erschienen. Wäre dies bei uns der Fall, so brächten mich keine zehn Pferde an's Theater. Aber heutzutage, Herr Bräutigam, ist das anders,

Eine einzige schöne Choristin, die ein Bißchen weit vorne an den Lampen steht, — und Muff, Primadonna und der ganze Plunder verschwindet ihretwegen. Nun erlaubt mir zwar die Bescheidenheit nicht, von meiner Schönheit zu sprechen, so ein klein Bißchen zeigen darf ich mich doch wohl.

Sie machen mich rasend, — rief Hähnchen.

Wenn Sie mißtrauisch sind, dann sind Sie rasend genug, und ich sage Ihnen Ein- für Allemal im Voraus, daß ich mit nicht mißtrauen lasse.

Das fängt gut an! flüsterte Heckebein, indeß Hähnchen wie vernichtet dasaß.

Im Grunde hat Mademoiselle nicht Unrecht, — erläuterte Kreideberg; Sie können heutzutage selbst in den größten Kunststädten und am Tage der classischsten Operndarstellungen hören, wie die sogenannten Tonangeher, sich zuslüßtern: Freundchen! heute gibts Iphigenia von Gluck! ich gehe sonst nicht in das langweilige Ding! aber heute müssen Sie mit, — es ist eine wunderschöne Choristin engagirt worden!“ Und dann, wie

schnelle kommt heutzutage eine solche Choristin nicht zu Rollen!

Gib's eine schönere Rolle, als die Geldrolle? fragte Hähnchen, das ihn zum Glück nicht ganz verstand.

Pomeranze drohte dem schelmischen Kreideberg mit dem Finger, und die Damen sicherten sich leise zu. Julius aber winkte mir wiederholt, und wir gingen, ohne das Ende der tragikomischen Episode abzuwarten.

Julius war trotz seiner äußern Ruhe an diesem Tage von einem ganz eignen, ängstlichen Gefühl ergriffen, das er mir nicht zu verhehlen vermochte. Wir schoben es Beide auf den zu erwartenden nahen Ausgang seiner neuen Laufbahn; aber keiner von uns dachte, daß dieser Ahnung ein noch weit schlimmeres Resultat, als das befürchtete, folgen sollte. Mit erzwungener Heiterkeit trennte er sich von mir, und ich eilte nach Hause, wo mir abermals ein anonymes Schreiben des fatalen Schutzgeistes übergeben ward. Ich erbrach es und

laß folgendes, augenscheinlich in der größten Hast Geschriebene:

„Mein Herr! Gebe Gott, daß diese Zeilen nicht zu spät in Ihre Hände gelangen. Eilen Sie ohne Verzug nach der rue de Faubourg St. Honoré Nro. und überzeugen Sie sich, daß die höchste Gefahr für das Glück unseres Julius nunmehr wirklich eingetreten ist; ich darf und kann Ihnen nicht mehr sagen. Unterrichten Sie Julius von Allem, was Sie in jenem Hause in Erfahrung bringen werden. Es handelt sich um eine Intrigue, der er erliegen wird, wenn Sie nicht rasch eintreten. Kommt diese Warnung zu spät, dann habe ich wenigstens meine Pflicht gethan, und stelle das andere Gott anheim!“ — — —

Bebend, ohne zu wissen warum, durchlaß ich diese sonderbaren Zeilen noch Einigemal, ohne klug daraus werden zu können. Zu wem sollte ich in jenem Hause eilen? In welcher Absicht? Ich mußte jedoch dort Aufschluß erhalten können, und nahm auf der Stelle einen Wagen, der mich binnen einigen Minuten an das angedeutete Haus,

eines der schönsten in jenem noblen Stadttheile, brachte. Als ich ausstieg, erblickte ich ein vor dem Thore haltendes, prächtiges Cabriolet, und wandte mich ohne Weiteres an den Kutscher, einen finstern, bärtigen Alten:

Wer wohnt hier?

Das weiß ich nicht.

Wen haben Sie hieher gefahren?

Das weiß ich nicht.

Aber doch einen Herrn oder eine Dame?

Das ist nicht Ihre Sache.

Dürfen Sie das nicht sagen? — — Er wandte trotzig den Kopf, und ließ mich ohne Antwort. — Ich zögerte nicht, und eilte in's Haus.

Wohin, mein Herr? rief eine junge, stämmige Portiére, den dicken Kopf zum Fenster heransstreckend.

Wohin? versetzte ich, — — wohin? indem ich rasch einen Blick in den langen Hofraum warf, der verschiedene Treppenaufgänge zu haben schien, -- wohnt nicht hier Herr von Gordon! — — Den Namen gab mir die Angst ein.

Ich kenne keinen solchen Herrn! versetzte sie. —

So wohnt vielleicht, rief ich, indem mir eine innere Stimme den Schreckensnamen einzugeben schien, — der Lord Klückerling hier?

In der zweiten Etage, — versetzte sie trocken, — im neuen Hintergebäude.

Also doch! — rief ich, wie von einem Donner gerührt. —

Sie müssen wieder kommen, mein Herr, der Lord ist diesen Vormittag nicht zu sprechen.

Nicht? Ist auch seine Gattin nicht zu Hause?

Gattin? Sie wollen sagen, seine Schwester?

Nein! Mademoiselle ist ausgefahren, — —

Schwester? Ausgefahren? also mit seiner Schwester wohnt er hier!!

Mein Herr, ich sagte Ihnen, daß Sie wieder kommen müssen!

Sie schlug das Fensterchen zu, — — ich stand einige Secunden wie betäubt; — endlich beschloß ich, da das erhaltene Schreiben auf außerordentliche Dinge hinzudeuten schien, und der Lord

allem Anscheine nach sich bloß verläugnen ließ, mindestens so lange zu verziehen, bis diejenige Person, auf welche das draußensiehende Cabriolet wartete, das Haus verlassen würde.

Ich trat in die enge Stube der Portiére, die sich eifrig mit einer auf dem Kaminsfeuer brozelnden Hammelskeule beschäftigte, und bat sie, mir auf einige Augenblicke Quartier zu geben, da ich einen Freund vom Lord, der mich bei ihm abzuholen versprochen, um Mittag in dessen Wohnung bestellt hätte. — Ein Hünffrankenstück, das ich zum Ueberflusse geschickt in ihre Hand gleiten ließ, überzeugte sie von der Wichtigkeit meines Wartens, und sie bot mir, plötzlich sehr freundlich, einen von den drei antiken Rohrflühlen, welche einen guten Theil des reinlichen, aber spärlichen Meublements ausmachten. Während ich nun saß, und unverwandt durch das kleine Fenster in den Hof stierte, um mir ja Niemanden, der aus- oder einginge, entschlüpfen zu lassen, bemerkte ich, daß die Portiére hie und da einen seltsamen, von vermishtem Lächeln begleiteten Blick auf mich warf. Ich that,

als sähe ich dies nicht, und endlich löste die Neugier ihre, sonst eben nicht schweisgarnige Zunge.

Sie warten auch nicht bloß auf den Lord, junger Herr! — sprach sie, mich traulich messend.

Nein! sprach ich; — ich erwarte wie gesagt einen seiner Freunde. —

Aber doch ohne Wart? — — versetzte sie schmunzelnd. —

Ohne Wart? wie das? —

I nun, — es gibt ja allerhand Freunde in der Welt.

Ich verstehe Sie nicht. —

Wirklich nicht? I nun, wie Sie wollen? Ich meinte nur so — da draußen das Cabriolet. —

Das Cabriolet? Reden Sie deutlicher. —

Hm! sollte ich mich wirklich geirrt haben?

Reden Sie, reden Sie! — rief ich frappirt.

Ich begreife nunmehr recht wohl! Ihre Ausreden von vorhin, mein Herr — Sie wußten recht gut, daß hier kein Herr von Gordon, sondern ein Anderer wohnt; aber der Herr Lord hätte nicht

nöthig gehabt, noch einen dritten Aufpasser zu bestellen.

Aufpasser? Ich? — rief ich erstaunt. —

Nun ja, warum wollen Sie es läugnen? Um einen Freund zu erwarten, gibt man keiner Portière ein Hünffrankensstück. Aber mir ist es recht; wenn sich der Lord noch nicht sicher genug vor seinem Nebenbuhler hält, kann er meinerwegen noch hundert Wächter hiehersehen. — — —

Madame, Sie irren! Ich weiß nichts von einem Nebenbuhler des Lords. —

Um so besser — versetzte sie; — denn muß es sich jetzt zeigen, denn so eben hat das Rendez-vous ein Ende.

Sie blickte bei diesen Worten durchs Fenster, — ich mechanisch ihr nach, — eine schlanke, hohe Frauengestalt trat tief verschleiert aus der Thüre des Hintergebäudes, und schritt gegen das Thor. — Gang, Wuchs, Größe, — Alles war mir bekannt; — jetzt nahte sie, — ich drückte mich in den Fensterwinkel; — so dicht ihr Schleier war, glaubte ich doch einige Züge zu erkennen, — sie

trat aus dem Thore, ich stürzte wie besessen aus dem kleinen Zimmer ihr nach, auf die Straße; — eben flog sie ein, — der Schleier verschob sich. — Großer Gott! sie war es! — Charlotte rief ich, — ein leiser Schrei ertönte aus dem Wagen, und fort flogen sie, wie im Sturme. —

Also verloren! verloren auf immer! Unglücksfelige! das konnte der Betrogene nicht ahnen!

Ich wollte Anfangs wieder zurück, und geradeweges zu dem Schändlichen, der es so gut verstanden hatte, sich seiner Beute zu bemächtigen. Ich wollte Julius blutig rächen, — dann entfliehen und Gott weiß, was noch Alles. Aber, wozu führte dies? War er dann minder betrogen? sie minder verwerflich? Und wie? wenn ich dennoch mich getäuscht hätte? wenn es nicht Charlotte war, die ohne Zweifel nur meine Aufregung mir vorgespiegelt? — Wenn jener Schutzgeist mit meiner Leichtgläubigkeit spielte? Wenn es ein böshafter Neider wäre, der mich und Julius zum Besten hielte, und eine Spiegelfechtereiei eingeleitet hätte, um ihn von ihr zu trennen?

Ich wagte nicht, in's Haus zurückzukehren; ich durfte kein Aufsehen erregen, wenn ich irrte, und noch weniger, wenn ich nicht irrte. Doch hatte mich der Vorfall so erschüttert, daß ich zum Erstenmale seit unserer Bekanntschaft meinem Freunde auswich, und mich erst tief in der Nacht nach Hause begab. Ich erfuhr am frühen Morgen, daß Julius am vergangenen Abend Mehremale sehr ängstlich nach mir gefragt, und wie ich erwartete, trat er bald darauf zu mir ein.

Ich hatte Ihnen gestern Abend eine frohe Nachricht zu bringen, — sprach er; die erste seit langer Zeit. Charlotte scheint andere Saiten aufzuziehen, — sie wird endlich sanfter und läßt die Vorwürfe bei Seite. Gestern Nachmittag verbrachte ich zum Erstenmale wieder einige frohe Stunden in ihrer Nähe. Madame Dülon ist glücklicher und heiterer als je, — — nun? Sie freuen sich nicht?

Doch, doch! versetzte ich.

Was mich wundert, — fuhr er fort, — ist, daß Amalie weniger frohen Antheil an Charlot-

tenß Aenderung zu nehmen scheint, als ich es von ihr erwarten könnte. — Sie sind übrigens eingeladen, mit mir heute zu Dülons zu kommen.

Ich? — —

Nun ja, — Sie! Befremdet Sie das? Und zwar ist es Charlotte selbst, die Sie bitten läßt. —

Charlotte? — Was sagen Sie? Charlotte!

Bum Henker, Sie ärgern mich. Ist sie Ihnen fremd geworden?

Bewahre! — versetzte ich. — Ich wollte hinzusetzen: bekannter, als je! — unterdrückte aber diese Worte.

Ich begreife Ihr Benehmen nicht, fuhr Julius fort. Sie werden doch Charlotten die kleine Beleidigung gegen Sie nicht nachtragen?

Welch' eine Frage! sie hat mich nie beleidigt.

Nun denn, so kommen Sie? —

Mit Mühe brachte ich ein zögerndes Ja heraus.

Äypropoß! — fuhr er fort, — Sie haben mir ja eine Neuigkeit zu melden?

Ich? wie das?

Hier, sehen Sie her; unser geheimer Schützer meldete mir schon gestern, ich sollte mich eiligst zu Ihnen begeben, Sie würden mir etwas mittheilen, das ich mit Hossung anhören sollte. — Mein Gott! Sie erbleichen ja! — Was ist vorgefallen?

Julius, versetzte ich mit erzwungner Ruhe, — lassen Sie uns offen reden. Aber beantworten Sie mir zuerst aufrichtig eine Frage. Hielten Sie Charlotten jemals eines niederen Streiches gegen Sie für fähig?

Wie kommen Sie gerade jetzt zu dieser Frage? Sie erschrecken mich! Hat Ihnen Charlotte nicht die leiseste Andeutung verrathen, warum sie so plötzlich auf den Gedanken kommt, mich bei sich sehen zu wollen?

Es fiel ihr, wie sie mir sagte, ein, daß Ihnen die Familie Dülon seit einigen Wochen zu wenig Aufmerksamkeit schenkte. Als sie Ihnen gestern begegnet sei —

Begegnet! Julius! — sagte sie das? Mir begegnet!

Nun ja, ist das etwas Auffallendes? Sie fuhr in ihrem neuen Cabriolet spazieren, und erblickte Sie bei der Rückkehr aus dem Boulogner Holze in der Nähe des Obelisken; oder sollte sie sich geirrt haben? dann ist ihre Einladung nicht minder zuvorkommend.

Nun erst merkte ich, wo das hinaus wollte. Also, sie war es doch, die ich in dem fatalen Hause gesehen hatte! Der Schutzgeist* hatte recht vermuthet! Und nun wollte sie, da sie nicht wußte, ob ich sie nicht wirklich erkannt, im Voraus der Entdeckung auf eine feine Weise vorbeugen, und kam mir mit einer Lüge zuvor, die sie mir ohne Zweifel ganz undefangen in's Gesicht wiederholen wollte. — Eine Lüge! Eine Hinterlist! Und so kurz nach einem völlig verwerflichen Schritte! Gott weiß, was bei jenem Besuche vorfiel! — Ich stand vor Julius, wie aufgelöst, und wußte nicht, was ich ihm sagen sollte. — Aber ihr verändertes Benehmen gegen Julius? Wie? wenn sie beim Lord bloß vorgefahren wäre, um ihm alle Hoffnung auf fernere Annäherung an sie zu benehmen?

Wenn jener Schritt ein Schritt der Tugend, der Reue, des erwachten Gewissens, — — — doch nein! nein! — Sprach die Portiere nicht von einem bestellten Aufpasser? Musste also nicht der Lord sie um jene Stunde erwartet haben? — Aber dennoch, — wenn er sie wirklich erwartet hätte, konnte sie ihn nicht von ihrem beabsichtigten Besuche haben benachrichtigen lassen, und er eine leichtfertigere Gesinnung erwartet haben, als die sie ihn wirklich erkennen ließ? aber „Mademoiselle, seine Schwester, war ja ausgefahren“, und jene Weiden allein? — Nun! das konnte Project des Lords sein, von dem sie nichts wusste. — — — Alle diese und noch mehr Ideen bestürmten mich wechselsweise, indeß Julius mich verwundert ansah, und mein Stillschweigen nicht begriff. — Aber, — dachte ich wieder, — ist sie wirklich tugendhaft, und hatte sich beeilt, beim Lorde persönlich einen von diesem genährten falschen Glauben auszurotten, so gibt sie mir durch ihre Einladung einen Wink, sie nicht zu verrathen, ihrer Besserung nicht entgegen zu treten, und in Julius keine Meinung von ihr zu erwecken,

die ihn unmittelbar und auf ewig von ihr losgerissen hätte. — Sie war dann vielleicht auf dem Wege, das gestörte Glück mit ihm wieder herzustellen, und ich wäre der Urheber eines entschiedenen und unvermeidlichen Bruches geworden. Das konnte, das durfte ich nicht! — Und so faßte ich denn endlich jenen, seitdem so oft bereuten Entschluß, der mich dem Schreckensresultate in die Arme warf, welchem ich ausweichen wollte. Nicht ahnend, wer jener räthselhafte Schutzgeist, der mich an den fatalen Ort getrieben, sein könne, und von dem Gedanken ermuthigt, daß ja dieser geheime Warner, wenn er es für nöthig gefunden hätte, den betrogenen Freund von einem wirklich schlechten Schritte unterrichtet haben würde, beschloß ich, — unferliger Gedanke, der noch jetzt mein Inneres erschüttert! — meinem Mündel vor der Hand nicht zu beichten, und bat ihn, mir zur Entdeckung eines, ihn und Charlotten betreffenden Geheimnisses so lange Frist zu gönnen, bis er öffentlich aufgetreten sein würde. Hätte ich ihm damals Alles frei und mit gerechter Besorgniß enthüllt, so wäre

vielleicht Charlotte nie die Seine geworden, aber er würde dann ohne Zweifel Schritte gegen den Lord ergriffen haben, die diesen zeitig entlarzt, und die Unglückliche vor ihrem traurigen Schicksale bewahrt hätten.

Ihr Geheimniß könnte mich beunruhigen, — versetzte Julius, — wenn ich nicht wüßte, worauf Sie hindeuten wollen. Ich glaube Sie aber auch hierin beruhigen zu können. Charlotte entdeckte mir gestern freiwillig, daß sie, in Folge verschiedener Aeußerungen des Lords, guten Grund habe, der Person desselben keine weitere Annäherung bei ihrer Familie zu gestatten, und in meiner Gegenwart schrieb sie ihm, wenn gleich mit großer Höflichkeit, sich aller Besuche im Hause Dulton zu enthalten.

Sahen Sie den Brief an ihn absenden? fragte ich. —

Noch in derselben Stunde. —

Also doch! dachte ich. So war es doch besser ihm nicht Alles zu entdecken. — Ich Thor! seit

so lange kannte ich die Frauen, und traute dieser seinen Intrigue!

(Madame Thymian niefste hier zum Erstenmale seit meiner Erzählung; ich that, als hörte ich's nicht, und fuhr fort:)

Meine Freude über Charlottens Betragen spiegelte sich jetzt aufrichtiger in meinen Zügen, und dies trug dazu bei, den guten Julius wieder Einmal wahrhaft heiter zu stimmen. Er behauptete, daß dieser glückliche Sinneswechsel viel dazu beitragen würde, ihn bei seinem Debüt über alle Cabalen siegen zu lassen, und daß er, selbst wenn er einen Triumph davon trüge, sich gerne, sobald er nur sein, Herrn Duponchel und dem Publicum gegebenes Versprechen erfüllt habe, den Ansichten Charlottens fügen wolle. So weit war demnach Alles wieder eingeleitet, und wir begaben uns an demselben Abend sehr fröhlich zu Madame Dülon.

Sowohl diese, als auch Amalie fand ich sehr übel aussehend. Charlotte dagegen, die mich äußerst freundlich und mit fast auffallender Zuverlässigkeit, aber höchst unbefangenen empfang, schien ein

ganz anderes Aussehen gewonnen zu haben. Ich bemerkte nicht ohne Verwunderung, daß ihre in letzterer Zeit so starke Gesichtsblassé sich in eine schwachtende Halbröthe verwandelt hatte, welche ihr doppelten Reiz verlieh. Ja, selbst ihr Gang, ihre ganze Haltung hatten, so schien es mir, etwas Selbstständiges und Majestätisches gewonnen, wie man es hie und da bei sehr glücklich verheiratheten, jungen Frauen in den Flitterwochen zu bemerken pflegt. Ihr Auge glühte mehr, als je, und ein ganz eigener Kühner, ich möchte beinahe sagen, wollüstiger Ausdruck bligte daraus hervor, der eine eigenthümliche, im Ganzen nicht angenehme Wirkung auf mich machte. Hätte ich nicht Ursache zu haben geglaubt, mein Mißtrauen gegen sie zu beschwichtigen, so müßten diese auffallenden äußeren Symptome, zusammengehalten mit der rue du Faubourg St. Honoré, mich sicher zu sehr starken Vermuthungen veranlaßt haben. Aber, ich hätte mir damals die größten Vorwürfe gemacht, wenn ich meiner Lebenserfahrung auch nur den geringsten Einwurf gestattet hätte, und so schrieb ich denn

jene Erscheinungen vielmehr einem inneren, moralischen Einflusse, als einer sonstigen Begebenheit zu.

Amalie sprach an diesem Abende wenig, und ihre Blicke wichen den meinigen aus. Desto mehr aber sprach, wider ihre Gewohnheit, Charlotte, die ich heute scherzend und voller guten Laune fand. Als die Rede auf des Geliebten Debüt kam, nahm sie lebhaft, aber ohne alle Aufregung Theil daran.

Ich sehe jetzt ein, — sprach sie, — daß Julius Wort halten muß, und das Unvermeidliche muß man mit heiterer Stirne begrüßen. Ein Versuch tödtet nicht, und so schön die Harmonicen Auber's auch sein mögen, so sollen sie jetzt doch nicht unsere Familienharmonie in Mißklang bringen.

Das Entzücken spiegelte sich bei diesen Worten auf meines Mündels Antlitz. — „Und würde ich wirklich Besitzer eines Königreichs,“ — rief er, — „wie gerne, theure Charlotte, würde ich die Krone zu Ihren Füßen legen!“

Die papierne des Masaniello, — versetzte sie lächelnd, — wird für mich den Werth einer ächten haben, sobald Sie aus Ihren Händen kommt; man muß sie nur mit den Perlen der Eintracht zu schmücken versteh'n.

Und mit denen der Tugend und Aufrichtigkeit, — fiel Amalie mit seltsamem Blicke ein, — sonst hat sie trotz aller Perlen nicht mehr Werth, als die Strohkrone des Königs Lear.

Charlotte wechselte sichtbar die Farbe, aber ihr Gleichmuth lehrte eben so schnell wieder.

Die Mutter schien Amalien wohl verstanden zu haben, und gab ihr ihre Mißbilligung durch einen deutlichen Wink zu verstehen.

Werden Sie, — fragte ich Charlotten, um dem Gespräche eine andere Wendung zu geben, — der Vorstellung beiwohnen?

Sicherlich! versetzte sie ruhig. Ich habe fest beschlossen, mich durch die Vorurtheile der Welt nicht mehr geniren zu lassen.

Wenn Julius aber mißfällt? fragte ich.

Dann habe ich bloß Eine Bitte an ihr und meine Mutter, versetzte sie. —

Die wäre? fragte Julius.

Mir zu erlauben, daß ich mich alsdann auf einige Tage, und bis der erste Sturm vorüber ist, zu meiner Freundin, der kürzlich verheiratheten Baronesse von Piron nach Fontainebleau begeben.

Ja, ja, — versetzte Julius, ohne das mindeste Arg, — das ist nicht mehr als billig; ich würde Sie sogar selbst um eine solche Entfernung von einigen Tagen gebeten haben.

Von einigen Tagen! murmelte Amalie vor sich nieder, und schien Charlotten mit den Blicken durchbohren zu wollen.

Charlotte aber schlang den schneeigen Arm um den Nacken des Geliebten, und rief, scheinbar gerührt: — „Sie sind doch gut, lieber Julius! ich wußte bis jetzt nicht, daß Sie so nachgiebig sein können!“

Du hast ihn stets erkannt, — sprach die Mutter.

Ich nie! — rief Amalie.

Endlich! endlich! — rief Julius, und drückte der Braut einen glühenden Kuß auf die Stirne. Ich fange wieder an, zu leben! Wir können noch glücklich werden, — ich fühle es!

Jamais! — murmelte Amalie; — malheureux, que Vous-êtes!

Charlotte mußte dieß gehört haben, — aber es schien sie nicht weiter zu berühren. — Kurz, jener Abend entschwand uns so ungestört und friedlich, daß Julius in der That neu auflebte, und von da an seine Selbstzufriedenheit auch in seinem Aeußeren sich abspiegelte. Er verbrachte nun wieder halbe Tage im Kreise der Familie Dülon, und ging mit einem Eifer an die beginnenden Eingproben, als sei er von Jugend auf an keine andere Stellung gewöhnt. Ich will mich nun beeilen zum Debüt selbst zu kommen, dem, zum Heile der chorlustigen Gänsebach eine kleine, tragikomische Episode vorausging.

Es war nämlich in der dritten oder vierten Clavierprobe, daß außer Julius und den übrigen

Solosängern, auch das sämmtliche Chorpersonale erscheinen mußte. Ich hatte Julius nach dem Probezimmer begleitet, und nachdem die Solopartien durchgegangen waren, erschien mit den übrigen Choristinnen zum Erstenmale auch die Jungfer Gänsebach. Sie ward mit ausdrücklicher Erlaubniß des Directors, und da Julius selbst sich verwendet hatte, von ihrem Onkel und Hähnchen begleitet, und trug einen kostbaren Shawl, das erste Brautgeschenk des überglücklichen Hähnchens.

Als sie eintrat, fielen alle Blicke der anwesenden, zum Theile sehr armen und einfach gekleideten, Chorschwestern auf sie. Man mußte sie für einen neu angekommenen Gast gehalten haben, denn alle Choristinnen verneigten sich tief vor ihr, und überhäuften sie mit freundlichen Begrüßungen. Kaum aber begannen die ersten Chortakte, und die Gänsebach reichte ihre Stimme den zahlreichen Kunstgenossinnen an, so wandte sich unwillkürlich das Blatt. Mehrere Choristinnen hielten sogleich mit Singen ein, maßen die Collegin im türkischen Shawl mit furchtbarem Blicke, lächelten schnippisch,

flüsterten sich in die Ohren, und traten zusammen, um ihre Wuth besser concentriren zu können.

Mein Gott! — sagte die Erste, — ist die auch im Chöre!

Die? mit dem Shawl? — versetzte die Zweite.

Guter Himmel, wie wird mir! — die Dritte.

Wer weiß, wo sie den Shawl her hat! — die Vierte.

Viel Shawl und wenig Stimme! die Fünfte.

Wenig? — Gar keine Stimme! — versetzte eine andere.

Was doch ein Liebhaber thut! — rief die Siebente ziemlich laut.

Wenn ich mich aushalten lassen wolte, — — ergänzte eine kurze, kugelförmige Altistin, — so — — —

Das ist zu viel! schrie hier die Gänsebach, welche das letzte deutlich hören mußte.

Meine Damen, he da, was soll das? — rief der Chordirector; — Sie sollen singen, und nicht schwätzen!

Was ist Dir? — fragte jetzt Pomeranze die tottenbleiche Nichte. — — —

Wasser! Wasser! — schrie Hähnchen; — sie wird ohnmächtig. — Wasser! ich habe Geld!

Es ist nichts! — sprach Jungfer Gänsebach, — nur fort; eine bloße Niederträchtigkeit dieser Damen.

Was hat der kleine Herr gerufen? — fragte die dicke Altistin. —

Er hätte Geld! lachte ein riesiger Bassist, der Deutsch verstand; — wir sollten ihr Wasser bringen.

Ja, das glaub' ich! das sieht man an ihrem Shawl! riefen zehn Chorischwestern zugleich, und ein furchtbares Hohngelächter ertönte durch den weiten Saal.

Meine Damen, rief jetzt Pomeranze, — Sie haben kein Recht, meine Nichte zu beleidigen!

Und Sie, mein Freund, haben hier nichts zu verbieten! schrie der riesige Bassist.

Wir singen nicht mit ihr! sie kann nicht singen, — sie macht uns irre, — riefen einige dünne zweite Tenorstimmen.

Ihr Chaw! nimmt uns alle Resonanz —
fügte ein zweiter Bass in der untersten Stimmlage
hinzu. —

Aber, Sie haben Ihre Pflicht zu thun, und
nicht zu hofmeistern, — sprach Pomeranze.

Was? Sie wollen uns hier Sitte lehren? —
rief die runde Altistin.

Hinaus mit ihm! — schrieten erster und zweiter
Bass. — —

A la porte! à la porte! die Sopran-
stimmen.

Ruhig, in's Teufelsnamen! — der Chor-
director.

Wir sind hier freie Künstler, — meinte der
riesige Bassist — und wo Freiheit ist, da darf
kein Mensch ein Wort reden! —

Très - bien! vive la liberté! — fiel das
ganze Chor ein; — hinaus mit ihm! Er darf
kein Wort reden!

Aufgebracht über diese Insolenz, mischte ich
mich nun gleichfalls in den Bank; aber mit ächt-
moderner liberté fühlte ich mich auf Einmal ge-

prakt, — ein furchtbarer Tumult entstand, und ehe ich noch recht wußte, wie mir geschah, saß ich neben Pomeranze, Hähnchen und dessen holder Braut draußen vor der Thüre, welche dergestalt hinter uns zugeschlagen ward, daß der Luftstoß Hähnchen drei Schritte weit wegschleuderte. Jetzt sank die arme Gänsebach leblos nieder, und wir mußten sie auf das Schnellste in einem Wagen nach Hause transportiren. — Daß sie hierdurch auf einige Zeit von ihrer Chormuth geheilt ward, und nicht sobald wieder an's Singen dachte, begreifen Sie. Um so mehr beschäftigte sich das hierüber erfreute Hähnchen mit den beabsichtigten Freibilleten; sie wurden lange genug vor der Vorstellung bestellt, da sich voraus sehen ließ, daß die Oper an jenem Tage zum Erdrücken voll sein würde. Zu Dupasquier war ich nicht wieder gegangen; ich hoffte Julius mit Hähnchen und seinen Fünfszigen aufrecht zu halten. Endlich ward der Tag des Debüts öffentlich angezeigt; das Verhältniß und die Bizarrerie des Debütanten waren allgemein bekannt geworden, und der Billetver-

kauf war, da mehr Neugier als Kunstsinne einwirkte, außerordentlich. — Es war am Abende vor der Vorstellung, den 1^{ten} November 183 ..., als Julius mich zu seinem Vater abholte. Fröhlich war Niemand von uns. Julius hatte den Nachmittag bei Madame Dülon zugebracht, — und die Stimmung, in welcher er Charlotten fand, hatte mächtig auf ihn eingewirkt. Sie war, wie er sagte, zärtlicher als je, hatte aber mit Bewilligung der Mutter ihre Effecten packen lassen, um, wie verabredet, im unglücklichen Falle zur Reise nach Fontainebleau gerüstet zu sein. — Was mich nicht wenig erschreckte, war die Bemerkung meines Mündels, daß er Charlotten auf deren Bitte versprochen habe, sie am Tage der Vorstellung nicht zu sehen. Ein bisher nie empfundenes Gefühl bemächtigte sich meiner bei dieser Nachricht, aber ich schrieb es meiner Angst vor dem Debüt überhaupt zu. Wie hätte ich auch ahnen können, was dem Armen bevorstand?

Sie werden, — sagte ich ihm, — hoffentlich diesmal nicht Wort halten, sondern Charlotten morgen sehen.

Auf keinen Fall werde ich es brechen, — versetzte er; — ich danke dem Schicksal, daß die heutige von mir längst gefürchtete Stunde vorüber ist, und will diese Scene nicht vor der morgenden Entscheidung wiederholen. — Anfangs, — fuhr er fort, -- erschien sie mir sehr besonnen und gleichgültig. Sie fragte mich fast kindisch nach den näheren Umständen meines Auftretens, sogar nach dem Kostüme, u. s. w., aber, als ich mich zum Gehen anschickte, ward sie plötzlich von ihren Gefühlen überwältigt; sie fiel mir mit einer Heftigkeit, wie nie zuvor, um den Hals, weinte bitterlich, und schien sich nur mit Gewalt von mir losreißen zu können. Dies hat mich, ich gestehe es, etwas trüber gestimmt, aber auf der andern Seite fühle ich mich ruhig bei dem Gedanken, daß überall, wo es auf eine Hauptwendung unseres Verhältnisses ankommt, ihre Liebe zu mir die Oberhand behält. —

Raum hatte er diese Worte gesprochen, als der Diener des alten Kitz eintrat, und mir ein Billet überreichte, das ich sogleich für eine Sendung

unseres geheimen Warners erkannte. Es war an mich adressirt, und mit dem Beisage: „von höchster Wichtigkeit, und durchaus noch heute zu übergeben“ versehen. Der Inhalt bestand in diesen Worten: — „Sie haben mir nicht folgen wollen, — so beugen Sie wenigstens dem letzten Stoße vor. Ein großes Unglück bedroht Ihren Freund! Finden Sie sich morgen Nacht Schlag eils Uhr an dem Thore des Dülon'schen Hauses ein; Sie können Julius, wenn die traurige Rolle bis dahin schon zu Ende gespielt ist, mitnehmen. Dulden Sie nicht, daß Charlotte, wie sie beabsichtigt, um jene nächtliche Stunde nach Fontainebleau oder sonst wohin fährt! Halten Sie sie bis zum Morgen zurück; — mehr darf ich nicht enthüllen! Gott schütze alle Betrogenen!“ —

Stumm gab ich das Billet an Julius. — „Der Geist wird täglich kühner und allwissender,“ — sprach er, als er gelesen, — „ich glaube aber, daß auch Geister zu viel Angst vor irdischen Dingen haben können.“

Wir mußten nun auch den alten Nix von der Existenz unseres geheimen Genius in Kenntniß setzen. Er laß, — schüttelte den Kopf, und wir rietheu wohl eine Stunde lang vergebens her und hin, um der Person dieses Warners auf die Spur zu kommen.

Der Alte wollte durchaus eine männliche Handschrift in dem Schreiben erblicken, während Julius und ich, sie, wie immer, für eine weibliche zu erkennen glaubten.

In der That, — sagte endlich Julius, — scheint Charlotte entschlossen, noch in der Nacht abzureisen; dies beunruhigt mich aber nicht im Mindesten, da sie jedes Aufsehen vermeiden will, und viele Personen sie kennen.

Ich finde gleichfalls keine Gefahr in dieser kurzen Nachtreise sagte der Alte, den sein Scharfblick diesmal arg betrog. Sie wird ihre Freundin schon davon benachrichtigt haben, und da sie ihre Schwester ohne Zweifel mit sich nehmen und von einigen Dienern begleitet sein wird, so sehe ich hierbei nichts Außerordentliches.

Um so besser, — versetzte ich, — wenn Sie Beide ruhig hierüber sind.

Ich war froh, einen Theil meiner Gewissensangst durch Beider Ruhe erleichtert zu sehen, und hütete mich, einen unzeitigen Funken in ihre Gemüther fallen zu lassen. Wir blieben bis gegen Mitternacht zusammen, und schieden, begleitet von dem Segen des Alten, der sicher in dieser Nacht kein Auge schloß. Ich selbst schlief sehr unruhig; hunderte von Träumen quälten mich durch alle Arten von Schreckgestalten, doch führte keiner mich mit Julius oder Charlotten zusammen, was ich für ein gutes Zeichen halten mußte. Ganz gegen Morgen erst, träumte ich auf einem Augenblick von Amalien. Sie schritt weinend und im Trauergewande auf mich zu; in der Rechten hatte sie eine am gebrochenen Stengel hängende, weiße Rose, in der Linken eine kleine Gießkanne, und indem sie mir letztere entgegenhielt, sprach sie: „stehst Du, es ist Alles erschöpft; ich hab keine Thränen mehr, die Arme zu begießen, und sie muß sterben!“ — Dabei warf sie die Rose

auf einen hinter ihr stehenden, geschlossenen Sarg, und alles verschwand. —

Gleich darauf überfiel mich ein tiefer Morgenschlaf und ich erwachte erst gegen zehn Uhr Vormittags. Julius hatte zu mir geschickt, und mir sagen lassen, daß ich, da am Tage der Aufführung keine Generalprobe weiter sei, den Morgen zu ihm kommen möchte, aber Hähnchen, hatte aus Besorgniß, ich möchte am Abende nicht wach genug sein, mich nicht im Schlafe stören lassen. Als ich frühstückte, erschien es, um mir zu melden, daß sämtliche Freibillers gut an Mann gebracht, und hundert anständige Handslächchen für Julius in Bereitschaft seien. Ich ging bis gegen ein Uhr wie träumend im Zimmer auf und ab, und die Zeit schien mir zum Erstenmale bleierne Flügel zu haben. Hähnchen suchte mich zu zerstreuen, und gab Alles zum Besten, was ihm nur an einfältigen Gedanken zu Gebote stand. Aber, ich konnte nicht lechen, und hörte auch kaum ein Beheertheil dessen, was es sprach. Daß ich beim Diner eben so wenig aß, als sprach, ist begreiflich. Erst um vier

Ihr fuhr ich auf einige Minuten zu Julius. Er war wortkarg und schien den Kopf ein bißchen verloren zu haben, hatte sich aber schon völlig vorbereitet, um halb Sechse in's Opernhaus zu fahren. Drei rohe Eidotter mit gestoßnem Kandiszucker vermischt, hatte er bereits eingelöffelt, und seine Stimme, die er hie und da unwillkürlich probirte, war frisch, rein und gluckenhell.

Haben Sie in der That keine Angst? fragte ich, indem ich zitterte.

Wie sollte ich, versetzte er lachend, da Sie, wie ich sehe, alles Bittern für sich in Anspruch genommen haben.

In der That, Sie haben Recht, — versetzte ich; — übrigens glaube ich, daß es kein peinigeres Gefühl gibt, als das eines wahren Freundes an solchem Tage. Der, dem debütirenden Künstler mit Liebe zugethane Hörer zittert fast immer mehr, als der Auftretende selbst.

Wir wollen sehen, — sprach er, wieder ernster werdend, — welchen Eindruck die Lampen auf mich machen. Zwar haben sie in den Generalpro-

ben alle schon gebrannt, und wir waren sämmtlich im Costüme, allein, es ist doch ein vertheufelter Unterschied, ob man vor leeren Bänken, denen weder Hände noch Mund zu Gebote stehn, oder vor dem Publikum singt.

Sonderbar, — versetzte ich, — daß ich selbst mich nicht erinnere, jemals ein Gefühl von Angst gehabt zu haben. Ich trat zum Erstenmale in einem Alter von 21 Jahren auf, und habe seitdem auf den größten Bühnen und vor dem bedeutendsten Kunstrichtern Europas gestanden, allein nie fühlte ich die leiseste Anwandlung von Furcht. —

Das begreife ich, — fiel Julius ein. Der Improvisator ist zugleich Schöpfer und Darsteller seiner Idee, und da er stets Neues und in neuem Gewande schafft, so haben seine Hörer keine Hölle des Vergleiches, was ihn schon allein mehr beruhigen muß, als jenen Künstler, der das, was Andre bleibend geschaffen, und Andre bereits vor ihm dargestellt, dem Urtheile des Publikums vergleichend gegenüberzustellen hat.

Sie wiederholen mir da — versetzte ich — sehr treffend einen Ausspruch, den mir bereits Ihr großer Landsmann, Sylvester de Sacy eröffnete.*)

Indessen nahte die Stunde der einstweiligen Trennung. Ich empfahl mich mit kurzer und herzlicher Umarmung, und überließ Julius seinem Schicksale.

Als ich gegen sechs Uhr am Opernhause vorbeikam, sah ich, wie bereits ein ungeheurer Haufe sich aufgepflanzt hatte. Unter den Harrenden erblickte ich vornan Dupasquier und Wilhelm, und hinter ihnen einige Reihen von gemeinen Gesichtern, die zu ihm zu gehören schienen, und mir nichts Gutes verkündeten. Weiter zurück erblickte ich Späzer, Leibwärmer, Maul und einige andere bekannte Gesichter. Maul hatte eine schwarze Tafel vor sich, und schrieb eifrig, trotz der hie und da fallenden Rippenstöße. Wahrscheinlich bemerkte

*) In einem Schreiben vom 5ten Juni 1834. Ich war durch ein Schreiben Joseph von Hammer's bei ihm eingeführt.

er seinem deutschen Verleger in einer Skizze, er sei an diesem Tage achtspänig mit dem Herzoge von Orleans in die Oper gefahren und ganz Paris habe das „unsterbliche“ junge Deutschland in seiner Person mit Lorbeeren beworfen. Ein paar andere Exemplare dieses, wie es sich selbst nennt, „unsterblichen“ und „classischen“ modernen Deutschlands fielen mir bei; ich besann mich, daß der Eine sich selbst irgendwo als „Napoleon“ der deutschen Literatur erscheint, und als ich mir diese gottvollen „Napoleone,“ diese köstlichen Exemplare hinter dem schreibenden Maul dachte, mußte ich laut auflachen, so wenig ich auch jetzt gestimmt dazu war. —

Endlich war der gehoffte und gefürchtete Augenblick erschienen!

Ich saß rechts in der fünften Loge des zweiten Ranges mit Heckebein, dessen Familie und dem alten Kitz. Unweit von uns, mehr nach der Mittelloge zu erblickte ich Madame Dülon und ihre Töchter; Charlotte war verschleiert, und hielt sich so weit als möglich im Hintergrunde, aber, man

mußte sie dennoch erkennen, denn eine Menge von Lognetten aus Parterre und Logen waren fortwährend nach ihr hingelerichtet. Fast gegen mir über sah ich in einer Loge unweit dem Proscenium nur Männer, und glaubte in einem von ihnen den Lord zu erkennen, obschon er weit zurück hinter den anderen saß, und keinen Blick nach den Dillons hin zu werfen schien. — Unter dem Kronleuchter residierte Dupasquier mit seinen wilden Jägern, aber Hähnchen saß nicht sehr weit von ihm entfernt, und gab mir, so gut es ging, zu verstehen, daß von seiner Seite Alles in Ordnung sei. — Daß beinahe die ganze Gesellschaft von Madame Chinoise nicht fehlte, darf ich wohl nicht erst erwähnen. Ich hatte nie das Haus so brillant besetzt gesehen.

Jetzt erschien der dirigirende Kapellmeister. Todtenstille herrschte, als er das Zeichen zur Ouverture gab; mit eben so feierlichem Schweigen ward diese angehört, und am Schlusse unterbrach sein Nistton den ersten, ausbrechenden Applaus. Der erste Akt ging nach bester Erwartung vorüber.

Jede Nummer wurde von Dupasquier und seinen Wilden wie rasend applaudirt, und Hühnchens Fünzig, welche gleichfalls zum Applaudiren angewiesen waren, und vom Gange solcher Intriguen noch nicht viel zu wissen schienen, klatschten aus Beibeskräften mit; ein Umstand, der eigentlich unserer Sache schadete, denn hätten sie, was jedoch nicht mehr zu bewerkstelligen war, jetzt noch geschwiegen, so würde dadurch das Chor Dupasquier um so kleiner, und unsere spätere Opposition um so stärker erschienen sein. —

Der zweite Akt begann. — Ich war, als der Vorhang in die Höhe flog, wie vom Schlage gerührt, der alte Kit entfärbte sich, und selbst der Arzt, der bisher gescherzt und Wige fabrizirt, war keines Wortes mächtig. Endlich zeigte sich hinten auf dem Gebirge ein blendendes Fischerhemd. — Masaniello trat hervor — und ein furchtbarer Beifallsturm betäubte das Haus. Zugleich aber ertönte unter dem Kronleuchter ein mächtiges Bischen — ein geßender Pfiff ließ sich hören — „A bas les sifleurs!“ — — schrie einer der Fünzig, ein

sieben Schuh hoher Schußler aus der Faubourg St. Antoine; — „was soll das!“ — schrien einige Fremde, — „laßt ihn singen!“ — „Ruhig! ruhig!“ ertönte es aus den Logen. — Julius wankte nicht, er verneigte sich aber, (was seit lange auf den Pariser-Bühnen außer Gebrauch ist), und Einige lachten. Dies schien ihn einen Augenblick zu stören, — aber jetzt warf er einen Blick nach der Gegend, in welcher Charlotte saß. Alles sah nach ihr hin. Da ergriff sie ein mächtiges Gefühl der Theilnahme, — sie schlug den Schleier zurück — ihre blendende Schönheit ergriff Alle, die in ihrer Nähe waren; — sie hob den Schwanen-Arm, und wankte ihm mechanisch mit dem Tuche, — die alte Mutter bedeckte ihr Angesicht, — sie weinte, und auch mir traten die hellen Thränen in die Augen — chantez! chantez! brave!“ — donnerte es von Neuem, und nun trat er rasch und festen Schrittes vor, und der erste Ton, zwar etwas zitternd und unsicher, aber mächtig die Herzen durchdringend, schallte majestätisch durch den weiten Raum. Einen Augenblick ward es stille. Der alte König faßte

krampfhaft meine Hand; — „Kinder! Kinder! Alles wird gut gehen!“ jauchzte leise der Doctor. Jetzt erkannte ich an dem Rande einer Coullisse den Maler Gilwirling und Kreideberg. Sie schienen laut zu sprechen, und dem Sänger Muth einzusößen. Kein Achemzug war rings zu hören. Hähnchen winkte mir von unten zu — das Glück schien uns lächeln zu wollen. Jetzt waren die Recitative vorbei. Es kam die Barcarole, *Amis, la mat née est belle!* Auch diese ging ruhig vorüber — am Schlusse applaudirten die Fünzig und ein guter Theil des Parterrepublikums; aber die Wilden zischten aus Leibeskräften, und beide Opponentenmassen agirten plötzlich nur allein. Julius vergaß hie und da seine mimischen Studien, aus Besorgniß über das richtige Tacthalten; — Einige lachten wieder, aber sie wurden glücklich überflatscht. Stimme und Vortrag hatten entschieden guten Eindruck gemacht, — und ich glaube, wenn es nur bis zum Schlusse des begeisterten, stets mit Enthusiasmus aufgenommenen Duetts gekommen wäre, so würde der Sieg unser gewesen

sein. Aber hier trat wie ein Dämon der Lord dazwischen. Die erste Einleitung des Duett's war vorüber; — Julius gewann sichtbar an Muth und Selbstvertrauen — da erhob sich der Lord, den ich richtig erkannt hatte, trat an die Brüstung, und ließ ein schweres Perspectiv in's Parterre fallen. Ein lauter Schrei ertönt plötzlich von unten, — Alles blickt nach dem Lord, — auch Julius; er zuckt zusammen, der Ton versagt ihm, — vor Schreck hält er inne, und geräth total aus der Rolle. Der Kapellmeister winkt ihm, — ruft ihm zu — aber umsonst bemüht sich Julius, wieder einzulenken. — Jetzt läßt der Dirigent den Stab sinken, — der andere Sänger schweigt ebenfalls, — drei bis vier Pfeifer lassen sich unter dem Kronleuchter hören, — man lacht stärker — Tumult erhebt sich — Hähnen und die Seinen thun ihr Möglichstes, aber das Durcheinander nimmt überhand — „Ruhe! hinaus mit den Störern,“ ertönt es wieder. — Da erheben sich an dreißig bezahlte Witte zugleich von ihren Sitzen und ein fürchterliches Chaos von Pfeifen und Stößen erfüllt

das Parterre. Hähnchen vergift sich, und droht dem Einen mit der Faust, — einige Fremde, in der Meinung, es gehöre zu den Pfeifern, fassen es und reißen es vom Plaze; — jetzt fangen einige der Fünzig an, sich thätlich einzumischen; — der alte Nig eilt fast bewußtlos hinaus, um sich auf die Bühne zu begeben, wird aber abgewiesen, und kehrt in Verzweiflung zurück. Noch war Julius zu retten, wenn er selbst geschwiegen und das Ende dieses, so oft durch Cabale sich ereignenden Vorfalles abgewartet hätte. Aber plötzlich tritt er, von Scham und Entrüstung überwältigt, ganz nach vorn und macht Miene zu sprechen. — „Stille! stille! er will sprechen! laßt ihn sprechen! parlez! parlez! — Non! chantez!“ tönte es durch einander; der Tumult legte sich auf einen Moment, und Julius spricht mit dem Tone der beleidigten Würde: „Man war bei mir, — ich sollte Glacqueure erkaufen, — aber, ich wies sie aus der Thüre! Nun rächt man sich. — Das ist schändlich! Ich kenne Euch, Ihr Elenden.“ — — — Das letzte Wort aber war kaum gesprochen,

so flogen ihm auch schon Hüte und Stöcke in's Gesicht. „Er hat uns Elende gerannt!“ er hat das Publikum beleidigt!“ schrien Einige. Er muß Abbitte thun!“ — „Nieder auf die Knie!! — brüßte es unter dem Kronleuchter — und à genoux! à genoux.“ — wiederholten eine Menge heisser Stimmen. „Eher sterben,“ versetzte Julius mit entschiedenem Tone, — „ich will singen, wenn es verlangt wird.“ — „Nein! nein! nicht singen!“ — „Ja, ja, — singen!“ — „Nieder auf die Kniee!“ — Jetzt war augenscheinlich Alles verloren — man wurde abermals handgemein, — Polizei-Agenten erschienen im Porterre und auf der Bühne — ich sah gerade noch, wie Madame Dülon ohnmächtig aus der Loge getragen wurde, und ihre Töchter folgten. — Viele Andere verließen gleichfalls ihre Plätze, und eilten weg, — eine dreifarbigte Schärpe ward im ersten Range sichtbar; der königliche Commissär beugte sich über die Brüstung, und gebot Ruhe; — man lachte, und eine grobe Mütze flog ihm unter allgemeinem Halloh an die Stirne. — „Au nom de la loi! —

rief er — *baissez le rideau!*“ Eine Stentorstimme ertönte hinter den Coulissen, und mit Blitzesschnelle sank der Vorhang. — — — Unter fortgesetztem Pfeifen, Lachen und Toben entfernte sich ein großer Theil aus dem Parterre, als der Vorhang wieder aufging, und angezeigt wurde, daß Mourrit den Masaniello ausspielen würde. Dies wurde mit jubelndem Bravo angenommen — aber ich hörte und sah nichts. Wie eine Leiche saß ich eine Minute später im Wagen des Doktors, der mich nach Hause brachte. —

Es mochte halb zehn Uhr sein, als Julius in Begleitung von Hähchen, Giltwerling, Kreideberg und dem Alten zu mir hereinstürzte. Er sah schlimm aus. Seine Wangen waren noch mit Schminke bedeckt, die Augen rollten ihm wild im Kopfe, seine Unterleider bestanden noch in den Fischertrikots, und als er den Mantel auseinander schlug, glaubte ich, einen Räuber aus den Apenninen, oder einen Helden aus Leibrock und Robert Hellers Romanen vor mir zu sehen.

Nun, Herr Vormund? — redete er mich an; hat uns Gott oder Teufel zusammengeführt?

Vor Allem gönne Dir Ruhe, mein Sohn, — fiel der todtbleiche Vater ein, — Du hast noch nichts Erfrischendes genossen. —

Gibt mir Blausäure, — versetzte er, — das wird mich beruhigen.

Perceat die Schlechtheit der Welt, — sprach Kreideberg, — aber von Blausäure mag ich nichts wissen; it is all over? rief Castlereagh, als er sich den Hals abschnitt, aber bei uns ist ja Alles ohne Blut hübsch vorübergegangen.

Ich hatte Sie in Gegenwart Dupasquier gewarnt, — sprach ich. — —

Um Gotteswillen, den Namen nicht, oder ich springe zum Fenster hinaus, — rief Julius.

Wie? — sagte ich — ist das der so ruhige Lebensphilosoph, der mit den Gebrechen der Gegenwart ohne Aufregung anbinden wollte?

Ich bin völlig ruhig — versetzte er, — völlig. Ich will mich bald wieder in der Macht haben, denn ich habe es ja nur mit einem einzigen

Schurken zu thun, und achte mich selbst noch, weil dieser Schurke kein Franzose ist. —

Ja! rief Hähnchen, — der Lord hat das ganze Unglück angerichtet. Sehen Sie her, — betrachten Sie diese Blasen in meinen Händen. So hat nie ein Frankfurter geklatscht, aber der Lord hat Alles umgerissen.

Julius setzte sich, wir trösteten ihn Jeder auf seine Weise, und nach und nach kehrte seine Besinnung wieder. — „Dem Schicksal Dank, — sagte er endlich, — „daß ich ein unabhängiger Mann bin. —“

Das denk' ich selbst, — sprach der Alte; Du kannst vergeben und vergessen —

Verflucht sei der Schritt, — rief Julius, den ich je wieder in's Theater oder auf die Bühne thue! Wehe denen Unglücklichen, die durch's tägliche Brod zu diesem Hanswurst - Märtyrertum gezwungen sind!

Wie? Sie wollten nicht mehr auftreten? — rief Kreideberg.

Sind Sie des Teufels? — versetzte Julius. Ich habe Herrn Düpouchel einige Worte in's Ohr geraunt, auf die er mir sehr höflich antwortete. — Ja, ja — fuhr er nach einer Weile fort, — mein Sieg über Eure Scheinprincipien wird vollständig sein! ich werde dem Herrn Wormund contractlich beweisen, wie es um die Höhe der kostbaren Civilisation steht.

Willst Du nicht nach Hause, und Dich umkleiden? fragte der Alte.

Wahrhaftig! — lachte Julius, — ich stecke noch in meiner modernen Haut! — Unvergleichliches Bild unseres Jahrhunderts! Unbezahlbare Tricot-Hülle! — Da sieht Ihr's nun deutlich; — sogar die Nacktheit ist nicht mehr natürlich!

Gott sei Dank, — rief Hähnchen, — er wird wieder wichtig; ich glaubte schon, Sie hätten den Verstand verloren, — und das wär' entsetzlich, denn Sie haben Geld.

Richtig, — versetzte Kreideberg; — nur die Armuth hat ein Recht, den Verstand zu verlieren.

Die hat's nicht nöthig, — meinte Hähnchen; wer kein Geld hat, ist dumm an sich. —

Ich klingelte, und ließ einige Erfrischungen bringen. Kreideberg schlug den Pfad der Ironie und Fidelität ein, und es dauerte nicht lange, so gewann auch Julius eine Art von Heiterkeit wieder.

Vergehen Sie mir, — sprach er, mir die Hand reichend, — ich habe Sie gekränkt; aber nun ist mir schon leichter. Komme, was da wolle, ich werde mich nicht wieder in Harnisch jagen lassen.

Da zog Hähnchen seine Uhr, und ließ sie repetiren.

Punct eilf Uhr, meine Herren. —

Mein Gott! — rief Julius — ist dies nicht die angedeutete Stunde? Arme, arme Charlotte! ich hatte Deiner fast vergessen!

Es ist zu spät, — nun wird sie auf dem Wege sein! — setzte der alte Aß hinzu, und mir erstarb das Wort im Munde.

Was werd' ich ihr sagen, wenn ich sie wiedersehe? seufzte Julius.

„Wenn! Wenn!“ — sprach eine höhnische Stimme in meinem Innern, — — —

Du wirst ihr Abbitte thun, — sagte der Alte, und ihr Herz gewinnen durch ein aufrichtiges *pater peccavi*.

Das ist meine Sache, — fiel ich ein; — ich bin es, der seinen Schritt verantwortet.

Wir werden uns wohl Beide nach ihrer Verzeihung umsehen müssen, — lächelte Julius. Morgen um diese Stunde wissen wir mehr. Ich gehe zu ihr nach Fontainebleau.

Last uns nach deutscher Sitte ihr Wohlergehen trinken! rief Silberling.

Und feierlich erhoben wir uns, und riefen: „Charlotte und ihre Tugend!“ — Da schien es plötzlich, als ob alle Lichter sich verdüsterten, und drei Gläser zugleich zersprangen, daß die Splitter uns in's Gesicht flogen.

He! he! — rief Kreideberg, — ist hier eine Gespensterherberge?

Julius erschrak heftig, und der Alte sagte: das könnte für ein schlimmes Omen gelten, wenn ich überhaupt an Verlei glaubte.

Wir tranken auf ihre Tugend! — rief Julius, — und den Himmel selbst verlache ich, wenn er sich dagegen aufwirft.

Julius! keinen Frevel! — warnte der Alte. — Ich selbst konnte abemals keine Sylbe heroorbringen; und nahm eine volle Stunde keinen Theil am Gespräche.

Mit den Unsichtbaren ist nicht gut zu speisen, — meinte endlich Giltwerling, nachdem allerhand Nachtsüßke zum Besten gegeben waren; es ist nicht zu läugnen, daß die Nacht bei solchen, wenn auch erklärlichen und zufälligen Ereignissen stets einen gewissen unheimlichen Druck auf das Menschengemüth ausübt.

Ah was, Druck! — rief Kreideberg. Wenn es keinen anderen Druck gäbe, als diesen, ließ ich gerne alle Gläser zum Henker fahren! Also, frisch noch Einmal! Gefüllt und angestoßen!

Wir schenkten ein.

Noch Einmal! — rief Kreideberg, — Charlotte und ihre Tugend! —

Da sprang ihm das Glas, noch ehe er angehoßen, — und in demselben Augenblicke klopste es stark am Hausthore. Wir fuhrn zusammen, und selbst Kreideberg erbleichte. Jetzt trat ein Aufwärter ein, und meldete, es stehe ein Diener unten aus dem Hause Dülon, der den alten Herrn Ritz überall suche. Er sei von dem Diener seines Sohnes hieher gewiesen worden, und bringe ein Schreiben, das er ihm allein übergeben müsse.

Gewiß wieder der fatale Schutzgeist, — rief Julius, — und der Alte ging rasch hinunter. Wir harreten stumm seiner Rückkehr, — da taumelte er plötzlich, einen offenen, schwarzgeränderten Brief in der Hand, herein, — und sank mit den Worten! „Kinder, — helft mir!“ leblos zu Boden.

Die Anderen eilten ihm zu Hilfe, und ich entriß seiner erstarnten Hand das Billet, das er wahrscheinlich unten gelesen hatte, um uns, da der schwarze Rand Böses andeutete, nicht zu erschrecken. Es war in der That die Handschrift

des Schutzgeistes, und ich laß mit nicht geringem Entsetzen:

„Vater Ritz! Sie sind ein Mann; fassen Sie sich, und geben Sie Ihrem Sohne diese Trzenci nicht tropfenweise, sondern auf Einmal, wie ich und Sie sie erhielten. Charlotte ist fort. Man hat zum Lord geschickt; er ist Schlag eils Uhr abgereist, Niemand weiß, wohin. Wahrscheinlich ist Charlotte mit ihm entflohen. Madame Dülon ist todt. Ein Nervenschlag hat ihrem Leben so eben ein Ende gemacht. Sein Sie Amaliens Vater. Sie ist nun eine Schwester, und Mutterlose Waife, die Niemanden hat, als Gott und Sie.

Haus Dülon.

Mitternacht.“





Schneider Kitz.



Schneider Kitz.

Das

Buch des Jahrhunderts.

Von

Mar. Langenschwarz.

Dritter Band.

Leipzig, 1842.

Verlag von Heinrich Franke.



Erstes Capitel.

Rig will Redacteur werden. Er erhält eine Schwester. Gesellschaft bei Thiers. Ein moderner Minister und sein Portrait als neufränkisches Mäster. —

Madame Dülon schlummerte bereits seit acht Tagen auf *père à Chaise* an der Seite ihres, neun Jahre zuvor dahin gebrachten Vatten. Von Charlotten, die soviel Geld und Pretiosen, als ihr zu Gebote standen, mitgenommen, war nirgends und eben so wenig als vom Lord eine Spur zu entdecken. Ihnen den Zustand des alten Rig und seines Sohnes beschreiben zu wollen, werden Sie

mir nicht zumuthen. Julius fuhr drei Tage nacheinander nach Fontainebleau, aber die angegebene Baronesse hatte Charlotten nicht zu sehen bekommen. Endlich setzte er bei der geheimen Polizei zehntausend Franken auf die Entdeckung des Lords aus, aber gleichfalls ohne Erfolg. Ganz Paris sprach einige Wochen lang von diesem Vorfalle, und die Blätter, welche dort obnehin den schönen Grundsatz gegen In- und Ausländer hegen: il faut faire marcher le talent, und die ja alle recht gut wußten, daß Cabale den Sänger gestürzt, schwiegen ganz von jenem Abende, und ehrten so die dreifache Trauer des Armen. --

Unser geschlossener, dreijähriger Contract war natürlich durch Charlottens Fall von selbst aufgelöst, aber trotz dem beschloß Julius, seine Standesversuche fortzusetzen, um mindestens seinen Vater zu überzeugen. Erst zwei Wochen nach dem schrecklichen Vorfalle, binnen welcher Zeit der Alte ernstlich und schwer erkrankt war, fand ich Julius etwas minder gebeugt. Auch war es nun Amalie, welche nicht vom Lager des Alten wich, und

indem sie ihren eigenen Niesenschmerz unterdrückte. Beiden ein führender Engel wurde: — Anfangs wollte ich gleichfalls Paris verlassen, aber Julius, dem es von Hähnchen verrathen ward, nöthigte mich zu bleiben. —

Wollen auch Sie mich verlassen? — sprach er, — jetzt, da ich auf meinen brüderlichen Freund mehr als je zählen muß? Kommen Sie vielmehr und schließen Sie sich meinem neuen Bunde an. Diesen Morgen hab' ich am Bette meines Vaters mit Amalien den Brüderbund geschlossen. Mein Vater zürnt Ihnen, da er Sie seit seiner Krankheit nicht gesehen hat. Wollen Sie den alten Mann entgelten lassen, was die Unglückliche — er nannte von da an Charlotten niemals anders als in mulhemweise) — an uns Allen verbrach? Amalie schätzt Sie, obschon Sie wider Ihren Willen zu dem traurigen Gange meiner Angelegenheit beitrugen, und auch mein Vater liebt Sie wie einen Sohn — Kommen Sie zu ihm, — aber sprechen Sie nicht von der Unglücklichen mit ihm, da der Arzt dies als ein Haupthilfsmittel zu seiner Ge-

nesung erkannte. — Sie ist todt für uns Alle; — ich werde sie nie, — nie vergessen, aber ich denke mir sie an der Seite ihrer Mutter, und beweine sie, wenn ich allein bin, wie eine lebendig Begrabene.

Als wir zum Alten hinkamen, erkannte ich ihn nicht wieder. Er hatte das Bette seit zwei Tage verlassen, war aber noch unfähig zu gehen, und er behielt überhaupt seit jener Zeit eine Schwäche, die sich nicht wieder verlor, und wahrscheinlich seine Tage bedeutend abkürzen wird. — Amalie fand ich in tiefster Trauer und zwar sehr gramgebeugt, aber die natürliche Höflichkeit ihrer Gesichtszüge ließ die äußere Einwirkung ihres Schmerzes minder bemerken. Sie wohnte seit demselben Tage ganz in dem Hause des Alten, der sie seine Tochter nannte, und sich wahrscheinlich nie mehr von ihr getrennt hätte, wenn nicht die spätere, sonderbare Wendung der Dinge diese Trennung nothwendig gemacht hätte. Dr. Geddebein, der ihn behandelte, erschien bald nach mir, und auch Kreideberg, der den Kranken mit pflegen half und

mehre Nächte bei ihm gewacht hatte, trat kurz nachher ein.

Ah! — rief er, mich erblickend, — hat man den Herrn Deserteur wieder eingebracht? Psui, schämen Sie sich! Uns wie eine gewaschene Kage über's Dach laufen zu wollen!

Erlauben Sie, sprach ich. —

Gehn Sie zum Henker mit Ihrem „Erlauben Sie,“ Sie sind schuldig, damit Punktum. Die komischen Deutschen mit ihrem ewigen „Erlauben Sie!“ Man erlaubt ihnen nie das Geringste, und doch können sie's nicht lassen.

Die Herren Franzosen geizen auch nicht mit ihrem „permettez!“ versetzte ich.

Das ist etwas ganz anderes, meinte Kreideberg. Die pflegens gewöhnlich anzubringen, wenn sie den Fisch bereits im Netze haben. „Vous me permettez!“ sagte Napoleon leise in der Kirche zum Erzbischofe, nachdem er sich die Kaiserkrone bereits selbst aufgesetzt hatte. Aber Scherz bei Seite, Sie durften ja schon darum nicht fort, weil Julius entschlossen ist, sich Ihre Vormund-

schaft freiwillig noch einige Zeit gefallen zu lassen. Ich habe mir freilich gestern erlaubt, Ihnen in's Handwerk zu pfuschen, und ihm einen Vorschlag gemacht, der gar nicht so übel sein dürfte.

Und der wäre? —

Die Redaction einer monströsen neuen Zeitung zu übernehmen, zum Beispiel „la Civilisation“ oder „l'esprit moderne“ und dergleichen.

Om! — versetzte ich, — damit wäre ich durchaus nicht unzufrieden.

Und ich gewiß nicht, — fügte der alte Kitz hin u. Dies wäre doch endlich Einmal ein Weg, der sich für seine Studien und Kenntnisse schickte.

Wenn ich ratben dürfte, meinte Amalie, — so ließe mein Herr Bruder die Hand davon. Er wird sich mit seiner Denkungsart nur neue Unannehmlichkeiten bereiten, denn eine Zeitung, deren Farbe käuflich ist, wird er nicht schreiben wollen, und eine völlig selbstständige wird in unserer Zeit in Europa ohne Abonnenten bleiben. Wenigstens müßte er bei irgend einer Partei den modellirenden

oder conversativen Speichellecker machen, und dazu hat er bestimmt nicht Lust.

Es wird sich wohl ein Ausweg finden, — meinte der Alte.

Nein! erwiderte Amalie entschieden. — Wahre politische Selbstständigkeit ist bei einem europäischen Redacteur unserer Zeit fast rein unmöglich geworden. Ueberblicken Sie einmal unsere oder fremde Blätter von allen Stellungen und Farben. Oder halten Sie etwa selbst Blätter, wie unsern gepriesenen „National“ für moralisch-selbstständig? — Erst hegt er den Vöbel auf, wirft den Brand in die Seele der Gemeinheit, stößt sie so lange mit der Nase moralisch auf's Nordmesser der Selbsthilfe, bis sie es ergreift, und mißlingt der Wurf, und die Herren Fieschis sind festgenommen, dann erhalten diese in demselben Blatte die Ehrentitel: „ces misérables“ — „ces Vagabonds“ — „ces hommes perdus“ — „ces monstres“ — und was dann dergleichen sogenannte „feierliche Abwehr.“ Ausdrücke mehr sind. Ich sage Ihnen, der heutige National kriecht und leckt eben so gut bei

Parteien verschiedener Farbe als es die *Gazette de France* bei ihrer Carlistischen thut. Geld, — Geld ist jetzt der *nervus* — Geld ist die *opinion politique*, — alles Andere ist gemeine Heuchelei.

Oh Hähnchen! Hähnchen! wie Recht hast Du! — seufzte Kreideberg.

Aber, ein Versuch ließe sich immer machen, — sagte der Alte. Wenigstens ist ein solcher nicht so gefährlich, als der verunglückte theatralische.

Aber kostspieliger ist er, — versetzte Amalie.
I nun, — rief Julius, — würde ich arm dabei, so wäre mir ja gerade geholfen. Meine Profession bleibt mir immer.

Wenn Sie diesen Gedanken nicht aus den Augen verlieren wollen, — sprach Amalie, so will ich mich gegen einen Versuch nicht weiter stemmen.

Lapp! — rief Kreideberg, — schlagen Sie ein, Julius.

Wie können Sie noch zweifeln? versetzte Julius. Sie sollen sehen, daß Sie sich in mir nicht geirrt haben! — — —

Die Mittel waren da; — die nöthige Caution konnte sogleich geleistet werden, und es dauerte nicht acht Tage, so hatten sich Actionäre gefunden, und das neue Journal „la Civilisation“ sollte in's Leben treten. Eine Redactionswohnung wurde gemiethet, die Büreaux waren hergerichtet, und es fehlte nichts, als die Ausgabe der ersten Nummer. Da man Julius im Ministerium noch sehr gut von seinem Examen her kannte, und voraussah, daß er sich sehr bald einen großen Anhängerkreis durch seinen Geist und seine Grundsätze verschaffen würde, so war es natürlich, daß man von hoher Seite ihm alle Aufmerksamkeit zuwandte, namentlich, da gerade aller Augen auf den neuen Gang des Ministeriums Thiers gerichtet waren. Kaum hatte dieser Günstling des Zufalls und der politischen Machination das so heißgeliebte Portefeuille wieder übernommen, so warf er seine Blicke auf das neu zu organisirende Journal, und Julius erhielt eines Morgens zu seiner nicht geringen Verwunderung eine sehr schmeichelhafte Einladung von Seite des Conseilpräsidenten zu einer Soirée, in

welchem, hieß es, „viele der ausgezeichnetsten Männer der Gegenwart sich mit ihm über sein Unternehmen freundschaftlichst zu unterhalten wünschten.“ — Dies war freilich merkwürdig, wenn man es mit jenem so frisch in Aller Erinnerung noch lebenden Vorfalle im Opernhause vergleicht. Allein, in Frankreich fallen alle socialen und civilen Bedentlichkeiten weg, sobald es sich von der zu befürchtenden Popularität eines neuen Journalisten handelt. In einem Lande, wo einzig und allein die Capazität und die durch sie momentan errungene Stellung entscheidet, verschwindet aller Begriff zwischen gestern und heute, sobald der unbedeutende Mann von gestern die Gelegenheit findet, oder zu benutzen versteht, ein bedeutender Mann von heute zu sein.

„In Ihrem deutschen Vaterlande,“ — sagte Julius, als ich ihm später davon sprach — „ist der Journalismus in den Augen der Macht größtentheils zur politischen Farce herabgesunken, — in Frankreich ist er meist der Hebel zur Vernichtung der politischen Farce; und stellt sich ein ernstler,

durch Wissen, Grundsatz und Studium geltender Kopf an die Spitze eines journalistischen Unternehmers, so wird er, wenn es noch dazu evident ist, daß die Sache an keinen pekuniären Lücken zu scheitern Gefahr läuft, von Stunde an als Mithebel am politischen Staatsgebäude betrachtet, und hätte er noch Tages zuvor unter dem Galgen gestanden.“ —

Einen Beweis hierzu lieferte freilich die berücksichtigte Geschichte des Herrn Girardin und Andrer, und vor den colossalen Sprung des Herrn Thiers aus dem Bureau der Gallerie Montesquieu an die Spitze des Ministeriums genauer betrachtet, muß auf der einen Seite ebenso wohl die unvergleichlichen Institutionen eines monarchischen Staates verehren, wo die Macht des Geistes der einzige Geleitsbrief zu Rang und Ehre ist, als er auf der andern Seite über ein Verhältniß staunen muß, welches den, wenige Tage zuvor geküßten Schauspieler, sobald ihn Lust, Talent und Mittel an die Spitze eines politischen Blattes stellen, in die Nähe eines Thiers rufen, der, — wie Julius meinte, — mit eben so wenig

Scheu einen Straßen-Akteur in den Champs Elysées abgeben würde, als er, durch geschickte Manöver in's Conseil verjagt, dieses Conseil zur politischen Comédie umgestaltete.

Julius barg seine Abneigung gegen die erhaltene Einladung nicht; da ich ihm aber versprach, mich von ihm einführen zu lassen, und uns einen interessanten Abend prophezeite, so nahm er sie endlich an. Als wir zur festgesetzten Zeit hinfuhren, fanden wir die glänzend erleuchteten und decorirten Salons bereits angefüllt mit den Anhängern des Herrn Thiers; auch fanden wir verschiedene Diplomaten und Gesandte, einige Fremde von Rang oder Gelehrsamkeit und verschiedene Banquiers, denen der Schlüssel zum Geldmarkte die Thore zu Herrn Thiers geöffnet hatte. — Julius wurde von Legrem sehr zuvorkommend aufgenommen, und ihm schon nach wenigen Minuten während ihn der Minister in eine Fensternische zog, gerade heraus zu versprechen gegeben, daß man sein Journal im gegenwärtigen Augenblicke als ein wichtiges Geschenk des Zufalls betrachte, und er

Julius, wenn er, seine Farbe dem neuen Standpunkte des Cabinets zuwenden würde,“ alle Gelegenheit finden dürfte, sich zu einer bedeutenden Stellung emporzuschwingen. Julius, der es, wie ich schon längere Zeit wußte, mehr mit der Gegenpartei hielt, bemerkte die wahre Absicht seines vorgeblichen Gönners sogleich, und da er hier nicht beleidigend gegen ihn auftreten mochte, so wich er so geschickt aus, daß er sich zwar zu nichts verband, aber dem Minister anscheinend Hoffnung gelassen ward, keinen directen Gegner seiner Stellung in dem jungen Manne zu erhalten. Daß jedoch diese erzwungene Zurückhaltung nicht lange dauern würde, sah ich leicht voraus; Julius war der geringsten Heuchelei unfähig, und nur eines kleinen Impulses bedurfte es, um ihn, wie wir sogleich sehen werden, aus seiner halbdiplomatischen Stellung herauszutreten zu lassen.

Die Unterhaltung wurde bald animirt. Sie bewegte sich jedoch Anfangs in den Grenzen gegenseitiger Höflichkeit, und so lange sie so glatt abging bot sie, namentlich im Gebiete der Politik, wenig

Vikantens. Man versammelte sich aber nicht in einem der Nebenzimmer zu einem kleinern, verengten Birkel, der eine Art von politischer Elite in der socialen bildete, und zu dem Julius fast wider seinen Willen sich gezogen fand. Da Herr Thiers sich lange mit ihm allein unterhalten hatte, so war die Aufmerksamkeit in doppeltem Grade ihm zugewendet worden, und theils die Neugierde, theils auch vielleicht der Spott von Einigen, welche noch immer den durchgefallenen Sänger in ihm erblickten, und seiner politischen Carrière wenig Zutrauen schenkten, bewirkten es nach mancherlei Versuchen und Wendungen, daß der junge Mann gesprächiger ward, als er es Anfangs im Sinne hatte. Einige Aeußerungen, die ihm jetzt unwillkürlich entschlüpfen, waren jedoch ganz dazu geeignet, den Spott in hohen Ernst gegen ihn zu verwandeln, und als Herr Thiers eine etwas ironische Bemerkung über Lamartine, den Julius ungemein verehrte, entsuhr, fiel plötzlich die ohnehin erzwungene Schranke, welche den leicht Erregbaren von seinem gewöhnlichen Sichgehenlassen

zurückgehalten hatte. Er nahm ohne alle Scheu und sehr entschieden Partei für Lamartine, und da einer der wärmsten Anhänger des neuen Conseilpräsidenten sich deshalb um so stärker opponirte, wurde, was ich eben so sehr gewünscht als befürchtet, die Debatte äußerst lebhaft.

Ich stehe bis jetzt glücklicherweise in keinem abhängigen Verhältnisse zu irgend Jemand von Ihnen, — versetzte Julius, und hoffe, daß es mir erlaubt ist, den Character eines Mannes zu vertheidigen, welchen ich den Stolz unserer Literatur und die Bieder unserer Kammern nenne. Lamartine ist ein Mensch im vollen Sinne des Wortes und ein Mann von Ehre in allen seinen Grundsätzen. Wer von Ihnen, meine Herrn, wagt es, ihm eine geringere Stelle, als dem Ersten unter uns anzuweisen?

Thiers süßte den Stich, — aber er lächelte und versetzte: „Da Sie mein Gast sind, so erlaube ich Ihnen, Ihre Grundsätze völlig ungehindert auszusprechen. Wir werden uns hier nichts übel nehmen.“ —

Aus dieser Erlaubniß, — erwiderte Julius, — scheint mir hervorzugehen, daß Sie überhaupt von meinen Grundsätzen unterrichtet zu sein wünschen, und da ich, offen gestanden, viel zu ungeschickt bin, um meine Gesinnungen aus Furcht vor Nachtheil mit dem Mantel der Heuchelei zu bedecken, so wissen Sie, mein Herr Thiers, daß ich es durchaus mit Lamartine, keinesweges aber mit Ihren eigenen Handlungen halte.

Alles erschrock und sah sich an bei dieser kühnen Aeußerung. Ich winkte ihm, so gut es ging, — aber er schien es nicht zu bemerken.

Sie erklären sich nicht einverstanden mit meinen Handlungen? fragte Thiers: das ist frei, — sehr frei, ich gestehe es. Aber es ist dies eine Eigenschaft, die ich zu schätzen weiß, und ich bitte Sie, sich näher zu erklären.

Ich will Ihnen nicht zu nahe treten, Herr Minister. — — —

Oh, ich bin gewohnt, daß man mir so nahe als möglich tritt! Reden Sie ohne Scheu.

Das kann ich, wenn man es durchaus wünscht. Sie schienen vorhin Herrn Lamartine auf eine Stufe placiren zu wollen, die seiner nicht würdig wäre. Sie nannten ihn einen Kleinigkeitskrämer. —

I nun, — versetzte Thiers — da Sie die Verhältnisse genau zu kennen scheinen, so bedürfen Sie zu dieser Bezeichnung keines Commentars. Herr Lamartine steigt, indem er sich den Anschein eines Höhepunktes gibt, so tief in's Feld der Bagatellen hinab, als immer möglich. Bei den Debatten über die Colonien vertritt er die Sklaven; ist von der Neger-Conversion die Rede, so ist es der kleine Rentier, dessen er sich annimmt; die Douanenverhandlungen führten ihn in die Hütten, der armen Bauern, und handelt es sich von der Macht, so sind es die Schwachen und Bettler, die er verteidigt. Unter dem Mantel des Christenthums spielt er den Vater der sogenannten Unterdrückten, und indem er ihren Weichhüter macht, wandert er auf einen leeren Raum zu, in dem er blind herumtappt, ohne eigentlich zu wissen, wohin

er zu gehen gedenkt. Das nenn' ich Kleinigkeitsfrämerei. —

Und ich, — versetzte Julius, — nenne es den Weg eines Mannes von Würde, der außer seinem eignen Wohl auch das seiner Mitmenschen begreift. Wenn Sie aber die Absicht derer, welche die Verhältnisse des Elendes, der Armuth und der Unterdrückung unter ihrem wahren Namen erscheinen lassen, ziellos nennen; — wenn Sie, Herr Minister, jenen Mantel des Christenthumes, hinter dem Mantel Ihrer eigenen Politik verschwinden lassen wollen, und zwar da, wo die Pesseren und Besten unserer gesunkenen Zeit noch so viel Ehre, Muth und Gefühl besitzen, um die fast gänzlich vernichtete, durch colossalen Stumpfsinn getödteten Theilnahme der sogenannten bevorrechteten Classe auf ihre elenden Mitmenschen herabzulassen; — wenn Sie da einen leeren Raum und ein endloses Herumtappen sehen, wo ein ächtes Menschenherz, wie Lamartine, aus der Höhe jesuitischer und leerer Scheinheißigkeit, die gewisse Regierungs- und Ministerialspekulanten la force gouvernementale zu

nennen belieben, in die Tiefe des unverhüllten und unzuverhüllenden Elendes hilfesfordernd hinabzu-
steigen wagte, — dann frage ich Sie, Herr Thiers,
welches denn eigentlich Ihr Ziel, Ihr Zweck,
Ihr directes Resultat, Ihre Menschenwohl be-
fördernde Absicht und Ihre Grundsatz-Offenbarung
ist? In der That nöthigte Sie mich, Ihnen hier
in Gegenwart aller Ihrer Anhänger und Freunde
eine runde und nette Frage zu stellen, um deren
eben so runde Beantwortung ich Sie mit der gan-
zen Freimüthigkeit eines Franzosen ersuche. Ich
habe nemlich Ihre Laufbahn genau durchgegangen
und fern von aller Nebenabsicht geprüft, ohne im
Geringsten dahinter gekommen zu sein, was Sie
als Minister und als sogenannter Staatsmann
denn eigentlich wollen. Sagen Sie mir, wenn
Sie selbst dies im Stande sind, — welches End-
resultat bezwecken Sie denn eigentlich mit Ihren
Handlungen? —

Herr Thiers entfärbte sich bei dieser Frage,
und versetzte nach einigem Bögem, während Stau-
nen und Verlegenheit sich in den Mienen seiner

Berehrter malte: — „Wäre hier der Ort, vor einem so jungen Manne meine Beichte abzulegen so würde ich Ihnen sehr kurz und genügend Auskunft geben können.

Gut! — versetzte Julius ruhig — also denken Sie, es könnte irgendwo einen Ort geben, wo Sie mich dieser Beichte für würdig hielten? Ich, als Franzose, finde jeden Fleck auf französischem Boden geeignet, die Offenbarungen eines Mannes zu vernehmen, den das Vertrauen eines französischen Monarchen an denjenigen Platz stellte, von welchem aus es Ihre heiligste Pflicht ist, auch den Geringssten in der Nation wissen zu lassen, was Sie als Vertreter der Regierungsinteressen beabsichtigen. Ich glaube daher auf einen Augenblick die Regeln der leeren Etikette bei Seite setzen zu dürfen, und fordre Sie, weil Sie mich dazu brachten und gewissermassen befugten, im Namen der Ehre Frankreichs auf, mir die kurze und genügende Auskunft gleich hier zu ertheilen.

Das ist zu kühn! — rief ein dünner, hoch-

beiniger Gesandtschaftssekretär; das geht zu weit!
Ha! hm! — —

Wenn Sie ein Recht haben, sich beleidigt zu fühlen, — sprach Julius, sich zu dem Bemerkter wendend, — so steht es Ihnen frei, die Partei Seiner Excellenz mir gegenüber zu vertreten. Da dies aber ohne Zweifel nicht Ihre reelle Absicht ist, so muß ich schon bitten, mir zu erlauben, daß ich dasjenige gleich hier ausspreche, was ich ohnehin in einigen Tagen öffentlich ausgesprochen hätte. Ich will es Ihnen sagen, Herr Minister, was Sie eigentlich bezwecken, denn da Sie sogar das abgetretene Ministerium vom 11ten Oktober plötzlich verlassen haben, um einen selbstständigen 22sten Februar zu bilden, so gaben Sie zu verstehen, daß Sie allein und kampfgerüstet Ihren alten und neuen Gegnern gegenüberzutreten wünschten. Vor Allem genehmigen Sie daher mein offenherziges Geständniß, daß ich nicht zu Ihren Anhängern gehöre. — — —

Mein Gott! Sie werden doch nicht — —
rief ich erschrocken. —

Doch, — versetzte Julius; — ich werde reden, da diese Gelegenheit eines vis - à - vis vor so vielen Zeugen für mich nicht so bald wiederkehren dürfte. Nur, wenn man mir durchaus befehlen sollte, die Rücksichten eines geladenen Gastes zu beobachten, würde ich zur Pflicht des Schweigens zurückkehren.

Das wäre kleinlich von meiner Seite — versetzte der Minister; — nun gerade muß ich Sie bitten, zu reden. Es kann mir nur lieb sein, mich von einem so freimüthigen Gegner beurtheilt zu wissen.

Das heißt, — versetzte Julius, — Sie sind nun neugierig geworden, mich genauer zu durchschauen, um nöthigenfalls Ihre Schritte einleiten zu können; — ich verstehe Sie sehr wohl, finde aber Ihre Neugier durch Ihre Stellung gerechtfertigt. Erfahren Sie also von mir, daß Ihre ganze Absicht keine andere ist, als die eines vollendeten Egoisten, dem das eigentliche Geschick seiner Mitmenschen überall da gleichgültig ist, wo er

selbst sich seiner errungenen Stellung für höher halten darf.

Das ist eine reine Anklage, — eine Beleidigung! — rief der Gesandtschafts-Sekretär; — ha! —

Nicht doch — fiel Thiers ein; — es ist mir bloß etwas dunkel.

Sie sollen Nicht haben, — sprach Julius, dem dünnen Secretär einen Blick zuwerfend, der ihm die Angst bis unter die steife Cravatte trieb. — Ich will Ihnen, Herr Minister, ein Portrait des Herrn Thiers schenken. — Als Sie zum Erstenmale an die Aufmerksamkeit der sogenannten öffentlichen Meinung appellirten, — das heißt, als Sie Ihre Geschichte der französischen Revolution schrieben, da bewiesen Sie schon Ihren innersten und Hauptgrundsatz, es soviel als möglich mit allen Parteien zu halten, und es, um Ihrer Sucht nach einer späteren höheren Stellung nicht zu schaden, mit keiner zu verderben. Sie wußten damals noch nicht, welche von den mächtigeren Parteien die Oberhand behalten würde, aber, indem Sie es mit

Allen zu halten suchten, verdarben Sie es mit Allen, und nimmermehr stünden Sie an Ihrem jetzigen Plage, wenn nicht eben der Umstand, daß Sie sich als fähig gezeigt hatten, allen zufälligen Wendungen anzugehören, und sich mit dem Maße der Begebenheiten umzudrehen, in einem Augenblick der Gefahr und Verlegenheit auf Sie hingewiesen hätte. — Kein Mensch, — dies zeigte schon jenes Werk, — verstand es so, wie Sie, Republikaner mit Republikanern, constitutionell mit den Constitutionellen, absolutistisch mit den Absolutisten zu sein; Ihre durchaus unverwandelte Neigung war von Anfang an, es jedesmal mit demjenigen zu halten, welchem der Moment die Macht verliehen, und derjenige, welcher einen Gehilfen zu Gunsten der Macht, sie mochte von was immer für Farbe sein, gebrauchte, konnte mit Gewißheit auf Ihren Beistand zählen. Dies erklärt Ihren Uebergang zum National, zu einer Zeit, wo die Republik die Möglichkeit des Insichentretens aufdämmern ließ; — dies erklärt aber auch, warum Sie plötzlich in diesem National monarchisch wur-

den, als die Monarchie fester auftauchte; dies erklärt Ihren Sprung auf die Seite der Krone vom 7ten August, als jene republikanische Dämmerung vollends in Nacht überging; dies erklärt, wie Sie unter Laffitte Generalsecretair der Finanzen sein konnten, aber, sobald Perier sich gegen ihn stellte, Ihren Wohlthäter Laffitte mit Füßen traten, um sich dem Widerstande unter Perier anzuschließen; es erklärt Ihren Beitritt zu den Septembereusekten, als der reichste und mächtigste Theil der Kammer sich für das Remedium der intumescation geneigt zeigte; es erklärt Ihren Bund mit den Herren von Broglie und Guizot, als die Doctrine das Uebergewicht erhielt, — und endlich erklärt es Ihr isolirtes alleiniges Eigenbleiben im Cabinet, als die Macht der reinen und unverschleierten Charte den Sieg über Ihre, bis zu jenem Tage von Ihnen so zärtlich umarmte Freundin „Doctrine“ davon trug; Sie ließen von Stund an diese einst vergötterte Freundin und Allire ihren Sitz auf der Bank der Minister verlassen, und schienen sie nicht mehr zu kennen, da man Ihre,

der neuen Gewalt unter Thränen der Anhänglichkeit gebotene Hand nicht zurückschies: — ja, dies Alles wurde mir erklären, daß Sie läbig wären, Ihre Hand selbst nach Petersburg zärtlich hinzu-
strecken, wenn es jemals möglich wäre, daß Petersburg eine momentane Gewalt gegen Ihre Stellung zu üben vermöchte.

Euer, lächelte Thiers gezwungen, — würde ich Sie als Kaiser von Rußland begrüßen, ehe dies geschähe. Mir scheint, Sie haben ein Büchlein in die Sybillinischen Bücher, oder in die des Wahrsagers Coctes geblickt, — aber, in der That, Sie fangen an, mich wahrhaft zu interessieren! — Sie sind fast zum verzweifeln, aber mein Interesse für Sie entschuldigt Alles. —

So schmeichelehaft mir dies ist, — erwiderte Julius, — so ist doch mein Interesse für Eure Excellenz gewiß um vieles größer, denn es kann für mich nichts Interessanteres geben, als das Studium eines Mannes, dessen Namen man nicht nennen kann, ohne dabei den Begriff „Interesse“ mit zu verflechten.

Dieser Calembourg schien den Minister nicht zu berühren, aber er biß sich in die Lippen.

Alle Ihre berühmteren Collegen, fuhr Julius fort, wußten doch wenigstens einigermaßen, was sie wollten; sie hatten eine Art von Consequenz, einen ziemlich durchdachten Weg, eine Art von Endziel, mithin einen gewissen politischen Character, der sie unserer Achtung nicht unwerth zeigte, denn wir können zwar jede uns entgegengesetzte Meinung ablehnen, oder verwerfen, nicht aber die sie vertretende Person mißachten, sobald sie eine feste Ueberzeugung durch consequentes Festhalten bekundet. So adoptirten die Herren von Broglie und Guizot die Doctrine, Herr Perier das *just milieu*, Herr Garrel die materielle Republik, Herr Lamenaïs, wenn ich so sagen dürfte, die transcendente Republik, Herr von Billie und Herr von Blacas den Bourbonismus, Herr Laffitte und Herr Odilon Barrot die ungefesselte, reine Verfassung, Herr Chateaubriand die monarchisch-ge-
fesselte Verfassung, — kurz, alle diese und andere Männer von Bedeutung und Einwirkung hatten

ihren kennbaren Fäden, an dem sie ließen, und den sie, als er abgerissen wurde, nicht an fremde, ihrer Consequenz entgegengerichtete Fäden anknüpfen. Sie aber, Herr Thiers, haben einen Faden in der Hand, den Sie, er mag reißen wann und wo er immer wolle, zu jeder Stunde beliebig an die Endpunkte anderer Nachsfäden anknüpfen, unbekümmert darum, ob auch die Interessen der Zeit und des Fortschrittes im Stande sind, über diese Knoten hinwegzugleiten, oder ob sie daran hängen bleiben. Vielleicht bildeten Sie sich ein, jenen Interessen eine solche Schlüpfrigkeit verleihen zu können, daß die fatalen Anknüpfungspunkte weniger unter ihnen fühlbar würden, — ich weiß dies nicht; aber um so besser ist mir Ihre eigene Schlüpfrigkeit bekannt. — In Ihrem Revolutions-Werke halten Sie's Anfangs sehr ängstlich und fast lächerlich mit Ludwig XVI, so lange er noch mächtig und fest ist. Sie geben die rein-absolutistischen Mittel an, durch die er sich hätte halten können, und man vermuthet einen Augenblick einen Bourbonisten in Ihnen. Aber, welche

Spiegelfechtere! der Inconsequenz! Indem Sie sich den Anschein zu geben suchten, als versetzten Sie Ihre Phantasie ganz nach jenem Zeitraume zurück, und als gingen Sie Schritt vor Schritt mit Ihren Personagen, ergriffen Sie, — dies war Ihr einziger Zweck, — die bequeme Gelegenheit, sich als mit allen möglichen Arten von Regierungs- und Gewaltheilmitteln vertraut hinzustellen, sich so zu sagen als politisches Comaleon wie ein Wirthshauschild auszuhängen, und dadurch Ihre liebwürthe Person allen denen anzuempfehlen, welche jemals in die Lage kommen dürften, Sie als Nothnagel irgend einer bedrohten Regierungsform gebrauchen zu können. Nachdem in Ihrem Werke Ludwig XVI, guillotiniert ist, lassen Sie ihn fallen, verschwinden, und vertheidigen die Convention, — dann die Republik im Allgemeinen, dann das Directorium, — kurz, Sie sind stets der Hochbewaffnete Portier des momentanen Gewalthabers, und scheinen eigentlich bis jetzt den Plan verfolgt zu haben, zu der Ehre einer Vergleichung mit Talleyrand zu gelangen. Aber, wie himmelweit

sind Sie entfernt, mit diesem Coloss des monarchischen Jesuitismus verglichen werden zu dürfen. Talleyrand war außerordentlich consequent, trotz seiner sprichwörtlich gewordenen Treubrücke, denn er hatte einen entschiedenen Zweck, den er verfolgte, und zu dessen Erlangung alle seine Treubrücke nur Nothmittel waren. Talleyrand war Begründer einer modernen Jesuiten-Politik, welche den Grundsatz zur Norm erhob: Verdienst es mit Keinem, und halt' es mit Deinem! nämlich: mit Deinem, leise und ohne äußeres Geräusch verfolgten Pläne, alle neuen Umgestaltungen wie eben so viele Bogen zu einer politischen Brücke zu betrachten, über welche Du einsetzt den uralten, absolutesten Despotismus triumphirend wieder in's Reich der Europäischen Menschheit zurückführen wirst. — Talleyrand hatte mithin die entschiedenste Consequenz, wenn auch eine miserable, er hatte einen entschiedenen, ihm genau bekannten Endzweck, wenn auch einen unmöglich gewordenen und verwerflichen; er ging jedes Mal mit der aus Ruder gelangten Macht durchaus nur um dieses

geheimen Zweckes Willen, und war dem zu Folge in seiner Art der vollendetste und consequenteste Staatsjesuit, den die neuere Zeit aufzuweisen hat. — Aber Sie!? Lieber Himmel, wie winzig erscheinen Sie in der Nähe jenes Diplomaten, dessen moralische Kleinheit das Größte genannt werden muß, was jemals die Consequenz der politischen Immoralität unseren Augen darbot! — Sie, Herr Thiers, haben durchaus kein anderes, bestimmtes Ziel, als das Wohlergehen Ihrer eignen, lieben Person, und selbst der Ruhm würde Ihnen gleichgiltig sein, wenn Sie nicht dächten, in ihn eine Stütze ihrer mehr zum Erklimmen irgend einer Gewaltstellung zu besitzen. Sie wollen, wünschen und erstreben durchaus nichts anderes, als die Theilnahme oder den Besitz einer augenblicklichen, öffentlichen Macht, gleichviel unter welchem Namen, unter welcher Form und mit welcher Meinungsfahne. Daher ist es doppelt zu verwundern, wenn ein geistreicher Beurtheiler Ihnen vor einigen Jahren alle, auch die leiseste Hoffnung zur Erreichung einer politischen Machtstellung glaubte absprechen

zu müssen. Dieser Beurtheiler, Herr von Cormenin, äußerte: — „Herr Thiers wird niemals die „Stelle eines Ministers bekleiden, denn dazu fehlt „es ihm durchaus an Achtung.“ — Ich werde Ihnen hier nicht sagen, ob Herr von Cormenin ein Recht hatte, seine Prophezeiung so zu basiren, — aber, wenn er sich, wie wir jetzt wissen, arg täuschte, so beweist dies nur, daß er weder Ihren eigentlichen Character, noch den eigentlichen Gang der neuesten Verhältnisse studirt hatte. Ihr Bild, Herr Thiers, ist, — und darum entwerfe ich es hier um so lieber, — der treueste und merkwürdigste Spiegel der politischen Moral unserer Zeit. Das will sagen, daß Sie, weit entfernt, in Ihrem politisch-moralischen Genre als einzig dazustehen, vielmehr nur ein Gattungsbild jener Tausende sind, die sich, wenn auch zum größten Theil unter ärmerer und minder glänzender Außenseite, ganz mit denselben Wünschen, Ansichten und Gesinnungen auf dem politischen Gebiete des neunzehnten Jahrhunderts Macht- und Beutehung trieb umhertreiben. Das Portrait des Herrn

Thiers aushängen, heißt eben so viel, als der Nachwelt einen concentrirten Ueberblick auf die Charte des modern - politischen Zeitcharacters gewähren, — oder eben so viel, als unseren Enkeln ein Muster jenes Egoistenthums aufstellen, welches unsere sociale und politische Gegenwart so diabolisch auszeichnet. Herr von Cormenin hätte wissen sollen, daß ein öffentlicher Character, wie der Ihrige, in einer Zeit, wie die gegenwärtige, nicht lange ohne einflußreiche Stellung bleiben konnte; — wenn Sie von Herrn von Lamartine sagten, daß er in einem leeren Raume ohne Erfolg herumtappe, so muß ich Ihnen bemerken, daß Sie in einem außerordentlich gefüllten Raume und zwar mit dem besten Erfolge sich bewegen. Herr von Lamartine bewegt sich im Raume der unbesleckten Moral und Tugend, und daß dieser gegenwärtig so leer ist, hat Herr Lamartine nicht zu verantworten, Sie aber bewegen sich im Raume des Eigennuzes und der Selbstliebe, und daß dieser jetzt überflüssig bewohnt ist, muß Ihnen zugestanden werden. In diesem letzten Raume konnte es

einem Manne, der an jedem Finger eine andere Regierungsalbe zum Einschmieren auf die Haut der öffentlichen Meinung bereit hat, nicht lange an Einflüsse fehlen. Einem Manne, der noch vor Kurzem im Angesichte Frankreichs mit kühner Stirn zu erklären wagte, „er kenne keine andere Politik, als die des Augenblicks und keine andere Regierungs-Regel, als die des Interesses“ — *), einem solchen Manne mußte mit Sicherheit vorausgesagt werden können, daß der politische Augenblick, in welchem man ihn zur Handhabung jenes „Interesses“ gebrauchen könnte, sich in unseren Tagen sehr bald einstellen würde. Diese Politik des Augenblicks und die Regel des Eigennutzes haben die Septembere Gesetze schon allein bewiesen, und wir brauchen eigentlich keinen anderen Beleg. Als am ersten Februar die Macht gegen die Rentenconversion sprach, waren Sie ohne Weiteres dagegen; kurz darauf schieden Ihre Collegen aus dem Mini-

*) Buchstäbliche Aeußerung des Ministers Thiers zu Anfang Juni 1836.

sterium, weil die Macht für die Conversion war, und Sie ließen Ihre Collegen ruhig fahren, blieben an Ihrem Plage, und sprachen für die Conversion.

Im Jahr 1830 wütheten Sie gegen die Besitzbehauptung Algiers, weil die Macht der Meinung dagegen war; späterhin und noch am 1ten Juni 1836 sprachen Sie wie ein Rasender dafür, weil die Macht der Meinung sich dafür aussprach. Genug, — Sie bildeten von jeher und bis heute nur eine Art von politischer Klette, die sich überall anhing, wo ihr die Welle des momentanen Gewalthabers einen Anhaltspunct bot, und wenn mir jemals Einer die so bekannte Anekdote vom Kopflissen des verwandelten Bauern ins Gedächtniß rief, so sind Sie es. Dieser Kopflissensfürst sind Sie, wie er leibt und lebt! *) Ich

*) Die Anekdote ist ganz dieselbe, wie die von unserem deutschen betrunkenen Bauer, den ein Gutsherr am Wege findet, ihn nach dem Schlosse auf ein kostbares Bett bringen läßt, und ihn beim Erwachen glauben macht, er, der Bauer, sei der Kronprinz. Die Franz

kenne zwar sehr wohl Ihre Ueberredungsgabe, ich weiß, was Sie über die Gemüther vermögen, wenn Sie ernstlich den Mund öffnen, um mit Ihrer herzumstrickenden, freundlichen, gewissermaßen mit allen Ihren Hörern Cameradschaft schließenden Rednergabe etwas zu beweisen, was im Grunde nicht zu beweisen ist, aber geglaubt werden muß, sobald Sie Ihre Hypothesen und Scheinüberzeugungen Mann für Mann im Gewande der weichsten Rührung und Theilnahme aufmarschiren lassen; — ich weiß wohl, was Ihre Zunge vermag, wenn Sie Ihren Hörern überzuckerte rhetorische Pillen auf modern-politischen Sammkissen als unumgängliche Heilmittel präsentiren. Wir hatten ja genug Beispiele hiervon, und wissen, wie leicht Sie die schwachen Verstandespfiler einer gewissen Men-

gelen fügen aber noch hinzu, daß, als man den Bauer wieder im Schlafe an die Landstraße zurückgebracht, und er dort beim Erwachen sich wieder als Bauer erblickte, er fortwährend ausgerufen habe: „Gebet mir ein Kopfkissen! Ein fürstliches Kopfkissen! ich will mich ins Schloß träumen!“

schenclasse niederreißen, die, zu träge und bequem, um selbst zu denken, Ihnen schon darum mit geneigten Ohren zuhört, weil Sie sich gleich einem rhetorischen Rechnungsfaulenzler in die Herzen zu schleichen wissen, um Jene des so lästigen Denkens zu überheben. Aber, ich frage Sie, hat es nicht in allen Jahrhunderten Redner gegeben, die im Stande waren, das Erbärmlichste als heilsam und das Fluchwürdige als consequent und segentlich darzustellen?

Sie werden sehr anzüglich, — fiel Thiers ein.

Weiß nicht schon, — fuhr Julius ruhig fort, — das sechste Jahrhundert jenen Hermenopolus auf, der es wagte, die byzantinisch christliche Mörder- und Blut-Inquisition als eine „Anstalt zum Besten der Armen, Wittwen und Waisen“ anzurühmen? Und war es nicht etwa auf Anrathen dieser heilig christlichen Inquisition, daß Justinian sogar seine eigenen Unterthanen schaarweise gegen Geld an die Feinde des Reiches verkaufte, sobald er den Wittwen und Waisen

nichts nehmen konnte? *) — Wollen Sie überreden, bloß weil Sie reden? Wollen Sie Ihre Handlungen durch Phrasen zudecken? Cincinnatus, Curtius, Fabricius, Marcellus, Scipio und viele Andere haben gehandelt, ohne viel zu reden; waren sie darum minder wahrhaft große und ächte Menschen? — Cäsar sprach viel, aber in demselben Augenblicke, in welchem er seine Anhänglichkeit an die Republik betheuerte, ließ er sich vor Aller Augen durch Antonius unter dem Vorwande eines Festspiels ein Diadem an die Stirne heften. Oder, haben Sie etwa nicht aus dem bis zur persönlichen Wuth gegen Ihre Feinde gesteigerten System de la résistance, das Perier mit so edler Absicht eingeletet, ein System de l'oppression geformt, während Ihnen die weichsten und rührend-

*) Johannes von Antiochien, Agathias und Johannes von Siculus spielen hierauf bloß an; aber sogar Evagrius sagt I. 4 Capitel 29.: ὁ δὲ Ἰουλιανὸς ἡμῶν χρηματίζων ἀπ' αὐτοῦ, καὶ τῶν ἀλλοτρίων οὕτως λευκαῶς ἐραστής, ὡς καὶ τὰ ὑπάρχοντα ἀπαν χρημολογεῖται, u. s. w.

ßen Ausdrücke der Unlänglichkeit an die Interessen der Nation entströmten? Ja! haben Sie nicht helle Thränen geweint, während Sie die schrecklichen Ereignisse der rue Transnonain vertheidigten? Was bezeichnete Sie damals mehr, — Ihre Thräne, oder Ihre Vertheidigung? Antworten Sie mir, widerlegen Sie mich, dann sollen Sie auch meine Vertheidigung hören. —

Sie scheinen mich mit der Canap'-Gesellschaft *) verwechseln zu wollen, — fiel Herr Thiers, abermals die Farbe wechselnd, ein.

*) Ich muß meine Leser kurz mit dem Entstehen der sogenannten Doctrinäre bekannt machen. Im Jahre 1817 ließ Royer-Collard, indem er sich der Mittels classen des Volkes edelmüthig annahm, in einer Sitzung mehrmals die Worte „cette Doctrine“ fallen. Mehrere gegen ihn stehende Deputirte wiederholten das Wort seltzisch, und bald sprachen die Blätter von der Royer-Collard'schen „Doctrine.“ Da zu jener Zeit hauptsächlich die Herren de Serre und de Cazez es mit Royer-Collard hielten, so wurden namentlich diese drei als die ersten „Doctrinäre“ bezeichnet. Camille Jordan erklärte laut, daß diese ganze Doc-

Ich habe Ihnen schon zu verstehen gegeben,
— sagte Julius — daß ich Namen wie Perier
Broglie, Guizot und ihrer gleichgesinnten Kollegen,
darum achten muß, weil sie nach ihrer Ueberzeu-

zune „auf einem Canape bequem Platz
habe,“ und so wurden sie hier und da die Herrn
vom Canapé genannt. Die Doctrinaires geben vor,
sie seien Selectiker, d. h. sie gehörten keiner besondern
(politischen) Secte an, und Casimir Perier überlegte
dies System durch das bekannte „juste milieu“ die
richtige Mittelstraße. Daß aber die Herrn Doctrin-
aires endlich selbst uneinig über ihre Mittelstraße
wurden, ist bekannt. Cassin, Odilon, Barrot und
A. trennten sich frühzeitig ganz von ihnen, und scho-
ben die Mitte mehr in die Nähe der Republik, in-
dem sie sich zugleich scharf von der wirklichen Repu-
blik trennten. Chateaubriand, Cormenin und Andere
suchten die Doctrine zu modifiziren, und schoben sie im
Interesse des Königthums mehr nach diesem hin,
machten sich aber dadurch, daß sie als Halb-Carlisten
auftraten, endlich alle Parteien ohne Ausnahme zu
Feinden. Lamartine, Garnier-Pagès und Viele ihrer
edleren Denkungsart, verwarfen den Namen Doctrine
und juste milieu, ohne irgend eine andere Benennung
dafür in die Welt setzen zu wollen; sie hingen der
reinsten und uneigennützigsten Humanität an, standen

gung, sei sie auch falsch, und mit Consequenz, sei diese auch halbskarrig und schädlich, zu handeln scheinen. Jene Herren nehmen wenigstens das, was sie zu bewirken suchen, auf ihr Gewissen, und bekennen sich für verantwortlich in ihren Be-

aber dadurch sehr bald allein, da in der Kammer keiner jener Unglücklichen und Armen sitzt, dessen Interesse sie vertreten. Würde in Frankreich die Wahlreform zu Stande kommen, und jeder Arme und Unglückliche Stimmrecht erhalten, so würde Lamartine sehr bald der Abgott einer ungeheuren Majorität sein. — Herr von Broglie hat sich aus dem Tempel der Doctrine zu dem Frieden des Indifferentismus zurückbegeben, und so steht gegenwärtig fast nur noch Herr Guizot mit wenig Anhängern, aber mit der Majorität der Reichen und Begüterten, die um Hab und Gut willen natürlich alle Erschütterung hassen, als „Doctrinär“ da. Was Royer-Collard und Perier das System der Doctrine nannten, nemlich „das Mittendurchschreiten zwischen Absolutismus und Republik,“ ist auch noch heute das, was Herr Guizot beharrlich zu verfolgen scheint. Allein, sein unglückliches Noth-Amendement der „Politik des Widerstandes und der Einschüchterung“ sowie die daraus hervorgegangenen, nur allzubekannten Septembereffekte haben ihm die Popularität genommen, und die Masse

Strebnngen; sie nehmen diese Last der Verantwortung mit sich; wenn sie aus einem Ministerium treten, das durch keine Meinungsmaiorität mehr unterstützt ist; sie bleiben nicht, sobald sie sich isolirt finden, und sie nehmen selbst eine Art von Achtung ihrer Feinde mit sich, wenn sie diesen aus Gründen weichen, die als von ihrer Ueberzeugung geboten erscheinen. Aber mit Ihnen ist das anders. Die ehemalige Linke, oder das heutige Centrum, oder die Doctrine, wenn Sie so wollen, hat oft ihren Platz, aber schwerlich ihre eigentlichen Maximen verändert, die im Grunde genommen mehr

der Bürger und des ärmeren Volkes würde jetzt selbst die besten Absichten bei ihm verkennen und verwerfen. Seine Consequenz entschuldigt zwar seine Härte, aber die Septembereese warfen die Doctrine (vielleicht wider Willen?) ganz und gar in die Kategorie der Ordonnangen Carl des X. — obschon darin keine Rede von einer Censur ist. Der Sinn aber entscheidet, nicht das Wortgewand. Uebrigens kann und darf nicht geläugnet werden, daß im September 1835 (als jene Gesetze entstanden) der Zustand der Massen in Frankreich gebieterisch einen Schritt der Exarte erheischte. —

oder minder an Chateaubriand anstreifen und die positive Uebermacht des Königs über die Charte bezwecken, wenn gleich die richtige Mitte von ihnen als Nivellirungsprinzip vorgegeben wird. Der Jesuitismus schlich auch bei ihnen mit unter. Aber im Allgemeinen sind sie fest und beharrlich in ihrem Willen, und das ist von dem betreffenden Standpunkte aus anerkennenswerth. — Sie aber mein Herr Thiers, haben nie ein moralisches, sondern von jeher nur ein numerisches Uebergewicht zu erreichen gestrebt, und da, wo die individuelle Zahl, gleichviel von welcher Meinung, in ein Bundesverhältniß zur Macht trat, durfte man sicher sein, Ihre Person sich anschließen zu sehen, selbst wenn Sie am Nachmittage das hätten verworfen und verläugnen müssen, was Sie noch am Vormittage vertraten und vertheidigten. Ich frage Sie nun, welcher Weg führte direkter zur öffentlichen Achtung, der Ihrige, oder der des Herrn v. Lamartine und seiner Freunde?

Sie halten mir eigentlich eine Lobrede, indem Sie mich tadeln wollen — meinte Thiers; denn

Sie beweisen nichts anderes, als meine Vielseitigkeit, Sie beweisen mir, daß ich fähig war, überall da als Vorbild an die Spitze zu treten, wo die Macht ein solches nöthig hatte, und dafür danke ich Ihnen.

Wenn Sie das ein Vorbild nennen wollen, — versetzte Julius, — so habe ich nichts dagegen, — das heißt, ich habe nichts gegen ein würdiges und edles Vorbild im Allgemeinen. Aber hören Sie, was unser Langenschwarz hier über dies Vorbild äußert, *) und dann antworten Sie mir, ob Sie sich dem gleichstellen dürfen: „die menschliche Phantasie,“ — heißt es, — „ob schon sie gerne unbeschränkt und allein wirkt, duldet doch nichts lieber, als einen erhabenen Anhaltspunkt ihres Strebens, ja sie sehnt sich nach einem solchen und wird um so leichter von ihm ergriffen, je mehr derselbe geeignet ist, ihr Nahrung zur Begeisterung zu bieten. Das Große, das Ueberragende, wenn

*) Siehe „meine Anatomie des Staats, oder Kritik der menschlichen Gesellschaft.“ (St. Gallen, Schönbach.)

es auf der Bahn des Ungewöhnlichen mit sicherem und wohlthuendem Erfolge vorwärts schreitet, fesselt sie unwillkürlich, und zieht sie übermächtig heran zu sich aus ihren alltäglichen Träumereien.

— Die leuchtenden Strahlen eines aufstrebenden Genius, der sie blendet und überrascht durch die kühn-gelungene That, den Alles überflügelnden edlen Geist, die dauernde einflussreiche Schöpfung seines Hochsinnes und seine für Menschenwürde entflammte große Seele bringen mit siegender Zaubergewalt in ihre schimmernde Sphäre, und reißen sie unwiderstehlich zur Weihung und Nachahmung empor. Rechte Größe, wahrer Eifer und unantastbare Reinheit des muthigen und gerechten Gefühls vermögen sie fest und innig zu umschlingen, und in den Gluthen hochaufgeschwungener Begeisterung sie zu Thaten zu entflammen, vor denen sie früher scheu und im Gefühle der Unmacht zurücktrat. Nichts erfasst sie kräftiger, als ein reines Vorbild, das über die gewöhnliche Menschenbahn sich schaffend und wirkend erhebt, und mit der bahnenden Kraft der hinreißenden Wahr-

heit sich eine neue Welt des Ruhmes dahinstellt, wo zuvor nur der alltägliche Gang der schlummernden Zeit in träger Langsamkeit sie ermatten ließ. Nichts bringt sie rascher zur Abwerfung veralteter, schädlicher Gewohnheiten, als der Anblick einer vorausschreitenden Lichtgestalt, die ihr den ungeahnten Pfad der Vervollkommenung eröffnet, und sie im neubetretenen Geleise dem Ziele der erhabenen Seelengröße zuführt; nichts erweckt sie so süße aus Erschlaffung und Unthätigkeit und regt sie zum würdigern Streben an, als der überwiegende Glanz eines Wirkens, das über die erhellte Sphäre der menschlichen Hoheit sich ergießend, den Segen der Aufklärung um sich her verbreitet, und den unssterblichen Schimmer der Wahrheit aus der Tiefe der Zeit auftauchen läßt; das die entfernte Zukunft an die heilige Würde der Gegenwart übermächtig fesselt, und durch die Verbrüderung des Erden mit dem Erhabenen die verderblichen Schläge der Verfinsterung und des Rückschrittes abwendet. Gerne und keine Opfer scheuend, folgt der bessere Mensch dem Rufe, welcher ihm den Lohn seiner

Anstrengungen in einer Quelle zeigt, aus der ihm die innere Beruhigung über das Glück seiner Zukunft entgegenströmt; er entsagt und duldet, wenn er die Zweifel über die Beachtung seiner Ehre und Würde sich entzogen, und den wahren und festen Willen sieht, ihm die gebührende Stellung im Gebiete der Zeit anzuweisen. Er wird sich viele Entbehrungen des Augenblickes ohne Murren gefallen lassen, wenn er aus den Handlungen Solcher, die auf sein Loos einzuwirken haben, die sichere und untrügliche Gewißheit hervorgehen sieht, daß man, weit entfernt, ihn in den Hintergrund zu stellen, sich vielmehr bemüht, ihn in seinem vollen Menschenwerthe geltend zu machen, und daß man Schritte zu thun beabsichtigt, die ihm das gewähren, was das Recht, die Aufklärung, die Ehre und die Wahrheit erheischen. Ihm ist es gleich, welchen Namen das vor ihm ausleuchtende reine Vorbild hat. Aber ächt und rein muß es sein, rein von niedrigem Mafel, rein von Schwäche, Leidenschaft, Aberglauben, Eigennutz, Dünkel und stolzem Wahn. Mit liebender Sehn-

sucht umfaßt er den Strahl des Lichtes, welches ihm in der reinen Neigung eines großen, edlen und gewissenhaften Herzens die Morgendämmerung des innern Friedens verheißt, seine Seele öffnet sich willig, um die verschlossene Perle des Vertrauens hinzugeben, wenn ihm dafür das Element seines Gemüthlebens: die Theilnahme an dem Glücke seines Daseins wird.“ — Nun wagen Sie es wirklich, sich ein solches Vorbild zu nennen?

Sie stellen meine Bescheidenheit auf harte Proben, — lächelte der Minister. Wenn man jedoch den redlichen Willen hat, einem Staate in allen Lagen zu dienen, so muß man, denke ich, sich nicht irre machen lassen von dem Gesumme seiner Gegner, die meist nicht den rechten Begriff von der Macht des Augenblickes haben. — Damit, daß ich es für gut hielt, Einigemale den Mantel nach dem Winde zu hängen, ist noch nicht gesagt, daß ich der Freiheit unwürdig sei, meine Uebersetzung von verschiedenen und scheinbar entgegengesetzten Seiten geltend zu machen. Sie wissen sehr wohl, daß jene Anatomie des Staates auch

auseinandersezt, warum es nicht allein eine Freiheit der Regierten, sondern auch eine Freiheit der Regierenden geben müsse, bei deren Anwendung nicht Jeder, der da meint, ein moderner Socrates zu sein, sie zu tadeln berechtigt ist. *).

Es ergözt mich nicht wenig, — sprach Julius, daß gerade Sie mir diese Stelle citiren. Wenn Sie sich ruhig die Hand auf's Herz legen, und sich mit freiem Gewissen sagen können, daß jener Ausspruch den Prinzipien eines Thiers anzupassen sei, dann will ich beschämt verstummen, und Ihnen devotest Abbitte thun. Aber, Sie wissen so gut, als ich, daß hier von einem Regierungszustande die Rede ist, gegen den Ihre Grundsätze sich verhalten, wie die eines Mazarin gegen die Handlungsweise eines Ruma Pompilius. Ich mache einen Unterschied zwischen Kriechen und Gehen, Herr Minister — —

Sie vergessen, daß Sie mit mir selbst sprechen, — versetzte Thiers. Cardinal Richelieu würde

*) Anatomie des Staats, Seite 137 u. f.

nicht Philosoph genug gewesen sein, Sie so geduldig anzuhören als ich.

Wollen Sie, sagte Julius, daß ich Ihnen meine Ansichten im Gewande des Schmarozzerthums vorlege? Ich habe noch soviel Vertrauen in Ihre Klugheit, daß Sie von einem Manne der Neuzeit nicht wünschen, er solle den Corneille gegen Michelien spielen. Ich bin kein Corneille, aber ich gehe auch nicht auf allen Vieren, wie dieser große Poet, der die Ehre der Franzosen in den Staub der Heuchelei warf, um die Früchte seines Genies unter die Füße eines stolzverrückten Ministers zu legen.

So arg stand es eben nicht mit Corneille, — fiel einer der Umstehenden ein. Sie erniedrigen den Stolz der Nation.

Sie wollen sagen, — versetzte Julius, — daß Corneille den Stolz der Nation erniedrigte; ich spreche nichts aus, was ich nicht beweisen könnte. Oder wollen Sie, daß ich Ihnen *Facta* gebe? Wie nennen Sie das, wenn ein Mann, wie Corneille, den die Nation zu ihrem Abgotte erhoben, sich in der Dedication eines Meisterwerks

folgendermaßen an einen Minister wendet. *) — „Der Römer, den ich Eurer Eminenz zu Füßen lege, brauchte mit weniger Schande vor Eurer Eminenz zu erscheinen, wenn die Kräfte des Autors der Würde des Stoffes entsprochen hätten. **) Ferner: „Ich bin eine Muse aus der Provinz, welche nicht oft genug das Glück hat, ihr Licht aus den gnädigen Blicken Eurer Eminenz zu schöpfen!“ — Ferner, — und dies wäre unglaublich, wenn es nicht buchstäblich vor uns stünde: — „Sie (Richelieu) haben den Zweck aller Kunst veredelt; Sie haben uns bewiesen, daß wir nicht mehr, wie die Alten meinten, dem Volke zu gefallen brauchen; Sie schufen uns einen höhern Zweck, nemlich den: Eurer Eminenz zu gefallen, und Sie zu unterhalten! auf diese Weise leisten wir (Dichter, dem Staate

*) Stellen aus der Dedication des Corneille'schen Trauerspiels „Horace“ an Richelieu.

**) Ja, es heißt sogar „les forces de l' Artisan (!!)“ das demüthigste Wort, welches Corneille für „auteur“ hätte finden können.

einen Dienst, indem wir Eure Eminenz amüsiren, und durch unsere Werke zu Ihrer kostbaren Gesundheit beitragen!“ — Aber nun kommt erst das Großartigste! — Herr Corneille fährt buchstäblich fort: — Sie (Micheleu) haben uns dadurch die Wissenschaft der Künste erleichtert, daß wir eigentlich gar keines Studiums mehr nöthig haben, denn wir brauchen Eure Eminenz bloß anzusehen, um in Ihren Zügen, mit vollster Gewißheit zu erfahren, was an der Wissenschaft Gutes oder Schlechtes ist, — und um in Ihrem Angesichte die untrüglichen Regeln dessen, was wir thun oder lassen müssen, zu lesen: — in diesen Gesichtszügen habe ich in zwei Stunden mehr gelernt, als mich alle Bücher in zehn Jahren hätten lehren können!“ — — Wollen Sie mehr?

Genug! genug! rief ich, — das hält ein modernes Ohr nicht aus! heutzutage bedürfen wir

in ganz andrem Style! Danken wir Gott, daß wir jetzt als Mensch zu Menschen reden dürfen. Ich denke wenigstens, fuhr Julius fort, daß wir Franzosen in diesem Gebiete besser bestellt sind, und nicht nöthig haben werden, das Beispiel eines modernen Wiener Literaten zu befolgen, der an einen Monarchen geschrieben haben soll: „Ich bitte „Eure Majestät, indem ich unterthänigst ersterbe, „um allergnädigste Bestätigung meiner Existenz!“—

Erlauben Sie, — fiel der dünne Secretär ein, — der Mann hatte bloß das gesellschaftliche Unterthansgefühl. Unsere Existenz existirt im Grunde nur durch die Existenz des existirenden Monarchen! — Ha! —

Wie meinen Sie das? — fragte Julius.

Ich bin in diplomatischen Diensten, — versetzte der Secretär, — folglich meine ich gar nichts. Diese Ansicht genügt, — ha! hn! —

Sie scheinen sehr verschwiegen zu sein? — sprach Thiers.

Bloße Diplomatie, Excellenz, — bloße Di-

plomatie. Wir wissen wohl, — doch, was wissen wir nicht? — ha! —

Bewahren Sie ja hübsch Alles, was Sie wissen, — sprach Julius, und fuhr gegen Thiers fort: — Ich hoffe jedenfalls, daß Sie, Herr Thiers, mir unter keiner Bedingung zumuthen, Sie für einen Michelieu zu halten, selbst wenn ich fähig wäre, Corneille sein zu wollen.

Michelieu war der politische Stillstand, — meinte Thiers, — und ich bin der politische Fortschritt; ich möchte nicht Michelieu sein.

Michelieu, versetzte Julius, war der politische Stillstand des Staats und Volkes, — Sie sind der elende Fortschritt Ihrer Person und Ihres Selbstinteresses. Eines ist in meinen Augen so schlimm, als das andere. Sie thun Alles für sich, — nichts für Frankreich, und Sie würden als russischer Minister eben so wenig für Rußland thun.

Kh bien! lachte Thiers, — ist dieß nicht auch eine Consequenz?

Diese Frage, — erwiderte Julius — steht Ihnen, namentlich, da Sie dazu lachen, sehr wohl an. Wer aber nichts für sein Vaterland thut, handelt gegen dasselbe, darum können Sie sich nicht beschweren, wenn die Nation, als solche, Ihnen nicht hold ist. — Diogenes von Synope sagte: „wenn ich einem Fürsten zu rathen hätte, so würde ich ihn bitten, sein Volk bei guter Laune zu erhalten.“ — Einem heutigen französischen Minister ist dieß noch weit mehr anzurathen, aber Sie natürlich scheinen das directe Gegentheil bezwecken zu wollen, da Sie sich für unentbehrlich halten, so lange die schlechte Laune der Masse die vorherrschende ist.

Ça n'est pas mal! rief der dünne Gesandtschaftssecretär; die Septemberefekte haben Seiner Excellenz zu einer wahren Armee von Schlechtgelaunten verholfen! — Ha! — — o ja! — hm! —

Sie haben echtes Talent zum Diplomaten, — lachte Thiers, und wir lachten nicht weniger herzlich als er. —

Da wir nun selbst bei Laune sind, — sagte er zu Julius, — so will ich Ihnen meinethalben gestehen, daß jene fatalen Gesetze mich schon oft genug geärgert haben; aber ich trage sie nicht allein auf den Schultern.

Dies entschuldigt Sie, den frühern Mitredacteur des National keinesweges, — versetzte Julius. Jene Gesetze erhielten die Mißbilligung des größten Theils aller Friedliebenden, und daß sie durchgingen, mußte ebenso sehr ihre Gründer überraschen, als die Nation. Es war ein Salto Mortale, der merkwürdigerweise gelang. Aber damit ist noch nicht gesagt, daß das Seil, auf dem er geschah, ewig halten wird. Die politische Geschichte der Gegenwart wird sie der Nachwelt als das Denkmal eines glücklichen Wurfes und als den Beleg eines modernen Rückschrittes aufbewahren, der namentlich in Betracht zu dem Erfolge der Juli-Ordonnanzen als unbegreiflich erscheinen muß. Es ist wahr, daß ein Machtschritt von Seiten der, mit der namenlosesten Frechheit caricirten und verspotteten Regierung nöthig war, allein in die-

fem Grade mußte er den Keim zu desto stärkerer heimlicher Aufregung legen, welche über kurz oder lang schlimme Folgen nach sich ziehen wird.

Wenn Einmal, — sagte Thiers, — wie Sie zugestehen, ein Nachschritt nöthig war, so durfte er, dem doctrinären Grundsatz nach, nicht mit dem Birkel abgemessen werden, da der Augenblick zur Eile und Strenge aufforderte.

Das heißt, versetzte Julius — Sie mußten soviel einreißen, als möglich, um späterhin bei der Aufrührung des Schuttes als unentbehrlich zu erscheinen. Ich meine ja aber, die Doctrine könne nur rein-geistig agiren! — Wie verhält sich Schutt zum Geiste? Nein! Sie hätten in diesen Noth-gefallen nur Geist und keine Willkühr hervortreten lassen sollen, schon um das Prinzip zu rechtfertigen, von dem sie ausging. Das Selbstgefühl der Nation war es, was man mehr hätte berücksichtigen, und welches man nicht so weit hinter die Nothwendigkeit der Einschüchterung hätte zurücksetzen müssen. Wäre diese Berücksichtigung eingetreten, so mußte die Mehrzahl der Unzufrie-

denen von selbst verstummen; denn die Macht des Selbstgefühles einer freien Nation ist der stärkste Schutz einer unwürdig angefeindeten Regierung. — „Die Regierung“ — sagt jene Anatomie des Staates, „pflanze das Licht des freien Selbstgefühles u. s. w. u. s. w. (166). — Durch die Härte der Septembergesetze wurde jenes Bewußtsein in seiner Basis erschüttert, und Ihnen wird es mit zuzuschreiben sein, wenn die fortglühenden Funken des politischen Eigennuzes der Gegenparteien in dauerndere Flammen ausbrechen sollten. —

Fast möchte ich Sie für einen dieser Funken halten, — fiel Thiers ein.

Das könnte nur daher kommen, — sagte Julius, indem er den feinen Franzosen umhing, — daß ich in Ihrer Nähe so glänzend erscheine.

Ah! — rief der dünne Secretär, das war doch endlich einmal nobel! Das ist auch Alles, was man von Ihren demagogischen Ansichten wiedererzählen darf. Ha!

Wählen Sie nach Belieben, — sprach Julius, Sie haben freies Wahlrecht.

Ha! Fi don! rief der Secretär, — wer wird von solchen abominablen Rechten reden! Diese beiden Worte sind das Nervenschwächendste was heut zu Tage die hohen Ohren eines Staatsmannes berühren kann! Hum! —

Dieser Herr, — sagte Julius zu Thiers, — dürfte jede Stunde zu unseren Linientruppen treten; die Nationalgarde aber würde ihm wahrscheinlich keinen Champagner vorsehen.

Verstehe! sprach Thiers. Aber die Nationalgarde wird noch lange zappeln müssen, denn die Doctrine strebt nach dem Uebergewichte des Geistes, mithin wird sie allem, was materielle Stimmen-Masse heißt, entgegenwirken und ein allgemeines Wahlrecht, so lange sie die Macht hat, niemals zugeben. Die Doctrine läßt nicht mit sich handeln, wie Sie wissen.

Dies wundert mich, versetzte Julius, denn einer ihrer Anhänger hat noch neulich erklärt: man dürfe das Studium der Regierungsmaxime

wie eine kaufmännische Untersuchung vornehmen. *) Er hat in unserer Zeit nicht ganz Unrecht. Wenn es so fortgeht, werden wir bald keine anderen Machtflügen mehr haben, als das Kaufen; zu Verkaufendes ist genug vorhanden.

Ihre Salembourgs heißen, — versetzte Thiers.

Sie sind überhaupt etwas gallig, — meinte der dünne Secretär, — Sie sollten die weltbekannte Medizin des Doctors Le Roi einnehmen.

Mais le Roi, mais pas ses remèdes, versetzte Julius.

Immer besser! — schmunzelte der Minister. — Aber ich kann Ihnen nicht böse sein, so gern ich auch wollte. Meine Grundsätze sind nicht die Ihrigen, aber da Sie kein Feind des Königs sind, so dürfen wir uns nicht brouilliren.

Das ist die schönste Beichte, — sagte Julius, — die Sie jemals ablegen konnten; ganz in die-

*) Nous recourons à l'enquête gouvernementale comme or emploie l'enquête commerciale.

sein Sinne versöhnen Sie sich mit allen Parteien, zu denen Sie überzutreten für gut finden.

Sie steuern auf meine Weichte los, wie die Kreuzfahrer auf Constantinopel, — lächelte Thiers.

Mag sein, — sagte Julius; — Sie steuern freilich gegen die Türkei, ohne Kreuzfahrer zu sein.

Weil ich es für einen classisch-komischen Gedanken halten mußte, — sprach Thiers, — mich eines Staates anzunehmen, den zu vernichten die christliche Politik sich drei Jahrhunderte lang bemühte. Ist es nicht in der That merkwürdig, daß dieselben christlichen Mächte, die früher ihre Völker und Cassen opferten, um jenes türkische Reich auszurotten; auf Einmal alle Kräfte aufbieten, um es zu erhalten, zu befördern, zu verehren und zu unterstützen?

Dieser Auspruch, — sagte Julius — hätte alle Gründe der Vernunft für sich, wenn er nicht aus dem Munde eines Thiers käme. Nicht das Interesse des Christenthums, sondern Ihr eigenes spricht hier abermals aus Ihnen. So gut Sie

Mohamed Ali, wenigstens dem Anscheine nach, brüderlich umarmen, so gut haben alle anderen „Christen“ ein Recht, mit dem Sultan ihr eu d'ami zu treiben. — Aber, Sie wissen dies ja besser, als ich. Sie werden nicht verlangen, daß ich Ihnen die alte Suppe vom Europäischen „Gleichgewichte“ hier austische, eine Suppe, die zwar in sich selbst so wenig Kraft hat, daß man sich schwerlich durch sie auf den Beinen erhalten wird, die aber dennoch für die moderne Christenheit noch Fett genug enthält, um damit ihrem alten Todfeinde, dem abgezehreten Türkenthume, das Leben zu fristen. Es ist dies eines der charakteristischsten Räthsel unseres Jahrhunderts, und ich prophezeihe diesem Jahrhunderte, daß es in seiner diplomatischen Krankheitsgeschichte noch eine convulsivische Crisis erleben wird, bei der die Krankenwärter bedauern werden, daß sie nicht früher den armen, leidenden Teufel durch einen Gnadenstoß von seiner Dual befreiten. Wir aber dürfen nicht mitreden, denn Frankreichs Politik in dieser Beziehung ist bekannt. Ich selbst will noch

immer lieber den Sultan, als den Herrn Mehemed Ali, obgleich das Leichenkutschstück der Janitscharen das der Mameluken hinlänglich aufwiegt.

Sie sprechen gegen die Interessen Ihres Vaterlandes, meinte Thiers.

Ich spreche dies, wie mir's uns Herz und um die gesunde Vernunft ist, — erregnete Julius: von zwei Uebeln muß man das mindere Gefährliche vorziehen. Es wäre meiner Meinung nach klüger von uns gewesen, Mehemed Ali geschickt zu einem Puncte mit England zu veranlassen, und ihn als Ableitungs-, nicht als Anziehungspol zu benutzen. Dadurch hätten wir England beschäftigt, ohne uns wesentlich zu schaden, da der Vicekönig schon aus Dank für unsere Theilnahme uns jeden heimlichen Vortheil hätte lassen müssen, — wir hätten den Britten Oestreich und Rußland auf den Hals geschickt, uns der Pforte mehr als je genähert, indem wir uns im Serail den Anschein der Feindseligkeit gegen Mehemed und das englische Cabinet zugleich gaben, und so vielleicht eine Portion receller Kasanien mit fremden Händen aus

dem Feuer gezogen, während wir gegenwärtig nichts gewinnen, als ein Bißchen ägyptische, leere Hoffnung auf chimärische Handelsvortheile, die uns pour notre bon plaisir das Geld aus eigner Tasche holen, und für nichts und wieder nichts dem ganzen misstrauischen, neidischen und freihheitsfeindlichen Europa doppelte Entschuldigungsgründe zu ernstern Schritten gegen uns bieten. — Als Richelieu die Holländer gegen Spanien und die Schweden und deutschen Protestanten gegen Oesterreich unterstützte, geschah es zwar auch nicht im Interesse des Christenthums oder gar des von ihm verrathenen Katholicismus, aber Richelieu griff nur dort zu, wo er auf beiden Seiten sicher gewinnen mußte; er war jener Dieb in der Fabel, der die Beute davon trug, während er die beiden Anderen handgemein mußte, aber er ergriff die Beute nicht eher, als bis er wirklich mußte, daß Beide sich geschwächt hatten, und außer ihm kein Dritter auf dieselbe Beute lauerte. Was thun Sie dagegen? Statt sicher zwischen bloß zwei Kämpfenden zu sein, locken Sie vielmehr noch drei an-

dere mächtige, wohlgeübte und ungechwächte Nebenbuhler auf den von Ihnen erzeugten Kampfsplatz, und ziehen mit eigener Hand die Gefahr herbei, dasjenige von Anderen erbeutet zu sehen, was Sie als Preis für sich erdachten, und noch obendrein Ihr schon gedorgenes, älteres Eigenthum zu verlieren. Dabei ist selbst der Gewinn, den Sie wirklich machen könnten, nicht Einmal äquivalent für die zu bringenden Opfer, und außer dem Gefühle sicheren Verlustes bleibt Ihnen noch das schlimme Nachgefühl, am Schlusse der Comédie diplomatisch ausgelacht zu werden, und sich den Ausspruch zuzuziehen, daß man recht gut eine Geschichte der französischen Revolution schreiben könne, ohne darum auch nur Eine richtige diplomatische Idee im Schädel zu haben. Voilà mon jugement. — das andere können Sie sich selbst hinezudenken.

Der Aerger über diese kurze Lektion malte sich deutlich in den Zügen des Ministers. Aber er unterdrückte gewaltsam seine Beschämung.

In der That, sagte er, ich hätte mir nicht träumen lassen, in einem jungen Manne einen so gewandten Gegner zu erhalten. Aber, weit entfernt, Ihnen zu grollen, will ich Sie vielmehr im Auge behalten. Wir müssen uns mehr und öfter sehen.

Parbleu! — Nüsterte der dünne Secretair, sich gegen Julius neigend, — haben Sie verstanden? Greifen Sie zu, — und Ihr Glück ist gemacht. — Ha! — — —

Mir fiel plötzlich Charlotte ein. Könnte sie ihn hier sehen, dachte ich, wie glücklich wäre sie! —

Sie werden aber hoffentlich, — fuhr Julius fort, mit mir kein spanisches Sardellenspiel *) be-

*) Eine höchst komische Carnevalsceremonie in Madrid, genannt „Encerrar en Sardinia“, die Sardellenscheidung. Ein gebundener, schwarzgekleideter Mann wird, indem man ihm eine Sardelle in die gebundenen Hände steckt, auf einer Währe liegend, nach dem Kanale getragен, wo er mit seiner Sardelle erlöset, und im Triumphe wieder zurückgeführt wird. Die Sache scheint, worauf schon der Doppelsinn von Sardinia hindeutet, politischen Ursprungs zu sein.

absichtigen, und mich politisch festbinden wollen, indem Sie mir das Bittersalz Ihrer Maximen zu tragen geben. Mein Journal könnte zwar sehr salzig werden, aber auf eine ganz andere Weise, als Sie ohne Zweifel meinen. Ich werde jedenfalls mehr spanischen Pfeffer, als spanisches Salz darin aufnehmen.

Nicht auch deutschen Honig? — fragte der Secretair. Der ist berühmt! — Ha! Ha! —

Sehr berühmt! — lachte Julius, — ich lasse mir jedesmal das Bwerchfell assuren, wenn ich gewisse deutsche, politische Journale und namentlich ihre Correspondenzen aus Paris lese.

Wer wird dies auch hier lesen? — sagte Thiers. Diese Herren Correspondenten werden dort für hiesige Gesandte, Staatsmänner und Gott weiß, was! ausgegeben, und sind im Grunde nichts, als einige deutsche Flüchtlinge oder Sprachlehrer, die hier in den Caffeehäusern und Lesecabinets herumfahren, und das, was sie für zwei Sous in den Pariser Blättern gelesen, zu einer sogenannten „Privat“ oder „Originalcorrespondenz“

umfneten; dann lesen Sie in Deutschland oft gar noch: „Durch außerordentliche Gelegenheit!“ oder dergleichen. Die Zwerchfells-Affecuranz hätte mir viel zu vergüten, wenn ich dies Alles lesen wollte. *)

*) Ein kostbares Beispiel deutscher Correspondenz-Speculation lieferte unter andern die, jetzt endlich und allgemein als höchst miserabel anerkannte Brockhaus'sche Leipziger Zeitung vom 28ten Juli 1839, unter der Rubrik: „Briefe aus Italien.“ Sie wollte als außerordentlich werthvollen Beitrag ihren Lesern einen Auszug aus dem später bei Herrn Brockhaus erschienenen, (wirklich colossal-genialen!!) Werke „Italien, von Friedrich v. Raumer“ aufstischen, und wir geben hier statt aller Kritik einige buchstäbliche Auszüge aus diesem, (wie Alles, was bei Herrn Brockhaus erscheint, in dessen kritischen Speculationsblättern so vossenhast gelobdubelten) Werke: — Zweiter Band S. 204. „den 19ten (Februar), wo Ihr vielleicht meinen ersten Brief aus Neapel vom 1ten erhieltet, als ich nach langer Arbeit bei Herrn v. R. . . (!!). Größere Pläne wurden für die nächsten Tage verabschiedet (!!)“ — — — (O halt' ein, Raumer! ich ersicke! —) — Seite 273: den 24ten Abends ging die Sonne sehr schön unter und gegenüber der Mond

Wie köstlich es überhaupt gegenwärtig mit der deutschen Tagesliteratur aussehen mag, bewies

auf! (!!!) Den 25ten früh sah ich mit gleichem Vergnügen das Umgekehrte!!!! (Oh Brockhaus! Oh Raumer! Oh Deutschland! Oh Leipziger Allgemeine!!) — Seite 337: Das neapolitanische Königreich diesseits der Meerenge zählt 24,971 italienische Quadratmeilen, und ist in Landschaften, Bezirke, Kreise und Gemeinden getheilt. Der größte Theil des Landes ist bergig und hügelig; doch gibt es einzelne Ebenen, und unter diesen beareit der größte, Capitanata, fast ein Sechstheil des Reichs. (Ungeheuer neu!! Und dies Alles durch wichtige Empfehlungen!!! — Oh Raumer! Oh Brockhaus.) Erster Band. S. 135.): Zwei Herren verständigten sich wechselseitig im Wagen über die Natürlichkeit, Nützlichkeit und Annehmlichkeit des Tabakrauchens, und trugen nächst dem ihre Forderung den Damen in einer Form vor, welche diesen den Muth benahm, zu widersprechen!!! (— Und dies Alles durch hohe Empfehlungen!!!) — „Endlich erging die Frage, als ein überflüssiger Anhang, auch an mich und die Einwilligung ward vorausgesetzt“!!! Ob nun gleich die Gewehre (!) schon in Anschlag lagen (!) — (Werr! wie wichtig! Oh Raumer! ich pläze!!) — fühlte ich mich doch ein Mann'sen (!!) (— nein! ist es möglich! Herr Raumer ist ein Mann'sen!!!) — und erklärte: für

mir vor Kurzem der Entwurf zu einer neuen deutschen Zeitschrift: „Mittagsblatt zur Abwehr

meine Person könnte ich das Rauchen vertragen, gäbe es aber nie zu, wenn Damen im Wagen saßen, selbst wenn man deren Einwilligung mit höflichen Worten erzwingt. — Sie wollen also, sagte der seine Herr, ein Ritter von der Laskrande und Palasdin der Damen sein. — Ja! war meine deutliche Antwort! Wer rauchen will, setze sich in das Kabinetslet, oder in die Rotonde!! Beide Herren entschlossen sich zum letzten (!!) und tauschten ihre Plage mit Nichtrauchenden!!!“ — — (Oy Brochhaus! Oy Kaumer! Oy Leipziger Allgemeine!!) Seite 250): „Die Abendgesellschaft gestern beim — war der beim — ähnlich!!! Zuletzt aber haben diese Gesellschaften in Europa eine gewisse Regelmäßigkeit der äußern Formen und der Mittelstufen. (!!) Von einer englischen unterscheiden sich die italienischen Abendgesellschaften dadurch, daß das Gedränge nicht so groß ist (!!) und Thee so wie einiges kühles Getränk dazuboten wird. (!!) (Oy Deutschland! Oy Brochhaus! Oy Kaumer!)

Aber springt nun nicht vor Lachen, wenn er in jener fabricirten Correspondenz der Allgemeinen, (sage Selbstverlags-Lob-) Zeitung mit dicken Buchstaben liest, „Herr von Kaumer wolle nur „als Epiker und Historiker“ auftreten!!!! Er wolle dem

des Hungers und der Indigestion“, welcher mir von einem unserer Consuln der Curiosität halber zugesendet ward. Der Redacteur verspricht uns darin die Wissenschaft als „Kindsbraten“ aufzutischen*.

Herrn Brockhaus nur „Vehreliches, durch die wichtigsten Empfehlungen Erfahrenes“ einzusenden!!!! Herr Kaumer sagt auch, „das Gefühl des Nichtwissens habe ihn vorwärts getrieben“, aber nun wisse er!! Hatte ich nun Unrecht, wenn ich irgendwo meldete: „Herr Brockhaus will achtzehn neue, kritische Plätter erscheinen lassen, die sämmtlich von einem Buchdruckerlehrlingen, d. i. von einer „Gesellschaft von Gelehrten“ redigirt sein werden!“ — Ich würde Herrn Brockhaus einen Injurienproceß anhängen, wenn er mich loben liesse. — Dies, Deutschland! sind die so posenshaft gelobhudelten, bei dem Herrn Brockhaus erscheinenden Werke!! Dies, oh Deutschland! sind die classischen, wahrheitsvollen Beiträge der Leipziger Allgemeinen Zeitung!! —

- *) Der Prospectus, aus dem wir hier buchstäblich Einiges wiedergehen, wurde im Jahre 1838 durch einen Leipziger Verleger, Herrn Alexander Künigel ausgegeben und an alle Buchhandlungen versandt: — „Prospectus zu einer neuen Zeitschrift:“

Das ist ächt deutsch und wahrhaft grandios! — rief Julius; — nun erst fühle ich, was es heißt, „Civilisation“ herauszugeben! —

Mittagsblatt zur Abwehr des Hungers und der Indigestion von Fr. Nork. — — Verzeichniß der Speisen, welche in jeder Jahreszeit in diesem Blatte vorrätzig zu haben sein werden:

Der Landesfeste gemäß wird zuerst
Bouillon,
manchmal

Karlsbader Sprudelsuppe,
zuweilen

Hühnerbrühe,
oder auch nur

Wassersuppe,
im Sommer auch

Kalte Schale
aufgetragen. Darunter sollen die in meine Küche gelieferten Verschen zu verstehen sein, welche, von mir mit einer gehörigen Brühe übergossen, ihre eigentlichen Bestandtheile nicht langer bezweifeln lassen.

Boef à la mode:

Diese Rubrik wird alle Gebrechen des Zeitgeistes behandeln. — Zuweilen bieten wir

Haché von Kalbslungen.

Hatte der Mann kein Frickendeu à l'Oseille?
fragte der dünne Secretair; — das esse ich für
mein Leben gern; — Ha! —

— — — Jeder Gelehrte, Dichter oder
Künstler, welcher die Motive eines gegen ihn ge-
richteten, feindseligen Benchmens anzugeben vermag,
findet in dem Mittagsblatte — (unter den „Kalbs-
lungen“) — ein Organ zu seiner Vertheidi-
gung, und sind diese Aufsätze an die Verlagsbands-
lung oder die Redaction einzulenden, wenn man
sich zur Erlegung von Insertionsgebüh-
ren versteht. —

Kindsbraten

wird die abwechselnde Rubrik für die, jedem Gebil-
deten interessanten Nachrichten aus dem Gebiete
der Wissenschaften vorstellen.

Hammelbraten, Gebratner

Kayphahn

für die sogenannten Entsayungsnovellen u. s. w.

Gedämpfte Rindszunge

mit

Pfefferlauch,

so wie

Geklopftes Kalbfleisch

und

Gedämpfter Schopsfuß.

Antikritiken.

Ich auch, versetzte Thiers, — ich habe selbst
Appetit darnach bekommen. Geht wir zu unseren

Da die Theaterleute in einem dramaturgischen
Aufsatze niemals die Beurtheilung des Dichters mitge-
nüssen, sondern ausschließlich Lob und Tadel des Dar-
stellers ihre Aufmerksamkeit dabei in Anspruch nimmt,
so bitte ich die des Künstlers Manuscripte bezeich-
nenden Recensionen unter der Rubrik

K r e b s e

aufzusuchen, hingegen unter

S p a r g e l

die Lobkritiken des Schauspielers zu erwarten;
denn von Krebsen und Spargel wird bekanntlich nur
der kleinste Theil genossen. (!) Doch hoffe ich, daß
meine Spargel auch im Januar dem Theatervölkchen
munden werden. (!) u. s. w., u. s. w.!! —

Für den, trotz solcher faulen Unkrautpflanzen
fortwuchernden, gesunden Sinn der Lesewelt im Allgemeinen
sprach damals übrigens der — (in unseren
Tagen ein wahres *Te Deum* verdienende) — Umstand,
daß sich durchaus gar keine Abonnenten auf diesen
Prospectus einfanden, und das Blatt gar nicht er-
scheinen konnte. — Aber einen eben so interessanten
Beleg für die neuesten, deutschen Literatur-
zustände gab kurz nachher folgender — (am 27sten
April 1839 in dem trefflichen „Organ des

Damen, um für unseren Hunger etwas auftragen zu lassen. — Vielleicht geben wir dann eine Zeitung „für Satte“ heraus.

deutschen Buchhandels“ buchstäblich abgedrucker)

Verlags-Antrag

eines (wie das Organ damals anzeigte), **befann-**
ten deutschen Schriftstellers an eine Buch-

handlung:

Leipzig, den 10ten Februar 1839.

Ew. Wohlgeborn

biete ich hiermit ein Werk an, welches den ungefähren
Titel führen sollte:

Liebesangelegenheiten aller fünf Welt-
theile, und in sechs bis acht Bänden in ver-
schiedene Unterabtheilungen zerfiele, die vielleicht durch
Doppeltitel — (etwa den ehelichen Actus in spe-
cie bezeichnend?!) — zu sondern und zu bezeichnen
wären; diese Abtheilungen wären (ohne ganz genaue
Angabe der Titel)

Liebe und Wollust in Harems und Serails.

Blicke in das Leben — (Lieben?!) hinter den
Coulissen!

Portraits der vornehmsten Maitresses und Jas-
voriten.

Das wäre für Frankreich interessant, meinte Julius; es ist mancher Gerichte längst satt. —

Vierschaften hochgeschätzter Frauen.

Der Hirschpark.

Bitte Streifereien durch das Gebiet der
Che!!

Wenn Sie hierauf eingehen, so stelle ich meine
Forderung auf 3 Thaler für den Detachbogen, zahl-
bar mit 40 Thalern bei Ablieferung des Manu-
scriptes zu jedem Bande — (also im Ganzen
etwa Einbundert und sechs Druckbogen voll
Wollust!!!) — und habe nur noch die Bitte um
baldige Antwort u. s. w. u. s. w.!!! —

Zweites Kapitel.

Ein Schauspieler. Ein Republicaner. Ein Politiker. Ein Banquier. — Vorschläge zu modernen Speculationen. Kiz laßt zwei Nummern erscheinen. Chilane. Kiz gibt die Civilisation auf. Hähnchen heirathet. Kreidebergs Ende.

Als ich am nächsten Morgen zu Julius kam, fand ich ihn sehr aufgeregt.

Ich habe mir gestern zum Erstenmale politisch in's Innere geblickt, — sprach er, — und ich sage Ihnen voraus, mit dem Blatte hält's auch nicht lange Stich.

Aber, wo werden Sie denn endlich einmal Stich halten? fragte ich.

Wo? fragen Sie, — wo? Da eben, wo ich schon längst im eigentlichen Sinne Stich halten wollte, — in der Schneiderwerkstatt.

Sind Sie des Teufels? — Jetzt, — da Sie der irdischen Trübsale näher stehen, als je?

Meinen Sie? — Nun gut, ich will es abwarten. Wir sprechen uns bald wieder.

Es gelang mir, ihn zu beruhigen, und auf mein Fortreiben machte er sich noch in derselben Woche ernstlich an die Einleitung zum Blatte. — Die erste Probe-Nummer erschien. Sie enthielt einen trefflichen Aufsatz „Ueber sonst und jetzt“, — wurde in dreißig Tausend Exemplaren versandt, und eine Masse von Abonnenten fielen in's Netz. Der Alte war außer sich; ganz Paris sprach von der neuen „Civilisation.“ — Aber nun kamen auch die Besuche, und das Redactionsbureau gleich einem Maskensaal, wo die verschiedenartigsten Charactere im bunten Gewühl einander verdrängten. Thiers machte wiederholt Versuche zur An-

näherung, — ein Agent versprach sogar den Ersatz der halben Unkosten des Unternehmens, aber Julius war nach modernen Begriffen so dumm, für das Ministerium keine Ohren zu haben. Ich verließ den Herrn Chef der Civilisation natürlich nicht, arbeitete an der zweiten Probenummer mit, die binnen acht Tagen zu erscheinen hatte, und wurde so ein Zeuge der vielen komischen Scenen, die sich heut zu Tage bei einem höheren Redacteur ereignen, und von denen ich, da sie Mitursache an unserer Sinnesänderung wurden, einige hier verflechten muß.

Die Thüre öffnet sich, und herein tritt ein höchst glattrasirter, geschneigelter und gebügelter, wohlgekleideter junger Mann, dem Anscheine nach, was ich wohl zu beachten bitte, von höchstens zwanzig Jahren. Er hat draußen ein Cabriolet stehen, trägt enge Ballpantalon, seidene Strümpfe, Tanzschuhe, schneeweiße Glacehandschuh, einen engärmeligen Frack mit ovalen Klappen und vergoldeten Pressknöpfen, einen dicken, vierfach bequasteten Mohrspanier in der Rechten, den zarte-

sten, feingewichsten Henri quatre im Gesichte, und in der Linken ein Exemplar der gazette des théâtres. Beim Eintritte hüpfte er schmunzelnd auf Julius zu, verneigt sich leicht, und wünscht einen überaus sanften, wahrhaft herzessenden



Gu-ten Morgen!

Bon jour. was steht zu Diensten?

Sollens gleich hören, mein hochverehrtester Herr! — Ich bin der Schauspieler und Sänger Wapp, seit vielen Jahren beim Theater, kenne die Welt, — überall gerufen worden, spiele Alles ohne Ausnahme mit demselben Succ 8, singe Alles durch die Pank mit dem nämlichen Triumph, war selbst drei Jahre Director, habe Astronomie, Camera-
ralia und Medicin studirt, aus Liebe zur Kunst eine Universitätsprofessur abgesehlagen, verstehe elf Sprachen, bin Gesanglehrer Sr. Durchlaucht des Fürsten Larum, habe eine alte Mutter und acht Geschwister zu ernähren, spiele sieben Instrumente,

bin mit Garrik verglichen worden, lebe sehr abgeschieden, habe den Shakspeare übersezt, stehe in der Blüthe der Jugend, und arbeite, wie gegenwärtig die Zehntausend Schauspieler Deutschlands für Berlin an einem Preis-Originallustspiele.

Genug, genug, mein Herr! das ist außerordentlich! Sie sind ein Weltwunder, — aber, was soll ich — — —

Werdens gleich hören, mein hochverehrtester Herr! Also, ich bin Künstler und hier engagirt.

Gut.

Sie haben an der Oper debütirt, Herr Kiz, und sind gepfliffen worden.

Das weiß ich.

Ich bin vorgestern auch gepfliffen worden.

Das weiß ich nicht.

Sie haben die Gabale kennen gelernt, und ich auch, — mithin sind wir Leidensbrüder und so zu sagen Kollegen —

Mein Herr —

Nur einen Augenblick, mein hochverehrtester Herr. Also, wir sind Kollegen, und zwar jetzt

noch, denn ich habe sieben Jahre lang eines der ersten Journale Europa's auf dem Lande redigirt. Aber dennoch stehen Sie an Kenntniß und sogar an Genie weit über mir, obschon ich der berühmte Bapp bin.

Weiter, weiter —

Sie sind ein Mann von Ehre, ein Genie, ein Gott, ein Phänomen, der erste Journalist der Welt.

Mein Herr, das halt' ich nicht aus, kommen Sie zur Sache.

Nun wohl! sehen Sie hieher. La gazette des théâtres von heute. Kennen Sie Ihren Mitarbeiter, Herrn Debordès?

Allerdings.

Das ist ein schauderhafter Kerl!

Herr — — —

Ein Kameel, ein wahres Vieh, ein Spitzhube — —

Herr! wie können Sie wagen, sich solcher Gemeinheiten zu bedienen? Herr Debordès ist ein vollendeter Ehrenmann.

Dann kennen Sie ihn nicht; — hier, sehen Sie her, wie er mich angreift; er wagt es, zu sagen, ich sei ein Flachsbart, ich müsse was Lütchiges lernen, um nach Paris zu kommen, ich sei noch lange kein Künstler für das Pariser erste Theater, und was dergleichen mörderische Ausdrücke mehr sind und Europa weiß doch, daß ich sieben Instrumente spiele, — in der schönsten Blüthe stehe, und acht Geschwister. —!—

Man Herr, — ich habe keine Zeit, — Sie sehen, ich arbeite.

„Sie müssen mich rächen, — ich will Ihnen einen Artikel geben, — Debordes muß umgebracht werden!“

Aber in diesem Augenblicke ging die Thüre abermals auf, und herein trat eben der Herr Debordes, den Wapp massakriren wollte. Kaum sah ihn der wüthende Künstler, so änderte sich wie mit einem Schlage seine ganze Gesichtsoberfläche.

Ah! sehen Sie, mein hochverehrtester Herr Ritz, hier ist ja unser hochverehrtester, geistreicher
G²

Debordès selbst. So eben, mein theuerster Debordès, sprach ich von Ihnen.

Ja wohl, — sagte Julius, — Herr Bapp erhob Sie in den Himmel.

Das ist sehr möglich, sagte Debordès: Herr Bapp war gestern Morgen bei mir, um mich zu überzeugen, daß ich der größte, jetzt lebende Kritiker und Sie, Herr Ritz, „die größte Canaille,“ „der schauderhafteste Kerl,“ den Gott erschaffen habe, seien. Nicht wahr, großer Bapp?

Was? wie? ich? — rief Bapp, und hielt sich am Stuhle, um nicht umzufallen. Ich hätte, — ich wäre, — ich könnte —

Aber die Sprache versagte ihm: er konnte nur noch stumm dem Ankläger zuwinken, der ihn aber nicht verstand.

Wenn das so ist, — sagte Julius ruhig, — so kennen wir uns jetzt hinlänglich, mein lieber Bapp, — und — sehen Sie diese Thüre dort?

Sehr wohl, ich will nicht stören, — stammelte der große Mann, und war mit einem sehr

schönen guten Morgen! wie der Bliz verschwunden. —

Kaum war er fort, so erschien ein andrer junger Mann, höchst ordinär gekleidet, einen furchtbaren Knebelbart à la jeune France im dicken Gesichte, einen colossalen Prügel in der Faust, und hat um eine kleine geheime Audienz. Debordes entfernte sich. Der Knebelbart blickte auf mich; aber Julius bemerkte ihm, daß wir Beide nur Eine Person ausmachten.

Mein Herr! wie Sie mich hier sehen, bin ich ein Mann von Gewicht.

Freut mich unendlich. Was steht zu Befehl?

Ich habe ungeheures Vertrauen zu Ihnen gesetzt. Ihr Artikel „Sonst und Jetzt“ hat mich begeistert, bezaubert.

Es war eine einfache Ansicht, mein Herr; ein nichtpolitischer Artikel, der bloß von allgemeinen Dingen handelte.

Was sagen Sie? nichtpolitisch? sagten Sie nicht darin, der Mensch müsse der Sittlichkeit, der Tugend, der Uneigennützigkeit anhängen? Oh,

ich habe Sie verstanden! — Nieder mit dem Tyrannen!

Wie, mein Herr? was soll dieß?

Was dieß soll? Oh, ich habe Sie verstanden! Nein! Sie können kein Verräther sein! ich darf mich Ihnen entdecken. —

Mein Herr, ich suche zwar keine Geheimnisse zu erfahren, aber ich glaube ein Mann von Ehre zu sein.

Das ist es, was ich sagen wollte. — Ich bin Republikaner, mein Herr.

Das geht mich nichts an.

Wie? was? nichts? Oh! ich habe Sie verstanden. Die Republik wird siegen, darauf mein Ehrenwort! Nieder mit dem Tyrannen!

Mein Herr, was wollen Sie von mir?

Was ich will? Tragen Sie noch? Oh, ich habe Sie verstanden! Hier ist ein niederschmetternder Artikel für Ihr Blatt! Die Republik wartet auf Sie! Ich habe die Republik, Paris, Frankreich, Europa, die Welt, ich habe noch weit mehr in der Hand!

Mein Herr, wer sind Sie?

Vor vier Wochen war ich noch Schustergesell in der Faubourg St. Denis, jetzt bin ich Chef der einzigen und untheilbaren Republik, und correspondire in auswärtige Journale. Meine Macht ist universell, aber sie wird bald mehr als dies sein, denn ich erwarte mit jeder Stunde fünfundsiebenzig Franks Hilfsgeelder von einem Sectionschef aus Moulins, — und dann, sag ich Ihnen, — nieder mit dem Tyrannen!

Mein Herr, — versetzte Julius — ich frage Sie nicht, wen Sie unter diesem Tyrannen verstehen — — —

Oh, das weiß ich, das weiß ich! ich habe Sie verstanden! Sie sind kein mouchard!

Warum arbeiten Sie denn aber nicht lieber Schuhe, statt Zeitungsartikel?

Warum? — warum? — dies fragen Sie, Citoyen? Um die einzige Seite einer Blindsohle anzunähen, brauche ich eine Stunde, — um einen Stiefel für die rue Vivienne auszuarbeiten, zehn Stunden; aber einen Zeitungsartikel von zwei

Spalten verarbeite ich in vierzig Minuten, und gewinne sechsmal soviel, als mit einem ganzen Sticfel zusammengekommen.

Wohl! aber werden Sie noch lange Journale finden, die Sie ernähren?

Herr! lassen Sie heute die Republik proclamirt sein, und ich schaffe mir morgen eine Stellung, die allen Journalen Respect einflößen soll. Dann muß Alles von mir abgedruckt werden, und jede Zeile kostet hundert Franks, bei Todesstrafe! — Oh! Sie verstehen mich wohl! Daß wollen wir schon kriegen! nieder mit dem Tyrannen! — — —

Hat Ihnen denn unser „Tyrann“ was zu Leid' gethan? —

Mir? — oh nein! aber, er hindert mich —

Haben Sie nicht das Glück, Franzose zu sein? Sind Sie nicht frei und unabhängig? hindert Sie der „Tyrann“, in Frankreich sich emporzuarbeiten; Ihre Fähigkeiten völlig frei geltend und sich jede, selbst die höchste geschliche Stellung durch Ihre Talente zu machen? —

Das eben nicht. —

Hindert er Sie, redlich zu gewinnen, wohlhabend zu werden?

Das könnt' ich eben nicht sagen —

An was hindert er Sie denn?

Er hindert mich, -- er hindert uns, — er hindert die Nation, — zum Teufel, Herr! er soll ein Journal herausgeben, und mich mitarbeiten lassen!

Wer? der Tyrann?

Allerdings! kein Anderer! —

Dann würden Sie ihn also nicht niederschlagen?

Auf keinen Fall, — aber keine Stiefel will ich dann machen, und zehn Sous per Zeile. —

Sehr wohl! Wissen Sie was? ich werde dem Tyrannen Ihre Wege schreiben.

Oh! sehen Sie! sehen Sie! das wollten Sie? Oh, citoyen, ich habe Sie verstanden. Aber mich nicht nennen vor der Hand, verstanden?

Ich weiß ja Ihren Namen nicht einmal.

Ich heiße — —

Still, still! ich wills gar nicht wissen! Aber
indessen habe ich eine Bitte an Sie, mein Herr —

Hören Sie! Ich stürme den Himmel für
Sie, ich setze Europa in Flammen. —

So viel begehrt ich gar nicht, mein Herr.
Sagen Sie mir, wieviel erhalten Sie wohl für
ein Paar der allerfeinsten, ruhig und langsam aus-
gearbeiteten Stiefel als Arbeitslohn?

So à la rue Vivienne, meinen Sie? ganz
sein Kalb, mit doppelter Steppnath und Carmoi-
sinfutter?

Ja, ja, richtig, gerade so!

I nun, als ich noch nicht Chef der Republik
war, erhielt ich wohl fünfzehn Frank's, aber mein
Meister nimmt, — nahm, wollt ich sagen, —
achtundzwanzig.

Hon! Würden Sie mir ein Paar anmessen,
wenn ich Ihnen vierzig Frank's zahle?

Wie? was? Sie wollten —

Hier sind fünfzehn Frank's Drangeld. Haben
Sie ein Maas bei sich?

Ein Maas? ha, — zufällig! da ist es.

Gut, so messen Sie an. Aber die Stiefel müssen langsam, ruhig und gut gearbeitet sein.

Herr, was denken Sie von mir! so was soll das erste Magazin von Paris nicht aufzuweisen haben, als ich Ihnen machen werde.

Und wenn die meinigen fertig sind, so erhält dieser andere Herr hier ein Paar, aber noch feiner; er wird Ihnen noch fünf Franks mehr bezahlen. Aber das sage ich Ihnen, dieser Herr hier kennt den König, und wird ihn auf keinen Fall niederschlagen!

„So, so? I, das ist sehr hübsch von ihm! Belieben Sie sich zu sehen, meine Herren! fünf- undvierzig und vierzig macht fünfundachtzig! Blitz und Hagel, das sollen Ihnen Stiefel geben! Oh! ich habe Sie verstanden!“

Wir setzten uns Beide, und der Chef der untheilbaren Republik und Tirannenmörder kniete nieder, und nahm uns so zart das Maas, daß wir kaum seine Fingerspitzen fühlten.

Bien! c'est fini! — sagte er, — jetzt will ich mich gleich an's Zuschneiden machen. —

«Propos! rief Julius, — wann soll ich wegen
des Tyrannen-Journals — — —

«Hat keine Eile! erst die Stiefel! — Oh! ich
habe Sie verstanden! Aber, hören Sie, — ver-
stehen Sie, — wenn Sie mit ihm reden —

Mit dem Tyrannen?

«Pfui! nicht doch, — mit Seiner Majestät,
mein' ich, — dann reden Sie ja nur ein Wischen
höflich, — Sie verstehen mich wohl, was ich meine;
— reden Sie sanft mit dem — mit Seiner Maje-
stät — Sie begreifen mich wohl; das Journal
hat gar keine Eile.

«Sehr wohl, mein Freund, sehr wohl!

«Und nun leben Sie Beide recht vergnügt, —
Adieu, meine sehr lieben Herren!

«Aber ja nicht vergessen, Monsieur le Cor-
donnier! Steppnath und sein Kalb!

«Lassen Sie mich sorgen!“ — Und draußen
war er. — — —

Fünf Minuten verflossen ruhig, da klopfte es
sehr leise. Auf unser „herein,“ ward die Thüre
höchst zart und leise geöffnet, und ein ziemlich

feingekleidet, schon etwas ällicher Mann, mit äußerst edlen und feinen Zügen, ohne allen Bart noch Stock, über dem schwarzen Fracke einen blauen, nicht mehr ganz modernen Ueberrock tragend, schritt leise bedächtig und mit einer Verbeugung, die den Mann von gutem Ton verrieth, auf uns zu.

Ich grüße Sie höflichst, meine Herren! In wem von Ihnen habe ich die Ehre, den Herrn *Rédacteur en Chef* zu sehen?

Das bin ich, mein Herr, — sagte Julius, dem Manne von Welt einen Stuhl bietend. Er nahm Platz, rieb sich die Hände, und blickte etwas verlegen auf mich.

Dieser Herr ist so gut, als ich selbst, — sagte Julius, den Blick verstehend.

Um so besser, — versetzte der Fremde; — ich komme, meine Herren, in ganz eigner Absicht, die sich aber aus unseren gegenwärtigen Verhältnissen erklärt. Ich bin der, Ihnen vielleicht bekannte, Herr von Vinillon. —

Thut mir leid, — ich habe nicht die Ehre —

Das geniert nicht; Sie sind auch noch zu jung als Redacteur, um mich zu kennen. Mein Amt ist, meine Herren, der Menschheit zu dienen.

Das ist ein schönes Amt.

Ich bin Politiker, meine Herren.

Freut mich desto mehr.

Ich mache sehr leicht die Bekanntschaft aller großen Geister, aller Deputirten, Schriftsteller und so weiter.

Das trau' ich Ihnen zu.

Ich habe meine eigne, reelle Meinung.

Das ist achtungswerth.

Ich liefere sehr viele Artikel in verschiedene Blätter, gegen nur mäßiges Honorar.

Das will ich wohl glauben.

Ich treibe auch Stenographie, bin in allen Kammeritzungen, und liefere die Reden der Deputirten in's Publikum.

Sehr gut, — sehr gut! —

Aber ich muß meine Leute kennen.

Welche Leute?

Denen ich liefere, für die ich schreibe, oder besser, denen ich diene.

Das begreift sich.

Ich bin ein sehr treuer Freund meiner Gönner, meine Herren. —

Das ist edel.

Ich habe viele und sehr verschiednerlei Gönner.

Das muß Ihnen angenehm sein.

Ich komme, um auch Ihnen meine Dienste anzubieten. —

Schön! wenn eine Gelegenheit —

Die wird uns nicht fehlen, mein Herr, sobald wir uns näher kennen. Aber ich wünschte es wagen zu dürfen, Ihnen eine kleine Frage vorzulegen.

Ohne Umstände —

Ich meine nämlich, daß mir die eigentliche Farbe Ihres Blattes noch nicht so recht klar geworden ist.

Das thut mir leid; — das Publikum scheint darüber klar zu sein.

Hm! ja! das Publikum! Was nennen Sie

Publikum? Das Publikum hat selten die richtige Ansicht von dem wahren Werthe einer Farbe. —

Das denk' ich eben nicht, die öffentliche Meinung entscheidet stets.

Bravo! das wollt' ich eben sagen. Die öffentliche Meinung ist aber eben so verschieden, als der Staat Köpfe zählt. —

Das läßt sich nicht immer behaupten; aber dem sei, wie ihm wolle, meine Meinung muß jedem Kopfe von einiger Urtheilskraft klar geworden sein.

Das will heißen, — Sie sind Louis-Philippist?
Wer sagte Ihnen das?

I nun, — ich bin selbst Louis-Philippist,
und da —

Ich bin stets ich selbst, mein Herr; ich bin ein Mensch, also individuell, und verkörpere mich in keinem Andern.

Ah so! — Aha! — ich begreife. Um so besser; — denn ich bin eigentlich nicht Louis-Philippist — sondern — —

Wie? sagten Sie nicht eben erst das Gegentheil?

Nicht doch! Sie haben mich ohne Zweifel mißverstanden. Ich bin bloß Mensch mit Menschen, — so, was man sagt — individuell. — Sie aber scheinen sich zum Carlislethum hinzuneigen! wie?

Woraus schließen Sie das?

I nun, — ich selbst — sehen Sie, ich bin im Grunde genommen eigentlich Carlisle, und nicht Louis-Philippist; denn dieser Bürgermonarch mit seinem *peuple moderne* — Sie verstehen mich wohl.

Nein, mein Herr! ich verstehe Sie durchaus nicht. Auch hab' ich Ihnen nicht gesagt, daß ich Carlisle sei.

Hab ich Ihnen denn gesagt, daß ich es sei?

Allerdings. So eben.

Das ist unmöglich; Sie müssen mich durchaus mißverstanden haben. Ich wollte nur sagen, daß die Bourbonen nach dem Sturze des großen Kaisers, — was meinen Sie? war Napoleon groß, oder nicht?

Welcher Franzose, mein Herr, bedarf noch dieser Frage?

Fig. 1.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Ah! sehen Sie! das meinte ich eben. Ich halte es durchaus mit unserem großen Kaiser, — durchaus; unsere heutigen Napoleonisten, die alten, braven Händegen, entzücken mich, so oft ich einen derselben erblicke. Es ist ein Stolz, Napoleonist zu sein. Da Sie nun ebenfalls Napoleonist sind, gleich mir — — —

Herr! träumen Sie? woraus schöpfen Sie dies?

I nun, sagten Sie nicht — —

Ich? ich sagte Ihnen gar nichts, und namentlich nichts vom Napoleonismus.

Scharmant, scharmant! das weiß ich recht gut: — ich frage ja auch nur so nebenher an. Wie könnte irgend ein Mann von Vernunft jetzt noch Napoleonist sein?

I! das ist zum Tollwerden! so eben sagten Sie noch, es sei Ihr Stolz?

Mein Stolz, bloß Mensch zu sein: Sie müssen mich nicht genau verstanden haben. Begreifen Sie? bloß Mensch, — und zwar Mensch, wie das freie Amerika sie aufweist. Ja! es ist schön

es ist herrlich, es ist göttlich, ein freier Mensch zu sein! Meinen Sie nicht?

Ganz gewiß!

Vortrefflich! Nun sehen Sie, da kommen wir ja zusammen. Schon meine Mutter meinte, an mir sei jeder Nerv republikanisch geboren. Daher bin ich es auch mit Leib und Seele — —

Was sind Sie?

I nun, das, was ich Ihnen so eben sagte. Da Sie mithin Republikaner sind, wie ich — —

Herr! sind Sie berauscht? das ist wahrhaftig zu drollig! Am Ende machen Sie mich zum Lapp-
länder oder Chinesen! —

Aber, sagten Sie denn nicht, Sie wären Republikaner?

Mein Herr, ich könnte fast irre werden, sowohl an Ihrem Stande, wie an der Absicht Ihres Besuches! Ich sage Ihnen nun sehr höflich, daß ich keinen Mitarbeiter jetzt bedarf, — und gerade heute sehr beschäftigt bin.

Ich kann Ihnen helfen, wenn Sie das wünschen; ich kenne das! oh, ich kenne das! Ich ar-

beite für die verschiedensten Journale, und kann meinen Artikeln jede Farbe geben, die Sie immer wünschen. Ich vertrete, wenn's sein muß, alle Parteien zugleich.

Ja, ja, das begreife ich jetzt sehr wohl! — Aber ich danke Ihnen, vor der Hand. Ich bin Ihnen ungemein verbunden, und werde nach Ihnen schicken, sobald ich Ihrer Farben, — wollt' ich sagen, Ihrer Artikel bedarf.

Scharmant! hier nehmen Sie gefälligst meine Adresse. Meine Herren! ich habe die Ehre! Auf das Glück, Sie wiederzusehen! — —

Er verbeugte sich äußerst nobel, nahm unter der Thüre eine Prieße aus einer goldnen, mit Diamanten besetzten Dose, und verschwand.

Nun? — fragte Julius, als er fort war, — werden wir dies lange aushalten?

Geduld! — versetzte ich, — immer hübsch geduldig! — Wenn jeder Redacteur wegen solcher Scenen aus der Haut fahren wollte, würden Sie bald alle Zeitungsbüreaux voller Häute hängen sehen.

Aber für wen halten Sie diesen halbverrückten Menschen?

Halbverrückt? Da irren Sie gewaltig. Der ist klüger, als Sie denken, und gerade so klug, wie es unsere vollendete, auf die höchste Stufe menschlicher Größe ausgehende Zeit verlangt. Er ist ein sprechendes Bild der meisten modernen Journalisten. Anfangs hielt ich ihn für einen Polizei-Agenten, aber das ist er nicht, denn diese gehen viel tiefer und pfiffiger auf die zu erforschende Meinung ein. Der Mann ist eben einer jener Vielen, die heut zu Tage bloß leben und gewinnen wollen, gleichviel bei welcher Partei. Er ist der completeste Mann seiner Zeit, den Sie sich denken können. — Doch horch! Da klopft es ja schon wieder. — Entrez! —

Ein junger Mann mit scheinbar nobler Haltung, dickem, röthlichem Gesichte, und wahrhaft idealer Einfalt in dem Mienen, wackelt auf uns zu:

Su Murg'n, meine Herrn! i bin a Hochdeitscher. Auf Ehre!

Das hör' ich. Was wünschen Sie?

I bin der Drärler-Fischermann; kennens mi!
A Hochdeitscher aus Wien. *)

Nein! ich kenne Sie nicht.

Wos? Na, do gengens! I reiß auf Pfen-
nig magazine! Blatt für Blatt an Viertels-
pfennig! Auf Ehre!

Was ist das? fragte mich Julius.

Eine Seite der modernen Literatur, verfehte
ich, die Ihnen noch nicht bekannt ist. Eine Spe-
culation, die darin besteht, daß man ein Diebst-
blatt unter dem Vorwande herausgibt, jede Num-
mer koste bloß einen Pfennig. Der reinste Nach-
druck aus verschiedenen Werken mit nachgedruckten
Holzschnitten, oder Stahlplatten, um dem armen
Manne die Thaler in Pfennigen abzunehmen.
Ganz ähnlich mit vielen deutschen 2 guten Gro-
schen-Bändchen, in welchen man uns in neuester
Zeit sogar eine Unmasse des miserabelsten Zeugß
als „Neueste deutsche Classiker (!!)“ bot.

*) Der berühmte Drärler = Manfred; ein Sei-
tenstück des Herrn Smets zu Odem. —

Was wollen Sie denn aber von mir? —
fragte Julius den Hochdeutschen.

I will Ihnen a Beiblatt, a recht civilisirtes,
für a Achtels-Sous schreib'n.

Schreiben Sie denn französisch?

I? Naan? bloß Hochdeutsch: i bin a Hoch-
deutscher aus Wien.

Mein Herr, Ihr Vorschlag ist amüsant. Wis-
sen Sie, wo die rue notre dame des victoires ist?

Freilich!

Nun, da gehen Sie hin, und fragen nach der
Mensagerie Lafitte et Collard — —

Was ist das?

Eine Postkutsche, die Sie dahin bringen wird,
wo Sie Achtels- und Zwölftelsmagazine schreiben
können.

Schön! i dank' Ihne! So Murg'n! —

Und fort war er.

Aber um des Himmels Willen, rief Julius,
— gibt es denn kein Mittel, allen Besuchern
meine Thüre zu verschließen? —

Das dürfen Sie in Frankreich nicht, — versetzte ich, — wenn Sie nicht in bösen Ruf kommen wollen. Man würde Sie, den Freund des Volkes und der ächten Loyalität, als stolz, übermüthig und Gott weiß, was noch sonst, verschreien!

Der Franzose hat allerdings die Stimme der öffentlichen Meinung zu fürchten! —

Da haben Sie Recht, — namentlich, wenn er sich auf dem Gebiete der Dessenlichkeit und Literatur misbewegt. —

In Deutschland, — fuhr ich fort, — ist dies anders. Der Name „Geld“ unterdrückt dort die öffentliche Meinung sogar in dieser Beziehung, und von demjenigen Grade roher Grobheit, von dem in Deutschland der gemeinste, reiche Emporkömmling oder Goldbesitzer völlig ungestraft Gebrauch machen kann, hat man in Frankreich gar keinen Begriff. Wenn England mit Recht als der sociale Pfuhl der niederträchtigsten Geld-Aristokratie angesehen wird, so gibt es doch Eine Sphäre, in welcher dieser brittanische Pfuhl die und da in Deutschland noch übertroffen wird.

In England, — und dort vielleicht gleichfalls wegen der Macht der öffentlichen Meinung, — prävaliren wenigstens Geist und Genie insoferne, daß der roheste Moneten-Tyrann sich nicht gerne nachsagen lassen würde, er habe gegen einen Landsmann von anerkannter Genialität, den rohen Despoten oder übermüthigen Reichen gespielt. Es mag immer der Fall sein, und ist zum größten Theil als gewiß anzunehmen, daß der Britte fast jeden ausländischen, namentlich den deutschen Gelehrten als Bettler betrachtet und ihn von oben herab behandelt; — seinen gelehrten oder als genial bekannten Landsmann dagegen wird er fast immer schonend und mindestens mit verstellter Höflichkeit aufnehmen. Bei den Deutschen ist dies gerade umgekehrt. Nur das ausländische Genie, selbst wenn es wirklich bettelnd erschiene, wird dort geachtet, protegirt und mit einer Art von Zuvorkommenheit aufgenommen. Wehe dem inländischen Geiste, — wehe dem deutschen Genie, wenn seine Stellung es zur momentanen Abhängigkeit von gewissen Geldsäcken zwingt, die sich nicht gerade in einer

Verlegenheit befinden, welche ihnen die Feder oder sonstigen Dienste des mit Uebermuth zu Behandelnden als nothwendig erscheinen lassen! — Wie oft war ich nicht Zeuge, daß sogar gewisse Leipziger und andere entporgelommene, reiche Buchhändler gegen große, aber geldlose, vaterländische Geister ein Benehmen entfalteten, wie es nur immer bei einem asiatischen, gemeinen Despoten gegen den Letzten seiner Sklaven vorkommen dürfte. Wie oft habe ich nicht bei solchen Buchhändlern, welche ihren ganzen lächerlichen Uebermuth und woflossalen Dummstolz auf den Umstand gründeten, daß sie Herausgeber kritischer Blätter oder eines Conversationslexicons, waren, Augenzeuge sein müssen, daß sie, wenn ein armer Schriftsteller von Ruf zu ihnen in das prächtige, — durch den jahrelangen Schweiß abgeschundener und wie Knechte bezahlter Literaten erbaute Bureau trat, dem Eintretenden nicht Einmal einen Stuhl boten, seinen Gruß kaum erwiderten, und ihm, wenn sie seiner Dienste gerade nicht bedurften, durch Benehmen, Blick und Miene zu verstehen gaben: „Du mußt

Dich von mir, dem durch geschundene und gepresste Schriftsteller reich gewordenen Buchhändler wie ein Hund behandeln lassen, denn ich habe ein mir zu Gebote stehendes Blatt oder ein Lexicon, in welchem ich Dich nach Noten herunterreißen lassen kann!“ — Und leider! — leider haben wir eine Unmasse elender Speichellecker, die sich solches schweigend und kriechend gefallen lassen; und dadurch nur dazu beitragen, den ecken und lumpigen Hochmuth gewisser geldgesättigten Speculationsseelen auf die Spitze zu treiben. Erst neulich noch sah ich einen solchen vor Stolz halbwahnsinnigen Leipziger Buchhändler, der in neuester Zeit sogar von der Hundswuth, in Tagesblättern den Schriftsteller zu machen, befallen ward, und der, — indem er durch öffentliche Reden den Volkswerth, die Pressfreiheit und die bürgerliche Freiheit gleichnerisch und dumm zu vertheidigen sich lächerlich abquält, und ein sogenanntes Blatt des Fortschrittes in seinem Verlage von Andern schreiben läßt, gegen alle Schriftsteller und alle geldlosen Mitmenschen, deren er nicht zu bedürfen glaubt,

in seinem kürzlich neu erbauten, palast-ähnlichen Hause den lächerlichen Irenhaus-Stolz ausübt, den je das Gebiet deutscher Grobheit zu bieten vermochte. Der Kaufmannsstolz im Allgemeinen ist gegenwärtig berüchtigt und verachtet genug; — allein, daß dergleichen sogar auf dem Gebiete literarischen Wirkens bei uns vorkommen kann, ist allerdings ein neues Zeichen deutscher Größe des 19ten Jahrhunderts! —

Das Geräusch einer großen, schweren Talsche unterbrach uns. Es klopfte rasch und etwas impertinent, und ein feingekleideter, stolzer Mann dem sein Livrébediener unsere Thüre öffnete, tritt ohne allen Gruß auf uns zu.

Johann! der Kutscher soll näher an's Thor fahren, — Heinrich soll den Wagenschlag aufhalten, — ich habe nicht lange hier Zeit! — Aha! da sitzen ja die Herren! — Gut, daß ich Sie treffe, denn ich habe hier nicht lange Zeit —

Was steht zu Diensten?

Lassen Sie mich ausreden, denn ich habe Geschäfte. Ich bin Banquier, — Sie kennen mich, —

wer kennt mich nicht? — Kurz zur Sache, — es ist kleine Börsezeit. Ich werde Ihnen, meine Herren, die Course für Ihre Zeitung notiren, — — —

Mein Herr, — wir geben keine Course.

Aber ich, sag' ich! Lassen Sie mich ausreden, denn ich habe sehr viel zu thun. Sie können's nun machen, wie Sie wollen, ich erhalte jedesmal die erste Nachricht aus Petersburg, Wien, Madrid, London, — und alle Briefe gut, — wohlunterrichtet, — die Cabinetgesinnungen ausführlich — wir wollen bedeutend gewinnen, — — bedeutend, sag ich Ihnen! Also, abgemacht! Entweder wir notiren niedriger, und kaufen, — — oder auch, wir notiren höher, und geben ab; Sie verstehen mich. Ein einziger, ordentlicher Coup, und Sie sind Millionair. Hier sind die ersten Notizen; aber rasch! — wann kommt Ihr Blatt? heute Abend? Ich habe mich noch nicht darüber instruiren können, denn ich habe sehr wenig Zeit. — —

Mein Herr! die Probenummer — — —

Ah was! Probe! Probe! was ist eine Probe? Bei mir ist Alles sicher, fest, abgemacht. Also

heute Abend erscheint das Blatt; lassen Sie mir's höchstens um acht Uhr ausgeben, denn um halb elf wird bei Tortoni noch discutirt. Zwei warten dort auf mich, — — die will ich kriegen! Ei! was will ich die kriegen! Die Spanier notiren Sie um anderthalb höher, die Stocß bedeutend niedriger, — — ferner bemerken Sie, die spanischen Cartisten seien total ruinirt, die Madrider Cassen überfüllt, — von einem neuen Anlehen keine Rede, — — in Bristol wären Unruhen ausgebrochen, und in London mache man sich auf eine Chartisten-Revolte gefaßt, — — das wirkt; — — Ihren Antheil bring' ich Ihnen morgen, — — ein reines Nichtel — — wenigstens eine Geschichte für Sie von zwölfstausend Francs. — —

Nein! das ist schändlich! das ist zu schändlich!

Schändlich? Also zu wenig? Nun, auf ein Sechzehnthelchen mehr oder weniger kommt's nicht an!

Herr! jetzt hab' ich genug! ich bitte Sie, augenblicklich dieß Bureau zu verlassen!

Wie? was? ich? mir? sind Sie toll? Ich bin Banquier!

Sie sind ein, — — doch, was sag ich! — — Sie sind ein Millionär der Gegenwart! gehn Sie augenblicklich, oder, bei Gott! ich erwürge Sie!

Ruhig! ruhig! rief ich, als Julius fast krampfhaft nach einem Stoeke griff. — Mein Herr, Sie hören — —

Aber ich sah ihn nicht mehr. Die Thüre stand noch auf, und die prachsvolle Calesche rollte draußen majestätisch von dannen.

Wie eine Leiche stand Julius, und es dauerte einige Minuten, bis er sich wieder erholte.

Hol der Teufel die ganze Journalistik! — rief er endlich, — und warf sein Manuscript auf den Boden, daß die Blätter rund umher flogen.

Bravo! rief ich; — das macht sich herrlich! wir spielen Indignationskomödie! Abgemacht! Fest! notiren Sie gefälligst! Ihr Manuscript steht etwas niedriger, — — ha ha ha ha!

Er sah mich wüthend an, und lachte mitten in seinem Grimme aus Leibeskräften mit.

Sind Sie nicht ein Narr? sagte ich. Konnten wir ein amüsanteres Theater errichten, als dies Bureau? Gleich wird wieder ein Acteur erscheinen.

Ich hatte dies kaum ausgesprochen, so stand der Verheißene schon vor uns. Ein würdevoll aussehender Mann von mittleren Jahren, sehr ernst und mit einer gewissen Zaversicht, die eine wichtige Stellung verrieth.

Meine Herren! ich ha — — habe die Ehre! Ich komme mit Be — — Be — — Vertrauen in Ihre Ei — Ei — Einsicht — — —

Darf ich fragen, mein Herr, wen ich so glücklich bin — —

Ich bin in Diensten Louis Nap — Nap — Napoleons, Dec — Dec — clamator und Re — Re — Redner aus Deutschland.

Ah! freut mich unendlich! Nehmen Sie Platz!

Me — wo — merci! ich we — we — werde Sie nicht lange au — au — au — na! zum Teufel! — au — au aufhalten! — Ich habe, wie Sie wissen müssen, vor acht Tagen in einem deutschen Cafferhaufe eine he — — he — herrliche Rede

über Gu — Gu — Gutenberg und zu Gu —
Gu — Gunsten des deutschen Fortschrittes ge-
halten.

Mein Herr, ich habe erst mit meinem Blatte
begonnen, und kenne die großen Redner noch nicht
alle.

Thut nichts, mein charmanter Herr! Ich
bringe Ihnen bloß das Journal des De — De —
Debats: man hat mich beschimpft.

Das ist höchst Unrecht.

Und zwar durch eine e — e — elende Lüge.
Man ha — ha — hat gesagt, ich bewiese die Ko-
mif der deutschen Re — Re — Redner!

Wirklich! — rief Julius, und preßte sich das
Schnupftuch auf den Mund, indeß ich mich vor
Lachen unter den Tisch bückte.

Sie müssen was dage — ge — gegen schrei-
ben. Ich bin zwar kein Ci — Ci — Ci — Cicero,
aber so gu — gu — gut als das Journal des
De — De — Debats re — re — rede ich sicher-
lich!

Besser, viel besser! — rief Julius. Mein Herr, ich werde Sie glänzend rächen! Würden Sie mir wohl erlauben, in meinem Blatte zu sagen, Sie seien der größte, jetzt lebende Redner Europa's?

D — D — D — Ob ich's erlaube? D —
D — Ob! — Ea — Ia — lassen Sie sich um —
um — um —

Doch wohl nicht umbringen?

Epa — Epa — Spaßvogel! ich wi — will
sagen, umarmen!

Und er drückte den guten Julius so fest an's Rednerherz, daß mir selbst die Rippen wehe thaten, und ging mit einem derben Händedrucke und innigem A — A — Adieu mon a — a — ange! von dannen.

Gott sei Dank, — rief Julius, — das war doch endlich ein Komiker! Ich hätte wahrhaftig sonst noch heute den Vorhang fallen lassen.

Dieser große deutsche Redner, — versteht ich, — läßt sich doch noch durch eine Ironie befriedigen. Eine Masse Anderer wissen es zu be-

werkstelligen, daß ihre Reden ganz anders und weit schöner in den Blättern abgedruckt werden, als sie wirklich gehalten wurden, wozu sogar England viele Beispiele bietet. Herr Peel sprach es im englischen Parlamente ganz offen aus, daß die meisten Parlaments- oder Kammer-Reden heut zu Tage ganz anders aus der Presse kämen, als aus dem Munde des sogenannten Redners. Wenn wir die gedruckten Reden der heutigen englischen Parlamentsredner lesen, so sollte man schwören d'rauf, jenes Parlament bestünde aus lauter Cicero's. Ich selbst aber war oft genug Zeuge, wie unzusammenhängend, unslogisch, ja oft ganz erbärmlich und lächerlich dort gesprochen ward, und am folgenden Tage fand ich statt dessen die wohlgeordnetste, feurigste und glänzendste Rede in den Blättern. Hier könnte unser Hähnchen in Wahrheit ausrufen: „ich bin ein Demosthenes, denn ich habe Geld!“ — Die meisten englischen Berichtstatter haben in unserer Zeit eben so gut kleine Gewissen und große Taschen, als alle anderen.

Und doch werfen Sie mich unter diese modernen Acteure? — rief Julius.

Kennen lernen muß man Alles, — versetzte ich. Sie wissen ja, daß man nur dann nicht über den Stein stolpert, wenn man weiß, wo er liegt.

Nur hier herein! — rief jetzt draußen eine bekannte Stimme; — ich werde Sie einführen! —

Und herein schritt Kreideberg, an der Seite eines alten Mannes, dessen ehrwürdiges Aussehen unwillkürlich zu ihm hinzog, obschon er nur ärmlich gekleidet war.

Hier bring' ich einen gescheidten Kopf, der Ihre Bekanntschaft zu machen wünscht, — rief Kreideberg; — es ist der sehr ehrenwerthe Speculant Robert Gascolin, — ein Mann, der Ihnen sagen wird, wie man unsere Zeit zu benützen hat.

Ja wohl, — meine Herren, — sagte Gascolin, ich werde Sie glücklich machen.

Das läßt sich hören, — sprach Julius, um so mehr, als Sie gewiß selbst bereits glücklich sind?

Parbleu! versetzte Gascolin, — wenn der erwünschte Undank der Welt nicht wäre, müßten diese Pappschachteln hier aus gebiegenem Golde bestehen! Aber erkennt uns denn diese Menschheit mit all' unserem Genie, unserer Erfindungsgabe, unserem Speculationsgeiste? Läßt sie einem Manne meiner Größe Gerechtigkeit widerfahren? Il n'y a pas moyen! sag ich Ihnen! Aber, ich verachte sie, und Sorge dennoch für ihre Nachkommen, die einst Thränen der Wonne auf meine armen Knochen herabweinen werden! — Vor Allem aber, meine Freunde, bitte ich um ein Gläschen, — ich habe heute noch kaum genippt.

Befehlen Sie weißen oder rothen? — fragte Julius, indeß Kreideberg ein komisches Gesicht zog. —

Du vin? — sagte Gascolin; jamais, Monsieur! Ich habe den Wein seit dreizehn Jahren chemisch geprüft; er enthält in Europa zwei ein halb Procent Arsenic, von demselben, mit dem Herr Lafarge vergiftet ward, nach der Marsh'schen Methode; mein Werk über das arsenicum vini,

das nächste erscheint, stürzt alle Weinändler ins Verderben. Ich bitt um ein kleines Gläschen Cognac, woran ich fast seit meinem neunten Lebensjahre und noch von der Schule her gewöhnt bin. Unsere Zeit hat Mäßigkeitsvereine, aber trotz dieser Mäßigkeit trinken fünf Sechstheile der Menschheit den reinsten Korn.

Julius sah uns an, — aber Kreideberg klingelte, und ließ ein kleines Frühstück holen. Nur einen Tropfen, sagte Gascolin lächelnd, denn der nervus sympathicus ist um diese Stunde sehr empfänglich für Magenreactionen. In dieser Beziehung bin ich rein homöopathisch; die Homöopathie und ich, wir lösen uns gleich wirksam in einem Tröpfchen auf. Dieses Decilliontheil eines Stückfasses hinuntergestürzt, und alle chronischen und acuten Kergernisse verschwinden, wie Rauch in der Luft! — Ich nenne das in meinem Werke: „Ueber die Nothwendigkeit einer allo-homöopathischen Vereinigung“ das remedium desperationis anti-phlogisticum, denn, da die Desperation nichts anderes ist, als eine Gemüthsentzündung durch herz-

brennende Verhältnisse, so muß sie natürlich durch äußere, geistige Brennstoffe homöopathisch hergestellt werden.

Das ist klar, sagte Julius.

Eben so klar, — fiel Kreideberg ein, als die meisten neueren Analysen über Allopathie und Homöopathie.

Aber, ich bitte, kommen Sie zur Sache! sagte Julius.

Zu Befehl, mein werthester Herr! — Sie schreiben ein Blatt, und ich erfinde industrielle Glückshebel. Beide nützen wir der undankbaren Menschheit, trotz ihrer Unempfänglichkeit, und ich denke, wenn wir uns die Hand bieten, so könnte diese Menschheit in kurzem jenes Ziel erreichen, von wo aus die Welt keinen Fortschritt weiter bedürfte.

Aber, was kann ich für Sie thun?

Alles, — mehr, als Alles! Sie haben ein öffentliches Organ, das ist vor der Hand für mich hinreichend. Wir werden ein Europäisches Indu-

Arie - Comptoir zusammen errichten, und mit Hilfe Ihres Organs die Welt reformiren.

Meinen Sie?

I nun, ich will mir die Sache überlegen.

Ich habe zum Beispiel ein Pulver erfunden, das berühmte Greenwiskini. Wenn Sie von diesem Pulver eine Messerspiße voll in Wasser auflösen, und eine Schachtel inwendig damit bestreichen, so fliegt sie ihnen als completer Luftballon aus der Hand, und durch alle Plasonds zum Dache hinaus. Eine Schachtel von vier Schuh im Umfange trägt dabei acht bis neun Zentner, ohne den Ballast. Dazu gehört aber eine kleine Glasröhre, genannt Ventumachoriometer. Wenn sie diese Glasröhre in die linke Rocktasche stecken, erzeugt sich hinter Ihnen eine sanfte Luft, die Sie rechts treibt; stecken Sie sie in die rechte Tasche, so fahren Sie links, und wenn Sie sie an eine Tabackspfeife schrauben, und in den Mund nehmen, gehen Sie schnurgerade. — Also die Luftballons hätte ich weg! — Wenn Sie nun wollen, so reise ich nächsten Sommer mit Ihnen in zwei alten Schach-

keln nach New-York, und wir geben ätherische Reisebilder heraus, die dann rein aus der Luft gegriffen sind, also gewiß eine Masse von Abnehmern finden werden.

Ohne Zweifel! Unsere Lesewelt bürgt dafür.

Ferner besitz ich eine Salbe Namens Dumm-machumeter. Wenn Sie von dieser Salbe einem Menschen, nur ein Sandkorn groß auf die Lippen schmieren, so verwandelt sich Alles, was er spricht, indem es über die Lippen geht, in 'ganz andere Ausdrücke. —

Zum Beispiel, ein Russe will sagen: „Freiheit!“ so kommt statt dessen heraus: „Oh wie bin ich so glücklich!“ oder „Ich danke Dir, Du erhabener, landesväterlicher Monarch, daß Du geruht hast, mich geboren werden zu lassen!“ — Schreie ich: Warum darf ich keinen Taback bauen, und muß den vom Monopolisten gebeizten rauchen?“ so hören Sie statt dessen: „Oh, wie selig sind die Geschöpfe, denen Allergnädigst gestattet ist, ihre Gebete für das Wohl des Landes-

vaters mit gebeizter Zunge vorzutragen!" oder:
„ha! Sterblicher! bedarfst Du mehr, als der legalen Maulbeize, um die Süßigkeiten des Daseins zu schürfen?" will ich schreien: „Pressfreiheit!" so hören Sie statt dessen: „Kaiser unser, der Du bist in China! — geheiligt werde Deine Censur! zu uns komme Deine Streichfeder; Dein Wille geschehe im Schlosse, wie auch außer dem Schlosse; gib uns unser tägliches Non admittitur, und vergib uns unsere Sehnsucht, als auch wir vergeben unseren Censoren; führe uns nicht nach Amerika, sondern erlöse uns von aller Geistesfreiheit, denn Dein sind die Truppen und die Polizeicommissäre und die Gend'armen von nun an bis in Ewigkeit. Amen!" —

Das ist hinlänglich! Damit verdienen wir eine Milliarde!

Sagt' ich's nicht? — Endlich besitze ich das Modell zu einer Universal-Speculations-Maschine. Sobald ich unten in eine kleine Pfanne etwas Räucherkräuter werfe, darf ich den dummsen Menschen oder den ärgsten Spitzbuben und Heuchler

d'rüber sehen, so wird der erste ein Genie, der andere ein ehrlicher Mann sein, und in Beiden werden sich die kostbarsten Ideen für moderne Industrie entwickeln.

Zum Beispiel:

Ich sehe einen Menschen drauß, der schon fünfzigmal falschen Banquerott gemacht hat, so wird er auf der Stelle wissen, wie er binnen drei Tagen wieder Equipage anschaffen und bewirken kann, daß Alles den Hut vor ihm zieht, und man ihm, sobald er wieder Geld hat, die höchsten Ehren erzeigt, ja man ihm sogar die besten Aemter und Aufstellungen verleiht. —

Das einzige Beispiel genügt, — sagte Julius und Sie gefallen mir, um so mehr, als es unser guter Kreideberg nicht wird leugnen können, daß er mit Ihnen unter Einer Decke steckt und Sie nur aus Wiß hieher brachte. Wollen Sie heraus mit der Sprache, oder nicht?

Nun ja! ja! lachte Kreideberg. Zugestanden! Herr Gascolin ist nichts anders als ein Leser Ihres Blattes, der Sie verehrt, wie wir Alle,

und Ihnen einige wichtige Nachrichten mitzutheilen hat.

Der Witz, lieber Kreideberg war nicht so übel, — sagte Julius, dem klugen Gascolin die Hand reichend. Sie wollen mich curiren helfen, ich versichere.

Ich weiß nicht, ob Sie krank sind, — sagte Gascolin, — aber ich kann Ihnen einige officielle Remedien überlassen, nämlich erstens, daß das Ministerium sehr ängstlich auf Ihre zweite Probenummer harret, und auf eine Confiskation derselben rechnet.

Alle Wetter! rief ich, — da müssen wir uns in Acht nehmen!

In Acht nehmen? rief Julius; — ich ändere keine Sylbe an meinem nächsten Hauptartikel. Wenn die Gewalt mich ohne gerechte Ursache verfolgt, werde ich ihr lieber weichen und abtreten.

Bravo! das erwarte ich, — sagte Gascolin. Aber nun eine zweite Nachricht. Ich habe so meine vornehmen und geringen Häuser, in denen ich Manches erfahre. Ihre erste Nummer hab' ich

tüchtig verbreiten helfen, und es hat genügt. Man hat, ich weiß nicht wie, erfahren, daß Sie so freimüthig waren, dem Herrn Thiers in seiner eigenen Coirée einen kleinen Spiegel vorzuhalten. Machen Sie sich gefaßt darauf, von dem fünften Wahlbezirke für die nächste Session gewählt zu werden.

Mein Gott! was sagen Sie?

Ja, ja, — ich sage es. Man hat alle Anstalten getroffen, und ich gratulire Ihnen schon in Voraus zum Deputirten. Sie sind ein Ehrenmann, ein Vaterlandsfreund, ein Mann der Wahrheit und Tugend, — also weg mit dem Scherze, zu dem jener Herr dort mich veranlaßte. Ich selbst bin Wähler, habe Sie bereits in aller Stille vorgeschlagen, und meine Wahlcollegen sind einig.

Nein! nein! rief Julius, indem ihm die Thränen in die Augen traten, — dazu fühle ich mich nicht berufen! es ist nicht möglich!

Wenn Sie nicht berufen sind, — sagte Gascolin, — wer wäre dann berufen in Frankreich?
— Still! keine Einrede! Frankreich fordert Ihre

Unterstützung und das erlaubt keinen Widerspruch! Wollte Gott, ich hätte einen Sohn, gleich Ihnen! Und er schloß den überraschten jungen Mann in seine Arme, indeß abermals das ferne, aber, wie mir vorkam, schmerzzerrißene und bleiche Bild Charlottens an meiner Seele vorüberschwebte. Herr Gascolin war in der That ein Abgesandter seiner Kollegen, und die Freude des alten Vater Ritz, als er diese neue wichtige Botschaft vernahm, läßt sich unmöglich beschreiben. Zwar schien sich Julius durchaus nicht bequemen zu wollen, und sogar der Schutzgeist trieb wieder seinen angenommenen Spuck, und rieth ihm in einem langen Schreiben unter den geistreichsten Gründen ab, diesem Rufe Folge zu leisten, aber ich ruhete, namentlich auf die inständige Bitte des Vater Ritz nicht eher, als bis er wenigstens die Zeit der neuen Wahl ruhig abzuwarten beschloß. Auch gegen Amalie, mit deren Gemüth und Charakter Julius sich täglich inniger und fester vereinte, mußten wir Anfangs kämpfen, denn sie war ganz und gar der Ansicht des Schutzgeistes; erst dann unterließ

sie ihre Eintreden, als sie sah, daß wir sämmtlich übereinstimmten. Gascolin mußte uns versprechen, mit seinen Collegen einflweilen das tiefste Schweigen zu beobachten, damit von Seiten der ministeriellen Gegner keine Intrigue Platz greifen könnte; — indessen aber sollte Herr Thiers schon nach wenigen Tagen den einen und wichtigsten seiner Zwecke durchsetzen. Die zweite Nummer der „Civilisation“ wurde nämlich ausgegeben, aber wie Gascolin richtig vorausgesagt hatte, wegen eines Artikels, „über das Verhältniß des Herrn Thiers zur Krone“ ohne Weiteres mit Beschlag belegt, und nur wenige Exemplare gelangten in's Publikum. Wenn aber auf der einen Seite Julius auf das Höchste erbittert wurde, und den festen Entschluß faßte, auf eine Stellung wieder zu resigniren, die ihm, wie wir gesehen haben, ohnehin nur Ekel und Aerger und einem Manne seiner unerschütterlichen Nedlichkeit nur Chikanen bereiten konnte, so trug jette Confiskation auf der andern Seite dazu bei, die Ueberzeugung Gascolins und seiner Freunde von ihm zu befestigen.

Vergehens boten Kreideberg und ich, im Vereine mit dem Alten; unsere Ueberredungskünste auf, um ihn zur Fortsetzung des Blattes zu bewegen; vergebens bewiesen wir ihm, von welchem außerordentlichen Nutzen ihm als Deputirten später ein beliebtes Organ sein müsse. Er verzichtete plötzlich, und zwar zum Theile wegen der erlebten kleinen Scheerereien und den überlästigen, in Paris durchaus nicht abzuwehrenden neuen Bekanntschaften, auf unser Vorhaben, und wollte lieber die gebrachten Opfer verlieren, als sich in ein Meer von Unannehmlichkeiten stürzen, die einem Manne von seinen Ansichten und seiner Isolirungssucht natürlich nicht, zusagen konnten. Schon jenes Gespräch mit Thiers hatte ihn, wie wir gesehen, so aufgereggt, daß er von vornherein bedauerte, dem Vorschlage Kreidebergs gefolgt zu sein, und sich dem lästigsten aller Geschäfte hingegen zu haben. — Also schnitt er kurz ab, verkaufte aber noch glücklicherweise das Blatt an einen Speculanten um einen guten Theil der darauf gewandten Unkosten. Es erhielt einen andern

Zeit, und wurde später ein bekanntes neues Dragan der Carlisten, die es kaum ein Jahr aufrecht erhielten. Niemand triumphirte mehr, als Thiers, der freilich nicht ahnte, daß ihm in dem ausgelöschten Redacteur bald darauf ein um so mächtigerer Gegner in der Kammer entgegen treten sollte. Wer sich über die Redaktionsniederlegung nicht minder zu freuen schien, als Thiers, das war Amalie. Sie war es, die den Alten über diesen vermeintlichen Rückschritt beruhigte, und ihn dadurch besänftigte, daß sie fest versprach, sich dem Deputirten nicht entgegenzusetzen. Mit nicht geringer Verwunderung bemerkte ich in jenen Tagen, welchen merkwürdigen Einfluß sie auf Julius gewonnen hatte. Es war fast als ob er alle einslige Liebe zu Charlotten auf ihre, im Aeußeren so so himmelweit von ihr verschiedene Schwester übertragen hätte. So wenig und selten er früher mit Charlotten harmonirt hatte, so innig und aufrichtig war jetzt sein brüderliches Verhältniß zu Amalien. Stundenlang brachte er an ihrer Seite, und oft genug hat er mir seitdem geschrieben, daß jener

Zwischenraum von acht Monaten, der von seiner Redaktionsniederlegung bis zur Deputirtenwahl verfloß, die glücklichsten Tage seines bisherigen Lebens in sich schloß. In jene Zeit fiel übrigens auch ein kleines, sehr heitres Fest, dem wir sehr vergnügt bewohnten, das jedoch abermals eine ungeahnte schwere Folge nach sich ziehen sollte, welche der Erinnerung meines Lebens einen unvergeßlichen Schmerz mehr einprägte. Jenes Fest war die Hochzeit unseres Hähnchens, die etwa drei Monate nach dem Verlaufe des Blattes im Hause des Professors Pomeranze in der rue André des Arts vor sich gieng. Als Julius und ich die Einladung dazu erhielten, fürchtete ich bloß für diesen, da ich mit Recht besorgen mußte, daß diese Feier das Andenken Charlottens in ihm mehr als jemals erwecken würde. Ich rieth ihm daher unter einem Vorwande ab, der Einladung zu folgen: aber er erkannte die wahre Absicht meines Vorschlages, und bemerkte mir sehr ruhig, daß namentlich seit seinen innigeren Freundschaftsverhältnissen zu Amalien jede Möglichkeit eines Rückfalles der Art bei ihm

vertilgt sei. Um so mehr traf mich daher jener andere weit härtere Schlag, dessen keiner von uns in Folge jener Feier sich versehen hätte. Was Hähnchen selbst betrifft, so hatte es beschlossen, gleich nach seiner Hochzeit sich nach Deutschland zu begeben, und dort niederzulassen. Von einem theatralischen Auftreten seiner Gattin war keine Rede mehr. Gilwerling hatte sie von diesen Gedanken gänzlich zurückgebracht, und aus Dankbarkeit hiefür nahm Hähnchen ihn mit sich nach ihrem gegenwärtigen Aufenthaltsorte, wo der glückliche Vater seinem Wohlthäter bereits ein schönes Knäbchen aus der Taufe gehoben hat. Diese traurige Begebenheit aber, welche nach der Hochzeit sich ereignete, will ich nur kurz berühren, da sie noch jetzt mein Gemüth allzusehr erschüttert.

Nebst Julius, Gilwerling, mir und vielen Freunden des Professors und der Familie Heckebein wohnte auch Kreideberg der Ceremonie bei. Ein glänzendes Abendessen beschloß den Tag der Trauung, und ich selbst fühlte mich seit langer Zeit wieder Einmal recht gelaunt und heiter. — Krei-

deberg war im Anfange äußerst fidel, und unterhielt uns durch seine gutangebrachten Neckereien, in die er bisweilen einige philosophische Seitenhiebe mischte, und schon hatten wir an vier Stunden ganz anständig poculirt, als Hähnchen sich erhob und den sonderbaren Einfall hatte, seiner eigenen glücklichen Person einen Toast auszubringen.

„Meine Herren und Damen!“ rief es, — „heute zum Erstenmale fühle ich, daß ich ein Mensch bin, — denn ich habe Geld! Ich lasse mich leben, meine Herren und Damen, und wünsche jedem armen Teufel auf dieser Erde, daß er so frei und unabhängig seine Braut heimführen könne, als ich! Das Geld und ich sollen leben! Vivat hoch!“

Wir Anderen belächelten diesen kemischen Einfall, und stießen jubelnd an. Aber plötzlich sprang Kreideberg von seinem Stuhle auf. Todesblässe überzog sein Angesicht, und er füllte das geleerte Glas mit heftig zitternder Hand, warf die Blicke mit erschütterndem Ausdrucke auf Hähnchen, und rief, indem ihm die heißen Thränen aus den Augen stürzten:

„Der Tod soll leben! Porraz der Aethemzug,
den das zerfleischte Herz des Unglücklichen in diese
erbärmliche Welt haucht! Ich hatte auch ein Lieb-
chen, und konnte sie nicht freien, denn ich hatte
blos Kopf, Herz, Geist, Wissen, Ehre, Character
Liebe — — aber kein Geld! Dir, meine Johanna,
deren braune Locken ein Nest der Wärmer wurden,
weil wir keinen Mammon hatten, — — Dir,
meine Johanna sei dies Glas geweiht! — Seht
Ihr sie dort vorüberschweben, die bleiche abgezehnte
Maid mit dem ärmlichen Gewande und den roth-
geweinten Augenlein? Warten, — warten, —
warten mußt Du, bis das Geld wird geboren wer-
den! es ist schändlich! es ist schändlich! Oh meine
arme Johanna!

Freund! — rief Heckebein, — sind Sie toll?
Aber Kreideberg hörte ihn nicht. Er stierte wild
vor sich hin, indeß ihm die heißen Thränen über
die männlichen Wangen rollten und reißte das
Glas hoch in die Luft:

Da — da — da ist sie! — was willst Du

hier? willst Du betteln? Ob versucht! — Fort mit ihr!

Um Gottes willen, — — Freund, was ist Ihnen —

Fluch mir, daß ich in diese Welt des Mammons trat! Versucht die Stunde, die Deine braunen Locken mir entgegensührte! Versucht der Schollen, den zuerst mein Fuß berührte! Versucht seist du im Grabe, daß Du ohne Mammon hineinführst! Versucht der Bettler, der mich zeugte! Hellauf, Ihr Gäste! das Geld soll leben! und meine Maid darneben! — — — —

Und er stieß ein Hohngelächter aus, daß die Wände erdröhnten, schleuderte das volle Glas hoch an die Decke, daß die Damen laut aufschrieten, — und stürzte, wie er ging und stand, zur Thüre hinaus.

Alle saßen wir einen Moment fast sprachlos vor Schrecken. Man schickte ihm endlich einen Diener nach, aber er war nirgends zu finden, und mußte mithin, — es war nach Mitternacht — das Haus ohne Hut und Mantel verlassen haben.

Kinder! — sprach der Arzt, — da scheint ein großes Unglück geschehen zu sein! — gebe Gott, daß ich ihn jetzt gleich zu Hause treffe, denn allem Anscheine nach hat er den Verstand verloren!

Großer Gott! rief Julius, — das wär' entsetzlich! Fort! fort! mein Wagen ist unten!

Die Bestürzung aller Anwesenden war außerordentlich, namentlich des armen Hähnchens, das sich als die unschuldige Ursache des Vorfalles erkannte. Die Feyer war natürlich zu Ende; Alles trennte sich in bunter Verwirrung, und der Arzt, Julius und ich fuhren wie im Sturme nach des Ersteren Wohnung. Am Hause angelangt, stiegen wir rasch aus; das Thor stand offen, also mußte erst Jemand eingetreten sein. Wir eilen die Treppen hinan — stiegen an die Thüre des Zimmers, wo der Arme wohnt, und reißen sie auf, — — da fallen in demselben Momente zwei Schüsse fast zugleich und mit völlig zerschmettertem Haupte liegt der Unglückliche zu unsern Füßen. —

Beide Kugeln der Doppelpistole waren zugleich durch den Kopf gegangen. — Bei der Ent-

Kleidung der Leiche fand sich auf der bloßen Brust ein beschriebenes Blatt, mit folgenden Stellen, die er kurz zuvor aus einem deutschen Werke bei mir abgeschrieben hatte. *)

Der Himmel sank — die Erde steht
Und wird verzweifelt sinken;
Ein Narr ist jeder Glücksprophet,
Dem Ewigkeiten winken.
Ein Glaube lebte? Eitler Wahn,
Ihr schaut den Himmel hoffend an,
Und Teufel spotten Töler.

Ich trete träumend in die Welt
Und träume mir ein Leben,
Ich träume mir ein Sternengelt,
Ich träume mir ein Streben,
Ich träume mir Glückseligkeit,
Ich träume mir Vergangenheit,
Ich träume mir ein Kommen.

*) „Der Hofnarr,“ von Langenswarz. Zweite (Leipziger) Ausgabe. 2ter Band. S. 234. 92. 90 21. 19. 18. Bei dieser Gelegenheit mache ich wiederholt darauf aufmerksam, daß der 3te Band zu diesem Werke — (den 1ten und 2ten schrieb ich zu Wien, 1828, in meinem 19ten Lebensjahre) — noch immer fehlt. Die erste in München bei Frankh 1830 erschienene Ausgabe ist verfälscht und von fremder Hand verpfuscht.

Wer bürgt mir, ob ich wahr geträumt?

Wer bürgt mir ein Gesehen?

Wer bürgt mir, daß ein Dort erkeimt?

Wer hat ein Dort gesehen?

Wer deutet mir der Sonne Blut?

Wer sucht mir einen Gott im Blut?

Wer bürgt mir einen Himmel?

Bin ich zufrieden? war ich's je?

Erregt im Heiligtume

Nicht jede Blume, die ich seh',

Den Wunsch zur nächsten Blume?

Hat jemals mich ein Gott gehört?

Hat nicht mein Hoffen stets zerstört,

Was ich gewann durch's Hoffen?

Der Morgen weckt zum Denken mich,

Und was ist all' mein Denken?

Vermag der trunkne Träumer sich

Im Wachen selbst zu lenken?

Der Glaube, den Ihr mich gelehrt,

Wer hat ihn durch Beweis bewährt,

Wer hat ihn dort geholet?

Ein Dort? Ein Droben? Wer verheut

Mir dem, daran zu zweifeln?

Wollt Ihr geglaubte Ewigkeit

Mir in die Wunde träufeln?

Ich glaube — hoffe — wünsche hier,

Und Ihr gebt neue Wünsche mir

Und nennet sie Erfüllung?

Ich strecke meine Arme aus
Nach einem sichern Grabe,
Und Ihr habt immer Spur — und Spur,
Und Spur auch nur am Grabe?
Ich will ein Stilles, einen Kern,
Ich will ihn haben diesen Stern,
Und nicht am Grabe suchen.

Ich will mich selbst, ich will mich ganz, —
Ich will ein reines Wissen,
Ich will nicht bloß der Hoffnung Glanz,
Nicht bloß des Glaubens Müssen,
Ich will ein festes Leben sein,
Ihr sollt beweisen, daß ich mein,
Beweisen, wie ich mein bin.

Warum, wenn das Geschick es fügt,
Muß ich zum Spielball werden?
Es trägt! Was ist es? Warum trägt
Ein bloßes Wort auf Erden?
Bin ich denn wen'ger, als ein Wort?
Einbildung, sagt Ihr? und Cu'r Dort,
Es wäre mehr als diese?

Ich hab' verloren, was ich fand; —
Was ist denn das Verloren?
Was war mein Finden? Was bestand?
Was ist denn das Gebohren?
Was wird geboren, und was stirbt?
Was blüht, was lebt und was verdorbt?
Was nennt Ihr denn das Nennen?

Ich zweifle — und mein Zweifel weiß
Mich stets an Zweifel wieder; —
Ich weiß — und all mein Wissen reißt
Mein Wissen höhrend nieder;
Ein Tod nur ist — ist zweifellos,
Ein Tod — der mich dem dunkeln Schooß
Des Todes hat entrißen.

Lockspeisen warfen sie mir vor
Von einem bessern Lichte,
Mit Glauben füllten sie mein Ohr
Mit ewigem Gerichte —
Nun hab' ich fest gehofft — geglaubt —
Nun hab' ich mich mit selbst geraubt,
Und Alles — Alles Täuschung!

Verloren! kränkt des Donners Wuth,
Verloren! heult's im Sturme;
Unsinn'ger! Deines Glaubens Bluth
Geniedrigt Dich zum Wurme,
Der kriechend nach dem Lichte strebt,
Und immer kriecht, und nimmer lebt,
Bis er in's Grab sich krümmt!

Ich hab' so wenig nur begehrt
Von dem geglaubten Götze —
Und dennoch — dennoch nicht erhört?
Und blieb mir selbst zum Spotte!
Er wollte? Nein! Er konnt' es nicht!
Was kann ich auch von einem Lichte,
Das ich mir träume, fordern!

Nichts ist, als eben unser Nichts,
Nichts ist, als unser Weinen,
Nichts ist, als nur das Nichts des Lichts,
Nichts ist, als unser Weinen,
Nichts — Nichts ist Leben, als das Herz,
Nichts — Nichts ist Wahrheit, als der Schmerz,
Nichts Licht, als die Verzweiflung! —

Die Wahrheit existirt nicht mehr,
Der Glaube ward zur Phrase,
Die Bürde hinket lahm umher,
Die Liebe ward zum Spasse,
Die Freundschaft ward zum Wortbegriff,
Die Hoffnung ist ein leeres Schiff,
Die Ehre ward zum Treibhaus.

Ich war dem Hungertode nah
Mit Diogen's Laterne;
Ich will's nicht läugnen — est erschah
Ich wohl in weiter Ferne
So etwas, einem Menschen gleich —
Doch kaum macht' ich das Herz ihm weich —
So seufzt er mir das Licht aus!

Wie mancher Laffr, der mit Geld
Sein Bittgesuch forcierte,
Ward auf den Posten hingestellt,
Der mir mit Recht gebührte;
Wie mancher, dem das Angesicht
Der hübschen Schwester gab Gewicht,
Ward mir nicht vorgezogen?

Mein Vater starb — ich stand allein,
Verarmt und ohne Freunde —
Die Armen mehrten meine Pein,
Die Reichen meine Feinde!
Ach Herr! ich suchte Menschen nur,
Dies kleine Wörtchen, — keine Spur.
Statt Menschen fand ich Menschen.

Herr Gato nahm das Leben sich,
Um sich nicht zu geniren,
Ich gebe, um am Ende mich
Nicht selber zu verlieren.
Ich bin das Einz'ge, was mir blieb,
Und will dem großen Schicksalsdieb
Bei Zeiten mich entreißen.

Ich hab' sie satt die große Welt
Mit ihren kleinen Leuten!
Das Schicksal hat mich hingestellt,
Um mit mir selbst zu streiten —
Wohlan denn, — ich besiege mich,
Und mach' als Sieger mir den Strich
Durch meine Lebensrechnung.

Drittes Kapitel.

Hedebein predigt. Sie ist Deputirter. Wäre
germilitär und politische Comödien.
Deutsche und französische Zeitungen.
Correspondenten. Eine Lotterie der
Deutschen.

Wissen Sie, — sagte Julius, als ich acht
Tage nach jenem Vorfalle zu ihm kam, — wissen
Sie, worüber ich mich wüthend ärgere?

Nun?

Darüber, daß ich mich jemals geärgert habe.
Die kostbare Comödie der sogenannten Menschheit
wird mir täglich klarer, und ich fange an zu

fürchten, daß ich mich vor lauter Weltsschmerz zu Tode lachen werde.

Auch nicht übel! versetzte ich; — wenn Sie wollen, lassen wir unsern Weltsschmerz gleich über Kreideberg aus.

Julius sah mich an, — wir schnitten tragikomische Gesichter, und hielten uns endlich den Bauch vor Lachen.

Bravo! — rief Heckebein, zu uns eintretend; — in diesem Bunde bin ich gern der Dritte.

Sie sehen mich, — sagte Julius, — auf dem Wege, — meine Weltsschmerzblässe zu verlieren. Die Geschichte hat sich bei mir in einer Nacht gemacht; Kreideberg hat den Hintergrund meines Welttheaters durchgeschossen, — die Garderoben sind eingefallen, und ich sehe die Schauspieler in ihrer wahren Gestalt. Von heute an, lieber Heckebein, halte ich es weder mit der alten, noch mit der neuen Philosophie; ich halte es bloß mit der allgemeinen Schminke und mit der dreifachen Unterlage des colossalen, modernen Christenthums: —

„Mensch, sei blind! Mensch, zeig' Geld her! und Mensch, sei Jesuit mit Jesuiten!“ —

Das ist sehr bitter! — meinte Heidebein.

Aber sehr modern! lachte Julius. Neben mir offen und sehen wir unsere Hoffnung in eine Zwerchsellassekuranz; ich habe den Plan dazu entworfen, damit ich nicht ganz durch Lachkrämpfe ruiniert werde. — Ich möchte übrigens wissen, ob die Millionen Comödianten, welche auf unserm Weltballe herumkrabbeln, den Keim ihrer Rolle bei sich tragen, oder ob erst einer den andern durch christliches Beispiel ausbildet. Wär' ich unter den Pfaffen zu Nicäa gewesen, ich hätte dem dritthalbhundertjährigen Streite wegen einer einzigen Silbe vielleicht vorgebeugt, indem ich zwischen ihr *ὁμοούσιος* und *ὁμοιούσιος* einen Pavianschädel mit der Jahrzahl 1850 geschleudert hätte. Wir sind uns jetzt Alle gleich und Alle ähnlich. Unsere Götter sind die Banquiers, unsere Kirche ist das Münzgebäude, unsere Priester sind die Wechselfensale und der Teufel hat sich in's Pfandhaus einquartiert. Das Kreuzigen ist abgeschafft, — aber

das Brandmarken ist Mode, und zum Abendmahl werden bloß die nicht zugelassen, welche nichts zu essen haben. Die zwölf Apostel der Gegenwart heißen: Eigennutz, Käuflichkeit, Betrug, Hinterlist, Jesuitismus, Speculation, Heuchelei, Lüge, Blindheit, Affenschande, Spiegelfechtere und Charlatanismus. Wer keine Moneten hat, ist Ketzer, und die Rechtgläubigen gerben die Haut ihrer Nachbarn aus purer Nächstenliebe.

Das sind Rücksälle! — rief Heckebein, Sie werden schon wieder heftig, und jede Heftigkeit führt zur Uebertreibung. Wären auch zwei Dritttheile Ihrer Mitcomödianten bloß Heuchler und Schurken, so erfordert das bessere Dritttheil, daß man liebe, vergebe, und nicht den Stab über Alles breche.

Concedo! fiel ich ein; der Doctor hat Recht. Bleiben wir lieber beim Lachen.

Denken Sie, — sagte der Doctor — nur an den einzigen Satz: „Das Glück der Menschheit ward herbeigeführt durch die fortschreitende Philosophie.“ —

Ja wohl! ja wohl! versetzte Julius, und lachte so herzlich und wahr, daß wir andern laut mit einstiminten.

Nun haben Sie mich auf dem rechten Wege! — fuhr Julius fort. Ich brauche nur bloß diesen Satz an die Thüre zu schreiben, um aus dem Lachen nicht herauszukommen. Gottvolle Philosophie! Ungeheures Glück der Menschheit.“ —

Wenn wir, — sprach Heckebein, — nach unserer neuesten Philosophie nicht glücklich sind, dann leb' wohl, Menschheit! Denn, der uralte, klaffende Ring der Glückseligkeitsphilosophie hat sich in unsren Tagen endlich geschlossen. —

Wo? — fragte Julius.

In dem Herrn Hegel, versetzte Heckebein, — und Julius that einen lachenden Schrei, daß die Fenster klirrten.

Wie ich Ihnen sage, — fuhr der Arzt fort; — in Berlin hat sich der Glückseligkeitsring geschlossen, und aus dem Herrn Hegel wird der neue Messias der Völkerbeglückung hervorgehen.

Die ältesten Völker der Erde singen ihre philosophischen Betrachtungen damit an, daß sie einfach sagten:

„Was Gott gemacht, ist gut;“

merken Sie wohl, dies war der älteste Anfang, und er paßte für damals eben so trefflich, als der neueste Ausdruck zu Berlin, der ihn buchstäblich imitirte. Jene ältesten Philosophen sahen rings um sich her hungern, betteln, ächzen, stöhnen, köpfen, viertheilen, speißen, speitschen, aussaugen, pressen, schinden, betrügen, mißbrauchen, lügen, verrathen, verhandeln, — und riefen mit dankbarem Blicke gen Himmel:

„Was Gott gemacht, ist gut!“

Dabei fraßen sie Kirchen, — Priester, — Staats, — Militär, — und Beamtenbeiträge, wälzten sich betrunken über die Gefängnisse und Bettler hinweg, und entschlummerten auf den Federn ihres fürstlichen Gehaltes, mit den Worten:

„Was Gott gemacht, ist gut.“

Deutsche Journale oder Zeitungen in Carls-
ruhe, Köln, Frankfurt am Main,

u. s. w. existierten damals noch nicht, sonst würden diese gegen Zusicherung von 50 Thalern jedem hungernden, armen Teufel mit den Worten nachgelaufen sein:

„Stirb, Hund! Was Gott gemacht, ist gut!“

Dieses Thema nun, das einzige, welches alle Stufengänge der Jahrtausende mit durchmachte, dieses Thema diente seit Urbeginn allen Maschinerie'n der Religion, des Staates und der Politik als Unterlage, das ist, als moralische Negerbank, auf welcher die um Hilfe rufenden Wagen — (die Philosophen würden sagen das „Lebwe sentliche“) — von Ruhe- und Ordnungswegen zum Schweigen gebracht wurden. Als der Scepticismus anfing, nebenher zu laufen, wurde das Thema zwar auf tausenderlei Weise variirt, aber, es blieben dies natürlich nur Variationen eines und desselben Thema's, welche die sogenannte Staats- und Menschheitsphilosophie mit ihren fetten Häufen auf der armen Haut des geduldigen Volksglaubens heruntertrommelte. Gehen Sie alle Systeme von

der ältesten Zeit bis auf unsere Tage durch, so werden Sie finden, daß der ganze Unterschied aller „rationalistischen Schulen“ bloß in zwei bis drei Sylben liegt. Der Eine sagte, z. B.

„Ich bin Ich; daher ist kein Ich außer mir mein Ich!“

Das heißt: Wenn ich satt bin, und ein Anderer hat Hunger, so muß Ich nothwendigerweise ganz allein was gegessen haben, sonst könnte der Andere das Maul nicht aufreißen, während ich es zuschließe.

Der Zweite:

„Ich denke, darum bin ich!“

Das heißt: Ich denke, daß ich steuerfrei bin, und daß man mir nicht etwa wieder moussirenden Moselwein, statt Sillery première Qualité schicken wird; daher bin ich im Stande, mich aus Ueberdruß an Magen- und Geschlechtsvergögen auf mein Flaumenbett zu werfen, und denke, daß ich dabei ungestört bin, weil die Polizei diesen Morgen jene Bettlerherberge da drüben ausgeräumt hat, in welcher ein Duzend hungriger

Lumpen es wagte, mich durch ihr Stöhnen um meinen Schlaf zu bringen.

Der Dritte:

„Was ist, ist identisch, — daher existirt keine Trennung zwischen Körper und Nichtkörper, und das All ist eine positive Einheit.“

Das heißt: Ich und meine sorgenfreie Anstellung, mein Magen und die hineinfahrenden Ausern und Trüffeln sind unzertrennlich; — daher bildet meine sorgenfreie Gurgel mit dem Willen meines Fürsten und seiner Pfaffen- und Steuercollegien eine positive Einheit, und Gott, Natur, Welt und Geschaffenes wären bloß dann nicht-identisch, wenn es dem „„Schafflebewesen““ jemals zu Sinne kommen würde, der nicht-sorgenfreien Menschheit ein anderes „„Geschöpflebewesen““, als das Pfandhauslebewesen darzubieten.

Der Vierte:

„Die Sinne geben Einen und Denselben Ausgangspunkt der übersinnlichen Erkenntniß und Einen und Denselben Eingangspunkt der positiven Ich- oder Subjectiv-Ueberzeugung.“

Das heißt: Ich sehe die ausgefaugte, benützte Menschheit am Ausgangspunkte (vulgo in den Fäusten) der benützenden Menschheit; — ich fühle den Stock, die Knute, die Peitsche oder die Hand des, durch papiernen Vertrag bevollmächtigten Profosen, Gensd'armen, Commissärs oder Kerkermeisters; — ich höre die gewaltige Stimme des privilegierten Steueramt-Auctionators und der Champagner-Kehlen aus der ersten Kammer; — ich rieche an der beglückenden Seite des „Allerhöchsten“ Athems den Modergeruch der hungrigen, faulenden „Pöbel-Canaille“, — und ich schmecke die Zwiebel, Kartoffeln und Baumrinde-Mehlsuppen, welche von drei Fünftheilen der transcendental-glücklichen Menschheit unter ergötlichen Gesichterschneiden hinuntergewürgt werden.

Der directe Scepticismus trat allmählig als entschiedener Komiker dazwischen, und variirte da als offener Handwurst, wo die Anderen wenigstens den Anschein des Seriösen zu behaupten verstanden. Sehr bald hieß es: „Was Gott gemacht, ist nicht gut, sondern es kann als gut angenom-

men werden;“ — oder: „was gemacht ist, ist nicht gemacht, um gemacht zu sein, sondern um gut gemacht zu sein;“ — oder: was ist, ist nicht, weil es ist, sondern, da es ist; aber, da das Seiende als gutseind gedacht werden kann, so ist es gut, weil es denkbar gut ist!“ — — Kurz, dieser metaphysische Wahnsinn, — diese classisch - hirnlose Philosophenraserei, von der stets Neunundneunzig - Hunderttheile der gesammten Menschheit kein Wort erfuhren, war sehr häufig gleich den meisten positiven Religionslehren nichts anderes, als eine von obenher gegen baare Bezahlung des dienenden Schulenslusters aufgestellte Camera obscura, innerhalb welcher dem Gewalthaber die Masse seiner vorüberziehenden Landesbettler unter betrügerischen Glasfarben - Reflexen vorgeführt wurden. — So lange die transcendente Philosophie nicht überall und unmittelbar von dem sinnlichen Grundsatz ausgehen kann: „Ich bin, folglich bin ich frei,“ — so lange wird sie ein Unfann, eine Selbsttäuschung oder ein Jesuitismus bleiben. Nimmermehr wird eine bloße innere An-

schauung oder überfinnliche Betrachtung uns von einem freien Ueberdauer - Leben oder einer positiven Unsterblichkeit überzeugen können, so lange die Vernunft von sieben Achtheilen der Menschheit nur die rohe Last - und Arbeitsmaschine des letzten Achtheils bildet. — Jene leere Wort - und Phrasenfekerei würde die Menschheit in die tiefste Nacht der Verdummung zurückgeworfen haben, wenn nicht die Völker sich auf eignen Antrieb erhoben, und die Schranken der Finsterniß zum Theil eingerissen hätten, — und wenn irgend eine Philosophie als einwirkend auf dieses Niederschmettern der Tyrannei betrachtet werden könnte, so beschränkte sie sich jedenfalls auf das klare Wort eines Luther, Kausseu und ihres Gleichen. Eine einzige Seite des contract social wiegen tausende von transcendentalen Possenreißern auf. Diese letzteren werden sich förmlich ihren Unfann; es ist eine Art von Stiltänzerfamilie, in der zwar jedes Mitglied seine eigenen philosophischen Possen treibt, bei welcher aber das Erkennungs - Gewand stets durch dieselbe Handwurfsfarbe sich auszeichnet, welche vom Vater

auf den Sohn, Enkel und Urenkel übergeht. Der wirkliche, lebende und die Bedürfnisse des Magens führende Mensch gilt ihnen nichts; — sie richten ihre tiefen Forscherblicke einem „geahneten“, „sein-könnenden“ Jenseits zu, — vergessen die Lebewelt und die Millionen leerer Eingeweide um sich her, und bieten endlich ihren tirannisirten, erfrierenden, verhungerten, erdrückten, verzweifelnden „„Lesern““ eine metaphysische Hoffnung statt des Brodes, — eine Jenseitswohnung statt des mangelnden Bettes, einen körperlosen Seelenstrahl statt des Winterholzes, eine Entwicklung der denkenden und gedachten Idee statt einer guten Fleischbrühe, um das Mark der ausgesaugten Knochen zu verjüngen. — Die Philosophie des Christenthums, wenn man es in seiner reinen, herrlichen Menschenlieblehre und deren unbeschreiblicher Einfachheit aufzufassen und direct anzuwenden vermocht oder verstanden hätte, würde, — dem kann nimmermehr widerstritten werden, — die Geburt einer wahren Völkerheil-Idee herbeigeführt

haben, wenn nicht der Unsinn diese einfache Lehre entstellt, der Egoismus sie verpfuscht, die Tirannei sie mißbraucht, der Eigendünkel sie zum Spotte umgestaltet, die angeborne Verworfenheit sie verdreht und endlich der transcendental-philosophische Wahnsinn sie ihrem eigentlichen Zwecke total entrißt hätte. Mag der Stifter dieser Lehre gewesen sein, wer da wolle, so ging sie entschieden aus dem Schooße der Tugend hervor, — diese Wahrheit wird kein blinder noch sehender Schurke umstoßen. Eher ist es möglich, Gott selbst wegzustreiten, als die unbeschreibliche Würde und Höhe dieser Nächstenlieblehre; sie allein ist Wahrheit und Menschheitsphilosophie, alles Andere ist keckbehauptende Verrücktheit. Aber, wo, frage ich, — wo gab es jemals Menschen, die jene einzighaltbare Philosophie ihrem Werthe nach übten? — Eher finden Sie bei jedem Schritte einen bücherschreibenden Theologen, der Ihnen gegen hohes Honorar Gott und Heiland, kurz Alles frisch weggläugnet, was Sie nur immer weggeläugnet haben wollen; — und wenn Sie dann diese Honorar-

Philosophen fragen: „wie viele arme Mitmenschen habt Ihr für Eure speculative Buchhändler-Zahlung gespeist, — wie vielen Frierenden, Hungern- den und Siechen habt Ihr mit Euerem Lügner- Kaufpreis aufgeholfen?“ — so werden sie sich hinter ihre Chocoladetaffen und Champagnerflaschen verkriechen, und lächeln: „Mein Liebster, ich verstehe Euer Wohlgeboren nicht!“ — Oh, nieder- trachtige, namenlose Erbärmlichkeit der Philosophen- größe! Säßen alle Deine sogenannten Coryphäen- häupter als Popanzschädel auf Einem einzigen Kumpfe, ich würde diesen Schädel nicht herunter- hauen, sondern ihm meinen Ekel zuspeien, und den modernen Philosophen-Niesen als Honswurst auf die Messen und Märkte schicken. — Glauben Sie aber ja nicht, daß hier etwa jener lächerliche „Weltschmerz“ aus mir spricht, den eine Masse von Irrenhändlern in neuester Zeit als eine neue Art von Heuchelei und Comödianterie auf die Beine brachte. Nein! es ist die reine, tiefsausbrechende Indignation über das Trugbild einer Gegenwart, die, wie Sie ganz richtig bemerkten, höchstens zu

Lachkrämpfen führen könnte. Ich bin weder Europamüde, noch Europagierig. Sogenannte „gute Seelen“ gibt es überall noch; sie haben freilich meist kein Staatspapiergewicht und keine verschimmelten Renten im Kasten; aber, wer sich mit ihrem guten Willen begnügen kann, braucht wenigstens nicht aus Europa hinauszulaufen. Diese „guten Seelen“ haben in und außer Europa Nichts, aber sie stecken in allen Welttheilen unter dem großen Haufen, wie einzelne, abgetretene Schuhnägel in einer alten, zerrissenen Sohle, und wer sie hervorziehen will, der kann sie wenigstens noch als alten Trost im eignen Absatze mit herum schleppen. *Suum cuique*, auch wenn dieser *quisque* nichts am Leibe hat, als steuerfreie Bettelstehen des staatsbürgerlichen Mitleides. — Meine Indignation hat es blos mit jenen Glückseligkeitsbegründern zu thun, die da meinen, der große Menschknäul müßte sich als Goldfaden entwickeln, wenn sie ihm einen Druckband metaphysischen Wahnsinnes vorlegen. Diese sind sich, wie gesagt, fast Alle von jeher gleich geblieben; sie haben sich fast

Alle, im eigentlichen Sinne des Wortes, um ihr theures Ich gedreht, und der Mitmenscheit um so mehr Schönes und Tröstendes versprochen, jemehr Süßes und Magenfüllendes sie selbst dadurch zu haben hofften. So kam es denn, daß während die sogenannte „Jenseits - Wissenschaft“ Jubelmordis schrie über die ungeheuren „Triumphe philosophischen Fortschrittes“, der größte Theil der so schändlich hinter Licht geführten Menschheit allen Qualen und Tirannen der Unterdrückung, der Noth und des Elendes ununterbrochen Preis gegeben blieb. So kam es, daß, nachdem diese „Glückseligkeitsphilosophie“ sich über den Bettlerschlamm Jahrtausend-langer Thränenflüsse kalt und herzlos, wenn auch heuchlerisch theilnehmend, hinweggewälzt hatte, wir endlich wieder da standen, wo wir angefangen hatten. Die Urväter dieser Glückseligmacher begannen mit dem Spruche:

„Was Gott gemacht, ist gut“,

und der würdige, classisch-unsterbliche Herr He-

gel zu Berlin sagte, um Ein- und Dasselbe wenigstens mit anderen Sylben zu sagen:

„Was ist, ist gut!“

Wie weit wir demnach in Jahrtausenden vorge-
rückt sind, bedarf keines Commentars! Ein Fran-
zose übersetzte jenen colossal - neuen Ausspruch des
Herrn Hegel durch die Worte:

„ce que l'on mange, est bon!“

und dieser Uebersetzer hats besser in seiner Einfalt
getroffen, als er ohne Zweifel wollte. Ja! ce
que l'on mange, est bon! Dies dachte sich ganz
bestimmt auch der große Glückseligkeitsmacher, Herr
Hegel, als er darauf ausging, durch seinen Imita-
tionswahrpruch viele reiche Zuhörer und durch
seine vielen reichen Zuhörer viel preußi-
sches Geld herbeizuziehen! — Ein Jesuitis-
mus, wie die Welt keinen zweiten in dieser
Schändlichkeit bietet, tritt uns in jenen Worten
entgegen: „was ist, ist gut“; — und wahrlich!
es wäre ewig - unerklärlich, wie eine Menge von
sogenannten genialen und geistreichen Vertheidigern
dieses Herrn Hegel sich finden konnten, genügte

nicht der Begriff moderner Speculation schon allein, um die meisten dieser Vertheidiger in das rechte Licht zu stellen! — Herr Schelling mit seiner absolut-identischen Pabstphilosophie ist fast noch pures Gold gegen jenes Hegel'sche Absolutgutprincip. — Duale Dich nun, Menschheit! schinde Dich, — zahle, — verhungere, — schweige, — verstumme, — beuge Dich, — bettle, — verschmache, — wälze Dich in's Pfandhaus, — aber juble dennoch; — Denn

„was ist, ist gut!“

Herr Hegel hat's gesagt, — also muß es wahr sein! Hier ist der erste Silbergroßchen zu seinem Monument! wir wollen ihm eines setzen, das alle Gutschmecker entzücken soll. Setzt ihm eine Trübselpastete aufs Grab, und laßt einen glücklichen, vaterländischen Bettler mit den Zähnen die Worte hineinbeißen:

„ce que l'on mange, est bon!“ —

Ich lache, — wer lacht mit?“ —

Hier lachte der schweißstriefende Heckebein; —

und wir lachten mit, bis uns die Thränen über die Backen liefen.

Aber, — sagte Julius, — welche Sprache aus Ihrem Munde, lieber Doctor? Ist das nicht Kreideberg, der aus Ihnen spricht, wie er lebte und lebte?

Ich verstehe, — versetzte der Arzt. Aber, wenn ich früher unserem armen Kreideberg widersprach, so geschah es, weil er mir zu jung schien, um eine solche Last der Ueberzeugung ruhig tragen zu können. Ich widersprach ihm, weil ich ihn retten wollte. Daß er dennoch unterlag, war gewiß nicht meine Schuld! —

Nun geht mir ein Licht auf! — rief Julius.

Und er slog dem Doctor um den Hals, — als die Thüre sich öffnete und Gascolin mit dem alten Kitz hereintrat.

Gute Nachricht! — sprach der Erstere, — Sie sind unser; vor zwei Stunden sind Sie gewählt.

Endlich ein großer Schritt aufs Schlachtfeld! rief ich erfreut.

Du scheinst Dich nicht sehr zu freuen? —
meinte der alte Kiz. —

Doch, — versetzte Julius; aber, meine Ab-
nung, daß ich auch auf diesem Felde keine Beru-
higung finden werde, drängt sich unwillkürlich vor
meine Freude.

Wo, — sprach Gascolin, — könnten Sie
Ihren Mitmenschen nützlicher werden, als in einer
Stellung, die Ihnen unmittelbar das Wohl des
Volkes in die Hände gibt? Als Deputirter einer
entschiedenen Fortschrittspartei sind Sie mehr, als
jeder Andere, an Ihrem Plaze.

Aber der reelle Erfolg dieser Messiasde? —
versetzte Julius. — Wie viele Millionen Worte
müssen nicht gesprochen werden, um in einem
Monarchischen Staate auch nur Eine effectiv wohl-
thätige Aenderung an's Licht zu rufen? Wird mir
nicht diese Stellung gerade um so peinlicher und
schwieriger sein, als ich es wahrhaft redlich mit
der Menschheit meine und mich gerade jener Un-
masse von Gebrechen entgegenstellen werde, welche

durch den heutigen Egoismus ihre wüthendsten und zahlreichsten Vertheidiger finden?

Mag sein, — versetzte Gascolin, — aber, wenn Sie das Bessere auch nur um Einen Schritt vorwärts bringen, so sind Ihre Wähler hinlänglich belohnt.

Es gehört aber, meinte Heckebein, — für den Reblichen, allerdings Muth und Geduld dazu, sich mehrere Jahre lang abzumartern, um sich endlich gestehn zu können, daß man ein Sandkorn von einem Berge herunter gekragt hat.

In Deutschland allerdings, — versetzte Water Ritz. In Frankreich aber, dies müssen Sie zugeben, — ist jeder Gewinnst und jeder Fortschritt von ganz anderer Bedeutung. Seit unserer Leuchtfugel von 1830 ist Frankreich anerkannt das einzige Land in Europa, wo das Volk eine entscheidende Idee und der Mensch in seiner Geltung ist. Die Oppositionspartei in den meisten deutschen Kammern besteht ohne Zweifel aus den edelsten und wohlwollendsten Menschen, allein in jenem Lande ist es den Regierungen meist nur allzuleicht

gemacht, aus Kennzahlen Nüssen zu machen: — gesprochen und scheinbar durchgesetzt wird dort manches, — die kriechendsten Dankadressen überflürzen förmlich einander, und wenn die Sessionsherren heimkehren, erhalten sie Festmahle, und das Volk, für das sie sich lungenlüchtig geschrien, — bleibt sitzen, wo es saß. — Eine Masse von scheinbar-wirksamen Kammerv Verhandlungen besteht dort gewissermaßen in landständischen Concerten, zu denen das Volk Kösen und Eintrittspreise hergibt, und dafür, wenn's vorbei ist, die gehörte Melodie nachsingen darf, während die Regierung die Instrumente mit nach Hause nimmt, und sie umstimmt.

Aha! — rief Heckebein, — deshalb nahmen wohl auch in letzterer Zeit die öffentlichen „Gesang- und Musikfeste“ dort so sehr überhand?

Mir geht jedesmal ein Dolch durch's Herz, wenn ich davon höre, — versetzte Vater Rih. Ja, meine Herren! der Deutsche darf sich befinden, wo er wolle, so kann und wird er seine Heimath

nicht vergessen! Hätten wir, wie der brave Arndt sagt, wirklich Ein Vaterland, — Ein deutsches Volk und dazu Ein Menschengerechtes, freies Dasein, — wo würde die Erbkugel noch ein Land, wie unser Deutschland aufzuweisen haben? Unseren deutschen Charakteren und Geistern im Allgemeinen fehlt nichts, als das freie, ungehemmte Leben, — nichts als der Tod des Geld - Egoismus und des lächerlichen, empörenden Mammonstolzes, nichts, als directe Anerkennung und Belohnung des Geistes - Uebergewichtes über die Metall - Materie, — und dazu kann und wird nur die Freiheit und unbeschnittene Deffentlichkeit des deutschen Wortes und Gedankens führen! Der Mammon - Uebermuth ist im Allgemeinen in Frankreich eben so groß, als in Deutschland, aber die Franzosen haben wenigstens das Glück, daß Geist und Geldsucht gleichmäßig und zu gleicher Zeit vorwärts schreiten. Da in Frankreich das Wort lebendig und frei ist, so weiß der Geist sich Achtung zu erzwingen, denn der geistlose Bucherer und Geldmensch steht so hoch nicht immer wolte, so bleibt ihm in allen Fällen noch

so viel Verstand übrig, daß er die ungehemmte Geißel der Oeffentlichkeit fürchten lernt, und daher den Geist nicht durch Verächtlichmachung desselben in den Staub zu treten wagt. In Frankreich ist das Wort *homme de lettres* wenigstens ein Freipaß zur allgemeinen Beachtung, wenn auch der Mann, der sich so nennt, durch seine Werke die Achtung einiger Parteien verschert haben sollte. In Deutschland dagegen ist, namentlich an solchen Orten, wo eine größere Anzahl sogenannter „Literaten“ oder „Schriftsteller“ sich befindet, dieser Name fast immer hinlänglich, den bornirten oder dummsolzen Geldsack auf dreißig Schritte ausweichen zu lassen. Reist in Frankreich ein „*homme de lettres*“, so kann er überzeugt sein, daß alle Gastwirthe sich vor diesem Namen prosterniren, und eine Rechnung liefern, die der Tasche höchst fühlbar wird; — reist aber in Deutschland ein „Literat“ oder „Schriftsteller“, und trägt sich als solchen in das Fremdenbuch ein, so darf er überzeugt sein, daß, — falls nicht etwa ein Grafentitel voransieht, — der Gastwirth ihn

kaum beachten, ihm fast überall eine „Mitleids-Rechnung“ machen, — ihm ein Hinterhausflübchen anweisen, und jeder Kellner dem ungern gesehenen Gast bei Tische sicher nicht die dicksten Krebse vorsetzen wird. Ich war noch in neuester Zeit Augenzeuge, daß in einer deutschen Stadt zu gleicher Zeit ein dummer, aufgeblasener, aber Wechsel besitzender *commis voyageur* mit eignem Einspänner, und ein per Lohnkutscher oder Post angelangter, bedeutender Gelehrter in ein und denselben Gasthofe einkehrten. Der bedeutende „Schriftsteller“, den der Herr Wirth, ein ehemaliger Hausknecht, bereits kennen mochte, ward von diesem etwa so empfangen, wie wir in Frankreich einen Wasserträger aufnehmen. — Ihm kaum einen Blick zuwerfend, rief der Wirth: „ah! guten Tag, mein guter N. N.! Kellner, — führe den Herrn auf Nr. X. hienaus!“ — Zugleich aber stürzte er tiefgebückt an den Einspänner des klobdummen *Commis voyageur*, und stammelte in tiefster Ehrfurcht: „Ganz unterthänigster Diener! Befehlen mein Herr ein Zimmer?“ — Ich

frage Sie, soll da das Volk seine „Geistesbeförderer“ achten lernen? Ist es da möglich, daß man das tiefgeistige Werk eines deutschen Dramatikers dem Publicum als die Producte eines Auslanders überwiegend begreiflich mache? — Büden wir Deutschen uns nicht vor dem erbärmlichsten britanischen Lump, Bagabund oder Gauner, sobald er nur einen englischen Paß und ein, — vielleicht gar erst vor der Abreise in London weggefangenes, — englisches Goldstück blicken läßt, während wir dem anerkanntesten, deutschen Geiste, sobald er bloß ein ehrliches Gesicht und einen Lohn-Lutschnusch durchschüttelten Körper mitbringt, verächtlich aus dem Wege gehen? Nein, meine Herren! dieses von so vielen trefflichen Menschen bewohnte, deutsche Land hat tiefere und giftigere Geschwüre, als man uns gewöhnlich glauben machen will. Wenn der Deutsche sich ärgert, daß ein Franzose nicht gern ihr Land bereist und Gott dankt, wenn er Frankreichs Grenzen wieder betritt, so ist es nicht bloß politische Abneigung, die er ihm deshalb vorwerfen darf! — Ein Land in modernen „Mu-

silbfeften“ sich betäuben zu sehen, in welchem der durch Trinkgelder emporgekommene Hausknecht und der Wechseltragende Handelsfrosch hoch über dem geldarmen Genie stehn, ist eine bittere, traurige, empörende Erscheinung! — Zwar, — so manchen läuslichen oder nichtswürdigen Speculanten oder Literaten auch das neuere Deutschland aufweist, so ist doch bei weitem die Mehrzahl deutscher Herzen von edlem, trefflichem Gefühle beseelt, und alle Elemente, die eine Nation groß und achtbar machen können, sind in der deutschen Nation unwiderleglich vereinigt; die Bewohner deutschen Bodens stehn denen Frankreichs wenigstens gleich, und hoch erhaben stehn sie im Allgemeinen an Edelmuth, Gefühl und Menschgesinnung über jenen so lächerlich gelobhubelsten Engländern, denen das Märsenpressen als Gesetz, das Hindu-Schinden und „durch die Flotte zum Scelettepeitschen“ als Justiz, — der gemeinste Dummstolz als Würde, — die niederträchtigste, scheußlichste Barbarei und Harteherzigkeit so oft als sociale Politik und der so häufig durch Tirannei, Wucher, Banquerott und

speculativen Raub erlangte Geldreichthum meist als Mittel zur socialen Achtung gilt. — Aber eben, weil Deutschland eine solche Masse von inneren, moralischen Werthstoffen in sich vereinigt, eben deshalb ist es um so beweisenwerther, daß die größere, werthvolle Tugendmasse durch die kleinere, nichtswürdige Scheinmasse so wehrlos niedergehalten und in den Staub der Ungiltigkeit hinabgedrückt wird.

Sollte, meine Herren, jemals das deutsche Land eine allgemeine Pressfreiheit erhalten, so gäbe es noch Ein Mittel, ein wahrhaftes Gleichgewicht Europa's, nämlich ein geistig und menschlich überwiegendes, herzustellen. Dies Mittel wäre ein fester, auf gegenseitige Nachgiebigkeit und directe Achtung sich gründender Nationen- und Brüderbund zwischen Deutschland und Frankreich. Nimmermehr würde jemals das deutsche Land einen innigen Bund mit den Britten eingehen können. Was auch immer die käufliche oder verblendete Grenzpolitik, was auch immer hirnlose, ohne alle Na-

tional- und Sachkenntniß urtheilende Journalisten-
Schädel zwischen Gallien und Germanien aufzuhürmen
mögen, — Franzosen und Deutsche sind gegenwärtig
die beiden einzigen Nationen der Erde, welche im Allge-
meinen dem Menschengefühl sein Vorrecht zu lassen
im Stande sind! Auch frage ich Sie, meine Herren,
— wo ist der Deutsche im Allgemeinen mehr ge-
achtet und bevorzugt, als in Frankreich? Haben
nicht fast stets deutsche Talente, deutsche Kunst und
Wissenschaft, deutsche Herzen, deutsche Gemüther
und deutscher Character-Adel gerade in Frankreich
vor allen andern fremden Nationen Anklang, An-
erkennung, Freunde und Theilnehmer gefunden?
Ist es nicht empörend und über alle Maassen
brandmarkend für Jene, welche noch in neuester
Zeit versuchten, eine dieser beiden Nationen gegen
die andere aufzuheben? Der Spanier geht dem
Deutschen mit Verachtung aus dem Wege, der
Italiäner wirft ihm Dolchblicke zu, der Russe macht
eine Faust im Saack gegen ihn, der Engländer
nennt ihn „Bettler“, oder gar noch was anders,
indem er ihn dummscholz von oben herab misst,

und nur der Franzose nimmt ihn, wenn auch hie und da wirklich Einmal unzarte Worte gewechselt und Reibungen erzeugt werden, im Allgemeinen mit offener Liebe und Zuvorkommenheit auf; der Franzose allein trägt, sei er auch politisch noch so sehr gereizt, wenigstens Achtung gegen den Deutschen im Herzen.

Das ist sehr wahr, — fiel hier Heckebein ein; — allein, die Deutschen müssen durchaus erst unter sich selbst eine National-Einheit und Eine Deutsch-Gesinnung schaffen, ehe sie der, sie achtenden Franken-Nation als Nation sich anschließen können. So lange der Bayer auf den Oesterreicher, dieser auf den Preußen, der Preuße auf den Sachsen und Hessen, der Hesse auf den Würtemberger u. s. w. und zwar oft auf die schauderhaft-komische Weise mit Gesinnung, Wort und That lospaukt, solange werden wir bloß Preußen, Hessen, Bayern u. s. w., aber keine Deutschen haben. Unter den Millionen von humoristischen Commentaren will ich des Späßes halber bloß Einen hier anführen. Im Mansfelder Gebirgskreise z. B.

liegt ein Dorf, Namens Widerstedt, dessen obere Hälfte preussisch und dessen untere Hälfte anhalt - dessauisch ist. Diese beiden Dorf - Hälften stehen sich fortwährend und wo es nur immer angeht, wie zwei feindliche Hyänen gegenüber. Ist in Ober - Widerstedt Tanzmusik, so hassen sich die Häuser schon im Voraus für den Fall, daß der Bauernsaal Besuch aus Unter - Widerstedt erhielte, und wehe dem Unter - Widerstedter, der es alldann wagen würde, eine schmucke Dirne aus Ober - Widerstedt auch nur zum Tanze aufzufordern! Ein Ober - Widerstedt'sches Stuhl - oder Tischbein würde ihn mit blutigem Kopfe gen Unter - Widerstedt heimschicken. Derselbe Casus findet umgekehrt statt. Die Felder liegen dicht nebeneinander, — aber, wenn es sich trifft, daß ein junger Ober - Widerstedter und ein dito Unter - Widerstedter zufällig nebeneinander ackern, so blicken sie sich nicht an, ohne daß beide Gesichter wie Truthahn - Kämme aufschwellen. Das erste, von beiden Hyänenparteien als Schimpfnamen angewandte Wort ist dann häugg: "Du nichtsnußiger

Anhänger“, — oder „Dudelschädeliger Preusse“ u. s. w., und die, aus erhebendem preussischen und dessauischen Patriotismus dort stattfindenden Bierfrug-Bombardements sind, wie in unzähligen ähnlichen, deutschen Bruderliebkämpfen, häufig von Siegen begleitet, die eines fränkisch-algerischen Schoarmügels nicht unwürdig sein würden. — Dieser Zustand bei einer und derselben Muttersprache findet sich in neuerer Zeit bei keinem andern Volke in der Welt, und dieser Zustand wird noch lange, lange eine der Haupt-Ursachen bleiben, daß Deutschland das nicht sein wird, was es durch seine Besseren werden könnte! — Auf dieses Verhältniß könnten dann allerdings wieder nur Pressfreiheit und unbeschränkte, directe Lächerlichmachung einwirken.

Die Deutschen wissen sehr viel, aber sie können sehr wenig, meinte Gascolin. Wir Franzosen haben auch Männer, die Ihnen die 760 Hymnen der indischen Atharvaveda an den Fingern herzählen, — aber wir dürfen dagegen auch etwas, und das macht eben, daß wir im

Stande sind, den Geisteswerth als baare Münze auszugeben.

Dies merke Dir, Freund, — sprach Vater Kih zu Julius, — und zweifle mir ja nicht mehr daran, ob Du als französischer Repräsentant einer Fortschrittspartei auch wirklich Gutes wirken könntest. Du hast eben keinen Begriff von dem Elende, welches in unsern Nachbarländern herrscht, sonst würdest Du muthig und gerne Deine Blicke auf die leichten Mängel Frankreichs richten.

Wenn Sie etwa nicht muthig genug sind, — lächelte Gascolin, — so will ich Sie durch eine Compagnie Bürgermilitär unterstützen lassen. Ich bin Hauptmann.

Das will wohl sagen, durch moderne zahme Elephanten? — erläuterte Heckebein.

Wie das? fragte Vater Kih.

I nun, — sagte der Doctor, — Sie wissen wohl, daß in Indien der Gebrauch herrscht, eine Masse von Elephanten zu dem Behufe zu zähmen, und abzurichten, daß sie ihre freien Mitbrüder listig einfangen und ihrem Gebieter zuführen. Den

armen gezähmten und abgerichteten Elephanten wird auf verschiedene Art geschmeichelt, — sie werden mit allerlei bunten Bändern, Messingstücken und hübschen Tuchstücken behangen, — kriegen hier und da Binden um, — und folgen endlich höchst willig und fidel ihrem Beherrscher, der es verstand, sie ihre eigene Gefangenschaft oder Sklaverei vergessen zu machen, und sie endlich leicht dahin bringt, daß sie zu Einfängern, Beräthern und Wächtern ihrer eigenen, freien Mit-Elephanten sich hergeben, so oft es von ihrem lieben Herrn befohlen wird. Diese kostbare Elephanten-Comödie findet sich ganz und gar wieder in gewissen Bürgermilitär-Comödien unseres unsterblichen Jahrhunderts, — nur mit dem Unterschiede, daß jene Elephanten doch wenigstens noch freie Kost und Stallung erhalten, die Bürgermilitär-Elephanten dagegen sich selbst zu erhalten und zu beköstigen haben. Verstanden?

Oh sehr! — lachte Heckebein.

Diese Fang-Elephanten — sagte Julius, sind

wohl hie und da noch ärmer, als die deutschen Schriftsteller.

Das nun eben nicht, — versetzte Heckebein. Ich erinnere mich, daß, als ich mich eines Nachmittages in der Stube des Leipziger Schriftstellers F. befand, der Literat V. zu ihm eintrat, und ihn bat, ihm ein Taschentuch zu borgen, worauf ihm F. trocken erwiderte: „Ich erhalte meine Wäsche erst diesen Abend und würde Ihnen dann gerne eines bringen; allein ich fürchte Ihre Nase steckt bis dahin im Pfandhause!“ — Ferner kannte ich einen deutschen Literaten, der einige recht hübsche Sachen geschrieben hatte, aber nur ein einziges Hemd mit dazu gehörigen, nicht angenähten beiden Ärmeln besaß. Traf man ihn mit dicht am Halse zugeknöpfter Weste, aber in Hemdsärmeln, so war das Hemd in der Wäsche: hatte er aber daheim sein Camisol an und brillirte mit dem Hemde, so befanden sich die Ärmel auf der Bleiche.

Das geht allerdings weit über die Elephanten,
— sprach Gascolin.

Sehr weit! — fiel Julius ein, — und bei diesem Zustand wird uns entschieden die Ursache des deutsch - poetischen „Weltschmerzes“ klar. In diesem Hemde entwickelte sich vor uns die Ursache jener „Zerrissenheit“, die allerdings in Deutschland um so größer sein muß, je weiter sich die Kermel von ihrem Rumpfe befinden. — Ihre Anekdote, lieber Doctor, ist zwar um so ergreifender und düsterer, je wahrer sie in dem Gange jener nachbarlichen Verhältnisse begründet zu sein scheint, — allein, ich freue mich, daß mich derlei weit minder zum Weinen, als zum Lachen zu reizen anfängt. Ich frage Sie hier blos, ob nicht die meisten deutschen Schriftsteller, wenn sie nicht Grafen, Fürsten oder Guttbefitzer sind, besser thäten, Hausknechte oder Handwerker zu werden?

Mich stimmt die Sache sehr wehmüthig! — seufzte Vater Kih.

Mich auch, — fiel Gascolin ein; — ich kriege ungeheuren Weltschmerz! Ich bin zerrissen!

Er sah uns an, — und wir lachten, daß die Fenster klirrten.

Hol' euch der Henker mit Eurem barbarischen Lachen! — rief der alte Kih; — ich glaube Ihr habt sämmtlich Anlage zur brittanischen Herzlosigkeit!

Durch Heulen würden wir die Geschichte nicht ändern, — meinte Gascolin.

Ich könnte, — sagte Hedebein, — deutsche Buchhändler mit Namen nennen; die einen ganzen, zwei Bände starken Räuber-Roman für fünf Thaler geschrieben bekommen; da wäre eher etwas zu heulen.

Allerdings, — versetzte Gascolin, und zwar über den Papierfabrikanten, der seine schönen Lumpen zu so reich bezahlten Werken verarbeiten muß.

Der Satz ist noch nicht entschieden, — meinte Hedebein, — ob in Deutschland mehr Bücher aus Lumpen, oder mehr Lumpen aus Büchern hervorgehen.

Danken Sie Gott, — sagte Julius zu seinem Vater, — daß Sie einst aus Deutschland mit Leder und nicht mit Papier weggingen. Sie sehen,

daß wir schon wieder unwillkürlich an die Schneidergrenze kommen.

Da haben wir's! — rief der Alte; nun habt Ihr mir ihn wieder auf seine fixe Idee gebracht!

Sein Sie ruhig, — lächelte Julius, — ich spiele meine Comödie aus. —

Ein Deputirter, fiel Gascolin ein, — ist ebenfalls ein Schneider. Beide flicken an der Menschheit herum. —

Und Beide bringen nur schwer was Passendes zu Stande, — meinte Heckebein.

Weil sie nicht immer dem richtigen Faden nachgehen, — versetzte Julius. Wer den genau kennt, der versteht nicht leicht das gehörige Maas. Ich weiß recht gut, welchen Faden ichverfolge.

Sehr möglich, — sagte der Vater, — aber mache nur nicht, daß Du zur Aufschneiderei übergehst.

Sie werden bitter, lieber Vater, — versetzte Julius.

Lassen Sie uns abschneiden, rief Heckebein, — es gibt sonst falsche Stiche!

Meines Vaters Ansichten werden nie mit den meinen übereinstimmen! — rief Julius gereizt.

Da Sie Geld haben, wie Hähnchen zu sagen pflegt, so können Sie nachgeben, — versetzte Hebein. — Wären Sie in Deutschland, Sie wären mit ihrem Vermögen ein großer, unsterblicher Schriftsteller geworden. Der Herr Graf von Auerberg oder Grün ist in unserem Pariser „Temps“ zur ungeheuren Belustigung aller Nichtgräßlichen „der größte Poet Deutschlands“ genannt worden. Aber, der Mann hat auch viel, viel Geld, läßt seine holprigen und stolprigen Verse im Wagen liegen, wenn er vor den Gasthof angefahren kommt, und steigt rein als Graf aus, wenn der Wirth angebuckelt kommt. Es gibt aber noch weit unsterblichere Dichter in Deutschland, die Alle ohne Honorar drucken lassen, und daher von gewissen literarischen Hausknechten, wie z. B. dem Herrn Wolfgang Menzel in Stuttgart gegen ein Cotta'sches Douceur eine Treppe hoch vornheraus einlogirt werden. Ich sage Ihnen, die Gedichte

des lieben, braven, guten, religiöse-fortschreitenden, wahrhaft-andetungswürdigen König von Bayern sind die allerunsterblichsten und todtmachendsten die Gott je erschaffen hat; — schon darum, weil der Herr Gotta sie ohne Honorar gedruckt hat, und weil dieser unendlich-unsterbliche Dichter als „Classiker“ in den Leipziger Zwei-Groschen-Classiker mit aufgeführt steht!

Wer ist jener Menzel? fragte Gascolin.

Das dürfte ich eigentlich nicht sagen, — ver-
setzte Heckebein, — denn dies Subject liegt jetzt
moralisch todt, ohne Kopf, im Staube seiner
unsinnigen Vossenreißerei, und einem todtten Rumpf
Fußtritte zu geben, ist unmenschlich. Ich will
Ihnen bloß sagen, daß der Mann ein deutscher
„Schulterklopf-Kritiker,“ das heißt, ein Kritiker
ist, dem Herr-Gotta mit der Rechten einen Thaler
schenkt und mit der Linken auf die Schulter klopft,
wenn er ein ohne Honorar gedrucktes Nichts zu
einem Riesenprodukte erhoben wissen will. Dies
ist das ganze selige Leben und selige Ende dieses
Menzel, der sich einst in einer selbstgeschriebenen
Correspondenz im „Frankfurter Journal“ einen

Riesengeist, zum ungeheuren Gelächter Deutschlands, nannte. Uebrigens muß ich zur Ehre des Herrn Cotta mitbemerken, daß diese Anstellung eines jener, in Deutschland jetzt so gewöhnlichen „Selbstverlags-Lobkritikers“ mehr eine Schwäche, denn eine Unredlichkeit von ihm war.

Dem stimme ich bei, — fiel ich ein. Ich kenne Herrn Cotta nicht intim, muß aber glauben, daß er von andern, ähnlichen „Verlags-Kritik Miethern“ durch Loyalität und Biederkeit himmelweit unterschieden ist, obschon Herr Cotta augenscheinlich beweist, daß er das ärmere, honorarfordernde Genie bloß darum übermüthig zurückstößt, weil ihm so viele, in seinem eigenen Literaturblatte so leicht zu lobhudelnde Producte von honorarverzichtenden Geldsäcken angeboten werden.

Benigstens, — sagte Heckebein, — hat Herr Cotta jenem verächtlichen Menzel das Gift des Schimpf-Unsinnes nicht eingeimpft, wie man behaupten wollte. Dieser sein kritisirender „Hausknecht“ trägt seine Unreinheit und Rohheit ganz in sich selbst und im eigenen Character.

Aber, wie konnte der Mann sich in einem politischen Blatte dergestalt lobhudein? fragte Gascolin.

Das will ich Ihnen sagen, — versetzte Heidein. — Viele deutsche, politische Blätter können sich keine ehrlichen, tüchtigen Correspondenten halten, weil im Allgemeinen Deutschland zu arm oder auch zu ungeneigt ist, einen so hohen Abonnementspreis zu bezahlen, daß die Herausgeber und Redaktionen mehr für's Blatt thun könnten. Viele Andere aber wollen in Deutschland keine theuer zu honorirenden Correspondenten von Stand, politisch-tiefem Wissen und strenger Redlichkeit sich halten, weil erstens das deutsche Volk im Allgemeinen sich mit dem begnügt, was seine politischen Blätter übersetzen und nachdrucken, theils hie und da die Censur alle getreueren Correspondenz-Artikel rund abschneiden würde, und endlich die Bornirtheit und der gierige Eigennuß mancher, weder durch Kenntnisse, noch durch irgend ein Talent oder einen Beruf zur politischen Redaction geeigneter Herausgeber rein an nichts denken, als

„Geld zu scharren,“ mithin bloß heimlich in's Häuschen lachen, wenn sie gar keiner tüchtigen Correspondenten, sondern nur der Diebstahl- Uebersetzungen bedürfen, und ihr Blatt dennoch gut geht. Allerdings ist dann mehr die Verblendung und gutmüthig - dulbende Leichtgläubigkeit der schändlich betrogenen Leser selbst Schuld daran, wenn sie sich Alles aufbinden lassen müssen, was die Käuflichkeit, Selbstlobbubelei oder lügenhafte Schimpfwuth ihnen vorführen. So z. B. das von allen Seiten käufliche „Frankfurter Journal,“ das von zwei Buchdrucker - Arbeitern und einem ehemaligen Tischlergesellen, Heller, Rohm und Wilhelm Wagner, redigirt wird, allen Gemeinheiten, Lügen und Verworfenheiten offen steht, von jedem höher Gebildeten mit Recht tief verachtet ist, und dennoch, — wenn auch nur, wie die Redaction offen erklärte: „unter lauter Bauern und Gastwirthen,“ — *) eine

*) Am Rhein pflegt man, wenn man im Eherge Irmanden als recht sehr dumm bezeichnen will, nur zu sagen: „der ist gewiß Abonnent der Didascalia!“ —

sehr bedeutende Abonnentenzahl hat. — So die „Cölnische Zeitung“ des Herrn Du Mont Schauberg welcher dieß Blatt mit seiner Frau und Mutter redigirt; — so die „Carlsruher Zeitung“ und einige andere badische Blätter, welche allen lägenhaften, nichtswürdigen Schund abdrucken, der ihnen oft von wahren Bettel-Correspondenten zugesendet wird. So die „Frankfurter Oberpostamtszeitung“ und eine Masse anderer. Mitten unter solchen erbärmlichen Organen tauchen nun zwar viele ehrliche, wirklich gute Blätter auf; allein, wer da weiß, wie schwer es in Deutschland hält, alte eingewurzelte Vorurtheile und eingewurzelte Leser zu bekämpfen, der begreift leicht, daß trotz aller biederer Gesinnung ein später entstehendes Blatt mit wahren Unmöglichkeiten zu streiten hat, als daß es festen Standpunkt gewinnt. In Frankreich und England wird ein politisches Blatt fast niemals einen sogenannten Correspondenten annehmen, wenn es nicht, — sei es auch immerhin nur für seine Farbe und Partei, — von dessen Unerkäuflichkeit und reinem, auf die Farbe des Blattes bezüglicher

Unparteilichkeit sich baskenden Willen fest überzeugt ist. — Die Stellung und Farbe eines solchen französischen oder englischen Blattes mögen eine fortschreitende oder herkömmlich - stillstehende sein, so ist fast doch stets die Wahl seiner Mitarbeiter und Correspondenten eine mit seiner vertheidigten Meinung übereinstimmende, ehrliche zu nennen, und die einer gleichen Farbe und Meinung anhängenden Leser solcher Blätter werden wenigstens nicht hinterlistig betrogen. — Ganz anders aber ist es mit einem großen Theile deutscher Blätter. — Namentlich in neuerer und neuester Zeit sind deren Correspondenten oft nichts anderes, als bornirte Bierhäusler und sogenannte Tagesliteraten, die für ein paar elende Groschen blau, grün, weiß, schwarz, kurz alles schreiben, was Sie nur wünschen und wollen, oder die auch aus eignem Interesse gratis correspondiren und mitarbeiten, und dergestalt, — weil natürlich dann die betreffenden, schurkenhaften Herausgeber oder Redacteurs über dies gratis entzückt sind, — das Blatt zu allen möglichen Verleumdungen oder

Selbstlobhudeleien benutzen können. — Eine Menge von Beispielen noch aus neuerer und neuester Zeit wären hiefür beizubringen, wollte ich Ihre Ohren mit solchem Auswurfs belästigen. — Daß nun sogar eines der anerkannt besten Blätter, die Augsburger Allgemeine Zeitung mitunter gar arg hintergangen und betrogen wird, ist freilich mehr, als bloß bedauernswerth; selbst dieses Blatt, — das allgemein, und im Ganzen nicht mit Unrecht für das beste politische deutsche Blatt gehalten wird, *) brachte in neuerer Zeit vielen Corresponden-

*) Sie sehen es nun Herr von Cotta, Sie sehen es, meine Herren Redacteure der allgemeinen Zeitung, daß ich (trotz der von Ihnen an die Rirgersche Buchhandlung gegen mich schriftlich gesandten Schmähungen) Gerechtigkeit über. Gehörte ich jener Classe deutscher Literaten an, die stets die Person befeuern, als nur eigne Nachsicht ausüben, und sich offenkundigen Lügen und Parteilichkeiten aus verlegter Eigenliebe hingeben, so würde ich hier, in Folge Ihrer gegen mich gerichteten unpartheiischen Schmähungen, ganz anders über die Augsburger Allgemeine Zeitung geurtheilt haben? — Aber, nein! Nie soll und wird eine Parteilichkeit meinen

denken-Unsinn und verschiedene, wahrhaft eckelhafte und unbegreifliche SelbstlobhudeL-Lügen, obschon als gewiß anzunehmen ist, daß die Redaktion selbst überrascht und getäuscht wurde. *) Viele inländische und auswärtige Correspondenten deutscher Blätter bestehen aus ignoranten, obskuren Sub-

Charakter besaßen! Ehern, unerlöschlich und unerschütterlich schreite ich durch die Region meiner Feinde, und auf meinen Grabstein wird jeder Mann von reinem Character schreiben können: „er kämpfte gegen die Verworfenheit, wo er sie immer fand, und starb mit dem Bewußtsein unerschütterlicher Gerechtigkeitstiebe.“ — Sie dürfen noch hundertmal ärger schmähen, so werde ich dies nie Ihre Werke entgelten lassen. Ihre Allgemeine Zeitung ist trefflich; aber viele Menschen die für Sie schreiben, könnten besser und ehrlicher sein! — Langenschwarz!

*) So liesse sich ein Preis von 1000 Thalern für denjenigen aussetzen, der uns aus dem kolossalen sinnlosen, langen Kuffage „Anatolische Miscellen“ (namentlich in der Beilage vom 24. Juli 1841) einen klaren Gedanken herausfischte. — Aber, mehr als bloß sinnlos, — nein! empörend und aller Wahrheit und deutschen Würde Hohn sprechend, sind eingefandte

jekten, von denen die Meisten z. B. in Paris oder London an den Redactionsthüren harrten, das naß aus der Presse kommende, französische oder englische Blatt nach Hause schleppen, und dann ihre Uebersetzungen, die gewöhnlich dicht nebeneinander, ähnliche Diebstahlartikel widerrufen werden,

Correspondenzen, wie z. B. folgende, (höchst wahrscheinlich von dem herum reisenden, aus Vortheil zu jeder Fohne schwörenden Herrn Beurmann selbst geschrieben,) in dem Hauptblatte desselben Datums: „Frankfurt a. M., 19. Jul. Die Leitung des Journal de Francfort ist nunmehr definitiv dem Dr. Eduard Beurmann übertragen worden, der übrigens außerdem eine feste Stellung bei der Frankfurter Oberpostamtszeitung erhalten hat“ Das Journal de Francfort läßt es sich angelegen sein, die nationalen Interessen und das germanische Prinzip dem Auslande gegenüber zu vertreten, und seine Wirksamkeit in dieser Hinsicht wird von um so größerer Bedeutung sein, als es das einzige politische Journal in Deutschland ist, das in französischer Sprache erscheint. — — Ich frage jeden ehrlichen, unerkauften, sein Vaterland liebenden Deutschen: „ist es möglich, frecher und schamloser zu lügen?“ — Das Journal de Francfort „vertritt nationale, deutsche Interessen!!!!“

als Correspondenzen einsenden. Daß solche Individuen, die als komplette Lumpen betrachtet werden, meist weder wirklich politische Kenntnisse besitzen, noch irgendwie Zutritt in solche Zirkel haben, wo ihnen Original-Aufklärungen werden könnten, darf wohl nicht erst erwähnt werden. Deutschland wird im Ganzen auf das Schmählteste hinter's Licht geführt, und — ist damit zufrieden!! — Von den Brockhaus'schen Blättern, namentlich seiner Zeitung, — die wie sein Versdorfsches Repertorium, seine Blätter für literarische Unterhaltung" u. s. w. u. s. w. der Selbstlobhudelei und Parteilichkeit fröhnt, obschon seine kritischen Spekulationsblätter auf rohere und

Dieses scheußlichste aller kriechenden, käuflichen, speichelleckenden Blätter, welches seit seinem Entstehen sich einzig und allein bemüht, Deutschland unter die russische Knute zu bringen, und unser so unerhört betrogenes Vaterland an Feden zu verrathen, der es verrathen und verkauft zu sehen wünscht!!!! — Diesen Correspondenz-Schandfleck, Herr von Gotta werden Sie nie mehr aus Ihrer Zeitung weglöschen! —

hirnlosere Art schimpfen und herabziehen, — will ich gar nicht reden. Uebrigens muß ich hier, wenn ich ganz gerecht sein will, wenigstens anführen, daß sich viele deutsche, als den höheren Ton mit angehend betrachtete Blätter, wie z. B. die preussische Staatszeitung, die Augsburger Allgemeine Zeitung, die alte Leipziger Zeitung u. s. w. bis heute als gänzlich frei von aller persönlichen, rohen Gemeinheit und da, wo die Redaction selbst urtheilte, in Bezug auf Kunst und Wissen als völlig-unparteiisch erwiesen. Daß sogenannte „Correspondenten“ auch solche eblere und unparteiischere Blätter täuschen und belügen können, ist allerdings mehr als traurige Wahrheit!

Demnach, — sagte Julius, — scheint in Deutschland ein ehrlicher, tüchtiger, kenntnißreicher und gewissenhaft • unparteiischer Correspondent oder Mitarbeiter ein wahrer Lotterie-Gewinnst zu sein?

Bei so vielen Character-Nieten allerdings, — versetzte Hedebein.

Apropos, — Lotterie! — sagte Gascolin, — ich denke, wenn wir der Menschheit gar nicht mehr auf die Beine helfen können, so wollen wir eine allgemeine Menschenlotterie begründen, bei welcher der Verstand als Zahlung eingesetzt werden müßte. Wenigstens würden dann Tausende ihren Verstand auf weniger schmerzliche Weise verlieren, als dies in unserer Zeit der Fall ist. —

Hören Sie auf, — rief Julius, — schon der Name „Lotterie“ treibt mir die Galle bis in die Fußspitzen.

Speculativ genommen, meinte der alte Ritz — wäre die Sache nicht so übel. Es gibt immer noch eine Masse, die einen, wenn auch nur angefreßenen und halbfaulen, Verstand zu verlieren haben.

Wenn Sie in der That hierzu Lust bekommen sollten, — sprach Heckebein, — so kann ich Ihnen ein Muster anempfehlen. Können Sie es ja dahin bringen, durch Actionäre eine menschheitsbeglückende Lotterie, wie z. B. die zu Frankfurt am Main, auf die Beine zu bringen, so bin ich mit von der Parthie; — denn schon die

Idee, in Frankreich eine eben solche Masse von Einfaltspinseln zu finden, wie sie Deutschland in seinen Lotteriespielern besitzt, hätte für mich zu viel Reiz, als daß ich nicht mithelfen sollte, meinen theuren Mitmenschen, die Taschen zu erleichtern. Hier hab' ich gerade einen Lotterieplan der freien Bundesstruppengarnisonsstadt Frankfurt bei mir, — und damit Sie immer mehr über die unvergleichliche Ehrlichkeit und Industrie des 19ten Jahrhunderts staunen lernen, — damit Sie auf eclatante Weise erkennen lernen, auf wievielerlei Art die christliche Liebe heutzutage von der Dummheit en masse lebt, — damit Sie dahinter kommen, wie wir es möglich machen könnten, Concurrenten der freien Frankfurter Schätze zu werden, so will ich Ihnen ein Halbständchen Unterricht im Lotterieplan - Berechnen geben. Wir wollen einen Blick durch die Calculatoren-Schädel einer Gesellschaft werfen, die es verdiente, daß man sie ausstopfte, und, — ihren kostbaren Chef, Herrn Scharff, voran — sie in goldenen Käfigen durch die Pfandhäuser, Gefängnisse und Armen-



Eintheilung der Gewinnste.

1te Klasse. Einlage fl. 6.	2te Klasse. Einlage fl. 14.	3te Klasse. Einlage fl. 24.	4te Klasse. Einlage fl. 22.	5te Klasse. Einlage fl. 10.	6te Klasse. Einlage fl. 8.
1 Pr. . . . fl. 10000 1 s 3000 1 s 2000 1 s 1000 2 h 400 s 3 s 200 s 7 s 100 s 14 s 40 s 40 s 20 s 100 s 10 s 830 s 8 s 1600 s 6 s	1 Pr. . . . fl. 12000 1 s 3000 1 s 2000 1 s 1000 3 h 400 s 4 s 200 s 10 s 100 s 20 s 40 s 36 s 20 s 58 s 15 s 215 s 12 s 1050 s 10 s	1 Pr. . . . fl. 1000 1 s 3000 1 s 2000 1 s 1000 3 h 400 s 4 s 200 s 14 s 100 s 20 s 40 s 28 s 30 s 60 s 25 s 220 s 20 s 850 s 15 s	1 Pr. . . . fl. 20000 1 s 2000 1 s 1000 2 h 400 s 5 s 200 s 15 s 100 s 30 s 40 s 40 s 35 s 50 s 30 s 204 s 25 s 850 s 20 s	1 Pr. . . . fl. 2500 1 s 6000 1 s 4000 1 s 2000 1 s 1000 1 s 500 4 h 400 s 6 s 200 s 35 s 100 s 40 s 40 s 60 s 35 s 250 s 30 s 800 s 24 s	Der höchste Gewinn ist im glücklichen Fall fl. 211000 1 Prämie . . . fl. 100000 1 Preis 100000 1 s 50000 1 s 25000 1 s 20000 2 s h 10000 20000 4 s s 5000 20000 5 s s 2000 10000 75 s s 1000 75000 75 s s 300 22500 120 s s 150 18000 5615 s s 100 561500
2600 Preise betr. fl. 36700	1400 Preise betr. fl. 36470	1200 Preise betr. fl. 44230	1200 Preise betr. fl. 75500	1200 Preise betr. fl. 75500	
Prämien:	Prämien:	Prämien:	Prämien:	Prämien:	
3 bet u. nach 10000 à 150. 300	3 bet u. nach 10000 à 150. 300	3 bet u. nach 15000 à 150. 300	3 bet u. nach 20000 à 150. 300	3 bet u. nach 25000 à 300. 400	
3 s s 3000 - 100. 300	3 s s 3000 - 100. 300	3 s s 3000 - 100. 300	3 s s 4000 - 100. 300	3 s s 4000 - 100. 300	
2604 Pr. u. Pr. betr. fl. 37800	1404 Pr. u. Pr. betr. fl. 36970	1204 Pr. u. Pr. betr. fl. 44730	1204 Pr. u. Pr. betr. fl. 76000	1206 Pr. u. Pr. betr. fl. 76400	
2600 Freiloose à fl. 20. 58000	1400 Freiloose à fl. 44. 61600	1200 Freiloose à fl. 66. 79200	1200 Freiloose à fl. 62. 98400	1200 Freiloose à fl. 60. 108000	
fl. 89200	fl. 98570	fl. 123930	fl. 156400	fl. 184400	

Und endlich vergleichen Sie die unten mit beigebruckte

„Bilance.“

Einnahme.

26000 Loose 1ter Klasse à fl. 5	fl. 130000
23400 2ter s s 131	s 315900
22000 3ter s s 231	s 517000
20600 4ter s s 21	s 436800
19600 5ter s s 15	s 294000
18400 6ter s s 7	s 128800
150200	Summa fl. 1,822500

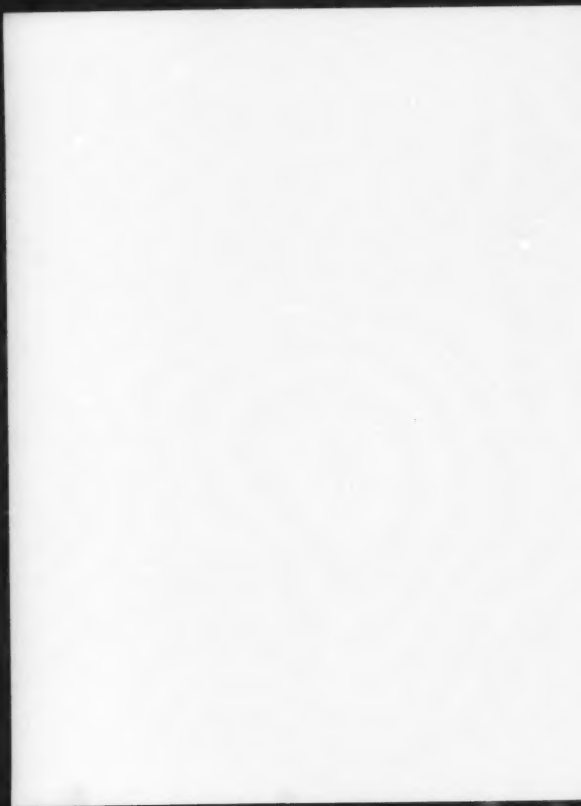
Ausgabe.

2600 Preise 4 Präm. u. 2600 Freiloose 1. Klasse fl. 89200	
1400 s 4 s 1400	2. s 98570
1200 s 4 s 1200	3. s 123930
1200 s 4 s 1200	4. s 156400
1200 s 6 s 1200	5. s 184400
5900 s 32 s 12500	6. s 1,170000
13500 Preise, 54 Präm. u. 20100 Freiloose betragen fl. 1,822500	

Beide von oben zu Preisen
gleich bestimmt, erhalten
gleich große Beträge, 1. Klasse

55900 Präm. u. Präm. bet. fl. 1,022000

1 für erste Loos	200
2 u. u. nach 100000 à 1000. 2000	
2 s s 50000 s 300. 600	
2 s s 25000 s 250. 500	
2 s s 20000 s 200. 400	
4 s s 10000 s 150. 600	
8 s s 5000 s 100. 800	
1 für 10. letzte Loos	115
1 s 9. s	200
1 s 8. s	250
1 s 7. s	300
1 s 6. s	350
1 s 5. s	400
1 s 4. s	600
1 s 3. s	1000
1 s 2. s	2000
1 für letzte Loos	10000
6932 Preise u. Präm. betr. fl. 1,042315	
12500 Freiloose à fl. 6	75000
Decimation aller Freiloose	52685
	fl. 1,170000







häuser trüge! Hier sehen Sie her; aber mit offenen Augen!

„Plan der

Frankfurter Stadt-Lotterie

von Einer Million und 822,500 Gulden
in Sechs Classen

Diese von der freien Stadt Frankfurt errichtete und garantirte Lotterie besteht aus 26,000 Loosen, und enthält 13,500 Preise, 54 Prämien und 20,100 Freiloose. Jedes Loos à 10 Gulden Rheinisch mit Einschluß der unvermeidlichen Unkosten.“ —

Weiterhin:

Würde sich ein betreffender Hauptcollecteur darüber ausweisen, daß er die Renovationsloose bereits seinem Untercollecteur ausgeliefert hat, so können sie, die Spielenden (nicht etwa an die Direction oder an den Obercollecteur, sondern, auch wenn er ein Betrüger oder Schurke wäre) lediglich an Denjenigen halten, von dem sie ihr Loos gekauft haben! —“

Nun betrachten Sie beiliegend die

Man muß gestehn, — dieser Plan ist einzig in seiner Art, — und, wer es nicht über sich gewinnt, einen tieferen, prüfenden Blick in diese fein verwickelte Zahlenmasse zu thun, — wer nicht eine ruhige, anti-plüßige Combinationsgabe besitzt, der wird bezaubert von einer „Bilance,“ die an und für sich ein wahres Meisterwerk feiner Umbüllung und daher wahrhaft würdig ist, aus einem Kopfe der neueren Zeit hervorgegangen zu sein! — Ich will jedoch meine Laterne anzünden, und Ihnen nach Adam Riesens Rechenbuch vorleuchten, und Sie werden gewiß mit mir sagen, es sei eben so unglaublich als erstaunenswerth, daß es bis heutigen Tages an einem warnenden und menschenfreundlichen Beleuchter dieser Spiel-Messgeret gekehrt habe. Vor Allem, lieber Julius, beantworten Sie mir einige kleine Zwischenfragen:

Ist es möglich, daß, wenn zwei Gegner um Geld spielen, beide zugleich und durch Ein- und Denselben Wurf gewinnen können?

Nimmermehr!

Ist es möglich, daß beide zugleich in demselben Falle verlieren können?

Ebensowenig!

Könnten Sie je sich glauben machen, daß Sie da gewonnen hätten, wo Sie finden, daß Sie eingebüßt haben?

Gewiß nicht!

Können Sie einen evidenten Verlust erleiden, der für Sie als evidenter Gewinnst gelten könnte?

Arithmetisch genommen, — nie!

Wenn ich, um zu gewinnen, Ihnen auf ein halb Jahr lang 90 Gulden gebe, und Sie geben mir am Schlusse dieser Zeit dasselbe Geld ohne Interessen und auf eine Weise zurück, daß ich noch etwa einem Untercollecteur von Ihnen einen halben Gulden Trinkgeld davon abgeben muß, — habe ich dann gewonnen oder verloren?

Sie haben alsdann die Interessen von 90 Gulden verloren, auch wenn Sie kein Trinkgeld ebendrein geben.

Wenn Sie aber diesen evidenten Verlust mir und noch 5615 Menschen als evidenten Gewinnst anrechnen, was thun Sie alsdann?

Ich würde Sie alle evident davon überzeugen, daß ich — ein colossal-ehrlicher Mann wäre!!

Wenn Sie aber dann noch obendrein mir diese zurückzugebenden Interessenverlustigen, baar von mir gegebenen 90 Gulden scheinbar als einen Gewinnst von hundert Gulden anrechnen, diese vollen hundert Gulden in Ihrer Bilanz unter die Ausgaben stellen, in Wahrheit aber 10 Prozent bei der Auszahlung abziehen, und nur 90 abliefern, was thun Sie alsdann?

Dann würde ich eine Preismedaille der — — Redlichkeit verdienen!!!

Wenn Sie eine Lotterie als aus bloß 26,000 Loosen bestehend angeben, und berechnen dann sogenannte 13,500 Preise und 12,500 Nieten, wieviel Loose gibt dieß?

I nun, gerade 26,000.

Wenn Sie dann aber noch extra 20,000

zu vollem Werthe berechnete sogenannte Freiloose hineinslechten, wie hoch ist die Zahl?

Dann besteht die Lotterie natürlich aus 4000 Loosen! — da diese Freiloose als vollberechnete Loose im Spiele.

Wenn Sie alle diese „Freiloose bei der Rechtfertigungsbilance zum vollen Total-Werthe unter Ihre „Ausgaben“ anrechnen, was geschieht dann?

Dann sind es durchaus keine Freiloose, sondern evidente Kauf- und zahlbare Loose!

Wenn Sie aber, außer dieser Totalberechnung in der „Ausgabe“, noch oben drein diese sämtlichen, sogenannten Freiloose decimiren, und für scheinbare Freiloose für die Sie während der Classen schon den vollen Kauf- und Zahlpreis anrechneten, am Schluß Ihrer Bilanz noch extra 52,685 Gulden alle sechs Monate ansetzen, — was thun Sie darn?

Dieß ist unglaublich, — so daß ich keinen Ausdruck dafür habe!

Blicken Sie genau in den vor uns liegenden Plan! — Und nun antworten Sie mir: Wenn ich Ihnen endlich beweise, daß die meisten der sogenannten Gewinnste in allen sechs Classen keine wirklichen Gewinnste sind, indem bei den meisten ja bloß das baar ausgelegte Geld ohne Interessen, also mit Verlust abgeliefert wird, — wenn ich Ihnen beweise, daß unter SechshundvierzigtausendEinhundert mitspielenden Loosen sich bloß 2778 wirkliche Gewinnste, aber dreiundzwanzigtausend Zweihundertzweiundzwanzig evidente Mieten und Interessenverluste und Zwanzigtausend Einhundert bloß der Lotteriedirection zum Nutzen gereichende, sogenannte Freiloose ergeben, — was sagen Sie dann??!" —

Julius starrte ihn an, und sagte gar nichts. — Seine Blicke flogen in der Luft umher, als ob er einen Lotteriedieser damit spielen wollte. —

Wenn Sie, — fuhr Heckebein fort, — gleich am Anfange Ihres Planes sagen „das Loos à 90

Gulden, mit Einschluß aller unvermeidlichen Unkosten" aber dennoch bei Ihrer Bilanz eine Jahressumme von 215,000 Gulden extra für sich beziehen, indem Sie diese Summe, als Einnahme-Begfall, der Ausgabe-Bilanz gegenüber stellen, — wie nennen Sie dies?

Das erklären Sie näher — rief Julius.

Blicken Sie her, und vergleichen Sie den oben angeführten wirklichen Stoffpreis mit der von der Direction berechneten „Einnahme.“

Wirklicher Stoffpreis	Die Direction berech- net bloß:	Fällt für sie aus:
1. Classe à fl. 6	26000 à fl. 5 130000	26000 fl.
2. „ à • 14	23400 à • 13½ 315900	11700 „
3. „ à • 24	22000 à • 23½ 517000	11000 „
4. „ à • 22	20800 à • 21 436800	20800 „
5. „ à • 16	19600 à • 15 294000	19600 „
6. „ à • 8	18400 à • 7 128800	18400 „
Halbjährig der Direction gutfallend		107500
		2
Ganzjährig:		fl. 215000

Dies aber, fuhr Heckebein fort, — scheint noch eine wahre Kleinigkeit gegen das, was Sie nun hören werden!! Nun kommt das Großartige! — Indem die Direction nämlich in der Bilanz ihre „Einnahme“ als effectiv niedriger darzustellen sich bemüht, setzt sie unter die „Ausgabe“ erstens:

alle Gewinnste, von denen sie doch (bei mehr als 1000 Gulden 12 Prozent und bei allen andern 10 Prozent) abzieht, als ganz voll und ohne Prozent-Abzug an. Indem sich mithin die Spielermasse in der Bilanz alle jene Gewinnste als voll muß berechnen lassen, gewinnt abermals die Direction effectiv und baar:

Zweiter Effectiv-Gewinnst der Direction:

Erste Classe:	Durch
Voll berechnete Gewinnst-Angabe	volle
37200 Gulden	Preisbe-
Davon fallen aus an Abzugs-Pro-	rechnung
zenten: Bei den Gewinnsten von	ihr
1000 Gulden an: — 1920 Gulden.	zufallend:
von denen unter 1000 fl. — 2.20	fl. 4040

Zweite Classe:

Volle Gewinnst-Angabe:

36970 Gulden.

Fallen aus an Abzugsprozenten:

von denen bei und über 1000: — 2160

von denen unter 1000: — 1897

Dritte Classe:

Volle Gewinnst-Angabe:

44730 Gulden.

Fallen aus an Abzugsprozenten:

von denen bei und über 1000: — 2520

„ „ unter 1000: — 2373

Vierte Classe:

Gewinnst-Angabe: 58000 Gulden.

Fallen aus an Abzugsprozenten:

Von denen bei und über 1000: — 3360

„ „ „ unter 1000: — 3000

Fünfte Classe:

Gewinnst-Angabe: 76400 Gulden.

Fallen aus an Abzugsprozenten:

Von denen bei und über 1000: — 4560

„ „ „ unter 1000: — 3840

Durch

volle

Preisbe-

rechnung

ihre

zufallend:

fl. 4. 57

fl. 4893

fl. 6360

fl. 8400

Sechste Classe:		Durch
Gewinnst - Angabe:	1,042315 fl.	voll e
Fallen aus an Abzugsprozenten:		Preisdes
Bondenen bei und über 1000:	55208	rechnung
„ „ „ unter 1000:	60731½	ibr
		zufallend:
		115931½ fl.
Summa		143681½ fl.
Jährlich zweimal, gibt		287363 fl.
Dazu jene früheren:		215000 fl.
Total:		502363 fl.

Ferner aber, — und dies ist gewiß das non plus ultra einer Rechnung von Seiten einer Spieldirection, und begründet das non plus ultra eines Beispiels von gutmüthiger Dummgläubigkeit von Seiten aller Spielenden! ¶ Ferner berechnet die Direction sämmtliche von ihr sogenannte „Freiloose“ aller Classen zu dem vollen Gelde, und Kaufpreise aller vorübergehenden und sogar noch der folgenden Classe in ihrer Ausgabe-Bilance, — ohne der, daraus zu ihrem Vortheile erwachsenden, ungeheuren Bilancesumme auch nur mit einer Silbe in ihrer „Einnahme“

zu erwähnen!!! — Verstehen Sie mich aber ja gut! Hier ist die Selbsttäuschung des Spielers so außerordentlich leicht, so meisterhaft herbeigeführt und auf so köstliche Art basirt, daß man nur bei tiefeindringender, scharfer Trennung des Factums von dem d'rüberhergebreiteten Schleier die Ueberzeugung von einer Bilanco-Rühnheit gewinnt, die in der Geschichte speculativer Lotterie-Gebäude ihres Gleichen suchen dürfte!! — In der That kann ich mich nicht überreden, daß die gesammte Direction dieser Lotterie ein so unerhörtes Gewerbe gewollt hat; es ist vielmehr im Interesse ihrer Ehre zu vermuthen, daß ein jesuitischer Kopf vor langer Zeit diesen überaus merkwürdigen Plan aus sich entwarf, und daß die Unternehmer von da an mit freudigem Erstaunen die ungeheuren ihnen zufließenden Summen gewahrten und einsteckten, ohne vielleicht nur zu ahnen oder selbst zu berechnen, daß ihnen dieser Reichthum gerade auf solche Weise zusieß!! Ich muß und will diese letztere Vermuthung zu Ehren der Menschheit gelten lassen: — — ich muß und will an der

Möglichkeit zweifeln, daß jemals ein ganzer Verein deutscher Männer ohne Selbsttäuschung es über sich vermocht hätte, fünfzig Jahre lang hintereinander auf so fürchterliche Weise mit dem Glauben ihrer ärmeren Mitmenschen umzugehen. — Doch, gehen wir im Texte weiter. —

Bei einem jeden sogenannten Glücks- oder Zufalls-Spiele treten sich zwei Parteien einander gegenüber, nämlich: eine, die gewinnen muß und eine, die verlieren muß. Spielen A. und B. um Geld, so muß in jeder betreffenden Spielpartie A. minus haben, wenn B. plus erhält, und umgekehrt. Werden mehrere Abtheilungsspiele vorgenommen, so können Glück und Zufall in den Zwischenspielen zwar wechseln, aber beim letzten Abschlusse basirt entschieden der Verlust des Einen auf Gewinnst des Andern, und umgekehrt. Gewinn und Verlust aber, — dies merken Sie sich wohl, — sollen und können bei einem jeden redlichen, ehrlichen Geld- oder Werthspele nie anders als reell sein.

Ueberall wo bei Werthspielen sich ein Gewinnst oder Verlust nur als scheinbar ergibt, ist Täuschung oder Betrug, sei es auch nur Selbsttäuschung oder Selbstbetrug, vorhanden. Nun bilden bei allen größeren Lotterie-Entreprisen die Unternehmer die Eine, und die gesammte Spielermasse bildet die andere Partei. Bei diesen Lotteriesen ist das Plenum aller Spielenden als Eine einzige, moralische und handelnde Person zu betrachten, welcher die Lotterie-Unternehmer als Plenum, d. i. gleichfalls als Eine einzige, handelnde Person gegenüberstehen. — Halten wir nun diesen unbestreitbaren, namentlich bei Zufallsspielen, als von der höchsten Wichtigkeit sich erweisenden Grundsatz im Auge, so ergibt sich, wie in dem uns vorliegenden Falle, daß es Spielverhältnisse geben kann, in welchen eine ganze Spielermasse sich gegenseitig und oft ohne es nur zu wissen, verbürgt; so daß der Einzelne unter ihnen nur das gewinnt oder scheinbar gewinnt, was die mitspielende Masse verliert und zusetzt, oder einbüßt.

Läßt sich dies dann aber nachweisen, — das heißt: läßt es sich bei Glücksspielen nachweisen, daß das, was Einer aus der Spielermasse gewinnt, nicht von Seiten der Spiel - Direktion hergegeben wird, sondern aus der Tasche der Mitspielenden fließt, dann ist der Betrug evident, — — dann ist das Spiel ein Trug - Spiel.

Nun findet hier, wie der Plan beweist, der gewiß unerhörte Fall statt, daß die Direktion den Spielern anscheinend einen Vortheil gewährt, indem sie außer den 26000 Bestandloosen noch 20100 „Freiloose“, wie sie sagt, hinzufügt, aber gerade durch diese „Freiloose“ bloß sich selbst (der Direction) einen ungeheuren Gewinn zuwendet; denn sie berechnet ihrem Gegner (den Spielenden) eine ungeheure Summe als „Ausgabe“, die sie in der Wirklichkeit gar nicht ausgibt, und wirft bloß zu Gunsten der Direction diese Summe mit in die „Bilance“, wo sie, — (und dies ist völlig neu!!!) gerade jene 20100 Loose, welche ihr, (der Direction, ein so außer-

ordentliches Plus eintragen, der Spielermasse als Directions-Minus hinstellt, und sich demnach diese, schon Einmal bezahlten „Freiloose“ oben-
drein noch Einmal bezahlen läßt!! —

Hier findet sich also in bloß Einer Sache schon eine vierfache, durch keinen Ausdruck zu bezeichnende, Differenz; denn

1stens) trägt nicht die Direction diese sogenannten „Freiloose“, sondern die Spielermasse muß sie tragen, und alle Spielenden müssen sie in Pleno ersetzen; denn es sind

2stens) gar keine „Freiloose;“ die Direction berechnet sie der Masse voll und nach ganzem Werthe in einer jeden Classe;

3stens) zieht die Direction aus diesen Loosen, die sie als „frei“ bezeichnet, für sich selbst das ganze Plus der dafür angesch'enen Summen. Und

4stens) bringt sie dieses ihr Plus in der Bilanz als minus an, — und gewinnt dadurch die nämliche Summe zum Zweiten-, ja, moralischerweise genommen, sogar zum Drittenmale!!!

Wir wollen aber diesen Directions-Ansatz nur einfach, und wie ihn die Direction selbst angibt, aus dem vorliegenden Plane abdrucken, so erhalten wir schon die Summe von:

1ste Classe.	2600	Freiloose	à	20	Gulden	52000	
2te	—	1400	—	à	44	—	61600
3te	—	1200	—	à	66	—	79200
4te	—	1200	—	à	82	—	98400
5te	—	1200	—	à	90	—	108000
6te	—	12500	—	à	6	—	75000
Summa							474200

Dies zweimal des Jahres macht: 948400 Gulden. Aber, damit ist die Direction noch nicht zufrieden!! Sie decimirt sie noch obendrein und setzt dieses Plus, — diese, der Direction durch die Spielermasse baar zufließende Dezimationssumme in der Bilanz gleichfalls unter ihr minus, nämlich unter ihre Ausgaben!! Da sich nun ihr Spielgegner, nämlich die Masse aller Spieler diese Summen in der Rechtfertigungsbilanz als „Ausgabe“ von Sei-

ten der Direction anrechnen lassen muß; da ferner diese „Ausgabe“ alle zu zahlenden „Gewinnste“ in sich begreift, und da mithin die Direction jene Gewinnste mit einer Summe bezahlt, die einzig und allein von den Spielenden, nicht aber von der Direction hergegeben wird, so begreift ein Jeder, daß wir diese Summe gleichfalls zu den unwiderleglichen, baaren Directions-Vorteilen zählen müssen. Sie bedüht also auf das Unbestreitbarste hier wieder:

Pro anno: 20100 Freiloose, die sie als „Ausgabe“ anrechnen darf:	948400 Gulden.
--	----------------

Pro anno: Dezimation dieser „Freiloose,“ die sie als „Ausgabe“ anrechnen darf!	105370 Gulden.
--	----------------

Jährlich: Die Summe von 11,053770 Gulden!!	
Dazu die frühere Summe von:	502363

☞ Totale. 1,556133.

Damit Ihnen nun aber diese meine ehrliche Berechnung klarer werde, und im richtigen Lichte

erscheine, so muß ich jetzt auf meine frühere Frage zurückkommen, ob irgend Jemand sagen könne, er habe gewonnen, wenn ihm bewiesen werden kann, daß er verloren hat. — Wenn wir auch jene Berechnung der „Freiloose“ nicht zu Gunsten der Direction in Anschlag bringen wollten, so ergibt sich dagegen auf einer andren Seite durch evidenten Verlust-Nachweis der sogenannten Gewinnenden eine noch weit höhere Summe zum Vortheile der Direction.

Sie rechnet wie der vorliegende Plan ausweist, während aller sechs Classen sogar das als Gewinn an, was mit baarer Geld-Einbuße für den Spieler verbunden ist. So sagt sie z. B. bei der 1sten Classe:

„1600 Gewinnstloose à 6 fl.“;

Derjenige aber, welcher sechs Gulden baar gezahlt hatte, erhält dann nur fünf Gulden und 24 Kreuzer, da 10 $\frac{2}{3}$ von der Direction abgezogen werden. Within verliert er, indem er gewinnen soll.

Dieser Verlust-Gewinnst erweist sich noch

interessanter und komischer bei andren Classen. Es heißt es 3. B.

3te Classe:

830 Gewinnste à 15 fl.

Der „Gewinnende“ hatte aber bis dahin für drei Classen vierundvierzig Gulden baar bezahlt; statt jener 15 fl. erhält er bloß 13 fl. 30 Kreuzer; — mithin hat er bei seinem „Gewinnst“ einen baaren Verlust von dreißig und einen halben Gulden!! —

Nun gab sich die Direction lange Zeit Mühe, hierüber einen blendenden Schleier zu werfen, und so fiel sie denn, — wie so viele andre heutige Lotterie-Directionen, — auf die sogenannten „Freiloose“, durch welche die Spielermasse auf eine wirklich außerordentlich feine Weise verblüfft wird, während diese Comödie jenen Directionen nicht nur keinen Pfennig baar kostet, sondern ihnen sogar noch unermesslichen Vorthail zubringt. —

Werken Sie wohl auf:

Derjenige, welcher in besagter Weise, nachdem sein Loos innerhalb der ersten 3 Classen gezogen

ward, bei barem Gewinnste baar verliert, erhält,
— und dies ist für ihn, den Einzel-Spie-
lenden, dann allerdings ein reeller Gewinnst,
— ein Freiloos zur nächstfolgenden Classe,
oder auch, wie der Plan auf der ersten Seite sich
auspricht, er erhält „in Ermangelung von Frei-
loosen den vollen, bis zur nächsten Classe ange-
zeigten Einlege-Preis baar als Entschädigung
ausbezahlt.

Dies ist Alles recht schön, und auf den ersten
Blick scheint es höchst-redlich und höchst-
vortheilhaft für die Spieler zu sein. Beleuch-
ten wir aber diesen Scheinvortheil näher, so plagt
eine ungeheure Seifenblase zum großen Nachtheile
des Spielerplenum!

Betrachten wir beide Fälle, so ergibt sich:

A. Entweder der in den Classen herausge-
kommne erhält ein Freiloos; — z. B. er sei in der
4ten Classe herausgekommen, und erhielte dann ein
Freiloos zur 5ten Classe. Sein sogenannter „Ge-
winnt“ habe dann, wie der Plan anzeigt,
20 Gulden betragen, — so erhält er statt der 20

Gulden, nach Abzug von 10 $\frac{1}{2}$ nur 18 Gulden baar. Sein Loos hatte ihn aber bis dahin baare sechs und sechzig Gulden Einlage gekostet. Indem ihm daher die Direction seinen sogenannten „Gewinnst“ von 18 Gulden ausbezahlt, gewinnt sie von ihm noch baare Achtundvierzig Gulden, — — denn das ihm gegebne „Freilooß“ berechnet sie, wie der Plan ausdrücklich besagt, der übrigen Spielermasse mit dem vollen Werthe aller Classen, nämlich in besagtem Falle, wie Sie auf dem Plane finden, mit Zweiundachtzig Gulden!!!!“ — — —

Höll' und Teufel! — rief Julius — —

Lassen Sie Höll' und Teufel, lächelte Heckslein, — wir sind jezt bei der Frankfurter Lotteriedirection. Also hier tritt denn der von mir Anfangs in Frage gestellte, außerordentliche Fall wirklich, oder vielmehr scheinbar ein. Die Direction als corpus spielt mit dem Einleger, und indem Letztrer gewinnt, gewinnt eigentlich die Direction!! — — Unstrem aufgestellten Grundsätze

zufolge muß also hier irgend eine ungeheure Bevortheilung statt finden, sie komme von was immer für Seite. Dieser Fall aber liegt sonnenklar auf der Hand. — — Man könnte eigentlich kurzweg sagen: Der Spieler verliert im Gewinnen und die Direction gewinnt im Verlieren; aber dieß ist für Viele noch immer zu dunkel. Die Lösung liegt, wie wir weiter unten bei B. eben so deutlich erkennen werden, bei dieser und vielen andren Lotteriedirectionen einfach darin:

 „Daß die Direction fortwährend das ganze Quantum ihrer Ausgaben und Auszahlungen aus den Taschen des gesammten Spielerplenums zieht, — daß sie den einzelnen Gewinnenden bloß von dem Gelde seiner Mitspieler bezahlt macht, und daß sie selbst, ohne je einen wirklichen Verlust oder eine wirkliche Ausgabe zu haben, bloß den ungeheuren Gewinn und Vortheil aus der ganzen Masse für sich entnimmt.“ —

Das heißt mit andren Worten, sagte Julius:
— „Alle Spielenden in diesen Lotterien sind Kopo-

pelhunde, welche der Direction das Wildpret fangen müssen; erwischt dann aber einer dieser Hunde einen „Gewinnst“, das heißt: ein Stück Fleisch für sich, — so ergibt sich bei genauerer Forschung, daß er dieß Stück Fleisch einem seiner Mithunde aus dem Leibe gebissen hat.“ —

Trefflich geheult! — lachte Hedebein; — so ist es! — Nun aber

B. Geseht den Fall, es sei kein Freiloos mehr vorhanden, oder auch die Direction wolle keines mehr geben, was immer möglich ist, so kann hier ein noch weit interessanteres Verhältniß eintreten. Nehmen wir dann z. B. an, der Einleger sei in der 5ten Classe mit dem laut Plan angezeigten, sogenannten „Gewinnste“ von 25 Gulden herausgekommen. Alsdann hat er bis dahin baar ausgegeben: 82 Gulden; er erhält von jenen 25 Gulden nur 22½ Gulden, — mithin verliert er noch baare neunundfünfzig und einen halben Gulden. Will ihm nun die Direction kein Freiloos zur sechsten Classe geben, so zahlt sie ihm, wie der Plan besagt, 90 Gulden baar. Da-

von müßte er jene 59½ denn natürlich subtrahiren; mithin blieben ihm bei dem außerordentlichen Glücke, in der 5ten Classe heraus gekommen zu sein, als höchster Gewinnst 30½ Gulden übrig, von denen er noch obendrein die verlorenen Interessen abziehen müßte. Was aber thut alsdann die Direction? Hatte sie wirklich noch — (und wie sollte es daran fehlen?) ein freies Loos in der Hand, so verkauft sie dies 1stens für 90 Gulden, und gewinnt so von vornherein jene 59½ nebst den Abzugsprozenten der 25, — also zweiundsechzig Gulden baar; aber dies ist nicht genug, — denn nun benützt sie, wenn sie will! obendrein ihr Recht, und schreibt dasselbe Loos, laut Plan-Ausweis, noch Einmal extra mit neunzig Gulden unter die 1200 Freiloose der 5ten Classe! Gibt sie also ein Freiloos wirklich aus, so berechnet sie es, wie der Plan besagt, mit 90 Gulden unter ihre „Ausgaben,“ und gewinnt, indem sie scheinbar verliert oder abgibt, — zweiundsechzig Gulden baar. Gibt sie kein Freiloos, so kann sie ihren unmittelba-

ren, reinen Gewinnst bis auf 152 Gulden baar für jedes Loos steigern, wie wir gesehen haben. —

In beiden Fällen also ist es diesmal bloß die Direction, welche sicher gewinnt, — welche enorm gewinnt! Nun bedenken Sie, nach allen diesen enthüllenden Auseinandersetzungen, daß die Direction in ihrer „Bilance“, wie der Plan mit erstaunenswerther Keckheit ganz offen bekundet, dem Publicum bei der Directions-„Einnahme“ nur 26,000 Loose, bei der „Ausgabe“ aber, nicht nur alle Scheingewinnste, — bei denen im Gegentheile nur die Direction gewinnt, — sondern auch noch die sogenannten Freiloose mit der ungeheuren Summe von 26885 Gulden, die Dezimation eingerechnet, dem Spieler gegenüber anschlägt!! — Bedenken Sie, daß diese Freiloose von ihr dreifach veranschlagt werden, indem sie solche erstens den „verlierenden Gewinnern“ als Entschädigung gibt, sie zweitens dennoch als baare Auslagen berechnet und sie endlich drittens gleich den wirklichen Aus-Loosen mit in der „Bilance“ als von ihr

bezahlt mit aufführt! — Bedenken Sie, daß in der letzten oder vierten Classe allein Zwölftausendfünfhundert Spiel-Nieten, das ist mindestens Eine Million und Einmal hundert fünfundzwanzigtausend Gulden baares Einsatzgeld in ihre Directionstaschen fallen, — und daß nebenbei 565 Spieler in derselben sechsten Classe evident verlieren, indem sie scheinbar gewinnen, da zwar ihr Gewinnst „10 Gulden“ heißt, aber 10 % davon abfallen, und mithin mindestens dem Spieler einige Gulden Interessen verloren gehn; — bedenken Sie ferner, daß, — weil ja, wie gesagt, die Direction alle Freiloose zu ihrem eignen Vortheile und zum möglichst-höchsten Preise unter ihren „Ausgaben“ anschlägt, eigentlich folgende „Scheingewinne“ gar nicht als Gewinnste, sondern als indirecte, vom einzelnen Spieler auf die Masse zurückfallenden Verluste müssen betrachtet werden:

	Planmäßig angegebener „Gewinn“ von:	Über die Einlage machbar bis dahin:	Die Direction zieht an baar ab:	Der weinende verliert mit hin noch:
1te Classe:	1600 Loosen à 6 Fl.	6 Fl.	36 Kr.	36 Kr.
2te Classe:	36 Loosen à 20 Fl. 58 — à 15 — 215 — à 12 — 1050 — à 10 —	20 Fl.	2 Fl. 1 — 30 Kr. 1 — 12 — 1 — — —	2 Fl. 6 — 30 Kr. 9 — 12 — 11 — — —
3te Classe:	20 Loosen à 40 Fl. 26 — à 30 — 60 — à 25 — 220 — à 20 — 850 — à 15 —	44 Fl.	4 Fl. 3 — — — 2 — 30 Kr. 2 — — — 1 — 30 —	8 Fl. 17 — — — 21 — 30 Kr. 20 — — — 30 — 30 —
4te Classe:	30 Loosen à 40 Fl. 40 — à 35 — 50 — à 30 — 204 — à 25 — 850 — à 20 —	66 Fl.	4 Fl. 3 — 30 Kr. 3 — — — 2 — 30 — 2 — — —	30 Fl. 34 — 30 Kr. 39 — — — 43 — 30 — 48 — — —
5te Classe:	40 Loosen à 40 Fl. 60 — à 35 — 250 — à 30 — 800 — à 25 —	42 Fl.	4 Fl. 3 — 30 Kr. 3 — — — 2 — 30 —	46 Fl. 50 — 30 Kr. 55 — — — 58 — 30 —
6te Classe:	5615 Loosen à 100 Fl.	50 Fl.	10 Fl.	Die halbjährl. Interessen von mindestens Fl. 1, 48 Kr. (à 4 7/8 pCt.).

Bedenken Sie dieß Alles, und urtheilen Sie!
Nun verliert zwar der herauskommende Einzelne nicht effectiv in den 5 ersten Classen, da er ein

sogenanntes „Freilooß“ zur folgenden Classe erhält, aber erstens muß er von dem Werthe dieses Freilooßes, wie wir gesehen haben, stets noch seinen sich ergebenden Einlagegeld-Verlust abziehen: — und da ferner zweitens niemals ein reeller Gewinnst auf der einen Seite ohne einen realen Verlust auf der andren Seite existiren kann, die Direction aber, wie sie selbst im Plane bekennet, nicht nur baare Prozent-Gewinnste für sich abzieht, sondern auch noch das gegebne, sogenannte „Freilooß“ geradezu der Spielermasse im vollsten Kauflooswerthe als „Ausgabe“ in Rechnung bringt, — so muß eine dritte Partei hier abermals die effectiv-verlierende sein; — und diese 3te Partei ist das gesammte Spielerpersonal!!

Die Masse aller Spielenden verliert demnach als moralische Person wieder, laut obigem Ausweis:

In der ersten Classe:		Oben	Summa
	1600×36 Kr.	fl. 960	fl. 960
2ten Classe:	36×2 fl.	fl. 72	
	$58 \times 6 - 30$ Kr.	372	
	$215 \times 9 - 12 -$	1978	
	$1050 \times 11 - - -$	11550	fl. 13977
3ten Classe:	20×8 fl.	fl. 160	
	$26 \times 17 -$	442	
	$60 \times 21 - 30$ Kr.	1290	
	$220 \times 26 - - -$	5720	
	$850 \times 30 - 30 -$	25920	fl. 33537
4ten Classe:	30×30 fl.	fl. 900	
	$40 \times 34 - 30$ Kr.	1380	
	$50 \times 39 - - -$	1950	
	$204 \times 43 - 30 -$	8874	
	$850 \times 48 - - -$	40800	fl. 53904
5ten Classe:	40×46 fl.	fl. 1840	
	$60 \times 50 - 30$ Kr.	3030	
	$250 \times 55 - - -$	13750	
	$800 \times 59 - 30$	47600	fl. 66220
6ten Classe:	$5615 \times -$ fl. 48 Kr.	10107	10107
		Total:	178705

Dies zweimal des Jahres: 357410

Dazu die früheren 1,556133 fl.

Generalsumme: 1,913543 fl.

Dies wäre denn, auf das Allergenaueste und Redlichste berechnet, die aus der Tasche des Spielerplenums zu Gunsten der Direction sich ergebende Differenz und wir werden sogleich erfahren, daß diese unsere Berechnung in unserer Bilance auf Ein Haar stimmt! — So redlich und nach reinem Gewissen können wir, um unsere Bilance factisch zu erweisen, ihre wirklichen Ausgaben ansehen. Die Direction gibt wirklich ab, wie wir nun sehen:

A. Wirkliche Auszahlung:

An von uns nicht ausgeschiedenen, planmäßig beigedruckten Classensummen:

Jede Halbjahreszeit:

1. Cl.	37200 min.	9600	27600
2. Cl.	36970 "	14670	22300
3. Cl.	44730 "	20230	24500
4. Cl.	58000 "	26200	31800
5. Cl.	76400 "	31200	45200
6. Cl.	1042315 "	505350	536965
Halbjahressumme			688365
			2
Ganzjährig:			1376730 1376730

B. Wirkliche Auszahlung:

Bei den, von uns oben ausgeschiedenen,
planmäßig angelegten Summen einer jeden Classe

Halbjährlich:

1. Cl. 9600 minus 11600	8000
2. Cl. 14670 „ 1467	13203
3. Cl. 20230 „ 2023	18207
4. Cl. 26200 „ 2620	23580
5. Cl. 31200 „ 3120	28080

In der sechsten Classe
berechneten wir der Spie-
lermasse einen Prozen-
tverlust à 1 fl. 48 Kreuzer
10167 Gulden. Dies kann
natürlich die Direction nicht
tragen; wir schreiben daher
wie billig, ihr gut . .

10107

Halbjahressumme

101177

2

Ganzjährig

202354

202354

Dozu nun unsere obige	Transp.
Summe von	202354
	1376730
Summa	1579.84

Nun müssen wir aber, um
völlig gerecht zu sein,
der Direction jene wirkli-
chen Freiloose, für die
sie sich nicht anderweitig
entschädigt, nämlich die zur
ersten Classe à 6 Gul-
den zu Gute schreiben. Also
halbjährlich 12500 Freiloose
à 6

75000
2

Ganzjährlich	150.000	150000
--------------	---------	--------

 Mitbin jährliche wirkli-
che General-Ausgabe: 1729084

Wenn wir nun in jeder Lotterie alle 26,000
Loose als routirend betrachten, und dann,
bei der sich ergebenden Total-Einnahme, sogar die

Prozent - Abzug - Bilanz der Direction wirklich zur Anwendung bringen, so erhalten wir keineswegs, wie der Plan besagt, eine roulirende Halbjahressumme von

„Einer Million 822500,“

sondern eine reine, runde Halbjahressumme von

 2,036,570 Gulden

2

Also jährlich von 4,072,140 Gulden.

Die Direction gibt aber, ihrem Plane zufolge jährlich nur 3,645,000 Gulden an. Es entsteht mithin hier eine Jahresdifferenz von 427,140 Gulden; welche Differenz natürlich für die Einleger- oder Spielermasse berechnet werden muß, und zwar durch den Jahres-Einlegepreis von (2mal90) = 180 Gulden. Auf diese Weise erhalten wir noch einen Directions-vortheil von jährlich, (indem wir obige Differenzsummen durch 180 theilen.)

2373 Gulden.

Unsere Bilanz stimmt demnach, laut genauer Berechnung, auf Ein Haar, indem

wir uns ganz an den vorliegenden Plan halten! — — —

Nämlich

Koulirende Plansumme:

Jährlich:

3,645030 Gulden.

Bilance:

Nach genauester Berechnung:

Reiner Vorthell:	Reine Ausgaben:
Gulden:	Gulden:
1913543	1,729,084
Dazu obige: 2373	
Summa 1915916	

Ausweis:

1,915,916

1,729,084

Gibt obige 3,645,000 Gulden.

Doctorchen! Doctorchen! — rief der alte Kiz,
 indeß Julius knirschend den Plan einsteckte, — —
 sagen Sie, wo haben Sie rechnen gelernt?

Haben Sie, — versetzte der Doctor, — jemals den Namen „Isaak Lehrer“ gehört?

Daß ich nicht wüßte. — —

Nun hören Sie. — Meine gute Mutter hatte das Glück, nuch in einem kleinen Flecken an der Nidda auf die Welt zu sehen, wo es so treffliche Rechner gibt, daß dort gewöhnlich um ebensoviel Summen mehr in den Köpfen zu stecken pflegen, als sich an reellem Defizit in den leeren Taschen befindet. Mein Vater hatte das Glück, Lotterie-Subcollecteur zu sein, welches Wort sich von „Lotterie - Suppen - Collecte,“ wegen der vielen von ihr erzeugten Brod- und Suppenlosen Collectsammler herschreiben soll. — Als ich an's Licht der Welt trat, stürzten mir sehr verschiedene Dinge entgegen, — nämlich die Thränen aus den Augen meiner schmerzlichbewegten, engelgleichen Mutter und die Person meines Vaters, welcher als ihm die Hebamme die Geburt eines „Jungen“ verkündete, ihr ein Frankfurter Viertel 1906 mit den Worten zuwarf: „Da! stecken Sie's

ihm in die Windel, — vielleicht bringt er uns Glück!“ —

Also — mein Loos war geworfen!!

Merkwürdiger oder zufälligerweise hatte bald darauf dies Loos wirklich Antheil an einem höheren Preise, und so sehr sich meine Mutter dagegen stemmte, so wurde ich dennoch jenes sogenannten „Glücksfalles“ wegen zum Sub-Sub-Collecteur bestimmt. Aber jenes mir zugeworfene Loos mußte einen Blutstreck erhalten haben, denn von Kindesbeinen an schauderte ich jedesmal, so oft ich einen solchen Trug- und Räuber-Zettel auch nur von ferne sah. Trotz dem war mein erstes Geschäft das des „Geldrollen-Versertigers;“ ich mußte schon als Kind die ganzen Loose mit abschneiden helfen, und Zahlen blieben die ersten Phantasiebilder meines jugendlichen Gehirns. Wo ich nur ging und stand, trat ich auf jene schwarzgelben, sogenannten „Lotterie - Listen,“ in denen hier und da, wie ein einsamer Haufen schwarzer Cameelmist in der unermesslichen Wüste Sahara, drei oder vier dicke Nullen mit ihrer verführerischen Nennziffer aus der

zweiten Nietenwüste mich anstarrten. Erhielt ich ein Stückchen Kuchen, so war es in eine Liste gewickelt, — die Diensthboten wischten die Meubles mit Listern ab, die Kleidermuster meiner Schwestern wurden aus alten Listern zugeschnitten, riß ein Blatt in einem Gebet- oder Schulbuche, so wurde es mit Listensehen verklebt! — ging ich in's heimliche Gemach, so wurden mir Listern mitgegeben, — kurz — dieser List-Tempel nahm mich als frühes Opfer auf, — und wohin ich immer ging, sah und floh, — überall winkten mir Zahlenwälder und Nietenwüsten unter der, von mir schon damals tiefverabscheuten Firma: „Garantirte Frankfurter Stadtlotterie“ entgegen. Mein Vater war von Herzen ein trefflicher, edler Mensch, meine Mutter, — dies wissen Alle, die sie kannten, — ein Engel in Menschengestalt. Aber, welches Eheverhältniß inmitten dieser Lotterie-Hölle stattfand, begreift sich ohne Commentar. Das Gift der Hundswuth und der Klapperschlange ist purer Paradieseshonig gegen das Gift der Spielwuth, namentlich aber des „Lotterie = Spieles,“ welches nicht

wie oft zum Glücke oder zur Besserung des Pharaon-Spielers, das Mark der Existenz mit Einemmale austrocknet, sondern nur eine kaum sichtbare Oeffnung in's Herz der Verhältnisse gräbt, aus welcher sodann, unter dem feinsten, wahrhaft teuflischen Betruge, unter süßer Bampyr-Einschläferung und der ewig von ferne wehenden Flagge der Hoffnung, das Blut und Mark des Opfers allmählig und tropfenweise entweichen, — bis die anfangs unmerkliche, Entkräftung in's Leben der Familie greift, und der schlafend Ausgefogene ohne Kraft zur Selbsthilfe vor den schuglosen Ruinen der bittersten Verarmung niedersinkt. Bei den sogenannten Sub-Collecteuren sind aber selbst die Gewinnste, die sie hie und da durch außergewöhnliche Glückszufälle erlangen, nur um ebensovielen diabolischen Lockungen mehr, das ersparte Alte sammt dem gewonnenen Neuen wieder dem Moloch-Altare zuzutragen. „Es ist kein Segen im gewonnenen Gelde“ — pflegen bei uns die Bauern zu sagen, und meine Mutter, vergöttert und verehrt von allen Armen, stimmte diesem Ausspruche unter vie-

len, vielen Schmerzesjahren bei. Mein Vater hatte aus Liebe gefreit; die Liebe ging unter in Lotterie-Listen. Er hatte aus Liebe sein erstes Kind, meinen ältesten Bruder, vergöttet; aber bald verschwanden Weib und Kinder hinter dem wogenden Zahlenmeere seines unglückseligen Geschäftes, — und die Hyder täglicher Zwietracht trat zuerst zwischen die Gatten und dann zwischen diese und die älteren Kinder: und über die aufstrebende Schwungkraft zweier von Herz und Character gleich trefflicher Eltern und ihrer blühenden Kinder lagerte sich mit der ganzen, furchtbaren Last ihrer Geist- Gemüths- und Frieden mordenden Schwere, die scheußliche Furie „Lotterie“; — — und acht Menschen lebten das Dasein von moralisch Lebendigbegrabenen. In dieser furchtbaren Zeit, — — von der Hefigkeit eines durch Nieten verflimmten Vaters bei dem kleinsten Fehltritte unmenschlich hart gezüchtigt und, auf der andern Seite fortwährend in den Thränen einer Mutter gebadet, die uns Alles aus Schmerz und Liebe nachsah, — — in dieser Zeit verlebte ich mein Knabenalter, und

durch meine Mutter frühzeitig über die wahre Ursache aller häuslichen Bismürnisse belehrt, warf ich noch kaum sechs Jahre alt, einen so entschiedenen Haß auf die trügerische Verworfenheit der speculirenden Menschheit, daß meine spätere Abneigung gegen Alles, was nur den leichten Schein von Täuschung hat, aus jener Kindheit her datirt werden muß. Es gab Zeiten, in welchen wir Kinder uns während der ganzen Dauer der sechsten Porcellan-Glasse, gewöhnlich ein und zwanzig Tage lang, vor dem Vater beinahe nicht blicken lassen durften, und in welchen die Mutter uns Abends wenn der Erfolg in Mieten und Treffern die ersten als zu sehr überwiegend herausstellte, in die benachbarten Häuser schickte, um uns vor der unmäßigen Heftigkeit des an solchen Tagen außer sich gerathenden Familienoberhauptes, — sicher zu stellen. An solchen Tagen fragte der betäubte Mann übrigens gar nicht nach seinen Kindern, daher blieben wir oft wochenlang ohne alle Aufsicht, und daß ich daher mit meinen väterlichen Anlagen zur Heftigkeit, ein wilder, ja oft gar nicht zu bändi-

gender Knabe ward, begreifen Sie. Sollte am jüngsten Tage wirklich nicht der Unschuldige für den Schuldigen leiden müssen, und Gottes Gerechtigkeit wirklich nur alle wahren Urheber bestrafen, so dürfte dann der Frankfurter Lotterie - Direction gar manche Rechnung für zerbrochene Fensterscheiben, die ich damals aus Wildheit und Langerweile mit Schneebällen bombardirte, vorgelegt werden. — Es war eine trübselige in der Erinnerung noch jetzt mich niederbeugende, lotteriesluchbeladene Zeit! — Nie habe ich jene, selbst von den Kermsien und Niedersten oft so gerühmte „Süßigkeit“ der Kinderzeit genossen, die so Manchem in später Erinnerung ein Ersatz für nachherige Leiden ist! Nie habe ich gewußt, was Freude der Jugend ist! Nie hat ein einziger Lichtblatz den Pfad meiner Kindheit erhellt! — Meine Jugend, — meine Kindheit ward mir auf die fürchterlichste Weise gestohlen — — ich war moralischerweise nur ein halbes Jugendgeschöpf, — nur ein halber Sohn unglücklicher Eltern — — nur ein vegetirendes, ununterbrochen aus dem Thränenbade einer hilflos-

sen Mutter auf die Einöde stumpfsinniger oder gleichgiltiger Nachbargefühle geschleudertes Halbwesen, — — und diesen fürchterlichen, nie zu ersiehenden Diebstahl meiner auf immer verlorenen Kindheit, diesen Frühstich eines jugendlichen Halblebens wälze ich auf's Gewissen der „freien Stadt-Frankfurter-Lotterie-Direction.“ — Tagelang las ich nichts, als Rittergeschichten und Räuberbegebenheiten, weil sie mich lebhaft an die Lotterie'n erinnerten, und ich mir, wenn ein Räuber im Buche gehängt ward, mit einer Art von Racheberuhigung sagte: „der Kerl war sicher Overcollecteur!“ Der Himmel weiß, was nun aus mir geworden wäre, hätte mein kleiner Geburtsort nicht zum Glücke damals einen Mann innerhalb seiner Feldgräben — (Mauern hatten wir nicht) — beherbergt, der meinem Kopfe und dadurch meinem Schicksale eine bessere Richtung geben sollte. — Noch sehe ich im Geiste jene kleine, enge Straße vor mir, an deren äußerstem Ende, dicht an der heimtückischen Mibda und gegenüber den reichen Gartenanlagen eines reichen Herrn Brentano das einfache Häuschen stand, in wel-

them ein armer Privatlehrer wohnte, dem die tägliche Pflicht oblag, einige Duzende junger Wilden zu civilisirten Deutschen herauszuarbeiten. Dieser Mann, ein Muster biederer Ehrlichkeit, angestrebter Thätigkeit und ausgezeichnete Klugheit, nannte sich kurzweg, „Herr Isaaß“, aber seine Schüler und Nachbarn nannten ihn „Isaaß Lehrer,“ so daß ich eine Zeitlang den Namen Lehrer für seinen Familiennamen hielt. — Selbst von geringer Herkunft, hatte er sich fast alle seine Kenntnisse durch eigenes Studium mühsam angeeignet, und sich zu einem Schulmanne gebildet, dessen Thätigkeit in practischer Beziehung nur selten gerühmt werden dürfte, obschon er stets auf einen kleinen Wirkungskreis beschränkt blieb, von dem aus man kaum seine wirklichen, ausgezeichneten Fähigkeiten beurtheilen konnte. Trefflich bewandert in den neueren Sprachen und namentlich im Rechnen, verstand er es meisterhaft, das Licht der erwachenden Vernunft in den jugendlichen Köpfen aufenweise auszubreiten, und wenn ich noch heute oft wegen meiner Polyglottengabe beneidet werde,

so habe ich das Entwickeln der ersten Anlagen hiezu meinem trefflichen Isaak Lehrer zu verdanken. Unangenehmerweise nun benützte der Gute damals einige Lehr-Hilfsmittel, die uns junge Wilde manche drohende Faust unter dem Tische machen ließen; — darunter gehörten vorzüglich a): ein kurzes, eisernes Lineale, mit dem unsere Fingerspitzen, (sogenannte Pfötchen) für etwaige Schulvergehen büßen mußten, und b): die interessante Gewohnheit, den widerspänstigen Schüler hie und da bei den Ohren zu fassen, und den ganzen jungen Wilden an diesen feinen Ohren mit den Worten in die Höhe zu heben: „Warte! ich will dir zeigen, wo Frankfurt liegt!“ — Daß ich äußerst widerspänstig gewesen sein muß, dafür bürgen meine Ohren, die durch dieses Manöver so wohlgezogen wurden, daß mir, seitdem ich das Mühen-System verleugne, fast kein Hut dieselben bedecken will. Das Schrecklichste bei jenen persönlichen Erhebungen war mir aber, wie Sie leicht denken können, der Name „Frankfurt.“ Großer Gott, ich wußte leider nur allzugut, wo

jene Höllendirection ihren Sitz hatte, welche meine Eltern und mich so namenlos elend machte! — Da nun meine Ohren besonders viel in den Rechenstunden leiden mußten, indem ich wegen meiner eingefleischten, frühen Lesewuth keinen Geschmack an trocknen Dingen hatte, so entschloß ich mich endlich, bloß um nicht so oft an die „freie“ Bundestruppengarnisonsstadt erinnert zu werden, meinem unerbittlichen Schuloberhaupte nachzugeben, und warf mich mit aller Macht auf die Arithmetik. Bald war ich, — und wie sollte ein Deutscher nicht? — Bis zur „Ketten“-Rechnung vorangeschritten, und nicht lange dauerte es, so galt ich als neunjähriger Knabe für ein Muster im Rechnen. Dadurch ward denn auch endlich mein mürrischer Herr Papa etwas freundlicher, und von da an blieb ich Jahrelang einer der Haupt-Commis in seinem Rechen-Berechnungs-Bureau. Meine vom Schädel abgelenkten Ohren hatten zwar Ein- für Allemal ihrer natürlichen, bürgerlichen Stellung Valet gesagt: und neigten sich im Wachsen fortwährend Gottes freier Lust zu, — aber ich hatte

doch dadurch was Nützliches gelernt, und tröstete mich, als ich einst jene Anekdote las, laut welcher in Weidingers Grammatik einem Dieb im Theater beide Ohren rein weggeschnitten wurden, mit den Worten: „der war doch übler d'ran, und lange Ohren sind besser, als gar keine!“ — Wer aber hätte nun denken sollen, daß ich nach langen Jahren gerade durch jenes Ohren-Zieh-Resultat der gerechten Nemesis in die Hände arbeiten würde? Wer hätte denken sollen, daß ich, im ruhigen Besitze jener wohlgezogenen Ohren, einst mit jenem fürchterlichen Lotterie-Plane vor alle großen und kleinen Schüler hintreten, und selbst rufen würde: „ich will euch zeigen, wo Frankfurt liegt??!“ — Wie hätte ich ahnen können, daß ich meinen damaligen Mitschülern später beweisen würde, „Frankfurt liege in den Händen seiner Lotterie-Direction??!“ — Sehen Sie, — so greifen oft unsichtbar die Fäden in den Rädern des Verhängnisses ineinander! Wenig, sehr wenig verdiente jener wackere Isak Lehrer bei seinem mühsamen Unterrichte, — und nun verdient er vielleicht

auf Einmal den unaussprechlichen Dank jener Tausende, die, ich hoffe es zu Gott, kein Bett mehr nach dem Pfandhause tragen werden, um die „Bilance der Frankfurter Lotterie-Direction“ mitzumachen zu helfen! Das „Lotto“ ist z. B. in den österreichischen Staaten, noch weit fürchterlicher, empörender und blutausaugender, aber dort heißt auch Wien nicht die „freie Stadt“, und Oesterreich besitzt so viele treffliche Wohlthätigkeitsanstalten, daß dem, welcher sich im Lande zum verzweifelnden Bettler spielt, wenigstens in demselben Lande wieder Brod gereicht werden kann. Aber die tausende von armen Getäuschten, welche jedes Jahr rund um Frankfurt herum, also gewissermassen vom „Auslande“ her, ihre Schweiß- und Sparspennige in diesen verschlingenden Geld- und Speculanten-Kessel werfen, wo werden diese entschädigt?? gibt diesen Frankfurt das verlorene Brod wieder! — Dabei will ich noch gar nicht der vielen anderen Trug-Mißbräuche erwähnen, denen durch jenen „Plan“ Thüre und Thor weit geöffnet sind. So B. bürgt, — wie Sie im Plane offen gerückt finden, „die Direction keinesweges für die Renovation Ihres Looses, sobald sich der Ober-Collecteur darüber ausweist, daß er dasselbe bereits

dem Untercollecteur ausgeliefert hat!!“ — Nun sind Sie etwa in Carlsruhe und erhalten von einem jener vielen Handlanger dieser Lotterie aus Frankfurt einen schmeicheinden, kriechenden, alle Millionen in der Welt verheißenden Brief mit beigelegtem Loose. Sie probiren's, wollen das Einmal angesehene Loos aus menschlichem Vorurtheil nicht gerne wieder von sich geben, und spielen es. Der Zusender schickt Ihnen nun regelmäßig das Loos während der ersten fünf Classen; es bleibt liegen, — Sie haben ihm baare zweiundachtzig Gulden bis dahin bezahlt, und nun soll die sechste Classe kommen, in welcher der höchsten Preise wegen, das Loos erst seinen eigentlichen Spielwerth erhält, und daher oft, wenn während der letzten Ziehungstage die Haupttreffer lange liegen bleiben, noch Einmal mit dem vollen Einlegepreise von 90 Gulden und darüber verkauft werden kann. Will nun der Zusender Ihres Loose's ein Schurke sein, so kann er es völli-
g ungestraft und auf die leichteste Art von der Welt. Er hält nämlich, in der fast stets richtigen Voraussetzung, daß Sie in Carlsruhe, oder gar in Paris, wenn Sie sich dort befinden, nicht immer den Plan vor sich liegen haben, also meist

nicht daran denken werden, wann die sechste
 Ziehungsclasse beginnt, das Loos zurück, um
 erst dessen Schicksal abzuwarten. Kommt
 es nun als Nieme heraus, so schickt er es Ihnen
 schnell zu, entschuldigt sich unter tausend krieche-
 den Höflichkeiten, und läßt sich von Ihnen seine
 8 Gulden Rest schicken. Trifft es aber einen ho-
 hen Preis, so geht er bloß mit Ihrem in Händen
 habenden Loose, welches, wie der Plan ge-
 brucht verkündet, „„die einzige, gültige
 Urkunde zur Gewinnforderung ist““ zur
 Direction, und läßt sich den Gewinnst auszahlen.
 Dann sind Sie geprellt, — w. s., ich habe noch
 aus neuester Zeit Beweise biefür, bei jeder Zie-
 hung häufig vorkommt, und Ihre 82 Gulden sind
 obendrein verloren! — Merken Sie sich aber
 wirklich den Tag der letzten Ziehungsclasse, und
 der Zufender Ihres Looses will Sie furchtbar chi-
 quiniren, so kann er es ungestraft und auf die
 samste Weise. Oder, Sie müssen von Paris oder
 N. aus einen Proceß einleiten, da Ihnen der
 percollecteur bloß grobheraus erklären darf: „Gehn
 Sie zum Teufel, ich habe das Loos bereits an
 einen Untercollecteur, den Sachträger K. ausge-
 liefert,“ — und ehe noch Ihr theurer Advocat ei-

nen Schritt hat einleiten können, ist das Loos heraus, und Sie sind abermals geprellt!! — Ferner, — und dies ist wahrhaft unerhört in den Annalen der — — — Nichtigkeit!!! — — — ferner bürgt die Direction, auch wenn Sie wirklich Ihr Loos zu allen Classen schon in Händen haben, vom Tage der Classenziehung an, wie der Plan gedruckt verkündet, für alle Gewinnsse „nicht länger als zwei Monate!!!“ Nun kaufen Sie z. B. drei Tage vor der Ziehung ein ganzes Loos für 10 Gulden, und ein plötzliches Geschäft ruft Sie nach New-York; oder auch, Sie sind schon dort, und haben sich ein Loos kommen lassen. Es gewinnt durch außerordentliches Glück den höchsten Preis, — Sie erfahren dies erst nach sechs Wochen, und wenn Sie sich nach ferneren sechs Wochen melden, um Ihr Geld zu fassen, erhalten Sie — — — Nichts, und müssen sich aushalten und hinauswerfen lassen!!!! — — —

Genug! genug! — rief Julius, — Brechen wir ab. Eher fahre ich lebendig zur Hölle, ehe ich Lotteriecelecteur werde! — Großartiges Menschengeschlecht! Großartiges Jahrhundert! Großartige Freiheit der Volkslotterie! — Brechen wir ab — — —

Schneider Ritz.



Schneider Ritz.

Das

Buch des Jahrhunderts.

Von

Max. Langenschwarz.

Vierter Band.

Leipzig, 1842.

Verlag von Heinrich Franke.



Erstes Kapitel.

Russische Deputirtenpolitik. Die Gutenberg-
Jubler. Glück und Fresskörner. Kiz wird
Gesandter. Der Schutzgeist wird wild. —

Sie haben mir gestern geschrieben, liebe Thymian, daß die Bilder und Personen meiner Geschichte anfangen, Ihnen im Traume zu erscheinen, und Sie daher nicht mehr schlafen könnten. Erinnern Sie sich aber gütigst, daß ich Ihnen diese schlaflosen Nächte voraussagte, und trösten Sie sich damit, daß ich erstens selbst noch nie recht geschlafen habe, weil das Getreibe der Welt mich nicht zur Ruhe kommen läßt, und daß ich Ihnen bald den Abschied geben werde, denn wir sind nun bald am Ende. — Uebrigens merken Sie sich, daß ich Ih-

nen lange noch nicht Alles erzählt habe und erzählen werde, was ich auf dem Herzen und in der Seele trage. Tausende von Dingen, die theils nicht sogleich meinem Gedächtnisse gegenwärtig sind, theils der Polizei und Censur, deren Gebäude nebst dem Pfandhause und Steueramte sich neben Ihrem Laden befinden, nicht angenehm wären, theils aber auch aus dem Bisherigen errathen werden können, habe ich verschwiegen, um Ihrer zarten Nerven zu schonen. Sie werden, wenn wir ganz zu Ende sind, unsere Zeit wenigstens insofern kennen, als sie im großen und allgemeinen Rahmen sich darstellte, und meiner Gedächtnisschwäche werden Sie um so eher verzeihen, als Sie ja selbst bereits fühlten, wie sehr die Last der Erfahrung die Bilder des Gedächtnisses niederzuhalten pflegt. Ich rolle den Knäuel so ab, wie er eben momentan vor mir liegt; — finden Sie es nöthig, so knüpfen Sie jene Fäden d'ran, die Jedem die eigene Erfahrung in seinem Wirkungskreise zu bieten pflegt. —

Es vergingen wohl an sechs Monate, bis die

Kammersitzungen begannen, und während dieser Zeit erblickte ich von den Unseren nur zwei fröhliche Gesichter, — des alten Riß und des sich stets gleichen Gascolin. Deftter als je sahen sich während dieser Zeit Julius und Amalie, die sich mit mir, wiewohl vergeblich, alle Mühe gab, irgend eine Nachricht über das Schicksal der unglücklichen Charlotte einzuziehen. Daß sie unglücklich war, daran zweifelte Niemand, und schon ihr Stillschweigen schien es zu bestätigen. Weder der Alte aber, noch Julius konnten und wollten von ihr hören, und wenn der Letztere wirklich noch hie und da einmal eine Thräne verstohlen trocknete, wenn der Name Charlotte zufällig ertönte, so schien sich doch ihr Bild, — so unbegreiflich dies Ihnen vorkommen mag, — in dem der häßlichen Amalie verloren zu haben. Aber ich selbst dachte, offen gestanden, nicht mehr an ihr abschreckendes Aeußere, seitdem unsere Seelen und Gemüther sich genähert hatten. Eben so vernahmen wir in verschiedenen Briefen unserer Gänsebach, die sich mit ihrem Gemahle, Silberling und Pomeranze bald nach Krei-

debergs Selbstmord ins deutsche Vaterland zurückbegab und dort ein schönes Gut bewohnte, daß sie jeden Tag mehr in den bebrillten Hasenkopf unseres Hähnchens verliebt werde. Denn im Ganzen sind viele Frankfurter, trotz ihrer Geldwuth und ihres Geldstolzes, herzensgut, — namentlich so lange man kein Geld von ihnen begehrt. — Daß daher Hähnchen trotz seines Außern sich höchst liebenswürdig gegen seine Gattin benehmen konnte, war mir um so begreiflicher, als ich im umgekehrten Falle Zeuge von der täglich sich mehrenden Anziehungskraft Amaliens wurde.

Indessen vermochte sie nicht, meinem Mündel jene Ruhe einzuslößen, deren er sich seit Kurzem zu rühmen anfang; sie war und blieb nur scheinbar vorhanden, und wohl merkte man es ihm an, daß der Sturm in seinem Innern keinesweges beschwichtigt war. — Als endlich die Sessionszeit heranahnte, vermochte er sich auch gar nicht mehr zurückzuhalten, und sein altes, unbefiegbares Lamentoso trat aufs Neue zwischen ihn und den Willen des Vaters, der unerachtet seiner Freude über

die neu eröffneten hohen Aussichten allmählig anfang schachtmatt zu werden. —

Raum hatte das Ministerium erfahren, daß Julius wirklich gewählt sei, und daß sich bei näherer Untersuchung herausgestellt habe, mein Bündel, den sein Vater für viel jünger ausgegeben hatte, besitze wirklich das zum Deputirten erforderliche Alter, als auch schon die feinsten und peinlichsten Intriguen eingeleitet wurden, die geschehene Wahl wo möglich rückgängig zu machen, oder sie dem Gewählten mindestens bitter zu verleiden. Ein furchtbarer Kampf gegen ihn wurde im Voraus eingeleitet, die Blätter der ministeriellen Farbe füllten sich mit Spott und Hohn gegen ihn, und eines der läuslichsten tischte sogar den ehemaligen Stand seines Vaters auf, worüber der Alte als Philosoph lachte, aber Julius aus kindlicher Liebe fast außer sich gerieth. Bald darauf hieß es in einem ministeriellen Blatte, Julius habe einen der Redacteurs jenes Organs gefordert, und man schien sich des verzweifelten Mittels bedienen zu wollen, ihn wirklich zum Duell zu bringen und eine Geschichte wie

die Girardin-Carelsche herbeizuführen. Ziel Julius, so war man natürlich von ihm befreit, und fiel er nicht, so gab es alsdann Mittel ihm wenigstens den Eintritt in die Kammer zu verschließen. — Ich merkte jedoch sogleich den Braten, und gab ihm die gehörigen Winke.

Troßdem, — sagte ich zu ihm, — daß ich, wie Sie wissen, durchaus gegen die Immoralität des Duellens bin, in sofern das preisgegebene Menschthum dabei als vogelfrei erscheint, — so gibt es allerdings manche Fälle, in welchen der von offenbaren Schurken beleidigte Ehrenmann dem Zweikampfe nicht gut ausweichen kann; — allein, hier gilt es minder, Ihre beleidigte Ehre zu retten, als eine Jesuiten-Intrigue zu nichte zu machen, die Sie geradeweges auf die Duellanten-Schlachtbank zu liefern gedenkt, um Sie dann zu verlachen.

Gut, — versetzte er, — so mache ich der Sache ein rasches Ende, indem ich selbst die Wahl rückgängig mache.

Dieß noch weit weniger, — versetzte ich. Wenn Sie nicht in die Kammer treten, so muß Ihnen

mindestens ein Ersatz geboten werden können, der durchaus Ihrer Stellung, Würde und unbefleckten Meinung gebührt.

Nimmermehr, — erwiderte Julius, — würde mich irgend ein Streich oder Intriguen-Mittel vermögen, den mir zugesprochenen Platz aufzugeben, wenn ich, so wie die Sachen in Europa stehen, überhaupt einen Weg ersähe, auf dem ich in solcher Stellung einen dauernden Einfluß auf das Allgemeinwohl zu üben vermöchte. Aber ich trete schon darum, wie Sie ja wissen, gerne zurück, weil ich kein Schattenbild unter Schattenbildern sein will. So viel wir auch in Frankreich vor vielen anderen constitutionellen Staaten voraus haben, so sind wir doch keinesweges auf demjenigen Standpuncte angelangt, von dem aus ein Volksrepräsentant mit entschiedener Gewissheit sagen könnte: ich will Gutes thun, und darum werde ich es! — Erinnern Sie sich wohl noch dessen, was ich Ihnen bei unserer ersten Zusammenkunft in Lyon von dem Willen sagte? — Nun sehen Sie, — da ich entschieden einsehe, daß ich das nicht können werde,

was ich will, so wird es sehr weise von mir sein, mich nicht in meinen eigenen Augen als lächerlich-machtlos hinzustellen. — Die Zeit wird vielleicht noch kommen, in welcher ich ein Mann meines höheren Willens sein kann; aber die gegenwärtige Welt ist nicht die meinige.

Werfen Sie Ihre Blicke hin, wo Sie wollen, und Sie werden erschrecken über die täglich zunehmende Aristocratie eines Jesuitismus und einer Geld-Herrschaft, von denen keine Geschichtsperiode ein ähnliches Beispiel aufzuweisen hat. Aber nicht bloß der sogenannte Mächtige und Höherstehende allein, — nein! fast jeder Stand, der sich zurufen zu können glaubt: „Du stehst sicher an Deinem Platze,“ sucht sich eine, nur ihm allein eigenthümliche Art von Aristocratismus zu bilden, den er zum starren Götzenbilde seines egoistischen Strebens umformt. Jeder reiche Handwerker, jeder reiche Kaufmann und Industrie-Genosse hat in unseren Tagen seine egoistische Standes-Centralisation und sein aristokratisches Uebergewicht, mit dem er die Schultern der freieren Denkart belastet, und

seinen minder bevorzugten Mitmenschen zum Träger egoistischer Zwecke herabzumwürdigen trachtet. Der edlere, wahrhaft biedere Mensch wird nicht mehr bloß von oben, sondern auch von unten her und von ihm Gleichstehenden gedrückt, und wenn nicht bald ein furchtbarer Zusammenschuß gegenseitig gehemmter Interessen dem Getriebe eine andere Wendung gibt, so wird und kann dem Besseren nichts anderes übrig bleiben, als Wolf mit Wölfen zu sein, und die Menschenwelt wird sich in zwei strenggesonderte Theile spalten, von denen der eine absolut-unterdrückend und der andere absolut-unterdrückt dem moralischen Principe nach sein wird. Die Verhältnisse der moralischen Gegenwart, meine Herren, sind weit schlechter, als die vor der französischen Revolution. Es sind nicht mehr die Ausgaben oder Gebrechen eines einzelnen Hofes oder einer einzelnen Kaste, welche uns ruiniren, sondern die unmittelbaren Gebrechen der sich gegenüberstehenden Massen und der Menschheit im Allgemeinen. Jeder Geldbesitzer ohne Ausnahme bildet in unseren Tagen einen Hof,

an welchem bloß das Metall zu Vertrauen und Nemtern und der Egoismus des Satten zur Bevorrechtung über den Hungernden berechtigt. Wir haben uns im Ganzen weniger über unsere Staatsoberhäupter, als über unsere Geldoberhäupter zu beklagen; wir sind keinesweges durch den Kastengeist, sondern durch den Geldkasten-Geist vernichtet, und die bloße Umwandlung einzelner Staaten oder Stände würde uns nicht mehr retten können. — In der großen, französischen Epoche wurden Betrogene zu Betrügnern, aber in unseren Tagen mußte eine Unmasse von Betrügnern zu Betrogenen werden, wenn das neue Erd-Uebel ausgerottet werden sollte. Wahr ist es, daß wir die Grundwurzel dieses modernen Uebels schon in den letzten Jahren des vorigen Jahrhunderts suchen müssen. Damals erstanden jene Männer zum Theil, welche zuerst anfangen, mit einer gewissen naiven Offenheit den Menschen von seinen Handlungen zu sondern, und, indem sie dem Geiste und der moralischen Thätigkeit zwei verschiedene, oft ganz entgegengesetzte Richtungen anwiesen, jene Samäleon-

gattung erzeugten, die sich gegenwärtig bis in's Unzählige vervielfacht hat, und ihren Jesuitismus zur Tugend stempelt. Diderot, welcher sich den Anschein gab, als sei sein Geist der Messias der Tugend, beging als Mensch die verwerflichsten Handlungen. Er verkaufte der russischen Kaiserin eine Bibliothek, welche er gar nicht besaß, und schrieb zu gleicher Zeit über die Unmoralität der Hintergehung durch vorgeblichen Beiß. Voltaire verkaufte betrügerischerweise ein und dasselbe Manuscript an seinen französischen Verleger und nach Holland, und wüthete zu gleicher Zeit gegen den Nachdruck. Lessing ließ auf der einen Seite seine dramatischen Personagen ihr Heil von der gnädigen Allmacht Gottes erwarten, und predigte auf der anderen Seite den pursten Atheismus. Nicolai war fast zu gleicher Zeit Jesuitenverfolger und Jesuit, Illuminatenfeind und Illuminat, Buchhändler und Buchhändler-Unterdrücker. Knigge spielte am Sonntage den moralischen Gott und am Montage den Anbeter der nackten Venus; am Morgen war er der Slave des Illuminatenfürsten Weis-

haupt, am Nachmittage tobte er gegen die Illuminaten und schwor ihnen den Untergang, und am Abende lag er zu Weishaupts Füßen, und bettelte um Vergleich und Theilung der Schätze. Basedow knetete auf der einen Seite seinen Dessauer religiösen Erziehungsteig, der in der That trefflich zu nennen war, — und mekelte, da er nicht genug Geld damit erschnappte, auf der anderen Seite alle Religionsmoral unbarmherzig nieder, um den Katholiken zu beweisen, daß er nicht an Protestanten, und den Protestanten, daß er an gar nichts glaube. Herr Weishaupt merkwürdigen Angedenkens, ein Mann, dem Mirabeau und unsere Revolutionsschule fast Alles zu verdanken hatten, und der mich beinahe zu der Bemerkung veranlassen könnte, als habe das französische Jahr 80 seinen Anfang zu Ingoßstadt genommen, war erst eingeseilschter Jesuit, da er Geld hatte, — dann rasender Feind der Jesuiten, da er kein Geld mehr hatte, — dann ein wüthender Freimaurer, da er wieder Geld hatte, — dann ein schäumender Maurerfeind, da er wieder kein Geld hatte, — dann ein Illuminaten-

bundbegründer, um zu stehlen, — dann ein Bundesvernichter, da er nichts zu stehlen vorfand; dabei predigte er am Morgen von der rührenden Pflicht der Nächsten-erhaltung, und am Nachmittage suchte er seine Maitresse und ihre Leibesfrucht zu vergiften; am Morgen betete er weinend auf den Knien, und am Abend suchte er lachend auf dem Saufboden. Der sogenannte große Franklin trug den Rock der reinsten Biederkeit durch zwei Welttheile, und unter diesem Rocke trug er die ihm anvertraute Privatcorrespondenz, um sie verrätherisch denen, die ihn stützten, auszuliefern. — Aber, bei Alledem waren diese Doppelspieler nicht halb so schlecht, als die, gegen welche sie agirten. Die englische Politik deckte den Fehler Franklins durch so viele brittische Schurkenstreiche zu, daß jene Correspondenzüberlieferung davor wie ein Sandkorn vor dem Chimborasso verschwand; der französische Hof und seine geheimen Schlechtthaten verhielten sich in Bezug auf Hinterlist und Erbärmlichkeit zu Weishaupt und Mirabeau, wie ein Nilpferd zu zwei Ameisen. Die Russen und Engländer hätten damals die ausge-

sandten Emissäre, welche America und die Revolution von 89 schlecht machen sollten, hübsch zu Hause lassen sollen, denn das politische, russische und britische Egoisten- und Schurkenthum überwog bei Weitem die Thaten derer, die zu verdächtigen man sich in Schriften und Reden abqualte. Carolus magnus, Charles IX., Katharina von Rußland und Elisabeth von England waren viel zu schnell durch die Geschichte aus dem Dunkel ihrer jämmerlichen Mißthaten hervorgetreten, um noch damals die Handlungen des Einen über die Thaten des Andern triumphiren zu lassen. Im Jahre 1800 war Alles klar, — der Sturm empörter Interessen hatte den dicken Staub von den Wurzeln der gepriesenen Stämme weggerissen, — diese Wurzeln lagen in ihrer Faulheit offen vor Jedermanns Augen, und selbst Napoleon hätte sich die Kaiserkrone nicht aufsetzen brauchen, — man würde dennoch gerufen haben, auf welchem elenden Grunde er seine sogenannten Fortschritte basirte. Wenn aber alle diese Meister in ihrer Art groß waren, so muß zur Ehre der späteren und modernen Schüler gesagt werden,

daß sie im Auffassen des schändlichsten Jesuitismus und der noch schändlicheren Selbstsucht ihre Lehrer weit übertrafen. Delcand, Bailly, Perhion, Danton, Santerre u. s. w. waren Stümper gegen die, welche nach ihnen kamen; nur daß die Nachkommenden mit weit weniger Geschrei, aber mit desto sicherer Speculationsgabe agirten. Das Anfangs so unbegreifliche System des De la Méthérie, welcher vorgab, er wolle die KrySTALLisationsform desjenigen Wesens herausfinden, welches die Menschen Gott nannten, sollte sich bald verwirklicht zeigen. Dieser krySTALLisirte Gott war nichts anderes als ein Metallisirter. — Geld wurde die herrschende Gottheit des Menschengeschlechtes; Geld wurde der einzige Himmel der Gläubigen; Geld wurde das Gesetz des Menschen- und Staatenverbandes! — Man wird mir sagen, dies Umtauschmittel sei seit seinem Entstehen zu allen Zeiten der Zielpunct der Menschen gewesen. Mag sein. — Aber in diesem ausschließenden Grade, in dieser, alles andere Wirken ringsum erlödtenden Ausdehnung hat die Geschichte keiner Zeit und kei-

nes Volkes ein Beispiel wie das unserer Gegenwart aufzuweisen. — Aus dieser allmählig entwickelten, furchtbaren Geld-Manie, deren eigentliche Feststellung wir in's Zeitalter Ludwigs XIV. setzen müssen, und deren Gipfelpunct in unseren Tagen sichtbar wird, trat jener Zustand an's Licht, welcher unser heutiges, allgemeines Elend in allen seinen Zweigen erklärt. Das Geld, welches ehemals von den Staaten als Umtausch- und Geldmittel angenommen ward, damit es ununterbrochen roülire, und Existenzkraft in alle Poren des Staatenverbandes hauche, begann allmählig, sich in den Händen Einzelner zu mehr oder minder großen Klumpen zu verdicken, welche als compacte Masse der einzelnen Bucherer bei Seite geschoben, dem Bürger- und Volksleben entzogen, und als todte Sammelschätze unter dicken Schlössern verwahrt wurden. Das Geld, welches, wenn ein Staat in die Länge sich halten soll, durchaus nur eingenommen werden darf, um wieder in Umlauf gesetzt zu werden, erhielt nunmehr eine entgegengesetzte Bestimmung. Es wurde durch alle unerlaubten Mittel in

Haufen zusammengescharrt, um wo möglich nicht wieder ausgegeben zu werden, und während die Völker kein Ersatzmittel dafür erhielten, und dennoch gezwungen waren, in dieser einzigen Tauschquelle ihre Existenz zu sichern, verschwand sie ihnen unter den Augen und Händen, und setzte die Masse der Völker aufs Trockene, indeß Einzelne die Strömung in ihre geheimen Scharr- und Anhäuferswinkel ableiteten. Dies nannte man alsdann höhere Finanzwissenschaft, und um das Princip derselben auf eben so freche, als naive Weise zu vervollständigen, wurden die Lumpen durch Papier getrüftet. Die Speculation der Staatspapiere und des Papiergeldes, eine ganz eigene Art von Lotterie, bei welcher der Umtausch hie und da zu gewinnen schien, während die verarmende Masse baar verlieren mußte, hing einen dichten, trügerischen Schleier über das allgemeine Elend, — aus den Metallbergen wurden Papierberge, von denen aber nur die einzelnen, schwachen Fäden in's Volk drangen, und während das ächte Geld mit seinem dauernden Werthe sich in den Kassen und

Bankhöhlen des Einzelnen überflüssig aufhäufte, verlor sich in der größeren Volksmasse die staatsbürgerliche Existenzkraft tropfenweise, und strömte unmerklich in jene großen, geheimen Speicher, von wo aus kein Stärkemittel mehr in's Volk zurückquellen durfte. Auf diese Weise entstanden unsere modernen, sogenannten Millionäre und Wohlhabenden, und das Misère der pecuniären Auszehrung schlich sich auf jene fürchterliche Weise in's Mark der Volksmassen, deren tiefwurzelndes Elend man umsonst durch das aufgestellte Beispiel sogenannter reicher Städte und einzelner Districte zu verbergen sucht. Frankreich, Belgien und Holland sind in dieser Beziehung in unseren Tagen noch am wenigsten zu beklagen; aber in fast allen übrigen europäischen Staaten verhält sich die Zahl der Armen und Verarmenden zu der der Bächerer und Bereicherten, wie 5000 zu 1. — Da nun ein Staat nach dem anderen anfing, sich in sich selbst abzuschließen, aber die Metallschundgruben der meisten Staaten nicht bis zu den Antipoden reichten, mithin sich erschöpfen mußten, so entstand in Eu-

ropa jenes künstliche Staaten- und Finanzsystem, das im eigentlichen Sinne des Wortes ein Rad durch den Druck des anderen im Gange erhält, und das natürlich über kurz oder lang durch gegenseitiges Reiben damit enden muß, daß die ganze Kunstmaschine springt, oder abgenutzt auseinanderfällt. Gegenwärtig flickt man bereits an dieser großen Maschine, und das System der Flickwerk-Täuschung wird sie vielleicht noch einige Zeit erhalten. Aber im Innern frisst der Rost um sich, und ein Brechen oder plötzliches Stillestehen muß erfolgen, sollten auch die gewaltsamen Flickereien noch ein Jahrhundert lang ausbessern. Alle gezogenen Schein-Cordons, alle Zollabrundungen, alle Handelsverbindungen zwischen verschiedenen Haupttheilen und alle scheinbaren Industrievorteile, die nur den Einzelnen wieder bereichern, werden den Ausgang zwar verschieben, aber nicht ihn verdrängen können. Noth ist bitter, und daß sie Eisen bricht, ist erwiesen. Die menschliche Existenz im Allgemeinen geht einem traurigen, vielleicht schrecklichen Ziele entgegen. Gedämpft wird Wie-

les, aber erstickt kann das Uebel nicht werden, und was auch eine Handvoll elender, käuflicher Journalisten und Gelddruckerer sagen, so nagt der Wurm der Auflösung doch im Stillen fort, wenn man gleich den stützenden Balken, in welchem er langsam um sich frisst, von außen mit prächtigen Phrasen-Farben bemalt und schillernd anpinselt. Man streitet sich lächerlich und possenhast um die sogenannte politische Reise oder Nicht-Reise, aber die Wenigsten wissen, was es mit der Reise der im Staatenverbände lebenden Menschheit für Bewandniß hat. Die Menschen nehmen zu und die Bergwerke nehmen ab; wer hat, der hält fest, — und wer nichts hat, der erhält nichts, voilà mit Einem Worte die Lösung des großen Räthfels. Man gibt zwar Freiheit des Erwerbs, aber es ist nichts zu erwerben, — denn fast alle sicheren Plätze moderner Existenz können nur durch vorhandene Capitalien erobert werden, und wer diese nicht hat, der quält sich in seiner Freiheit des Erwerbs, wie die Fische in der freien Milch. Wir haben Schrimm-

Freiheit, aber die Schwimmhaut fehlt uns, und wer nicht ersaufen will, der — — — muß auf dem Trocknen kriechen. Das Elend und der Ruin des Menschengeschlechtes liegen also nicht bloß in den sogenannten politischen Zuständen, — — sie liegen einzig und allein in den socialen, und nicht der gute Wille eines einzelnen Regenten, sondern der uneigennützigte Gesamtwille der Masse muß in Anregung gebracht werden, wenn irgend noch ein Vorbeugemittel gegen den drohenden Universalruin an's Licht treten soll. Schreiten die Zustände unserer Tage so fort, so muß und wird die bessere, aber ärmere Masse in das mit Haaren herbeigezogene Prinzip der Käuflichkeit und des Betruges mit einstimmen, und das würde uns einem allgemeinen Banditenthume in die Arme führen, das unausweichlich mit einer, bis dahin unerhörten Zerstörung, wo nicht mit einer neuen, auf gegenseitige Vernichtung besirten Völkerwanderung schließen müßte. Die Urenkel jener Hiong-Nu's oder asiatischen Stämme, welche vor zweitausend Jahren den ersten Anstoß zur späteren Volkswan-

derung gaben, könnten dann vielleicht das Schauspiel einer umgekehrten Ueberschwemmung erleben, — denn, unsere Weiden bestehen in Metallgrund, und wenn dieser in Europa abgeweidet sein wird, so müssen wir uns nach anderen Silbertriften umschauen. — Nehmen Sie aber dieses Bild unter das Microscop der reinen Vernunft, so werden Sie finden, wie lächerlich es ist, die herrschenden Gährungen unserer Zeit einem politischen Eroberungsplane, oder gar einer revolutionären Propaganda zuzuschreiben. Die Grundursachen dieser Gährungen liegen weit tiefer und in ganz anderen Zuständen, und wenn sich die Blicke aller Gebildeten oder Bedrückten gen Frankreich kehren, so ist dies kein anderes Zeichen, als daß man von unserer richtigen Anschauung der Verhältnisse wenigstens einen Rath, einen Strahl der Hoffnung, — nicht aber einen mordbrennerischen Umsturz der Eigenthumsrechte erwartet. Daß wir den modernen Jesuitismus über kurz oder lang entlarven, packen und niederschmettern werden, dürfte keinem Zweifel unterliegen; — aber nicht, um ein Stück Nachbarland an uns zu

reißen, werden wir uns erheben, sondern um allen Besseren der Welt die, wo möglich unblutige und unbesleckte, Hand zur Uebervältigung des Egoismus zu reichen. Wir werden nachher keine Könige guillotiniern oder erdolchen, sondern es bloß mit dem Sturze der Geld-Despotie, mit dem empörenden Grundübel der erbärmlichsten aller Unterdrückungen zu thun haben. Und, — glauben Sie mir, meine Herren, — alle besseren, ihres Namens würdigen Franzosen denken hierinnen gerade, wie ich. Der Besitz eines Stückes von Algier oder dem Rheine würde uns nicht glücklicher machen, und die Welt um nichts verbessern. Die Muttersprache begründet die Heimathsliebe, und daß der deutsche Rheinländer deutsch sein will, kann ihm nur unsere Achtung zuwenden. Aber, es ist das Princip, die Sache selbst ist es, mit der wir uns beschäftigen werden und müssen, und Frankreich wird das für sociale Aufklärung werden, was es seiner Stellung nach sein kann.

Frankreich, — fuhr Julius fort, — hat Europa und der Welt eine freiere, würdigere politische Stel-

lung, wenigstens dem fortschreitenden Prinzip nach, gegeben. Es ist keinesweges der Heerd des Auf-
 ruhrs und des Umsturzes, wie der Despotismus
 und die herkömmliche Menschzwangspartei uns glau-
 ben machen wollen, sondern der Altar des Lichtes,
 nach welchem der gedrückte, gebeugte Erdbewohner
 unwillkürlich seine Blicke, wenn auch nur im Gei-
 ste, lenkt, — und auf dem nun eine unvergäng-
 liche, ewige Lampe brennt, in welcher das Del des
 freien Fortschrittes nie mehr so tief ausbrennen
 wird, daß nicht ein Funke noch im Dachte bliebe,
 an welchem nöthigenfalls der gefesselte, bedrückte
 Ausländer seine Fackel wird anzünden können.
 Frankreich hat viel für sich gethan und mehr noch
 für Andere. Wir haben unsere Exaltirten und,
 durch zu heftige Blicke in die Sonne, Erblindeten,
 — — dies ist wahr. Aber, dasjenige Prinzip,
 welches gegenwärtig der unbestreitbaren Majorität
 aller Franzosen innewohnt, wird unzerstörbar und
 auf alle Zeiten ein Stachel auf der Mauer des
 neu-errichteten Fortschritt-Tempels bleiben, an dem
 der Absolutismus und die Despotenwillkür zum

Glücke aller Welt stets hängen bleiben werden, wenn sie es wagen wollten, jene Mauer tyrannisch zu übersteigen. Wir haben ganz Europa zu einem Heerde der Selbst- und Volks-Erkennntniß umgewandelt, auf dem Frankreich bloß der wohlthätig fortglühende Schwamm ist, der das Feuer der Rettung für gewisse Völker aufbewahrt. Was die Schurken- oder Heuchlerlüge erkaufte Gegner sagt, kümmert uns nicht. Wir marschiren vorwärts, — und das genügt für uns und Andere. Wir haben freilich auch unsere eigenen Heuchler, unsere eigenen käuflichen Gegner in Frankreich selbst, so wie wie ein jedes andere Land sie hat, — aber das sind nicht die Braven und Menschlichen, welche die Kampfe unterhalten, und Gott sei Dank! der Unerkennlichen sind bei uns im Volke mehr, denn der verenden Mammons-knechte. Unsere Masse, unser Volk und die, welche den Namen Franzosen mit Stolz und Ehre tragen, wollen weder Aufruhr noch Umsturz, weder Plünderung noch Gebietseroberung, sondern das einfache, aber in der höchsten Weihe ihres ihm gebührenden Glanzes hergestellte Mensch-

thum und Menschenrecht, und dafür will ich leben,
 — dafür will ich sterben, und lieber mich in's volle
 Dunkel eines niederen, nur die Möglichkeit des stil-
 len Wohltuns nicht ausschließenden Standes zurück-
 begeben, wenn ich diesem, meinem einzigen und
 unerschütterlichen Bestreben keinen wirkenden und
 machtvollen Hohepriester in mir zuführen kann. Fluch
 dem Menschen, der da kriecht, — Schande und
 Tod dem, der da nicht aufrecht steht und zeigt, daß
 er ein freier Mensch ist. Nach den freiwandelnden
 Sternen sollen wir blicken, und nicht nach den
 Schuhsohlen der Bänderverleihernden; — dies fühle
 ich, — dies ist der Athem meiner Seele, und ich
 rufe in dieser Beziehung mit den Israeliten: „Ich
 danke dir Gott, daß ich kein Weib geworden
 bin!“ — *) Denn, wenn die Stunde schlägt, wird
 mein Arm nicht müßig am Leibe hängen, und ich
 werde nicht vergessen, was ich will und soll. —
 Aber, was ich scheue, das ist die unbefriedigte Qual,
 — das ist die momentane Gewißheit, daß ein Reich

*) „Boruch Ade Adenai, schelau ofanni Iche.“

der Verhältnisse um das lichte Herz der Besseren gelegt ist, den zu sprengen ich zu schwach sein werde. Ich liebe das einzelne Gute nur dann, wenn ich mich in einer Stellung befinde, wo man bloß ein-
zeln Gutes verlangen kann; aber von dem Depu-
tirten, dem Vertreter des Volkes verlangt die
Menschheit Wirkungen en masse. — sie erheischt
von ihm Völkergaben, und diese, wie Ich sie
bringen und spenden möchte, werde ich bei gegen-
wärtiger Sachlage nicht bieten, noch bewirken kön-
nen. — Unsere Herzen sind in Frankreich diesel-
ben geblieben, — aber unsere Politik ist ein schlei-
chendes Zerrbild geworden, dessen wächserne Nase
der Egoismus der Minorität nach Belieben dreht,
und es dabei auf solche Wege leitet, auf denen es,
statt, dem mächtigen Rosseshufe gleich, Junken aus
der Erde zu schlagen, bloß Gefahr läuft, die Jun-
ken seines eigenen Heiles in Staub zu treten und
zu ersticken. Schauen Sie mit mir diesem Zerr-
bilde in's Angesicht, und Sie werden mit mir aus-
rufen: Ich erkenne die Franzosen noch, — aber
Frankreich erkenn' ich nicht wieder! Noch hat dies

Wird keine Larve vor, wie von jeher die britanische Politik sie trug, — aber, geht es so fort, so werden seine Züge sich so entstellen, daß es eine Larve vornehmen muß, — und dann lebe wohl, französische Offenheit! Oder, wollen Sie, daß ich als Deputirter mit dem Volke bloß kokettire und jenen Zügen eine Schminke auslege? Ist etwa die Schminke keine Larve?? — — Meinen Sie, daß Frankreich wirklich jemals glücklich sein wird, wenn es bloß in sich glücklich ist, und die Völker ringsumher sein Glück nicht theilen? — Wir sind verkannt, mein Freund, — aber, wir kennen uns selbst, und wenn wir auch nicht russisch sprechen, so fühlen wir doch die Knute der Leibeigenschaft im Geiste mit, und nimmermehr werden wir die eigene Haut für frei halten, so lange noch der Jammerschrei jener Unglücklichen ertönt, welche, zerfleischt von den Schergen ihre Hände nach uns ausstrecken. — Glauben Sie mir, das rechte Jahr 1812 ist noch nicht eingetreten, und wenn das rechte eintritt, so wird es mehr als bloß 365 Tage zählen. — Hätte der neuere polnische Aufstand nicht bloß Egoisten und

politische Wucherer, sondern Menschen zum Kampfe gerufen, — hätten diese Polen als ersten und einzig-großartigen Act ihren eigenen, polnischen Leibeigenen die Freiheit gegeben, anstatt bloß ihre despotische Umtauschliebe zu bewähren, und ihre eigenen, in Leibeigenschaft schmach tenden Mitbrüder in ihren Ketten schmachvoll und schändlicher Weise zu lassen, sie würden die Franzosen kennen gelernt haben, die sie kennen zu lernen wünschten. — Aber, um der polnischen Edelleute willen konnte wahrlich kein Franzosenherz höher und kräftiger schlagen. Wir sind keine Neuschateler, Freund, so wenig unsere politischen Uhren Neuschateler Nachwerke sind! — Unsere Zeiger sind der Wahrheit und dem Glücke aller Völker zugerichtet, und wo es nicht Reveille für alle Menschen als solche schlägt, da wollen wir, und am allerwenigsten ich, nichts zu thun haben. Wie soll, — wie kann ich nun aber bei solchen Gelegenungen und in solchen Verhältnissen das bewirken, was ich als Frankreichs Repräsentant anregen sollte und müßte? Um eine Zucker- oder Rentenfrage zu erledigen, hat Frankreich außer mir Köpfe

und Vertreter genug; — mein Feld aber, — mein Kampfgebiet, Freund, liegt brach, wenigstens für jetzt; und meine Saat würde gegenwärtig nicht so aufschießen, als ich es wünschen müßte, um Ersatz für das Aufgeben meiner Einsamkeit zu finden. Läge die Kraft Frankreichs in einer politischen Gährung, die den besagten Reif zum Springen bringen könnte, ich würde mich in den hervorsprudelnden Strom werfen und muthig mit schwimmen; — aber seine politischen Trauben hängen verdorrend am Stocke, und Rosinen mag ich nicht, selbst wenn sie mit britischem Beifalle verzuckert wären. — Dies überlegen Sie, und urtheilen Sie dann, ob meine Wahl zum Deputirten mir Freude gewähren kann.

Daß Sie den Rhein nicht haben wollen, — versetzte ich, — das begreife ich nun! Sie wollen weit, weit über den Rhein hinaus, und dazu schiene mir das gegenwärtige Ministerium und die, welcher Sie bedürften, freilich nicht gestimmt zu sein. Wenn die Deutschen aber wüßten, was Ihre gleichgesinnten, französischen Compatrioten eigentlich wollten, so dürfte Ihnen doch vielleicht ein nachbarli-

her Händedruck die Freude eines kleinen Erfahers,
wenn auch nur momentan und ohne wirkende That-
kraft gewähren. *)

*) Daß die Mehrzahl der weltberührenden Franzosen keinen Rhein erobern will, dafür hätte ich, auch wenn es sich nicht von selbst herausgestellt hätte, meinen Landsleuten bürgen können; — auch werde ich, wenn es später nöthig sein sollte, mit Erlaubniß der Absender einige Briefe bedeutender und eingeweihter Franzosen veröffentlichen, woraus dies klar hervortritt. Wenn ich nun, wie schon oft in Fällen, wo Deutschland Gefahr lief, von hirnlosen Subjecten durch die Dramorbassirungen lächerlich gemacht zu werden, adersmals als der erste Beleuchter auftrat, als jenes Geisteskirchner Individuum, über das sich jetzt Deutschland so herzlich lustig macht, mit seinem hirnlosen, leider! unser Deutschland auf lange lächerlich machenden „Rhein-
liede“ aus seinem ägyptischen Dunkel kroch; — wenn ich der Erste war, der die Würde der besseren Deutschen und Franzosen zugleich vertrat, wie das die Preussische Regierung aus dem mit mir in Bremen vorgenommenen politischen Verhöre ersah; — wenn ich mit Unerschrockenheit, und die wahrhaften Gesinnungen unzähliger Deutschen genauer kennend, jenem durchaus nur lächerlichen, zuerst mit so possendaftem Gejübel und gleich darauf mit so allgemeinem Gelächern empfangenen „Rheinliede“ mich entge-

Das würde mir werth sein, — versetzte Julius, — mich aber noch nicht bestimmen können, den mühsamen, erfolglosen Posten, von dem die Rede ist, anzunehmen.

Wenn Sie jedoch, — versetzte ich, — in der That nicht mit sich einig sind, was Sie thun sollen, so denke ich, daß Sie verpflichtet sind, Herrn Gascolin bei Zeiten von Ihrer wirklichen Abneigung zu unterrichten. Denn ich sehe klar ein, welche Grundsätze Sie in der Kammer anregen würden,

gen stemme und, indem ich richtig vorausah, wie es damit kommen würde, so hoffe ich, man wird nunmehr durch das allgemeine, selbst in ganz Preußen so offen dargegebene Spott- und Lach-Urtheil über jenen Nicolas Becker, die Richtigkeit meiner Ansichten erkannt haben. Ich hatte und habe die überzeugendsten Beweise, daß, was auch immer unterrichtete Blätter sagen mögen, Frankreich nicht „den Rhein wegnehmen,“ sondern, wenn es Zeit sein wird, ganz andere Dinge zur Sprache bringen will. Die, durch brittisches Geld in französischen Blättern bewirkten, „Rheindemonstrationen“ dürften dann klarer werden.

Tangenschwarz.

und Ihre Wähler würden am sich Ende eine schwere Verantwortlichkeit aufbürden, wenn Sie, ohne das Bezweckte hervorgerufen zu haben, wieder abziehen müßten. Sie wollen gegen den Despotismus des Auslandes im Allgemeinen, oder vielmehr für die Menschheit in univerveller Beziehung auftreten? —

Nichts anderes!

Es ist aber noch ungewiß, ob Ihre Wähler gleichfalls nur dies allein gewollt haben. Eine rasche Verständigung thut also Noth.

Gut denn, — so kommen Sie! —

Wir fuhren direct zu Gascolin. — Julius wiederholte ihm unumwunden seine Ansichten, und das Erstaunen des guten Alten über diese unerwartete Weichte können Sie sich denken. — Da er weder durch Scherz noch durch Ernst auf die einmal gefasste Ueberzeugung meines halsstarrigen Mündels einzuwirken vermochte, so fing er an einzusehen, daß er die Sache von der wichtigeren Seite nehmen müsse, und erklärte sich nothgedrungen bereit, mit dem übrigen Wahlausschusse Rücksprache zu nehmen, nachdem wir Beide über eine Stunde vergeblich eine

Bresche in die Meinung des Widersprechenden zu bringen versucht hatten. Da, wie damals allgemein bekannt, das Ministerium selbst seine Wahl zu annulliren wünschte, so konnte in diesem Falle eine Erneuerung leicht möglich gemacht werden. Dennoch hat sich Gascolin drei Tage Bedenkzeit aus, und dies führte eine unverhoffte Wendung der Dinge herbei. Denn hätte die Regierung sogleich erfahren, daß Julius selbst sich Mühe gab, zu resigniren, so würde man ihm sicher nicht jenes Ersatz-Mittel geboten haben, von dem ich Sie unterrichten werde.

Indessen und vielleicht mehr, um Julius von seinem Brüten abzubringen, lenkte Gascolin während unseres Besuches die Rede auf andere Gegenstände, und wir kamen sogar auf das beabsichtigte Buchdrucker-Jubiläum.*) Nicht lange dauerte es, so begann Julius gegen Gutenberg, den Gas-

*) Ausführliches enthält die von mir herausgegebene Broschüre: „Die Gutenberg-Schwärmerci, oder Beweis, daß Gutenberg nicht Erfinder war. (Leipzig bei Heinrich Franke).

colin, als der Gemahl einer Straßburgerin, in Schutz nahm, sehr heftig, aber gründlich zu opponiren.

Daß man, — sagte Julius, — in der Mainzer Einladung zur 4ten Säcularfeier das Fest ein „menschheitliches“ nennt, mag wohl noch hingehen. — Daß man es aber im Angesichte der Geschichte und aller ihrer unberechenbar großen Genien, Weisen, Gesetzgeber, Erfinder und Forscher wagt, in diesem Mainzer Programm den Steinschleifer und Letternschneider Johann Gutenberg den „„Fürsten in dem unermesslichen Reiche des Geistes““ zu nennen, das ist zu stark!!! — Das erinnert an Messboutiquen mit gemalten Feuerfressern u. s. w. Wir würden es für unmöglich halten und es nicht glauben, stünden diese Worte nicht buchstäblich vor unsern Augen!! Großer Gott! sind wir nach allen blutigen Kämpfen, nach allen Civilisationsanstrengungen und ungeheuren, durch viele, viele Menschenalter hindurchgegangenen Geistesforschungen und Resultaten jener Männer, die die Welt ordnen.

den Früchte eines wahren, unermesslichen Genies und eines, alle Tiefen philosophischen, mathematischen, astronomischen, medicinischen und naturwissenschaftlichen, geprüften und erfahrenen Geistes aus dem Dunkel der Zeiten zogen, endlich so weit gekommen, daß man einen Mann als „Fürsten des Menschengenies“ aufzustellen wagt, dessen ganzes Verdienst, selbst im günstigsten Falle seines Erfindungsanspruches, auf einem bloßen momentanen Einfall, zu dem, bei den damals vorliegenden uralten Meisterwerken, weder Geist noch das allergeringste Studium nöthig war auf dem Durchsägen einer Holzschriftplatte und dem Zusammenstellen der abgesägten Buchstaben beruhen würde??!! — — Also Ihr Alle, die Ihr dem Menschengeschlechte die Bahn der reinen Gottesverehrung, der Sitte, des Gesetzes, der glücklicheren Staaten-Einrichtung, der menschlichen Freiheit, der philosophischen Ideen-Entwicklung, der Natur-Durchschauung, der Gesundheit- und Körperveredelung, der Planetenerkennung, der Schiff-

Jahrt, der Zeiten- und Himmelsberechnung, der Mathematik, der höheren Mechanik, der Entfesselung des Gedankens brachet, — Ihr Alle wäret Unterthanen dieses Fürsten??? Ihr wäret Unterthanen eines Mannes, der durch sein ganzes Leben nicht ein einziges tiefgeistiges Werk zeugte, und dessen „Fürstenkrone des Menschengeistes,“ wenn er wirklich Erfinder wäre, auf dem Ansprüche beruht, die vor ihm befindlichen, bereits seit Jahrtausenden gebrauchten Buchstaben, auf eine und dieselbe Platte, vereinzelt zugeschnitten und einzeln wieder zusammenge nagelt zu haben?!!!! Aber selbst dieser Anspruch des Fürsten im Geisterreiche“ ist durchaus nicht erwiesen, sondern falsch*). — Ohne weitere

*) Man sollte es für unmöglich halten, noch weiter in den Ausdrücken und im Enthusiasmus zu gehn; — und doch! man ist noch weiter gegangen! Wir haben ein redendes Beispiel vor uns, wie solche Ueberschätzung bis zur Berrücktheit führen kann. Man höre! In einer vor uns liegenden, halb-versteirten, halb profaischen Broschüre von 1837: „das Gutenbergfest, eine poetisch-humoristische Beschreibung,“ (Mainz in

Einleitung noch Umschweife wollen wir einem jeden
Ruhigen und Vernünftigen, d. i. einem Jeden, den
der betäubende Strom eines eben so kecken als lächer-

der neuen Bibliothek von P. J. Boll) befindet sich
buchstäblich folgender Vers auf der 9ten Seite:

„Und wahr ist's, daß, — (ich lasse mich nicht
meißern) —

„Das schöne Land, der Himmel mild und klar,

„Die Ursach' ist, daß von den größten
Meistern

„Stets Mainz die Vaterstadt und Wiege
war!“ — —

Also, dies wäre endlich entschieden! Christus, Moses,
Archimed, Solon, Socrates, Homer, Plato, Aeschylus,
Caesar, Cicero, Shakespeare, Milton, Sterne, Newton,
Copernicus, Herschel, Kant, Lessing, Schiller, Gúvier,
Voltaire, Corneille, Tasso, Haller, Napoleon, Boling-
broke, Plutarch und die Tausende, die meinen Kopf
durchkreuzen, sind Alle in Mainz geboren!
Danken wir Gott, daß dies jetzt klar ist!

Aber, freilich kann uns solcher kolossale Unsinn nicht wei-
ter auffallen, wenn wir in einer andern, damals erschie-
nenen Broschüre:

„Die Enthüllungsfest des Gutenbergmonumentes“ (Hers-
ausgegeben 1837 von Heller und Rohm, zwei Frank-
furter Buchdruckern, in deren Diensten der, die Didas

lichen Erfindungsgeschreies noch nicht willenlos oder gedankenlos mit fortgerissen und mit unbegreiflicher Blindheit geschlagen hat, zehn auf Thatsachen basirte

catia redigirende, ehemalige Tischlergeselle, Herr Wilhelm Wagner, steht), Seite 32 lesen: — „Um 9 Uhr erschienen im Casinoaale die Notabilitäten des Gelehrtenstandes,“ und weiterhin: „hier sah man jene berühmten Männer, die Repräsentanten des Ausgezeichnetsten, was Deutschland besitz: — und, wenn wir alsdann in dieser, von dem Herrn Wilhelm Wagner selbst gemachten, Broschüre nach den „Berühmtheiten“ und „Notabilitäten“ forschen, so finden wir Seite 39 — (ich bitte Dich, Deutschland, versichere Dich in der Zwerchfell-Assicuranz!!) — den ungeheuren, weiterschütternden Namen: „Herr Wilhelm Wagner,“ — — — Es ist nicht wahr! — wird man ausrufen. Und doch! doch! — Die classisch-unsterbliche „Notabilität“ wird Seite 39 der ewig-denkwürdigen Broschüre entfeuert in dem Herrn Wagner. Leider waren andere ähnliche „Notabilitäten,“ als z. B. die Riesen Kattisch, Seeligenstadt, Moses Rubel, Glasbrenner, Bartels, Birsborfer, Bieff, Horneyer, Robert Blum, Günther, Magister Ewald, Leibrock, Robert Heller u. s. w. u. s. w., nicht anwesend! Wir würden alsdann sicherlich unser

Bemerkungen vorlegen, deren unparteiische Richtigkeit und Gewichtigkeit nimmermehr durch leere Hypothesen umzustossen sein wird.

Nämlich:

1) Gutenberg war, wie selbst von seinen höchsten Anbetern und Verehrern, wie von allen Geschichtsforschern ohne Ausnahme zugestanden wird, — vierzehn Jahre lang, nämlich von dem Jahre des Mainzer Bürgeraufstandes, 1420, an, bis zum Jahre 1434, rein verschwunden. Kein Mensch weiß es, — keine Nachricht

glückliches Deutschland in seiner ganzen Größe erkannt haben!! Wir haben fünf Millionen solcher gottvollen Titanen!!!

Ist es nun ein Wunder, daß 1840 Uhlant und Andere nicht beim „Unsterblichkeitsfeste“ erscheinen wollten? Ist es ein Wunder, wenn das gesammte Ausland über jene „Festbeschreibungsbroschüren“ laut auslachte, in welchen man gerade jene Feste als furchtbar-großartig hinzustellen sich abquälte, bei welchen auch nicht ein einziger Name von wahren Helden als gegenwärtig erscheint? — Armes, betrogenes Deutschland!

meldet es, — ja Gutenberg selbst hat niemals eine Sylbe darüber fallen lassen, wo er diese vierzehn Jahre, oder zehn Jahre, wie Einige meinen, zugebracht habe.

2) In keiner einzigen gleichzeitigen Handschrift, in keiner einzigen gleichzeitigen Nachricht, ja selbst in keinem der beiden berühmten Processse Gutenbergs findet sich auch nur eine Sylbe darüber, „daß Gutenberg die von ihm geheim betriebene Kunst erfunden habe.“

3) Aus Gutenbergs eigenem Munde ging niemals auch nur eine Sylbe darüber hervor, daß Er der Erfinder dieser Kunst gewesen sei. — Dies für eine „Bescheidenheit“ seinerseits ausgeben zu wollen, wäre, im Betrachte seiner damaligen Stellung und seiner Processse, bei denen es doch sicher auf den Erfindungs- Werth ankam, gewiß mehr, als bloß lächerlich!!

4) In keinem einzigen, aus Gutenbergs Officin hervorgegangenen Druck-

Producte ist auch nur eine Sylbe davon enthalten, daß Er der Erfinder sei. —

5) Daß, wie man lächerlich genug angibt, Gutenberg während jener vollen zehn oder vierzehn Jahre seines gänzlichen Verschwindens in Eltville am Rheine gewesen sein soll, ist durch keine einzige Nachricht, keine einzige Meldung, keine einzige Bemerkung, keine einzige Aeußerung Gutenbergs oder seiner Freunde und vielen Bekannten erwiesen; und wie weit lag Eltville von Mainz? wie viel kam nicht in seinem Proceß mit Just auf den Nachweis seines Aufenthaltes und seiner vierzehnjährigen Beschäftigung an????

6) Wo war er im Jahre 1430, als nach der Schlichtung des Streites zwischen Bürger und Adel seine adelige Familie namentlich zur Rückkehr nach Mainz mit eingeladen ward??! — In Straßburg war er damals nicht.

7) In dem vom Holländer Junius verfaßten Werke über Holland heißt es ausdrücklich: „128

Jahre zuvor — nämlich vor der Abfassung des Werkes — habe sich ein Fremder bei Koster in Harlem eingefunden, und diesem Koster die Mechanik der Druckkunst abgelernt,“ — und fällt nicht das Jahr dieser Ablernung gerade in die vierzehnjährige Verschwindungszeit Gutenbergs??!

Daß Koster nicht der wirkliche, erste Erfinder dieser Kunst war, ist zwar ebenso unbestreitbar, aber zur Enthüllung gewisser Täuschungen ist jene Bemerkung jedenfalls von der allerhöchsten Wichtigkeit, wie wir weiterhin klar darthun wollen.

8) Gutenberg trieb 1436 das Steinschleifen und Spiegelpoliren, wie aus seinen Verhältnissen zu Dritzehen hervorgeht, und wie von Allen ohne Ausnahme zugestanden wird. Hatte er das auch erfunden? Und wo nicht, — wann zu solcher mehr als hirnlosen Behauptung wäre gewiß Niemand fähig, — — wo hatte er es erlernt??? Und wann??? Oder hat ihn das Spiegelpoliren und Steinschleifen auf die Buchdruckerkunst gebracht??!

9) Wenn, wie abermals höchst einfältig behauptet wird, noch nach 1436 sich der „Adlige“ von Gutenberg geschämt haben soll, zu gestehen, daß er, „der Adlige,“ sich mit dem Handwerks-Maschinismus der Buchdruckerkunst beschäftige, — wie konnte er dann schon vorher, 1436, die gewiß weit minder edle Beschäftigung des Steinschleifens und Spiegelpolirens öffentlich eingestehen??!! — —

10) Noch im Jahre 1465, als ihn Churfürst Adolph, „seiner Verdienste wegen,“ mit einer Hofcharge bekleidete und ihm eine lebenslängliche Pension aussetzte, war und ist nirgends auch nur mit einer Sylbe die Rede davon, daß „Gutenberg Erfinder der Buchdruckerkunst sei,“ und doch hatte um dieselbe Zeit Venedig schon über hundert Officinen, Mainz schon ein Duzend, eine Unmasse anderer Städte in ganz Europa hatten damals ihre Buchdruckereien, — in ganz Europa wurde von dieser herrlichen Erfindung mit Entzücken gesprochen, und der Churfürst Adolph hätte, wenn.

Gutenberg sich auszuweisen und dadurch einen so weltberühmten unsterblichen Glanz auf des Churfürsten kleinen Hof zu werfen vermocht hätte, dieses, ganz Europa in Freudentaumel versetzenden Verdienstes bei der Ernennung des Hofcavaliers Gutenberg mit keiner Sylbe erwähnen sollen??!!

An diesem einzigen, außerordentlichen Umstande dürften schon alle, auch die kühnsten Erfindungsphrasen und Hypothesen scheitern, durch welche man den Namen Gutenberg den wahren, uralten Erfindern voranzustellen versucht! — —

Die Drucke auf verschiedenen Zeuchstoffen, welche schon vor Jahrtausenden mit Hinzufügung von Namen, Königstiteln und ganzen Sprachsätzen bei den Persern, Indiern, Chinesen und Anderen vorkommen, sind Jedermann bekannt. Niemals ist es einem unparteiischen Geschichtsforscher — selbst die Verehrer des Pseudo-Erfinders Gutenberg gestehen es — eingefallen, diese, den Druck mit einzelnen,

geschnittenen Tafeln, Sah-Platten und Lettern direct erweisenden Facta abläugnen zu wollen. — Die Behauptung, als habe diese Art des Druckens Jahrhunderte lang selbst in Europa bestanden, „ohne daß irgend ein Mensch darauf gefallen wäre, das, was man auf Zeuchstoffe mit Farben druckte, auch mit Schwärze auf Papierarten abzubucken,“ ist so einfältig, daß wir uns der Mühe überheben können, vom Gegentheile hier zu reden. Freilich ist es staunenerregend, daß, während Perser und Römer die Kunst, mit Siegeln, Stempeln, Lettern und ganzen Täfelchen zu drucken, schon so lange kannten und ausübten, sogar noch im fünften und sechsten Jahrhunderte einige römische und byzantinische Kaiser nicht einmal von dieser, rings im Land im vollsten Gange befindlichen, wahrhaft kinderleichten Druck-Art Gebrauch zu machen schienen. So finden wir, daß z. B. die Kaiser Anastasius und Justin, der Onkel des Gesetzgebers Justinian, sich, um nur ihre Namen zu unterzeichnen, eines kleinen Täfelchens, in welchem dieser Name ausgeschnitten war, bedienten, und

mit einem in Farbe getauchten Pinsel über diese Ausschnitte hinführen, um ihre Unterschrift herzugeben; — ja, diese Schmiererei ging bei Justin — einem byzantinischen Monarchen!! — so weit, daß man ihm dabei sogar noch die Hand führen mußte! *) — Aber, ganz abgesehen davon, daß diese Fuchschreiberei bloß der Reinheit wegen stattfand, weil namentlich Justin, als er zur Regierung gelangte, bereits ein zitternder Greis war, und außerdem —

*) — — — „Καὶ τὸ εἶλον, οὐπερ ἐμνήσθη, τῷ βιβλίῳ ἐνθήμενοι, λαβόμενοι τε τῆς βασιλέως χειρὸς, περιήγον μὲν ἐν τῇ γραφίδι ἐς τῶν τετραγών γραμμάτων τὸν τύπον, ἐς πάσας τε τὰς τοῦ εἴλου αὐτῆς περιελθάντες ἰστομαῖς οὕτω δὴ ἀπγλάσσοιτο, τοιαῦτα βασιλεὺς γράμματα φέροντες“ — — Diese Unterschrift geschah nicht mit Schwärze, deren sich damals schon alle Welt bediente, sondern mit einer Art von purpurrother Farbe, deren sich bei hoher Strafe Niemand weiter zum Schreiben oder Drucken bedienen durfte; — „hanc autem sacri Encausti confectionem nulli sit licitum aut concessum habere“ u. s. w. Uebrigens aber wurden später, trotz diesem Verbote, durch den Minister Peter Barsames ganze Zeilen mit dieser Farbe auf Seidenstoffe gedruckt.

er war ein Bauernjunge aus Thracien — gleich seinen kaiserlichen Schablonen-Collegen nie schreiben gelernt hatte, so ist es ausgemacht, daß damals schon sehr viele Decrete, sei es durch Holzplatten oder einzeln-gefügte Lettern, gedruckt wurden. In den wenigen übriggebliebenen sind sämtliche Buchstaben dergestalt in Form, Stellung und Strich mit Haarschärfe einander gleich, daß der Gedanke, sie könnten geschrieben sein, beim ersten Anblicke von selbst wegfällt. — Außerdem aber finden sich aus den ältesten Zeiten der Perser und Römer noch Abhandlungen vor, in welchen hie und da der Abstand zwischen einzelnen Sähen und Buchstaben so unregelmäßig und durch Verrückung herbeigeführt erscheint, daß deren Druck mit einzelnen, aneinander gereihten Buchstaben und Sähen als evident und ganz unumstößlich sich darstellt *).

*) Dieser, mit schon 1834 von Sylvester de Sacy in Paris zugegebene, Umstand wird mich, so die Verhältnisse es gestatten, zu einer Reise veranlassen, von wo ich Documente mitzubringen hoffe. Vg.

Schon lange vor Christus war die heutige Buchdruckerkunst unter den orientalischen Juden bekannt. — Von hundert Israeliten konnten wenigstens neunzig lesen und schreiben; die Vorschriften und Gebete der ältesten Rabi's befanden sich in Hunderttausenden von Exemplaren in den Händen der Eltern und Kinder; bloß die Sefer Thora wurde, ihrer Heiligkeit wegen, und da sie einstheils sich nur in den Händen der Synagogen-Vorsteher befinden durfte, und diese sich dieselbe gegenseitig überlieferten, auf Pergamentrollen geschrieben. Die täglich zu übenden jüdischen Gebete aber wurden durch Täfelchen und einzeln an einandergeheftete Buchstaben gedruckt; ja, die zehn Gebote befanden sich, auf einer hölzernen Tafel ausgeschnitten — die Schrift erhöht — schon in Mosis Händen, und diese Gebote ergingen durch gedruckte Exemplare in Unmasse an alle Bekenner des mosaischen Glaubens.

Daß man in frühester Zeit nicht schon die ungemessene Wichtigkeit dieser hohen Erfindung für das Volk erkannte

ist zwar merkwürdig genug; — allein in Persien z. B. hatte man schon vor zweitausend fünfhundert Jahren Postanstalten und Chausséen, — warum hatte oder kannte man sie in Europa nicht?!) Man besaß und übte in grauer Vorzeit in gar manchem Lande die herrlichsten Erfindungen und wichtigsten Bequemlichkeiten, ohne daß darum solche in den Nachbarstaaten gleich nachgeahmt wurden, und ohne dieses, wenn man wirklich anfang, sie nachzuahmen, einem ehrlichen Imitator eingefallen wäre, sich für den Selbsterfinder zu halten. Was aber das deutsche Land insbesondere betrifft, so muß man die langen Jahrhunderte der tiefften Barbarei, Unterdrückung und Unwissenheit, in welchen es vergraben lag, nicht vergessen. Man muß nicht vergessen, daß es lange, lange Zeit selbst zu rohen Imitationen noch nicht reif genug war; man muß der hierarchischen und päpstlichen Despotie nicht vergessen, die auf Deutschland mehr als auf jedes andere Land Jahrhunderte hin-

*) Xenophon im achten Buche der Cyropädie.

durch mit so furchtbarem, alles Licht vernichtendem Drucke einwirkte. Man muß überhaupt nicht vergessen, daß jedes Land und die Menschheit an und für sich eines ganz eigenen Zeitmomentes bedarf, wenn ein wahres Licht um sich greifen und dauernde Erfolge für die Menschewelt im Allgemeinen haben soll. — Was hatten bis zu 1789 alle früheren Staats- und Völker-Revolutionen für das Wohl der Menschheit bewirkt?? — Nichts! Absolut nichts! — Hatten nun die Franzosen etwa das Revolutions-Princip erfunden, weil sie es nachahmten, und gerade ihre Revolution von solchem Eindrucke auf die gesammte Menschheit ward?? — — Was hatten bis zu 1517 alle früheren religiösen Reformationsversuche für das Wohl der Menschheit bewirkt?? Nichts! Absolut nichts. — Hatte nun Luther etwa das Reformiren erfunden, weil gerade seine Reformation auf das Heil der gesammten Menschheit einwirkte?? — Wenn nun also bis zum Jahre 1440 auch die Buchdruckerkunst ohne Einfluß auf das Wohl der Völker im Allg-

meinen vuch, — wer, frage ich, gibt uns das Recht, Herrn Johann Gensfleisch darum für den Erfinder dieses Völkerheilmittels auszusprechen, weil gerade zu seiner Zeit und nach seiner Imitation die Buchdruckerkunst in alle Speichen des großen Völker-Zeitenrades so mächtig eingriff? Als die Franzosen 1789 ihre Revolutions-Imitation zu Tage förderten, waren Zeit und Völker gerade reif, diese Heilprincipien zu begreifen und aufzunehmen. Ganz dasselbe gilt von der Imitation Gutenbergs; — ganz dasselbe gilt von der Imitation Luthers. —

Die Erfindung der Buchdruckerkunst muß in die frühesten Zeiten versetzt werden. Eine Masse von Imitatoren unter Heiden, Juden und Christen übten sie in einsamer Abgeschlossenheit, oder unterdrückt durch die Tyranhien-Angst monarchischer Despoten, welche nicht wünschen durften, ihre Missethaten unter dem Volke veröffentlicht zu sehen: — eine Masse von Kloster-Vorstehern beschäftigten sich, indem sie aus Gewinnsucht und Scheu vor der Möglichkeit der Licht-Ausbreitung selbst vorgaben,

ihre Producte seien bloß geschrieben, längst mit der Druck-Vervielfältigung durch Platten und getrennte Lettern, während das deutsche Volk noch im tiefsten Dunkel der Barbarei und Unkenntniß schlummerte.

— Eine wahrhaft colossale Lächerlichkeit würde es daher sein, wenn die komische Bemerkung eines neueren Gutenberg-Geschichtschreibers: „noch im 14ten Jahrhundert sei eine Büchersammlung von 100 Bänden als eine gewaltige Bibliothek betrachtet worden, und die berühmtesten Gelehrten hätten sich durch den Besitz von nur 10 bis 15 Bänden übergelücklich geschätzt (!!!)“ — auf die damaligen Staaten im Allgemeinen Beziehung nehmen sollte. — Als, um nur Ein Beispiel anzuführen, im siebenten Jahrhunderte christlicher Zeitrechnung der Osmanenfürst Omar Alexandria eroberte, ließ er allein in dieser Stadt drei Bibliotheken zerstören, die zusammen weit über hunderttausend Bände enthielten. Man kann als fast gewiß annehmen, daß in einer Stadt, welche eine solche Büchermasse in bloß drei Gebäuden aufwies, mindestens noch hunderttausend

sich unter sämmtlichen Einwohnern mußten befunden haben; und daß davon der größte Theil durch Druck hervorgebracht war, ist eben so unzweifelhaft. — Daß schon unter Theodorich dem Großen, der dem Cassiodor ausdrücklich auftrug, „für die richtige Verbreitung guter Bücher zu sorgen“, in Italien muß gedruckt worden sein, dürfte schwerlich zu widerlegen sein. In China wurden schon vor mehr als dreitausend Jahren alle Gesetze und kaiserliche Strafordnungen gedruckt unter das Volk vertheilt, und keinem Menschen fiel es in China ein, darüber die Augen mehr, als nöthig und gebühlich, aufzureißen.

Fast zwölfhundert Jahre vor Christus schon druckten — was in neuester Zeit die Gutenberg-Phantasten mit betrübter Miene eingestanden — diese Chinesen durch vollkommen schöne Holzplatten, auf denen die Lettern erhaben ausgeschnitten waren, also durch vollständigen Stereotyp-Mechanismus. Bloß die Sammelbegriffe ihrer einzelnen Zeichen und der ausgedehnte Sinn einzelner, unveränderlicher Worte waren

Schuld, daß sie nicht schon damals mit einzelnen, beweglichen Lettern drucken konnten oder durften. Die Römer und Griechen hatten schon in frühester Zeit Stempel-Formen, in welche die einzeln durch getrennte, auseinanderzunehmende und verschiedenartig fügbare Lettern gebildeten Sätze ganz nach heutiger Art eingeschlossen und je nach beabsichtigtem Sinn abgedruckt wurden; ja, unter Kaiser Augustus erschienen, wie bekannt, sogar schon Tagesblätter, die *diurna*, welche das gesammte Volk in Tausenden von Exemplaren von den kaiserlichen Anordnungen u. s. w. unterrichteten! Und diese, die oft am Morgen zu verkünden hatten, was erst am Abende zuvor beschlossen worden, — diese Blätter wären alle geschrieben gewesen!!! — Daß Cicero schon von den einzelnen, geraden und wieder willkürlich zusammenzusetzenden Buchstaben des Alphabets spricht, ist bekannt. Dieses, gewiß außerordentliche Factum steht unumstößlich vor uns; die sinnigsten Gutenberg-Verfechter haben es *nolens*

volens zugestanden, denn die Geschichte müssen sie wenigstens leben lassen. Die bei den Römern seit undenklicher Zeit im Gebrauch gewesenen Metallbuchstaben, die sie zu beliebiger Verwendung ganz nach heutiger Art willkürlich zusammensetzten, die *tessera signatoria*, wurden niemals abgeleugnet. Der Widerspruchs-Enthusiasmus und der selbst-contradictorische Gelehrtenkram gewisser Schreier zeigt sich mithin in einem kostbar-komischen Lichte, wenn wir sie kurz hintereinander in ihren Gutenbergs-Historien sagen hören: — „die Chinesen und Römer haben vor Jahrtausenden und Jahrhunderten zwar mit einzelnen Platten und Lettern gedruckt, aber Gutenberg hat's lange nach denen erst erfunden, da er — — mit einzelnen Platten und Lettern gedruckt hat!“ — Kann eine kostbarere Comödie mit den Wahrheiten der Geschichte gespielt werden?? Kann ein solcher Gutenbergist eine kostlichere Art finden, sich und sein Vaterland lächerlich zu machen?! — Trotz der gerühmten Hermannsschlacht waren zur Zeit des eindringenden Christenthums die deutschen Völker bloß willenlose Leibeigne

ihrer kleinen Fürsten und Heerführer, und das Christenthum, das „unbedingten Gehorsam“ predigte, wurde sehr schnell eine furchtbare Waffe der Hierarchie und Oligarchie gegen das unterdrückte Volk. Die Kunst des Buchdrucks war in den Klöstern vollständig bekannt; allein man hüllte sie, um nicht durch ihre raschfliegenden Schwingen das Wort gegen die blutige Willkür der Despotie sich verbreiten zu sehen, so lange, als nur immer möglich, in das tiefste Geheimniß. So wenig man dem Volke eine Bibel in der deutschen Muttersprache übergab, so wenig hielt man es für gerathen, es mit dem schnellsten Verbreite-Mittel würdiger Menschengedanken bekannt zu machen. Fürsten und Pfaffen warfen den verdummten Unterthan in die einzige Lehre des „unbedingten Gehorsams“ zurück, und während die Klöster jene furchtbare Scheere, welche mit Einemmale alle Ketten des Sclaventhums zu durchschneiden im Stande war, in hundert und abermals hundert Futteralen des dichtesten Geheimnisses verbargen, gebrauchten sie solche höchstens in aller Stille dazu, kleinere

Hangketten des aufsteigenden Geistes zu schmieden, an die sie das erwachende Gemüth der Jugend fesselten, um sie nach Laune und Willkür zu lenken. So entstand die Verbreitung der sogenannten Donate, in denen meist der absurdeste Lehr-Unsinn des damaligen Pfaffenthums den Kindern eingetrichtert ward, und die man in unzähligen Exemplaren unter das Volk verbreitete. Alle diese Donate waren unbestreitbar in den Klöstern gedruckt, und zwar mit beweglichen Lettern. Denn, wenn man auch einige Stereotypirte, d. h. sie durch Holzplatten stereotyp abdruckte, so traten doch fast bei jeder neuen Pabstwahl bedeutende Veränderungen in der Lehre ein, die dann auf das Allerschnellste im Volke Platz greifen mußten, so daß es rein unmöglich war, die Hunderttausende von neuen Donaten, die oft, nach dem ausdrücklichen Befehle der Päbste und Bischöfe, binnen wenig Wochen verbreitet werden mußten, in so kurzer Zeit durch Abschreiben oder Holzplatten herzustellen.

Beim Ende des 14ten, oder zu Anfang des 15ten Jahrhunderts wurde Johann Gensfleisch geboren, der Mann, den das Schicksal mit Anderen aufersehen hatte, durch muthiges Racheifern und Selbstbetreiben einer der ältesten und wichtigsten Künste dem großen Luther in die Hände zu arbeiten. Aber bald nach seiner Geburt lebte und wirkte schon zu Harlem ein ähnlich muthiger Mann, Namens Lorenz Jaenson, der bereits seinen Blick in den geheimen Wirkungskreis der de Grootschen Buchdruckerei geworfen hatte, aber auch durch, unterdrückt zu werden, späterhin, 1423, ergab, er sei durch Zufall bei einem Speziergange unter das Druckgeheimniß jener Herren gekommen. Die Deutschen haben zwar den Holländern sofort die Existenz jenes Jaenson wegstreiten wollen; aber, ein merkwürdiges Factum, das die Gutenberg-Historiker zugestehen, widerlegt diese Abseugner vollständig und auf evidenteste Weise. —

Es lebte nämlich schon 1440 ein Bruder oder naher Verwandter jenes Jaenson,

mit Namen Nicolaus Jaenson als Drucker zu Paris unter Ludwig XI., und diesen schickte der französische König, als Peter Schöffer durch die herrliche Verbesserung des Buchstaben-Gusses weit und breit bekannt wurde, nach Mainz, um sich dort von dieser Verbesserung zu überzeugen. Die deutschen Gutenbergsister gestehen nämlich die Existenz und Reise dieses Jaenson ein, aber, in ihrer komischen Angst behaupten sie, er sei bloß „Graveur und Stempelschneider“ gewesen, und sei vom Franzosenkönige nach Mainz geschickt worden, um dort in seinen alten Tagen die Buchdruckerkunst zu erlernen!! — Wie riesenhaft dumm und possirlich diese Behauptung ist, bedarf wohl keiner weitem Auseinanderlegung! — Was aber unserer Meinung noch weit mehr Gewicht verschafft, ist der historisch erwiesene, von den Gutenberg-Enthusiasten eingestandene, Umstand, daß Peter Schöffer noch im Jahre 1449, also zu gleicher Zeit mit Nicolaus Jaenson, in Paris lebte,

und ohne Zweifel dort schon mit ihm die Buchdruckerkunst kannte, oder betrieb, so daß sich die Frage ganz von selbst aufdrängt, ob nicht Gutenberg, aus Furcht, durch den Bruder des ihm nur allzuwohlbekannten Harlemer Jaenson in seinen Druck-Speculationen überflügelt zu werden, seinen Kollegen Peter Schöffer dazu vermochte, Nicolaus Jaenson aus Paris herbeizurufen, um sich mit dem Mitwiffer seiner Kunst bei Zeiten zu vereinen? Daß Nicolaus Jaenson wirklich nach Mainz kam, ist erwiesen und allseitig zugestanden. Aber diese seine Ankunft in Mainz geschah 1458, also kurz nach dem Just-Gutenberg'schen Processe, in welchem dem Gensfleisch verloren hatte, also ohne Zweifel die dem Jaenson gemachten Anerbietungen nicht annehmen konnte. Daher ging denn — was gleichfalls die Gutenbergisten zugestehen — Nicolaus Jaenson noch in demselben Jahre nach Italien, wo denn auch alsobald öffentliche Druckereien auftraten.

Schon zu Anfang des 15ten Jahrhunderts wurden in ganz Deutschland Stimmen über die

Buchdruckerkunst laut; — die sogenannten „Schreiber“ oder „Holzplattendrucker“ in den Klöstern singen an, einzusehen, daß die Bewahrung ihres Geheimnisses dem Ziele nahe sei, und hie und da schon begann man sich weniger zu geniren, und gestand durch Wort und That — noch ehe irgend eine Seele an Herrn Gutenberg dachte, oder von ihm was wußte — die Druckkunst mit beweglichen Lettern ein, ohne freilich den Maschinismus zu verrathen. Es erschienen plötzlich eine Masse von Bilderbüchern, die ganze Seiten Text mit beweglichen Lettern gedruckt, enthielten. Die schwierigen, vielfachen Verhältnisse, in welchen darauf die bunten Bilder mit den, nach allen Seiten und oft quer durcheinander gestellten, Lettern erschienen, öffneten allem Volke die Augen, und Jedermann erkannte die Schwierigkeit, solche Producte damals durch Total-Platten ohne bewegliche Lettern hervorzubringen. — Sogenannte Weichspiegel, auf allen Seiten bedruckt und mit beweglichen Lettern gesetzt, erschienen lange vor Gutenberg, und

ein Bild des heiligen Christoph, mit der Jahrzahl 1423, also derselben Jahrzahl, welche das Wirken des Holländers Jaenson bezeichnet, fand sich mit durch bewegliche Lettern untergedruckter lateinischer Schrift in der Kartause bei Burheim vor. Zu derselben Zeit erschienen auch schon vollständig gedruckte, mit beweglichen Lettern erzeugte, Bücher, von denen die Gutenbergisten mit nicht geringer Possirlichkeit behaupten: „bloß die Initialen seien mit einzelnen Typen gedruckt, aber die Bücher selbst seien geschrieben!!!“ Aber der gesammte Text dieser, lange vor Gutenberg erschienenen Bücher unterscheidet sich durchaus in Nichts von dem Texte und den Buchstaben derjenigen, welche man als aus der spätern Just'schen Officin hervorgegangen ausgibt; Stellung, Schnitt, Gleichmäßigkeit und Anordnung ist ganz dieselbe. — Schon der Holländer des Roches bestätigt — was die Genötheisch-Enthusiasten sämmtlich eingestehen — auf die unwidersprechlichste Weise, daß schon hundert Jahre vor Gutenberg Donat nach allen Regeln der Buchdruckerkunst ver-

fertigt erschienen; — aber die Phantasten verdrehen dem guten des Roches das Wort im Munde, — sie verdrehen alle Belege, alle Documente, alle sichtbaren Beweise, alle Geschichtswahrheit, — denn Gutenberg soll und muß Erfinder sein, auch wenn er selbst nie eine Sylbe davon verlauten ließ, und die Buchdruckerkunst Jahrhunderte vor ihm im vollsten Gange sich befand! — Sie führen sogar die merkwürdige Posse auf, ohne Scham zu erklären, „die Buchdruckerkunst habe sich von Mainz aus binnen zehn Jahren über alle Völker der Erde und zu allen Nationen verbreitet! Beim Himmel, es fehlte nichts als die Behauptung, diese „Weltverbreitung“ binnen zehn Jahren sei durch Luftballone und Eisenbahnen unterstützt worden! — Die Possirlichkeit und Schamlosigkeit dieser kacken Behaupter ist erschauernenerregend; — aber noch weit staunenswerther ist es, daß das deutsche Volk sich so gutmüthig derlei Bären ausbinden läßt! — Wenn die Chinesen etwas von dieser Gutenberg-Verrücktheit erführen, so möchte ich ihre Lach-Leibschmerzen nicht getheilt haben. Großer Gott, —

wir haben so lange über die Böpfe der Chinesen gelacht, — mußten wir uns dergestalt selbst bestrafen, daß wir die Chinesen über unsere Gutenbergs-Böpfe plagen machten? — Was mußten diese Glasklöpfe und Eckengesichter von den Deutschen halten, wenn sie erfuhren, daß sie noch im Jahre 1840 das Jubiläum einer sogenannten Erfindung feierten, deren Resultate jeder Straßenjunge schon vor Jahrtausenden kannte? „Und diese Leute“, — werden sie ausgerufen haben, — „diese Leute, die sich moquieren, wenn ein Franzose Dresden als eine Würtembergische Stadt betrachtet, — diese Leute mußten noch im Jahre 1840 nicht einmal, daß schon unsere chinesischen Urväter die Buchdruckerkunst als etwas ganz Natürliches, Kinderleichtes und Gewöhnliches betrieben?“ —

Um dieselbe Zeit, als Peter Schöffer, der einzige, wahrhaft große Verbesserer und Verbreiter der Buchdruckerkunst, zu Gernsheim geboren ward, und in Harlem Lorenz Jaenen diese Kunst, wie viele seiner Landsleute, von betrieb, brach in Mainz jener Bürgeraufland

aus, der viele Patricier zwang, die Stadt zu verlassen. Eine Menge dieser Erilinten verloren dabei ihr Vermögen, und von den Reichen, — darunter auch der Adlige Johann Gensfleisch zum Gutenberg, — mußte Niemand, wo sie hinkamen. — Reisen nach entfernteren Gegenden, wie z. B. nach Paris, Holland u. s. w. waren, wie bekannt, damals etwas ganz Gewöhnliches, und so mögen denn manche der Ausgewanderten eine Zuflucht in den Nachbarstaaten gesucht haben. — Herr Johann Gensfleisch ging auf gut Glück rheinabwärts und — — verschwand, — verschwand gänzlich!

Volle vierzehn Jahre war er rein wie aus der Welt geschieden, und er selbst hat niemals auch nur eine Sylbe darüber fallen lassen, wo er so lange, lange Zeit gesteckt, und was er in so langer, langer Zeit getrieben habe!! — — Sein höchstmerkwürdiges Stillschweigen über diese Verschwindezeit muß also Gründe gehabt haben! Hatte er sich während dieser Zeit mit dem „Erfinden“ der

Buchdruckerkunst beschäftigt, so würde und müßte in den so wichtigen, seine Person, Ehre und Vermögen gefährdenden Processen, deren letzter ja gerade diese Kunst allein betraf, davon etwas zur Sprache gekommen sein! Jeder nur halbfähige Beurtheiler, jeder nur halbfähige Jurist wird mir dies zugestehen. — Aber auch während seines ganzen übrigen Lebens geschah von seiner etwaigen Beschäftigung während dieser Zeit keine, auch nicht die aller-
 mindeste Erwähnung! Keine damalige Bro-
 chüre, kein Buch, keine Vertheidigung, kein Bericht während seiner Lebenszeit, keine einzige Be-
 merkung aus seinem eignen Munde, — nichts,
 was nichts sprach davon, „daß Herr Johann
 Schenk in Eltville sich aufgehalten, oder daß
 er gar dort vierzehn Jahre an der Buchdruckerei-
 Erbschaft studirt habe!“ — Und dies Alles sollte
 der Bescheidenheit“ (!!!) zuzuschreiben sein???
 Er sollte „aus Bescheidenheit“ Person,
 Ehre und Vermögen in dem Just'schen
 Process preisgegeben haben?? Alle seine

Verwandten, seine Freunde und Bekannten sollten aus Bescheidenheit sein Erfindungsverdienst verschwiegen haben?? Selbst sein zweiter Druckerei-Compagnon, der Doctor Humery in Mainz, der sich offen für Gutenberg und gegen Faust erklärte, und dem doch Alles daran gelegen sein mußte, seiner Druckerei dadurch mehr Glanz zu verschaffen, daß er die Verdienste Gutenbergs veröffentlichte — sollte aus Bescheidenheit diese Gutenbergverdienste verschwiegen haben!!!? — In keinem einzigen, aus Humery's Druckerei hervorgegangenen Producte wäre darum irgend eine Erwähnung des Gutenberg'schen Erfindungsverdienstes, mit keiner einzigen Sylbe hätte Humery darum jemals dieses „Erfindungs-Verdienstes“ erwähnt, weil Herr Johann Gensfleisch absolut-bescheiden erscheinen wollte!!!! — Wer im Stande ist, mir ins Gesicht zu sagen, daß er dies glaubt, dem will ich eine Leibrente zusichern, wenn ich ihn darf in einer Meßbude sehen lassen. Einen solchen Glaubensstarken zu sehen, wäre sicher der Mühe werth!! —

Wichtig und merkwürdig aber ist es, daß gerade in die Verschwindezeit des „Rheinabwärts geflüchteten“ Gutenberg das Wirken des Holländers Jaenson fällt! — Wichtig und merkwürdig ist es, daß gerade damals, zwischen 1421 und 1428, wo ganz Harlem und ganz Holland von dem Imitator der den Mönchen entlockten Buchdruckerkunst, dem Herrn Lorenz Jaenson, mit Begeisterung sprach, sich, was durchaus erwiesen ist, ein „Fremder aus Mainz am Rheine“ zu Harlem aufhielt, den der Ruf des Herrn Lorenz Jaenson dahin gezogen hatte, und der sich mit ihm in Verbindung setzte! —

Trotz dem aber gebietet die strenge Unparteilichkeit, diesen wichtigen Punkt von der wahren Seite zu beleuchten. Weder Lorenz Jaenson, noch Johann Gensfleisch, — weder die Holländer, noch die Deutschen oder gar die Franzosen waren „Erfinder“ dieser Kunst. — Herr Lorenz Jaenson — ich müßte die Holländer nicht kennen! — würde sich wohl gehütet haben, sein entlocktes Geheimniß einem davon nichts wissenden

Fremden so mir nichts dir nichts auf die Nase zu binden! — Nein! — es scheint ausgemacht, daß Gutenberg schon in Mainz und ganz zu gleicher Zeit mit Jaenson und vielen Andern hinter das Mönchs-Geheimniß gekommen war, und daß er schon 1421 ganz aus derselben Ursache zu Jaenson nach Harlem ging, aus welcher er sich späterhin mit Fust verband. Daher, und weil dies später Mentel, Dritzchen, Fust und alle Bekannten, Freunde, Feinde und Zeitgenossen Gutenberg's wußten, — daher jenes, sonst unerklärliche, Stillschweigen! Daher das Stillschweigen des Fürsten Adolph über eine „Gutenberg'sche Erfindung“, als er ihm eine Anstellung bei Hofe gab! — Die ächte Buchdruckerkunst war damals schon von so vielen Ländern und Personen gekannt und anerkannt, daß ganz Deutschland, ja ganz Europa in ein lautes Gelächter ausgebrochen wäre, und Tausende sich mit Beweisen, Recht und Gründen opponirt haben würden, hätte es Gutenberg bei Lebzeiten gewagt, sich durch eine ewi-

dente Lüge als „Erfinder“ der Buchdruckerkunst auszugeben.

Kurz, — wir müssen, statt aller Umschweife, wiederholt die über Alles wichtigen und mehr als Alles entscheidenden Fragen aufstellen:

Wie kam es, daß, wenn Gutenberg wirklich „Erfinder“ war, er in einem Augenblicke, wo er ganz öffentlich und so schmähhch vor allem Volke aus dem Geschäfte gestossen ward und Alles von dem Beweise seines Erfindungsverdienstes abhing, auch nicht eine Sylbe davon verlauten ließ?? — wie kam es, daß der in allen seinen Theilen so bekannte Prozeß auch mit keiner einzigen Sylbe von einem „Erfinder“ Gutenberg spricht??!

Wie kam es, daß Gutenberg sich durch kein einziges gedrucktes oder geschriebenes Product auch nur im Allermindesten rechtfertigte, und seines „Erfindungs-Anspruches“ nie auch nur erwähnte??!

Wie kam es, daß bis zu seinem Tode auch nicht einer seiner Freunde, Verwandten oder

Bekannten auch nur mit einer Sylbe ihn, weder gedruckt noch geschrieben, als „Erfinder“ der Buchdruckerkunst bezeichnete??!

Wie kam es, daß, als noch zu seinen Lebzeiten rundumher eine Unmasse von Buchdruckerien entstanden, und Alles über deren Wirken außer sich gerieth, weder Er selbst noch irgend einer seiner Freunde, Gefellen oder sogenannten Schüler auch nur mit einer Sylbe, weder gedruckt noch geschrieben, in ihm den „Erfinder“ angab??!

Wie kam es, daß, — während man schon damals vielen Bürgern für weit geringere Erfindungen und Verbesserungen öffentliche Belobungsdecrete, Preise und Belohnungen, ja sogar Ehrenbürgerkränze ertheilte, — keine Menschenseele auch nur eine Sylbe von einem Erfindungsverdienste oder nur einem Verbesserungsverdienste Gutenberg's fallen ließ???!?

Wie kam es, daß der ihn so überaus liebende Kurfürst Adolph, als er ihn in dem voll-

ständig bekannten Decrete zum Hofcavalier ernannte und sich bestrebte, seine Verdienste so hoch als möglich anzurühmen, auch nicht eine Sylbe von der „Erfindung“ einer so unsterblichen, die ganze Welt in ihren Fortschritten befestigenden Kunst verschoht???

Wie kam es endlich, daß, während doch schon der Tod weit obscurerer Personen, als Kette, Richter u. dgl. damals in Druckschriften erwähnt ward, Gutenberg zuletzt in völliger Dunkelheit verschwand, und keine Menschenseele weder gedruckt noch geschrieben von seinem Ende sprach, so daß wir noch heute nicht einmal wissen, in welchem Jahre er gestorben ist!!!!??? —

So lange diese Fragen nicht gründlich, historisch und mit überzeugender Gewißheit beantwortet und widerlegt werden können, ist es unumstößlich und ausgemacht, daß Herr Johann Gensfleisch nichts weniger als Erfinder war.

Ihre Gründe, — sagte Gascolin, — sind allerdings äußerst gewichtig; aber, ich danke Gott,

daß meine Frau nicht zugegen ist; sie würde Ihnen, als Straßburgerin, ohne Zweifel die Augen ausfragen *).

*) Da ich in meiner Beweis Broschüre gegen Gutenberg namentlich auch zu Gunsten der leidenden Armuth, deren man bei dem Felle gar nicht einmal gedachte, gesprochen, und dabei auf den tadelreichen Dummstolz verschiedner Comité's hingewiesen hatte, so ließ man in dem zu Leipzig erscheinenden, täglich mehr zur Gemeinheit und Unsinnigkeit herabsinkenden „Börsenblatte des Buchhandels“ nicht etwa meine Broschüre, sondern meine Person (durch einen Herrn B. S.), auf eine Weise angeifern, die man selbst No. 78 vom 31sten August d. J.) geprüft haben muß, um sich einen Begriff von der Handlungsart dieses Blattes zu machen. Und auf diesem, (von dem Weidmann'schen Comité, Herrn Marle redigirten) Blatte, steht „Ameliches Blatt des Börsenvereins!“ — Sollte es wirklich der Wille der zum Theil so trefflichen und edel denkenden Leipziger Buchhändler sein, sich dadurch selbst mit erniedrigen zu lassen, daß man ihnen ein „Ameliches Blatt“ aufzwängt und zumuthet, das von sinnlosen und lügenhaften gehässigen Pamphletartikeln frogt?? — Dies in Betracht gezogen ist es kein Wunder, wenn das in Berlin erscheinende, von einem Ehrenmanne im vollsten

Vielleicht wäre mir dann besser, — lächelte Julius; ich glaube, ich sahe viel zu viel! — —
Doch siehe da! mein Vater — — —

Freudeglühend trat der alte Kitz zu uns ein.

Wußt' ich's doch! — rief er — Amalie scheint Dich überall im Geiste zu umschweben, denn sie ahnte, daß ich Dich hier suchen müßte. Ich bringe schon wieder was Interessantes für Dich. Nimm; — — ein Brief vom Minister des Innern.

Julius nahm, erbrach ihn und erröthete, als er ihn las.

Eine dringende Einladung, — sprach er, — mich diesen Abend zu einer „vertraulichen Besprechung, beim Siegelbewahrer einzufinden.

Sinne des Wortes (Herrn Buchhardt) redigirte „Organ des deutschen Buchhandels“ so außerordentlich an Freunden, Lesern und die Würde des Buchhandels begreifenden Abonnenten gewinnt. Herr Buchhardt ist unbestechlich, und der Drang nach gewissenhaften Redacturen ist in unsern Tagen so stark, daß ihm die gewordne allgemeine Achtung der Besseren, die für Buchhardt's ehrenvolles Wirken zeugt, zum doppelten Verdienste angerechnet werden muß. —

Was mag dies sein? — rief Gascolin ziemlich aufgeregt. — Man wird Ihnen doch nicht etwa Fallstricke legen?

Jedenfalls, — sagte ich — eine Sache von hoher Wichtigkeit für uns.

Was es auch sei, — sprach Julius, — — ich gehe ihm mit höchstem Gleichmuthe entgegen.

Sie treten in's Angesicht eines acharnirten Gegners, — meinte Gascolin.

Das thut nichts, — sagte Julius, — wer keinen Feind sehen will, der blickt leicht über ihn hinweg. Es gibt Physiognomien, die man kaum anblicken kann, ohne eine unwillkürliche Anregung zu bekommen, mit der Faust hineinzuschlagen, — es gibt Leute, deren Antlig schon, und nicht etwa durch Häßlichkeit oder Entstellung, die Natur dazu gestempelt zu haben scheint, alle Mitmenschen zu ärgern; aber, wenn mich ja der Zufall in die Nähe eines solchen führt, so habe ich ein ganz leichtes Mittel, mich zu beruhigen. Ich denke mir den Mann als Baumstamm oder als Rauchfang, oder

gar, wenn ich in guter Stimmung bin, als Blume, — und er ist rein weg für mich. Ueberhaupt brauche ich meine Phantasie nur nach einer einsamen Land- oder Gartengegend zu versetzen, um mich aus ärgerlichen Menschenbanden wegzudenken.

Das ist allerdings nicht ohne! — rief ich. — Ich selbst zum Beispiel hatte bereits den größten Theil von Europa zu allen Jahreszeiten bereist, und war, — so merkwürdig Ihnen dies scheinen mag, — neunundzwanzig Jahre alt geworden, als ich zum Erstenmale eine Drangenblüthe roch. Fortwährend durch Stellung und widrige Schicksale an das Getriebe großer Städte gekettet, hatte ich keine Idee vom Landleben und dessen Gärten, Wiesen und Triften, und recht gut erinnere ich mich des namenlosen, unaussprechlichen Eindruckes, welchen damals der Geruch jener Blüthe auf mich machte. — Ich war außer mir, lief wie tolle damit in mein

Zimmer, schloß mich ein, wie wenn ich einen Diamantenschatz erobert hätte, und träumte mich, die Blume an meine Lippen drückend, zum Erstenmale in eine Welt des Friedens. Damals hätte mein Todfeind zu mir treten können, ich würde ihm verzeihen, ihm die Hand gereicht und gerufen haben: „großer Gott, können wir Menschen denn nicht sein, wie diese Blüthe hier! wie elend machen wir uns selbst in dem Jammergetriebe unsrer Leidenschaften! wie glücklich, heiter und gallenlos ist doch die Natur!“ — — Ich stellte die Blume in einem Glase vor mich hin, — und ein heftiger, die Schlechtheit der Menschen züchtigender Artikel, den ich gerade vollendet hatte, ward von mir den Flammen übergeben. Ich dachte mir einen Augenblick die ganze Welt voller Orangeblüthen, die neidlos, still und friedlich nebeneinander glühen, und war kindisch-glücklich! — Ach, — — es war leider nur ein Moment! Denn, durch's offne Fenster

sah' ich, wie sie einen Straßenbettler mit grauem Haar verhöhnten und davonschleppten, — und meine Blüthe schien mir geruchlos und giftig! —
— Wär' ich von Kindesbeinen an unter Blumen und Wiesenfarben erzogen und geblieben, — ich wäre glücklich, übergücklich gewesen! — — Welt-schmerz und Seelentodt finden Sie auch nur selten in civilisirten Staaten auf dem Lande; — diese Herz- und Ruhevernichtende Pein hat ihren Tempel in den Städten aufgeschlagen, wo bloß Menschen ohne Blum' und Blüthen leben, sich mit ihrer Galle, ihrem Neide, ihrer Eifersucht, Bosheit und eigennützigen Vorthellsucht befruchten, und sich lebendig im Unmuth und Geschäftsärger begraben ohne, wenn sie sterben, jemals wirklich gelebt zu haben. Falscher Ehrgeiz, träumerischer Ruhm und das markverzehrende Gift des Neides und der Geldwuth zerkressen dort die Herzen; man ärgert sich am Vergnügen, — man vergnügt sich am Aerger,

— und, der ewig-selbsterzeugten Hoffnungs-Chimäre ruhelos nachjagend, sieht man Jugendglück und Jugendtraum ersatzlos hinter sich schwinden, und ersäuft sich in der eignen Galle, ohne nur zu ahnen, daß das Leben wirklich schön sein kann, wenn man es in den Armen der Natur aufsucht!

Sehr richtig, — versetzte Gascolin, — aber, dazu gehört Geld.

Das würde unser Hähnchen auch sagen, — versetzte ich; aber, wie man's nimmt. — Zwischen dem Frieden, den man kauft und bezahlt, und demjenigen, welchen man aus dem Füllhorn der einsamen Natur sich verschafft, liegt eine große Strecke. Freilich mag dies bei der gegenwärtigen Ueberödikerung und dem in alle Winkel und Gegenden verbreiteten Schacher-Egoismus in Europa anders sein; jedoch müssen Sie mir zugestehen, daß man selbst noch bei diesen Verhältnissen immerhin

eher auf dem Lande seinen glücklicheren Seelenfrieden finden dürfte, als in den Städten, obschon in der ersten Zeit keine geringe Selbstüberwindung dazu gehören mag, sich in unsren Europäischen oder gar unsren Deutschen Dörfern an das Automaten- und Bonzenleben ländlicher Hütten zu gewöhnen. Wer sich nicht gänzlich frei und unabhängig nach einer abgelegnen Blumenbehausung zurückziehen kann, der dürfte selbst bei den Bauern unsres verdorbenen Jahrhunderts schwerlich das gesuchte Glück finden.

Dennoch, — sagte Gascolin, — finden Sie auch in unsren heutigen Städten eine Menge von Personen, die Ihnen in's Gesicht lachen oder Sie durchaus nicht verstehen würden, wenn Sie von Weltschmerz, Friedlosigkeit und Seelen-Unglück sprächen. Diese Personen fühlen sich überaus glücklich, denn — sie haben Geld; — sie gehn aus dem Bette an den Café, vom Café zum Gabel-

frühstück, vom Gabelfrühstück auf die Promenade, von der Promenade zu *table d'hôte* und Champagner, vom Champagner zum Café, vom Café in's Theater oder zum Ball, und von da aus wieder in's Bett. Die sind sehr glücklich, zufrieden und weilschmerzlos. Die Politik kümmert sie nicht, die Armuth genirt sie nicht, die Geseze hindern sie nicht, die Polizei chicanirt sie nicht, die Censur kennt sie nicht, — mit Einem Worte, diese sind frei! frei wie der Vogel in der Luft und weit ruhiger und glücklicher, denn sie ziehen an der Klingel, und unser Herrgott schickt ihnen durch einen Kellner oder Diener die Fresskörner auf einem gemalten Teller.

Das ist es! das ist es! — knirschte Julius, und stampfte mit dem Fuße.

Warum stampfen Sie? — fragte ich; — hab' ich Ihnen nicht oft genug das mit meinem

trefflichen Anton Rehner*) festgesetzte Spruchwort in's Gedächtniß gerufen? — „Nil nisi nil,“ Freund! — Als ich mit Rehner inniger bekannt ward, stampfte ich über jene Glücksverhältnisse noch eben so, wie Sie. Damals traten wir in seinem Hinterstübchen in der Mainzer Gymnasiumsstraße an's offene Fenster, und sahen den Maurergesellen zu, welche auf dem Grunde eines ehe-

*) Rehner, (an tiefem Wissen und edlem, hohen Character gleich ausgezeichnet, aber leider contract und nur mühsam an der Krücke gehend) ist derselbe, welcher, wie durch die Blätter bekannt, im October 1840 von einem sich zu Mainz aufhaltenden Individuum, Namens Franz Wiest in Begleitung dreier Gesellen, worunter ein polnischer Jude Kalisch, in seiner Behausung überfallen ward. Jener Wiest und Kalisch sind nun zwar höchst obscur, — allein, da sie sich jetzt „Litteraten“ nennen, so können wir diese neue Schmach unserer deutschen Literatur nicht wohl ganz ungeschehen lassen.

maligen, fetten Klosters ein neues Privatgebäude errichteten. Ein langer, hagerer, total ausgehungert Greis von mindestens sechsßzig Jahren versah dabei die Dienste eines Steinschleppers oder Mörtelrührers. Die glühende Sonne warf ihre spitzen Strahlendolche auf seinen entblößten Schädel, und indem ihm der dicke Schweiß über das schwarzbraune, dürrgehungerte Knochengesicht rann, führten seine Scelett-Arme den Mörtel-Haken, und so stöhnte er von Morgens fünf Uhr bis Abends sieben Uhr, um etwa vier Groschen oder zwanzig Kreuzer zu gewinnen. Unweit von ihm ertönte in einem nahen Gebäude um die Mittagsstunde ausgelassner Champagnerjubil, während er sich auf einen Sandhaufen niederhockte, und in der stechenden Hitze ein Stück schwarzes Brod hinunterwürgte, indeß gerade vor ihm in der neuerbauten Fruchthalle eine Menge Arbeiter beschäftigt waren, diese Halle zu einem Gutenbergjubilafeste herzurichten und sie zum Ruh-

me eines vor fast vierhundert Jahren gestorbenen „Hofcavaliers“ mit Kränzen und Guirlanden zu behängen. Der sechszigjährige, lebende, ausgehungerte Steinschlepper und Handlanger lehnte sich wider die Mauer der Fruchthalle, und seine Kniee zitterten vor Entkräftung und Marklosigkeit, „indef d'rinnen in der Halle die Guirlanden lustig baumelten“, und an jenen inneren Gerüsten und Verzierungen gearbeitet ward, welche einzig und allein für einen Jubel von drei Tagen an sieben tausend Gulden kosteten. Da schlug ich wüthend mit der geballten Faust auf's Gesimse, daß die Scheiben dröhnten, und rief: „Ist das auch ein Gott, der jene Handlanger schuf?“ — Aber Reher erhob langsam das Haupt, blickte mich kalt an, und sprach: „Dies Glück genießt der alte Handlanger seit er zuerst auf den Beinen stehen konnte; — 's ist halt ein Kohl auf der Welt! — Schlagen Sie sich die Faust entzwei, — wüthen Sie, rasen Sie, — 's hilft Alles nichts, denn 's ist halt ein Kohl auf der Welt! — Ich und Sie machen diesen Zustand nicht anders, — so sind die

Menschen und so bleiben sie; — Bettler und Hand-
langer müssen Brod fressen, wenn sie nota bene
welches erwischen, und die Andre treiben Guten-
bergsjubil, und saufen Champagner, und halten
Reden, und lassen sich in die Zeitung setzen, —
denn, sie haben Geld, und 's ist halt ein Kohl
auf der Welt! — Schreiben Sie ein Buch dagegen,
so liest's Einer unter Hunderntausenden, und der
Eine lacht und versteht Sie nicht, und die Millio-
nen erfahren's nicht und treiben Spas mit dem
Leben, — denn sie haben Geld, und 's ist halt
ein Kohl auf der Welt! — Wem's nicht gefällt,
der schieße sich todt, oder mache es wie ich; —
ich bin mit mir im Reinen. Ich habe als Kind
gebetet, als Jüngling geknirscht, gewürthet und
geflucht, und als Mann lache ich. Was Gott
mit uns will, weiß ich nicht, — 's geht mich auch
gar nichts mehr an; — Bettler sind fremdes Ei-
genthum, und ich muß Acht haben, daß ich mich
selbst nicht verliere. Ich bin im Klaren. Alles ist
wie's ist, — mein Schädel kennt keinen Kirchthurm
ein, und — 's ist halt ein Kohl auf der Welt!"

Dies philosophische Eismeer brachte meine Seele zur Ruhe und ersäufte meinen Welt Schmerz. — „Nil nisi nil!“ murmelte ich zwischen den Zähnen, und der Cameralist Rehner wiederholte kalt: „nil nisi nil!“ — suchte in seinen Taschen nach einem Groschen für den Handlanger, und da er sie leer fand, wie das Herz eines Huissier, so warf er sich auf's Bett und träumte von Mörtel und Gutenbergsjubiläen.

Nun? — rief Julius; — und damit wollen Sie mir was Neues berichten? Ist dies nicht abermals mein Ich, welches Sie mir hier vorführen?

Sie werden mir ihn in Grund verderben! — rief Vater Riß, indem er mir einen verweisenden Blick zuwarf.

Kinder, — sagte Gascolin, — warten wir doch erst ab, was die geheime Audienz zu bedeuten hat! —

Julius drückte mir heimlich die Hand, und flüsterte: „Was es auch sei, — ich werde suchen, mich darein zu finden; aber, das sage ich Ihnen,

mit dieser Foltergeschichte schließ' ich Einmal plötzlich und rund ab!" —

Als wir uns trennten, sagte Gascolin zu ihm: „Ich sehe wohl ein, daß wir Sie verlieren werden. Wie dies uns Allen nahe gehen wird, brauch' ich Ihnen nicht erst zu erläutern, — aber, gewaltsam möchte ich Sie keinesweges an eine Stelle fetten, deren Wichtigkeit schon halb vernichtet wäre, wenn Sie sich ihr nur mit Zwang hingäben. Ich gehe demnach, das Nöthige einzuleiten, und wir Alle wollen Sie beweinen, wie einen verlorenen Sohn.“ —

Zur bestimmten Zeit fuhr Julius an den bezeichneten Ort, und blieb länger dasebst, als wir vermuthet hatten. Wir, — sein Vater, Amalie und ich — erwarteten ihn mit unbeschreiblicher Ungeduld. Schon schlug es eils, und wir befürchteten einen Unfall, als er mit der lustigsten Miene von der Welt zu uns hereinstürzte.

Die Comédie hat ihren Höhepunkt erreicht, — rief er, laut und herzlich lachend, — aber sie wird drastisch! Weiß Gott, Kinder, nun fang' ich an, mir zu gefallen!

Sprich, sprich, — rief der Alte, und wir
Andren hielten den Athem an uns.

Ich reise! sagte Julius.

Mein Gott! — rief Amalie, und ihre Glieder
zitterten sichtbar.

Ich reise, — fuhr Julius fort, — und zwar
recht sehr gerne, denn noch ein Jahr wie dieses in
Paris, und Ihr könntet mich begraben. Nunmehr,
lieber Freund, — wandte er sich zu mir, — nunmehr
wünschte ich alle die Unstren mit mir zu nehmen!
Nunmehr kann ich Sie selbst, Hähnchen,
Pomeranze, Späher, Maul, Leibwärmer, Giltwer-
ling und alle Speculanten, Geldbesitzer, Roman-
schreiber, Weltfahrtreisende, Buchhändler, Ueberset-
zer, kurz alle die gebrauchen, welche was sein, wer-
den, hoffen und haben wollen, denn ich werde
acht-spanische Lustschlösser bauen!

Bist Du verrückt geworden? — fiel Vater
Mit ein.

Noch nicht, — versetzte Julius, — aber wahr-
scheinlich werde ich's bald, denn man sagt, die Ex-
treme berühren sich, und ich muß wohl die höchste

Stufe des Verstandes erreicht haben, da sie mich zum außerordentlichen Gesandten nach Madrid ernannten.

Mein Sohn, mein Sohn, laß' Dich küssen
— rief der Ute, und schloß ihn in seine Arme.

Unglücksseeliger, — murmelte Amalie.

Als ich hinfuhr, — setzte Julius auseinander,
— ward mir auf Einmal ganz unendlich heiter, ja
fast komisch-wohl zu Muthe! — Das verdammte,
aber so kostbare, herz- und gemüthauslöschende nil
nisi nil ging mir nicht aus den Ohren. Ich ward
plötzlich colossal-indifferent gegen mein angebetetes
Ich, und befand mich wie in einem wohlthuenden,
allesvergessenden Champagnerrausche. Bettler,
Lumpen, Nindenmehl-Esser, Handlanger, Sklaven,
Neger, Steuergepfändete, Spione, kurz, alle
diese Weltchauspieler waren wie ausgeblasen in
mir; — die Menschheit ging mir nichts mehr
an, — und ich schmunzelte mir entgegen: „nil
nisi nil!“ — und beschloß, — wodurch ich
mich aber, wie durch Wohnung des da Kommenden,
schon im Voraus zu dem neuen Posten qualifizierte,

— auf alle von dem Siegelbewahrer an mich gerichtete Fragen durchaus nur etwa mit „Ja,“ „Hm,“ „Nein,“ oder „Sehr wohl“ zu antworten. — Diesen Vorsatz führte ich richtig aus, und hatte so das interessanteste und geistreichste Gespräch von der Welt, von dem ich Ihnen bloß ein sehr kleines Bruchstück hier gebe, um Ihnen zu zeigen, wie man sich in unfrem Jahrhunderte gegen seinen Minister zu benehmen hat, um Gesandter zu werden.

„Also, Sie sind jener kluge, aber halsstarrige Philosoph, mein Herr Kiz, den man uns als Verfechter gegenüberstellen will?“

Ja!

„Haben sich auch wohl schon zum Kampfe gegen uns bereit gemacht?“

Hm!

„Scheuen Sie denn diese peinliche Stellung nicht?“

Nein!

„Sie würden einen schwyeren Standpunkt haben“ —

Hm!

„Wenn nun aber der Staat Ihre edlen Kräfte für einen noch geeigneteren Posten ansprache? Wie?“

Was?

„Würden Sie sich da ausschließen, wo es darauf ankäme, die Meinung Ihres Vaterlandes gegen unsre diplomatischen Feinde zu vertreten?“

Nein!

„Wir könnten mithin auf Sie rechnen, wenn eine Stelle Ihre Kräfte erheischte, deren Functionen Ihrem Freisinne keine Hindernisse entgegenstellten?“

Ja!

„Nun, so wissen Sie denn, — dieser Umstand ist es eben, der mich vermochte, Sie zu mir zu bitten.“

Sehr wohl!

„Würden Sie gegen ehrenvollen Ersatz geneigt sein, Ihrem Rufe als Deputirter zu entsagen?“

Hm!

„Es handelt sich von einem sehr wichtigen Posten“ —

Sehr wohl!

„Wir bedürfen eines außerordentlichen Agenten in Madrid“ —

Sehr wohl!

„Würden Sie diesen Posten ausschlagen?“

Nein!

„I, mein Gott! nun sehen Sie! da wären wir ja einig! Wie?“

Was?

„Seine Majestät beehrten mich mit dem Auftrage, Sie auf diesen Posten vorzubereiten.“

Sehr wohl! —

So ging unser, gewiß höchst geistreiches und an feinen Wendungen großartiges Gespräch noch eine gute Weile fort, — und genug, ich ward in *optima forma* nach den Pyrenäen gedreht, und nahm es in *optima forma* an. — Die Sache macht mir Spaß, denn ich nehme sie rein von der lustigen Seite. Auch wird mein Amt sicher nicht schwierig sein. Nichts ist leichter zu bekleiden, als ein heutiger Gesandtschaftsposten. — Die Instructionen solcher Vertreter sind sich bei größeren Staaten überall ähne-

lich und wie aus den Augen geschnitten. Wenn nur das Last-Volk dabei verliert, und Handel und Staatskasse gewinnen, so ist die Sache abgemacht. Was aber die diplomatische Politik betrifft, so sehe ich ihre Vorschriften voraus.

Aber ich wohl noch besser, — sagte Amalie. Ich habe auch einen Blick in diese Sphäre geworfen. Wenn ich zum Beispiel Gesandter wäre, und es nach heutigem Gebrauche verstünde, durch geschickte Manöver gegenseitig aufzuheben, und Alles in eine totale Verwirrung zu bringen, aus der ich den eigentlichen Nutzen ziehe, so ist mein Glück gemacht. Um Ihnen ein phantastisches Musterbild aufzustellen, so gehe ich z. B. um zehn Uhr zum englischen Gesandten, und finde es äußerst gerecht und nöthig von seiner Seite, daß er der russischen Arroganz die Stirne bietet. Um elf Uhr aber bin ich beim russischen Gesandten, und finde, daß jenes britanische Stirnebieten eine Arroganz verräth, welche der russischen Ehre allynnahe tritt, als daß nicht Rußland wenigstens gegen den jetzt mit England kriegten, kleinen Dänischen Ge-

sandten seinen drohenden Born auslassen sollte. Um zwölf Uhr gehe ich dann zum dänischen Gesandten, und unterrichte ihn von dem Vorhaben Rußlands, mit dem aufrichtigen Wille, sich dem österreichischen Hofe in die Arme zu werfen. Um ein Uhr bin ich hierauf beim österreichischen Gesandten, den ich eine Verschwörung von Seiten Rußlands und Schwedens gegen England und Dänemark verkünde, mit dem dringenden Wunsche, Oesterreich möge sich Dänemarks annehmen. Gleich darauf erscheint Dänemark bei Oesterreich, und jetzt eile ich wieder zu England, und melde ihm, Dänemark sei treulos geworden und habe sich Oesterreich und Preußen angeschlossen, um gegen England und Schweden zu agiren. Nun sucht natürlich England sich mit Rußland zu versöhnen; dadurch fallen Preußen und Oesterreich von Rußland ab, und während in diesem Gewirre der Madrider Hof das Maul vor Verwunderung aufreißt, stecke ich ihm eine französische Zusicherung der innigsten Anhänglichkeit hinein, verrathe ihm leise, daß der ganze Spectakel eine verfluchte Mine gegen Spanien sei, und Ma-

dris fällt mir betäubt in die Arme. Indessen aber wußte ich es so einzuleiten, daß, während Madrid in meinen Armen liegt, ich von dem österreichischen Gesandten überrascht werde, und indem ich mich äußerst verblüfft stelle, eröffne ich Oesterreich im Beisein Madrids, daß ich mich bloß darum des Letzteren angenommen hätte, weil die ganze vorgefallne Reibung eine eingeleitete Finte von England gewesen sei, das im Begriffe stehe, einen Tractat mit Spanien abzuschließen, und für uns Andre daher bloß gegenseitige Conferenzbeschäftigungen hätte herbei intriguiren wollen, um indessen mit Spanien hübsch allein zu sein, und ihm alle möglichen britisch-eigennützigen Stipulationen aufzubringen. — Ueber diese freundliche und anscheinend scharfsichtige Enthüllung ist natürlich Madrid außer sich, — ich eile mit dem eifersüchtigen Oesterreich zu Rußland, indessen erscheint im Schlosse der Pfifficus von St. James, wird begreiflicherweise kalt aufgenommen, und dies bewirkt nolens volens einen Aufschub des Tractatabschlusses von mindestens vierzehn Tagen. England sucht sich in

dieser Zeit zu rechtfertigen, und ich selbst helfe ihm dabei aus allen Kräften, so daß Madrid, und dieß ist eben meine Absicht, nicht mehr weiß, was es von meinem zweideutigen Benehmen halten soll. — Es entschlüpfen ihm daher bei Rußland gewisse Verdachtsäusserungen gegen mich, welche Petersburg glauben machen, ich spiele heimlich mit England unter Einer Decke. Plötzlich vereinen sich, — und dies habe ich gewollt, — Rußland, Preußen und Oesterreich gegen mich und England. Dadurch wird England gezwungen, wirklich mit mir zusammenzuhalten, und indem ich mich kurz darauf an stelle, als fände ich den beabsichtigten Tractat doch zu usurpatorisch von Seiten Britanniens, bringe ich scheinbar allen Andern meinen Vortheil zum Opfer, und wende mich den gegen St. James und die Verbündeten offen, versöhnend und scheinbar eigennützig zu. Nun ist die Hauptsache gelungen; — England steht allein und völlig isolirt. Ich mache ich Spanien unumwunden darauf aufmerksam, wie gefährlich es sich bette, wenn es durch jenen Tractat mit England sich den Anschein

gäbe, als wolle es fast dem ganzen, gegen England sprechenden Continente Troß bieten. Madrid zittert und überlegt: — da lasse ich die letzte Mine springen. Meine eignen Unteragenten verbreiten heimlich, ich selbst sei, — wie dies auch wirklich der Fall war, — Anstifter des ganzen Durcheinander gewesen; dies Gerücht kommt mir zur berechneten Zeit zu Ohren, ich stelle mich wüthend, warte die Zeit ab, bis alle Welt es gleichfalls gehört und eile nun mit aller feierlichen, dem Unschuldigen gebührenden Würde nach Hofe, wo ich rund heraus erkläre: „jenes Gerücht gegen mich sei ohne Zweifel von England verbreitet worden, und zwar unter Mitwissen Madrids, damit mir die übrigen Mächte so lange auf den Hals gehetzt würden, bis England und Spanien mit ihrem Tractate im Trocknen säßen.“ — — Die Bestürzung Madrids über die, meine Beschuldigung ist außerordentlich, und ich bewerke ihm, diesen panischen Schreck benützend, obendrein, daß unter solchen Umständen der Abschluß jenes Tractates, der Madrids Intimität mit St. James beweisen würde, eine ent-

schiedene Feindseligkeitserklärung gegen Frankreich genannt werden müsse. Die Schwere der Alternative wird leicht erkannt und, — — der gefürchtete Tractat kommt nicht zu Stand. Alle Andern danken mir nun noch freundlichst, — da es scheint, als habe ich mich dem allgemeinen Besten geopfert, — und drei Wochen später schreibe ich einen ganz ähnlichen Tractat für uns selbst ab. — Dies ist ein ungefähres Ameisenbruchstück der modernen, universal-diplomatischen Kniffologie. Drei Monate d'rauf werde ich vielleicht eben so angeführt, — aber dies drückt mich weiter nicht, denn kein Gesandter darf sein Alphabet vergessen, welches anfängt: „wie Du mir, so ich Dir.“ — Erstaunen dürfte es vielleicht erregen, daß eine solche Hintergehungsposse so leicht bei Männern aufgeführt werden kann, welche doch meist in alle Specialstudien der Kniffologie eingeweicht sein müssen. Aber die Sache erklärt sich, wenn man die Stellung der Gesandten gegeneinander etwas genauer kennt. Jene Posse ändert sich blos hier und da in der Form und je nach Ort, Zeit und betreffender

Angelegenheit; — aber im Wesen bleibt sie sich überall gleich, wie Ein Ei dem andern. Nichts ist leichter, als einen Gesandten ängstlich zu machen, dessen moralische Instruction fast immer heißt: „Spiele äußerlich den Löwen, — zeige stolzes Selbstvertrauen und Vertrauen gegen Andre; — aber innerlich lasse Deine Zweifel und Bedenken nie schwinden, — traue keinem Andern, wer es auch sei, und Dir selbst am Wenigsten!“ — Ich bin überzeugt, daß, wenn gleich nach jenem ersten meiner Aufhegeschritte Rußland und England zusammengekommen wären, und sich gegenseitig die reinste Wahrheit dessen, was ich fälschlicherweise geäußert, gestanden hätten, so würde dieß Geständniß, anstatt mich billigerweise zu entlarven und mich aus dem Sattel des Vertrauens zu heben, mich gerade noch mehr darin befestigt haben; — denn, je offener und wahrer ein Gesandter zum andern spricht, um so eher wird er für einen Lügner gehalten; — der erste Gedanke ist dann stets: „Nimm dich in Acht, Alter! der weiß so außerordentlich fein die Maske der Wahrheit vorzunehmen, daß

Du Dich noch weit seiner benehmen und ihm zeigen mußt, daß Du nicht auf den Kops gefallen bist.“ — So intriguiren sie denn gerade gegeneinander, indem sie nicht intriguiren wollen, und tanzen wirklich auf dem Kops, indem sie sich selber auf die Beine zu stellen gedenken. Daher täglich die Unmasse von Widersprüchen und Widerrungen in den Zeitungen, und daher meist das unvorherholne Verblüffsein der hintergangenen Parteien, wenn ein Abschluß bereits wirklich insgeheim erfolgt war, den sie theils als ganz unmöglich, theils als außerordentlich möglich, theils als nach längerer Zeit erst wahrscheinlich verbreiten ließen.

Das diplomatische Gewebe Europa's, — sagte Julius, indem er Amalien nicht minder anstaunte, als ich selbst, — ist mithin als ein Spinnwebgewebe zu betrachten, in welchem zwar die Gesandten die Spinnen und die Völker die Mücken sind; aber, gewöhnlich haben sich ein Duzend Spinnen erst selbst gegenseitig aufgefressen, bevor die übrigbleibenden eine Mücke unter sich theilen. — I nun, — was mich betrifft, so werde ich gewiß der Mü-

den schonen, wo ich immer kann; aber, daß ich
Mitspinnen auffressen werde, darauf verlassen Sie
sich, obgleich sie überall fetter sein dürften, als ge-
rade in Madrid.

Gott gebe Ihnen einen gesegneten Appetit, —
sagte ich.

Wie ist er fast vergangen, — sagte der Alte;
— aber zum Glücke spricht Amalie nicht aus Er-
fahrung. —

Wie Julius berichtet, so geschah es. Der
König, der natürlich diese Agentenwahl selbst vor-
geschlagen, und dessen scharfsichtigem Geiste diese
Witzableitung in ihrer Art Ehre machte, bestätigte
meinen Mündel in seinem neuen Amte, und nach-
dem die secretarische Bestallung erfolgt war, ging
es alsobald an die Vorbereitungen zur Abreise. —
Goscelin lachte wie unsinnig, als er diesen „Glücks-
fall“ wie Vater Ritz ihn nannte, erfuhr, — aber
sein Bestreben, dem Wahlausschusse diese unange-
nehme Umwandlung in gutem Lichte darzustellen,
war natürlich nun minder schwer, da die neue
Stellung Spaniens die der Freiheit war, und Ju-

ius mithin fortwährend seinen Principien getreu bleiben konnte. — Kurz, es war nun Einmal nicht zu ändern, und die Deputirtenzahl wurde rückgängig.

Wer sich nebst dem Alten am Meisten über diese Reise freute, das war Dr. Heckebein.

„Ich betrachte sie, — sagte er zu Julius, — ein aus Gesundheitsgründen. Sie werden frischer und munterer aus jenem Lande zurückkehren, wo Sie am Ersten erkennen dürften, daß eine menschliche Nase wie die andre in der Welt ist, obschon die eine als platt, die andre als aufgeworfen, die dritte als gebogen u. s. w. erscheint. Zu dreien sind sie alle, — es kommt nur auf die Verhältnisse an. Daß übrigens ein Pariser nirgends in der Welt etwas Neues lernen kann, ist selbstgemacht. Daher ist es dumm, wenn sich Ausländer über die geringe Neiselust der Pariser verundert stellen. Alles, was andre Nationen in weiten Strecken zerstreut besitzen, haben wir in Paris concentrirt. Wir haben hier Herz, Geist, Wissen, Edelsinn, Gemüth, Schlechtigkeit, Groß-

muth, Geiz, Tugend, Laster, — kurz Alles auf Einem Flecke, — in Einem Kessel, und können daher die Lebenserfahrung aus eigener Küche bedienen. Andre brauchen uns, aber wir brauchen Andre nicht, und was Mode, Civilisation, Fortschritt und Politik betrifft, so übergießen unsre socialen Köche damit das ganze übrige Europa; mit- hin ist das Reisen für den Pariser höchst überflüssig. Aber, bei Ihnen, lieber Julius, ist das jetzt was Andres. Sie wollen bloß humoristische Gastrollen geben, und mit dem Bewußtsein wiederkehren: „tout par nous, ainsi tout comme chez nous!“ — Ich geb' Ihnen meinen Segen, obschon auch dieser überflüssig ist, denn Sie haben Geld!“ —

Nicht so zufrieden schien unser Schutzgeist, der plötzlich wieder auftauchte, und zwar diesmal ziemlich verb. Es war acht Tage vor Julius Abreise, als wir jene fatale Handschrift abermals zu Gesichte bekamen. Der Schutzgeist schrieb Folgendes:

„Mein Herr! Sie taumeln umher, wie ein umgestürztes und ewig von selbst wieder auf die

Seine kommenden Bleimännchen. Indem Sie sich abquälen, jenen gefährvollen Stellungen, die Sie Ihrer so richtig erkannten Glücks-Idee entziehen würden, auszuweichen, stürzen Sie immer tiefer hinein. Aber, wenn Sie bis jetzt sich bloß zu Thorheiten verleiten ließen, so muß ich Ihnen sagen, daß Sie sich jetzt vorbereiten, ein Verbrechen an Ihrem eignen Character zu begehen. Ja, mein Herr, — ein wahres Verbrechen, denn Sie müssen nun mit der Menschheit Spiel treiben auch wenn Sie nicht wollen; Sie müssen falsch und hinterlistig werden, auch wenn Sie es nicht sind! — dürst' ich deutlicher reden, — dürst' ich jene Arme, die Ihnen im Geiste zugewandt sind, offen und sichtbar gegen Sie ausbreiten, Sie würden mich ohne Zweifel besser verstehen! — Kehren Sie zurück, — — — fallen Sie ab von jenen Verführern, die Ihren Willen als Spielblatt benützen, — — noch ist es Zeit! Ihre Abreise nach Madrid ist ein Frevel gegen Ihre Redlichkeit! — — Öffnen Sie die Augen, und sehen Sie klar! Wenn Sie mich zwingen, Ihren Fall zu beweinen,

so wird dieß nicht geschehen können, ohne daß ich Ihnen fluche! Hoffen Sie aber nicht, daß Sie mir entfliehen werden; — ich verfolge Sie an den geheimsten Winkel der Erde, und wehe Ihnen, wenn Ihr Gewissen jemals mit Ihrem Herzen zerfleie! — Thun Sie nun, was Sie verantworten können!“ — —

„Das Teufelswesen wird wild! — lachte Julius; — allein, nun müßte ich schon darum meine Abreise in's Werk setzen, um zu erfahren, ob dieser böse Geist wirklich ein Geist ist, oder nur ein Gaukler!“ —

Nir aber wurde verdammt unheimlich zu Muthe, und ich wagte es nicht, über diese geheimnißvolle Warnung mich auszusprechen.

Episoden-Kapitel.

Kiß und ich reisen. Sir Knor und die
Beichte eines Britten. Charlotte und ihr
Glück. Rückkehr und Wiedersehn. Amas-
tie Dänen und ihre Pentarchie. Kiß
schlägt den Varentitel aus. Der Schug-
geist wird nachgiebig und reißt Witze.

Weiße der Henker, — sagte Julius, — als
ich zwei Tage darauf zu ihm kam, — wie unser
gottvoller Herr Spatzer erfahren haben mag,
daß ich nach Madrid gehe. Er war so eben bei
mir, kündigte mir nämlich an, daß Herr von Cotta
nichts mehr von ihm wissen wolle, und daß er da-
her ein wüthender Anti-Cotta'scher „Correspondent“
für die Brockhaus'sche Allgemeine Zeitung in
Leipzig geworden sei. Er meinte, diese, ganz

der übrigen Speculationsblätter des Herrn Brockhaus würdige, Zeitung, verstehe den Nummel nicht, das heißt, sie ließe sich eben so leicht durch erfundene Correspondenz aus Paris betrügen, als die deutschen Leser der Brockhaus'schen „kritischen“ Blätter durch parteiische und falsche Kritiken über die Verlagswerke anderer Buchhändler sich betrügen ließen. Daher sollte ich ihm doch bloß, weil ich es postfrei hätte, hie und da einige Uebersetzungen aus Madrider Blättern verschaffen; er wolle dann eine Correspondenz „aus Madrid“ datiren, und Deutschland von hinten herum durch colossale Brockhaus-Spalten entzücken.

Das können Sie immerhin, — versetzte ich; — schicken Sie Herrn Späher Madrider Geburts- und Sterbelisten. Wenn er nur Namen hat, — das Uebrige macht er selbst.

Wollen Sie nicht mit? — fragte Julius.

Ich? — wo denken Sie hin! Ich hab' eine ganz andere Reise vor, — denn hier bleiben kann ich freilich nicht, so lange Sie mir fehlen. — Aber, wo ich hingeh, das sollen Sie erst durch Ihren

Alten erfahren, dem ich mein erstes Schreiben zu-
senden werde. —

Ich will nicht in Sie dringen, lächelte Ju-
lius.

Wo ich auch sein werde, versetzte ich, — unsre
Herzen bleiben verbunden.

Natürlich, — sagte Julius, — denn mit uns-
rer Vormundschaft ist's ja noch nicht zu Ende. —

Wir kamen nun überein, uns regelmäßig von
unsren weitreu Erlebnissen zu benachrichtigen, und
erwarteten ruhig den für uns ziemlich schmerzlichen
Tag der Trennung. Als die Stunde herangenah, und
Julius, welcher viele und lange Audienzen
beim Minister genossen, mit allen Instrumenten ge-
hörig ausgerüstet war, feierten wir den Abschied
mit einem freundlichen Familienfeste, bei dem, wie
Sie sich denken können, Gascolin und Heckebein
nicht fehlten. — Amalie, trotz ihres männlichen
Characters, — konnte das Weib nicht verläugnen
und weinte viel. — — Doch, erlassen Sie mir die
nähere Beschreibung von Scenen, die sich bei sol-
cher Gelegenheit alle gleichen.

Es geschah auf den Rath Heckebein's, daß ich mich entschlossen hatte, nach London zu gehn, um wo möglich selbst nach dem Schicksale Charlottens zu forschen. Julius war daher noch kaum in Madrid angelangt, als ich bereits die brittische Hauptstadt betreten hatte, — dies unendliche, lebendige Grab, in dessen monotonen Straßen der Fremde sich wie eine lebende Leiche unter dem Gemühle von herzlosen Massen umhertreibt, und von vorneherein verloren ist, wenn er die erste und wichtigste Frage des Britten: „have you money?“ nicht genügend beantworten kann. Der heutige Britte ist stets ein übermüthiges und dummstolzes Ungethüm für denjenigen, der von ihm was will, — sehr häufig ein Heuchler für den, von dem er was will; man thut daher am Besten, ihm überall, so gut es immer thunlich, aus dem Wege zu geh'n, und sich ihm als gänzlich unabhängig gegenüber zu stellen. Von Jedem ohne Ausnahme, der ohne Equipage und starke Wechsel nach England kömmt, denkt der Britte im Voraus: „Das ist ein Bettler, oder ein Schurke,“ und vor allen Andren sind es an vielen Orten

daselbst die Deutschen, welche von dem Britten mit einem Uebermuthe und einer gemein- stolzen Verächtlichkeit behandelt werden, von denen derjenige, welcher die Britten bloß vom Continente her kennt, gar keinen Begriff hat, und de einem Deutschen von Ehre und Selbstgefühl die Galle in alle Haarspitzen treibt. Freilich ist es erbärmlich genug, daß wir zum Theil selbst Schuld hieran sind, indem wir die Britten daran gewöhnt haben, sich, ihres Geldes wegen, — das übrigens so oft aus den elendesten und schurkischsten Quellen entfließt, — bei uns auf alle Weise geschont, verehrt und beleckt zu sehen. Freilich ist es empörend und schändlich, wenn wir, wie noch in ganz neuerer Zeit, Beispiele erleben, daß eine Handvoll Britten in einer deutschen Stadt die Bürger auf eine infame Weise beleidigen darf, und dann noch von einer deutschen Behörde gegen die eigenen, mißhandelten Einwohner in Schutz genommen wird, weil die Herren Britten Geld in der Stadt sitzen ließen.“ Ein colossales „Psui!“ ist das einzige, was aus deutschem Munde über solche Schmach ergehen

kann! — Man schaffe in Deutschland die Todesstrafe ab, und schicke den Verbrecher geldlos nach London und man wird in Kurzem weit weniger zu verurtheilen und zu richten haben. — Es ist wahr, unser deutsches Gemüth, oder besser, unsere deutsche Geduld! — diese Jahrhundertlange Geduld, welche seit den Zeiten unserer frühesten Urväter so oft mit „Gemüth“ ausgedrückt ward, und die, wenn man Knierien aus unserer Haut schnitte, bloß andächtig und mit den Worten gen Himmel blicken würde: „Gott scheint's so haben zu wollen:“ — oder: „wer kann gegen sein Schicksal ankämpfen?“ — Diese deutsche Lammsgeduld, die man in solchen Fällen mit „Eiselmüth“ übersetzen sollte, hat sich noch in neuerer Zeit dagegengestäubt, als einige ehrliche, sich unserer altgermanischen Nerven erinnernde Deutsche gegen das elende Benehmen so vieler Engländer mit Offenheit austraten. — Eine Masse deutscher Blätter nahm damals, erbärmlich und schmachvoll genug, die Partei der Britten, und ich glaube, wenn ein Engländer diese deutschen Redacteurs

oder Britten-Belecker zu einem gewissen Zungen-Actus aufgefordert hätte, sie würden es gethan haben, nur damit wir nicht etwa jährlich ein hundert englische Lumpen weniger den Rhein herauf fahren sähen. — Wir wollen und sollen das Gastrecht nicht verletzen, — nein! dies hat nie ein biederer Deutscher verletzt; — aber, wir wollen auch unsern letzten Rest von germanischer Würde nicht bei einem Volke einbüßen, das im Allgemeinen — der Beweise dafür sind tausende, — den Deutschen als einen gebornen Bettler und Brittenkriecher betrachtet. Jene Deutschen, die auf so ehrenvolle Weise ihre Stimme erhoben hatten, ließen sich leider einschüchtern, und verstummten, — vielleicht mit tiefem, innerem Schmerze darüber, daß Menschen, welche Arminius ihren Ahn nannten, aus jämmerlicher Gewinnsucht ihre eigene, deutsche Ehre vor den sie verlachenden Britten mit Füßen traten. — Daß keine Regel ohne Ausnahme ist, und daß namentlich die Mittelclassen Englands und die brittischen Provinzen so manches treffliche Herz

aufweisen; — daß man unter den brittischen Frauen der Mittelclassen die edelsten weiblichen Charactere findet, und daß fast ganz Schottland durch gastfreundlichen Biedersinn und Schätzung fremden Werthes so glänzend über Brittanien hervorragt, — wer wüßte dies nicht? — — Aber, daß Deutsche vor obscurem, englischem Dummstolze und lächerlichem Uebermuth, sobald er nur einige Goldstücke herzeigt, auf allen Bieren kriechen, und dadurch des ganzen deutschen Landes Ehre und Würde in den Augen brittischer Gemeinheit mit Füßen treten und wegwerfen, dies ist nichtswürdig im höchsten Grade, — empörend und schändend über allen Ausdruck! — Noch ganz vor Kurzem war ich in Coblenz im Gasthose zu den „drei Schweigern“ Augenzeuge, wie ein Engländer, nachdem er an seiner kleinen Rechnung eine Viertelstunde studirt hatte, sich stolz in die Brust warf, das ganze Zimmer und alle Anwesenden wie ein Wahnsinniger von oben bis unten maß, dann ein — — Zweigroschenstück hervorzog, und dies vor dem Kellner so gewaltig auf den Tisch warf,

daß es wider die Wand und von da beinahe mit an den Kopf fuhr. Des Spases wegen ließ ich mich mit diesem Subjekte, welches sich von einem hageren Gesellschafter mit ganz communem Gesichte Einmal über das andere „Gentleman“ nennen ließ, auf dem Dampfschiffe in ein Gespräch ein, und fand, wie ich erwartet, einen furchtbar-aufgeblasenen, total rohen und hirnlosen Kerl in ihm, den man, wäre er ein Deutscher gewesen, wahrscheinlich in der ersten Kajüte kaum geduldet haben würde. Aber, sein Paß war englisch, und er hatte eine Handvoll Goldstücke; daher durfte er sich ein Benehmen erlauben, wegen dessen ein Deutscher ohne Zweifel von den Buben auf der Straße verfolgt worden wäre. — Ueber einen achtbaren, feingebildeten Franzosen fielen in einem deutschen Gasthause acht Mann zugleich her, mißhandelten ihn, und warfen ihn hinaus, weil er — Frankreich gelobt hatte; - und von einem brittischen Lump lassen sich ganze Städte und Ortschaften auf der Nase herum tanzen, weil er — ein paar Goldstücke hat!! — — Oh, Ar-

miniuß! wenn Dein Römerbändigender Geist jemals in stiller Nacht Deine Monumenthülle zu Detmold auffuchen und von ihr aus, einen Blick in's schöne, fruchtbare, vollreiche Germania werfen sollte, würdest Du in solchen feigen, marklosen Pfundnoten-Pubeln die Deinen wiedererkennen?? — „Sind dies meine Legionenvernichter?“ — würdest Du fragen; — „diese Menschen, welche zu Duzenden mit gebücktem Haupte vor einem brittanischen Makler, Bucherer, Schuster oder Kammerdiener stehen, und sich das hundenhafteste Benehmen gefallen lassen, weil sie eine englische Nase und eine Fünfspfundnote vor sich seh'n??! Sind dies die Menschen, welche in ihren patriotischen Liedern soviel und bis zum Uebelwerden von „deutscher Hoheit,“ — „deutscher Kraft,“ — „deutscher Würde,“ — „deutscher Mannes-Ehre,“ — „deutschen Häuften,“ — „deutschen Flambergen,“ — und „deutschem Heldenmuthe“ geschrieben haben??“

Doch genug, — — ich kriege sonst Lust, das von fast allen deutschen Künstlern in London als Speichelleckerhymne angestimmte „God save the

King“ anzustimmen. Wer da wie ich, jene Carri-
katuren und elenden Spottlieder bloß kannte, welche
man in London gegen den, als Mensch gewiß
trefflichen und biederherzigen Prinzen Albert, ein-
zig und allein, weil er ein Deutscher
ist, erscheinen ließ und noch erscheinen läßt, der
bedürfte gar keines andern Commentares. —

Als ich in London ankam, war natürlich meine erste
Sorge, irgendeine Kunde von Charlotten zu erlangen;
allein, alle meine Schritte deshalb waren vergeblich.
Ich durchstrich tagelang so viele Straßen, als möglich,
harrte stundenlang auf öffentlichen Plätzen und Pro-
menaden, schaute gar mancher Dame, deren Ge-
stalt der ihren glich, etwas unzarter unter den Hut,
als dies schicklich ist, — fragte bei Gesandten, Be-
hörden, Gastwirthen u. s. w. — Alles umsonst.

Endlich, — nach langer Zeit, — sollte ein
sonderbarer Zufall mir jenes Bild vorführen, das
ich nie mehr vergessen werde, und dessen unde-
schreibliche Gräßlichkeit ich vor Ihnen, so sehr es
immer möglich, zu mildern suchen werde, damit
meine Phantasie, die es ewig neu in mir auffrischt,

mich nicht überwältige, und der Schmerz mich unfähig mache, fortzufahren.

Eines Mittags saß ich bei einem französischen Restaurant, und machte hier durch eine jener einfachen Einleitungen, die an solchen Orten so gewöhnlich sind, die Bekanntschaft eines, lange Zeit in Paris gewesenen Arztes, der sich mir als Dr. Franklin und in seinem Benehmen als ein wackerer, feingebildeter Sohn Aesculaps zu erkennen gab. An seiner Seite hatte ich schon zuvor einen kurzen, ziemlich vierschrötigen Rothkopf vernommen, dessen arrogante Geschwähigkeit, bei einem Engländer, wenn er sich auf dem Continente befindet, eben nicht wahrnehmbar, — ich eben so sehr bewundert hatte, als mich sein, aus mehreren Bemerkungen hervorgehender Haß gegen die Deutschen unangenehm berührte. Da ich ihn aber in politischer Beziehung unterrichtet fand, und er seine politischen Ansichten mit einer gewissen lecken Naivetät, gleichsam wie ein humoristisch Weichtender, von sich gab, so vermied ich alle Reibungen, um ihn nicht zu stören, und beschloß, mich ihm wenigstens in jenem Augen-

blide nicht als Deutscher zu erkennen zu geben. Auf die Frage des Dr. Frankin, der, wie ich bald merkte, ebensowenig als sein Nachbar nur eine Sylbe deutsch sprach, gab ich mich als Elsässer aus, und nicht lange dauerte es, so saßen wir beim Champagner, und überließen uns, obschon mein Inneres nur wenig Theil nahm, einer gegenseitigen Heiterkeit, als ob wir uns Jahrelang gekannt hätten. — Sir Knor, — dies war der rothhaarige Germanenfeind, — wurde freuzfidel, und als er recht in seiner süßen Herzensfreude war, und — da ich jedesmal zwei Flaschen gegen eine setzte, — großen Respect vor mir zu haben schien, lenkte ich, um ihn zum Besten zu haben, das Gespräch mit Willen auf die Politik, und erklärte mich namentlich mit der englischen völlig einverstanden. Alle geschwätzigen Politiker sind widerspruchslustig, — dies mußte ich, und so brachte ich ihn, als ich die Whigs, die er nicht leiden konnte, unmäßig lobte, zu einer Beichte, die eben so humoristisch, als belehrend für mich ward.

„Ich war auch Einmal Wigh, — sprach er, — aber der Teufel hole sie, denn sie sind ängstlich, wie die Kindsmägde, und zahm wie die Jagdhunde. Meine Ueberzeugung ist jetzt aufgetaucht, wie eine Wildente außer der Schußweite, und hätten sie nicht bei der letzten Wahl den lahmen Karrengaul von Brighton vorgefahren, ich hätte den ganzen Poll wie einen Kirschkern verschluckt, und säße jetzt droben mit dem Herzog von Wellington. God dam! it's much better to be there, then driving on a snowy day three blind on ee and a bolter! *) Die habens im Oberhause vollauf, fressen wie die Rothhäute **, und haben meist bloß mit dem Kopfe zu nicken, wie die Mandarinen Sr. Chinesischen Majestät. Säß' ich droben, ich hätte dem Agitator ***) längst vor den Kopf geschossen, wie einem

*) Ein englisches Volkssprichwort, in seinem eigentlichen Sinne unübersetzbar. —

**) Indianer, wegen ihres guten Repetirs bekannt.

***) Unter diesem Namen ist jetzt stets Hies Daniel Deonnel gemeint. Der vernütteste britische Lump thut sich was zu Gute darauf: diesen Edelstein der Edeln

tollen Neufundländer. Mich könnten sie gebrauchen, denn meine Gurgel ist in keiner Hinsicht die letzte, und einen Haufen Irischer Canaillen drück' ich zusammen, wie eine frische Brodkugel. Trinken Sie, Gentleman! die Torsys sollen leben!" —

Franklin winkte mir mit lachendem und ironischem Blicke, und wir tranken. Was ich im Herzen den Torsys dabei wünschte, können Sie sich leicht denken.

Es wundert mich überhaupt, — sagte Franklin zu dem Redner, — daß Sie nicht schon lange mit an der Spitze stehen.

„Schicksal!“ versetzte Knor, indem er ein großes Bierglas voll Champagner und hinterher ein halbes Glas Grog hinunterstürzte; — „Schicksalstücke und Undank! Ich habe mich bei vier Wahlen eingefunden und jedesmal meine zehn Whigs niedergebort, darunter meinen eignen Schwa-

zu besudeln, wovon ich noch in allerneuester Zeit sogar in Deutschland Ehrenzeuge war. Aber, das stellt Deonnel natürlich nur um so höher.

ger, weil er mir vorwarf, ich hätte von den Torys fünf Pfund erhalten. Das war eine hundsmaßige Beleidigung, denn ich hatte fünfzig Pfund erhalten, und weniger darf ein ächter Gentleman nicht nehmen. — Man hatte mich mit in die London Tavern genommen, und sagte mir: „William Knor, Ihr seid ein Ehrenmann, — ein Mann von großer Bekanntschaft.“ — Well! — sagte ich. — „Ihr kennt uns, und wißt, daß wir die Interessen Alt-Englands wie die Löwin ihr Junges verteidigen.“ — I know it, — sagte ich. — „Wir haben den Continent in Händen, denn, indem wir ihn glauben machen, daß wir überall friedlich vermittelnd auftreten, machen wir Europa vertraulich und biegsam, und ziehen ihm alle Fische geschickt aus dem Neze, indeß wir ihm scheinbar die Wurfsehnur in die Hand geben.“ — Very good, Mylord! — versetzte ich. — „Wir hegen Deutschland und Frankreich gegeneinander auf, damit sie sich unter sich reiben und beschäftigen; wir schmeicheln, oder versprechen, oder drohen den Franzosen, je nachdem es nöthig ist, — geben uns ge-

den die leichtgläubigen und so leicht von uns ver-
führten Deutschen den Anschein, als wollten wir
mit ihnen verbrüdern, schicken ihnen unsere
Ausführten über den Hals, — machen uns bei
Frankreich über Deutschland und bei Deutschland
über Frankreich lustig. halten Rußland durch Ame-
rika im Zweifel, beschwören unsere Neutralität und
schicken Waffen und Munition nach China, wen-
den uns scheinbar nach Canton, indeß wir in Con-
stantinopel Platz greifen, holen uns die besten Ka-
meraden durch die beförderte Friedensliebe Preußens
aus dem Feuer, das wir heimlich auf den Weinen
von Rußland erhalten, und lassen Rußland durch
Österreich von der Preussischen Gesinnung unter-
stützen, indeß wir die beiden Arme Oesterreichs in
Länge türkischer Conferenzen festhalten, und in
England völlig ungehindert die katholischen
Ketten an die Kette legen!“ — *Very fine, Mylord!*
sagte ich. — „Auf diese Weise machen wir uns
den Augen von fast ganz Europa unentbehrlich
und lachen uns heimlich in's Häuschen, indem wir
Complimente für unsere loyalen Bemühungen

erhalten, und während wir die fettesten Fische bereits gebacken auf der Schüssel haben, schneiden wir furchtbare Gesichter über die französische und russische Eroberungslust, und lassen uns noch extra wegen unserer Gleichgewichtsliebe vergöttern, indem wir gerade das für uns wegschnappen, was wir in die unredliche Absicht der Anderen zu legen scheinen!“ — *Beauty'oll!* — sagte ich! — *William Knor*, ich wünschte Euch fünfzig Pfund in Verwahrung zu geben; — hebt sie mir auf, und macht Geschäfte damit, so lang Ihr wollt; zurückfordern werde ich sie nie wieder; aber dafür habt Ihr auch einen großen Anhang, und wenn Ihr unsern *Tory*-Candidaten kräftig unterstützen wollt, wird kein Mensch was dagegen haben!“ — „*I will!*“ — sagte ich. — „*William Knor*, Ihr habt ein paar prächtige, acht Alt-Englische Häuser; haltet Euch hübsch ruhig und still, wenn Ihr sie tüchtig gebraucht; und solltet Ihr etwa genöthigt sein, ein paar Whig männer damit niederzuschlagen, so thut ihnen nichts weiter zu Leide!“ — *Very well*, — versetzte ich. — „Auch habe ich noch fünfzig Pfund

bei mir, die ich zu verlieren fürchte, denn meine Tasche hat ein Loch; — sollten Euer Schwager und Eure beiden Stiefföhne oder sonst noch ein recht ruhiger, handfester Bursche mit zwei guten Fäusten mir dies Geld auf unbestimmte Zeit aufheben wollen, so kommt und sagt es mir!“ —
I will so, Mylord! — „William Knor, ich habe Euch weder erkaufte, noch bestochen, das müßt Ihr, wenn's nöthig, bezeugen!“ I shall, Mylord! —

Damit ging Seine Herrlichkeit davon, — und vierzehn Tage später waren einige Lörns mehr für's Parlement errungen. Trinken Sie, Gentleman! Seine Herrlichkeit soll leben!

Wollte Gott, fünfhundert Jahre! rief ich; und der Redner trank mir sehr freundlich zu.

Der sehr theure Lord, fuhr Knor fort, — hatte in jeder Beziehung Recht. — Nicht Frankreich ist es, welches man fürchten muß, sondern unser sehr ehrenwerthes Alt-England; denn die politische und diplomatische Rennbahn Europa's ist unser, und wir halten Gott und die Welt zum Besten, und fischen in den Taschen aller Nationen.

während sie vor uns kriechen; ein einziger brittischer Matrose stößt Europa den höllischsten Respekt ein. Wir haben zwar niemals wirklich geschlagen, sondern bloß verwirrt und gemehelt; — wir haben zwar überall, wo wir nicht verwirren, sondern schlagen sollten, hölische Prügel vom Feinde bekommen, wie zum Beispiel in Amerika, God damn it! — wir haben in China bloß einzelne Weiber und Greise weggefangen, und sie wie die Kälber niedergemehelt; — wir haben, der Schule unseres sehr ehrenwerthen Hastings gemäß, in dem unbewaffneten Indien die Bäuche aufgeschnitten, lebendig geviertheilt, gebraten, an den Geschlechtstheilen aufgehängt und was derlei brittische Unterhaltungen mehr waren; wir haben von jeher bloß diplomatisch hingehalten, und den Feind erst durch unsere sehr ehrenwerthen Machinationen durch Verbündete, die wir heimlich auslachten, schwächen und todtmatt jagen lassen, ehe wir selbst, wie zum Beispiel bei Waterloo mit frischen altenglischen Mehrgern anrückten, und das bereits halbtodte Kalb abschlachteten; wir haben unseren sehr

ehrenwerthen Wellington, der selbst gar keine Idee davon hatte, zum Sieger erhoben. nachdem Andere für ihn gesiegt hatten; — wir haben unsere Elisabeth vergöttert, die eigentlich ein völlig geistloses, durch Cecil wie ein gelernter Pudel abgerichtetes, feiges, heuchlerisches, kagenverliebtes, gemeines Weib war, aber von einem Herrn von Raumer aus Deutschland gegen die drei Tassen Thee im hiesigen Athenäum zur ‚Jungfer‘ und zum Gottweibe gemacht wurde; — wir haben uns Besieger der Armada genannt, nachdem wir keinen Arm erhoben, sondern der Sturm sie vernichtet hatte; kurz, wir haben Alles gethan und Andern glauben gemacht, was wir nur immer wollten, — — und Europa betet uns an, Europa fürchtet uns, God dam it! — Europa leckt unsere Goldstücke, — und wir dürfen nur sagen: Kom Germany! so krabbeln die Deutschen hinter uns, und thun noch ganz was anderes.

Der Mann ist betrunken, und übertreibe! — flüsterte mir Franklin zu; — aber leider! ist der Rahmen seines Gemäldes keine Täuschung. —

Namentlich hat sich das große deutsche Volk bisher viel zu viel vor Britannien gedemüthigt, und muß sich deshalb die Schmach selbst zuschreiben, die durch das Benehmen der Britten auf seine Häupter fällt!

Kugenscheinlich, — versetzte ich leise, — spricht er nur von den Tory's, — aber, so recht er auch in Bezug auf die englische Politik und ihre Verhöhnung und Benützung Deutschlands haben mag, — so sind doch unter den Britten, wie bei allen andren Nationen, eine Menge von Trefflichen und Edlen, die jenes Benehmen ohne Zweifel nicht theilen, und um deretwillen er seine Landeleute mehr schonen dürfte. Ich habe sogar unter den Tory's edelsinnige Charactere kennen gelernt, die es freilich doppelt bedauern ließen, daß sie bloß als Ausnahmen zu betrachten waren. Uebrigens muß man nie eine ganze Nation wegen ihrer Auswüchse verdammen, selbst wenn diese Auswüchse, wie dies unwiderleglich in England der Fall ist, die Mehrzahl bilden; — während zum Beispiel in Deutschland ebenso unwiderleglich die

bei weiten größere Mehrzahl aus Besseren und Edelsinnigen besteht.

God dam! — Sie sprechen von Deutschland? grunzte William; — das ist ein Bettelvolk, das gar nicht existiren könnte, wenn nicht alle Jahre unsere großmüthigen Britten hinkämen! *)

*) Dies ist in der That die Meinung vieler reisender und zu Hause bleibender Britten. Sie glauben ganz Deutschland würde längst betteln geh'n, wenn nicht jedes Jahr ein paar hundert Engländer hinkämen, und englische Pfundnoten dort in Umlauf brächten. Indessen aber zahlt deutsches Geld, das in uns summen heimlich und offen für brittische Erzeugnisse und Waaren wegwirft, einen nicht geringen Theil der brittischen Staatsschuld, und wenn wir die deutschen Gastwirthe und Wohnungvermieter, bei denen die Herren Britten sich aufhalten, auf Ehre und Gewissen befragen würden, so dürften wir, wie das in meine² Thren oft genug tönte, häufig den Ausruf hören: „Wenn uns doch diese Kerle nur endlich Einmal vom Halse blieben!“ Aber das ist eben das Unbegreiflichste, daß auf vielen Seiten dieser Ausruf ertönt, während auf vielen anderen Seiten noch eine so schandenerwerthe Arie chorei vor den Britten stattfindet! —

Da haben Sie sehr Recht, ehrenwerther Sir! versetzte ich. Ganz Deutschland lebt von einigen Haufen reisender Engländer! — So wie diese ausbleiben, gehen seine Münzen, Bergwerke, Industrien, Weine, Felder, Wälder und Fabriken zu Grunde!

God dam! certainly! — versetzte Anor. — Sie sind ganz mein Mann! — Wer das nicht einsieht, den schicken wir nach Bedlam!

Apropos, Bedlam, — sagte Franklin zu mir; haben Sie Bedlam schon gesehn? ich habe eine Kranke daselbst zu behandeln, die von einem Verführer und gemeinen Betrüger verlassen, wahnsinnig ward, und in dies Hospital geschafft werden mußte. Ich hatte sie schon während ihres gefährlichen Wochenbettes, als bereits jener Verführer mit ihrem Gelde sich davon gemacht, und sie ein todt's Kind zur Welt gebracht hatte, behandelt. Nun will sie keinen anderen Arzt, als mich bei sich sehen, obschon ich sie leider für unheilbar erklären muß. — Wollen Sie mit?

Nicht gerne, — versetzte ich, von einem un-
nennbaren, mir selbst unerklärlichen Gesühle er-
griffen; — ich kenne das menschliche Elend hin-
länglich, und trage eben kein großes Verlangen,
es noch von dieser seiner gräßlichsten Seite kennen
zu lernen.

Der Mann seiner Zeit, — entgegnete Frank-
lin, — muß Alles in der Nähe kennen lernen.
Wir Aerzte werden leider abgestumpft gegen solche
zartere Regungen; aber, gestehen muß ich Ihnen,
daß ich oft mit jener Kranken geweint habe, ob-
schon ich über ihr ursprüngliches Verhältniß nie
ein Silbe von ihr herauskriegen konnte. Sie
nennt sich Emilie Beaumont und ist eine Franzö-
sin, aber ich glaube nicht, daß dies ihr wahrer
Name ist. Da Sie nun gut französisch sprechen,
so dürfte dies der Armen vielleicht einen Augen-
blick des Trostes und der Beruhigung bereiten. —

Dies entscheidet! — rief ich; — wenn Sie
dies glauben, kann und darf ich mich nicht aus-
schließen! —

Eine Wahnsinnige? — grunzte Knor; —
god dam das Ding würde mit vielen Spaß ge-
währen, — aber ich bin schläfrig; ich gehe nicht
mit. „The english nation is great ond gener-
ous!“ steht in unsern Blättern und Katechismen;
— aber ein Duzend Wahnsinnige zu sehen, oder
einen Bettler vor unseren Augen langsam verhun-
gern zu lassen, um ihn dann öffnen und anatomi-
sch untersuchen zu können, — einen Matrosen
durch die Flotte zu peitschen, bis das Fleisch her-
unter ist, und bloß noch das zuckende Gerippe am
Maste baumelt, — den Hindu lebendig die Bä-
uche aufzuschneiden, oder ein halbhundert Irländer
auf Einmal mit halbverschlungenen Birkenrinden,
Kartoffelschaalen oder unseren Jagdhunden entris-
senen Knochen langsam crepiren zu sehen, —
das macht uns verzeuften Spaß! So was thut
einem Brittenherzen wohl, — so was ist con-
servatisch, — so was ist alt-englisch! Old England
for ever! — for ever! — god dam your
eyes! — —

Damit schloß der sehr ehrenwerthe William Knor ruhig ein, — und wir Beiden fuhren nach dem Hospitale.

Als ich mit Franklin die schöne Treppe hinaufstieg, zitterte ich, ich wußte nicht warum.

Der Schließer ging voran, und wir näherten uns der Thüre zu dem Gemache der Unglücklichen. — Plötzlich bemächtigte sich meiner ein erslickendes Gefühl, — meine Brust war beklemmt, — ich stand, und ergriff Franklins Arm.

Sein Sie doch ein Mann! — lächelte der Arzt; — ich kenne dieß. Es ist Mehren so gegangen, die dieß bittere Schauspiel nicht gewohnt waren. —

Ich wollte fort; — aber er hielt mich fest, und schon drehte sich der Schlüssel in der Thüre. — Sie ging knarrend auf. —

Bon jour, Madame! comment ça va - t - il aujourd'hui? — sagte Franklin in gebrochenem Französisch.

Unwillkürlich trat ich jetzt hinter ihn. In einem eleganten Zimmer saß, schwarzgekleidet, eine

Frauengestalt im Hintergrunde vor einem kleinen Tische und nähte. Sie erwiderte nichts, stand aber auf, und schien wegen meiner Anwesenheit unruhig zu werden. Ich stand, den Athem an mich haltend, unter der Thüre; — ihre Büge, weiß und todtensbleich, schienen mir, soviel ich bemerken konnte, die Spuren früherer, großer Schönheit an sich zu tragen. —

Fürchten Sie nichts, — sagte Franklin zu ihr; der Herr dort ist Ihr Landsmann. —

Ah mon Dieu! — seufzte sie, — mich aus der Ferne anstarrend.

Madame, — sagte ich, indem ich etwas müthiger vortrat, — nur die Liebe zu meinen Landsleuten —

Jetzt stürzte sie hastig vor, — ein krampfhaftes Bittern bemächtigte sich ihrer, — ich blickte ihr schärfer in's Antlitz — — „Allmächtiger Gott! Charlotte!“

„Jules!“ schrie sie mit einem herzerreißenden Tone, — und da lag sie, wie todt, der Länge nach auf dem Boden.

„Mein Gott, — rief der Arzt, — Sie kennen sich? — Reden Sie — reden Sie.“ —

Ich mußte mich an ihn festhalten, um nicht zu sinken. Meine Lippen zitterten, — ich glaubte, zu antworten, — aber kein Wort entfuhr meinem Munde.

Der Doctor klingelte, zog ein Riechfläschchen, und sprang ihr zu Hilfe; — ich sah kaum was vor den Augen, und lehnte mich völlig betäubt wider die Wand, indeß man der Leblosen zur Ader ließ, und sie auf's Bette trug. Endlich rief man auch mich aus meinem ohnmachtähnlichen Zustande — und ich stürzte zu ihr an's Lager und sank weinend in die Kniee.

Die Ader sprang, — aber es dauerte lange, bevor sie die Augen aufschlug. Auf den Rath des Arztes mußte ich das Zimmer verlassen, und ward in einen kleinen Saal gebracht, wo ich, auf seinen dringenden Wunsch seiner harrete.

Nach einer halben Stunde, — der schrecklichsten und peinlichsten, die ich je verlebte, — trat er zu mir ein.

Gottlob, sie ist gerettet! rief er —

Gottlob? — versetzte ich; — oh, warum lassen Sie sie nicht heimgehen in die Wohnung des Friedens!

Alles hängt jetzt von Ihnen ab! — versetzte er; — reden Sie ohne Rückhalt. Was auch immer für Verhältnisse hier obwalten, die Heilung der Armen ist in Ihre Hände gegeben! Ich hoffe eine wohlthätige Crisis! — Sie rief wiederholt Ihren Namen. Heißen Sie Julius?

Unglückselige! — rief ich; sie hält mich für ihren Geliebten! —

Und ich erzählte dem Arzte Alles, was Sie bereits wissen. Er zuckte die Achsel, und meinte, es wäre besser gewesen, wenn wirklich Julius an meinem Plage stände.

Das mindert unsere Hoffnung wieder bedeutend! — seufzte er. Aber der Versuch muß gemacht werden. Ich will sehen, wie weit sie ist, und wenn sie es verträgt, Sie wieder zu ihr führen —

Er ging, — kehrte aber bald wieder, und fand es für nöthig, ihr erst einige Tage Ruhe zu

gönnen. Bei dem Versuche, ihr den Gedanken zu benehmen, als sei ich nicht ihr Geliebter, war sie in Convulsionen verfallen, und wir mußten sie daher bei ihrer Idee lassen. — Was ich in den drei folgenden Tagen litt, erlassen Sie mir zu beschreiben. Der Arzt bereitete sie geschickt auf eine abermalige Zusammenkunft vor, — und mit unbeschreiblicher Pein begab ich mich am vierten zu ihr.

Als ich zu ihr eintrat, flog sie mir mit freudenglühendem Blicke an den Hals.

Du hast mich lange warten lassen, — sagte sie, — und ich habe Dir doch nichts zu Leide gethan! —

Ich schwieg, — und wischte mir verstohlen die Thränen von der Wange. Sie setzte sich neben mich, strich mir die Haare von der Stirne, und blickte mir liebevoll in's nasse Auge.

Ich habe recht lange geschlafen, — fuhr sie fort; — und recht süße geträumt! — Die Mutter ist böse, lieber Julius, und ich weiß nicht, warum! Bring' ihr unsern Knaben, — sie wird ihn küssen

und mir gut sein! Ach, sie hat ihn recht oft geküßt, — es ist ein schöner Knabe! — Die bösen Leute meinen, er sollte ein recht hoher Herr werden; aber das geb ich nicht zu! Siehst Du, wie ich fleißig war? Ich nähe recht viel, mein theurer Freund; Amalie meinte, das würde Dir Freude machen. Aber, Du sprichst ja gar nicht?

Gute Charlotte! — rief ich; und meine Thränen rollten unaufhaltsam über ihre Hand. —

Das sind Perlen! — sagte sie; wozu diese Perlen, Julius? ich war eine rechte Thörin, daß ich die Perlen liebte! — Bringe sie der Mutter, und sag' ihr, Charlotte sei recht vernünftig geworden. — Weg mit diesem Puge, — das schickt sich nicht für uns! —

Und sie nahm ihren Schleier vom Busen, und riß ihn mitten entzwei.

Gestern bin ich mit Deinem guten Vater spazieren gegangen, — fuhr sie fort; und als wir auf den Kirchhof kamen, da hat ich ihn um eine weiße Locke. Aber, es war sehr kalt, und als er das Haupt entblöste, da fing es an, zu schneien,

und ich verlor seine Hode im Schnee! Ich wollte
e suchen, aber mich froz gewaltig, lieber Julius“ —

Sie fing an zu zittern, und klapperte, hörbar
it den Zähnen. Mir gerann das Mark in den
Gliedern vor Entsetzen. Sie starrte einige Mo-
mente lang nach dem Fenster; — dann fing sie
ut an zu lachen.

„Was Dir der Knabe im Garten für Sprünge
macht! Husch, husch, — mein Kind! Falle nur
nicht! — Sieh’ doch, wie er über die Kreuze und
hohen Marmorsteine springt! Heiliger Gott, —
strauchelt.“ —

Sie stürzte an’s Fenster, und riß es auf,
ehrte aber sogleich wieder, und ließ sich vor mir
auf die Kniee nieder, indem sie ihr Kinn auf mich
stützte, und mir einen herzdurchschneidenden Blick
warf.

„Was that ich Dir denn, Julius, daß Du
mir die Fenster vergittern ließest? Bist wohl sehr
versüchtigt auf Deine Charlotte, mein Freund? —
Weißt Du nicht, daß eine Mutter ihren Sohn
liebt? — Guter Julius, - bitte, bitte! laß’ mir

den Knaben bringen! Wenn ich Dich beleidigt habe, so vergieb mir! — Ach, es sind schon viele Stunden, daß er nicht bei mir war! — Sie meinen, ich hätte ihn zu lieb, und würde ihn verwohnen! O gewiß nicht! — Siehst Du, Julius, manchmal kommt es mir vor, als ob sie mich eingeschlossen hielten. Dann höre ich draußen meinen Knaben rufen, und ich strecke die Arme nach ihm aus, und kann nicht zu ihm kommen! Ach, Julius, dies thut sehr wehe! Bitte, bitte, gib mir mein Kind zurück! — Horch! — stille! — Der Kleine hungert! — O mein Gott, und ich habe nichts, — gar nichts für ihn!“ —

Jetzt entstürzte ein Strom von Thränen ihren Augen, und der Arzt flüsterte mir zu: „Gott sei Dank! das hab’ ich erwartet; — es ist das Erstemal, daß sie wieder Thränen findet; — das wird sie erleichtern.“

Ich werde sogleich schicken, — sagte er zu Charlotte, — und für den Kleinen was holen lassen.

Aber sie antwortete nicht; — Zuckungen und heftige Krämpfe stellten sich abermals ein, — und inbeß Franklin ihrer pflegte, eilte ich wie vernichtet aus dem Hause des Jammers. — Mehrere Wochen lang' wiederholten sich diese fürchterlichen Scenen, über deren Erinnerung ich rasch hinweg-eilen will. — Anfangs kämpfte ich mit mir selber, ob ich Julius, der erst seit Kurzem durch seinen Vater meinen Aufenthalt wußte, von der gräßlichen Entdeckung in Kenntniß setzen sollte; aber, der Gedanke, daß diese Nachricht seinen alten Vater in's Grab stürzen würde, bewog mich, ihm bloß einige wenige, zweifelhafte Andeutungen zukommen zu lassen. Kaum war mein desfallsiger Brief an ihn unterwegs, als ich durch Vermittlung seines Vaters folgendes Schreiben von ihm erhielt;

Madrid den.....

Theurer Freund!

Meine Ahnung trog mich also nicht! — Sie sind in dem Vaterlande jenes Wichtes, der die Unglückliche von meiner Seite riß! — Oh, wären

Sie doch lieber an meiner Seite geblieben; — diese Nachricht hat die herbste Wunde meines Lebens neu aufgerissen! — Aber, was Sie auch immer erfahren mögen, lassen Sie mich in glücklicher Ungewißheit. Ich verlange überhaupt Ihr Ehrenwort, daß Sie niemals, wo es auch immer sei, eine Sylbe über diese Unglückliche und meine Geschichte öffentlich fallen lassen, bevor wir nicht die Gewißheit haben, daß sie aus diesem Leben geschieden ist. Nur ihren Tod melden Sie mir; — und dann mögen Sie thun, was Sie wollen! — Ich habe Ihnen, wenn Sie es so nennen wollen, Angenehmes mitzutheilen. Durch ein merkwürdiges Zusammentreffen von Umständen war es mir möglich, Frankreich einen wichtigen Dienst zu leisten. Der König muß über diesen Erfolg mehr, als gewöhnlich erfreut gewesen sein, denn ich bin seit drei Tagen — decorirt! — Ja, ja, lochen Sie nur; — ich bin decorirt, und empfangen so eben die „aufrichtigen“ Gratulationen meiner Herren Collegen. Aber, meinen Sie, daß ich es wirklich lange auf diesem Posten aushalten werde?

— Gewiß nicht! Es ist wahr, ich kann mit dem Benehmen unsrer Regierung gegen mich nur höchst zufrieden sein. Man thut Alles, um mir zu beweisen, daß Frankreich auch die kleinsten Verdienste um den Staat zu belohnen weiß, — wenigstens glaube ich dies in Bezug auf meine Person sagen zu müssen; — aber, dennoch ist mir nicht wohl um's Herz bei dieser Stellung. — Eine merkwürdige Sache kann ich Ihnen zwar nicht verhehlen — nämlich, daß ich fast gänzlich von meiner bisherigen Abneigung gegen den Begriff „Gesandter“ im Allgemeinen zurückgekommen bin. Etwa die englischen und russischen Gesandten ausgenommen, welche wie fast überall, so auch hier ihre steinernen, oft lächerlichstolzen Herzen übermüthig zur Schau tragen, so finden Sie dagegen unter den übrigen Gesandten oft die ausgezeichnetsten und trefflichsten Menschenherzen, so schroff dieser menschlichen Wärme auch hier und da die Diplomatie zur Seite tritt. Es ist mithin keinesweges meine Umgebung, welche mir diesen Standpunct verleidet, sondern abermals die Menschheit

im Allgemeinen, deren Getriebe von meiner jetzigen Höhe aus auf eine Weise sich darstellt, die mir ewig - neu meine alten Grundsätze in die Seele ruft. Meine amtliche Discretion verbietet mir, Ihnen diesmal Facta vorzulegen; allein, sein Sie versichert, daß ich mit meiner Ueberzeugung von dem Zustande unsrer Tage auch um kein Haar breit weiter gerückt bin, und machen Sie sich gefaßt darauf, vielleicht bald wieder einen Brief von mir aus Paris zu erhalten, falls Sie bis dahin nicht schon selbst zurück sind. Mit Amalien stehe ich in lebhaftem Briefwechsel. Ich weiß nicht, was mich mehr und mehr und so übermächtig zu diesem außerordentlichen Wesen hinzieht, — aber fast fürchte ich, — doch ich täusche mich wohl, also nichts davon. — Melden muß ich Ihnen noch, daß der, allerdings immer unbegreiflicher werdende Schutzgeist mich wirklich auch hier in Madrid verfolgt. Diesmal aber werde ich ihm eine Freude bereiten, denn er will mich zwingen, zurückzukehren, und dazu bedarf es bei mir nicht mehr viel. Gott

lasse unsern Vorhang bald fallen, mein Freund!
Dies wünscht“ u. s. w. —

An demselben Tage, an dem ich dies Schreiben
erhielt, trat Dr. Franklin gegen Abend zu mir
ein.

Freund! — sagte er, — machen Sie sich ge-
faßt auf eine bittre Botschaft —

Um Gott, — rief ich erschrocken; Sie kom-
men von Charlotte —

Ich bringe viel Gutes, — versetzte er, —
und viel Böses! Aber zum Glücke hoffe ich Sie
nicht Unrecht verstanden zu haben, und fühle, daß
das Gute, was ich bringe, Ihren Freund Julius
vielleicht noch unglücklicher machen würde, wenn
ich das Böse nicht zu berichten hätte.

„Schnell, — schnell, — ich bitte Sie! —

So wissen Sie denn, die wohlthätige Crisis,
die ich durch Ihr Zusammentreffen erwartete, ist
seit einigen Tagen wirklich eingetreten, — Char-
lotte hat ihre Vernunft wieder —

Mein Himmel! was sagen Sie!

Vollständig! — Aber, zugleich mit dieser

Vernunfttrübsal ist eine plötzliche Hinfälligkeit und eine Umwandlung im Aeußern eingetreten, wie sie mir nie in solcher Raschheit vorkamen. Alle Zeichen der vollkommensten Abzehrung haben sich eingestellt, und sie kann nicht sechs Monate mehr leben.

O mein Gott! — rief ich. —

Sie werden sie nicht mehr wiedererkennen, — fuhr Franklin bewegt fort; — ein solches Bild des Elendes war mir selbst neu und erschütternd.

Die Natur ist persönlicher, als wir Menschen. Sie sollte nicht sterben, die arme Charlotte, ohne noch einen lichten Blick ins Dasein geworfen zu haben! —

Und weiß sie jetzt, — rief ich, — daß nicht Julius —

Sie weiß es. Sie nennt Sie jetzt beim Namen, und glaubt, ihre Mutter habe Sie heimlich ausgeschiedt, sie in England aufzusuchen. — Auch fühlt und erkennt sie nun ihren wahren Zustand. Morgen erwartet sie uns. Beden Sie keine Bilder des Schmerzes in ihr, und namentlich

melden Sie ihr nichts vom Tode ihrer Mutter. Ein Nervenschlag würde sie auf der Stelle weg-
raffen. Sie wird Ihnen einen Brief an den alten
Vater Rix mitgeben; er ist der Einzige, dem sie
schreiben und durch ihn die Verzeihung des Ge-
liebten erwirken will. —

O möge ihr Gott vergeben! — rief ich; —
Julius hat sie nie gerichtet!

Am andren Tage fuhren wir hin. Es war
das Lehtemal, daß ich sie sah! — Aber, großer
Gott, wie beschreib' ich Ihnen den Eindruck, den
ihr furchtbarer Zustand auf mich machte! Ich er-
kannte sie in der That nicht wieder! — Diese,
einst so unbeschreiblich herrlichen, hinreißenden For-
men waren nunmehr das lebende Bild des Todes.
— Ich fand ein menschliches Scelett, dessen Rück-
erinnerung mir noch jetzt die Haare zu Berge
sträubt.

Als wir eintraten, lag sie, anscheinend ruhig
und gefast, auf dem Lager. Ihre, tief in die
Hölen zurückgedrängten Augen waren matt, geist-
los und halbgebrochen. In der knöchigen Hand

hielt sie ein gesiegeltes Schreiben, das sie noch bei unfrem Eintritte zu wiederholtenmalen küßte.

Ich stürzte sprachlos vor ihr nieder, — aber ihre matte, kaum hörbare Stimme gebot mir, aufzustehen.

„Mein Herr,“ sagte sie mit dem hohlen Tone einer Sterbenden, — „sagen Sie meinem Julius und den Meinen, wie Sie mich wiederfanden. Ich stehe nun bald vor Gott, der mit mir gnädig verfahren, und mir die Handlungen meines Verführers nicht anrechnen wird. Ich habe gelitten und gebüßt; verzeiht mir Alle, denn ich habe Allen verziehen. Sagen Sie meiner Mutter, daß ich ihr eine Schwester zurücklasse, deren bestes Herz sie entschädigen wird! Ich habe hoch hinausgewollt, und bald, — ja, mein Gott! bald werde ich sehr hoch gestiegen sein! Ich habe am Leben nichts mehr zu fordern, — ich habe nie gelebt — es war ein böser Traum! Bald werde ich erwachen! Sagen Sie Julius, daß ich sterbend dieses Siegel küßte, und findet er mich seiner Vergabung würdig, so möge er seine Lippe darauf

drücken, und für die Ruhe meiner Seele beten. Wie verließen Sie ihn? sagen Sie mir Alles!“—

Der Arzt winkte mir, — aber ich konnte ihr nichts verhehlen. Sie erfuhr Alles.

„Gesandter?“ — sagte sie, und eine bleiche Röthe überflog ihre Wangen, — „Gesandter? — Oh, hått' ich das ahnen können! — Doch fort, — fort mit allen Bildern der Erde! Es ist nun Alles aus! — Oh, die Menschen treiben ein böses Spiel mit ihrem kurzen Dasein! — Wohl mir! ich habe ausgelitten, — ausgespielt! Es hat nicht sein sollen, — er wird nun wohl glücklich werden, und auch ich! Ich werde glücklich sein und mich seines Glückes freuen!“

Oh, verzweifeln Sie nicht! rief ich, — es kann noch Alles gut werden!

Meinen Sie? — Nur der Lebende verzweifelt, — der sterbende Reuige nie! Betreten Sie je wieder dies Land, so bitten Sie Julius, daß er Ihnen eine Blume mitgebe. Die pflanzen Sie mir auf's Grab, und erinnern sich dabei, daß mein Herz minder schlecht war, als meine Eitel-

keit. Ich habe nun Niemanden, als Gott. Ich werde mein Kind wiedersehen. Oh, mein armes, armes Kind! —

Ihr Herz blutete, aber ihre Thränenquelle war versiegt. —

Hier, — sprach sie, — nehmen Sie diesen Brief. Er sei Ihnen ein Heiligthum. Reichen Sie mir Ihre Hand — und nun leben Sie wohl! Gibt es eine Jenseitswohnung, wo wir uns wiedersehen, so werden Sie mich reiner wiederfinden, als Sie mich jetzt verlassen! — Ich will für Julius beten — leben Sie wohl! —

Sie drückte einen brennenden Kuß auf meine Hand, und ich schwankte hinauf. Zu Hause angekommen, bereitete ich auf der Stelle Alles zur Abreise. Alle Schätze der Erde hätten mich nicht länger zurückgehalten.

Als ich nach Paris zurückkam, ward ich namentlich von Amalien äußerst freundlich empfangen. Nicht so vom Alten, der wahrscheinlich vermuthete, ich suchte Julius in dem Vorhaben

seiner Rückkehr zu bestärken. Allein, der Brief Charlottens, den ich ihm nach gehöriger Einleitung übergab, wirkte wie mit einem Zauber-
schlag auf ihn, und gab seinem Willen eine völlig neue Richtung. Drei Tage lang erfuhr Amalie, welcher ich das Entschliche mündlich mittheilte, den Inhalt des Schreibens nicht. Der Alte hatte sich eingeschlossen, kam nur dann und wann mit verweinten Augen aus seinem Zimmer, und sprach fast keine Sylbe mit uns. Amalie suchte ihren Schmerz so gut es ging zu bergen, obschon er sie momentan überwältigte, — und ich schwieg mit gepreßtem Herzen, da ein Trost für solche Leiden nicht in Worten geboten werden kann. Erst am vierten Tage schien der Alte etwas gefasster zu sein. Er schickte nach mir und ließ Amalien und mich zu sich kommen. Mit bewegter Stimme hieß er uns, neben ihm Platz nehmen, nahm Charlottens Schreiben von seiner Brust, küßte das Siegel, — dann die Unterschrift, und las:

„Mein Vater!“

„Wenn der Mensch dem Himmel so nahe

tritt, als ich in diesem Augenblicke stehe, so streift er das Gewand des irdischen Landes von seiner Seele, und wird zum Hohepriester der Wahrheit, welche allein im Momente des Todes vor unsre Erinnerung tritt, und frei von den Fesseln der Eitelkeit und des Erdentruges uns das hinter uns liegende Dasein in seinem wahren Werthe und in seiner wahren, träumerischen Nichtigkeit zeigt. Nur der Sterbende weiß und fühlt; — der Lebende glaubt zu wissen und zu fühlen. Ich weiß nun zwar, daß ich Ihrer und der Meinen Verzeihung bedarf, — aber ich fühle, daß ich von jener Schwelle auf Euch herniederblicke, die dem Scheidenden ein Recht giebt, die Beachtung seiner Wünsche zu verlangen; ich fühle, daß mein heimgehender Geist die Gewalt hat, meine Vergangenheit zu richten, und Euch, die Ihr hinter meinem Grabe im Gedränge der Leidenschaften zurückbleibt, ein ernstes Wort der Wahrheit zuzurufen. Was auch immer auf meiner See'e gelaftet haben mag, als sie noch jenen Trugbildern anhing, die Euch lockend auf dem Pfade irdischen Ehrgeizes unge-

ben, — jetzt ist sie frei, — frei von eitlem Ueber-
ragungswünschen, — frei von jener Selbsttäuschung,
die mich aus der Höhe trügerischer Glücksgüter
auf die Bahn des Verbrechens niederschleuderte. —
Ich bin tief gesunken, als Ihr noch fester standet,
— aber nun bin ich sicherer als Ihr Alle, denn
ich schließe den Tod in meine Arme; ich sehe nun
mehr, denn Ihr Alle, und ich habe das Recht,
im Angesichte des mit nahen Gottes zu sagen:
Sie haben gefehlt, gleich mir, lieber Vater! — Sie
haben, wie ich die Höhe des Daseins im äußern
Schimmer gesucht, und die Silberlocken Ihrer eig-
nen Erfahrung wurden besleckt von dem Staube
irdischen Hoheitsdunkels! — Schwer mag es sich
leben für den Gebeugten, der im Staube kriecht,
indess unweit von ihm der goldne Ueberfluß einen
Bevorzugten und Glücklichen umringt, an dem
keine Haarspitze anders ist, als die des Unglück-
lichen; — aber wahrlich! süße ist es, mit dem
einzig-sichren, unsäugbaren Bewußtsein zu ster-
ben: Hinter Dir bleibt keiner lange zu-
rück, — Keiner! Das ist die einzige, mit dem

Schicksale und versöhnende Genugthuung, daß kein Erdengenuss mehr als Sinnentäuschung, — kein Erdenrang mehr als momentanes Spiel, — kein Glück des Ehrgeizes und Reichthumes mehr als diabolischer Spott eines Augenblickes ist, — denn der Mensch lebt am kürzesten von allen Geschaffnen, eben, weil er die Vernunftgabe besitzt, Raum und Zeit zu ermessen, und sich schwerer vom Irdisch-Unermesslichen losreißt, als irgend ein andres Geschaffnes. — Darum aber auch ist für ihn jeder Moment, den er ruhelos verlebt, der unersehbliche Verlust eines ganzen Daseins, — und jeder Moment, den er verlebt, ohne ihn während seiner kurzen Dauer als Daseiend-gedacht verlebt zu haben, ist für ihn der unwiderbringliche Verlust einer irdischen Ewigkeit! — Er schüttle daher, wenn er kann, Alles von seiner Seele ab, was deren Ruhe nur einen undenkbar-kurzen Augenblick stören könnte, — er schüttle von seinem Gemüthe, wenn er kann, Alles ab, was den sich selbst bewußten Gedanken an die ruhig zu erfassenden Augenblicke der Gegenwart nur im

entferntesten trüben oder erschüttern dürfte! — Thut er dies nicht schon für sich selbst, und wirft er das stillverborgen brennende Licht seines Lebens aus der ruhigen, selbstzufriednen Brust hinaus, auf die vom Sturmwinde des Unmuthes durchwehte Straße der Leidenschaft, so wird es schmelzen, und sich verzehren und erlöschen, und er wird ein Todesverbrechen, einen Selbstmord an seiner eignen Glückseligkeit begangen haben! Aber, wehe dem, der nicht bloß sein eignes, sondern auch noch das Licht Andrei aus dem stillen Kämmerlein der Genügsamkeit reißt, um es dem Sturmwinde eitelcr Wünsche zu übergeben! Der wird einen dreifachen Mord begehn, und es nimmer in der Stunde des Todes verantworten können!! — Wohl mir daher, daß es mir nicht gelang, Ihren Julius auf jene Bahn der Eitelkeit zu schleudern, auf der er nun dennoch, ohne mein Zuthun, wandelt! — Und oh! Dreimal wohl mir Armen, wenn ich es vermocht hätte, seinen hohen Geist, als es noch Zeit war, zu erkennen, und mit ihm an den stillen Herd der Genügsamkeit zu flüchten!! Doch — es

ist zu spät! — Zu spät! — Könnten Sie es doch ganz erfassen, dies furchtbare „zu spät!“ — das schon allein mich tödten würde, auch wenn nicht mein Leben jetzt erlöschen müßte! — Rufen Sie Ihren Sohn zurück, wenn es noch nicht „zu spät“ ist!! Oh, rufen Sie ihn zurück von jener Schwelle des Ehrgeizes, die nichts andres ist, als ein mit Blumen belegtes Schaffot, auf dem die blinde Hoffnung dem Henkerbeile des herz- und friedlosen Egoismus zueilt!! — Ich, die Sterbende, beschwöre Sie darum! — Beladen Sie mich mit Ihrem Fluche, aber retten Sie die Seele Ihres Kindes! — Schütteln Sie das rauhe Eis der Hoheitsucht von Ihren Loden, auf daß der milde Schnee der greisen Selbstgenügsamkeit wieder von Ihrem Haupte leuchte; — oh, machen Sie Ihres Sohnes Herz wieder zu dem, was es mir sein wollte! — es ist eine arme, verlassen Sterbende, die Sie bittet! — die Feder entsinkt meiner Hand; — aber, mein Geist ist bei ihm und Ihnen! Ich bedarf nun nichts mehr, als eines kleinen, stillen Lagers für meine müden Glieder, — nichts weiter, als Ihres Ge-

gens und meines letzten Wunsches Erfüllung. Möge Gott mir gnädig sein, und Sie so glücklich machen, als Ihr Herz es verdient! — Sagen Sie meiner Mutter, daß ich ihres Segens würdig sterbe; — sein Sie der Vater meiner Amalie und der Bruder meiner unglücklichen Mutter, und vergessen Sie nicht, daß ich jetzt als glückliche Tochter an Ihrem Halse hänge, wenn ich vermocht hätte, das zu begreifen, was Ihren Sohn auf seiner jetzigen Laufbahn an den Rand des Verderbens führen wird! Charlotte Dulong.

„Und Niemand, — Niemand ist bei ihr in der Stunde des Todes!“ rief Amalie mit erschütterndem Tone, indeß der Alte, den offenen Brief in der zitternden Hand, lautlos vor sich hinstarrte.

„Ich will hin zu ihr!“ — fuhr Amalie fort; — „noch ist sie zu retten!“

Umsonst! — versetzte ich. Das schreckliche „Zu spät“ ist nur allzuwahr. Sie würden sie durch Ihre Ankunft vielleicht um so eher tödten, da ihr Zustand auch nicht die allermindeste Erregung mehr ohne Lebensgefahr ertragen kann. —

Hier ist alle Hoffnung verloren. Sie stirbt als eine Heilige; dies tröste Sie.

So kann ich denn nichts weiter, als ihren letzten Wunsch erfüllen, — seufzte der Alte. — Dies soll geschehen. Ich werde mich dem Willen meines Julius in die Arme werfen, er schlage was immer für einen Pfad ein. —

Oh dann, — dann ist Alles gewonnen! — rief Amalie.

Auch ich, — sagte ich, — erkenne nun, daß mein Amt zu Ende ist. Der Vormund wird um seine Entlassung bei dem Mündel einkommen.

Endlich! — rief Amalie, und reichte mir die Hand, indem ein tiefer Seufzer sich ihrer Brust entwand. —

Der Alte ging und schrieb auf der Stelle seinen Entschluß an Julius, und ich legte ein Schreiben bei, in welchem ich ihm Charlottens Schicksal so mild als möglich kund that. Amalie, die durch Julius bereits mehr wissen mochte, als der Alte und ich, schrieb die Worte unter meinen Brief: — „Ich habe Alles verloren, und Alles gewonnen!

Unser Himmel ist klar, — Alles wird gut gehn.
Eilen Sie in die Arme Ihres Vaters!"

So sollte denn endlich diejenige, welche Alles verdorben hatte, wider ihren Willen und nach den gräßlichsten Leiden Alles wieder ordnen. Das Unglück Charlottens sollte das Glück Amaliens begründen. Nicht ohne Mühe erhielt Julius seine Zurückberufung; nur nach einigen Schreiben an den König bewirkte er dieselbe und die Entlassung meines Mündels erfolgte, da man ihm noch ganz andre Anträge zugebracht, in den schmeichelhaftesten Ausdrücken, indem zugleich ein zweiter und höherer Orden dem ersten hinzugefügt ward, so selten auch dergleichen conservative Verleihungen unter dem Juli-Königthume stattfanden.

Es war etwa sechs Wochen nach meiner Rückkehr von London, als wir ihn eines Abends wieder in die Arme schlossen. Heckebein hatte wahr prophezeit, und Julius, obschon verstört und ergriffen durch Charlottens Geschick, war wie neuverjüngt und in Fülle der Gesundheit. An der Seite Amaliens, die nun wie verklärt vor Freude er-

schien, vergaß er, wenigstens dem äußern Benehmen nach, Charlotten mehr und mehr. Heimlich aber, dies erfuhr ich später durch ihn, sandte er eine bedeutende Summe nach London, die, falls es noch möglich wäre, zu Charlottens Rettung, und wäre es zu spät, zur Hälfte für die Armen des Hospitals und zur andren Hälfte zu einem kleinen Grabmale für sie dienen sollte. Als er mir dies entdeckte, verlangte er von mir eine kleine Aufschrift für ihr Denkmal, und ich schrieb für sie vier Zeilen:

„Ci-gît un coeur brisé, qui n'avait pu comprendre,
Que toutes nos passions ne sont qu'un peu de cendre!
Et lorsqu'il a compris l'état du vrai bonheur,
Hélas! c'était la mort qui en était porteur!“ —

Der Alte sagte von da an kein Wort weiter über Julius Zukunft. Amalie hatte das Ruder, und eine Zeitlang verlebten wir in glücklicher Unthätigkeit, in einem *do'ce far niente*, nur unterbrochen durch Acte der Böhthätigkeit, welche Julius allein zu beschäftigen schienen. Wir durchstreiften oft die einsamsten Winkel, und suchten das Elend in seiner ganzen traurigen Gestalt auf, und nicht lange dauerte es, so wußten die Armen und Kranken

vieler Stadtviertel, daß es nicht bloß einen kleinen „Blaumantel“^{*)}, sondern auch noch andre Herzen gebe, welche menschlich zu fühlen und mitzutheilen verständen.

Hätte uns nicht unwillkürlich und fortwährend die Jammergestalt Charlottens vorgeschwebt, wir hätten jene Zeit unsre glücklichste nennen können.

Auf einer dieser Wanderungen nun war es, wo wir in einem Buchladen das Werk: „Die Europäische Pentarchie“ ausgestellt fanden. Julius kannte es durch und durch, und machte sich in heisenden Wizen darüber lustig. So meinte er unter Andreem, daß, wenn es sich jemals fügen sollte, daß die Europäische Menschheit sich auf ein allgemeines Schnapsreich reducirt sähe, in welcher ein Brandtweinbrenner die Knute als Scepter führte, dann würde es für Europa nichts Wohlthätigeres geben, als sich unter den Schutz des edlen und freisinnigen Rußlands zu versügen. — Amalie

*) So nennen die Pariser einen dort lebenden Wohlthäter, der es sich zum einzigen Gesichte gemacht hat, die Nothleidenden zu unterstützen.

stimmte dem bei, — meinte aber, es müßten dann allen Europäern bei der Geburt die Nasenlöcher erweitert werden, damit der nervenstärkende Geruch der russischen Tuchten rascher eindringe, im Falle nicht etwa unsre Haut selber zu Tuchtenleder gegerbt werden könnte. — Den Namen „Schnapps“ wollte Julius zu einem Imperativ stempeln, und behauptete, Rußland stelle sich vor: als es vom lieben Gott geschaffen worden sei, habe dieser mit dem Finger auf das übrige Europa gezeigt, und ausgerufen:

„schnapp's!“

Wenn daher die Russen nach uns schnappten, so läge das in einer höheren Bestimmung.

Als wir nun am andren Morgen beim Alten wieder zusammenkamen, so erzählte uns Amalie einen sonderbaren Traum, den sie gehabt habe.

„Mir war,“ — sagte sie, — „als sähe ich mich in einem ungeheuren, von Wiesen, Bächen, Seen, Teichen und Blumengärten durchschnittenen Raume, an dessen einem Ende das Meer wogte, während an einem andern Ende ein dunkler Fled

sich befand, den ich für Schlammgrund erkannte. Dicht an meiner Seite stolzirte ein mächtiger Hahn, mit einem blau-weiß-rothen Kämme; nicht weit von diesem sah ich einen wohlgeglätteten und wohlgeschniegelten Biber, der wohlgemuth in die Runde schaute, und von einer Sandgegend aus, seine Blicke herausfordernd nach einem schönen, von Weinbergen begrenzten Flusse richtete, hinter welchem er die Bewegungen des Hahns sehr aufgebracht zu verfolgen schien. Diesen Beiden aber sah ernst und ruhig aus dem Schatten eines markigen Baumes, welcher ein, dem Habsburger Schlosse ähnliches Gebäude beschattete, eine Eule zu. Sie schien das helle Licht nicht vertragen zu können, sah aber doch genug, um zu wissen, was Hahn und Biber miteinander beginnen würden. Da, — plötzlich ertönt ein widriges, abscheuliches Grunzen, und von jenem fernen schwarzen Flecke her entwindet sich ein schmutziges, mächtiges Stachelschwein seinem Schlamme, und nähert sich den ersten Dreien, indem es ringsumher Alles benagt, mit seinen Stacheln beföhlt, sich über Blu-

men und Blüthen schadensfroh und sich kragend hinwälzt, und endlich, einen unaussprechlichen Luchtergeruch um sich verbreitend, mit grinsendem Blicke zwischen Biber und Eule tritt. — Kaum ist es daselbst angelangt, so höre ich am andren Ende das Meer brausen, und mir wurde schlecht und unheimlich zu Muth, denn ich sah eine heuchlerische heimtückische Inself Schlange sich an's Ufer wälzen, deren Farbe in's schwarzgelbe, etwa wie ein Gemisch von Porterbier und Ale, hinüberspielte. Bei dem Anblicke des Stachelschweins hatte der Hahn gekräht, wie wenn er die Andren zur Wachsamkeit auffordern wollte; als er aber die Schlange erblickte, ward er wild; sein Kamm schwoll, — feuriger Ingrimm blühte aus seinem herrlich-edlen, stolzen Auge, und seine Sporen drehten sich unwillkürlich, wie wenn er jeden Augenblick auf die Schlange zuspringen wollte. Diese Bewegungen des Hahns, der den Character der Schlange und des Stachelschweines richtig durchschaute, und seine Flammenblicke bloß gegen diese Beiden richtete, wurden aber von der Eule, weil der

Hahn zu sehr im Sonnenlichte stand, und von dem Biber, weil er jene, auf das hinter ihm lagernde Schwein gerichteten Blicke, mißverstand, sehr übel genommen; und da der Hahn, in die Nothwendigkeit versetzt, seinen Standpunkt beizubehalten, sich nicht nähern und verständlicher machen konnte, so machten Schlange und Stachelschwein den andren Beiden leicht glauben, dieser Hahn habe es auf sie Alle miteinander abgesehen, — und so sah ich denn plötzlich, wie jene Viere sich friedlich zusammenbegaben, und einen Bund gegen den Hahn errichteten. Ohne Zweifel wäre es denn auch zum Kampfe jener Viere gegen den Hahn gekommen, wenn nicht die Mäßigung der Thiere, welche mit einem leise gemurmelten „Man kann doch nicht wissen“ zwischen die Erhitung trat, das Zusammenprallen noch verhindert hätte. Allgemein schien aber die Meinung der Viere zu sein, daß der Hahn sich jenes vor ihm befindlichen Flusses zu versichern gedächte, und namentlich war es daher der Biber, der seine Vorichtsmaßregeln dagegen ergriff. — So standen die

Sachen, als mit Einemmale die Schlange anfang, sich mit dem Hintertheile um den Baum der Eule zu ringeln, indeß sie, so oft sie sich vom Biber unbemerkt glaubte, dessen Gebäude mit ihrem Speichel benetzte, um die Grundlagen desselben zum Faulen zu bringen. — Nun spannte die Eule die Flügel, reckte sich aus ihrer leichtgläubigen Lethargie in die Höhe, und beguckte von oben die hintere Inseischlange, wie wenn sie sagen wollte: „Ei, ei, Madame, Sie scheinen ja schütteln zu wollen?“ — Indem nun die heuchelnde Schlange dem nicht minder heuchelnden Stachelschweine verstoßne und gierige Blute zuwarf, bemerkte plötzlich der Biber, was an seinem vordern Baue vorging. Er eilte, der Schlange einen misstrauischen Blick zuwerfend, an die bespeichelten Stellen, — als er plötzlich hinter sich wühlen hört. Erschrocken blickt er um sich, und sieht das Stachelschwein schon halb in seinem Hinterbau eingegraben, mit dem augenscheinlichen Bemühen, die ganze Geschichte zu unterwühlen und umzuflürzen, während, wie wenigstens das wühlende Schwein vermuthete, die Eule von

der Schlange in Schach gehalten ward. Jetzt gab es furchtbaren Lärm, und der gute Biber gerieth momentan in Verzweiflung. Auf seinen stehenden Blick an die Eule, versetzte diese kalt: „Siehst Du nicht, daß mich der Schlangenschwanz bedroht? Ich habe mit mir selbst zu thun!“ — Das Stachelschwein aber wühlte von hintenher immer tiefer, und der Kopf der Schlange sich hinterlistig gegen die Gegend wandte, wo das Schwein durchzubrechen schien, und ihr Bahn alles Gift dahin lenkte, wessen sie habhaft war. Nun endlich, in der entsetzlichsten Angst, — richtete der Biber seine stehenden Blicke gegen den Hahn, und dieser, obschon erkannt und hart geschmäht, vergaß alle Beleidigungen, und eilte, damit wo möglich erst das Stachelschwein vernichtet würde, dem Bittenden zu Hilfe. Indessen hatte die Eule aus eigener Nothwehr den Schwanz der Schlange gefaßt, und war so geschickt, daß sie vom untern Baumstamme nicht los kommen konnte, und in höchster Wuth ihren Geifer auf sich selbst spritzte. Als nun das Stachelschwein, das, wie bekannt, einen angeborenen

Haß gegen den Hahn hat, dessen Stimme so nahe hörte, quetschte es sich aus der bereits gegrabenen Vertiefung heraus, und rückte ihm, alle Stacheln schwellend, entgegen. Es kämpfte allerdings mit vieler Kälte und einer Art von eisigem Pblegma, allein der Hahn, der aus Ueberzeugung wußte, daß dies Schwein bloß in seinem eignen, heimatlichen Schlammte schwer zu besiegen ist, manövrierte in solchen Wendungen, daß er es mit seinem stachelichten Theile gegen den Wiber zu brachte. Nun rief er diesem zu, mit seinem festen, hartschuppigen Schwanze die Stachelspitzen krumm zu schlagen, und es dauerte nicht lange, so suchte das Schwein den Nüchweg anzutreten, ward aber von den Beiden gegen jenen weinbegrenzten Fluß zu getrieben. — Kaum war es daselbst angelangt, so gelang es der Schlange, welche nun eine Wendung des Schweines vom Flusse aus in's Meer befürchten mochte, sich mit einem gewaltsamen Rucke, und indem sie der Gule ein Stückchen Schwanz im Schnabel ließ, loszumachen, und im Vereine mit Hahn und Wiber stürzte sie auf das Stachelthier

los. So ward denn das Schwein endlich gepackt, und, zwar etwas melancholisch aber höchst anständig ersäuft. — Die Schlange wollte sich nun breit machen, aber man hatte ihren Character weggekriegt, und sie wurde gefasst und wäre ohne Zweifel auch auf ewig abgemurkst worden, wenn nicht die Betrachtung, daß sie doch einigermaßen mitgeholfen habe, und anderntheils ihre Insel sehr leicht unschädlich gemacht sein würde, ihr Gnade zugezogen hätte. Man riß ihr die langen mastartigen Giftzähne aus, hieb ihr das glatte Fell anständig durch, und schickte sie gewirigt nach Hause. Nun dankte der Biber dem Hahn, und dieser ging friedlich und ruhig auf seinen Standpunct zurück. Der Biber wandte sich zur Eule, und fragte sie, ob sie mit ihm eine ewige Allianz eingehen wolle; aber die Eule sagte kalt: Das ist nicht meine Gegend, und's geht mich nichts an; ich schließe mich für mich selbst ab. — Da endlich erkannte der Biber seine wahre Lage. Er trat an den Fluß, und sagte dem gegenüberstehenden Hahne: „Ich sehe ein,

daß es nur Eine wirkliche Macht gibt, welche uns vor Gule, Schwein und Schlange zugleich bewahrt; — diese Macht heißt: „festes, und unerschütterliches, auf das Prinzip der Freiheit, der Aufklärung, des ungefesselten Gedankens und Wortes, der Wachsamkeit und der nicht-jesuitischen, ächten Fortschrittsliebe basirtes Anschließen zwischen Hahn und Biber!“ — Und der Hahn frähte vor Freude, und rief: „Endlich sehen die Blinden! — Ja Biber, — Das ächte Tageslicht kennt und begrüßt Keiner so froh als der Hahn! Du bist geschaffen dazu, den Damm hinter Dir aufzuwerfen, und die Schritte der gefräßigen Stachelschweine aufzuhalten: — und mich hat die Natur bestimmt, zu wachen, wie Du noch so eben sahst, damit das Nichtswürdige seinen Untergang finde, es komme von was immer für Seite!“ —

So sprach der Hahn, — die Beiden näherten sich, — und ich erwachte.“ —

Ein herrlicher Traum! — rief Julius; aber wahrscheinlich bloß ein — Traum!

Indessen stellten sich auch Gascolin und Heckebein wieder besuchend ein. Die Versammlungen wurden im Ganzen lustiger und weit weniger schwärmerisch, als früher. Noch zwar war ich der fesselnde Vormund, — aber die Hauptlast, — der Wille des Vaters, — war von Jules Brust abgewälzt, und es gab Stunden, wo wir ihn sogar ausgelassen fanden, so daß er mich häufig an meine eigne Beniglichkeit erinnerte, der ich, wie Sie, liebe Thymian mir häufig selbst bemerkten, bald der südeste, ausgelassenste und unterhaltendste Gesellschafter, bald der trockenste, byrochondrischste und abschreckendste Wär bin, — ein Umstand, der mir sehr oft schadete, indem man dann mein Stillschweigen für Stolz, meine üble Laune für Arroganz und meine bitteren Ergüsse für absprechendes Wesen nahm. Die eigentliche Grundlage aber war bei Julius und mir ganz dieselbe. Ich falle aus dem heitersten Lachen in die bitterste Stimmung wenn mein Blick auf einen Armen, Elenden,

oder Gebrückten fällt; mein Gefühl hab' ich noch nicht todtſchlagen können. Andre vertrinken oder verſpielen ihre Menſchlichkeit, wie man ſagt, — aber, da ich leider weder trinke, noch ſpiele, ſo werd' ich wohl mein Lebenlang ein Menſch bleiben müſſen. Uebrigens erkannte ich bald, daß unſrem Julius nicht ſo recht zu trauen war. Er brütete, — das merkte ich, — und ſeine Seele beſchäftigte ſich mit einem Entſchluffe, der uns nur allzubald klar werden ſollte. —

Kaum hatte Gaſcolin ſeine Beſuche wieder bei uns erneuert, ſo ſchien ſich auch die Regierung wieder ernſtlicher um uns zu bekümmern. Dieſer Gaſcolin, — der allerdings, wie der Deutſche ſagt, es tüchtig hinter den Ohren hatte, — ſchien dem Miniſterium ein böſer Zwiſchenpoſten zu ſein; — man kannte ſeine Grundſätze, und wußte, daß er nur allzuleicht auf ein reizbares Gemüth damit einzuwirken vermochte. — Ich vermuthe daher, daß der höchſtmerkwürdige Antrag, der in dieſen Tagen unſrem Julius ſo unverhofft

gestellt ward, zum Theil aus Vorsicht gegen Gascolins etwaige Absichten entsprang.

Wir saßen eines Nachmittags traulich beisammen, als ein Cabinetscourier meinen Bündel abermals nach Hofe beschied. Er ging frohen und heitren Gemüthes dahin, und wir glaubten ihn schon wieder in alle Welt gesandt zu sehen, als er zurückkam, und uns meldete: man habe ihn mit mehr als gewöhnlicher Auszeichnung empfangen, ihn der gnädigsten Zuneigung des Königs wiederholt versichert und ihn verblümt gefragt, ob er wohl, falls diese Ausnahme gemacht werden würde, den — Barontitel annähme?

Amalie schrie laut auf bei dieser Nachricht. — Der Alte seufzte, und murmelte: „Ja! wenn ich noch einen Willen haben dürfte!“ —

„Sie werden doch auf keinen Fall acceptiren?“ — sagte Amalie etwas herrisch.

Sein Sie versichert, daß ich den Titel ausschlagen werde, — versetzte Julius; — nicht etwa, weil ich die Absicht des Königs nicht zu schätzen wußte, oder den Adel haßte um des Adels willen.

Nein! ich werde ihn ausschlagen, weil ich erstens fühle, daß mich dieser Titel weder besser, noch schlechter machen würde, und zweitens, weil ich aus Gründen und Erfahrung einen wahren horreur vor dem neugebacknen Adel habe. Der größte Theil des neugebacknen Adels hat seine Titel erhalten, als er bereits kein Menschenherz mehr hatte, und wie sollte er dies Menschenherz seit dem erhalten haben? — Nicht um Alles in der Welt würde ich mich umkneten lassen, um in eine Gesellschaft zu treten, die sich blos eine neue Kruste über ihre alte Verschimmung backen ließ. — Ja! es gibt allerdings noch einen Standes-Adel, der mit Seelen-Adel verbunden ist. Was auch immer die Unwissenheit oder die bornirte Gemeinheit sagen mögen, so habe ich doch aus eigner, unumstößlicher Erfahrung, die, vielleicht werkwürdige und manchem Gegner nicht angenehme Gewissheit erlangt, daß es bei gewissen, sich selbst fühlenden und als Typus und Muster moralischer Bildung betrachtenden Menschclassen Gemüths- und Herzens-Entartungen gibt, die auf der einen Seite eben so un-

begreiflich, als auf der andern Seite wohlthuend sein dürften. — So zum Beispiel ist es unwiderleglich entschieden, daß Sie in Frankreich im Allgemeinen die trefflichsten und edelsten Menschengemüther gerade unter dem alten Adel finden. Ich sage, im Allgemeinen, denn wo wären nicht schlimme Auswüchse zu finden?

Ich muß Ihnen beistimmen, — versetzte ich; — meine Erfahrung ist ganz dieselbe. Es gab Augenblicke, wo ich mir selbst zurief: „wäre ich nicht Verfechter der politischen Freiheit, so wünschte ich, jenem alten Gebiete anzuhören.“ — Ein Mann von Ehre hält unerschütterlich an der erlangten Ueberzeugung und Wahrheit. Ich könnte meinen eignen Sohn des Todes würdig erklären, wenn er schlecht wäre, — aber auch meinem ärgsten Feinde lasse ich Gerechtigkeit und Anerkennung widerfahren, wenn er sich durch eine gute Handlung auszeichnet. Dies ist mein, nie zu ändernder, Character, — und somit muß ich Ihnen gestehen, daß ich meine schönsten Stunden mit in jenen edlen Kreisen zubachte, von denen eben die Rede ist. Sie finden edle,

herrliche Menschen unter allen Ständen, — aber das etwaige herkömmliche Vorurtheil abgerechnet, gewiß die bei weitem größte Anzahl unter dem alten Adel, namentlich einiger größeren Staaten. England muß ich freilich gänzlich ausschließen, und, was den Begriff „Mehrzahl“ betrifft, auch Rußland.

Wollte ich, — fuhr Julius fort, — die Blicke etwas ernster auf diesen Umstand heften, so müßte ich seufzend ausrufen: „Es hätte Vieles anders sein und werden können, wenn nicht auf der Bahn des Fortschritts Betäubung, Wahn und Blindheit gegeneinander gerannt wären!“ — Aber, — ich will mich nicht auf's Neue quälen. Genug — ich verführe!

Er setzte sich nieder, und schrieb einen äußerst höflichen, wenn auch etwas spitz motivirten Absagebrief an den Minister.

Am nächsten Abend aber erhielten wir folgendes Schreiben von unsrem, wie uns schien, gleichfalls heitrer werdenden, Schutzgeist:

„Mein Herr! — hätten Sie dieß unseelige

„von“ nicht ausgeschlagen, so müßte ich Sie Herr „von Sinnen“ tituliren; aber, Gott sei Dank! Sie sind bei Verstande geblieben, und wenn Sie so fortfahren, sollen Sie bald die Freude erleben einen „Rath von Jemand“ zu empfangen, der Ihnen andeuten wird, warum Sie ein Herr Schützling „von Mir“ sind. Ich selbst bin zwar geadelt, und meinen Namen erfahren Sie noch nicht; aber, soviel werden Sie eingesehen haben, daß ich der einzige „von Allen“ bin, der es wahrhaft treu mit Ihnen meint! Gut berathen waren Sie bis jetzt „von Keinem;“ aber, ich lasse Sie nicht eher, als bis Sie einen gewissen Herrn „von Sich“ verabschiedet haben, der sich nun Einmal vorgenommen zu haben scheint „von Vormundswegen“ dumme Streiche machen zu lassen!“ — Ihr Diener „von Tretwegen.“

Alle Wetter! — rief ich, — das geht wohl wieder auf mich!

Wahrscheinlich! — lachte Julius. Schlagen Sie in die Luft, vielleicht treffen Sie diesen Geist.

Aber, seinen Rath werde ich wohl nicht mehr zu empfangen brauchen, denn ich bin nun ernstlich und unwiderruflich mit mir im Reinen!

Letztes Kapitel.

Rig wird Minister, geht nach Hof und — —
wird vollkommen gescheit. Der Schug-
geist entbedt sich. Ein Schild in der rue
de Clichy.

Na, — — endlich, liebe Thymian! Schen-
ken Sie mir die letzte Tasse ein, denn heute sin-
gen wir das Liedlein aus. Nun kriegen Sie mich
nicht sobald zu sehen, denn eine so große Geschichte
erzähl' ich Ihnen nicht so schnell wieder; es sei
denn, daß unser gute Rig noch Einmal Lust ver-
spürte, in der Welt herum zu schwimmen, — dann
freilich werd' ich nicht säumen, seine neuen Fahr-
ten bekannt zu machen.

Vor Allem erfahren Sie denn heute, daß mich
Julius bald nach jenem letzten Schreiben des Schug-

geistes, meiner Vormundschaft feierlichst entließ, daß er sich dabei bedeutend auf die Hinterbeine begab, und ich mit gefalteten Händen eine grasse Strafpredigt anhören mußte. Daß er von Anfang herein vollkommen richtig gesehen und geurtheilt hatte, begreifen Sie nun wohl eben so gut, als ich es begriff. Er war nun Hahn im Korb, und wir andren Alle beugten uns vor seiner Weisheit, wie man zu sagen pflegt. Als ich jene Strafpredigt erduldete, befanden wir uns so ziemlich Alle versammelt. Amalie lachte über mein reuiges Aussehen, wie besessen, Doctor Heckebein hielt mir eine Lanzette unter die Nase, um mir im Falle plötzlicher Schwäche zur Ader zu lassen, und Gascolin brachte mich durch spöttische Mienen zur Verzweiflung. Als aber Julius seine Strafrede, die nicht ohne Seitenstacheln für seinen ehrgeizigen Asten waren, endlich geschlossen und mich meines vormundtschaftlichen Purpurs entkleidet hatte, erhob sich Vater Riß, und predigte mich gleichfalls an:

„Mein Herr und Freund!“ — sprach er, —

„wir haben Beide gefehlt, dies ist wahr; aber ich handelte wenigstens so, wie ich wirklich fühlte und dachte. Dies thaten Sie nicht. Sie sind ein feiner Schelm, mein Verehrtester; — denn, indem Sie sich bloß anstellten, als ob Sie mir beistehen, und meinen Julius von meiner Idee des Glückes überzeugen wollten, haben Sie eigentlich ihm beigestanden, und seine Heilung zu bewirken gesucht, indem Sie listig meinen falschen Grundsätzen entgegentraten. Indem Sie Julius anscheinend vorwärts und den Berg der irdischen Hoheit und Eitelkeit hinauf stießen, blieben Sie bei jedem Schritte pfiffig stehn, und zeigten ihm da bloß die Giftpflanzen, wo er doch, meinem und Ihrem Willen zufolge nur lohnende Blüten der Größe finden sollte! — Frage: ist dies wahr oder nicht?“

Pater peccavi! — sprach ich, und Heckscheins Lanzette fuhr meiner Nase etwas näher.

„Hätten Sie,“ — fuhr der Alte zu mir fort, — „mich gleich Anfangs Ihre wahre Gesinnung merken lassen, hätten Sie mir mit Einem Worte

gleich Anfangs und recht verb gesagt, daß Sie eigentlich im Herzen Jüdes Ansichten theilten, während Sie sich anstellten als mißbilligten Sie solche, dann würde ich vielleicht Ihren Gründen nachgegeben haben, und wir hätten viele, viele Leiden nicht erduldet, die über uns hereinbrachen. Ich frage Sie, meine Herren, — hab' ich Recht?"

Ja wohl! — rief Heckebein, — und meine Nasenspitze fühlte einen Strich.

„Sie haben eine Zunge im Munde, die sich mit jeder andren messen kann,“ — fuhr der Alte fort; — „Sie haben eine Suade, vor der Einen der liebe Gott bewahren möge. Aber, wären Sie mit dieser Suade offen und streng gegen mich losgegangen, — hätten Sie mir die Welt so gezeigt, wie ich sie jetzt erst, in meinem späten Alter, kennen lernte, — hätten Sie Ihre vielseitige Erfahrung gleich Anfangs auf mein Haupt ohne Schonung ausgeschüttet, so bin ich fest überzeugt, ich hätte nachgegeben, und wer weiß, in welcher glücklichen Vereinigung wir Alle, — verstehn Sie? — wir Alle jetzt lebten! —

Er schwieg, und Thränen erstickten seine Stimme, — denn er sprach von den Todten. —

Laßt die Todten ruh'n! — rief Gascolin; denn diese hat doch wahrlich unser Freund nicht auf dem Gewissen!

Ca va trop loin! — sagte Julius. Lassen wir's gut sein.

„Lasset uns schweigen und Gutes thun,“ — sagte der Alte, mir die Hand zur Versöhnung reichend. — „Ich werde mich auf kein Schlachtfeld des Lebens mehr begeben, denn ich bin nun Invalide!“ —

Invalide? — rief ich; — mein Gott, was rufen Sie da in meine Seele zurück! Habe ich doch, weiß Gott, bisher ganz unsren alten Deschamps vergessen!

„Das ist wahr! — versetzte der Alte; — wir versprochen ihm ja, ihn von Gabrielens Gesinnungen zu benachrichtigen.“ —

Gascolin frug uns um das Nähere dieser Sache, und rief: „Da muß noch heute Rath geschafft werden. Ist der alte Kaisersoldat indessen

nicht in's Elysium gehnkt, so müssen wir hier Hochzeit haben!"

Hochzeit? — murmelte Amalie, — und ihr Blick wandte sich gegen Julius, der einen tiefen Seufzer ausstieß.

Wir schritten alsogleich zum Werke, und noch denselben Tag ward ein eigner Bote mit einer Summe Geldes abgeschickt, um Deschamps ohne Weitres nach Paris zu bringen. Unterdessen nahm es Gascolin über sich, die gute Gabriele auf seine Ankunft vorzubereiten. Die Alte war außer sich über dies unverhoffte Glück, und wir Alle nahmen herzlichsten Antheil an ihrer Freude. Sie kam zu uns, um sich zu bedanken, und fand namentlich in Amalien eine treue Stütze. Deschamps hatte ruhig der, so überlange ausbleibenden, Antwort geharrt und acht Tage später, — sein Mantelsäckchen war bald gepackt, — lag er in den Armen seiner Schlachtengefährtin. Bald wurde diese merkwürdige Verlobung bekannt, und von allen Seiten liefen anonym Geldbeiträge für die Verlobten ein. Julius hätte diese Summen gerne ab-

gewiesen, wenn er die Zusender gekannt hätte. Mir waren sie ein neuer Beweis jenes französischen Patriotismus, der überall, wo die Gelegenheit sich bietet, wirklich handelt, ohne lächerlich zu prahlen und zu versprechen, und meine Bewunderung für diese wahrhaft große Nation mehrte sich mit jeder Stunde. Binnen vierzehn Tagen waren für die Hochzeit eines alten Invaliden und einer Marktenderin bloß an fremden, anonymen Beiträgen und aus Paris allein über 18000 Frank's eingegangen; wenn man dagegen erwägt, wie schwer es bei deutschen Monumentsammlungen der berühmtesten Genien hält und hielt, einige tausend Gulden zusammenzuscharren, so wird uns außer der ausgedehnten, deutschen Geldarmuth noch manches Andre klar. Die Mainzer haben, wie man sagt, noch jezt an ihrem kleinen, unansehnlichen Gutenbergmonumente zu zahlen, und wenn die Wunsiedler nicht ein halbhundert Aecker mietthen und bestellen, um Geld aus Kartoffelversteigerungen zu gewinnen, so werden sie schwerlich ihren Jean Paul im Bilde aufstellen können. Es gibt auch

unter den neueren Franzosen eine Masse von Geizhalsen und Scharr-Hamstern, die mit dem Ellbogen nicht in die Tasche können; — aber

„Le genie avant tout!“

sagen sie dennoch, und, wo es geistige Interessen gilt, da schließt sich sobald Keiner unter ihnen aus. Ich erinnere mich, daß, als ich Ende 1835 nach Mühlhausen in Elsaß kam, ich bei der Mittagstafel einen Concertzettel von einem mir gänzlich unbekannten Virtuosen auf dem Tische fand. Als ich ihn las, trat der Kellner, ein blutjunger Bursche aus dem Innern Frankreichs hinter mich, und fragte:

„Nun mein Herr? werden Sie in dies Concert gehen?“ —

Ich? — sagte ich; — ich kenne diesen Namen gar nicht, und der Mann scheint eben kein großer Künstler zu sein.

„Mag sein!“ — versetzte der Kellner; — „aber ich, ich gehe hin!“

Sie? — versetzte ich; — verstehen Sie denn Musik?

„Nein, mein Herr!“ — erwiderte er; — „aber der Mann soll Weib und Kind und auch Talent haben. Er kann noch immer ein Künstler werden, und wir Franzosen sagen: „il faut faire marcher le talent!“ — Ich gewinne hier nicht viel; — aber, ich werde den Mann unterstützen, und dafür einen neuen Hut weniger kaufen!“ —

Damit ging er weg, und warf mir einen biterbösen Blick zu. Ich aber hält' ihm um den Hals fallen mögen. Ja, — sagte ich zu mir selbst, — eine Nation, die dergestalt sich selbst in ihren untersten Bürgerclassen repräsentirt sieht, muß wahrhaft groß sein! — Ich gedachte dabei, Schillers, Webers, Beethovens und Andrer, und seufzte: „oh, warum bist Du da d'rüben geboren!“ — Stellenweise finden Sie freilich auch in Deutschland dasselbe edle Prinzip, — aber leider! sind diese Stellen meist gerade die ärmsten, und man kann von ihnen sagen, „der Wille ist gut, aber die Tasche ist schwach.“ So z. B. herrscht in dem kleinen Thüringen an vielen, selbst kleinen Orten:

ein Kunstsinne und ein Gefühl für Geisteswerth, welche, wenigstens dem edlen Willen nach, ganz große deutsche Städte weit hinter sich lassen dürften. — Ich bin überzeugt, daß, wäre Beethoven z. B. nur nach dem kleinen Schleusingen, oder auch nach Coburg, obschon Letzteres sich zu Franken rechnet, gegangen, er mit minder zerrissenem Herzen gestorben wäre. Von vielen andren Orten Deutschlands läßt sich ganz dasselbe Gute behaupten; — nur, wie gesagt, — der treffliche Wille stickt zwar im Herzen, allein der Herzbeutel ist leider kein Geldbeutel! Noch muß ich hier, um gerecht zu sein, der Einwohner Berlins gedenken, aber auch namentlich der Berliner Juden, die sich im Allgemeinen wenigstens, durch eine Bildung und eine Kunstunterstützung auszeichnen, wie sie bei ihren Glaubensgenossen in der gesammten Welt nicht wieder gefunden werden dürften. — Wenn Sie in Berlin einen ungebildeten, oder rohen und stumpfsinnigen Juden finden, so können Sie wenigstens Beihnmal gegen Einmal darauf wetten, daß er kein wirklicher Berliner ist. In der

That, wenn eine ächte Regeneration des Judenthums möglich wäre, so müßte das Erziehungssystem desselben die Berliner Glaubensgenossen als Muster aufstellen.*)

Aber gewiß ganz außerordentlich merkwürdig ist es, daß, während in ganz Frankreich der edelste und aufopferndste Kunstsinu das Mark aller Classen ohne Ausnahme durchbringt, gerade an dessen fast unmittelbarer Grenze, an dem Rheinstrome der ächte oder wirkliche Kunstsinu wie mit der Scheere weggeschnitten ist! — In der That, — wenn sich jemals das Sprüchwort „die Extreme berühren sich“, bewährt hat, so ist es hier!! — Zwar wird in einigen Rheinländischen Blättern auf eine wahrhaft furchtbar-lächerliche und komische Weise gelogen, und wenn ein nicht selbst Dortgewesener dies liest, so muß er meinen, an diesem herrlichen Rheinstrome wälze sich Alles in Kunst und Talent herum. Aber, der Schleier fällt, sobald man selbst

*) Daß es übergens auch in Berlin nicht an solchen Ausnahmen fehlt, darf nicht erst bemerkt werden. Aber, wo sänden sich diese nicht! —

prüft. Am ganzen Rheine zum Beispiele, wie in Mannheim, Mainz, Cöln, Düsseldorf, schwimmen die Theater kaum mit der Nasenspitze über dem Wasser, und sind fortwährend dem Ersaufen nahe! Ein Director nach dem andern macht Banquerott und geht durch, und man kann wirklich sagen, daß am Rheine ein durchgängiger Kunstsin zu bemerken sei. — Dagegen aber finden Sie daselbst, wenn z. B. an verschiedenen dortigen Plätzen der Carnival herannahet, eine ganz eigne, sonst nirgends bemerkbare Krankheit, — nämlich das sogenannte Pfandhaus-Schweissfieber. Wenn Sie in jener ohrbetäubenden, völlig verrückten Jubelzeit mancher prachtvoll gekleideten Maske das Oberkleid abziehen würden, so würden Sie häufig einen hemdlosen Jubler entdecken, der Ihnen das schöne Langbein'sche Gedicht „das Hemd des Glücklichen“ lebhaft in's Gedächtniß rief, obschon dieses Carnevals-Glück mehr das der Betäubung und Betrunktheit, als das der wirklichen Freude ist. Heute ist der Carnival vorbei, und morgen vielleicht schon sehen Sie vor den Äpfeln einen

hagern, skelettartigen Bauern „wegen Straßenraubs“ zu lebenslänglicher Zwangsarbeit verurtheilen, weil er im gräßlichsten Hunger und namenlosen Elende auf offener Landstraße einen — — Laib Brod von einem Wagen nahm!!!!*) Zu derselben Zeit aber wird eines der verruchtesten Subjecte**), dessen Anwesenheit alle redlicheren Einwohner nur mit Abscheu und gerechter Entrüstung gezwungnermaßen dulden, nach wahrhaft meuchelmörderischer Ueberselung eines an Krücken gehenden Gelehrten zu bloß — — — — zweiundvierzig Kreuzer Strafe, etwa acht Groschen, nach überwiesenen Verbrechen verurtheilt.“ — Aber der Elende speichelleckt im Staube der Carnivalsversammlungen.

*) Buchstäblich aus dem Rheinischen Leben! —

**) Zur Ehre von Mainz muß übrigens bemerkt werden, daß alle dortigen Gebildeten ohne Ausnahme hoch erkaunt waren über jenes Urtheil.

Doch, — ich verliere mich ja ganz vom Thema.

Die Hochzeit des wackern Deschamps mit der trefflichen Gabriele ward mit allem möglichen Pompe gefeiert. Julius ließ dabei in einem großen Garten Tafeln für fünfzig Invaliden und hundert andere Arme decken, und Amalie machte bei Zehstren die Wirthin. Als nun die dankbaren Blicke dieser Unglücklichen mehr als Einmal segnend auf dem alten Rize ruhten, da fühlte er tief, es gäbe doch ein ganz andres Glück in der Welt, als das der Orden, Bänder und Champagnerfeste, und sein stillberedtes Auge sagte mir mehr, als sein Mund dabei aussprach. — Indessen aber schien sich namentlich Gascolin noch immer nicht recht von dem Gedanken losreißen zu können, Julius bei erster, bester Gelegenheit in die Kammer des Volkes zu placiren. Wenigstens begann er aufs Neue hierauf anzuspieren, und wenn auch Julius nunmehr darüber lachte, so ließ Gascolin doch sehr ernstlich eine Ueberredungsmine nach der andern springen. Amalie ward sichtlich böse hierüber, obschon Julius sie mit

klaren Worten über die Unmöglichkeit, ihn wieder umzuändern, beruhigte. Endlich griff Gascolin zu einem gebräuchlichen Zwangsmittel, und ließ durch einige Blätter öffentlich aussprengen, Julius habe bereits die Wahl zur nächsten Session wieder angenommen. — Aber, — dies brach für uns mit Einemmale einen ganz unerwarteten Pfad, und endigte, indem es gerade die entgegengesetzte Wirkung hervorbrachte, unsere diesmalige Historie. —

Kaum ertönte jenes öffentliche Gerücht, so ward Julius häufiger als je nach Hofe beschieden. Wir konnten aber Anfangs durchaus keine Sylbe über seine dortigen Audienzen von ihm herausbringen. Statt aller Antwort, selbst auf Amaliens dringende Bitten, lächelte er bloß sehr heiter und bedeutungsvoll, und nur ein Einzigesmal klopfte er mir mit sonderbarem Lachen auf die Schulter, und sprach: „Unser guter König wird mich zu seinem dankbarsten Schuldner machen; — aber Sie sollen bald von mir hören!“ — — —

Dem alten Vater Ritz ward es noch unheimlicher zu Muthe, als dem zweifelnden Gascolin

und Amalien. Selbst Dr. Heckebein stellte Nachforschungen an, aber man erfuhr nicht das mindeste Sichere. — Endlich aber trat eine plötzliche Minister-Crisis ein. — Der Moniteur verkündete sie, und Julius flog nach den Tuilleries.

Todtenbleich saß Amalie an unser Seite, und starrte durchs Fenster auf die Straße.

„Mir ahnet gar nichts Gutes!“ — sprach der Alte.

„Und mir sehr viel!“ — versetzte ich. „Sie werden sehen, daß gerade vom Gipfel aus das Abwärtssteigen am wohlthuendsten für ihn ist, — ich mußte mich denn gewaltig in ihm getäuscht haben!“

Amalie sprach kein Wort, — aber ihre Lippen zitterten, indem sie unverwandt nach der Gegend blickte, wo er herkommen mußte. — — Endlich fuhr sie hastig empor, und gleich darauf stürzte Julius in's Zimmer. — Auch er war todtenbleich, was uns nicht wenig erschreckte.

„Nun, mein Sohn?“ — rief der Alte mit sichtbarem Beben, — und Amalie eilte zu dem

Eintretenden hin, und ergriff fast krampfhaft seine Hand — — — —

„Nur einen Augenblick!“ — sprach Julius.

Er setzte sich. Ein junger, fein gekleideter Mann trat höflich ein, und flüsterte ihm ziemlich hörbar zu: „ob noch heute die Zimmer im Ministerium für ihn hergerichtet werden sollten?“ —

„Morgen, mein Herr,“ versetzte Julius, „warten wir bis morgen!“ — Und der junge Mann entfernte sich.

Raum war er draußen, so eilte Amalie auf das heftigste bewegt, zu ihm hin, und mit den Worten: „O mein Freund! Also doch! — ich habe Alles verstanden!“ — stürzte sie wie außer sich zu seinen Füßen nieder.

„Amalie! Theure Amalie!“ rief Julius, „steh'n Sie auf — — Sie sollen die Wahrheit erfahren.“

„Nein, nein!“ rief sie; „nicht eher von dieser Stelle, als bis ich Sie abermals gerettet habe!“ —

„Nun denn, — Sie Engel in Menschengestalt!“ versetzte er, „so hören Sie!“ — —

Er bog sich zu ihrem Ohre nieder, und flü-

sterte einige Worte. Und mit einem unbeschreiblichen, herzdurchdringenden Schrei flog sie von der Erde auf und an seine Brust. — — Er preßte sie fest und innig an's Herz, bedeckte ihre Stirne mit Küssen, — — — und der Alte und ich, wir sahen uns an wie Bartolo und Basilio, ohne zu wissen, was wir denken sollten.

„Du,“ — — sagte hierauf Julius, und es war das Erstmal, daß er sie „Du“ nannte; — „Du, der meine Seele schon angehörte, als mein Herz noch nichts davon wußte, — — Du, Amalie, wirst mich nunmehr führen! Du allein, und Niemand sonst!“

„O Gott! — — nun bin ich belohnt! — belohnt für Alles!“ — rief sie. „Aber nun auch falle jeder Schleier, mein Julius! Kein Spielwerk mehr! — Du bist mir nun verfallen, wie ich es Deiner herrlichen Seele so oft verkündete. — Ja! wisse denn endlich, daß ich nicht erst von heute an Dich führen werde — — denn, Dein „Schutzgeist“ war ich längst! —

„Himmel!“ — schrie Julius, und ich eilte

erstaunt zu ihnen hin; — „also Du? Du jener Schutzgeist? — Mein Gott! — Und ich blinder Thor“ — —

„Und ich Dreifachblinder!“ — rief ich, indem Julius sie abermals in die Arme schloß. —

„Von der ganzen Sache weiß ich ja keine Sylbe?“ — sagte Vater Kitz; — „wollt Ihr mich denn nicht auch einweihen und in Eure Arme schließen?“

„Ja, guter, theurer Vater!“ — versetzte Julius; und er erhob sich, seine Blicke leuchteten mit unbeschreiblicher Gluth, und, indem er die Hand Amaliens, die sich dieses Ausganges sicher nicht versah, an's Herz preßte, fuhr er bewegt fort: — „— Sie haben eine Tochter verloren, Vater! — Sie sollen sie ganz und auf immer wiederfinden.“

„Mein Gott!“ rief Amalie.

„Lassen Sie mich enden,“ rief Julius, „und dann entscheiden Sie! — Hier Vater, steht mein, Ihr und unser Aller Schutzgeist; — wie? kann ich ihm anders vergelten, als daß ich ihm Schutz für Schutz und Herz für Herz biete? —

Amalie! Ein Wörtchen aus Ihrem Munde, und mein wahres Glück ist vollständig! — Ein Wort von Ihnen, mein Vater, — und hier steht meine Gattin!“ —

„Julius!“ — schrie Amalie laut auf. — —

„Meine Kinder!“ — rief der Alte, und Beide hingen an seinem Halse; — dann sanken sie vor ihm nieder, und er legte ihnen die Hände auf's Haupt, und segnete sie.

„Und nun fort, liebe Amalie,“ — rief Julius; — „Du allein weißt was noch zu thun ist. Indessen spiel' ich meine letzte Scene durch!“

Amalie eilte hinweg. Julius warf sich nun mit komischem Pathos in die Brust, und sprach zu uns:

„Nun sollt auch Ihr das Neueste erfahren. Ich bitte um Respect, denn es steht Niemand Anderer vor Euch, als — — der Minister des öffentlichen Unterrichts!“ —

„Wie, mein Sohn?“ — versetzte der Alte — — „Du? Du? —“

„Ich selbst!“ — fuhr Julius fort. „Sie

haben mich also richtig dahin gestellt, wohin Sie so lange strebten."

"Nun, mein Herr?" rief der Alte, sich zu mir wendend; — „was sagte ich Ihnen bei unserer Fahrt von Lyon nach Paris? Träumte ich oder nicht?"

„Geträumt!" — rief Julius; — „geträumt bis heute! Nun ist's vorüber. Ich gehe diesen Abend nach Hofe, um Ihren Majestäten und Excellenzen zu sagen, wie ich meinen Unterricht geben werde! Ich werde Minister sein bis morgen frühe." — —

Er ging, um sich anzukleiden, und der Alte rief: „Eine schöne Comödie! Nur schade, — schade, daß sie als solche endet!"

Mit Julius nach Hofe fahren, konnte ich nun nicht. Aber, ich erzähle Ihnen, liebe Thymian, die dortige Entwicklung der Sache so, wie wir sie von Julius am nächsten Tage erfuhren.

Er fand nämlich den König und einige andere Minister im kleinen Familienkreise versammelt, und ward mit ungeheuchelter Freundlichkeit empfangen.

Nachdem das erste Ceremoniel vorüber, und er in seiner neuen Würde den Uebrigen vorgestellt war, gab er ein kleines Souper, bei dem man sich lange über allerlei gegenwärtige Zustände unterhielt. Der König entwickelte hohen Geist, ungemein viele Kenntniß der Verhältnisse, und gefiel sich endlich darin, der Gesellschaft von seinem Aufenthalte in der Schweiz zu erzählen. Er sprach von seiner damaligen Entsagung, und diese Gelegenheit benützte Julius. — Er erhob sich, und in einer langen Rede voll Feuer und Wahrheit gab er den Anwesenden zu verstehen, daß er seine neue Charge bloß darum angenommen habe, um die Güte seines Königs in ganzem Maaße anzuerkennen, daß er dies hiermit dankbar thue, — aber offen erkläre, daß seine Absicht keinesweges sei, Anderen, Würdigeren diesen hohen Posten zu entziehen, auf dem er sich als Mensch eben so unglücklich fühlen würde, wie bei allen anderen ihm bisher gewordenen Stellungen.

„Sie nennen sich unglücklich?“ — sagte der König. — „Erlauben Sie mir, daran zu zweifeln. Ich werde Sie nicht nur bitten, Ihren Posten bei-

behalten, sondern ich ersuche Sie, sich noch ein
sonderes Zeichen meiner Zufriedenheit mit Ihnen
erbitten!“

„Dies werde ich, Sire,“ — versetzte Julius.
— „Sire! ich bitte, mir die Bemerkung zu
erstatte, daß je nach den verschiedenen Ansichten
eines Menschen auch dessen Begriffe vom wahren
Glücke verschieden sind. Eure Majestät fand ein
Glück darin, Ihre stille Zurückgezogenheit zu ver-
lassen, um der Beherrscher einer Nation zu wer-
den, die es verdient, in jedem Betrachte die Erste
genannt zu werden; — dies ist allerdings ein Glück,
insofern Ihnen, Sire, die Macht gegeben ist, viele
Millionen Anderer dem Glücke der Geseze und der
Freiheit entgegenzuführen. Eine solche Macht ist
uneidenswerth und sie ist ein wahres Glück zu
heissen, sobald sie ihre eigene Gewalt dazu be-
nutzt, die drückende Gewalt der Verhältnisse jenen
Millionen, die ihr untergeordnet sind, minder
rückend und fühlbar zu machen. Ich glaube, daß
dies die Absicht Eurer Majestät ist, und vermuthet
daher, daß Ihr Herz glücklich ist, wenn auch Ver-

kennung Ihnen dies Glück trüben dürfte. — Was mich aber betrifft, so neigt mein Herz sich einem ganz anderen Gefühle zu. Ich finde, daß das einzig-wahre Glück darin besteht, entsagen zu können, und dies Glück wird mir nun erst recht, ja hundertfach wird es mir werden, da ich jetzt so hoch stehe, als ein Bürger des Staates stehen kann, und meinen Weg von dem ewigen Eise der höchsten Anhöhe herab nach den blumigen Thälern der stillen Zurückgezogenheit antreten kann. — Hätte ich, Eire, so viele Millionen glücklich machen können, als man von Oben herab es soll, — — ich würde mehr, als bloß glücklich gewesen sein, mein.n jetzigen Posten bis ans Ende meines Lebens bekleiden zu dürfen. Aber, so fühle ich leider! daß das gegenwärtige Verhängniß oder Getriebe der Welt ein solches ist, von dem alle meine Wünsche, meine Pläne, meine Absichten und Hoffnungen niedergedrückt werden würden.

Nicht Owen, nicht Fourier, nicht Enfantin können hier helfen: ich müßte wohl die wahren Mittel anzugeben, — aber wo;u

dies, und besonders wozu dies hier?? Frankreich könnte, mußte und sollte die Menschheit menschlich machen; aber, wie die Sachen stehen, würde meine Stimme verhallen, oder verdammt werden, und zum Gallentode eines Welt Schmerzmärtyrers fühle ich mich doch zu gut! Ich würde zu leben und zu handeln glauben, aber dabei den Tod des erdrückten politischen und socialen Selbstwillens sterben, und vollkommen unthätig sein; denn, im Gange der Zeit und des menschlichen Fortschrittes gibt es für den wirkenden Mann von Ehre nie eine Halbheit; was geschieht, *Sire*, muß ganz geschehen, — — ganz, — oder man muß es unterlassen, und — — — abtreten: — Ich soll an der Spitze des öffentlichen Unterrichtes stehen? Worin, *Sire*, besteht dieser Unterricht? Ich soll den Unterricht des Volkes, der Nation leiten? — Gut! — Aber, *Sire*, um das Volk zu unterrichten, muß man seine Entwicklungsstufe und das, was es kann und ist, in seinen Grundlagen erforscht haben. Diese Forschung kann nur zwei Resultate bieten. Entweder

nämlich, das Volk ist reif, oder es ist noch nicht reif. — Ist aber ein Volk reif, Sire, so muß ihm eine Doctrine zu Theil werden, die es als seiner eigenen Reife würdig hinstellt, sonst behandelt der Unterricht den gereiften Erwachsenen wie einen Knaben, und dies schändet Lehrer und Schüler zugleich. Was aber würde der größte Theil Europa's sagen und thun, wenn ich Frankreichs Volk als einen völlig reifen Kern aus der politisch-moralischen Schale zöge? Wie lange würde ich, unter den bestehenden Verhältnissen mit meinen Grundsätzen Minister bleiben, wenn ich denen, die da im In- und Auslande bloß Knaben wollen, bewiese: „hier sind Männer?“ — Gewiß nicht lange; also lieber gleich abgetreten. Ist aber das Volk nicht reif, — so frage ich, Sire: würde es mir möglich und gestattet sein, ihm die wahre Reife, die einer Nation, wie die unserige, gebührt, ungehindert zu ertheilen? — Schwerlich! — Alle politischen Verhältnisse der Gegenwart sprechen da-
wider. — Was würde mir demnach übrig bleiben?

Mich mit dem Rade unthätig oder scheinbar-thätig umzudrehen, ohne damit weiter zu rollen, denn es dreht sich an der Achse des Europäischen Egoismus, und diese Achse ist stabil; sie endet auf der einen Seite im Jesuitismus und auf der andern Seite in der Uebervorthellung. Die Achse durchzuhaueu, damit das Rad frei werde, heißt Anarchie zur Sprache bringen, und deshalb hat man mich gewiß nicht in's Ministerium des öffentlichen Unterrichtes gerufen! Es bleibt mir also nichts, Sire, — nichts, als der Unterricht der Entsagung; — und wer darin unterrichten will, muß nicht Minister sein, nicht von der Champagner-tafel aus sie predigen, nicht als fetter, gemästeter Priester sie der leidenden Armuth von der Kanzel zudonnern, — — nein, Sire! der muß durch sichtbares Beispiel predigen, — der muß zeigen, daß er selbst entsagen kann! Dies thue ich denn hiermit, indem ich Eurer Majestät die mir übertragene Charge dankbar zurückgebe, und mich in Person unter jene Nothleidenden zurückziehe, denen ich fernerhin meine Thatkraft, mein Vermögen

und meine Gefühle widmen werde. — Dabei aber werde ich nie verkennen, daß ich Franzose bin! — Wenn Gefahr naht, Sire, so werde ich jene Stelle einzunehmen wissen, die meiner und meiner Gesinnungen würdig ist! Ich nehme mein Herz mit mir; — meine Dankbarkeit bleibt zurück, — meinen Arm werde ich stets dahin tragen, wohin die Ehre des freien Mannes mich rufen wird. — — Eure Majestät erlaubte mir, ein besonderes Zeichen Ihrer Huld zu erbitten. Woh!! Ich bitte Dieselbe: Ihrem neuen Minister morgen eine wohlgefüllte Nadelbüchse zusenden zu wollen, denn, ich kann, will und werde nichts anderes sein, als ein Arbeitender mit Arbeitenden; meine stille Thätigkeit sei mein Glück, — meine Ruhe mein Paradies, — meine Emporrichtung des Unglücklichen meine einzige Religion. — Es gibt nur Einen Kreis, wo ich wirklich nützen und helfen kann, und den will ich betreten! — Gott beschütze Frankreich, Sire, und mache Sie selbst so glücklich, als ich es sein werde!“ — — —

Damit verbeugte er sich tief, und entfernte sich.

Als er uns diese merkwürdige Resignation am nächsten Morgen erzählte, befanden wir uns in einem Salon im Hause des alten Ritz, wo man, wahrscheinlich in der vergangenen Nacht, heimlich einen kleinen Altar erbaut hatte, auf welchem quer über ein langes Brett oder dergleichen, verhüllt durch einen weißen Schleier, lag. Zugewogen waren der Alte, Amalie, Heckebein, Gascolin, Julius und ich. Wir Uneingeweihten wußten aber nicht, was jene geheimnißvolle Verhüllung bedeute, bis Julius in dessen Auftrag Amalie sie vordereitete, den Vorhang zugleich hob und fallen ließ.

Nachdem jene Erzählung geendet, ergriff er feierlich des Alten Hand, und sprach:

Du weißt nun Vater, und Ihr Alle wißt es, was ich will. Keine Macht der Erde wird mich wankend machen, dieß schwöre ich bei meiner eigenen Ehre und Ueberzeugung! — Vater! — willst Du mich und Amalien vor jenem Altare segnen? —

Ich will! — versetzte tiefbewegt der Alte.

„Wilst Du“ — fuhr Julius fort, — „in Ge-

genwart dieser Zeugen mir versprechen, demgemäß mit mir zu handeln, was Dir jenes von mir zu enthüllende Zeichen andeuten wird?“

„Da Du mein Sohn und ein Ehrenmann bist, der von mir nichts Unrechtes verlangen kann, so will ich es Dir versprechen!“

„So wahr uns Gott helfe?“

— — — „Ja! — so wahr uns Gott helfe!“ — —

„So kommen Sie!“ —

Alle Dreie traten an den Altar. Julius und Amalie knieten nieder, und der Alte legte ihre Hände zusammen. Wir Alle hefteten unsere Blicke gegen den Schleier, — — und der Geist der alten Mutter Dülön schien herabzuschweben, und zu rufen: „So wird der Friede bei Euch einkehren!“ —

Es war ein hehrer Augenblick.

Endlich erhob sich Julius, zog den Schleier weg, und es zeigte sich ein beschriebenes Schild.

Am nächsten Morgen lasen die Vorübergehenden in der rue de Clichy:

„Carl Friedrich Kitz, der Vater, — Schuh-
machermeister. Julius Kitz, der Sohn, —
Schneidermeister. Amalie Kitz, gebo-
rene von Dulon, — Näherin, — em-
pfehlen sich dem Publicum.“ — — — — —

Und somit, liebe Thymian, empfehle ich
mich Ihnen gleichfalls. Daß Charlotte todt ist,
wissen Sie. Unsere Geschichte ist zu Ende. —

Nachtrag.

Am nächsten Tage schickte Madame Bartheline Thymian zu mir, und ließ mich rufen. — Als ich hinüber kam, fand ich sie ernst und feierlich gestimmt.

„Ich habe auch einen Traum gehabt,“ — sagte sie, — „odschon ich nur wenig schlief. — Er ist bedeutungsvoll.“

Erzählen Sie!

„Sogleich. — Aber zuvor sagen Sie mir; wollen Sie diese Geschichte drucken lassen?“

Vielleicht!

„Sie werden sich eine Million Feinde machen.“

Das ist nicht genug! Wollte Gott, die Schlechtigkeit zählte nicht mehr, als Eine Million Anhänger! — Ich hoffe, mir die Schlechten Alle zu Feinden zu machen, und da wird's mit verschiedenen Millionen noch äußerst gnädig abgehen! — — Aber, sagen Sie mir doch, liebe Thymian, — wollen wir nicht in den Garten geh'n? —

„Nein! — es sind mir zu viele Mücken und Schnaken draußen!“

„I! woher mögen denn die kommen?“

„Ei, — es ist jetzt Mittag, — und je heller der Tag leuchtet, um so mehr Ungeziefer lockt er an's Licht!“ — —

„Wirklich? I nun sehen Sie, da muß ich denn wohl drucken lassen! Iemehr Ungeziefer Sie dann um mich her sehen werden, um so eher werden Sie wissen, wie hoch es am Tage ist und wie viel Licht zu der Schnakenmasse aus meinem Buche hervorging. — Eins weiß ich; ich werde viel und herzlich lachen, und die Bessern werden sich mit anschließen.“

„Ach! das stimmt freilich ganz mit meinem Traume!“

„Ne, — heraus damit.“

„Mir träumte, ich wäre in der Hölle.“ — —

„Gratulire!“

„Schelm!“ — Da lud mich Herr Lucifer in seinen tiefsten Keller ein, und hier grub man ein noch tieferes Loch. Ei, ei! fragte ich, — wozu denn diese Vertiefung? Ist die Hölle nicht tief genug?“ — „Nein! versetzte Herr Lucifer, — — ich erwarte etwas, das man noch tiefer als die Hölle selbst hinabschleudern wird!“ — Und kaum hatte er dies Wort gesprochen, so geschah von oben herab ein so furchtbares Bombardement, daß ich mit Herrn Lucifer nicht schnell genug retiriren konnte. Und was war es? — Ihr Buch, welches von Ihren Gegnern mit schäumendem Munde und wie wohnsinnig hinabgeschleudert ward. Als dies nun verbei und die tiefe Kellergrube ganz voll war, da trugen einige hagere bleichgelbe Knechtsen, meist in

Lumpen gehüllt, einen Sarg herbei, auf dem ich mit ungeheuren Buchstaben las:

„Langenschwarz ist vernichtet!“

Entsetzt eilte ich, als sie den Sarg hingesezt hatten, hinzu, riß den Dedel ab, und was sah ich? Sie selbst, aber frisch und munter, denn Sie schliefen sanft und süß auf einer Masse von kritischen Mittern, sprangen auf, mit einem Zettel in der Hand, auf dem ich die Worte las:

„Plan zu einer Zwerchfell-Assecuranz“

und nun, singen Sie so furchtbar und herzlich an zu lachen, daß Herr Lucifer selbst sich endlich den Bauch vor Lachen hielt und ausrief: „Das mag der Teufel aushalten!“ — — Hier erwachte ich. —

Madame Thymian schweiz; — ich sah Sie starr an, und es dauerte nicht lange, so ward ihr Traum wirklich erfüllt. Wir lachten aus Leibeskräften, und ich las ihr beim Thee folgende zwei kleine Gedichte, von denen ich Alle, weicht ein Mann von Gewissen nicht seine Freunde nennen darf, eines auszuwählen bitte:

Die Geister der Gegenwart.

Ein Dichter erwachte um Mitternacht,
Und sah eine Geistergestalt,
Die starrt' ihm entgegen mit bleichem Grimm,
Und bannt' ihn mit Schreckensgewalt.

Sie schien ihm zu drohen mit einem Blatt,
Und reicht ihm ein Urtheil dar;
Doch kam sie nicht weiter, als an die Thür,
An die sie geheftet war.

Der Dichter erhob sich, und rief ihr zu:
„Komm näher, und such' Deinen Mann!“
Alein, die Gestalt blieb drohend steh'n,
Und ging nicht zu ihm heran.

Da sprang er voll Muth entgegen ihr,
Ergriß die Gestalt, — so groß —
Und sagte mit ehrlicher, starker Faust
Ein schmutziges Handtuch bloß!!

W An meine lieben Feinde.

Ihr habt mich begessert hinter dem Tische —
Und, wenn ich Euch unter die Augen trat,
So habt Ihr gezappelt, wie die Fische,
Und — habt gelängnet Eure That!
Wie hörr' ich vor Aerger, können erkranken?
Ich habe gelacht, und blieb gesund!
Erlauben Sie mir, von Herzen zu danken,
Und — — belien Sie weiter, lieber Hund.

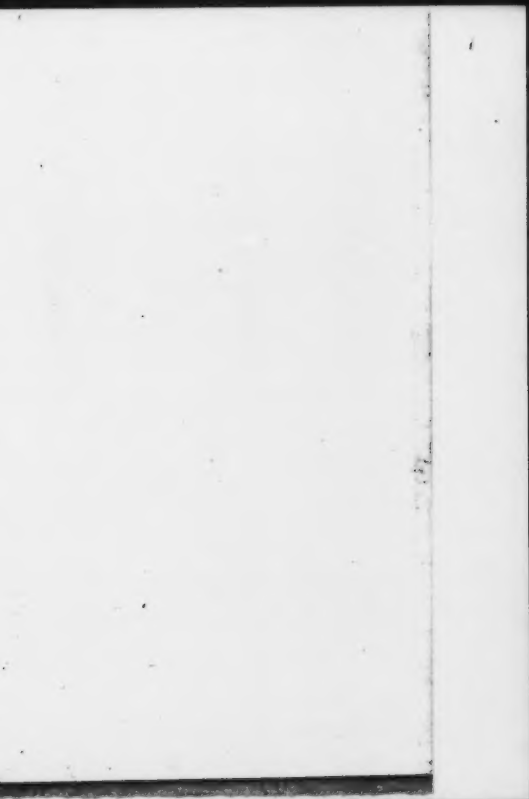
Bemerkung für's Publicum.

Wegen der vielen, diesem Werke seit einigen Jahren vorausgegangenen Anzeigen und vorläufigen Berichte und noch aus anderen Gründen, bemerke ich, daß der erste Band im December 1838 zu Detmold, — der zweite im Januar 1841 in Friedberg in der Wetterau und die letzten Bände im Juli und August 1841 zu Leipzig ausgearbeitet wurden. Bloß hier und da habe ich noch nachwendige, nachträgliche Einschüßel zufügen können.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Wegen meiner häufigen Entfernung vom Druckorte
haben sich namentlich in der Interpunction manche
Druckfehler eingeschlichen, die der Gebildete leicht
selbst erkennen wird.

Druck von Sturm und Koppe in Leipzig.



Der

Gesetzgebende Schurke Justinian.

Von

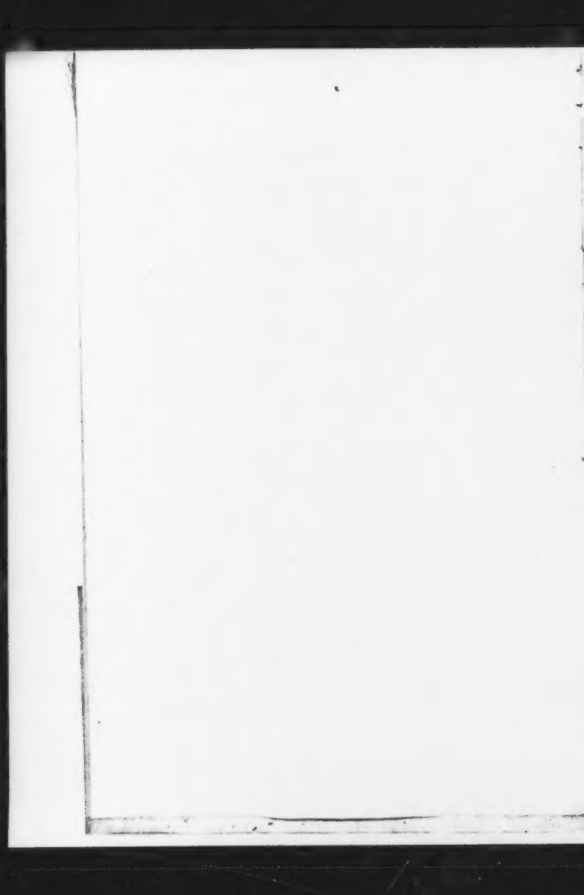
Max. Langenschwarz.

Leipzig,

Pönicke & Sohn.

1848.

W. 11. 6613



Leser von Ehre und Gewissen!

Die Welt empfängt hier zum **Erstenmale** die vollständige, documentarisch bearbeitete **Geheimgeschichte** eines jener, von unsrer Schul- und Universitätsjugend vorschriftsmäßig angebeteten Thron-Jesuiten, welche man mit dem Namen „**der Große**“ zu benennen pflegt. — Weht noch!! Es handelt sich hier von einem, ganz Europa als **Muster** dienenden **Gesetzgeber**!

Der größte Theil unsrer noch heute bestehenden **Gesetze** ist auf die des ehemaligen griechischen Kaisers **Justinian** basirt!!!

Wer und **wie** nun dieser Justinian war, erfährt man in diesem, nach den authentischsten Quellen verfaßten, historischen Gemälde. — Man lese, und urtheile sodann, was eine Menschenwelt bisher erdulden mußte, deren Wohl und Wehe man von den Heuchler- und Häutungsgesetzen eines solchen Scheussals abhängig machte. —

Die meisten unsrer bisherigen, sogenannten Geschichtschreiber haben, um entweder Titel, Orden oder Anstellungen nicht zu verlieren, oder auch um solche zu erlangen, die Wahrheit auf das Beispielloseste unterdrückt oder bemäntelt. Im Staube kriechende, speichelnde Historiker haben mit dem Namen „**der Große**“ um sich geworfen, während sie fühlten und es sich gestanden, wie

nichtswürdig sie logen und die Welt auf moralisch-beutelschneiderische Weise um eine Erkenntniß bestahlen.

Fast alle Fürsten ohne Ausnahme, denen die empörende Vernirtheit oder Käuflichkeit friedender Historiker das Epitheton „groß“ beilegte, erscheinen, wenn wir sie mit der Flamme der Wahrheit beleuchten, als **Volksunterdrückende Heuchler oder püßige Tyrannen**.

Aber, Gott sei Dank, die Zeit lichtet sich. Die Fadel der Wahrheit ficht nicht mehr bloß im Pech!! Der freie Gedanke wird sich in freier Presse aus dem Gehirne des ehrlichen, unbestechlichen Forschers in den Tempel des Volksgewissens begeben. Die geschichtschreibenden **Nauwers und Conforten** werden verschwinden, und der **Nichtbetitelte, Nichtdecorirte und Nicht-be-Altergnädigte** wird dem Volke sagen, was es durchaus wissen muß, wenn wir endlich dem historischen Spitzbubenwesen ein Ende machen wollen.

Vorwärts, Kinder!! Ich grüße alle ehrlichen Leser!

Mar. Langenschwarz.

I.

Um die Mitte des fünften Jahrhunderts und zu jener Zeit, als unter dem Christlichen Kaiser Leo I. die damalige Hauptstadt Constantinopel und das Christliche Byzantische Reich in einen Zustand verfiel, den wir den Zustand der monarchischen Verrücktheit nennen möchten, war es für den kühnen Abentheurer jeder Gattung ein Leichtes sich durch die Macht des Schwertes, durch lobhudehnnde Kriecherei, hirnlosen Aberglauben, frömmelnde Heuchelei, oder Anschluß an die Opposition der Soldateska von der untersten Stufe zur höchsten hinauf zu schwingen. Damals zog gar mancher heuchelnde Vagabund, den wir heute einen Jesuiten nennen würden, in seinem verdummtten Schädel die kühnsten Gedanken beherbergend, vom heimischen Herde gen Constantinopel, wohl wissend, daß wenn ihm anders die Todesstranke gleichgültig war, er durch die Gunst irgend einer der damals berühmten Hofparteien wie z. B. des Amphitheaters, des Hippodroms (Circus), oder der Leibwache sehr schnell sich die Bahn zu einem erträglichem Amte, wo nicht zu einem Zweige der Herrschaft zu ebenen vermochte. Schon zu jener Zeit, für welche uns noch heutige kriechende Geschichtsschreiber die jämmerlichsten Machthaber unter dem Beinamen „der Große“ aufzählen, waren Hinterlist, Trug, Heuchelei und Frömmelci die Hauptgrundzüge und Impulse socialer Zustände. Wer sich am besten zu verstellen und am leichtesten zu Schurkereien gebrauchen zu lassen vermochte,

und wem kein Mittel zu schlecht war, um dem schwachwürdigsten Despotismus seinen Arm zur Unterdrückung zu leihen, der ward nicht selten durch die Gunst eines buhlerischen Weibes oder die schrankenlose moralische Schlechtigkeit eines momentanen Machthabers zu einem Standpunkte erhoben, von dem aus sein Name in die historischen Annalen überging und zu der Ehre gelangte, noch dreizehn bis vierzehn Jahrhunderte später der modernen Jugend als groß und erhaben eingebläut zu werden. Ein solcher Name und ein solcher Character zeigt sich uns unter Justinian dem sogenannten „Großen.“ Alle Mühe, die sich seit Livius, Tacitus, Claudius und Eichel so viele Geschichtscopileren auf die lächerlichste Weise gegeben haben, jenen Justinian als groß hinzustellen und ihn, wie wir Deutschen sagen, weiß zu brennen, scheiterte an den ewigen Klippen der Wahrheit. Diese Wahrheit, der einzige Hebel historischer Aufklärung, zeugt später oder früher von der verwerflichen That speichelledender Richter, und so wenig es gegenwärtig ein beschränkter oder durch Heuchelei und Eigennutz geleiteter Schriftsteller wird vermögen können, die Schlechthaten einer Elisabeth von England und Rußland, einer Christine von Schweden, einer Catharina II., eines Czar Peter I. eines Philipp II. von Spanien und vieler Anderen zu bemänteln, — so wenig ein achtungsfordernder Geschichtschreiber jemals im Stande sein wird, vor dem Namen einer Elisabeth von England im Staube zu kriechen, weil die Elemente zu ihrer Zeit die spanische Armada besiegten, — weil ihr Minister Cecil so gutmüthig war, die von ihm verübten Handlungen unter Elisabeths Namen hervortreten zu lassen oder weil englische Gelehrte, die ihr mit Mühe einige griechische und römische Floskeln beibrachten, sie marktschreierisch zu einem wissenschaftlichen Stern erhoben, — so wenig wird und kann es jemals gelingen, die durch mehr als achtunddreißig Jahre verübten Schandthaten eines Justinian darum mit dem Mantel der Größe zu bedecken, weil er im Launel seiner Mäureien und despotischen Vnthandlungen die Schöpfung der Institutionen und Pandecten durch

Tribonian geschehen ließ. Dabei wollen wir noch gar nicht einmal in Anregung bringen, daß, das Privatrecht abgerechnet, jenes *corpus juris* die Stütze des grassirenden Despotismus genannt zu werden verdient. Wenn aber selbst die Erbauung der Sophienkirche und die Stiftung von Klöstern nach pietistischen Begriffen den Schimmer einiger Aufmerksamkeit auf ihn zu werfen vermöchten, so müssen wir auf der anderen Seite, ganz abgerechnet davon daß moralischer Weise jene Sophienkirche zur Zeit ihrer Erbauung bis an die Kuppelspitze im Blute gemarterter und ausgeaugter Unterthanen schwamm, die Stiftung jener Gebäude jedenfalls mehr einer blödsinnigen, wenn auch durch den damaligen Zeitgeist gebilligten Bizarrie, wo nicht gar (und dies scheint uns das Richtige) dem Erwachen von Gewissensbissen über verübte Schandthaten zuschreiben. Von diesem Lichte aus gewinnen jene wahrheitsliebenden älteren Schriftsteller, welche es schon vor Jahrhunderten wagten, dem verhüllten Verbrechen den Schleier abzureißen, an Gewicht und Bedeutung.

Es war um's Jahr 474 unsrer modernen Zeitrechnung, als unter Kaiser Leo I. von Byzanz drei frommelnde und landstreichende Bursche Namens Zimarchus, Ditybistus und Justinus¹⁾ aus dem illyrischen Districte Pederiana ihre Bündel schnürten, um sich Gott weiß zu welchem Geschäfte auf den Weg nach Constantinopel zu machen. Auf welche Weise sie an ihr Ziel gelangten, und wovon sich diese Abentheurer auf der weiten Reise ernährten, darüber schweigt die Geschichte. Daß übrigens mancher unterwegs ausgebeutete Reisende oder die Gastfreundschaft der durchstreiften Landstrecken ihrem Unternehmen zu Statten gekommen waren, geht daraus hervor, daß ein späterer sehr achtbarer Geschichtschreiber bemerkt, es habe, als sie *per pedes apostolorum* in der damaligen Weltstadt angelangt wären, ein jeder von ihnen noch ein Stück Schwarzbrot in seinem Schnappsaack mitgebracht²⁾. Da jedoch dieses Schwarzbrot die kostbaren Lebensstage der drei noblen Reisenden nicht lange zu fristen vermochte und sich ihnen wahrscheinlich keine Gelegenheit zu anderem

Erwerbe bot, so verkauften sie ihre robusten Körper, ließen sich als Söldlinge anwerben und waren so glücklich, unter die Leibgarde zu kommen. Die Unternehmungen des Kaisers Leo gegen die Vandalen waren um jene Zeit gänzlich gescheitert. Unter seinem Nachfolger Zeno war das Kriegsglück den Byzantinern nicht günstiger und zugleich brachen damals eine Menge von inneren, das Reich zerrüttenden Empörungen aus, an welchen auch der eben genannte Justinus bald hier bald dort, je nachdem es sein Vortheil erheischte, den thätigsten Antheil nahm. Zeno starb während dieser Vorfälle, (ohne Zweifel durch eine zärtliche Dosis Gift seiner Gattin Ariadne, die den Minister Anastasius nicht ungerne sah) und nachdem die Gothen, deren Anführer Denterich fast nirgends einen kräftigen Widerstand antraf, das Land nach allen Ecken und Enden verheert hatten, vermählte sich Ariadne mit jenem Minister und hob ihn auf den Thron. Der schreckliche Heldennuth dieses Kaisers Anastasius bewährte sich von vorn herein dadurch, daß er gegen die Barbaren, eine sogenannte „lange Mauer“ erbauen ließ, und während er mit Ariadne hübsch hinter der Mauer zurückblieb, ein großes Heer gegen die andrängenden Isaurier unter einem gewissen Feldherrn Johannes, genannt der Budlige, aus sandte. Unter diesem budligen Johannes befand sich auch der obengenannte Justinus, den Johannes gleich nach unternommenem Feldzuge wegen eines begangenen gemeinen Verbrechens in's Gefängniß werfen ließ. Justinus hatte die Todesstrafe verwirkt, aber die Sage erzählt, daß Johannes in der Nacht vor der Hinrichtung und hierauf noch zu wiederholten Malen eine Erscheinung gehabt habe, welche dem Feldherrn mit Verderben drohte, wenn er nicht einen Gefangenen freigäbe, „den späterhin die Vorsehung gebrauchen würde, um ihren Zorn an dem Menschengeschlechte anzulassen.“ — Auf diese Drohung hin erhielt nun Justinus seine Freiheit. Nach Beendigung des Feldzuges kehrte das Heer in die Hauptstadt zurück, und hier ward kurz darauf, weil sich wahrscheinlich jene Sage am Hofe verbreitet und dem seigen Justinus in den Augen des

Kaisers Anastasius einigen Nimbus verliehen hatte, unser Held zum Obersten der Leibwache ernannt. Schon damals befand sich in dem Hause des nunmehrigen Obersten Justinus der im Jahre 394 geborne Sohn seiner Schwester, mit Namen Justinian. Während vielerlei innerer Stürme und Unruhen starb der Kaiser Anastasius im Jahre 517 und die fast allmächtige Kaisergarde, ein würdiges Seitenstück der früheren römischen Prätorianer und der späteren Streitigen in Russland, sowie der Janitscharen und Mameluken rief den Aufel Justinians, den alten Justinus, zum Kaiser aus. Als Entschuldigungsgrund und einen sehr sauberen Vorzug dieses merkwürdigen, christlich-heiligen Monarchen giebt die Geschichte an, daß derselbe rasend dumm war und nicht lesen und schreiben konnte. Der Beherrscher der Weltstadt gab daher weder Befehle noch vermochte er sie zu unterschreiben. Um sich als Monarch zu bewähren, beschloß er sich um Alles, ausgenommen um die Angelegenheiten des Reichs; diese überließ er seinem Minister Proclus, der eine Zeitlang nach Belieben schaltete und waltete. Seine geheime Kanzlei kam aber nie und da wegen der kaiserlichen Unterschrift in die unterthänigste Verlegenheit. Man ließ daher die vier lateinischen Anfangsbuchstaben seines Namens in eine kleine Tafel einschneiden, über welche Seine Majestät sodann, wo es nöthig war, mit einem in Farbe getauchten Pinsel zu fahren geruhie, wobei ein Anderer die hineinpinselnde Allerhöchste Hand halten und leiten mußte. Dies galt für die Allerhöchste Unterschrift!). Die Gemahlin des Monarchen war von Geburt eine Tänzerin der niedrigen Herkunft, Namens Lupicina. Justinus hatte sie erkaufte und erhob sie von dem Range einer Concubine zur Kaiserin, indem er ihr den Namen Euphemia beilegte. Justinus selbst, sagt ein gleichzeitiger Schriftsteller, vermochte wegen seiner Dummheit und Unwissenheit seinen Unterthanen weder Gutes noch Böses zu erzeugen; aber seiner Schwester Sohn Justinianus, welcher eigentlich die Zügel der Regierung von Beginn an in Händen hatte, war die Ursache jenes unerhörten Glendes, welches von da an das griechische

Reich verwüstete. — — Inwiefern dies Urtheil richtig war, werden wir in dem Folgenden sehen. Gehen wir zu dem gottseeligen Helden unserer Geschichte über.

II.

Schon gleich Anfangs, als in dem damaligen, sehr christlichen und heiligen Constantinopel das Hippodrom (der Circus der öffentlichen Mörder, Fechter, Tänzer und Thierheger) zur Manie wurde, begannen sowohl die Mitwirkenden, als auch die Zuschauer sich in zwei gleich heftige, politisch-religiöse Parteien umzugestalten, deren beide Hauptzweige späterhin unter dem Namen der Præsini und Veneti oder der Grünen und Blauen den Haupthebel aller jener innern Kriege, Tumulte und Zwistigkeiten bildeten, welche das Reich fast in ununterbrochener Anarchie erhielten, und welche dadurch, daß die kaiserliche Leibwache sich zu einer oder der andern Partei schlug, die hauptsächlichsten Staatsumwälzungen hervorbrachten. In der ersten Zeit hippodromischer Kampfspiele waren dieselben symbolisch und hielten sich, nur zur Unterhaltung des Publikums dienend, von aller Politik und Religion entfernt. Damals gab es noch vier Abtheilungen, nemlich die grüne, blaue, weiße und rothe, (Præsini, Veneti, Albati et Russati) welche nach Einigen die vier kämpfenden Elemente darstellten.*)

Ob im Amphitheater zu Anfange die Thierbehälter für die zu den öffentlichen Hegen vorbereiteten Bestien gemeinschaftlich waren, konnten wir nicht genau ermitteln; es geht jedoch aus dem spätern Geschichtsverlaufe hervor, daß gar bald von der blauen und grünen Partei eine jede ihren eigenen Thierbehälter und ihre eigenen Wärter dafür besaß. — Diese Thierwärterschaft pflegte man an brodlose Arme, jedoch gleichfalls nur dann abzu-

geben, wenn die Gesinnung des Anzustellenden als der betreffenden Farbe anhängend erkannt worden war. Nun war unter der Regierung des Kaisers Zeno ein armer Bauer, Namens *Aracius*, von der Insel Cypern nach der Hauptstadt gekommen, und hatte es dahin zu bringen gewußt, daß ihm die grüne Partei die Wärterstelle bei ihren Thieren überließ. Während der Regierung des Kaisers *Anastasius* starb dieser Wärter und hinterließ eine Wittve mit drei Töchtern, *Comitona*, *Anastasia* und *Theodora* (der späteren Frau unfers noblen *Justinian*). Die Älteste war damals kaum neun Jahre alt und die Mutter verheirathete sich späterhin wieder mit einem Abenteurer, dem sie dabei Hoffnung auf die Stelle ihres verstorbenen Mannes gemacht hatte. Der Oberaufseher der grünen Partei jedoch, (ein gewisser *Asterius*), der nach unbeschränkter Vollmacht handeln durfte, hatte jene Wärterstelle bereits unter der Hand wieder verkauft und somit wurden Mutter und Töchter verstoßen und geriethen in's tiefste Elend. In dieser Lage beschloß die Mutter, das öffentliche Mitleid anzuflehen. Sie legte ihren kleinen Töchtern, indem sie selbe möglichst herausspuzte, Blumenkronen auf, gab ihnen Sträußchen in die Hände, und führte sie während der Wettspiele in den Circus. Die heranblühenden Mädchen, unter welchen sich besonders die für uns so merkwürdige *Theodora* auszeichnete, verschlehten nicht das erwartete Aufsehen zu erregen. Jener *Asterius* aber, vielleicht aus Furcht vor einer öffentlichen Anklage wegen seines Stellverkaufs, hegte einige gemeine Kerle unter der Partei der Grünen gegen die Wittve auf, und suchte ihre Entfernung aus dem Circus zu bewirken. — Es gab Lärm, und dies erregte natürlich die Aufmerksamkeit und Theilnahme der Blauen. Da diese stets ihre Feinde zu ärgern suchten, und gerade einen Thierwärter brauchten, so theilten sie auf der Stelle und unter dem Zuspruch der zahllosen Menge den Stiefvater der unglücklichen Mädchen mit diesem Amte. Die eigentliche Ursache dieser Amtsübertragung mochte wahrscheinlich der Günst einiger junger Wollüstlinge von der blauen Partei zuzuschreiben sein; denn kaum

ein Jahr später ward die älteste Tochter von der Mutter als Tänzerin auf die öffentliche Bühne gebracht, was damals ebenso viel heißen wollte, als ihre Tochter der öffentlichen Lust feil zu bieten. Man sah demnach die schöne Comtessa als frisch zu blühende Rose bis zum Gürtel entblößt, und ihren schönen Körper den wollüstigen Blicken preisgebend, auf der Bühne gleich einer Nymphe dahinschweben, während ihre jüngere Schwester Theodora noch im langen, gemeinen Gewande, wie es die Mägde zu tragen pflegten, mit einem kleinen Sessel auf den Schultern in einiger Entfernung stand, um, so oft es Noth that, der ermüdeten Schwester, wie das damals gebräuchlich war, einen Sitz zu bieten. Es dauerte nicht lange, so sollte die junge, ihre Schwester an Schönheit noch weit übertreffende Theodora gleichfalls dem öffentlichen Vergnügen übergeben werden. Hier hatte jedoch die Natur einen Mißgriff gethan; denn trotz ihrer äußern Schönheit war Theodora vom gemeinsten Character und von früherer Jugend an mehr zu frechen Vossentreisereien, als zu Erhabenem geneigt. „Sie war, heißt es in einer griechischen Stelle, weder Mäuslerin, noch Sängerin oder Tänzerin; ihre ganze Kunst bestand darin, daß sie eine Art von gemeiner Lustigmacherin abgab und vor den Augen des Publikums mit ihrer Person alle möglichen Vossen treiben ließ.“ — In der That auch wurde die kaum zwölfsjährige Theodora nach einem Jahre durch ihre Unverschämtheit und Gemeinheit so berüchtigt, daß sie den Hippodrom verlassen mußte. Sie begab sich zu einer durch Stadt und Provinzen ziehenden Gaukler- und Vossentreiberbande und war nicht nur in ihrem vierzehnten Jahre eine der lächerlichsten und berüchtigsten Lustdienern, sondern auch eine der vödelhaftesten weiblichen Bajazzos, welche die damalige Zeit aufwies. „Sie wurde, sagt ein Griechischer Zeitgenosse, eine der scheußlichsten und ausschweifendsten Dirnen vom Handwerke; wenn sie die beiden Backen aufblies, sich darauf zum Scheine Ohrfeigen geben ließ und Orimassen dazu schnitt, so wußte sie den Pöbel zum wiederndsten Gelächter zu veranlassen. Alle ehrlichen Leute, welche ihr auf

der Straße oder einem öffentlichen Plage begegneten, gingen ihr aus dem Wege, aus Furcht, sich durch Berührung des Scheusals zu verunreinigen, und wenn sie Jemanden des Morgens unter die Augen kam, so hielt er dies für das Zeichen eines ihm be-
gennenden Unglücks.“

Und dieses verworfene, grauenhafte Geschöpf — diese, eine Reihe von Jahren hindurch den Wollüsten der Matrosen preis-
gegebene Person war dazu bestimmt, den sogenannten Thron der
Christenheit zu besteigen und die Beherrscherin der Welt ge-
krönt zu werden. Ja, Einige versetzten sie sogar, nachdem sie (und
war wie Victor Tununensis sagt, durch ihre scheußlichen
Ausdichweisungen *canceris plaga corpore toto per-*
fusa, also am venerischen Uebel) gestorben war, unter die
Heiligen!!!

In ihrem fünfzehnten Jahre lernte sie ein Tyrier Namens
Hecebolus (damals Statthalter von Pentapolis) kennen, und
nahm sie auf einige Zeit als Concubine mit in die Provinz. Da
sie jedoch in ihren Ausdichweisungen bis zu seinen untersten Knech-
ten herabstieg, so jagte er sie aus seinem Hause und stieß sie da-
durch wieder auf die alte Laufbahn. Vergebens sich nach einem
neuen Galan umsehend, kam sie in ein solches Glend, daß sie zu-
legt in schmutzigen Lumpen gehüllt und halb nackt umherlief. Es
blieb ihr durchaus nichts anderes übrig, als sich durch die allge-
meinste Heißbietung ihres Leibes zu ernähren. Mit dem offenen
Handwerke einer Lustbinne ging sie nach Alexandria, durchstrich
darauf den ganzen Orient, trieb überall ihr Gewerbe und
kehrte endlich nach Constantinopel, dem Focus der Sittenlosigkeit
und Ausdichweisung zurück. Sie mochte damals etwa zwanzig
Jahre zählen, und ihre fast unverwüsthche, äußere Schönheit
überstrahlte noch immer die andern Dirnen ihres Welchtiers. Nach-
dem sie sich einige Wochen in den Winkeln der Hauptstadt um-
hergetrieben, fand sie an einem wohlhabenden Wollüstlinge einen
momentanen Unterhalter und eine bestimmte Wohnstätte in dem
berücktigten Embolum, (dem Orte in der Stadt, wo sich da-

maß die Subsidien der niedersten Art aufhielten). Hier zu einigem Gelde gelangend, warf sie sich mit verdoppeltem Eifer auf das Studium höherer Buchkünste und empfing der Reihe nach eine große Anzahl junger Leute aus den ersten Familien. Dies Alles geschah unter der kurzen Regierung des alten Justinus,⁹⁾ und damals zeichnete sich diese Dame auch noch namentlich dadurch aus, daß sie sich „öffentlich herumprügelte, Ohrfeigen und Hiebe austheilte, und Alles aufbot, um von sich reden zu machen.“

Zur selben Zeit sah man bei nächtlichen Gelagen einen schönen Jüngling, dem Alles theils aus Ehrfurcht, theils aber auch aus Haß und Furcht ansteh, durch die Straßen Constantinopels schwärmen. Gewöhnlich war er von einem Haufen lustiger Spiessgesellen und höherer Diener umringt, welche sich alle möglichen Ausgelassenheiten und die muthwilligsten Verletzungen gegen Privatpersonen erlauben durften. Die Begleiter des jungen Mannes, der kein anderer war, als der Kaisernesse Justinian, gehörten sämmtlich zur blauen Partei, und wenn dieses wilde Heer in trunkenem Zustande von den Gelagen zurückkam, so wurden gewöhnlich Vorübergehende verspottet, beschimpft, angefallen, geschlagen oder gar ermerdet und der Scandal endete erst, nachdem man die Thüren von Privathäusern, namentlich wenn sie Anhänger der grünen Partei enthielten, gewaltsam eröffnet und die darin vorgestundenen Frauen oder Jungfrauen geschändet hatte. Justinian war nach Berichten von Augenzengen weder zu groß noch zu klein, sondern von mittlerem Wuchse und mehr unterlegt als geschmeidig; seine Gesichtszüge waren so schön, daß er selbst wenn er ein mehrtägliches Kasten beobachtet hatte noch immer frisch und lebhaft ansah. Man verglich ihn der äußern Gestalt nach mit dem römischen Kaiser Domitian, und ein Vergleich der Bildnisse dieses finstern Tyrannen mit dem Bildnisse jenes jungen Mannes, welches war erst im Jahre 343 in musivischer Arbeit dargestellt ward (das Bild befindet sich in Ruhei historia Ravennatensi, aus welchem es in spätere Werke überging) ergiebt

jene Ansicht als richtig. Das Gemüth des jungen Mannes war zu gleicher Zeit stumpfsinnig und böshast, obgleich er sich, wie von Gegnern des Procopius berichtet wird, in seiner Jugend mit den Wissenschaften und sogar mit den schwersten theologischen Hirngespinnsten beschäftigt haben soll. — Die Geburt Justinians muß nach allem, was wir aus den ältesten Werken und Manuscripten ersuchen konnten, auf den 11. Mai des Jahres 494 nach Christi gesetzt werden. Entschieden ist ferner, daß er zu Laurenum geboren ward und zu Vederina aufwuchs. Nach seinem Lehrer (?) Iecophilus soll er schon dreißig Jahre alt gewesen sein, als er nach Byzanz kam, wir werden aber am Schlusse unseres Werkes darauf zurückkommen, daß man der frühzeitigen Veränderungen wegen, welche seine ausschweifende Lebensart in seinem Neusern hervorbrachte, in der Bestimmung seines damaligen Alters nicht sicher gehen konnte. Er sprach sehr gerne seine Landessprache (Mlyrisch) und seine Landleute sollen ihn in ihrem Idiom Upranda genannt haben. Sein Vater hieß Sabatius; seine Mutter Viglinia war die Schwester des Kaisers Justinus. — Als er die Gunst seines Oheims auf sich gezogen hatte, kam er in die Leibwache, ging aber von da zum Heere über und brachte eine ziemlich Zeit lang am Hofe des Gothen-Königs Theodorich als Geisel zu. Bei seiner Rückkunft machte ihn Justinus zum *Præfectus militiae*; später erhielt er den Titel *Nobilissimus*, und nachdem er bereits durch das erlangte Uebergewicht über seinen Oheim die Zügel der Regierung zur Hand genommen hatte, mußte er es zu bewirken, daß ihm der Ehrentitel *Cæsar* beigelegt ward. Ueber sein damaliges Alter herrschen wie gesagt viele Zweifel. So z. B. sagt Zonaras, *) er sei im fünfundvierzigsten Jahre Kaiser geworden, Panvinius gibt dagegen das vierundvierzigste an, und diesem stimmt Nicephorus bei, indem er behauptet, Justinian sei im zweiundachtzigsten Lebensjahre gestorben, nachdem er achtunddreißig Jahre regiert hätte. Ein Anderer will dagegen ein altes Griechisches Scholium (σχολιον) gefunden haben, woraus zu ersuchen gewesen, daß Justinian neun-

zig Jahre alt geworden sei, ohne Zweifel ein Unikum, weil dann der bei seinem Regierungsantritte von allen Zeitgenossen als frisch und jugendlich beschriebene Justinian zweiundfünfzig Jahre alt gewesen sein müßte. Nur ein Einziger wenn ich nicht irre, stimmt mit meiner Ansicht überein, indem er sagt, der Kaiser sei in dem Momente seiner Thronergelassung dreiunddreißig bis vierunddreißig Jahre alt gewesen; er zählte mithin bei der Ernennung zum Cäsar ungefähr siebenundzwanzig Jahre, welches wir auch als das Gewisse annehmen können. — Fünf Monate nachdem ihn Kaiser Justin mit dem Titel Cäsar öffentlich belegt, ward er zu seinem Nachfolger ernannt. Doch ward Justinian erst nach sechs Consulatsjahren wirklich zum Kaiser ausgerufen (am 1ten August 527). —

Justinian war lügenhaft, betrügerisch und heuchlerisch, ließ sich aber auch oft von Andern betrügen. Eine Mischung von Leidenschaft, Tyrannei, Verstellung, Bosheit, Heuchelei und überspannter Nartheit waren seine hervorstechendsten Charaktereigenschaften. Seine Verstellung ging bis zur Keckheit, so daß er, wenn er wollte, sein Inneres Jedem verbergen konnte. „Falsche Thränen, sagen seine Zeitgenossen, standen ihm jeden Augenblick zu Gebote, mit den heiligsten Eiden trieb er Spiel und brach seine Zusagen und Versprechungen jeden Augenblick; als Freund war er falsch und als Feind unverhältnißlich; er durstete förmlich nach Geld²⁾ und nach Blut, liebte Zwiste und Neuerungen, erkann und verübte die schlechtesten Thaten mit der größten Leichtgläubigkeit und Ruhe und haßte das wahrhaft Gute dergestalt, daß er nicht einmal davon reden hören konnte. Ein Freund geheimer Spione und Angeber und ein Schützer der Verleumder, glaubte er jedem Verräther und bestrafte ohne Unterbindung nach bloßer Aussage. Kurz, die Natur schien alle bösen Eigenschaften in diesem Menschen vereinigt zu haben, der noch überdies ein ungeheurer Verschwender war, so daß er Alles bis auf die letzte Drahme vergebete und sich dann ebenso schnell durch die fürchterlichsten Erpressungen wieder bereicherte.“ —

Es war an einem jener herrlichen Abende, welche noch von neueren Reisenden als wahrhaft paradiesisch geschildert werden, und welche die Natur, unbekümmert um das bunte und niedrige Treiben des Menschengeschlechtes, über jene Himmelsstriche herabzusenden pflegt, als ein harter Haufen trunkenen und mit Weinlaub bekränzter Gefellen unter Anführung des gefürchteten Kaiserneffen, welcher als Bacchus geschmückt einer rauschenden Musſi nachzog, durch die Straßen der Stadt drauſte. In einer der engsten Gassen angelangt, bemerkten sie in einem mittelmäßigen Hause Licht und stürmten wie gewöhnlich ohne Weiteres die Thüre. Ein ihnen entgegenkommender Diener wurde niedergeworfen und die wilde Rote drang ins angrenzende Zimmer. Hier floh ihnen im reizendsten Nachgewande und um Hilfe rufend eine weibliche Gestalt entgegen, bei deren Anblick Justinian zurücksuhr, sich der bereits Ergriſſenen annahm, und durch einen drohenden Wink seine Genossen zur Entfernung bewog. Die Sage erzählt, daß damals der junge Vollküstling, zum ersten und letzten Male in seinem Leben von einer bessern Regung ergriffen, sich gleichfalls zu entfernen beabsichtigte. Jenes Weib aber, welches seine andere war, als die Puhlerin *Theodora*, hatte den hohen Gast, nach welchem sie schon lange streben mochte, erkannt, und dachte natürlich an nichts weniger, als diesen kostbaren Gang aus dem Nege zu lassen. Der Kaiserneffe, durch ihre Puhlkünste und ihre Schönheit überwältigt, verblieb die ganze Nacht daselbst und war von diesem Augenblicke an gänzlich umgewandelt. Hatte er früher nur ein herumſchwärmendes und schwingig lichterliches Leben geführt, so befand er sich von dieser Zeit an fast Tag und Nacht bei dieser zu seiner Geliebten erhobenen Lustdiene. Sein Verhältniß zu ihr wurde ruchbar und als er sie unter einem Vorwande als Palaſtdame an den Hof bringen wollte, stemmte sich seine Tante, die Kaiserin Euphemia, obſchon selbst früher eine Puhlschwester, dagegen, so daß ihm längere Zeit hindurch sein Vorhaben mißlang. Der schwache, einzig und allein von seinem Refsen geleitete Kaiser jedoch ließ sich, als kurz darauf Euphemia

fiarb (ohne Zweifel an Oest), von seinem Neffen bewegen, jene aus den Armen der Matrosen und des Publikums hervorgegangene Theodora nicht nur zu dem Stande einer Patrieierin (Adeligen, Gräfin) zu erheben, sondern er mußte sogar, gezwungen durch die Drohungen des Neffen, jenes verächtliche, empörend-jesuitische Geſetz *) erlaſſen, demgemäß die alte Conſtantiniſche Ver-
 ordnung aus eigner Macht umgeſtoſen, und einem Jeden bis zum Senator, Conſul und Prinzen hinauf gehalten ward, die niedrigſte Luſtkirne zu ſich zu nehmen, und ihr gleiche Rechte, Achtung und Würden mit den tugendhafteſten und unbedingteſten Frauen zu geben, — wodurch es dem Juſtinian ſpäter möglich ward, das weibliche Scheuſal Theodora zur Beherrſcherin von Byzanz zu erheben. Kaum war jenes Geſetz, welches damals nicht geringes Erſtaunen erregen mochte, gegeben, ſo ſetzte Juſtinian ſeinen Handlungen die Krone auf, indem er, nunmehr geſetzlich zur Verhöhnung aller Sitte und Ehrbarkeit beſugt, mit der Luſtkirne Theodora öffentlich zuſammen lebte. Seine Mutter Vigiliſſa ſtarb gleich nachher aus Gram über dieſen entehrenden Act *). Kurz darauf ward Juſtinian (527) zum Conſul und Cäſar ernannt, und von da an waren die Zügel des Reiches gänzlich in ſeinen Händen. Der Tod des elenden und lindlichen Juſtinus erfolgte erſt im Jahre 527 n. Chr., worauf ſich Juſtinian zum Kaiſer ausruſen ließ.

III.

So erhielt die Hauptſtadt Conſtantinopel ſeinen Regenten, welchen bis auf die neuſte Zeit Einige zu vergöttern und Andere heilig zu ſprechen ſuchten, obſchon er mit dem ganzen Volke und der Götlichkeit ſpielte und gegen Natur, Gott und Welt die beſpielloſeſten Schandthaten verübte. Die Schönheit

seiner „*reverendissima Justiniani a deo data conjux*“, wie Theodora in der achten Novelle Tit. I. genannt wird, muß damals schon abgenommen haben, indem die ganze Beschreibung ihres Aussehens durch einen gleichzeitigen Schriftsteller dahin beschränkt wird, daß er sagt, sie sei von mittelmäßiger Statur und mehr klein als groß gewesen, und habe eine weiße mit angenehmer Röthe gemischte Haut sowie auch muntere und blinende Augen gehabt. Uebrigens ist es nicht zu leugnen, daß sie von Natur aus Weib und durch ihre vielen Reisen und Lebensschicksale eine Masse von Erfahrungen und eine scheinbare Bildung besaß. Noch kurz vor der Vermählung hatte die unglückliche alte Mutter Justinians eine Wahrsagerin zu sich kommen lassen, welche der großen Viginia prophezeigte, daß diese Theodora ein böser Dämon für das Reich werden würde¹⁰⁾. In der That schien diese Prophezie nicht zu irren. Am 1. August 527 ward Justinian zum Kaiser ausgerufen; — aber er hatte noch nicht 14 Tage regiert, so umfließ schon das Blut zweier Mordmorde seinen Thron. Auf die Anzeige einiger Höflinge, daß der Oberste der Verschnittenen, (Amantius,) den Patriarchen von Byzanz beleidigt habe und sehr reich sei, beschloß der neue Kaiser den Mord und die Vermögensconfiscation des Erheren. Einige Feinde des Amantius hatten schon früherhin das lügenhafte Gerücht verbreitet, derselbe wolle bei dem Tode des Kaisers Justin einen Präzendenten Namens Theophilus auf den Thron bringen und schon dies Gerücht allein hätte hingereicht ihn zu tödten. Ohne ihn in Untersuchung zu ziehen und ohne nur einmal nach den Gründen jener Gerüchte weiter zu fragen, ließ Kaiser Justinian den Amantius und einige seiner Freunde zu sich in sein Cabinet laden und sie dort sammtlich in seiner Gegenwart niedermachen, worauf die Güter der Ermordeten von ihm eingezogen wurden. Zu derselben Zeit lebte zu Constantinopel ein ehemaliger Feldherr des Kaisers Anathasius, Namens Vitalianus, ein Syrer von Geburt, der sich sehr sehr tapfer gezeigt, aber während eines Tumultes die blutigen Patriarchen des Hofes

verlassen und sich gestürzt hatte. Bei der Thronbesteigung Justinian lehnte er zurück, unterwarf sich der kaiserlichen Gnade und wurde Anfangs *magister militum* und hierauf Consul. Das Volk, welches ihn stets sehr geliebt hatte, empfing den alten Mann mit Jubel und dies erregte die Eifersucht der Kaiserin und Kaiserin Theodora. Von Mordelustern umringt, bereitete sich Vitallian abermals zur Flucht, als ihn Justinian unter heuchlerischen Versprechungen des kaiserlichen Wohlwollens zu sich entbieten ließ. Der Consul erschien und der Kaiser, um ihn vollkommen sicher zu machen, nahm zum Beweise der Aufrichtigkeit das heilige Abendmahl mit ihm!! Zwei Tage nach dieser heiligen Handlung ward Vitallian abermals aufs Schloß geladen, wo ihn der Kaiser herzlich kußte, ihn bei der Hand ergriff und ihn selbst nach einem abgelegenen Gemache führte. Hier eingetreten ward der greis Vitallian von Trabanten ergriffen, zu Boden geworfen und in Gegenwart des ruhig zusehenden Monarchen mit unzähligen Wunden ermordet!! Dies nannte der festbare Geschacher: „Die unantastbare Willkürsgewalt des von Gott eingesetzten, Allergnädigsten Monarchen.“ (Wann wie bei uns.)

Um das wegen ähnlicher bekannter Thaten aufgelegte Volk einiger Maßen abzulenkten und him später zu verführten Missethaten gleich von vornherein durch Scheinheiligkeit zu hemmen, hatte schon 528 Justinian jenes erste Gesetzbuch ausarbeiten lassen, welches vierzehn Monate später unter dem Namen *codex Justinianus* publicirt wurde. Im Jahr 529 erhielt der bekannte Tribonian von ihm den Auftrag, ein noch größeres Rechtswerk aus den Schriften älterer Juristen zusammenzutragen und Tribonian verfaßte (unter Beihilfe von sechzehn Gelehrten) sieben Theile in fünfzig Büchern, welche „Digesten“ oder „Pandecten“ genannt wurden. Zu gleicher Zeit arbeiteten unter Oberaufsicht des Tribonian zwei Rechtsgelehrte Namens Theophilus und Dorotheus die sogenannten „Institutionen“ in vier Büchern aus, zu welchen späterhin jedoch noch eine große Zahl

von andern Gesetzen, die „Authentiken“ und „Novellen“, hinzugefügt wurden. Warf man einen nur flüchtigen Blick in diese Gesetzbücher, so erkannte man zwar sogleich, daß sie dem abgefeimtesten Despotismus zur Grundlage dienten; aber trotz dem hätte sich kein Mensch träumen lassen, daß gerade Justinian und Theodora es sein würden, welche mit ihren eigenen Gesetzen das hochwürdigste Spiel trieben und so weit entfernt waren auch nur einer Silbe darin wahrhaft nachzukommen, daß man sie, wie der ganze Verlauf ihres Lebens und ihrer Handlungen zeigt, nur die geistlich heuchlerischen Volksaussitzer nennen konnte. Im Jahre 533 wurden sowohl Pandekten als Institutionen publicirt und erhielten gesetzliche Kraft. Die aristokratischen Parteien jedoch, welchen der Kaiser von Anfang an sich zugewendet, wußten so genau, wie wenig es dem Tyrannen mit seinen Gesetzen Ernst war, daß im Jahre 533 jener furchtbare Kampf unter den Blauen und Grünen ausbrach, welcher in der Geschichte der damaligen Zeit durch das Schlüsselwort *Vinca* oder *Nona* so bekannt geworden ist. Der Hohn jener Parteien war um so größer, als sie zu ihren Schandthaten gerade jenen Tag wählten, an welchem Justinian das Fest seiner Thronbesteigung feierte (den 1. August 533). An diesem Tage saß der Kaiser am Nachmittage in den Circus, wo man ihm zu Ehren verschiedene Spiele auführte. Die Blauen Partizipier hatten damals einen berühmten Rädelsführer Namens Calopodius und dieser wagte es in Gegenwart des Kaisers solche harsen Beschimpfungen gegen die grüne Partei anzujubeln, daß einer von der letztern sich erhob, und den Kaiser laut um Gerechtigkeit gegen den Calopodius anrief, indem er diesen zugleich mehrer verübter Missethaten beiduldigte. Justinian, der Gesetze ganz vergessend, die er in derselben Zeit zu publiciren gedachte, trat in eigner Person auf die Seite der Blauen, und vergaß sich so weit, daß er persönlich die gemeinsten Fälschungen gegen die Grünen ausließ, indem er sie Spitzbuben, Juden, Lumpenkerle u. s. w. nannte und ihnen befahl, den Circus zu verlassen¹³⁾.

Voll Ingrimm verließen die Beschimpften den Circus, ret-

teten sich jedoch am Eingange desselben zusammen und warteten
 bis der Kaiser wegfuhr. Sobald Justinian zum Vorschein kam, be-
 grüßten sie ihn laut mit dem Namen Tyrann! Mörder! Weins-
 eibiger! und er eilte bestürzt nach seinem Palaste. Als aber gleich
 darauf die Blauen den Circus verlassen, entband auf der Straße
 ein furchtbares Blutbad und binnen wenigen Stunden war die
 ganze Stadt im Aufruhr. Alles flog in die Häuser, die binnen
 einem Nu zu eben so vielen Festungen umgewandelt waren; die
 Kaufläden wurden geschlossen. Die Maitrosen empörten sich auf
 den in den Häfen liegenden Schiffen; Greise, Weiber und Kin-
 der wurden in Stücke gerissen, ein furchtbares Gekreische, das selbst
 das Klirren der Waffen überrönte, erfüllte die Straßen, Plätze und
 Wohnungen. Endlich schien die ganze Stadt in zwei kämpfende
 Parteien getheilt; Haufen von Leichen häuften sich in allen
 Quartieren empor, das Gemetzel ward allgemein und wüthete sich
 zuletzt vor den kaiserlichen Palast. Als Justinian einsah, daß er
 zu weit gegangen, war es zu spät, und auf den Rath der Theodora
 ließ er auf das schnellste zwei Schiffe zur Flucht in Bereitschaft
 setzen. In diesem Augenblicke vernahmen sie, daß der mit Un-
 gnade belastete Belisav in aller Eile an der Spitze der Leibwache
 und anderer Truppen sich mit den Blauen vereinigt hatte, und den
 Grünen, welche bereits einen Rufen des Kaisers Anastasius (Na-
 mens Hypatius) zum Kaiser ausgerufen hatten, entgegenge-
 trüft war. Nun wurde der Kampf zur furchtbaren Schlacht, und
 da man auf den Rath der Theodora sogar einige der Blauen
 hatte ergriffen und mit mehreren von der grünen Partei hatte
 hinrichten lassen, so wandte sich plötzlich ein großer Theil der
 Blauen während des Kampfes gegen die kaiserlichen Truppen
 selbst, und die Verwirrung überhieg von da an alle Begriffe.
 Das Schlachten und Morden dauerte in Byzanz fünf Tage
 lang, und der Tumult stillte sich erst dann, als die Partei der
 Grünen, (die sich jedoch bald darauf wieder bedeutend verhäufte)
 beinahe gänzlich aufgerieben war. Der Ueberrest eilte, um einige
 Wochen darauf mit erneuter Wuth zurückzukehren. Der Sieg war

für den Augenblick auf des Kaisers Seite, und Hunderttausend Menschenleben waren (nach Theophanes) in diesem einen Kampfe zu Grunde gegangen!

Trotzdem erhob das erbitterte Volk, und zwar wegen der Theodora, abermals. Man tobte sich auf den Gassen, auf den öffentlichen Plätzen, in Tempeln, im Theater, selbst in den Senatorenpalästen haufenweise zusammen und schrie laut über diese fürchterliche Handlung. Man nannte den Kaiser einen Vielverschwender, Dämon, Gotteslästerer und Bluthund und rief mit allgemeiner Entrüstung, daß das Reich durch eine Gassenbluthe bedeckt worden sei. Durch Wassengewalt, Hinrichtungen, Mordmord und Vespersionen änderte sich freilich dies Geschrei. Bald hatte Niemand mehr den Muth seinen Ingrimm über den Tyrannen zu erkennen zu geben. Vollzählig beorderte Vivatschreier rufen das Volk mit, die Geistlichkeit mußte es bearbeiten, und die Soldaten erklärten sich ohne weiteres in Theodora's Gunsten, weil sie kostbare Geschenke bei ihrer Vermählung erhalten. Niemand widersetzte sich mehr dem Schandewerthen Paare, Alle fügten sich in slavischer Unterwerfung, und Bürger und Pöbel, welche die Kaiserin noch kurz vorher in den gemeinsten Winkeln der öffentlichen Wollust erblickt und genossen hatten, unterwarfen sich als hündische Knechte! — Zur Ehre der Menschheit müssen wir jedoch bekennen, daß viele Geschichtsschreiber in ihren Berichten bemerken, es hätten mehr Senatoren dem Kaiser seine Schandthat geradezu ins Gesicht vergeworfen, und seien zum Lohn für ihr Rechtsgesühl auf das Grausamste in Lode gemartert worden (*). Wie man übrigens von Justinian und Theodora im Allgemeinen schon damals dachte, beweist folgender, für die Aufklärung unserer Zeit zwar sonderbare, aber von dem furchtbaren und wahrhaft teuflischen Character Justinians und seines Weibes überzeugende Ausspruch, den wir aus der Schilderung eines Zeitgenossen hier ganz getreu wiedergeben:

„Ich und meine Freunde, — sagt dieser, — haben jenes kaiserliche Ehepaar eigentlich niemals für wirkliche Menschen, son-

bern für leidhaftige Teufel und Verderber des Menschengeschlechtes gehalten, welche nur eine menschliche Gestalt annahmen, und sich zu dem Ende mit einander verbanden, die Erde unter der Last des entsetzlichen Glendes zu erdrücken. Dies mußten wir aus ihren Handlungen und Bosheiten schließen, welche in solchem Grade nur von bösen Geistern ausgehen konnten. Zwar gab es zu allen Zeiten Leute, welche durch Bosheit und Gewalt schreckten, und Städte und Länder verwüsteten, aber diese beiden wären fähig gewesen, das ganze menschliche Geschlecht zu vernichten. Während ihrer Regierung sahen wir so vieles Unglück, Ueberschwemmungen, Pest, Krankheiten und Erdbeben, daß wir durchaus an übermenschliche und teuflische Gewalt glauben mußten, ja sogar die Mutter des Justinians soll ihrer nächsten Umgebung geäußert haben, daß sie ihren Sohn durch den leidhaftigen bösen Feind empfangen habe, dies Schicksal also aus seines Menschen Blut entgroßen sei. Einige seiner Diener, welche eine reine Seele hatten, haben veräußert, daß sie manchmal bei Nacht an seiner Stelle ein teuflisches Wesen erblickt hätten, ja einer davon hat mir selbst erzählt, er habe mit eignen Augen gesehen, daß, als Justinian einmal vom Stuhl aufgestanden sei, sein Kopf plötzlich verschwunden, der übrige Leib aber ohne Kopf herumgewandelt wäre, und während er erschauert davon stehen wollte, habe der Kopf sich wieder mit dem Körper vereint. Ein anderer Diener erzählt mir, sein Gesicht sehe bisweilen wie ein rothes Zink Fleisch aus, an welchem man weder Augen, noch Nase oder Mund gesehen. Auch erzählt man, daß einst ein Mönch mit Verdrüß aus dem Palast geflohen sei und auf Befragen deshalb erwidert habe, es sei ihm der schwarze Satan auf dem kaiserlichen Thron erschienen.

„Was nun aber die Theodora betrifft, so erzählten mir einige von ihren alten Liebhabern, daß, als sie noch Darstellerin gewesen sei, öfters in der Nacht ein böser Geist bei ihr geschlafen habe. Eine Tänzerin, mit Namen Macedonia, welche auf ihren Reisen eine Summe Geldes verloren hatte, beschloß die Theodora, noch ehe dieselbe Kaiserin war, und klagte ihr jenen Verlust, wor-

auf ihr die Theodora erwiderte, sie solle nur ruhig sein, denn sie (Theodora) habe in der vorigen Nacht geträumt, daß der Höllensfürst bei ihr schlafen, sie zur Gemahlin erheben und sie mit allen Schätzen der Erde beglücken werde.“ —

So lächerlich und heute dieser Bericht erscheint, so geht doch aus der Erzählung jener verfluchte heftige Ingrimm und jene Verachtung hervor, die sich aller Classen gegen den tyrannischen und heuchlerisch-diebischen Hof bemächtigt hatten. Der Kaiser mußte dies natürlich bald bemerken. Er entsaß sich daher, die Masse der Sanftmuth und Keuschheit anzunehmen. Plötzlich hieß es, er lasse Jedermann vor sich, und so oft nun Jemand mit einiger Bitterkeit vor ihm erschien oder ihn ungebührlich antrede, suchte er sich so gut es ging für Augenblicke zu mäßigen. Von da an ertheilte der Tyrann die härtesten Ausprüche mit ansehnender Ruhe und Niemand sah ihn von Angesicht zu Angesicht in Zorn gerathen. Ja sogar, wenn er den Befehl gab, eine Masse von Unschuldigen zu martern oder zu ermorden, Stadt und Land zu verwüsten und Oelner zu rauben, so geschah dies, wie ein Augenzeuge berichtet, mit ruhigem Gesichte, niedergeschlagenen Augen und sehr sanfter Stimme!!! Wagte man es, freilich für Verdränge wiederholt zu bitten, oder die Gerechtigkeit fundlos in Anspruch zu nehmen, dann vermochte das Ungerathäm sich nicht immer zurück zu halten; dann schwell er wider die Abrede vor Zorn, knirschte mit den Zähnen, brach in Wuth aus und das Verderben stürzte über die Vinseller herein.

Anscheinend (und gemäß einer unter ihnen getroffenen Vereinbarung) schienen Justinian und Theodora nicht in allen Handlungen einig zu sein. Es war dies eine emporende Maschade, welche nur zur Deckung der geheimen Missethaten diente. Namentlich zeigte sich dies bei ihrer Vermischung in die Handel der Blauen und Grünen, und beschämlich sagt ein griechischer Geschichtschreiber: „Theodora unterstützte aus allen Kräften die Blaue Partei und gab ihr Erlaubniß, jede Schandthat gegen die Grünen zu unternehmen. Justinian stellte sich, als sei ihm dies sehr

leid, erklärte aber, seine ehrenfünige Gattin wolle sich durchaus nicht wehren lassen. Hierauf gaben sie scheinbar Befehle, die sich nurbrocks einander entgegen waren. Der Kaiser befahl die blauen Verbrecher zu bestrafen, die Kaiserin aber nahm die Blauen in Schutz und sprach sie frei. Ebenso machten sie es bei den gerichtlichen Händeln zwischen den Blauen und Grünen, und dann zogen Justinian und Theodora das Volk ein, worüber gestritten wurde. Der Kaiser erwählte die Mitglieder der einen Partei zu Censurirungen und unterthug sie in allen möglichen Verbrechen; sobald sie sich aber beschwert hatten, mußten sie, dies war verabredet, in die Ungnade der Kaiserin fallen, wurden dann als ungeheuer festgesetzt und mußten ihr Geld zurücklassen!!! So verabschiedeten sich die Beiden fernwährend untereinander, indem sie öffentlich uneinig schienen, und beschlügen ihren Reichtum und ihre Tyrannei durch selbst erregte Streitigkeiten.“¹³)

Schon im Jahre 528 hatte am Byzantinischen Heie Mies eine andere Gestalt gewonnen. Justinian veränderte aus kühnlich-tyrannischem Ruhmselze fast alle Gesetze, bloß um sich einen Namen zu machen, und unbestimmt darum ob das Volk dabei unter Blutungen erlege oder nicht. Was unter seinem Vorgänger verboten war, wurde unter ihm erlaubt, und was erlaubt war, unter ihm verboten. Soldaten und Einwohner erhielten sogar Trachten, welche nach seinem Namen benannt werden mußten und dieselbe beschlenische Citelkeit lag zum Grunde, als er das, nach seinem Namen benannte Verzeichniß der Städte, Häfen, Kemter, Soldaten u. s. w. anfertigen ließ. Außer neunzehn Städten, die seinen Namen führen mußten, zwang er sogar diesen verurtheilten Namen auch noch einer Classe von Schülern, (Justiniani novi), Prieten und Bischöfen auf. Alle ihn Umringenden mußten ihn zugleich als Meis-Müher betrachten, und der blauen Partei sprach er sogar die Haarschneideerei u. s. w. vor. Adlige mußten sich nach dem Hefgelege das Vorderhaupt abschneiden lassen, und am Hinterhaupt die Zöpfe nach Art der Massageten oder Hunnen tragen. Dagegen Mies im Gesichte der

Part wie bei den Persern lang herabhängen. Mit dem Gelde, welches man durch Raub und Mord erpreßte, schaffte man sich kostbare Kleiderzeuge an. Am Handgelenke schlossen die Armeel sehr enge an, dagegen waren sie gegen die Schulter zu sehr weit und bauschig, damit man, wie ein Geschichtschreiber humoristisch bemerkt, Wunder meinen sollte, welche diesen Oberarme diese ausgemergelten Paudlen darunter verbergen hätten. Hämme, Hosent und Schuhe trugen sie ganz nach Art der Hunnen. Bei Tage verbargen sie in ihren Kleidern weilschneidige Dolche und des Nachts trugen sie bloße Waffen. So versammelten sie sich zu einer Zeit, wo Constantinopel wohl anderthalb Millionen Einwohner zählte; des Abends an den Gassen und öffentlichen Plätzen und raubten und mordeten ungestraft nach Herzenslust, unter der einzigen Bedingung, dem Kaiser die Hälfte ihres Raubes heimlich zuzustellen. Dies ging soweit, daß endlich die Blauen selbst sich gegenseitig fürchteten, so daß einige derselben zuletzt schlechte Kleider anzogen, um nicht durch ihre eignen Genossen in Lebensgefahr zu kommen. Endlich mißtheten sich sogar Einige von der grünen Partei unter die blauen Mörder, um ihren Blutdurst zu stillen, und als später auf Justinians scheinbare Veranlassung eine sogenannte Obelast einführte, wurden die Mörder zuvor vom Kaiser selbst heimlich davon unterrichtet, ergriffen die Flucht und gingen in die Provinzen, von wo sie mit Justinian als Räuber in Verbindung blieben. So kam es, daß endlich, und dies war eine von Justinians Ablichten, welche Leute die bisher keiner Partei angehört hatten zu den Blauen gingen, um ihr Leben zu sichern, dann dem Kaiser ihr Verwögen überließen und mit morden halfen. Weichäst rieben die Blauen die wenigen übrigen noch reichen Gegner fast ganz auf. Nun ward Justinian noch frecher und übermüthiger. Vor Allem ward das Audienz-Ceremoniel verändert.

Früher bestand der Gebrauch bei einer Audienz ganz einfach darin, daß die Patrizier den Kaiser auf die rechte Brust küßten, und wenn sie sich entfernen, so küßte sie der Kaiser auf die

Stirne. Alle Nicht-Adlige mußten sich auf das rechte Knie niederlassen und vor der Kaiserin machte man eine leichte Verbeugung. Justinian änderte dies mit Hilfe der Geistlichkeit. Wer vor ihm oder vor Theodora erschien, mußte sich der Länge nach auf die Erde niederwerfen und Beiden die Knie küssen. Die lächerliche und slavische Antike „Allergnädigster“ wurde damals begründet und ein Ceremonienmeister schrieb Schritt für Schritt bei der Audienz vor. Wagte es Jemand von da an sogar die ehemalige Kustine Theodora nicht „meine allergnädigste Herrin“ zu nennen oder in ihrer Gegenwart einen bräuten, selbst den ersten Senator anders zu benennen, als „mein Slave“, so wurde er ohne Weiteres von Trabanten hinausgeschleift. Trotz diesem Zwange waren die Palast-Gemächer fast immerwährend von Aufstrebenden belagert. Denn da Theodora und Justinian alle Entscheidungen in Prozeß an sich rissen, so mußten die Parteien immer zu ihnen selbst kommen, um sie zu bestechen. — „Die Gerichtsstuben, sagt ein Zeitgenosse, waren fast immer leer, dagegen wimmelte es im Palaste von Menschen aller Klassen, die oft ein so furchtbares Geräusch und Geschrei machten, daß man sein eignes Wort nicht hören konnte. In dies Geschrei mischten sich laut und offen jene Stimmen, die dem Kaiser eine Bestechungssumme anboten.“ Nicht gesättigt jedoch durch die ihn bestechenden Stimmen, fand Justinian stets neue Wege der Abhütung. Unter Anderem hatte er seit längerer Zeit seine Augen auf einen reichen Patricier zu Gmisa Namens Mammianus geworfen. Der kaiserliche Schurke ersuchte daher in jener Stadt einen Schönschreiber, Namens Priscus, verkleidet durch seine Gewandtheit in Verfertigung falscher Handschriften, ließ sich die Namen der reichsten Familien daselbst berichten und hierauf durch jenen Priscus falsche Scheine verfertigen, in welchen angeblich alle jene reichen Familien bezeugten, daß ihnen Mammianus große Summen zum Ausgeben gegeben habe. Zum Ueberflusse mußte Priscus noch die Handschrift eines Notars nachmachen, welcher jene falschen Scheine angeblich bestätigt hatte. Hiermit in Ordnung, verhandelt sich Just.

nian mit den Vorstehern der Kirche in Smisa und diese wußten den Mammiian dahin zu bringen, daß er ihnen bei seinem Tode sein ganzes Vermögen vermachtete. Nun ward Mammiianus ermordet, und kaum war er gestorben, so lieferte Priscus die falschen Scheine aus, und jene Familien sollten bezahlen!! Zum Unglücke für die betrügerischen Geistlichen, die mit Justinian theilen wollten, waren die Scheine unter einem Datum ausgestellt, der es den Familien möglich machte, das Gesetz der Verjährung anzusprechen. Die Geistlichen, zitternd vor Justinians Heimtücke, eilten nach Byzanz und überbrachten ihm wenigstens einen Theil des betrügerisch geerbten Hauptvermögens. Justinian steckte das Geld sehr ruhig ein, und schickte sie wieder nach Hause. Plötzlich aber erschien nun ein kaiserliches Rescript, demzufolge obiges Verjährungsgesetz umgestoßen ward, indem von nun an die Verjährung erst nach hundert Jahren einzutreten habe!!!¹⁴⁾ Zugleich wurde ein gewisser Longinus zum praefectus urbis ernannt, und nach Smisa geschickt, um die falschen Papiere mit Gewalt in Wirksamkeit zu setzen!! Einige jener Familien, die weiter keine Gegenweise aufbringen konnten, mußten sogleich zweihundert Pfund Geld (800000 Fl.¹⁵⁾ erlegen, und schon waren eine Menge Unglücklicher an den Versteib gebracht, als die Uebrigen auf eine ungeahnte Weise gerettet wurden. Dieser Longinus nämlich hatte keine Ahnung von Justinians Schurkerei, und die Hülfsung war ihm gänzlich unbekannt. Er ließ, gerührt über das Wehklagen so vieler Unglücklichen, den Proccus kommen und befohl ihm die beweisenden Urcontracte zu bringen. Als Priscus sich weigerte, erhielt er, wie Proccus berichtet, eine so furchtbare Ohrfeige, daß er zu Boden fiel, und da er glaubte, Longinus kenne die Sache, so gestand er ihm Alles. Justinian erfuhr nun, daß Longinus die Sache wisse und darüber tief empört sei. Er ließ daher unter nöthigem Vorwande den weiteren Proceß unterbrechen und die Verfolgung hörte auf.

Tief ergrimmt jedoch über die unterbrochene Schurkerei, ließ er gleich darauf durch seine privilegierten Hofes-Mörder, die Blauen,

+ terlicken Schandthaten gingen unter seinem Schutze wieder an. Kinder und Eltern, Freunde und Verwandte trauten einander nicht mehr. Alle Gesetze und Verträge waren ohne Kraft und Gültigkeit, Hilfe war gänzlich unmöglich geworden. Das Blut floß durch die Straßen, wer nicht fliehen konnte, erwartete jeden Augenblick den Tod, und kein Richter wagte ein Urtheil zu sprechen, sobald er die blaue Partei zurücklegen mußte. Die Gläubiger wurden gezwungen, die Schuldscheine ohne Geld wieder herauszugeben, die vernünftigen Frauen wurden auf offener Straße geschändet, viele Eltern mußten, um ihr Leben zu retten, ihre Knaben und Töchter zur Nothdurft hergeben, alle ehelichen Bande waren zerrißen, alles Heilige war umgestürzt. Daß es in jener Schreckenszeit, für welche jeder Ausdruck zu schwach ist, manche Beispiele hochbetziger Gesinnung gab, war zu erwarten. So finden wir, daß eine Bürgerdame bei der Ueberfahrt in einem Nachen unter Einige von der blauen Partei gerieth; diese wollten sie schänden, allein das Weib rief ihrem Manne ein Lebenswohl zu und stürzte sich in's Meer.

VI.

Der Terrorismus Justinians erlangte eine solche Höhe, daß er selbst unter dem Vöbel zum Sprichworte wurde; namentlich aber war es zu dieser Zeit, in welcher einer der abgeseimtesten Schurken, den die Geschichte aufweist, ein Gileier, Namens Leo (später Kaiser), sich zum unumschränkten Wanklinge bei Hofe aufgeschwungen hatte. Dieser Leo war es, der den Kaiser zuerst mit dem Gedanken vertraut machte, die Gerechtigkeit nach Laune und Vortheil zu verkaufen, und während Justinian in seinen Recepten, Novellen und Gesetzen sich den Anschein eines gott-

gesandten Verechten zu geben wußte, ward die Ränkslichkeit aller Rechtszustände so arg, daß man jeden Prozeß, selbst den schändlichsten und verurtheiltesten, gewinnen konnte, sobald man dem Kaiser geradezu schrieb, daß man ihm einen Theil der zu gewinnenden Summe abtreten wolle. Der gerade Weg zum Kaiser ging aber nur über die Schwelle jenes Leo, der den größten Theil der Bestechungen sich heimlich aneignete und eine Menge von Ländereien damit ankaufte. Vertrag, Gesetz, Eid und Schrift verloren durchaus alle Gültigkeit. Weder die Furcht vor Strafe, noch der begründete Anspruch auf ein zustehendes Recht vermochten mehr auf einen richterlichen Einspruch einzuwirken. Nur der Reiche, der sich bei Leo in Gunst zu setzen verstand, hatte sichere Hoffnung auf günstigen Entscheid. Der Arme und Unterdrückte ward schonungslos verdammt, mißhandelte Eltern wurden von Haus und Hof getrieben und ihre Kinder ohne Erbarmen ins Glend gestossen. Den ganzen Tag sah man die Vorzimmer jenes kaiserlichen Winklings mit Büttellern angefüllt, welche nur dann zur Audienz bei ihm kamen, wenn sie ihre Supplik in der Rechten durch einen vollen Geldsack in der Linken aufzuwiegen vermochten. Kam Jemand, die Augen voller Thränen, aber mit leeren Händen, so ward er vom Thürsteher gleich einem Hunde zum Palaste hinausgejagt. Die höchsten Staatspersonen mußten sich vor jenem Emporkömmlinge im Staube wälzen, und sie durch Stolz und Hohn zu demüthigen gereichte ihm zur wahren Belust. Aber selbst, wenn man dieses nimmermüde Ungeheuer mit Geld angestopft hatte, war man seiner Sache nicht immer gewiß, denn er nahm größtentheils von beiden Parteien Geld, sobald beide es geben konnten, und alsdann blieb oft nur der einzige Ausweg, den Kaiser selbst ins Besondere zu besuchen. Die Freiheit der obrigkeitlichen Personen in den Provinzen, welche hie und da aus Redlichkeit noch ein gerechtes Urtheil gefällt hatten, beschränkte er auf das sklavischste; sie mußten Alles an ihn berichten, und er urtheilte gewöhnlich, ohne einen Blick in den Straßenmeerd und den Justizraub wieder anzuzeigen. Die fürch-

die Acten geworfen zu haben, nach Laune und Gurdünken. Seine Hauptentscheidungen gab ihm die Gewinnsucht ein und sobald er nur Geld erlangen oder Güter einziehen konnte, so genügte ihm das Anhören bloß einer Partei. Sein Geiz und Eigennuz verloren alle Schamhaftigkeit. Sobald ein Senatbeschluss ihm keinen Gewinn brachte, wurde er schamlos umgestoßen. Keiner der tyrannischen Schurken Roms ist mit diesem empörenden Heuchler Justinian zu vergleichen. Wenn wir auch annehmen müssen, daß die Tyrannen des römischen Despotismus an sich eine ebenso schreckliche Höhe erreichten, so wurden sie doch nicht in Rom mit solcher schamlosen Heuchelei und solchem gesetzgebenden Vorticismus bemäntelt. Es gab niemals einen römischen Gewalttäter, der sich gerade zu einer Zeit mit dem Blute des Volkes belastete, in welchem er scheinheilige Nationalgesetze gleich den Justinianischen gegeben hätte. Hier einige Beispiele: Justinian hatte auf einen zu Vranz lebenden Onkel des früheren Kaisers Anthemius seine gerügten Blicke geworfen. Dieser Onkel, Namens Zeno, besaß ungeheure Reichthümer und diese sollten um jeden Preis in die kaiserliche Schatzkammer fließen. Der zu diesem Zwecke ausgedachte Plan gelang auch vollkommen. Zeno ward zu seiner eigenen Verwunderung plötzlich zum Statthalter von Aegypten ernannt und ihm anbefohlen, seine sämmtlichen Kostbarkeiten ohne Verzug zu Schiffe zu bringen. Als dies geschehen war und man das Schiff mit geheimen Wachen umgeben hatte, wurde Zeno unter allerlei Vorwänden noch am Hofe zurückgehalten. Indessen aber bestach der Kaiser einige seiner Diener, welche sich, nachdem die Wache davon benachrichtigt war, des Nachts nach jenem Schiffe begaben, die Kostbarkeiten des Statthalters raubten und sie nach dem kaiserlichen Schlosse brachten. Hierauf mußten sie Feuer ins Schiff legen, und Justinian selbst verkündete dem erschrocken Zeno, sein Schiff sei durch Zufall in Brand gerathen und die ganze Ladung dadurch verloren gegangen¹⁶⁾. — Damit aber noch nicht zufrieden, da ihm die gebrachten Schätze wahrscheinlich geringer vor-

kamen, als er gehofft, ließ Justinian kurz darauf den beraubten Zeno aus dem Wege räumen und zog sein gesamtes Vermögen an sich. Er gab vor, Zeno hätte ihn aus Dankbarkeit für die Staatthaltertschaft zum Erben eingesetzt, und zeigte ein falsches Testament vor, gegen das freilich Niemand Einspruch zu thun wagte! — Durch solche falsche Testamente, Verrätherien und Gewaltthaten riß er zur selben Zeit das Vermögen vieler Andern (namentlich der Senatoren Tatian, Demosthenes und Hilarias) an sich. Die Erbschaft eines gewissen Dionisius raubte er durch falsche Briefe und Handschriften. Auf noch schändlichere Weise bemächtigte er sich der Güter eines der vornehmsten jungen Männer zu Odesa, Namens Johannes Basilus. Dieser war im Kriege von Belisar den Persern gewaltsamerweise als Geißel übergeben worden. Als man seine Auslieferung verlangte, forderte der Perser Cosroës ein hohes Lösegeld, indem die Griechen den abgeschlossenen Friedens- und Auslieferungsvertrag wie gewöhnlich gebrochen hätten. Während der nun folgenden Unterhandlung vernahm Justinian, daß die Großmutter des Johannes dem Perserkönige zweltaußend Pfund Goldes gebeten habe. Augenblicklich schickte er Rundschafter aus, und diese hinterbrachten ihm, daß jene Summe in Dara bereit liege. Auf Befehl des Kaisers mußte nun auf der Stelle jene Unterhandlung mit Cosroës abgebrochen werden; und kaum war er dessen sicher, so — erkrankte der gefangene junge Mann (an beigebrachtem Gifte) und starb. — Gleich nach seinem Tode überschickte der besetzte Gouverneur von Dara einen falschen Brief, in dem Johannes ihm angeblich schrieb, daß er den Kaiser zum alleinigen Erben seines Vermögens eingesetzt habe, und dieser ließ sich daselbe ausliefern, wodurch die Großmutter des Gomeriden ebenfalls an den Bettelstab gerieth.

Zu dieser Zeit hatte auch, auf besondere, durch Geld zu erkaufende Bewilligung Justinians, das Kaiser der Knabenschänderei einen so entseßlichen Standpunkt erreicht, daß die jungen Leute, namentlich auch unter dem geistlichen Stande, nirgends

mehr vor den verruchtesten Anklagen sicher waren. Da nun Justinian das Volk durch zahllose Schändlichkeiten gegen sich empört sah, so spielte er abermals den Scheinheiligen, leugnete seine Mißthätigkeiten ab und erließ ein strenges Gesetz gegen jenes Laster. Dabei opferte er selbst Tiegengen, denen er noch kurz zuvor Anabenerschändungsabwilligungen gegen gleich baare Bezahlung ertheilt hatte. So zum Beispiel erzählt Theophanes, daß zwei Bischöfe, nämlich der Bischof Isidor von Rhodus und der Bischof Alexander von Diospolis in Thracien auf frischer That ergriffen wurden. Man entrißte sie ihres Amtes, Justinian ließ sich zuerst ihre Reichthümer ausliefern, und dann führte man sie nach Byzanz. Hier wurden sie gegeißelt, alsdann wurden ihnen die Schamglieder verstümmelt, und hierauf wurden sie in halbtodtem Zustande durch die Straßen der Stadt geschleift, wobei ihnen ein Herold zur Seite reitete und die Weiblichen vor ähnlichen Verbrechen warnen mußte¹⁷⁾. Die schändliche Hinterlist Justinians blieb allerdings nicht verdeckt. Es dauerte nicht lange, so gab es wieder eine Masse von falschen Angaben gegen solche Personen, die man ohne Weiteres der Anabenerschänderie beschuldigte und verstümmelte, worauf der Kaiser ihr Vermögen an sich riß. Da jedoch unmöglich alle Reichen beschuldigt werden konnten, und die Lebensweise vieler Begüterten als zu tugendhaft bekannt war, so verfiel Justinian, und zwar während er fortwährend Volksbeglückungsgesetze erließ, auf eine andere Mänerei. Er erließ plötzlich Verordnungen gegen sogenannte Sterndeuter. Eine Masse unschuldigen Gelehrten und Greise wurden verhaftet, gehäupft, auf Camelen durch die Stadt geführt und dann ihrer Güter beraubt. Eine Menge von Personen mußten die Flucht ergreifen und alle Provinzhäupte (sagt Procop) sammelten dergestalt von Exilirten und Flüchtlingen, als sei das ganze Reich vom eindringenden Heinde überfällt. — Als auch diese Verfolgungen endlich aufhören mußten, wandte sich der Geldguth des Kaisers nach einer dritten Seite. Er begann jene furchtbare und unerhörte

Verfolgung der sogenannten Ketzer, mit einer Grausamkeit, von der die Geschichte kaum ein zweites Beispiel aufzuweisen hat. Selbst Jesuiten in späterer Zeit und andere Vertheidiger des Katholicismus, welche aus Bigotterie jene Verfolgung im Ganzen billigten, erklärten die persönlichen Motive des Kaisers als im höchsten Grade scheußlich, und Viele die, was die Verfolgung betrifft, seine Partei ergriffen, behaupteten geradezu, daß Geldguth des Kaisers einziger Bestimmungsgrund gewesen sei. Namentlich wurden die Montanisten, Sabbatianer, Arianer und Samaritaner auf eine so unbeschreibliche Weise verfolgt, daß sie, wie die Geschichte bemerkt, nicht etwa einzeln, sondern förmlich Stadt- und Völkerverweise zu Grunde gingen, und in dieser Beziehung vermag durchaus keine andere Ketzerverfolgung mit der Schurkerei Justinians einen Vergleich auszubalten. Es wurden zugleich blutdürstige Geleise gegen die Verfolgten erlassen, und endlich wurde das sogenannte rechtgläubige Volk dergestalt aufgewiegelt und durch geheime Verläumder in Masse fanatisirt, daß es förmlich schien, als hätte der Kaiser die eine Hälfte des Volkes dazu bestimmt, um die andere auszurotten. Lebendig Verbrennen, Schinden, Zerstückeln*), in Del Sieden, Kreuzigen und lebendig Köthen kam als öffentliches, christliches Schauspiel förmlich an die Tagesordnung, und in allen Haupt- und Provinzhäupten wurden auf Straßen und Plätzen Gerüste errichtet, auf welchen zur Erholung und Ergötzung des Volkes Martern und Scheußlichkeiten vorgenommen wurden, die keine Feder näher zu beschreiben wagen darf. Eine ungeheure Masse Goldes strömte nun durch Ascationen in die Gewölbe des Kaisers, und wären die Rime der Fenster nicht von selbst ermattet, so hätte es leicht dahin kommen können, daß Justinian und Theodora zuletzt nur noch über sich selbst zu regieren gehabt hätten.

Diejenigen, welche man ergriff und ermerbete, wurden nicht nur für sich selbst aller Güter beraubt, sondern es durften auch, so sprach das „Geseß“, weder ihre Kinder noch Verwandten jemals auf die geringste Erbschaft Anspruch machen. Die Ver-

folgung erstreckte sich auf alle verwandten Nebenzweige, auf Kind
 und Kindeskind und die für heidnisch erklärten Gebäude sogar
 wurden geschlossen, beraubt und zerstört. Ja sogar die sogenann-
 ten rechtgläubigen Kirchen wurden erbrochen, ihrer Gefäße be-
 raubt und mußten den kaiserlichen Schatz bereichern helfen. Ju-
 stinian und Theodora benutzten die angehäufte, blutige und all-
 gemeine Verwirrung überall zu ihrem Vortheil. Bald wurden
 rechtgläubige Kirchen von sogenannten Ketzern geplündert, aber
 diese waren nur Abgesandte des Hofes, dem sie Nachts das Ge-
 raubte zutrug; bald wurden Ketzern Kirchen von sogenannten
 Rechtgläubigen verwüstet, und dies waren ganz dieselben
 Personen, die wenige Stunden zuvor noch als Ketzern zum Be-
 sizen des Kaisers gehandelt hatten. Endlich wurden Mord, Raub
 und Plünderungen so arg, daß alles Landvolk — (man verschonte
 selbst die Hütten nicht, so lange noch eine Kupfermünze darin
 vermuthet ward —) sich zur Wehre setzte. Man schickte ihm Sol-
 daten entgegen, und sie wurden in Masse niedergehauen. Die
 Monarchen in Syrien flohen mit Weib und Kind in ihre Kir-
 chen, warfen selbst Feuer hinein und verbrannten sich. Überall
 floß Blut, — überall Mord, Verwirrung, Nothnacht, Mordern
 und Verwundungen; es war, als sei das Chaos wiedergekehrt,
 und selbst aufgeklärte Männer fingen damals an, den kaiserlichen
 Mordbrenner Justinian, (den unsere Geschichtschreiber den größten
 „Gesezgeber und Volksbeglucker“ nennen), für den Sa-
 tanas auf Erden zu halten. Eine Menge von Alagerten traten
 scheinbar zur sogenannten rechtgläubigen Kirche über, indem sie
 im Herzen den alten Glauben bewahrten, und retteten so, wenn
 auch nicht ihr Besitzthum, doch ihr Leben. Als sich aber die Ver-
 folgung bis nach Palästina ausbreitete, so trat als ein neues
 Schauspiel jener merkwürdige allgemeine Bauern- und Judenau-
 stand hinzu, der damit endete, daß man einen gewissen Julianus
 Sabarus zum Kaiser ausrief, und ihn in verschiedenen Schlach-
 ten dem byzantinischen Heere entgegenstellte. Derselbe blieb je-
 doch mit den meisten seiner Untergebenen in einer Hauptschlacht,

und Justinian ließ binnen sechs Tagen hunderttausend Menschen wehrlos hinmegereln. Von dieser Zeit an ging das Verwüsten und Hinfachten in diesem unglücklichen Landstriche ungehindert seinen Gang. Städte, Felder und Dörfer verfielen, die halbe Bevölkerung ging zu Grunde, das Land blieb wüst und unangebaut. Dies nannte man den Segen des sich ausbreitenden Christenthums, und nun ließ sich Justinian den „Allergnädigsten Kaiser und Beglucker des Reichs“ nennen.

Nach den damaligen Schriftstellern gingen binnen drei Jahren sechs Millionen Menschen zu Grunde. (Ohne Zweifel trugen hierzu die hier folgenden Unglücksfälle bei, allein die Hauptlast aller jener Leiden läßt sich jedenfalls auf das Gewissen Justinians und Theodoras wälzen.) — Die ganze Natur schien sich zu jener Zeit gegen das Reich dieses Tyrannen, der nun noch obendrein seinem System den Namen „**Steuerssystem**“ beilegte, empören zu wollen. Der Nil trat nach seiner gewöhnlichen Ueberschwemmung nicht frühe genug wieder in seine Ufer zurück, und hinterließ endlich eine fast allgemeine Hungernoth. Der Gordanus überfluthete dagegen ganz Tarsus und brachte Verderben über den Landbewohner. Dabei zerbrach ein furchtbares Erdbeben die Stadt Antiochien, die Stadt Seleucien und vernichtete Anazarbus, einen damals sehr reichen und berühmten Ort in Cilicien gänzlich. Gleich darauf vernichtete ein zweites Erdbeben Ibero, Amaica, Polybotus, Philemida, Lyciden, Corinth und andere Städte, entblöste das Land von Bewohnern, und erzeugte mehrjährige Hungernoth. Diesem Allem folgte endlich abermals die Pest, und diese rief noch die Hälfte der Uebrigen auf. Ein Zeitgenosse sagt, daß, wenn er alle die Länder betrachte, die Justinian während seiner ganzen Regierung aus Geldguth verwüsten ließ, so müsse er die Zahl derjenigen, welche durch ihn im Griechischen Reiche und im Auslande das Leben verlieren, auf 200 Millionen anschlagen!! — Nehmen nur den zehnten Theil von dieser Angabe als wahr an, so

läßt sich daraus auf die Größe jenes scheußlichen kaiserlichen Ungeheuers schließen. Das weidlänfige Afrika wurde dergestalt verheert, daß man selbst in den früher vollreichen Gegenden Tage lang reisen konnte, ohne einen einzigen Menschen anzutreffen. Die Mauritanier waren noch weit zahlreicher und wurden fast bis auf den letzten Mann aufgerieben, so daß sich die Anzahl derjenigen, welche bloß in Afrika umkamen auf fünf Millionen belief. — Justinian (fährt jener Zeitgenosse fort), schien dazu geboren, Alles umzustürzen und zu verwirren. Er legte damals noch unbekannte **Abgaben**, (die wir heutzutage freilich besser kennen) auf, hinderte überall den freien Gedanken (ganz wie bei uns) erdrückte die Freiheit durch stehendes Militair (ganz wie bei uns), erregte aus Geldgier Tumulte, Aufruhr und Blutvergießen und brachte mit einem Worte Alles aus dem Gleise, um hinterher das Geld Alles einzustucken. (Ganz wie bei uns!)

Als die Repressurverfolgungen hinlänglich Geld ausgepresst hatten, beschäftigte sich der hinsäulige Kaiser wieder eine Zeitlang mit einer seiner Lieblingsneigungen, indem er, eingeschlossen in seine geheimsten Gemächer und umringt von lieberlichen Dienern und vollen Geldsäcken sich mit der Theologie beschäftigte!! Hierbei vergaß er jedoch nicht, wenigstens fernwährend die Parteien der Grünen und Weißen gegeneinander aufzuheben, damit er täglich neue Vermögens-Confiscationen vornehmen konnte. Bald schlugen sich diese Parteien einzeln, bald wieder haufenweise in den Straßen herum, und dieselbe kaiserliche Feder, die noch so eben erst ein Urtheil über die Monophysis oder über Homusia und Homolusia niedergeschrieben hatte, unterzeichnete nebenbei ein Duzend Todesurtheile und Güter-Confiscationen, um gleich darauf wieder zur „christlichen Nächstenliebe“ überzugehen.

Während eine Unmasse von lebendigen Skeletten unter Qualen des schrecklichsten Hungers und der Verzweiflung durch die Straßen schlich, — während die blutigen Leichen ohne Aufsicht in und außerhalb der Wohnungen vermoderten, — während halbnackte ausgehungerte Mütter mit ihren Säuglingen, unter Stöh-

nen und lautem Weheklagen leblos in den Gassen niederstürzten, während Greise und Kinder seinen Palast umheulten, und ihres Vermögens beraubt oder von seinen Hensern verstümmelt, die weggeworfenen Knochen aus dem Kehrichte seiner Günstlinge zur Stillung ihres Hungers auslachten, und oft noch selbst ein solcher Knochen zu blutigen Scenen des Hungers führte, faß der „große Gesetzgeber“ in friedlicher Stille daheim unter Lustdinnen und Gebetbüchern und lächelte, von seiner theologischen Streitschrift aufblickend, bald den Huten, bald der braven Theodora entgegen, welche in den Erinnerungsgeschächern ihres Hirns fastens darüber nachsann, ob sie nicht irgend eine neue Marter erfinden könne, durch welche ihrem Nachmittagschlase in der Hinrichtung eines Unglücklichen eine neue Würze hinzugefügt werden könnte!

Während dessen ereigneten sich andre, fast humoristisch-schreckliche Episoden, von denen wir nur ein paar mittheilen. — Ein gewisser Liberius, Gouverneur von Alexandrien, wurde abgesetzt, weil ein Anderer, Namens Joannes viel Geld für die Stelle bot. Liberius schickte nun schnell einen reichen Better, Namens Pelagius, mit einem vollen Geldsack zu Justinian und ließ ihn fragen, ob er denn wirklich abgesetzt sei. Justinian nahm das Geld und sagte: „Gott bewahr“, ich weiß kein Wort davon.“ — Liberius blieb also. — Aber Joannes hatte auch einen Better. Dieser Better mit Namen Gudamon kam gleichfalls zum Kaiser Justinian mit einem vollen Geldsack und fragte ihn, ob denn wirklich der Joannes kein Gouverneur geworden sei? Justinian nahm das Geld und rief: „Versteht sich! er soll gleich nach Alexandrien abgehen.“ — Als nun aber der gute Joannes dahin kam, wollte sich natürlich Liberius nicht verjagen lassen. Es kam zu Wortgefechten, und von da zum offenen Kampfe auf der Straße, in welchem Joannes getödtet ward. Liberius wurde hierauf von dannen gejagt, und somit war die saubere Geschichte zu Ende; doch mußte Liberius, wie sich von selbst versteht, vorher sein Vermögen hängen lassen.“ — Hieran reihte sich der erbau-

liche Streich, daß, als kurz darauf jener Eudämon sowie auch der Oberste der Verschnittenen, Euphratas, und ein sehr reicher Patricier Namens Trenäus starben, Justinian auf der Stelle falsche Testamente machen ließ, ihr Vermögen einzog und die sämtlichen Erben ohne Weiteres aus dem Hause jagte. Am erbaulichsten war folgender Vorgang: — Einer der reichsten Senatoren von Abcalon, Namens Anatolius, hatte schon früher seine einzige Tochter, welche eine sehr reiche Heirath mit einem gewissen Mamilianus eingegangen war, zur Unterversalerbin eingesetzt. Nun hatte bis dahin das Gesetz bestanden, daß wenn ein Senator ohne männlichen Erben starb, der vierte Theil seines Vermögens dem Staat anheimfiel. Aber Justinian dachte „umgekehrt ist weit besser,“ und er stieß jenes Gesetz um und befahl, daß in jenem Falle drei Theile dem Kaiser und nur ein Viertel dem Erben anheimfallen solle. Als daher der Senator Anatolius starb, mußte seine Tochter dem Kaiser volle drei Theile ihrer Erbschaft ausliefern. Zum Unglücke aber starb auch bald darauf ihr Mann, und da dieser nur eine Tochter mit ihr hinterließ, welche kurz darauf kinderlos starb, so riß Justinian das gesammte Vermögen an sich, und der unglücklichen Wittve des Mamilianus, die sich dagegen beklagen wollte, schrieb er eigenhändig: „Es schickt sich nicht, daß ein altes Weib durch die doppelte Erbschaft ihres Vaters und Mannes reich wird.“¹⁷⁾ —

Außer solchen Schandthaten sind die Geschichtsbücher auch noch voll von gewalthätigen Priesterernennungen durch die Theodora! Man denke! Die sogenannten Führer des Volkes, die Stellvertreter Gottes auf Erden ernannt durch eine Lustbirne, die aus den Huren-Winkeln des Embolums hervorgegangen war!!! So ernannte sie, um nur die Hauptkirchen anzuführen, den Anthimus Eutychianus schon 535 zum Patriarchen von Constaninopel, den Theodosius zum Patriarchen von Alexandrien, den Banditen Severus, der früher als Standartenenträger im Heere gedient und den rechtmäßigen Erzbischof von Antiochia aus seinem Sitze verjagt hatte, zum Patriarchen dieser Kirche (!!); so

setzte sie den (später auf ihren Befehl ermordeten) Vigilius als Papst von Rom ein, nach dem sie den Sylvester vom päpstlichen Stuhle verjagt.

Der so berühmte Trebonian, derselbe, welcher unter Justinian jene „Vollsbeglückenden Staatsgesetze“ ausarbeitete nach welchen wir größtentheils bis heute regiert wurden, war ein Buchrer und thronstehender Schurke der verworfensten Classe. Mitten unter den beschriebenen empörendsten Schandthaten Justinians sagte er dem Kaiser eines Tages in Gegenwart einer großen Versammlung: „es sei zu besorgen, daß er (Justinian) eines Tages wegen seiner außerordentlichen Frömmigkeit und Gottseligkeit lebendig in den Himmel versetzt würde!“ Auch ließ sich, wie bekannt, Justinian schon bei Lebzeiten sanctissimus und divinissimus nennen, und wenn wir den Ausdruck divus schon in den ersten Zeiten der römischen Kaiserherrschaft angewendet finden, so befand sich doch unter diesen gewiß kein so schändlicher gräueltastlicher Character, als der des byzantinischen Kaisers. Eine Masse von Kriechern und sclavischen Schmeichlern umlagerte Tag und Nacht seinen Thron und ihr Leben stand auf dem Spiele, wenn ja, was hie und da geschah, ihre Schmeichelei das Ansehen des Spottes gewann. — Von der heftigsten Zuneigung bis zum unversöhnlichsten und blutigsten Haffe war bei Justinian nur ein Schritt; seine Günstlinge änderte er jede Minute, besonders dann, wenn Theodora ihren Rath beschloffen hatte, und es war nichts seltenes, daß einer seiner Vertrauten, den er am Morgen mit Versprechungen überhäufte, noch denselben Abend auf seinen oder der Kaiserin Befehl hingerichtet ward. Fast nie war ein Kaiser gegen alles achte Menschgefühl so abgestumpft, als Justinian, und es bedurfte von Zeiten Theodoras nur der Bemerkung, daß Geld zu gewinnen sei, um ihn in größter Kälte und Ruhe zu dem Befehle zu vermögen, seine edelsten Vetternen und ganze Familien androhen zu lassen. Während er fortsetzte Gesetze zu geben, und Steuern auszuscherben, war kein Gesetz vor ihm sicher. Er gab und verwarf

es nach eigenem Vertheil, und sprach oder handelte fast niemals nach seinen eignen Verordnungen, (gerade wie bei uns!) Nur das galt, was ihm Geldgierde und der schwärmlichste Eigennutz eingaben. Falsche AnkLAGen, untergehoebene oder umgestoßene Testamente, politische Verfolgungen u. s. w., waren ihm zur Gewohnheit geworden, und ihm genügte der erste beste Vorwand, sein Ziel zu erreichen. Seine Lieblinge waren jene Schurken, die sich (wie noch heute) zu jeder Art von Heuchelei, Spionerie und Volksthümlicher Unterdrückung gebrauchen ließen. Wer in öffentlichen und Privatfachen seinen Schatz bereicherte, sei es durch Entstellung der Wahrheit, durch ministerielle Einkerkelung selbstständiger Männer, durch Lüge, Betrug, List, Tyrannei, Fälschung, Künstlichkeit u. s. w., dem wandte er sein satanisches Lächeln zu, obgleich diese kurze Hand den ihm willfährigen Unterdrücker seinesweges vor dem eigenen plötzlichen Sturze schützte. Das ganze barbarische System, welches die Geschichte späterhin, als Constantinopel unter türkische Herrschaft fiel, so laun brandmarkte, finden wir noch weit schrecklicher unter jenem christlichen Thronheuchler von Byzanz, und wenn wir den Sultanen verwerfen, sich durch willkürliche und blutbesleckte Mätereineziehungen bereichern zu haben, was sollen wir alsdann von einem Schurken-Monarchen sagen, der solche schrecklichen Handlungen unter der Larve des Gesetzes, des Christenthums und der Heiligkeit verübte!?? — Geführt Justinian oder Theodora, daß einer ihrer Beamten sich mitleidig jeder schonend gegen die unschuldigen Opfer kaiserlicher Habgier benahm, so ward der Redliche auf der Stelle seines Amtes entsetzt. Dadurch wurde die Selbsterhaltung zum Hebel des Lasters und der Verworfenheit. Mancher, der bei seiner Anstellung noch einen Funken von Redlichkeit in sich bewahrt hatte, mußte gezwungenerweise diesen Funken erlöschen, und die Tugend ward zum Verbrechen aus Trieb zur Selbsterhaltung. Nur höchst selten hielt Justinian Zusage und Versprechen, und noch weit seltener einen eidlischen Vertrag. Es war, als ob er seinen Stolz und seine Ehre darin suchte, alle bekannnten und un-

bekannten Lasterthaten in sich zu vereinigen, und sich selbst über seine Gesetze lustig zu machen.

Gewisse Historiker sagen, er sei „mäßig“ gewesen, was aber seinem kränklichen Zustande beigemessen werden muß. Aus Krankheit und auf Anrathen der Aerzte, sowie aus heuchlerischer Frömmigkeit nahm er nur sehr wenig Speise zu sich. Die Fasttage soll er strenge gehalten, und z. B. jedesmal zwei volle Tage und Nächte vor der Osterfeier gehungert haben. Nach Procop jedoch nahm er während dieser zwei Tage gute Kräuter (also Gemüse) zu sich, mithin war es kein eigentliches Fasten. Sein Schlaf dauerte, wahrscheinlich aus Furcht und Gewissensbissen, oft kaum drei Stunden. Ganze Nächte ging er im Schlafzimmer auf und ab, und ein Geschichtsschreiber bemerkt sehr richtig, daß, wenn Justinian alle die Zeit, die er durchwachte, zum Wohle des Staats hätte verwenden wollen, so wäre sein Reich glücklicher gewesen, als das byzantinische. — Seine Augenblicke waren jedoch dem entgegengeetzten Ziele gewidmet. In diesem erschreckenden Ungeheuer ruhte das Böse niemals, und die grausenhafte Schnelligkeit, mit welcher seine tyrannischen Befehle einander folgten, hatte eben ihren Grund in jenen schlaflosen Nächten, wo er, von den Blicken der Nemesis verfolgt, sich von Späheren und Tadeln umgeben wähnte, und sich die folgende Nacht dadurch ruhiger zu machen gedachte, wenn am Tage das Blut der Hingerichteten seinen Palast umfloss.

VIII.

Theodora, Justinians Schülerin im „Vollabgelenkten“ schien von der Natur selbst zu einer Weibel des Menschengeschlechts bestimmt zu sein. Kein Zug ihrer niedrigen Seele spiegelte sich in ihren interessanten Gesichtszügen, und dies Weib war um so

furchtbarer, als sie gleich einer Tigerin ihre Begierden, Laster und Gefinnungen hinter einer glatten und einnehmenden Larve verbarg. Es bedurfte bei ihr keiner fremden Anregung, um ihrem Gange zur Grausamkeit nachzugeben. Hinterlistig und rüchlich gleich der im Grase verborgenen Schlange ergriff sie fast unsichtbar die von ihr bestimmten Opfer, und gleich als wenn sie wegen ihrer eigenen früheren Verworfenheit und wegen des Elendes in ihrer Jugend sich am ganzen Menschengeschlechte hätte rächen wollen, so konnte sie beinahe keinen Tag vorübergehen lassen, an welchem nicht irgend eine Handlung der Tyrannei, der Verhöhnung, des Spottes oder Blutdurstes ihre Schritte bezeichnet hätte. Dabei war ihre frühere, durch alle Arten der ausgelassensten Wollust nunmehr abgestumpfte Sinnlichkeit auf einen Abweg gerathen, der es kaum irgend einer Fede gestatten dürfte, jene Beispiele genauer anzuführen, durch die sie dieser Sinnlichkeit neuen Reiz zu verschaffen suchte. Wir dürfen nur kurzum sagen, daß sie die verachteten Tamen de la Halle aus der französischen Revolution weit hinter sich ließ. Die bewußten Verstümmelungen, welche diese lehrten in ihrer Furienwuth wie bekannt an todtten Manneskörpern verübten, ließ jene Theodora nicht selten vor ihren Augen bei Lebenden vornehmen, und sie fand eine Art von Wollust in dem Jammergeschrei jener Unglücklichen, welche erst nach solchen Vorgängen zu Tode gemartert wurden. Diese Handlungen fanden in einem Gemache statt, worin sich ein geheimes, durch einen Vorhang bedecktes Fenster befand, hinter welchem sie den Orchestern zusah. Wenn daher einige Geschichtschreiber bemerken, daß dieses Weib ihrem Manne die eheliche Treue nicht gebrochen habe, so mag dies darum wahr sein, weil eine gewöhnliche Befriedigung ihr nicht mehr Genüge zu leisten vermochte. — „Niemand,“ sagt ein Zeitgenosse, — „durfte sich unternehen, bei ihr um Gnade für einen jener Unglücklichen zu bitten. Weder die Länge der Zeit oder Gefangenschaft, noch die Härte der Strafe, noch der Gedanke an die furchtbarsten Todesqualen konnten ihre wollüstige Wuth ver-

mindern. Ebenso wenig wurde sie besänftigt, wenn man sie an ihre eigene Sterbestunde erinnerte. Sie begnügte sich nicht einmal mit dem Tode ihrer Feinde, denn ihr Haß erstreckte sich auf Kinder und Kindeskinde, und so leicht sie in Wuth gerieth, so dauernd pflegte sie darin zu beharren.“ — Auch war Theodora die erste weibliche Furie, welche es wagte Senatoren und Männer vom höchsten Range, wie wir weiter unten erzählen werden, gleich Schulkungen an einem Schandpfahle hinausziehen und nackend peitschen zu lassen. Ihres Leibes pflegte sie nach Herzenslust, schwelgte in allen Genüssen und liebte namentlich die Freuden der Tafel im höchsten Grade. Vor dem Frühstück nahm sie jedesmal ein stundenlanges Bad. Sie schlief nach allem Blutvergießen die Nächte hindurch sehr ruhig, sowie nach der Hauptmahlzeit einige Stunden. Dabei behielt sie Zeit genug, sich in alle Staatsgeschäfte zu mischen, und wehe dem, der es wagte irgend eine Einrichtung ohne ihr Wissen im Staate zu treffen. —

Dies weibliche Schensal machte Tribonians Gesetze mit, die uns noch heute „beglücken!“ Ihre Macht erstreckte sich oft weiter, als die des Kaisers ²¹⁾, und wenn dieser es ja Einmal gewagt hatte, Jemanden ohne ihr Vorwissen einen Staatsdienst zu verleihen, so konnte der Bedienstete sicher sein, durch sie so lange verfolgt zu werden, bis er abdankte, worauf ihm fast jedesmal Anklage, Verbannung oder Mordmord auf dem Fuße folgten. Morann lachte Justinian selbst über das Gelingen der Morderschreie Theodoras, und Beide theilten sich in die confiscirten Güter. Keine Angelegenheit durfte und konnte ohne ihre Einnischung und Anwesenheit abgeschlossen werden. Alle Emdignungen der Angestellten, selbst der höchsten Senats- und Magistratspersonen, mußten sowohl ihr als auch dem Kaiser geschehen. Ja sogar auf Münzen und Muffriafeln mußte ihr Bild mitprangen, und sie ruhte nicht eher, als bis das ganze Volk wußte, daß sie ungleich mit Justinian das Blut des Volkes sauge. ²¹⁾ — Selbst die Dichter der damaligen Zeit wagten es

nicht, sie in ihren Poesien zu erheben, ohne auf ihre Mitwirkung an der Regierung anzuspieren.²²⁾ Endlich erklärte sogar der Kaiser selbst: daß Theodora bei allen auf die Gesetzgebung sich beziehenden Verathungen Sitz und Stimme habe.²³⁾

So leicht man zu dem Kaiser Zutritt erhalten konnte, weil dieser es für nöthig hielt, wenigstens eine lästige Maske der Keuschheit vorzunehmen, so ungemein schwer war es, selbst für die höchsten Würdenträger, bei Theodora zur persönlichen Audienz vorgelassen zu werden. Eines Theils that sie dies aus übermäßigem Hochmuth, andern Theils aber mußte sie schon darum eine sehr bedenkliche Wahl unter den Vorzulassenden treffen, weil sie mit Recht voraussetzen konnte, daß vielleicht unter je Zehnen der ältern Standespersonen sich mindestens Einer befände, der, (während ihres frühern Standes,) in den jetzt kaiserlichen Armen für einige Münzstücke der Venus geopfert hatte. Man denke sich in der That auch die furchtbare, komische Lage eines damaligen Mannes von Rang, Charakter und Geist, der vielleicht noch einige Jahre zuvor dieses Weib im Vordelle für ein geringes Geld mit Zustritten regalierte und auf die gemischte Weise verhöhnte, ... und der nun, im Gefühle seiner Würde, seines Ranges, seines Rufes, seiner Kenntnisse, Studien und wissenschaftlichen Bestrebungen und in seinem Amtsfleide oder mit der Senator toga bedeckt, gleich einem friedenden Hunde beinahe auf allen Vieren zu der jetzt „Heiligen“, „Allmächtigen“ und „Allernachbarlichsten“ sich „Allerunterthänigst“ hinwerfen mußte. Ich denke mir ordentlich einen solchen Audienzbeglückten, wie er mit gesenkten Blicken, zitternden Beinen und mit einem Kapenbuckel gleich einem armen Sünder und Verbrecher vor jener übermüthigen Megäre verharrt, und bei dem Jorndbilde eines Weibes für sein Leben ättert, die noch kurz zuvor ihm ihren Körper als Beute entgegenwarf, und sich überglücklich schätzte, wenn ihr eine Stunde der Lust einen bunten Kleiderlappen oder einige Silbermünzen einbrachte. — — Die

höchsten Staatswürdenträger und die ersten Patricier mußten sich Stundenlang wie die Sklaven in einem Vorzimmer zusammenpressen, welches so enge war, daß man beinahe vor Hitze erstickte. — — Classisch-komisch aber und wahrhaft plastisch ist es, wenn Procopius²⁴⁾ sagt: „Sie standen in diesem Vorzimmer und traten einer dem andern auf die Fehen, und sie reckten den Hals hoch hinein in die Lüfte, damit sie um Gotteswillen von den Dienern dieser Monarchenhure gesehen würden.“ —

Diesjenigen, welche man zur Kaiserin hieß, näherten sich ihr mit knechtischer Furcht, küßten ihr die Füße und zogen sich alsdann wieder zurück. Niemand durfte (wie noch heute bei der Victoria in England) ein Wort reden oder um etwas bitten so lange sie nicht selbst es befahl. Ihr Stolz, ihr Hochmuth und ihre Frechheit erniedrigte alle Senatoren zur Knechtschaft, so daß man im Nothfalle nicht einmal Zeit fand mit ihr von wichtigen Angelegenheiten zu sprechen. — Stand Jemand bei der Theodora in Ungnade, so durfte er sich nur das Allernündeste zu Schulden kommen lassen, um in Anklage, Verbannung und Lebensgefahr zu kommen. Justinian setzte sodann auf der Stelle eine Commission in ihren Gemächern nieder, und diese Commission mußte sich, um ihr eigenes Leben zu bewahren, dergestalt ihrem Zorne fügen, daß keine Hülfe den Angeklagten mehr zu befreien vermochte. Er wurde ohne Rücksicht auf seinen Stand mit Ruthen gepeitscht und zum Gril oder Tode verdammt. Beging dagegen Jemand, der ihre Gunst besaß, den abscheulichsten Mord so durfte nie deshalb eine Klage vorgebracht werden. Was dabei die höchsten Staatsbeamten mehr schmerzte, als der Tod, das war ihre Verhöhnung, welche sie häufig bis zum gräßlichsten Spiele mit aller Menschenwürde steigerte.

Einst kam ein alter Patricier, ein ehrwürdiger, gebrechlicher Greis, der früher eines der höchsten Aemter bekleidet hatte, um einen ihrer Diener, der ihm eine ungeheure Summe schuldete, aber sie nicht zurückzahlen wollte, bei ihr zu verklagen. Theodora bestimmte ihm eine Stunde zur Audienz, ließ aber zu gleicher

Zeit ihre Verschnittenen, unter denen sich jener Diener befand, zu sich kommen und verabredete mit ihnen eine Sportcomödie. Der greise Patricier, der durch verschiedene Expressungen an den Vettelstab gebracht war, erschien zur Audienz, warf sich der Kaiserin zu Füßen und sagte weinend, indem er sich auf dem Boden krümmte: „Es ist sehr hart, meine heiligste Kaiserin, wegn ein Patricier ein Vettler ist! Seine Dürftigkeit bringt ihm statt Mitleid nur Verachtung; ein Mensch aus dem Volke hilft sich in seiner Verzweiflung dadurch, daß er sich seinem Gläubiger erndet; aber wenn ein Mann meines Standes Schulden hat, so kann er dies nimmermehr thun, denn thut er es, so wird ihm nicht geglaubt, weil sich Jedermann einbildet, daß ein Mann von Stand und Würde nicht arm sein könne, und glaubt man ihm wirklich, so ist es bei ihm um Ehre und Ruf geschehen! Ich bin arm und voller Schulden, Allergnädigste, aber gewisse Leute sind mir schuldig! Meine Würde erfordert es durchaus, daß ich ehrlich bezahle, und ich möchte meine Gläubiger, die mich Tag und Nacht plagen, nicht um das Ihrige bringen. Meine eigenen Schuldner, welche keine Patricier sind, schreiben zu allen möglichen Ausflüchten, um mich nicht zu bezahlen, und ich bitte daher allerunterthänigst, mich mit Eurer allerhöchsten Schutze zu beglücken und mir aus meinem Glende zu helfen!“ — Statt aller Antwort fing hierauf die Kaiserin an zu singen, und zwar nichts als die Worte: „Gi, du lieber Patricius!“ worauf das Chor der Verschnittenen jedesmal verabredeter Weise einfiel: „Der Alte hat einen Bruch!“ — Der arme Patricier fing darauf von Neuem an aufs wehmüthigste zu heulen, allein die Kaiserin und ihr Chor wiederholten jedesmal dieselbe Symphonie. Dies brachte den Greis zuletzt zur Verzweiflung und er ging, indem er sich fortwährend vor der Kaiserin tief verbeugte. Man hörte ihn draußen vor der Thüre schluchzen, während die Kaiserin und alle im Audienzzimmer Versammelten ein wiederndes Gelächter aufschlugen!!!

Die schöne Jahreszeit brachte das Schicksal Theodora in

ihren Willen am Meeresufer zu. Namentlich zog sie denseligen Palast vor, welcher Heräum genannt wurde.²⁰⁾ Zog Theodora, auf einen ihrer Landpaläste, so wurde jedesmal eine Masse von Unterthanen gleich Kasthieren bepackt und mußten zu Fuße mit ihrer Last in einer bestimmten Zeit eintreffen. Wenn ihr alsdann berichtet wurde, daß mehrere dieser Träger vor Hitze oder Mißhandlungen unterwegs umgekommen seien, so pflegte sie darüber zu lachen, ohne sich einen Augenblick in ihrer Bequemlichkeit stören zu lassen. Wo sie immer sich hinbegab, mußten ihr eigne städtische Spione gewisse Berichte zusenden. Trotz dieser zahllosen Späher und Aufpaffer aber, welche Tag und Nacht die Straßen durchstreiften, um zu hören, was man von ihr und dem Kaiser spräche, konnte sie es doch nicht verhindern, daß man vom Höchsten bis zum Niedersten sich über ihre Gräuelt aussprach. Namentlich war es in jenen Lustwinkeln, die sie früher selbst bewohnt hatte, wo die Classe der niedrigsten weiblichen Geschöpfe sie laut und ungeschont „unsere liebe alte Hurenschwester“ nannte. Darüber wüthend beschloß Theodora diese ihre ehemaligen Colleginnen auszureiten. Diese Unglücklichen wurden demnach zu Schaaren zusammengetrieben; man fand sie in den schmutzigsten Quartieren, zu Hunderten an Scheusale von Kupplern verkauft, welche diese armen Dirnen durch Geldvorschuße Kleidergeschenke und Trohungen und Gewaltthätigkeiten dergestalt in ihrer Macht hatten, daß sie (noch weit unter dem Stande gewöhnlicher Sclavinnen) förmlich wie ein rohes und lebloses Material betrachtet wurden. Diese unglücklichen Geschöpfe hatten natürlich kein Gesetz, weder für sich noch gegen sich, keinen Richter, keine Hoffnung, keine Theilnahme, kein Mitleid und mußten alles mit sich geschehen lassen, was nur immer die rohste und entseßlichste Willkühr für gut hielt. Sie wurden nicht etwa wie gewöhnliche Sclavinnen zum Verlaufe, sondern wie eine Sache oder ein niedriges Stück Vieh auf den öffentlichen Markt geschleppt, und dort zur Miethe ausgedoten. Die meisten waren zwar herrlich gebaut und viele im Gesichte von reizender Schön-

heit, aber dies konnte nicht das furchtbare Elend und den ununterbrochenen nagenden Kummer verbergen, welchem sie im Stillen erlag. Während man diese weibliche Waare durch die Straßen trieb, wurden die armen Geschöpfe noch ebendrein durch den Hohn eines ganzen Heeres vom gemeinsten, sie umringenden Pöbel verfolgt. Man warf sie ungestraft mit Roth und Steinen und nicht selten gab dies zu blutigen Pöbelereien Veranlassung. Theodora benützte diese Lage, um ihre Rachsucht zu befriedigen. Unter dem heuchlerischen Vorwande, ein Gottgefälliges Werk zu thun und die Gefallenen auf den Weg der Tugend zurückzuführen, wurden die Schlachtopfer aus den Händen ihrer Tyrannen gerissen und einer sogenannten Buße übergeben; d. h. sie wurden zuerst blutig gepeitscht, dann nach einem alten, in ein Kloster umgewandelten Palast am Vesperus gebracht, wo sie durch Fasten ihren früheren Hunger ausgleichen sollten, und endlich wurden sie so schrecklich mißhandelt, daß einst fünf Hundert auf Einmal sich durch die Fenster ins Meer stürzten, und so ihre Leiden endeten.²⁴⁾ Die Gewaltthaten des Kaisers erstreckten sich auch auf das Innere des Familienlebens. Von den Angestellten durfte es keiner wagen nach seiner Neigung sich eine Gattin zu wählen, sondern der Kaiser zwang Jedem nach Lust und Laune, oft bloß aus Spott und Hohn, eine Lebensgefährtin auf. Wenn er oder Theodora vernommen hatten, daß Jemand sich ohne ihr Wissen und Willen verheiratete, so sprächen sie Tod und Verderben gegen die ganze Familie. Dann wurde die kaum verheiratete Braut von kaiserlichen Trabanten wo möglich noch in der Hochzeitnacht aus dem Bette gerissen und gewöhnlich am nächsten Tage gewaltsam mit dem ersten besten gemeinen Kerle verheirathet. Sehr häufig flüchteten zwar im Augenblicke der Gefahr die jungen Eheleute in eine der Kirchen vor den Altar, welches Aescl bis dahin stets als unverlegt und selbst vor kaiserlicher Macht sichernd anerkannt worden war. Allein, ihrem „gottvollen Befehlgeber“ war nichts heilig. Mit einer Frechheit, die schon damals Entsetzen erregte, stieß er das, selbst bei unchrist-

lichen Völkern geehrte, Aylrecht um, sandte seine Häscher mit Blut bedeckt in das Innerste der Kirchen, und ließ die erwählten Opfer vom Altare weg in die Katakamben der Tyrannei schleppen. Wir wollen nur einige der mildesten Beispiele, die uns die Geschichte aufbewahrt, als Beleg geben.

Seit längerer Zeit hatte die Kaiserin eine frühere öffentliche Dirne, die ihr zu schmeicheln verstanden, Namens Chrysomalla, als Hofdame angestellt. Mehrere Versuche, die Tochter derselben an den Mann zu bringen, waren gescheitert; man hatte sie zwar verschiedenen Männern angeleitet, aber diese entflohen, sobald sie konnten, oder gaben sich den Tod. Endlich erklärte Chrysomalla ihrer Gebieterin: ihre Tochter sei sterblich in den Senator Saturninus verliebt, den sie einigemal bei Hofe erblickt hatte. Die Kaiserin beschloß auf der Stelle, diesen geachteten Staatsbeamten mit der Hand des Mädchens zu beglücken. Als dieser die ihm drohende Gefahr merkte, beeilte er sich, seine eigene Nichte (welcher er längst die Ehe zugedacht) zu heirathen, und Theodora erhielt, als sie ihn zu sich beschied, die Antwort, daß das Verlöbniß zwischen Saturnin und seiner Nichte so eben vor sich gegangen sei. Das Brautbett, — sagt ein Geschichtschreiber, — war schon zurecht gemacht, als Saturnin von Soldaten aus dem Hause geholt und unter den fürchterlichsten Drohungen gezwungen ward, der Tochter jener Chrysomalla seine Hand zu reichen. Am nächsten Morgen ward der unglückliche Senator von einigen Freunden besucht und gestand diesen unter Wehklagen, er habe sich überzeugt, daß die ihm aufgenommene, sogenannte Jungfrau keineswegs auf diese Verwendung Anspruch machen könne. Dies erregte natürlich Gelächter und die Kaiserin erfuhr es. Saturnin ward nun abermals ergriffen, im Hofe des Palastes halbnackt an einem Schandpfahl in die Höhe gezogen und mit Ruthen gepeitscht, wobei Theodora gegenwärtig war und ihm während seines Schmerzgeheules zurief, daß er sich künftig besser in ihre Befehle schicken und seine Zunge im Zaume halten solle, da „ihr

Wille genüge, um verlorne Jungfernschaften als nichtverloren herzustellen!! — —

Zu derselben Zeit ungefähr befanden sich zwei sehr schöne junge Wittwen aus altem und hohem Geschlechte zu Constantinopel, deren Reize so oft und so laut gerriesen wurden, daß sie die Eifersucht der Theodora erregten. Sie beschloß daher ohne Weiteres die beiden Wittwen mit zwei Menschen aus dem gemeinsten Pöbel zu verheirathen. Als die unglücklichen Frauen sich zu weigern schienen, ließ die Kaiserin durch ihre Spione ausbreiten, sie führten einen schlechten Lebenswandel, und Beide wurden nun dergestalt verfolgt, daß sie in die Sophienkirche flüchteten. Die Trabanten drangen ihnen nach, und die Frauen verfielen sich in der Taufkapelle. Aber auch hier wurden sie verfolgt, ergriffen und dergestalt gemartert, daß sie endlich in die Ehe einwilligten. Bei dieser Hochzeitfeier mußten sich überdies die Mütter der beiden Unglücklichen einfinden. Die allgemeine Entrüstung des Volkes über diese Schandthat wurde so laut, daß die Kaiserin für ihr Leben fürchte, und nicht aus Neue, wie ein Zeitgenosse berichtet, sondern aus Furcht ihren Arzvel dadurch auszugleichen suchte, daß sie durch Justinian die beiden rohen und unwissenden Männer zu den ersten Staatsämtern erhob!! Die Beförderren wurden in Folge dessen die furchtbaren Handlanger kaiserlicher Unterdrückung und Grausamkeit. Durch diese und ähnliche Gewaltthaten nahmen damals die weiblichen Sitten zum großen Theile einen so verwerflichen Character an, daß diejenigen Frauen, welche der Gunst der Kaiserin versichert sein durften, förmlich das Regiment übernahmen und sich ungestraft dem schwachvollsten Lebenswandel überließen. Die eheliche Treue herrschte bei ihnen kaum dem Namen nach. Die Männer wurden mißhandelt, verrathen und verkauft und die Kinder verstoßen. Wagte es der Mann wegen Ehebruch zu klagen, so wurden die Frauen von Justinian freigesprochen, die Männer gepeitscht, des Landes verwiesen oder hingerichtet. Dieser Zustand ging durch Justinians Herrschaft endlich so weit, daß die Ehemänner ein Auge zudrückten und

ihre Schmach geduldig ertragen. Einige verschafften sogar selbst ihren Frauen heimliche Gelegenheiten zu Auschweifungen, damit wenigstens der öffentlichen Schande und dem Zorne Theodoras oder Justinians vorgebeugt wurde. Also regierte die gesetzgebende Schurkerei einen Staat, der damals durch seine Kriege und durch das Geschrei, welches man von seiner Macht erhob, die Augen der Welt auf sich lenkte! Diese Welt, welche erst kurz zuvor durch die Völkerwanderung alle Uebel der Barbarei erduldet und noch kaum Zeit gehabt hatte, sich einigermaßen von ihren Folgen zu erholen, erwartete vielleicht Ruhe und Frieden aus dem Schoße einer Regierung, die ihren Sitz in der sogenannten „Hauptstadt der Christenheit“ aufgeschlagen hatte, und während alle Blicke voll Hoffnung und Sehnsucht nach dieser Hauptstadt gerichtet waren, um aus ihr den Reflex der Vollbeglückung hervorgehen zu sehen, während das Ausland voll Ehrfurcht sich das Bild eines Hofes anmalte, welcher sich den „gerechten, heiligen und göttlichen“ nannte, lag jenes Volk im schenplichen, blutigen Staube des Absolutismus und ergrifferte in den Fesseln eines gawnerischen Dschomonarchen, der Altem Hohn sprechend, das Leben der Untertanen als einen Spielball betrachtete, blos dazu dienend die augenblicklichen Eingebungen seiner Gellüste und Launen zu befriedigen! Daß es fürstliche Scheusale und Despoten noch heute gibt, bedarf wohl keiner Erörterung. Daß Völker sie dulden und ertragen, und daß man diese Völker noch heute mit Justinianischen Gesetzen zügelte, dies bedarf bei gewissen Leuten, seien sie selbst russisch, ebenfalls keiner Erörterung. Ich spreche hier weder von Rußland, noch von Preußen u. s. w. Ich stelle blos die einzige Frage an gewisse, menschenähnliche Völker-Schädel: „Werdet Ihr jemals klar sehen und Euch fühlen????“ —

IX.

Eine Menge von Mordthaten, welche, theils mit Justinians Zustimmung und Vorwissen, die Theodora ferner veranstaltete — (darunter die ihres eignen Sohnes Johannes der Arabier, die der Ostgothensfürstin Amalasuntha u. s. w.), übergeben wir, da Justinians Missethaten uns allein beschäftigen. Während er seine sogenannten Gesetze gab, suchte er vor Allem den Advocatenstand zum Schandenbilde herabzuwürdigen. Alle Prozesse zog er durch Geiz, Künstelei, Bestechung und Raub an sich, und so gab es eigentlich keine Prozesse mehr. Die Advocaten wurden verlacht und verspottet und verfielen durch Unthätigkeit in eben solches Glend, als diejenigen, welche vom Kaiser ausgeplündert wurden. Hierauf plünderte er die Aerzte und Lehrer. Diese hatten bisher unter andern eine Quantität von Getreide bezogen, damit sie sich um desto uneigennütziger der Armen annehmen konnten; diese Unterstützung entzog ihnen Justinian, da es seinem Geize zu nahe trat, Andere dergestalt beschämt zu sehen. Endlich aber zog er alle jene Einkünfte, welche bis dahin von den Städten zu wehrthätigen Leistungen oder zu erheuernden Volksgesunden verwendet werden durften, an sich, und bildete (ganz wie heute!) einen sogenannten „Zinnatöschag“, in welchem die ausgepreßten Volksmillionen gefesselt verschwanden. — Er war nicht im Stande, ein fröhliches Gesicht zu sehen, und in allen Häusern, Straßen und Kirchen sah man zuletzt nichts, als traurige und ausgehungerte Gesichter und hörte nichts reden, als von Glend, Armuth, Hunger und Noth oder von Mord und Todtschlag, von Krieg und Verwüstung. Künstler, Oelbete, Senatoren, Advocaten, Schriftsteller, Kaufleute, Schiffsräuber und Bauern, Alles zog er aus bis auf die Haut, und nur das Verwundsein schwacher, ausgepreßter Sklaven vermochte ihn zu beruhigen.

Es ist zu bedauern, daß es damals noch keine Gef- und

Staatseinkünfte gab. Diese füllten uns ganze Spalten voller „Adressen“, „Guldigungen“, „Alibis“, und „allerunterstänigstem Nationalgefühl“ nebst „Wüths-Umwindungen“ gebracht haben. Nachdem er Schatzkammer, Handel und Gewerbe in seine Macht gebracht und den Ueberrest seiner Unterthanen noch vollends durch die an seine Wüsthlinge verkauften Monopole unterdrückt hatte, sann er dennoch täglich auf neue Kunstgriffe, um das Volk in noch tieferes Elend zu stürzen. Er legte sogar eine Abgabe auf das gebadene Brod nicht etwa auf das Getreide, welches wieder einer besondern Abgabe unterworfen war, — ein in der Geschichte der Finanzsensibilität auch noch heute gewöhnlicher Fall; und die Armuth mußte ihm vergelten ihre Theilne vergolden, mit denen sie ihre elenden Wüthen bezugte. Diese schandbarste und schmerzhafteste aller indirecten Abgaben brachte ihm jährlich zwar nur dreihundert Pfund Goldes ein, aber sie diente dazu, die eigentliche Getreideabgabe um so höher hinaufzuschreiben, denn die Monopolisten dieser letzten Abgabe verbanden sich heimlich mit den Wüthern, und so wurde das hungrende Volk von zwei Seiten zugleich auf das unerhörteste bis ans Blut ausgeleert; ein Bild, welches uns lebhaft die englischen Lords und Plünderer mit ihrem Getreidebrot ins Gedächtniß ruft. Damit aber noch nicht zufrieden, erließ Justinian ein Gesetz, gemäß dessen durchaus alles Getreide aus den kaiserlichen Kornkammern gekauft werden mußte. Er selbst ließ durch Treibungen und Mißhandlungen die Frucht des Landmannes noch im Halme für ein geringes aufkaufen, und da er sich an sich geg und es bei schwerer Strafe verboten war, das Getreide anderswoher zu beziehen, so wurde ihm dies zur unvermeidbaren Vertheuerungsurtheil. Mit dem Hunger des Volkes allein war ihm aber nicht gethan, und er gab sich alle Mühe, es auch noch verdurben zu machen. Es wurde mithin erkens eine Abgabe auf Getränke, ja sogar auf's Trinkwasser (!!!) gelegt, und um sich bei dieser wahrhaft unerhörtesten aller Tyrannen, gegen welche die Verbrechen eines Nero und Caligula in ein wahres Nichts verschwinden, recht sicher

zu stellen und recht theures Wasser zu machen, so ließ er die auf seinen eignen Befehl heimlich beschädigten Wasserleitungen nicht wieder ausbessern! Selbst die nöthigen öffentlichen Bäder gingen dadurch in der Stadt fast gänzlich ein. „Das Volk, sagt ein Zeitgenosse, mußte sich beim Wasserschöpfen förmlich erdrücken, so daß wirklich Menschen vor Durst umkamen.“ — Dieses durch seine Tyrannien herbeigeführte Elend setzte auf der andern Seite seiner hirnlosen Verschwendungssucht in wechselnden Tönen seine Organe. Während Mänsche, die er bis ans Blut ausgeleert, um eine Drachme leugten, fand er keinen weitläufigen, ungemein prächtvollen Palast für sich zu eng und ließ in dem Meere verschiedene kostbare Lustpaläste auführen, die er mit dem erpreßten Golde auf das glänzende ausstattete.

In derselben Zeit wurden Stadt und Provinz von seinen Creaturen mehr als je ausgeleert. So hatte z. B. schon früher der Ostgothische König Theoderich (nach der Eroberung Italiens) in Rom eine große Anzahl von römischen Soldaten dazu bestimmt, den früheren kaiserlichen Palast zu bewachen, gleichsam als eine für die eiteln Römer schmeicheilhafte Erinnerung an die frühere Verfassung. Diese Soldaten hatten keinen andern Dienst zu verrichten, und wurden von Theoderich sehr reichlich besoldet. Dadurch erreichte Theoderich den Zweck: den armen römischen Einwohnern dieses Geld, welches bei ihnen verzehrt ward, zufließen zu lassen.

Außerdem hatte Theoderich den Armen bei der St. Peterskirche in Rom alljährlich drei Tausend Scheffel Weizen ausgeleert.

Der Justinianische General Alexander Horfcula, der sich nun in dem wieder eroberten Rom befand, hob jene Palastwache auf, entzog den Armen das ausgelegte Getreide, und schickte das Geld dafür nach Byzanz, welches Geld Justinian mit Begierde annahm. Derselbe Alexander kam bald darauf an die Thermopylen, wo die gegen plötzliche Einfälle der Barbaren erbaute Mauer bis dahin von den Wehrgewehnern der Reihe

nach mit Wache versehen worden war. Hierfür, um dem hab-
sichtigen Kaiser abermals Geld zuzuwenden, verjagte die Land-
miliz, legte zweltausend Mann Soldaten an diesen Ort, zog die
sämmlichen für öffentliche Spiele und Befestigungen bestimmten
Gelder dieser Provinz unter dem Vorwande ein, daß er davon
jene Wache besolden müsse, und theilte den Raub mit Justinian,
der ihn von Herzen billigte. Unversehens hatte der Kaiser einen
Günstling, Namens Hypsichius, als Gouverneur nach Alexandrien
geschickt und ihm, weil er dort noch Schätze vermutete, den Be-
fehl ertheilt, durch alle möglichen Gewaltthaten das Vermögen
der Einwohner herauszuraffen. Jener Gouverneur versah daher
bei seiner Ankunft eine Menge von Menervolen gegen ungeheure
Summen, unterdrückte die Handelsfreiheit in allen ihren Grund-
lagen, erpreßte sich selbst alle gangbaren Waaren und Lebens-
mittel für ein geringes Geld, und zwang die Bewohner sie um
einen ungeheuern Preis wieder von ihm zu kaufen. Obenso mußte
ihm alles Getreide ausgeliefert werden, und bei Todesstrafe durfte
kein halber Scheffel in die Hände eines Andern gelangen.

Justinian schrieb ihm aber, er schide noch nicht genug!!

Nun schraubte Jener die Preispreise so hoch als möglich hinauf
und ruhete auf des Kaisers Befehl nicht eher, als bis auch hier
das Geld alle Grenzen überstieg und er dem kaiserlichen Schatz
eine neue Fülle von Gold zugewendet hatte. Früher hatte Kaiser
Diocletian die Verordnung getroffen, daß den Reinen in Alexan-
drien jährlich eine große Menge Getreide ausgetheilt ward. Ju-
stinian nannte das eine Tummelheit, und Hypsichius zog auch
dieses ein und lieferte es nach Ueberschuß in die kaiserlichen Korn-
kammern, wofür er endlich das zehnjährige Fächeln des Blut- und
gelddürstigen Ungehens einsammelte.

Daß bei solchen Handlungen jener Traum, welchen, einem
Geschichtschreiber zufolge, schon im Anfange der Regierung Ju-
stinians ein vermehrer Mann wohl gekostet haben, vollkommen
auf den Kaiser paßte, ist nicht zu bezweifeln. Er träumte näm-
lich, als stünde er am Ufer des Meeres, der Stadt Epheesen

gerade gegenüber, und hier sah er plötzlich den Kaiser Justinian mitten in der Meerenge, wie er alles darin befindliche Wasser so lange in sich hineinischlang, bis er auf trockenem Boden stand. Sietrauf stülzte sich das ausgetrocknete Meeresbecken durch eine Menge von schlammigen und morastigen Böden, aber Justinian verschlang auch diese und verschwand.

Wir werden sogleich sehen, welche Bedeutung dieses kaiserliche Schlingen hatte.

Als der Kaiser Anastasius starb, hatte Justinus die Staatskassen bis eben an gefüllt. Er hatte alles Mögliche aufgegeben, um eine Art von Sparsamkeit in den Staatszweigen einzuführen, ohne freilich zu ahnen, in welche Hände sein kostbares Vermögen gelangen würde, sonst hätte er es wahrscheinlich zu andern Zwecken verwendet. Gleich nach dem Tode des Justinus fiel Justinian mit einer wahren Wuth über diese Reichthümer her und obidem er ein fürchterliches Weizhals war, so hielt er es doch als Genus für gerathen, sich die Gnuß des Volkes durch anfängliche große Geschenke an dasselbe zu erwerben, damit ihm die Kaiserkrone nicht entginge. So kam es denn, daß er während seines Consulats (man konnte ihn jedoch schon zu Justin's Zeiten, den er völlig beherrschte, als Regent betrachten,) das Geld auf eine so unkluge Weise verschleuderte, daß er schon damals die Basis zu seinen spätern Ueberschneidungen legte. Sein schon benannter Palast in der Vorstadt Geräum kostete eine ungeheure Summe, so daß Procopius sogar schon in einem Werke, welches er dem Kaiser vorlegte, es wagen durfte unter Schmeicheleien die Bemerkung einzumischen, daß man bei diesem Gebäude Alles verschlingt habe, ausgenommen die Kosten. Diesen damals vertheilten Tadel setzte Procop in seinem geheimen Werke (welches, wie schon erwähnt, erst nach dem Tode des Kaisers veröffentlicht werden sollte) in die Bemerkung um, daß Justinian den so eben erzählten Traum verwirklicht habe, indem er gleich einem gefräßigen Ungeheuer die ihm zufließenden Reichthümer seiner Unterthanen in sich gezogen habe, um sie auf das Unklugste zu verschwenden.

Die Sophienkirche allein aber kostete dem Staate zehnmal soviel als jener Palast, so daß der eitle Justinian bei deren Anblick selbst ausrief: „Salomon! ich habe dich übertroffen!“ (ΣΟΛΟΜΩΝ ΝΕΝΙΚΗΚΑ ΕΣΤΙ) Um dies zu beweisen beging er den lächerlichen Streich, den König Salomon in Stein gehauen in die Nähe dieser Kirche zu stellen, mit dem Gesichte gegen sie gewendet, und in Thränen zerfließend über den archaischen Sieg Justinians!²⁴⁾

Behlte es ihm zeitweise an Geld, so verkaufte er seine eigenen Untertanen und überlieferte sie schaarenweise gleich dem Vieh an fremde Herrschaft²⁵⁾. Hatte er dann die eine Masse verhandelt, so erkaufte er eine andere Masse, die zu seiner Kaiserwahl geneigt schien, mit dem gewonnenen Blutgelde.

So verwandte er einst (nach Marcellinus) Zweimalhundert acht und achtzig tausend Solidi (Denare) an die Habgierde und Vergnügungssucht der blauen Partei, stellte ihnen eine Menge glänzend aufgeschlammter Pferde und gab ihnen prächtig Löwen, dreißig Leoparden und viele andere wilde Thiere zu ihren Spielen. Da wir nun, wie neuere Statistiker berechnet, den damaligen Goldeswerth um zehnfach höher als den heutigen anschlagen dürfen, so betraf jenes Geschenk allein an fünfzehn Millionen Gulden!! Wenn wir ferner bedenken, daß damals in jenen, in fast allen größern Städten des Reiches stattfindenden Hegen jene Thiere nur zu ungeheuren Preisen zu erhalten waren, so muß uns der Gedanke entspringen, wie viele Thränen des Glendes, der Armuth und der Verzweiflung solche Thiergeschenke umfloßen haben mögen. —

„Nach dem Vermögen Anderer,“ heißt es bei einem Zeitgenossen, „hatte er eine beispiellose Begierde, und ließ die Menschen deshalb zu Tausenden hinrichten. Wie ein Rasender verschwendete er dagegen sein Geld an die Barbaren²⁶⁾, während er sie zu gleicher Zeit gegen einander hegte, und so kam es denn, daß das Rauben, Streifen und Morden dieser glottigen Völker, welche ihm auf die leichteste Weise allen möglichen Tribut ab-

lodien, gar kein Ende nahm.“ — Diese Handlungen erregten zu verschiedenen Zeiten Volksaufstände und einmal rief ihm das Volk seine Schändlichkeiten geradezu ins Gesicht. — „Die Varen“, schrien sie, „schleppen durch dich Massen Geldes aus dem Lande, gleichsam als wenn wir für unzüchtiges Unrecht Geldbußen zahlen müßten!“ — 27).

Jeden Augenblick bildete Justinian neue obrigkeitliche Aemter, sobald es sein Vortheil und seine Liebe zur Gelderpression ihm anrathen. So ernannte er unter andern einen Volkspräfecten, der anscheinend zwar die Diebstähle zu bestrafen hatte, aber nur dazu da war, um das in Beschlag genommene, d. h. den Dieben abgenommene, gestohlene Gut dem Kaiser zuzuwenden. Die hirnlose Vertheidigung von Cichelius, daß Justinian eigentlich hierdurch nur eine Namensveränderung bewirkt habe, indem er den Prätor in einen Präfecten verwandelt hätte, können wir nicht gelten lassen. Es ist sehr wahr, daß in der alten römischen Republik die Triumviren, Aedilen und Tribunen die Leistungen dieses Prätors zu versichern hatten und ebenso wahr ist es, daß Augustus zur Beaufsichtigung sieben Cohorten in der Stadt Rom vertheilte, über welche er einen Präfecten setzte; aber unwahr ist es, daß, wie Cichelius meinte, Justinian unter dem in seiner dreizehnten Novelle genannten Praefector plebis einen solchen römischen Präfecten hatte bezeichnen wollen. Es geht vielmehr, wie wir weiter unten sehen werden, aus Allem hervor, daß jener Justinianische Volkspräfect wirklich ein neues Amt bekleidete, und wie alle damaligen Günstlinge nur zur geheimen Bereicherungsquelle des Kaisers diente.

Demer führte Justinian schon damals eine förmliche Inquisition ein, indem er einen Inquisitor ernannte, dem er die heimlichen Untersuchungen gegen Meinungsäußerungen und sogenannte Ketzereien übertrug. 28) Der Inquisitor verurtheilte nach Belieben und Gurdünken, zog die Güter ein, wo es ihm gefiel, und bereicherte sich und den Kaiser nach Lust und Laune. Den Angeklagten wurden weder Kläger noch Zeugen vorgeführt

(also die weltliche und wahre Inquisition.) und die Unglücklichen verloren Leben und Güter, ohne überführt worden zu sein.²⁷⁾ Jene beiden Amtspersonen erhielten nebst dem Praefectus urbis die unbeschränkte Vollmacht, alle Gesinnungen ohne Unterschied auszuforschen und zu richten. Diese drei besaßen sich um die Wette soviel Unglückliche als möglich zu machen, und als einst Jemand den Praefectus urbis fragte, wem denn eigentlich die Untersuchung einer gewissen Sache übertragen wäre, so antwortete derselbe: „Demjenigen von uns dreien, der dem andern zuvor kommen wird. Ja, wir erfahren sogar, daß eben jener Tribonian, welcher einer der Hauptredactoren der Justinianischen Gesetzgebung war, gleichfalls das Amt eines Censors oder Inquisitioners bekleidete, woraus sich schon allein auf die Heuchelei und den Despotismus jener Gesetzgebung schließen läßt. Justinian befaß jedoch, wie bekannt, seine treuen Helfersbelfer; denn als Tribonian starb, zog er den größten Theil seines Vermögens an sich, obgleich sehr viele Erben da waren. Sein Amt aber erhielt ein gewisser Junilus, ein Africaner, welchen Procop folgendermaßen beschreibt: „Latein verstand er ein wenig, aber seine Muttersprache fast gar nicht; (es fehlt auch der neuesten Zeit nicht an solchen Staatsbeamten!) so daß ihn seine D ner auslachten, wenn er nur ein Wort Griechisch sprechen wollte. Sein Geiz war so niederträchtig, daß er, die kaiserlichen Rescripte öffentlich feilbot und sich nicht schämte, die Hand nach dem kleinften Geldstücke auszustrecken. Der Staat hatte die Schande, „diesen schandhaften Kerl sieben volle Jahre in Amtsfunktion zu sehen!“ — Als er starb, wurden gleich unersahne Subjekte an seine Stelle gesetzt und namentlich war einer derselben, Namens Constantinus, bei Hof ungemein beliebt, weil er das Geldzusammenscharren aus dem Grunde verstand. Dabei besaß dieser Constantin einen furchtbaren Hochmuth, so daß sogar diejenigen, welche ihn zu besprechen kamen, ihre Geschenke blos seinem Bedienten abgeben durften. Man konnte fast gar nicht persönlich zu ihm gelangen. Nur wenn er zum Kaiser hin oder von ihm weg ging, hörte er die Leute in

größter Gile an (*tout comme chez nous!*) und lief mit einer solchen Gleichmuthigkeit wieder fort, als wenn er, sagt Procop, seinen Augenblick verlieren wollte, um ja wieder Geld aus dem Volke zu saugen.

X.

Die ersten Postanstalten waren Spionen-Anstalten. Wir finden sie zuerst im altperischen Reiche. Xenophon schreibt im achten Buche der Cyropädie in dieser Beschreibung: „Auch hat Cyrus noch eine andere bisher unbekannte Einrichtung getroffen, die bei der Größe des Reiches unbedingt notwendig und von großem Vortheile ist, weil man durch sie allein in den Stand gesetzt ist, das schnell zu erfahren, was selbst in weitestgelegenen Gegenden vorgeht. Da er überlegte, welchen Weg ein Pferd mit all seiner Kraft in einem Tage zurücklegen konnte, so ließ er an gewissen Stationen Pferdehülle errichten und bestellte Leute, welche die Pferde besorgen mußten. Zugleich stellte er an jeder Station einen Mann an, der die herbeigebrachten Depeschen und Briefe in Empfang nehmen, dieselben zur Weiterbeförderung an andere übergeben, und zugleich die ermüdeten Pferde und Coureure aufnehmen und neue in Bewegung setzen mußte.“ — — —

Später wurden die Posten indeß im römischen Reiche für Reisende eingeführt und während der Kaiserzeit nach allen Richtungen hin ausgedehnt. „Da nämlich, heißt es, die Kaiser es für notwendig erachteten, die Völker ausspioniren zu lassen, um sich von Allem, was in den entfernten Provinzen vorging, möglichst schnelle Nachrichten zu verschaffen, und da sie sich sowohl von der Ausführung der Statthalter und obrigkeitlichen Personen, als auch von der Eins- und Abführung der erhebenen Gelder, Kriegssummen, Tribute u. s. w. überzeugen mußten, so wurden gewisse

Posten angelegt, welche zur Beförderung der beauftragten Personen u. Diensten.

Jedochmal in dem Zwischenraume von einer Tagereise befanden sich sechs bis acht Gasthäuser und in jedem vierzig Pferde und vierzig Knechte, also auf jeder Tagereise ungefähr dreihundert Pferde und ebenso viele Diener, woraus man auf den wahrhaft eminenten Verkehr der damaligen Zeit schließen kann. Es gab Zeiten, in welchen die Gentiere mit reißender Schnelle einander folgten, und die Tagesneigungen verbreiteten sich nach allen Richtungen mit unglaublicher Geschwindigkeit. Diese Anstalten machten sich eine Menge von reichen Gutsbesitzern zu Nutzen, indem sie bei eintretender Missernte die Hütung hinaufzutreiben versuchten, obgleich sie freilich jedesmal gezwungen wurden, ihre Lebensmittel und Heu und Getreide zu willkürlich von den Auktionen bestimmten Preisen an diese abzuliefern. Da jedoch diese Posten aus dem Kaiserlichen Schatze unterhalten werden mußten, und der Weis des Justinian eine solche Ausgabe nicht ertragen konnte, so schmälerte er dem Lande mit Hintansetzung des Staatsvortheils die Posten. Die zwischen Chalcedon und Dacibiza bestandene hob er auf, so daß diejenigen Reisenden, welche von Byzanz nach Hellenopol wollten, gezwungen wurden, mit Lebensgefahr auf kleinen Rachen über die Meerenge zu setzen. Die Posten nach der persischen Grenze ließ er zwar bestehen, da ihn hierzu die Nothwendigkeit zwang, nicht ohne Nachricht über die häufigen Einfälle von dieser Seite aus zu bleiben; aber im ganzen Oriente und bis nach Egypten hob er sämtliche Poststationen auf, ließ nur für den äußersten Nothfall ein einziges Gasthaus für jede Tagereise, und setzte statt der Pferde, da ihm diese zu theuer schienen, die Esel in Gebrauch. Daher gelangten von da an alle Meldungen von diesen Gegenden nur sehr langsam und unvollkommen nach der Hauptstadt, und der dadurch erwachsene Schaden war nicht zu berechnen. Dagegen rief Justinian das Spionwesen aufs höchste, und namentlich gebrauchte er reisende Kaufleute als Spione, die sich bis ins Innerste von Persien und

andrer Staaten wagen und ihm gegen eine gewisse Belohnung Alles, was sie bemerken, mittheilen mußten. Dies finden wir nun zwar bei allen Staaten, allein es waren in der Hauptstadt und im Reiche selbst so viele Spione im Gange, die ebenfalls oft nicht regelmäßig bezahlt wurden, daß das Verbrechen der falschen Angeberei auch noch von dieser Seite sich steigerte, und der redliche Bürger keinen Augenblick vor Anklagen sicher war. Eine andere Classe von Spionen, nämlich die, welche ihm die Schätze der zu befehrenden Reichen aufsuchten, bezahlte Justinian viel besser. Seine Werke beschränkte sich bei zunehmendem Alter immer mehr aufs Zusammenscharren und so bereitwillig er war, das Gold in Unmasse nach fremden Ländern zu schicken, so hätte er doch lieber sein eignes Reich zu Grunde gehen lassen, als in diesem Reiche irgend eine öffentliche Volksanstalt aus eigener Tasche unterstügt hätte. Außer den gewöhnlichen und unritzen Steuern gab es in jenen Tagen noch eine ganz neue Art von Gelderpressung, für welche die Geschichtsschreiber keinen nähern Namen angeben. Einer der Zeitgenossen sagt bloß, der Präfectus Prætorio hätte jährlich aus eigener Gewalt mehr als dreitausend Pfund Goldes aufgebracht (ungefähr 12 Millionen Gulden nach damaligem Goldesstande), welches Geld weder in die bekannten Auflagen einbezogen wäre, noch von einem Edicte oder Herkommen abstamme. Justinian soll erklärt haben, diese Auflage sei eine „Bestimmung des Himmels“, daher dürfe sich Niemand dawiderlegen!!! Die meisten Präfecte machten von dieser schändlichen Erpressung Gebrauch; sobald sie aber dadurch hinlänglich reich geworden waren, wurden sie, (wie Johannes von Cappadocien und Andere), aus dem Wege geräumt und das erpresste Blutgeld floss dem Kaiser zu. Die Geschichte gibt nur zwei redliche Männer an, welche uneigennützig und gewissenhaft genug waren, sich dieser Schändlichkeit zu enthalten. Sie hießen Phocas und Vassas. Wir erfahren zu gleicher Zeit, daß Justinian ihre redlichen Handlungen streng belauschen ließ und daher keiner von beiden länger, als einige Monate in

seinem Amte verblieb. Mit solchen und ähnlichen Vorkaschindereien noch nicht zufrieden, eröffnete er sich täglich neue Quellen seiner Habsucht, und endlich verkaufte er sämtliche Staatsstellen ganz offen für Geld! Die besten Ämter und Richterhöfe, obgleich die letztern eine bloße Null waren, wurden an die Verwerflichsten gegen bestimmte Summen überlassen, und wer für Geld ein solches Amt antrat, der durfte ungestraft ganze Volksschaften und Provinzen ruiniren, sobald er dem Kaiser dafür zahlte. Sehr häufig traf es sich also, daß blutarme Abenteuerer den Kaiser um eine Stelle angingen, indem sie ihm binnen einer bestimmten Zeit eine gewisse Summe anzuliefern versprachen!! Die erste Abschlagszahlung ließen sie sich nun, sobald sie das Patent vorzeigen konnten, von einem Wucherer gegen ungeheure Zinsen borgen, und sobald sie im Amte waren, wütheten sie so lange in den Eingeweiden des Volkes, bis sie die versprochene Summe nebst ihrer Schuld abgetragen und sich selbst bereichert hatten. Alle Klagen gegen sie wurden abgewiesen, ihre Unmenschlichkeit überstieg alle Beschreibung, und je mehr sie raubten und mordeten, um desto braver waren sie in den Augen des Kaisers. So gab damals eine Zeit, in welcher man sagte, der Unglücklichste sei der Glückliche, denn ihm konnte nichts mehr genommen werden!! Kaum hatten solche Amtspächter soviel für sich selbst erlangt, daß es dem Kaiser der Mühe werth schien, so stellte er eine Klage auf Hochverrath gegen sie an, und abermals strömten die Seltenbäche in den ungeheuern kaiserlichen Schlund. Wenn wir das ganz ähnliche Bild zur Zeit der französischen Regentschaft unter Orleans betrachten, so muß man annehmen, daß sowohl diese Regentschaft als die damaligen Generalpächter sich diese byzantinischen Finanzkünste zum Muster genommen haben. Seine eignen Gesetze sogar übertretend, wie bereits bemerkt, Justinian ohne alle Scham. So hatte er in seiner achten Novelle ein Gesetz erlassen, gemäß dessen alle diejenigen, welche ein obrigkeitliches Amt bekleideten, einen wahrhaft grauenenerregenden Schwur ablegen mußten, daß sie es redlich und ohne allen Eigennuß führen und

für ihre Würde weder etwas geben, noch etwas nehmen wollten. Wir haben so eben gesehen, wie schön dieses Gesetz zur Anwendung gebracht ward!!! Die Schwörenden mußten sich auf das furchtbarste verfluchen, im Falle sie ihren Eid brechen würden. Aber schon kaum ein Jahr nachher verbotene Justinian selbst Gesetz und Eid ganz öffentlich, indem er die Aemter verkaufte und die meineidigen Käufer in ihren Räubereien auf alle Art beschützte. So war ihm nichts zu heilig, daß er es nicht mit Füßen getreten hätte, und diese Verhöhnung seiner eignen Gesetze bedarf keines weitem Zusages, um ihn in seiner ganzen Verworfenheit zu beurtheilen.²⁰⁾ Endlich gab er sogar die Aemter bloß auf gewisse Zeit in Miethe und seine obrigkeitlichen Weichherte schwärmten gleich dem Ungeziefer in allen Winkeln des Reichs umher. Man sah nichts als verglichen gedungene obrigkeitliche Personen, welche von Trabanten begleitet umherschweiften und im Namen des Kaisers die Unterthanen anzogen. Fast wüßig ist, obgleich es einem die Haare zu Berge sträubt, was ein Geschichtschreiber damals in dieser Beziehung bemerkt. „Wenn Justinian, sagt er, einem solchen Weichlinge die betreffende Würde zum Schinden der Unterthanen verliehen hatte, so wunderte sich alle Welt, daß die Natur ein solches Ungeheuer habe hervorbringen können; kam aber sein Nachfolger, der ihn gewöhnlich an Verruchtheit noch übertraf, so rief das Volk, indem es die beiden mit einander verglich, der erste sei dagegen noch ein ganz braver Mann gewesen!! Aber der zweite wurde gleichfalls zum braven Mann, denn es kam noch ein dritter, der sie beide übertraf, und so kamen immer wieder andere, in ihren Vorgängern zu einem guten Namen verhasst, indem sie noch weit ärger waren und in ihren neuen Erfindungen und Erpressungen sich noch thätiger und genialer bewiesen. Auf diese Weise lernten wir das Gute schrecklich genug kennen und fanden, daß die Verwerflichkeit des Menschen keine Schranke habe, sobald sie durch vorhergegangene Beispiele gestärkt und durch eine höhere Hand gestügt wird!!“ —

Wie weit alles dies ging, ersieht man aus folgender That-
sache: Ein Advokat zu Cäsarea, Namens Evangelus, hatte sich
durch Glück und Thätigkeit so hinaus geschwungen, daß er am
Meere das schöne Landgut Porphyrion mit dreihundert Pfund
Gold gekauft hatte. Kaum erfuhr man dies, so ließ ihm der
Kaiser das Gut wegnehmen, und auf die Klage des Advokaten
schickte er ihm, (ganz so wie früher an die weiter oben genannte
Matrone) die lakonische Antwort: „Es schicke sich nicht, daß
ein Advokat ein solches Gut besitze!“

Dergleichen tragikomische Intermezze ereigneten sich nicht
selten. Aber gräßlicher Ernst war das, was in jenen Tagen
unter Peter Barsames, dem Lieblinge und Favoriten der
Theodora vorging.

Petrus Barsames, ein Syrier, lebte längere Zeit in Byzanz
als Wechselr, und wurde in seinem Geschäfte bald als ein solcher
Wucherer und Betrüger bekannt, daß man ihm den Beinamen
eines Taschenspielers beilegte, und von ihm behauptete, er bewege
die Finger beim Wechseln mit solcher Geschicklichkeit, daß es un-
möglich wäre, ihn zu ertappen, wenn er, was häufig geschah, ein
Goldstück unterschlug. Ging er bei diesem Kunststück ja einmal
sch, so schwur er bei allen hunderttausend Heiligen, er habe sich
geirrt, und gab das Gestohlene lächelnd wieder heraus. Endlich
hatte er sich ein beträchtliches Geld zusammengefangen, und da er
wegen seines Reichthums eine kaiserliche Anklage und Verfolgung
befürchtete, so suchte er dieser dadurch zu entgehen, daß er der
Kaiserin Geschenke machte, wodurch sie ihn lieb gewann, und er
ungestört fortwuchern konnte. Justinian drückte das rechte Auge
bei Theodora zu, und behielt das linke für Barsames offen. Ver-
schiedene Indicien verkündeten dem edlen Fingerringler, daß er
trotz seiner Geschenke auf schwachen Füßen stehe, und so blieben
ihm nur zwei Rettungsmittel. Er mußte sich entweder vor Ju-
stinians Oier auf die Flucht begeben, oder freiwillig in dessen
Hände fallen. Gestützt auf die Hoffnung, (die ihn auch nicht
trog), daß Theodora Macht genug besitze, ihm auf andre Art zu

vergelt, kaufte er sich gegen eine große Summe in die kaiserliche Leibwache. Den Weg von hier aus zu Günst und Ehren stellen konnte er aus Erfahrung und aus der Geschichte seiner Zeit. Durch Tugenden, das wußte er, war kein Himmel beim heiligen Justinian zu erringen, und somit warf er sich denn schon als Leibgardist auf alle jene Verläumdungen, Vooarbeiten und hinterlistigen Streiche, zu denen ihn ohnehin seine angebornen Talente beriefen. Sehr bald wußte Theodora des Kaisers Wille auf ihn zu lenken, und Justinian bemerkte in der That, daß dies ein „brauchbares Staats-Mitglied“ für ihn werden könne. Zur Probe übertrug man ihm einige verrätherische und schändliche Handlungen, und diese führte unter wackerer Varfames so schnell und entsprechend aus, daß sein Glück gemacht war. Nicht lange vorher hatte Theodora einen Haß auf den bisherigen Oberhofceremonienmeister Theodotus geworfen, indem dieser ihr nicht diabolisch genug war, und eines schönen Morgens erstand der treffliche Varfames aus demselben Bette als *magister officiorum*, in welches er sich am Abend vorher noch als Leibgardist gelegt hatte. Sprünge der Art waren an Justinians Hofe ganz an der Tagesordnung, — aber wir hätten dabei sein mögen, als der Leibgardist Peter sich damals den Schlaf aus den Augen rieb, — wir hätten seine Gesichtszüge prüfen mögen, als der Fingerring zum Fenster hinaussah, und andrief: „Woh, jetzt bist Du mein!“ — Den Anfang seiner neuen Herrschaft bezeichnete der Wechsel der Leibgardist gleich dadurch, daß er zum Danke an die so eben verlassenen Militärcollegen die Löhnung der Soldaten beschlitt und verkürzte. Dies sollte jedoch nur der Uebergang zum Beschneiden der Goldmünzen sein, welches, wie wir sehen werden, nicht ausblieb. Vor Allem setzte er die Preissumme der Staatsdiener-Geläuter herab, indem er, (wie auch Procop berichtet,) die Aemter förmlich in Cours setzte, und sie wie eine Marktware loszuschlug. Je besser aber Einer sein erhaltenes Amt zahlte, um so grausamer und entseßlicher, — dies war die specielle Erlaubniß des Varfames, — durfte er gegen die Steuer-

rückständigen versahen. „Steuerrückständiger“ war, so lange Justinian regierte, ein Jeder, der nur eine Tracht Geldes im Sack hatte, denn die Steuern hatte man erst alsdann bezahlt, wenn man beim Eintritte des Steuerannahmers in's Zimmer demselben mit langen, bageru Knochenwangcn entgegenkam — (man sehe späterhin die Notcn im Originale) — und ihn anbettelte. — Endlich erhielt Variames gar Sitz und Stimme im Rathe des Kaisers, und jetzt wurden die scheußlichsten Menschewohlverläufe offen und ungeschämt verhandelt. Von da aus gingen die Schurkereien in die höheren Gerichteale und das Senatsgebäude über, und eine wahre Horde von Einnehmern lief im Lande herum, und presste nach Willen und Gutbefinden. Zwar befanden sich einige wenige ehrliche Leute in Diensten dieses Variames, aber diese schob er aus den Geschäften geschickt hinaus, oder verjagte sie sehr bald von ihren Stellen, und wenn es auch wahr ist, daß fast alle seine Vorgänger sich in Tyrannenien der ärgsten Art ausgezeichnet hatten, so konnte doch Variames der Einzige — (eder der „Große“, wie die Neueren sagen), genannt werden, denn er war in seiner Weise unerreichtbar! — Trotzdem nun, daß alle Staatsdiener nach Kräften im Lande tyrannisirten und ausrauben mußten, setzte doch Variames ihre Besoldungen fast allgemein herunter. Er wollte auch nicht den kleinsten Pfad mehr verschlossen halten, auf welchem der fromme und heilige Justinian und seine fromme und heilige Gemahlin Geld einzuleben konnten. — Bis jetzt hatten die Unterthanen nur zwei Lebensarten gekannt: entweder, sie hatten gar kein Brod, und starben Hungers, — oder sie hatten fürchterlich theures Brod, das zum Theil genießbar war. Variames fügte durch seinen Erfindungsgeist noch eine, bis dahin unbekante dritte Lebensart hinzu. Er sorgte nämlich dafür, daß man weder Brod noch kein Brod aß, und diesen komischen Widerspruch bewirkte er dadurch, daß er, als eines Tages eine große Menge gänzlich verderbenen Getreides nach der Hauptstadt gebracht ward, alles gute Getreide plötzlich in den kaiserlichen Kornkammern zurückbehielt, und nicht eher ein Körnchen

davon ausfolgen ließ, als bis das hungernde Volk jenes verdorbene und ungenießbare aufgesauft hatte. Viele aßen nun ein Brod, von dem sie erkrankten, oder starben. Andere, selbst die ärmsten Leute, warfen das mit ihrem letzten Gelde erkaufte, versauhte und ungenießbare Getreide oder Brod in's Meer oder in die Cloa-
quen.²¹⁾ Als hierauf das gute Getreide an jene Städte über-
lassen ward, die dessen bedurften, so mußten sie es mit doppeltem
Preise bezahlen. Im folgenden Jahre trat zum Unglücke noch
eine Mißernte ein. Variames ließ nun in Phrygien, Bithynien
und Thracien alles Getreide mit Gewalt aufstreiben, und zwang
obendrein die Bewohner jener Provinzen, es unter unglücklicher
Mühe in die Einschiffungshäfen und von da mit Lebensgefahr
in überladenen Boten bis nach Constantinopel zu schaffen. Hier
angelangt, erhielten die Stenden von ihm einen so überaus ge-
ringen Preis, und erlitten einen so furchtbaren Verlust, daß sie,
(wie ein Augenzeuge berichtet), weit lieber das Getreide ganz
umsonst gegeben, ja sogar noch obendrein den Werth bezahlt hät-
ten“, wenn man ihnen nur erlaubt hätte, zu Hause zu bleiben!!²²⁾
Der gebrachte Kornvorrath war jedoch für die Hauptstadt nicht
einmal hinlänglich, allgemeines Wechlagen erhob sich, und nament-
lich erregten zu gleicher Zeit die Soldaten wegen der ausbleibenden
Lohnung einen Aufruhr, ohne daß jedoch Variames seiner Stelle
entsetzt worden wäre. Endlich wurde es zu arg. Seine Hand-
lungen erregten Aufruhr über Aufruhr, und so sah sich Theodora
gezwungen, in seine Entlassung einzuwilligen. Er ward also ent-
setzt, und zur Strafe für seine Thaten ward er — — —
Finanzminister!!! — — Unmöglich! — — unglaublich!
würden wir sagen, wenn erstens dies Blatt aus dem Buche der
Geschichte zu reißn wäre, — und wenn wir nicht ähnliche Bei-
spiele noch heute hätten!! Auf Bitten der Kaiserin er-
hielt er die Stelle des Finanzministers, und man setzte zu diesem
Beufte den bisherigen Finanzminister Johannes ab.²³⁾ — Dieser
Johannes war aus Palästina gebürtig und einer der reichsten,
hochberzigsten Männer, welche Bezanz seit langer Zeit gehabt

hatte. Seiner Keckheit wegen war er von Justinian und Theodora bitter gehaßt, und er besetzte seine Stelle kaum einige Monate, als sie ihm zu Gunsten des durchgehenden Variames entrißen ward. Kaum war der Letzte in seine neue Stelle getreten, so strömte abermals das Unheil über alle Classen des Volkes. Sein erstes Finanzmeisterstück war, daß er den ihm schon früher als Wechsel eignen Kunstschuß in Gang setzte, und das Gold beschchnitt. Namentlich traf diese Beschneidung jene Summen, welche in späteren Jahren mitunter an halbverhungerte, arme Parteigänger ausgeheilt wurden. Ihn rührte sein Glend, — seine ganze Thätigkeit bezweckte: sich in der Geschichte zu immortalisiren, und dies gelang ihm. Die byzantinische Geschichte wird uns ferner vier Wankpuncte, Justinian, Theodora, Variames und Ksenina als hervorragend aus der großen Reihe ihrer übrigen „großen“ Seelen aufzuweisen haben!! — Mit dem bloßen Beschneiden begnügte sich Variames noch nicht. Er ruhte nicht eher, und Theodora unterstützte ihn so lange und mächtig, bis Justinian, sobald wieder Geld zu verschlingen war, sich entschloß, das Gewicht der Goldmünzen herabzusetzen, wobei die am Gewicht verringerten Münzen nach wie vor ihren ganzen früheren Werth behalten mußten!! Die ungeheure Verwirrung und der Schaden, welche hierdurch entstanden, erklären sich von selbst. Da der Handel damals mit den außergriechischen Staaten sehr lebhaft war, und jene Staaten sich natürlich seit lange an die gangbaren griechischen Goldmünzen gewöhnt hatten, so mußten die byzantinischen Kaufleute von da an für alle Waaren, welche sie gegen baar vom Auslande bezogen, soviel d'rauf legen, als Justinian und Variames vom Golde weggeschnitten hatten. Das Ausland ging nach wie vor auf's Gewicht des Goldes, und da sich nicht alle Kaufleute ihres Vermögens halber zur Dedung des Deficits verstehen konnten, so stockten alle Handelszweige. Das noch im Lande befindliche vollwichtige Gold ging hinans, und endlich vermütheten nur noch solche Goldmünzen, die kaum fünf Achtel Nennwerth besaßen, so daß Verwirrungen, Plafereien und Betrügereien aller

Art unvermeidlich waren. Auch die Scheidemünze entging seiner Geldgier nicht. Bis dahin hatten die Wechsel für einen Stater Goldes 210 Pholes gegeben. Barsames hatte schon früher als Kaufmann Betrügereien in dieser Beziehung versucht. Jetzt, da sein Wille Gesetz war, gab er im Namen des einwilligenden Kaisers den Befehl, daß künftig der Stater Goldes ihm gegen bloß 180 Pholes ausgeliefert werden mußte. Diese Verringerung stand der des Geldes würdig zur Seite, oder übertraf vielmehr dieselbe noch, denn der Kaiser gewann an jedem Stater ein ~~Phol~~es Zehstheil, während abermals das arme Volk, welches natürlich seine Staters liegen hatte, dabei zu Grunde ging. (Wem fällt hier nicht der Oesterreichische Staatsbankrott ein??!) — — Je verhasster diese Grausamkeiten ²⁰⁾ den Petrus Barsames machten, um so lieber gewann ihn Justinian. Um sich dieser Günst immer würdiger zu machen, versiel er auf eine neue Art von Betrügerei. Noch bevor er die Finanzen zu verwalten hatte, mit welchem Amte jetzt zugleich die Aufsicht über Monopole aller Art und namentlich über den sehr einträglichen Seidenhandel verknüpft war, hatte Justinian auf diesen letztern eine außerordentlich hohe Abgabe gelegt. Die griechischen Kaufleute, um sich eines Theiles zu helfen, benützten daher eine in Persien eingetretene Theuerung der Seidenwaaren, und trieben im Inlande den Detailpreis dieses Artikels, der ohnehin nur für den Reichen gangbar war, in die Höhe. Justinian, dadurch Andre im Vortheil erblickend, und ergrimmt über diese, mit seinem boshaften Charakter unverträgliche Wendung, erließ ein Gesetz, demzufolge im griechischen Reiche, der auswärtige Seidenpreis möchte sein welcher er wollte, das Pfund Seide bloß zu acht Goldgulden verkauft werden mußte. Wer dawider im Geringsten handelte, wurde mit Confiscation aller Besizthümer bestraft. Auf diese Weise wurde der Handelsstand gezwungen, theurer einzukaufen, als er wieder verkaufen durfte, zahllose Falliten traten ein, und viele gaben den Handel ganz auf. Einige verkauften ihren Waarenrest unter der Hand an gute Bekannte. Aber Theodora erfuhr dies, und bestrafte einen Jeden

derselben um hundert Pfund Goldes! (Nach damaligem Goldstande ohngefähr 400,000 Gulden!) Wer dies nicht zahlen konnte, war ruiniert und ward zum Bettler gemacht, oder verwiesen und gemartert. Als Varsames an's Ruder kam, warf er sein Augenmerk vorzüglich auf diese Sache. Er zwang unter andern die im Lande etablirten Seidenfabrikanten nur für ihn zu arbeiten. Sie mußten ihm die verarbeitete Seide ordinärer Farbe für ein Spottgeld, und die Purpurseide für acht Goldgulden das Pfund überlassen. Hatte er nun alle vorhandene Seide an sich gebracht, so überschritt er selbst, mit Justinians geheimer Einwilligung, das von diesem erlassene Gesetz, und verkaufte öffentlich das Pfund Purpurseide ²²⁾ für vierundzwanzig Goldgulden und darüber!! Dadurch gewannen er und Justinian abermals ungeheure Summen. —

„Die Kaufleute in der Hauptstadt,“ — sagt ein damaliger Schriftsteller, — „sind, sowie auch die in andren Städten, durch diese Schurkereien völlig ruiniert. Besonders aber sind die Bewohner von Beryt und Tyrus — (wo der Seidenbau damals in ansehnlichem Flore war, und das einzige Cräftnismittel der Bevölkerung gebildet hatte), ihres Nahrungszweiges beraubt, und viele sind Bettler geworden oder Hungers gestorben. Andere verlassen ihr Vaterland und wandern nach Persien.“ (Bei uns heutzutage gingen sie nach Texas.)

Gleichwie seine Minister, so waren auch die Heersführer Justinians bloß Kaiserliche Räuber und Grubräder. Die Militär- und Kriegsverfassung des Reiches war während seiner Regierungszeit in einem so schwachvollen, in seiner Art einzigen Zustande, daß moralischer Weise ein damaliger Feldherr auf einem wahren Schandposten stand. Er mußte, wollte er seinen Posten behalten, den größten Theil der Kriegskosten und der zu stellenden Mannschaft aus seiner eignen Tasche bestreiten; da jedoch kein einziger Feldherr unter Justinian von Haus aus ein so ungeheures Vermögen besaß, daß er diesen Anforderungen an und für sich hätte genügen können, und da fast alle Feldherren bloß Umvorkömmlinge

waren, die nicht nur erst trachten mußten ihren eignen Glanz herzustellen, sondern auch noch ununterbrochen darauf denken mußten, dem Kaiser und seinem Weibe soviel Gold und Prunk als möglich zuzuschmuggeln, so war im Grunde genommen ein Justinianischer Feldherr bloß ein privilegirter Räuber, dessen auf alle Weise zusammengepreßtes und erkaufte Heer ihm wie eine Schaar von Banditen folgte, deren jeder wieder ein eignes Raubsystem hatte. Dieser Umstand machte, daß damals vom untersten Soldaten bis zum Heerführer fast kein einziger Krieger bei dem Volke in wahrer Achtung stand. Kam nun hierzu noch ein schmachvolles Privat- und Familienleben wie z. B. das des Feldherrn Velsifar, so mußte sich nothwendiger Weise die allgemeine Verachtung von Seiten des Volkes bis zu ihrem Gipfelpunkte heben. Diese, endlich losgebrochne allgemeine Verachtung war dem Velsifar nicht entgangen und konnte ihm nicht entgehen. Sie that ihm bitter wehe, denn so weibisch, so räuberisch und knechtisch er einerseits war, so konnte ihm doch ein gewisses strategisches Talent nicht abgesprochen werden. Er fühlte sehr wohl, wie tief er in der Meinung des Volkes stand, und er wußte sehr gut, daß, wenn man ihm auch bei seinen Triumphzügen mit lautem Volksjubel entgegengekommen war, dieser Jubel nichts anderes sein konnte, als ein von den kaiserlichen Satelliten hervorgerachter, oder ein Taumel, der eben so wenig die Tiefen der Seelen und der Gemüther erreichte, als er von irgend einer Dauer sein konnte. Dies Bewußtsein beugte den sogenannten Helden dergestalt nieder, daß es ihn wie ein Geistes Tag und Nacht verfolgte und sein Gewissen dermaßen anstülpte, daß er grade in jenen Momenten seine innere Unwürde am meisten fühlen mußte, in welchen der Staat ihm scheinbar die höchsten Auszeichnungen zuerkannte. Ein solches Bewußtseismoment und ein solches Phantom waren es unstreitig, die ihn dazu vermochten, eine ihm nach vielen Feldzügen von Justinian angebotene Ehrenkrone auszuslagen. Ein in allen Zweigen der Staatsverhältnisse durch vieljährige Arzoge so gewürfelter General, wie Velsifar, konnte un-

möglich so wenig Geistesentwicklung besitzen, daß er nicht hätte fühlen sollen, jene Ehrenkrone sei nichts weiter, als ein indirecter Spott, nichts weiter als eine lorbeergeräumte Schellenkappe auf dem Haupte eines ehelich und bürgerlich verkrüppelten, militärischen Räubers. Diesen Charakter stelle ich, indem ich ihn aus den Flammengügen der Geschichte ziehe, lebendig vor mich hin; und so sehe ich denn nichts, als den kühn geschwungenen Heldenarm eines aus dem Staube der Niedrigkeit durch die Verhältnisse hervorgegangenen Räuberseldherrn, dessen übrige Gestalt unter der Nebelwolke eines von weiblicher und niederträchtiger Leidenschaft erdrückten Gemüthes verschwindet. Nicht Vellifar war es, der gegen Vandalen, Gothen, Persern, Aethiopiern, Hunnen, Slavoniern, Saracenen und anderen Barbaren das Schwert entgegenbrag, dessen blutige Schneide die Geschichte zwischen zwei ihrer ehrenvollsten Blätter zu legen wagte; — nein, es war die Macht der Verhältnisse und des Zufalles, welche einen aus dem groben Thone des gothisch-germanischen Bauernstammes geformten Arm zur räuberischen Zuchttruthe jener barbarischen Völkersämme erhob. Ein Mann, der sich in den langen Zwischenpausen seiner sogenannten kriegerischen Heldenthaten gleich einem leblosen Andul unter den Füßen eines so verworfenen und verruchten Weibes wie Antonina herumwälzte, — ein Mann, der die Schmach, sich selbst als den Spielball und gehörnten Sclaven einer Lustdiene zu erblicken, so lange und so geduldig zu ertragen vermochte — ein Mann, der bei dem bloßen Anblicke eines drohenden kaiserlichen Livres-Bedienten sich wie eine leblose Masse auf's Bett fallen ließ, um gleich einem Schaaf den Gurgelsteß des Meggergeßellen zu erwarten, ein solcher Mann konnte und durfte nimmermehr darauf bauen, daß das historische Gericht der Nachwelt, wenn dies Gericht ehrlich dachte, ihm jemals das heilige Attribut des wahren Heldenmuthes zusprechen würde. —

Sobald Vellifar nicht mehr Schätze genug erbeutete, oder militätmäßig zusammenstahl, fiel er in Ungnade. — Dies Loos traf ihn im ganzen Maasse; und auf Justinians Veranlassung spielte

ihm Theodora obendrein einen Streich, den wir schon darum nicht unterlassen könnten mitzutheilen, weil es zum Glücke die letzte bekannte Schandthat sein sollte, durch welche sich dieses Weib bemerklich machte. Sie hatte ihren Onkel Anastasius mit Johannina, der einzigen Tochter Belisars, verlobt und schrieb während des letzten gothischen Feldzuges sehr oft an Antonina um Vollziehung der Heirath. Da jedoch damals Theodora schon sehr alt und die Stimmung des Volkes so bedenklich war, daß Antonina und Belisar befürchten mußten, ihrer Tochter durch diese Heirath eine unglückliche Zukunft zu bereiten, so machten sie Ausflüchte und zogen die Sache soviel als möglich in die Länge. Die Kaiserin befahl Beiden nach Byzanz zu kommen, allein sie weigerten sich diesem Befehle zu gehorchen. Dies machte Theodora wüthend; und da es ihr eigentlich nur darum zu thun war sich die vermeinten Schätze des Belisar zuzueignen, weil sie wohl wußte, daß Johannina als einziges Kind Alles erben würde, so beschloß sie ihren Plan auf eine Weise auszuführen, die dem Rücktritte der Eltern jedenfalls vorbeugen mußte. Justinian und sie luden daher eines Tages die in Byzanz zurückgebliebene Braut zu sich auf's Schloß, und Johannina kam, da sie von dem schändlichen Plane keine Ahnung hatte. Beim Eintritt in die kaiserlichen Gemächer wurde Johannina ergriffen und in ein Seitengemach eingeschlossen, wohin ihr bald darauf Anastasius folgte und sie, um uns so deutlich, als es die Schickslichkeit erlaubt, auszudrücken, mit Gewalt zu seiner Frau machte. Während dieses Vorganges und des vergeblichen Hilsegeschreis der Unglücklichen standen Justinian und Theodora an der Thüre des Zimmers von Trabanten umringt, und machten sich mit diesen über die vor ihren Ohren vorgehende Nothzüchtigung lustig. Somit war denn die Verbindung gewissermaßen vollzogen und Anastasius und Johannina verlebten auf Justinians Veranlassung acht Monate lang auf diese Weise mit einander. ³⁶⁾

Endlich erschien nach zwei und zwanzig Jahren des unschreiblichen Elendes ein Tag des Heils für das mißhandelte

Reich. Es war das Jahr 549 Christl. Zeitrechnung, in welchem die Kaiserliche Luststirne Theodora, und zwar wie wir nach Victor Tununensis bereits angegeben: „canceris plaga corpore toto perfusa“ in das Nichts der Sterblichkeit zurückverkauft. Das schenckliche Bild ihres von Geschlechtskrankheiten entstellten Leichnams war das einzige und wahre Kabsal, welches die Natur dem erdrückten Volke gewährte. Das Beil des Hensers wachte zwar über die Mienen dieses Volkes, auf daß keiner seiner innern Wonne durch ein fröhliches Lachen Lust zu machen vermochte, und dasselbe Henserbeil schnitt dem Lande die Trauerkleidung zu; allein in den Herzen begann es zu tagen und der Jubel über das Ereigniß war in diesen Herzen um so lauter und aufrichtiger, wenn gleich erkaufte Alagegeheit das ekelhafte Sargbette jener Furie umgab. Wir können nicht umhin an dieser Stelle das Urtheil des berühmten Varenius über sie einzusetzen, da der Ingrimm dieses im Allgemeinen so gerechten Gelehrten den unfriegen am besten entschuldigen wird. Varenius spricht sich, nachdem er ihre Thaten aufgezählt, in kurzen Worten folgendergestalt über sie aus: — „Vielviellose Uebel hat dieses schlechteste aller Weiber angestiftet. Sie, die wie eine zweite der Schlange geberdende Eva die Urheberin fast alles Weltunheiles ward; — eine neue Delila, die hinterlistigerweise Simeon (Justinian's) Kräfte untergrub; — eine zweite Herodias, die nach dem Blute der gerechten Männer dürstete. Es ist noch viel zu wenig, sie mit solchen Namen zu brandmarken, indem sie alle übrigen verrufenen Weiber an Verruchtheit übertraf. Legen wir ihr vielmehr den Namen eines Hölleugeistes bei, den die Mythe den Furien gab, — heißen wir sie eine wüthende Alecto oder Megäre oder Tisiphone! heißen wir sie eine Höllebürgerinn, eine Genossinn der Teufel, getrieben von satanischem Geiste und von einer höllischen Wecpe gestochen! 27) ein, aus aller Kraft nach Vernichtung eingegangener Bündnisse stehendes Ungethüm! eine Verschleucherin des, durch das Blut der Märtyrer erkaufte und durch den Schweiß der Bekenner wiedergeborenen Heiles“ 28).

Baronius vergaß bloß, Justinian den „Schurken aller Schurken“ zu nennen. Damit wäre sein Urtheil vollständig. — Interessant für die Bühnenwelt übrigens und gewiß höchst komisch für die Bildungsjule unserer Tage — (wenn auch sicher hier und da noch anwendbar) — ist folgender Ausspruch eines älteren Gelehrten, der in Bezug auf Theodora sagt:

„Da sie früher Scenen- oder Bühnenmitglied war, so wird man ihr nicht zu viel thun, wenn man ihr alle Arten von Laster, Gemeinheiten und Obscönitäten zuschreibt!““).

Wir könnten hier noch einen tieferen Rückblick auf die sämtlichen Missethaten und Laster dieses Weibes werfen, allein derjenige, der das Bisherige über sie gelesen, wird nicht anstehen mit uns auszurufen: Nicken wir die Hand von dem zurückgelassenen Schmutze dieser ausgelöschten Lampe zurück, und erwecken wir nicht noch einmal Betrachtungen, denen das Leben dieses menschlichen Ungeheuers nichts weiter als Ekel und Verachtung zu bieten vermag. Wir könnten auch nicht einmal zum Troste anführen, daß, wäre dieses Ungeheüm nicht auf den Byzantinischen Thron gekommen, dies dem Gange der Zeit und Weltgeschichte eine andere Richtung gegeben haben würde. Denn Justinian selbst war ein so empörender kaiserlicher Heuchler und regierender Schurke, die ganze damalige Zeit war in allen Beziehungen so überaus verrückt und verworren, und es gab in allen Zweigen des Staats und Menschenlebens so viele aus sich selbst hervorgegangene Abnormitäten, daß namentlich im Schoße jenes kaiserlichen Schlundes Byzanz, nach welchem aller Zeitumrath hinströmte und in welchem endlich die reinsten Quellen verschlammten mußten, eine jede andere Regentin an der Seite eines Justinian nicht viel Würdigeres an's Licht hätte fördern können. Jene blutigen Verfolgungen, jene politische Zerrissenheit und allgemeine Parteigängerschaft, jenes fürchterliche Steuer-, Priester- und Volksbedrückungssystem, jener, seit damals erstehende läusliche Beamten despotismus, jene fast allgemeine Gebietsverwüstung und Verschwendung der

beßen Staatskräfte für unhaltbare Eroberungen, jener unerhörte Militärdespotismus und Untergang aller rechtlichen Verfassung, jene ungeheure Gedrückung der Menschenrechte, und die schrecklichsten Machinationen eines, noch in neuerer Zeit bekannten Finanzsystems traten dem Erwachen aller bessern Gemüthung und Volksbildung mit vernichtender Allgewalt entgegen. Und fügten wie dem Allen die grenzenlose Verworfenheit des Hofes und jene Naturereignisse hinzu, welche in Pest, Erdbeben, Glend und Hungersnoth dasjenige vollendeten, was die nichtswürdige, heuchlerische Despotie der Fürsten begonnen hatte, so wird es uns erklärlich, wie ein Justinian, eine Theodora und Antonina durch so lange Zeit ihr Unwesen ungehindert treiben konnten! Es bedarf nur eines Blickes in jene Zeit, um selbst das Unglaublichste erklärlich zu finden, und nur Eines bleibt uns unerklärlich: daß nicht Einer der Gedrückten so viel Muth hatte, dem Leiden des Landes ein gewisses Ziel zu setzen!!

Als Belisar die letzte Schandthat Justinians erfuhr, da brach ihm zum erstenmale wirklich das Herz, und als gerade zu einer Zeit, wo der Gothische Krieg durch die Schwäche und Zwistigkeiten seines Heeres sich von selbst auflöste, die Nachricht von Theodoras Tod zu seinen Ohren drang, da fühlte er, daß seine Rolle ausgespielt sei, und er bat nun selbst den Kaiser, ihn seines Commandos so schnell als möglich zu entheben. Noch während der Belagerung von Perusia verließ er Italien, und drückte seinen letzten weislich-schwachen Handlungen dadurch das Siegel auf, daß er durch seine Abreise jene Festung in die Hände der Feinde fallen ließ. Antonina war ihm voraus geeilt, und hatte, statt nach jenem vernichtigten Vergange in die Vermählung ihrer Tochter zu willigen, die geschändete Jungfrau ihrem Quasi-Vatten entreissen und sie noch vor Ankunft des Belisar mit einem andern jungen Manne gewaltsamer Weise verheirathet. Als Belisar zurückkam, nahm er auch diese Beschimpfung von Seiten seines Weibes ruhig und schweigend hin, und ertrug von da an geduldig, daß Antonina und ihr öffentlicher Beischläfer Kalligenus ihr schändliches

Leben in seinem eignen Hause fortführten, und ihn gleich allen übrigen wie einen kindischen Narren verspotteten. Viele haben nun jener Sage, daß ihm auf kaiserlichen Befehl die Augen ausgestochen worden seien, zu widersprechen gesucht, und wir selbst können und keineswegs als ein Anhänger dieser Sage erklären. Allein, wenn man erwägt, welchen Ausgang der italienische Feldzug größtentheils durch Belisars Schuld nahm, so läßt sich immerhin glauben, daß man ihn, obgleich er seine eignen Schätze dem Justinian zum Opfer gebracht hatte, vor ein Kriegsgericht gestellt und ihn nach damaliger Sitte grausam genug bestraft habe. Dem sei wie ihm wolle, so verdient ein elender Charakter, wie der des Belisar keineswegs jene Theilnahme erregende Zeichnung, wie wir sie in neuern Schriften und auf der Bühne finden. Es ist jedesmal verwerflich und das innere Gefühl verlegend, wenn wir die Geschichte zum Volkstempel der Lüge geradezu umgewandelt, und die verächtlichsten und schmutzigsten Charaktere auf eine Weise dem Enthusiasmus des Bühnenpublikums preisgegeben sehen, die nur darauf berechnet ist, das ungebildete Volk irre zu führen. Ich protestire daher gegen eine solche Handlung im Namen der Wahrheit und der reinen Geschichtswürde.

Ich kann nicht besser schließen, als indem ich einen erweiterten Begriff von dem damaligen Militärzustande geben. Das sogenannte kaiserliche stehende Militär wurde damals nicht aus dem eigentlichen Staatsschatze bezahlt, sondern das Volk mußte außer den zahllosen andern Abgaben auch noch eine eigne Militärsteuer entrichten, von welcher der Soldat bezahlt werden sollte; wir sagen „sollte“, denn die meisten Soldaten bekamen namentlich in Kriegszeiten gar nichts, sondern sie mußten sich auf eigne Faust ernähren und lebten davon, daß sie aus der bereits ausgepressten Volkseitrone noch die letzten Tropfen holten. Zur Einkommenssammlung obiger Steuer verordnete Justinian eine Art von Gewaltträubern, welche er Logotheten benannte. Diese Einknehmer wurden aber gleichfalls nicht von ihm bezahlt, sondern sie erhielten (was auch Procop bestätigt) den zwölften Theil des eingesammel-

ten Geldes. Die Recruten bekamen den geringsten Sold; je nach dem Dienstalter steigerte sich derselbe, und das Avancement richtete sich nach der Abdanlung oder dem Todesfalle der ältern Glieder. Von Zeit zu Zeit sollten nun die Logotheten eine Liste der Gestorbenen und Verabschiedeten verfertigen, damit die jüngern Soldaten im Range und Solde nachrücken konnten. Allein Justinian beging hier den schändlichen Streich, daß er sich mit den Logotheten heimlich verabredete und diese oft Jahre lang weder die Gestorbenen noch die Abgedankten auf der Liste anführten. Avancement und Solderhöhung der Jüngern ward dadurch natürlich vereitelt, und Justinian selbst steckte das übrigbleibende Geld in die Tasche. Dadurch wurde freilich die Zahl der Soldaten geringer, aber die fortzuzahlenden Steuern fielen auf das Volk zurück. Merkwürdig war übrigens in jener Zeit noch der Umstand, daß man sich auf eine wahrhaft lächerliche Weise von allen Seiten abquälte den Ruhm eines Römers zu usurpiren. Bei allen gleichzeitigen Schriftstellern finden wir überall den Ausdruck *Ὁ Ῥωμαῖος* und Procop bemerkt in seinen Anekdoten mit vielem Aerger, daß man die kaiserlichen Soldaten nur spottweise Griechen genannt habe, gleich als wenn ein Grieche seinen Muth besitzen könnte! Es war aber schon an und für sich ein Unsinn, die Byzantiner mit dem Namen Römer zu belegen, weshalb wir uns auch in diesem Werke des Namens Griechen bedienen. — Bisweilen leugnete man den höheren Militärpersonen, sobald sie ihren Gehalt einzufordern kamen, ihre Bestallung geradezu in's Gesicht, obgleich sie dieselbe schriftlich in Händen hatten. Die Desertion im kaiserlichen Heere war allgemein, und wenn Justinian seine Militärplünderung erweitern wollte, pflegte er einige von seiner Leibwache nach allen Provinzen zu schicken und dankte, während er die Volksteuer für sie fortbezog und einsteckte, eine Menge von kräftigen Soldaten ab, welche dann im Lande betteln gehen mußten. Besaß aber einer von diesen Unglücklichen noch etwas Geld, so durfte er sich mit Aufopferung seiner letzten Habe von dieser Schande loslaufen. Viele Soldaten

und Befehlshaber wurden so arm, daß wenn nicht das Versprechen der Volksausplünderung gegeben ward, zu Zeiten fast Niemand sich anwerben lassen wollte. Die früher gebräuchlichen Grenzsoldaten, welche namentlich im Oriente als Verposten gegen die Perser und Saracenen dienten, mißhandelte Justinian darum, damit sie gezwungen waren, Andre zu mißhandeln und für ihn zu bestehlen. Sie bekamen sie in vier, fünf Jahren gar keinen Sold, und konnten nur durch Raub ihre Existenz sichern. Als Justinian vom Perserkönige Chosroes den schimpflichsten Frieden erkaufte hatte, wurden diese Grenzsoldaten abgedankt, und zu Straßenräubern gemacht. Damals wurde, während die Logotheten ihre Crezessionen nach wie vor betrieben, und das Volk zahlen mußte, das Heer außerordentlich vermindert, so daß viele Geschichtschreiber jene stehende Mannschaft bis zu einer wahrhaft semitischen Truppe angeben. Einer derselben, Johannes von Antiochia, behauptete sogar, worüber ich herzlich lachen mußte: Das stehende Heer des Kaisers habe damals in Einhundert und fünfzig Mann bestanden.⁴⁰⁾ Wir wollen glauben, daß dies bloß ein Spott gewesen sei, denn er konnte und in der That kein treffenderes Bild von der Steuerschurkei und dem vernünftigen Geize des Kaisers liefern. Uebrigens ist jene Angabe schon darum als Spott zu betrachten, weil ja bloß zur Bewachung des kaiserlichen Palastes damals dreitausend fünfhundert Mann bestimmt waren (die freilich nicht zum stehenden Heere gerechnet werden dürfen, aber doch dazu gezogen werden konnten). Jene Leibwache bestand aus sogenannten *Scholares*, *Domestici* und *Protectores*, wozu unter Justinian noch die *Silemarii* kamen. Die Scholaren wollten Einige davon herleiten, daß der Palast zu Byzanz den Namen *oxolai* gehabt habe. Dies aber ist schon darum falsch, weil wir zu gleicher Zeit in Rom unter Theoderich ganz dieselbe Leibwache und dieselben Benennungen finden, mithin der römische Palast gleichfalls *oxolai* müßte heißen haben. Weit eher läßt sich dagegen die Ableitung von *oxolai* (*bellico* ab *opere vacare*, frei vom

Kriegsdienste sein) annehmen, indem jene Leibwache, wie Agathias ausdrücklich sagt, nicht mit ins Feld zog. Sie wohnten in der Stadt und trugen außer der Zeit ihres Wachdienstes Civilkleider. Die Silentarii (die Schweigenden) erhielten ihren Namen daher, daß sie bloß den Dienst im innersten Bergemache des Kaisers zu versehen hatten; dieses Bergemach hieß sogar silentium (*σιγή*), und es mußte darin fortwährend eine wahre Todtenstille herrschen. Die Meisten von dieser Leibwache waren, was sich übrigens bei einem Justinian von selbst versteht, vom niederträchtigsten Character, und wurde ja einer der Obern zu einem Befehlshaber in Kriegeszeiten ernannt, so war dieses bestimmt eine Art von Hyäne, die keinen andern Zweck hatte, als für ihren Herrn auf blutige Beute auszugehen. Ein Beispiel hierzu liefert uns jener Alexander Forficula, dem zwar Procop bei Lebzeiten des Kaisers (de bello goth. I. 3.) eine Art von Lobrede hielt, den er aber in seinen Anecdota dafür um so besser in seiner Verworfenheit zeichnete. Den Beinamen Forficula (Scheere) erhielt er darum, weil er beständig das Gold und die Löhnung der Soldaten beschchnitt. Zuletzt kaufte man gar bloß Sklaven für jene Leibwache, und auf der andern Seite verkaufte man die bessern Stellen darin an jeden begüterten Vagabunden oder Schurken, der für seine Schandthaten freien Spielraum gewinnen wollte. Während des Krieges wurden, wie wir gesehen haben, die in abgelagerten Gebirgsteilen oder auf fremdem Boden stehenden Truppen von Seiten des Hofes mit Willen vernachlässigt. Justinian zog seine Beute ein, ohne sich um Löhnung, Equipirung und Munition weiter zu bekümmern. Die Transporte und Zufuhren erlitten am Ende seiner Regierung kaum dem Namen nach, und die meisten Feldherrn konnten sich, so lange es zu rauben und zu plündern gab, als eigne Beherrscher betrachten. Der Sold aller Generale, denen frühere Kaiser eine Belohnung im Alter zuwenden wollten, betrug nach Procop früherhin im Ganzen mehr als zehn Tausend Pfund Goldes (also nach jetzigem Gelde ungefähr vierzig Millionen Gulden). Da Justinian diese Summe während seiner ganzen Regierungszeit (acht-

und dreißig Jahre lang) für sich behielt, so stahl er aus dem Volksbeutel bloß auf diese Eine Weise über fünfzehnhundert Millionen Gulden heutiger Berechnung!!! — — — „Wenn es ihm **möglich** gewesen wäre, — sagt Procop, — so würde Justinian den ganzen Erdball ausgeplündert haben.“ — 41)

Schade, daß Procop nicht dreizehnhundert Jahre länger lebte. Er würde dies „wenn es ihm **möglich** wäre“ noch sehr gut in unsren Tagen an den Mann bringen können.

Gott sei Dank! wir werden mindestens noch auf der Grundlage der kostbaren, Völkerbeglückenden „**Gesetze dieses großen Justinian**“ regieren!! Glückliche Menschheit!! —

XI.

Der furchtbare Varsames blieb auf seinem Posten, und in den Jahren, welche Justinian nach dem Tode Theodoras verlebte, blieb sich daher obiges Gemälde in allen Haupttheilen gleich. Zwar hörten von da an die Weibercabalen am Hofe so ziemlich auf, allein diese Cabalen gingen dafür nur um so mehr in die Macht seiner Günstlinge über, und das Bild gewann noch an Gräßlichkeit, denn der Kaiser verfiel von da an häufig in wirkliche Gehirnzerrüttung und Wahnsinn. Ob dieser vielleicht die Wirkung eines ihm beigebrachten Giftes war, oder nur als Folge seiner theologischen Hirngespinne und seiner langjährigen Gesundheitschwäche zu betrachten war, konnten wir nicht genau ermitteln. Traten die Elemente jener Geistesstörung ein, so fiel die Staatsleitung gänzlich in die Hände jener raubgierigen Individuen, die er zu den obersten Staatswürden erhoben hatte, und die größtentheils im Geiste ihrer blindartigen Vorgänger fortwirkten. Fast während seiner ganzen Regierung findet sich, trotz Pest, Hungernoth und Kriegeverheerung kein Beispiel eines

Steuererlass! Die vorigen Kaiser (bis auf Justin) hatten einen solchen Erlass bisweilen oft darum bewilligt, damit die Aermsten sich wenigstens wieder erholen und zum späteren Hergehen sammeln konnten, da den Einnehmern die Macht auf einige Zeit entrisen wurde, nach Guldünken zu pressen. Justinian gab diesem Gefühle kein Gehör. Viele, die bereits bezahlt hatten, wurden oft zum Zweiten und Drittenmale zur Bezahlung gezwungen; Andere überließen gar freiwillig ihre Güter dem Fiscus, und ergriffen lieber gleich den Bettelstab, um nur mindestens den körperlichen Mißhandlungen der Schergen zu entgehen. Während der furchtbaren Kriegesverwüstungen von Seiten der Barbarischen Volkstämme wurde bloß hie und da einer ausgeplünderten Stadt die Steuer auf ein einziges Jahr erlassen, obschon, wie ein Zeitgenosse bemerkt, selbst fünfzig steuerfreie Jahre zur Erholung der Geplünderten nicht hingereicht haben würden. Es gab damals Jahre lang Städte und Dörfer voller Bettler, die zum Theile im Frieden wieder zu Räubern in der Umgegend werden mußten. Der Perser Cabades sogar hatte bei seinen Kriegeseinfällen menschlich gehandelt, und Cosroes vermied Anfangs ebenfalls die Bedrückung der schon so sehr Bedrückten. Dies konnte jedoch nie die Unglücklichen wieder erheben, denn ihr Landesväterlicher Blutigel legte sich, sobald der fremde Feind weg war, wieder an ihre Haut. Kaum hatten die Feinde irgendwo einen Griechischen Landesstrich wieder verlassen, und die von ihnen inne gehaltenen Städte hatten noch etwas Mark behalten, so gingen die Steuererpressungen von vorne an. — Die Bauern und Ländereibesitzer mußten das nöthige Getreide für die Armen liefern, und zwar ward ihnen dafür keine bestimmte Tare bezahlt, sondern man schätzte nach Willkühr, nahm weg, und zahlte nach Umständen auch gar nichts. Oft aber auch wurden die Bauern so lange gepeinigt, bis sie, wenn sie selbst keine Frucht oder Heuvorräthe mehr hatten, das Eingeforderte anderswo gekauft, und es dann zu niedrigerem als dem Einkaufspreise wieder an Justinians Schergen abgeliefert hatten. Maag und Gewicht

wurden von den Einnehmern gleichfalls nach Belieben bestimmt oder nach Umständen sogar veräußert. Außerdem aber mußte ganz nach Belieben des Kaisers das Getreide nach Byzanz geliefert werden, wo man es zu willkürlich bestimmtem Preise an sich zog, und während dann Justinian schwelgte, foherten die geschundenen Bauern halbandsgehungert in ihre ferne Heimath zurück. Am Interessantesten war die sogenannte „*Impositio*“ oder die *insolus*, eine Steuer, die darin bestand, daß bei Pestfällen und sonstigen Sterbepetoden, die Nachbarn der Gestorbenen die den letztern zugehörigen Steuerbeträge mitbezahlen mußten. Selbst wenn die Pest ganze Provinzstädte entvölkert hatte, so mußten die benachbarten Provinzstädte deren Lasten mitübernehmen. Den Soldaten mußten bei Einquartirungen die schönsten Zimmer des Hauses eingeräumt werden, die Bewohner selbst mußten die schlechtesten nehmen, und wurden nöthigenfalls ganz aus dem Hause getrieben. Wie furchtbar dies drückte, mag man daraus erschen, daß Chimal bloß in Byzanz siebenzigtausend Barbaren einquartirt und frei erhalten werden mußten; von Entschädigung war keine Rede, und Justinian überhäufte sie aus Furcht noch beim Abzuge mit den seinen Unterthanen entrisenen Schätzen. —

Varfames und der Verschnittene Narses (an Belisard Stelle zum Heerführer ernannt) erhielten die Zügel des Reiches fast unumschränkt ausgeliefert. Der letztere, vom Kaiser um Schätze angegangen, befrigte sogleich und aus bloßer Raublust Italien, ein Land, welches schon damals bestimmt schien, als kalterliche Sang-Cirone auf der Fläche eines politischen Blut-Oceans zu schwimmen! Man brauchte Mannschaft. Aber das Heer des Narses war sehr leicht zu verstärken. Durch Justinians Tyrannie waren Hunderttausende von Familienbänden gelöst, — zahllose Bettlermassen lagerten auf allen Heerstraßen, und da man Alles annahm, was nur immer eine Lanze tragen wollte und konnte, so schlossen sich jene Glenden zu Tausenden dem Heere an, und gaben schon darum Hoffnung auf Tapferkeit und Tollkühn-

heit, da sie nichts zu verlieren hatten, aber Alles zu gewinnen. Oft bestand das ganze Verbegeld in einem Stück Brod, welches der, dem es zugeworfen ward, gleich einem hungrigen Hunde verschlang, und Weib und Kind dem Hungertode Preisgebend, zur dargereichten Waffe griff. Für ein zweites Stück Brod verkauften sich seine Töchter dem ersten besten Soldaten, — der Vater gab den Sohn und dieser den Vater für eine momentane Befriedigung des Magens, und wehe derjenigen feindlichen Stadt, die dieser Classe des byzantinischen Heeres in die Hände fiel! Aller lang verborgene Ingrimm, alle lang verhaltene Wuth für geraubtes Lebensglück und kaiserliche Tyrannei machte sich abdamn Luft gegen jene unglücklichen Bewohner, und die ausbrechende Raserei gepeinigter und ausgezogener byzantinischer Bettler wählte schonungslos in den blutenden Eingeweiden der gefangenen Greise, Weiber und Kinder. Binnen zwei kurzen Jahren verkauf der Tempel des Christenthums in ein Meer von Menschenblut, das die eingekleideten Henselofnechte, welche sich Bekenner Christi nannten, über ihn hinströmen machten, und der unmerkliche Zeitraum von 552 bis 554 stellte ganz allein das Beispiel auf, daß der sinnloseste und wildeste Heide dem christlichen Fanatismus gegenüber als ein Engel und Gott erscheint. Die spätere und neuere Zeit noch beweist dies in dem schandwürdigen Sklavenhandel, der sich nur im Kreise der („Nächstenliebenden! und milden!“) Christenheit festsetzte, und der ein ewiges Schandedenkmal dieser Christenheit für alle Zeiten abgeben wird.

In Italien (Rom) herrschte damals der rapsere Ostgothe Totila. Obzoh es nun nicht hieher gehört, damalige Kriege zu beschreiben, weil wir es blos mit Justinians Person zu thun haben, so wollen wir doch dem Leser wenigstens diese eine interessante Episode nicht entziehen. Narjes rückte mit einem unübersehbaren Heere (über 200,000) nach Toscana, und hier (bei Tagina) stellte sich ihm im Juli 552 der heldenmüthige Totila gleich einem Leonidas mit kaum fünftausend Mann unerschrocken gegenüber. Das nun beginnende Schlachten war undeschreiblich.

Gleich einem lebendigen Fels wälzte sich die dichtgeschlossene kleine Schaar der Ostgothen inmitten des Heindes, und Totila kämpfte, von allen Seiten umringt und durch die ungeheure Masse fast erstickt, wie ein Löwe fast einen halben Tag hindurch.

Endlich sah er Mann um Mann von den Seinen sinken, und nachdem er eine Zeitlang allein gekämpft, und viele der Gegner niedergestreckt, sank auch er, von zahllosen Wunden durchbohrt auf die Leichen seines niedergemegelten Häufleins. Nicht Ein Mann von jener Heldenchaar entging dem Schwerte der byzantinischen Henser. Narfes schickte Hut und Kleid des Gefallenen als Siegeszeichen nach Byzanz, und ging nach Rom, das, durch die vielen Ueberfälle kaum mehr in befestigtem Zustande und fast gänzlich ohne Besatzung, ihm natürlich sogleich in die Hände fiel. Justinian ließ dies lächerlich genug eine „Eroberung Roms“ nennen. Es war dies das fünftmal während der Ostgothenkriege, daß Rom genommen und geplündert ward. Narfes verbarg und stahl einen Theil der gesammelten Schätze, den andren Theil sandte er an den kaiserlichen Räuber Justinian. Der Rest der Gothen versammelte sich nun am Po, und erwählte einen neuen König, Namens Tejas. Justinian hatte durch einen Verräther erfahren, daß der Hauptschatz des gefallenen Totila in Cumä läge, und dahin ward daher Narfes rasch beordert, mit der ausführlichen Weisung, eher sich und das Heer als jenes Gold Preis zu geben!! Tejas erfuhr diese Absicht, machte sich mit seiner kleinen Mannschaft auf, zog an den Alpen vorüber und nach dem Besuze zu; hier hört er, daß Narfes nach dem Lactarischen Berge rückt, erwartet seine Ankunft, und überfällt ihn, indem er seine Handvoll Reiter abhagen läßt, und sich an der Spitze der Seinen in den Feind stürzt. — Narfes steht, und umzingelt mit hunderttausend Mann etwa zweitausend Gothen. Tejas kämpft gleich Totila; — zwölf Wurfspeie stecken bereits in seinem blutbedeckten Schilde, und immer noch drängt er vorwärts. Da entreißt ihm einer seiner Getreuen den pfeilbespidten Schild, um ihn einen andern zu reichen, und diesen Moment benützt ein

Heruler, und durchbohrt eines der tapfersten Herzen, welches die
 Geschichte bietet. Man haut dem gefallenen Helden den Kopf
 ab, und steckt ihn an eine Stange. Dies macht die Gothen ra-
 send; — zehnmal wird ihnen Vardon geboten, und zehnmal stürzen
 sie wie Rasende in das Gewühl des unermesslichen Heindes. Acht
 und zwanzig Stunden kämpfen sie wie Verzweifelte! Sie
 ruhen in der folgenden Nacht kaum drei Stunden, und stürzen
 bei Tagesandbruch abermals in die Heindestreihen. Sie werden
 zusammengedrängt, aber Keiner weicht von seiner Stelle! Endlich
 ermatten ihre Arme. — Sie ziehen sich fast waffenlos in ein
 ganz kleines Häuflein zusammen, und verlangen eine halbe
 Stunde Bedenkzeit. Der kaiserliche Vorkund, Narjes, zum
 Erstenmale erschüttert über solch beispiellosen Muth, gewährt sie.
 Ein Gothe, mit zerbrochenen Waffen und dicht mit Blut bedeckt,
 aber stolz und majestätisch gleich einem gefesselten Löwen, tritt im
 Angesichte des Heeres zu Narjes, und spricht: — „Heldherr! wir
 waren ein freies Volk! Wir sind nur noch eine kleine Zahl! Wir
 haben kein Weib und Kind mehr! Wir haben keine Waffen, kein
 Brod, kein Vaterland mehr! — Der Himmel selbst erklärt sich
 gegen uns, aber kaiserliche Sklaven können wir nicht sein!
 Du erhältst unsre Leichen, aber nicht unsre Freiheit! — Gib uns
 freien Abzug, so wollen wir diesen Boden verlassen, und uns
 anderswo eine freie, vaterländische Stätte suchen!“ — — Viele
 Soldaten und Hauptleute des Narjes weinten bei dieser Rede.
 — Narjes gibt dem ermatteten Heldenhäuflein freien Abzug.
 Der Kopf des Tejas wird von der Stange genommen, — der
 Rest seiner Gothen nähert sich, fällt nieder, und Einer nach dem
 Andern küßt seine blutigen Wangen. Darauf legen sie dieses ein-
 zige gerettete Gut in eine Lade, und ziehen von daunen, unter
 den Augen des schweigenden feindlichen Heeres. — Als sie aber
 nach Pavia kommen, finden sie noch Tausend Landsteute, die
 sie überreden, noch einen letzten Kampf zu versuchen. Zu gleicher
 Zeit ließen ihnen zwei Herzoge der Alanen, Lentharis und
 Buccellino sagen, daß sie in Verbindung mit einem Haufen Al-

mannen und Kranken in ihrer Hölle aufgedröhen seien. Die Gothen erbarnten sie, stoben am Po zuhause, man erobert Parma, und Naris nimmt mit seinem Heere Quartier in den festen Plätzen. Man läßt die Ansammlungen vorbeistreichen, die sich bis an die Spitze von Galabrien ausbreiten, und schauet mit Beute beladen und den Schatzkammern an der Spitze, sich auf den Rückweg machen. Naris, dies erfahrend, nimmt 80,000 Mann — (nicht 20,000, wie Einige im Interesse Justinians falsch angaben) — und laßet ihnen unfern eines Gebirgsfußes auf. Hier läßt er einige Abtheilungen vorüber, zieht ihnen nach, und bewirkt eine Hauptschlacht unweit Capua. Quaden läßt gleich Anfangs, und bedrängt endlich die Gothen, und überlassen dem Naris einen leichten Sieg. Bei dieser Nachricht trennen sich die letzten Gothen, im Ganzen noch 500, von der nachfolgenden Abtheilung und werfen sich in die Festung Conza. Naris eilt dahin und belagert sie mit seinem ganzen Heere. Ein volles Jahr treiben ihm die vier hundert Gothen, und ergeben sich erst nach Verlauf desselben durch den gräßlichen Hunger überwältigt. Dies war im Jahre 554 das berühmte Ende der Gothen in Italien, nach einem neunzehnjährigen Kampfe, in welchem sie eben so viele Helden als einzelne Kämpfer zählten. Italien ward hierauf zum Erzbischof und Naris zum Erzbischof gemacht. — Drei Jahre später (556) endigte auch der seit 549 begonnene „Lebenslängliche Perseuskrieg“, indem Justinian den Frieden mit ungeheuren Summen erkaufte.

Nun trieben Justinian und seine Wänklinge wieder das alte Handwerk. Die Erpressungen in allen Gegenden des Reichs gingen von Neuem an, die Auflagen wurden vervielfacht, neue Zölle, neue blutige Kaper- und Parteiverfolgungen traten ein, und alle jene Henkerkermis wiederholten sich, die wir in den vorigen Abtheilungen besprochen. — Justinian, nunmehr 66 Jahre alt, und beinahe schon im Grabe, raffte mit letzter Kraft seinen ganzen Despotismus zusammen, um wo möglich dem in allen Grundlagen zerrütteten und aus den Fugen gerissenen Reiche noch

einen Spiegel seiner Verworfenheit und seiner sinnlosen Intrigue zu hinterlassen. Vier volle Jahre mühte er auf's Neue gegen das Leben und Vermögen zahlloser Untertanen, deren Kinder und Enkel, entsetzt über die früheren Thaten seiner Mutterregierung noch ihre Väter und Großväter an ihm zu rächen hatten, und abermals trat eine Periode ein, in denen „jeder offene Plag in Bezug zum Nichtplage und jede Waffe zum Henkertheile ward!“¹⁾ Furchtbare Scenen der Marter und Grausamkeit ereigneten sich, der Herrscher erschütterte im Wuthschreie des flatternden Blutes, und endlich brach im Jahre 363 jene Völkerverchwörung aus, die, mit Gewalt erzeugt durch tausende von schändlichen und sinnlosen Despotenhautlungen, dem verworfenen und schändlichen Jüthen ihr blutiges Verwehrt zurück. Schon begann diese Verchwörung unter Anführung eines gewissen Sergius zu liegen, als abermals das launige Geschick das Spielchen trat, und sie durch die Nacht erkaufte Menschenblüthe erlöschte. Sergius ward gefangen genommen, und auf das Hinrichtschafte gesteuert. Man wollte und mußte durchaus vernichte Völkerverwörung haben, und so jetzt Pelissar wieder einige Reichthümer grammelt hatte, nach denen Justinian wieder lebte, so rührten die kaiserlichen Henker nicht, bis sie dem Sergius unter der Folter das Geheimniß in den Mund gelegt, „Pelissar sei der Hauptstifter der Verchwörung gewesen.“

Nun hatte der stolze Justinian freies Spiel. — Derselbe Pelissar, der ihm seit vierunddreißig Jahren gehient und ihm noch vier Jahre zuvor das Leben zum drittenmale gesteuert hatte, ward auf das Händel eingeleitet, und sein ganzes Vermögen floß in die Taschen seines alten und überrollen Raders. Der kaiserliche Schatz vergrößerte sich noch ohndrein, und Pelissar unterlag diesem empfindlichen aller Justinianischen Schandstücke achtzehn Monate darauf. Er starb, nachdem er vierzehn Tage zuvor als Bettler aus dem Kaiser entlassen war, am 15. März 363.

Justinian erkrankte zwei Monate darauf, müdete noch eine Zeitlang vom Krankenlager aus, und verschied zum Heile des

Triumph gefeiert hätte, obgleich er einigen davon Tribut zahlen mußte und die anderen niemals wirklich besiegte! — Aber nicht nur Odoacer, sondern auch andere Zeitgenossen entrüsteten sich über diese unglaublich lächerliche Annahme, und so war namentlich der König der Franken über den Namen Francicus so empört, daß er — (Theoderich) — die Longobarden und andere Völker deshalb zum Kriege gegen ihn reizte⁴²⁾. Odoacer aber ergriff ein humanitätlicheres Heilmittel, indem er dem Kaiser dadurch seinen Spott und seine Verachtung zu erkennen gab, daß er, so oft er an ihn schrieb, sich noch weit wahrnehmiger Titel beilegte⁴³⁾. Er nannte sich „der Wohlthätige (Bene), „der König der Könige (Imperator), „der Riese der Riesen“ — (*imperator maximus*) — „der den Göttern Gleiche“ (*semper deo comparandus*) u. s. w.

Der Spott von Seiten des Odoacer war erklärlich. Bei Justinian aber ließ sich jener Hochmuth löblich seinem Wahnsinne zuschreiben.

Schließlich noch einiges über sein Aussehen und seinen Anzug. — Eudrenus stimmt in der Hauptsache über Aussehen und Gestalt mehr mit Procop überein, indem er sagt: „Justinian war etwas über Mittelstatur. Er hatte eine röthliche Gesichtsfarbe und eine bewegliche Physiognomie, aber einen ziemlich kalten Schadel, der jedoch seinem Haupte nicht übel anstand.“ — Dagegen sagen die Fasti Alexandrini: „Justinian hatte ein rundes Gesicht, eine breite Brust, eine weiße Haut, dünnes etwas graues Haar, eine kleine hübsche Nase, mehr runde Augen, eine schöne Gestalt, ein blühendes Antlitz, eine freundlichste Miene, ein nach Römerweise gezeichnetes Kinn, und eine griechische, gerade Nase.“ Daß diese letztere sich vielleicht wiederholende Beschreibung — (welche gaben sie nur zum Theil) — auf einer guten Portion Schmeichelei beruht, ist ersichtlich; denn die Fasti Alexandrini, die nichts weiter waren, als offizielle Archydocuments, gaben jenes Bild schon bei vergrößertem Alter des Kaisers, und seine Gültigkeit sich noch im grauen Haare der Nachwelt als schön zu produziren, wozu darauf nur abgesehen. Seine Nase war durchaus nur

Folge seiner früheren Andachtweisungen und hing mit jener, angeblich durch den Arzt Sampson geheilten Krankheit innig zusammen. —

Was seine Kleidung betrifft, so trug er bei feierlichen und festlichen Gelegenheiten das bekannte Kaiserornat und den Purpurmantel; jedoch muß bemerkt werden, daß er bei allen Gelegenheiten und selbst bei öffentlichen Zügen, religiösen Processionen und Privatansängen stets ein und dasselbe Kleid trug. (Von Praetorium ging er nie weit weg, vom Kriegsrathes hielt er sich stets entfernt, und nie sah man einen Helm auf seinem Haupte.) Seine Kleidung, wenn er den Palast verließ, riefen wir aus einem Gebichte, welches ein damaliger unbedeutender Poet in friedlicher Schmeichelei an ihn richtete. Derselbe, ein gewisser Corippus, sagt darin: „Wenn Du, Monarch, Dich dem Volke zeigt, birgt Du die Glieder in die von Gold einrahrende Tunica; um die Waden schließt sich der purpurne und golddurchwirkte Geshorn, und die Beine umschließen purpurne Panten, welche aus Partherstellen gebildet und in campanische Farbe getaucht sind; Deine Herrschenden umgibt eine von edlen Weibern harrende und mit geschlagenem Golde bedeckte Schärpe; — das göttliche Kleid (Unterleib) wirft sich, im Vogen geschürzt zum Brust und Untersörper), bis zu den Knien hinab, von einem schlanken, goldrahmenden Gürtel gehalten; um die kaiserlichen Schultern aber schwebt die feuerstrahlende (purpurfarbige) Chlamis, welche, mit goldnem Metalle geziert, die strahlenden Lichter und Sterne (Diamanten und Edelsteine) des rechten Armes bedeckt, — (indem dieser Mantelüberwurf nämlich über die ganze rechte Seite herabfällt); eine goldne Schlangen-Agasse bindet der Chlamis Schulterränder, und auf den, (Hals, Brust und Schulter umgebenden) Ringfetten erbligen alle die Edelsteine, welche der glückliche Sieg des Gothischen Krieges uns schenkte, — die, welche Ravenna uns mit Freuden wieder zurückgab; — die, welche Dir Vespas vom Throne der Vandalen als Zeichen Deiner Triumphe brachte, o frommster und heiligster Kaiser!“ — — —

Obgleich Justinian sich sehr gerne einen Künstler, Theologen Schriftsteller und Philosophen nennen hörte, und sich fortwährend den Anschein gab, als strebe er nach dem Titel eines eifrigen Beförderung der Künste und Wissenschaften, so war doch dies Alles, wie immer, die purste Heuchelei. Seine himelstiehlende Trümmel ging so weit, daß er einst Boten nach Athen schickte, um in des Kaisers Namen das Studium der Philosophie und Astronomie zu verbieten! ⁴³⁾ — Die Philosophen mußte er natürlich hassen, aus einem Grunde, den wir kaum anzugeben brauchen. Haben wir doch noch heute Staaten, in denen man lieber ein Duzend Heuschreckenplagen oder Pestheerden, als ein Duzend Philosophen, die zu rechter Zeit wachen, dulden würde. Ob Justinian bei jenem Verbote gleichfalls Schätze gewann, konnten wir nicht finden.

Nur soviel ist gewiß, daß er während seiner Regierung eine kaum denkbare, allen Begriff übersteigende Raubsumme aus den Marktschreien seiner Völker zusammentrug, aber diese ganze Summe auf die gräßlichste und diabolischste Weise meist an fremde Barbaren wieder verschwendete; so daß, als er im Jahre 526 starb, über vier Fünftheile der Bevölkerung am Verelende, und der Rest, bis auf die Wundtlinge und faulerlichen Fenster, welche das Land mit ihm ausgezogen, im Unglücke sich befanden. Sein Neffe und Nachfolger Justin II. hatte für ihn noch eine wahre Unmasse hinterlassener Schulden zu bezahlen.

Ueber den Wahnsinn in seinen letzten Jahren ist vielseitig hin und hergestritten worden. Das Prover darüber nichts sagen konnte, ist sehr natürlich, denn er vollendete seine Thaten schon sieben Jahre vor Justinians Tode. Dagegen spielt er auf frühere Wahnsinnperioden sehr deutlich an, und mehrere ältere Schriftsteller besagen es ausdrücklich. Unter den letztern ist Suidas als besonders gewichtig hervorzuheben, und wenn sich auch Octavius a. Roßberg geirrt, und eine frühere Periode an's Ende versetzt haben mag, so läßt sich doch von einem Suidas ein so grober Verstoß kaum erwarten. ⁴⁴⁾ — Befragen wir aber den

Psychologen und die Handlungen dieses Fürsten an und für sich, so müssen wir gestehen, daß es ein Glück für Justinian ist, wenn wir überhaupt seine unbegreiflichen Mißthaten einer Wehringerührung zuschreiben dürfen. Er tritt hier ganz in die Kategorie eines gewöhnlichen Mordmörders, dessen Verbrechen an Schwere verliert, wenn es als im Wahnsinne verübt betrachtet werden darf; und wir wollen zur Ehre der Schöpfung annehmen, daß die Natur ein so düstres Innerebild nicht über ein ganzes Menschenalter hindurch mit gesunden Sinnen an jener Stelle geduldet haben würde. —

Allerdings könnte mir hier Mancher die Frage stellen: „Haben wir nicht bis zum Jahre des Heils Achtzehnhundertachtundvierzig eine Masse von ähnlichen Thron-Jesuiten an uns vorüberwandeln und uns erdrücken sehen?“

Wohl!!... Doch, hoffen wir, daß dies die letzte, begründete Frage der Art ans erwachte Menschthum sei! Wo nicht, dann Fluch über den Erdball. Geige, unentschlossene Sklaven verdienen ihre Peitscher.

Max Langenschatz.

maus die grüne und blaue Farbe darum für die Bettelkämpfer erkand, damit die erstere gleichsam die Erde und die zweite das Meer verheße. Wenn die Kämpfer durchs Volk gewählt waren, so wurden sie in diese Farben gekleidet und aus breiten gewissermaßen Erde und Meer um den Sieg. Ward hier von den Grünen das Vortragen, so pflügten alle Adersleute und Gutsbesitzer sich als eine günstige Vorbedeutung für ein reichgelegnetes Vortjahr anzusehen, hielten dagegen die Blauen, so war dies den Kaufleuten und Seefahrern die sicherste Bürgschaft glücklicher Seefahrt und Handelsverbindungen, aus welcher eigennützigen Auslegung hervorgeht, daß jene Grünen und Blauen sich an und für sich den unvermeidlichen Reim bürgerlicher Streitsigkeiten in sich trugen. In der That auch verschwanden in kurzem die Herben und Weiden fast gänzlich und überließen das Kampfgebiet den beiden andern.

5. Der Autor „*de antiquitate urbis Constantinopolitanae*“ sagt unter Andreem: Theodora post reditum ex Paphlagonia in Eubolia, ubi scilicet abjectissime meretrices corpora prostituunt, habitavit et propter egestatem lanam nebat, ex quo opificio vitam sustentavit. — Paggen sagt Almonius I. 2, de gest. Franc. c. 5. — Justinianus et Belisarius die quodam cum concubinae sibi in panat ingressi conspiciunt duas mulierculas ex gente Amazonum (?) sorte capitulantis abductas inibi esse prostitutas; eas illi rapiunt atque ad proprias domos deducunt. Ubi earum nomen Theodora alla vocabatur Antonina. Et Theodora quidem Justinianus, Antoninam vero Belisarius accepit! — Mittheilungen fast (sämmliche) alter Geschichtschreiber darin übereinstimmen, daß die Gattin Belisars eine öffentliche Lustschmeißer der Theodora war. Der anfängliche unbeschreibliche Haß, mit welchem Antonina von der Kaiserin verfolgt ward, kam noch aus jenen Winkeln her, welche Augen der gemeinen Bevölkerung beider Lustschmeißer gesehen waren.

6) Wie sehr Zenarad sich widersprach, siehe am Schluß.

7) Evagrius I. 4 c. 29: ὁ δὲ Ἰουστινιανὸς ὅτι πλεονεκτητὴν ἀνέπερος, καὶ εὖτε ἀλλοτρίαν οὐκ ἐκείνου ἰσχυρῶς, ὅς καὶ τὸ ὑπερβαρὺ ἴσως γυναικὸς παρεσκεύασεν. — Ferner sagt Gregor von Tours in seinem Werke de gloria martyris, c. 133, wo er von der Juliana Enria spricht: „Juliana Anelia intelligens hoc imperatoris ingenium, magnum auri cupiam, quam ab ea Justinianus petierat, aurificibus tradidit: ita, inquit, et factis juxta mensuram signorum tabulis, ex hoc B. Polyeneti martyris cameram exornate, ne haec avari imperatoris manus attigat.“ — Justinians Verschwendung war übrigens so ungeheuer, daß er das kaum Gepriesene und Zusammenschattete namentlich an die Generale der ihn bedrohenden Feinde mit vollen Händen wieder wegwarf. Ohne Goldkessel waren fast alle Feinde und mußten ununterbrochen gelöst werden.

8) Wir geben hier aus diesem, an Heuchelei, Spangsucht, Justinianischem Eigennutz, Primmelerei und Despotismus fast alles, was die Geschichte an vorstigen Verwundungen bietet, übertreffenden, Gott und Religion auf jenseitige Weise mißbrauchenden Geize den Eingang buchstäblich wieder.

Imperialis benevolentiae proprium hoc esse iudicantes, ut omni tempore subjectorum commoda tam investigare, quam eis modici procuramus: lapsus quoque mulierum, per quos indignum honore conversationem inbecillitate sexus elegerint, compimenti moderatione sublevandos esse censuimus: minimeque eis spem melioris conditionis adinire ut ad eam respicientes improvidam et minus honestam electionem facilius derelinquant. Nam ita credimus dei benevolentiam et circa genus humanum nimiam clementiam, quantum nostrae naturae possibile est, imitari, qui quotidianis hominum peccatis semper ignoscere dignatur, et poenitentiam suscipere nostram, et ad meliorem eam statum deducere. Quod si circa nostros subjectos imperio nos etiam facere differamus, nulla venia digni esse videbimur. Itaque cum iniustum sit, servos quidem libertate donatos, posse per divinam indulgentiam natalibus suis restitui, post quam huiusmodi principale beneficium ita degere, quasi nunquam servissent, sed ingenui nati essent: mulieres autem, quae scitulis quidem lupis sese ante immiscuerunt, postea vero spreta mala conditione ad meliorem migrare sententiam, et inhonestam professionem effugerunt, nullam spem principalis habere beneficii, quod eas ad illum statum reduceret, in qua si nihil inhonesti peccatum esset, commorari potuerunt. Praesentis sanctioni elementissima principale beneficium eis sub ea lege condonamus, ut si derelicta mala et inhonesta conversatio, commodiorem vitam amplexae fuerint, honestatique sese dederint: liceat eis nostro supplicare munus, ut divinos altaris sine dubio mereantur, ad matrimonium eas venire permittentes legitimis: his, qui eis conjungenti sunt, nullo timore tremulis, ne scitis praeteritarum legum infirmum esse videatur tale conjugium sed ita validum huiusmodi permanere matrimonium confidentibus, quasi nulla precedente inhonesta vita uxores eas duxerint: sive dignitate praediti sint, sive alio modo scitulas in matrimonium ducere prohibeantur, dum tamen utralibet omnimodo instrumentis non sine scriptis tale probetur conjugium: — nam omni macula penitus direpta, et quasi suis natalibus huiusmodi mulieribus redditis, neque vocabulum inhonestum eis inhacere de caetero volumus, neque differentiam aliquam eas habere cum his, quae nihil simile peccaverunt. —

9) Theophilus in vita Justiniani.

10) Theophilus sagt unter Anderm: „Praesertim quia vetula quaedam divinationibus addicta Theodoram futuram Daemonodotam Romano imperio, inflexuramque rectitudinem Justiniani ex sortium angulo Maginizzae praedixerat. — Das Weispiel in Theodora und Pámane: hier ist an sich bezeichnet, und mag vielleicht eben um des Willen wegen des Wunders von der Wahrsagerin entstanden sein. Dergleichen Weiss- und Zauberpiele entstanden bei den Keltinern und Griechen sehr häufig, sobald es einer gehalten haben Verken galt, und eine Verneinung dieser Art kann als Beweis gelten, auf welcher Stufe der Berachtung der damalige Hof stand.“

11) *Conjugiatae Iudaeae, Managalis sui Conjugitum u. s. w.*

Außerdem aber besaß er viele andere kostbaren Sand- und Fußbäder, wie er denn überhaupt gleich einem Reisenden seine blutig erpressten Schätze zum Theil für Mäuten verwendete. — Haecrum wurde übrigens eine weite Strecke am Meerbuler genannt, auf welcher außer dem Palaste gleiches Namens sich noch andere Prachtgebäude, unter andern eine Muttergotteskirche befanden, die so prächtig war, daß Procop (de aedific. l. 3.) davon sagt: *ἔτι μῖλλον καὶ τοῦ Ἡραίου, ὅτι τῶν ἱερῶν καλοῦνται ταῦτα, καὶ θεοῦ καὶ τοῦ εὐδαιμονίου καὶ τοῦ Ἡραίου. ὁ δὲ τῶν ἱερῶν ἀπορροήματα, καὶ ἰουκουνδίου καλοῦνται* u. s. w. — Daß er mit Willen jedesmal den Nebenbegriff *ἱερῶν* wiederholt, und daran zu erinnern sich bemüht, daß jene Uferstrecke ein der Juno geweihter Opferdamm gewesen, mag mehrere Gegner des Procop zu der Behauptung veranlaßt haben, daß er dem Heidenthume angehangen habe. Gieselius, de *Procopio* u. A. haben ihm noch aus andern Gründen den Heideglauben vorgeworfen, die aber zu lächerlich sind, um sie hier anzuführen. Es wäre im Ganzen höchst gleichgültig, ob Procop sich zu dieser oder jener Lehre bekannt hat. Da aber der Jesuitismus diesen Thesen entgegen könnte, um daraus zu folgern, Procop habe aus Ehrfurcht das gegen Justinian geschrieben, so muß ich diejenigen, welche abwechselnd genug zu dieser Beschuldigung wären, bitten, „de bello persico“ aufmerksam durchzulesen: — „*ea tempestate Jesus Dei filius, humano induto corpore cum Palaestinae incolis versabatur, verum se Dei filium cum vita nullius peccati labe contaminata tum factis quae mortales vires superabant, manifeste probans*“ — so dachte ohne Zweifel kein Heide. — Uebrigens waren die sogenannten Heiden weit menschlicher und gefühlsvoller, als die Feinde der Christenheit; das Heidenthum konnte mithin Procop nur im höchsten Grade ehren, — seiner Schilderung aber würde es nur um so mehr „Ehracht und Wahrheit verliehen haben.“

26) Dies erzählt auch Procop in seinen *anecdota* c. 17. Allerdings ist dies derselbe Procop, der in dem Werke de aedif. l. c. 9. jene Klosterinsperrung lobt und sie eine gottselige Handlung nennt. Die meisten Geschichtschreiber haben jedoch dies leb von Seiten des Procop nicht beachtet. Sie vergaßen, daß jenes Werk de aedificis noch zu Lebzeiten Justinians und während der Verfall der Verfaller noch in hohen Würden stand, veröffentlicht ward. Daß Procop damals um seiner Sicherheit willen in den Lob der Heflinge einstimmen mußte, erklärt sich von selbst. Es bemerkt uns auch deutlich genug in seinen Anecdota, daß man sich einzig und allein an diese zu halten habe, weil diese erst nach seinem Tode herauskommen durften, und er mithin die Wahrheit sagen konnte.

27) *Ἀποστόλα τῆς αἰγῶνι αὐτοῦ καὶ ἁρώματα τῆς ὁλίας Σοφίας, ὅτι ἐκείνη εἰς μῆρος καὶ καλλὸς* u. s. w.

28) Auch Evagrius sagt l. i. c. 29. ὁ δὲ ἰουστινιανὸς, ὅς μὲν χρυσῶν ἁγίων, καὶ τοῖς ἁλλοῖσι αὐτῶν ἔκτονος ἱερᾶτος, ὡς καὶ τοὺς ἁγίων ὁμοῦ χρυσῶν πικρῶνται.

29) Johannes von Antiochien: *Δογματικὸς ἰουστινιανὸς τῆς δαπάνης*

πάν τοσοῦτον γιγνώσκον διὸν ἔχουσιν πολλίον δι' ὀλίγον δώρον ἀνταλλάξιν ἀλλήλοις τοὺς τῶν ἰσθίων ὄργανους, ἵνα αὐτοὺς μὴ μᾶλλον τοσαῦτα διαπανὸς εἰς τὸν αἰσθητὸν μῆρ' ὀφείλουσι πέμπειν καὶ αὐτῶν ἑαίρειν δι' ἀλλήλους ὡς αὐτοὶ ἡθροῦς γινώσκον, οὐ δὲ ὅσα τῶς εἶναι τοῖς ἑαίρειν τοῦ ἰσθίου ὄργανοις ἐποιεῖεν α. § 10.

30) Hagthias. I. 5.

31) Witten ist auch die bisher angenommene Meinung, daß Ximenes erst neunhundert Jahre später die Inquisition in Spanien begründet habe, durchaus falsch. Procop sagt ausdrücklich: τῇ δὲ ἡμέρᾳ τοῦς τε πατριάρχας τοῦτους ἐς αὐτὸν ἐπέμπεσθαι καὶ γυμνῶν οὐ νόματα μνησμένους ἐπιγγέλλει, καὶ εἰ τὰ τὰ ἐς τὸ θεῖον οὐκ ἀφ' ὧς ἔσκηται θεοῦ τῶν τε ἐπὶ θεῶς καὶ αἰσθητῶς.

32) Mehr lächerlich als schändlich ist es, wenn ein erfaufter Schriftsteller Namens Garmenopulus gleichsam auf jesuitische Weise jenen Quästor oder Inquisitor im Glanze des Edelmutthes darzustellen versucht, indem er schamlos behauptet, derselbe sei eigentlich blos zum Besen der Armen, Kranken, Wittwen, Waisen und Fremdlinge eingelegt gewesen. Man ersieht daraus, daß die Schriftsteller-Käuflichkeit der damaligen Zeit mindestens einen eben so hohen Grad erreicht hatte, als in der unsrigen.

33) Jener Dienstleid in der Novell. 8. heist wörtlich: Juro ego per deum omnipotentem et filium ejus unigenitum, dominum nostrum Jesum Christum et spiritum sanctum et per sanctum gloriosam dei genitricem et semper virginem Mariam, et per IV. evangelia, quae in manibus meis teneo, et per sanctos archangelos, Michaelum et Gabrielem, putam conscientiam germanorum servitium me servaturum sacratissimis nostris dominis Justiniano et Theodora conjugibus ejus, occasione traditae mihi ab eorum pietate administrationis: Et omnem laborem ac sudorem cum favore sine dolo et sine arte quacunque suscipio in commissa mihi ab eis administratione de eorum imperio atque republica: et communicator sum sanctissimae dei catholicae et apostolicae ecclesiae: et nullo modo vel tempore adversabor ei nec alium, quemcumque permittis, quantum possibilitatem habeo. Juro quoque jurjurandum, quod nulli penitus neque dedi neque dabo occasione dati mihi cinguli, neque occasione patrocinii, neque promisi, neque professus sum de provincia mitti, neque mittam, neque occasione dominei suffragii, neque famosissimis praefatis administrationem habentibus, neque his, qui circa eos sunt, neque alii hominum ulli: sed sicuti suffragio percepi cingulum, sic etiam pure me exhibebo circa subjectos piissimorum nostrorum dominorum: contentus his, quae statuta sunt mihi de fisco annuatis. Et primum omne habebo studium ut fiscalia vigilanter inspiciam (!!!), et in devotos quidem et indigentes necessitate cum omni exigam vehementia, nequaquam sub inclinatis, neque ab hoc lucrum ipsum considerans, aut per gratiam vel collum exigens aliquem, citra quam competit, aut concedam alicui: devotos autem paterne tractabo et subjectos piissimorum nostrorum dominorum illucos undique quantum possibilitatem habeo, custodiam: et nequus in causis utrique parti et in publicis disiciplinis ero, nullique parti citra,

quam justum est, praestabo. Sed exsequar universa delicta omnem aequitatem servabo, secundum quod mihi visum fuerit justum, et eos quidem, qui innoxii sunt, undique innoxios illarumque conservabo, notitia autem imponam supplicium secundum legem; et omnem justitiam sicut jam dictum est, in publicis et privatis contractibus eis servabo (ΥΨΥ) et si comperero faciem injustitiam pati, non ego solum hoc ago sed etiam semper mihi assidentem talem studebo assumere et circa me omnes; ut non ego purus quidem sim, qui vero circa me sunt, fiantur et deliquant. Si quis autem inveniatur circa me talis et quod sit ab eo me sanare et eum expellere.

Si vero non haec omnia ita servavero, recipiam hic et in futuro saeculo in terribili iudicio magni domini dei et salvatoris nostri Jesu Christi et habeam partem cum Iuda et Israhel Gieri et tremorem Cain; inasperet poenis, quae lege eorum pietatis continentur, ergo subiectus!

31) Wären wir jemals übrig, mit einer so gräßlichen Behauptung zu trösten, so möchten wir uns gerne selbst überreden, daß dies nur ein Scherz sei. Aber, es steht deutlich vor uns, die Zeit hat die unerbörte Weiserthum jenes menschlichen Teufels aufbewahrt. — — *ἡσπαίλει τοὺς ἡσασθῶντας διδοῦναι τὸν καλλίτερον αἶον εὐαγγέλιον, ἀλλὰ, καὶ πολλοὺς ἄλλοτερον, ἢ τὸ τοῖς ἀνομιμαῖς ἐκδιδόναις χρηστάτα πρῶτον προσημύοντες ἐπὶ, τριμήναις πορεμύταις, εἰς τὸν αἶον ἐκ τῆν Βασιλείαν ἢ ἐκ τῆν ὑδωγόνην ἀπορριπτῶν* u. s. w.

32) Nicht bloß den Werth, sondern den „doppelten Preis“ hätten sie gerne noch eobentem beibehalten! — Die Sprache hat keinen Ausbruch, um die innerliche Empörung über solche Schandthaten auszudrücken. — — — *τῶν ἡσπῶν διδοῦναι ἐκ τοσούτοις πρῶτον καὶ διδοῦναι ἄλλοις ἀγνοῦντες ἢ τὸν αἶον ἐκ τῆν εἰς τὸν αἶον τῶν ἐκ τῆν ἀνομίας χρηστάτα καὶ εἰς τὴν Βασιλείαν ἢ ἐκ τῆν ὑδωγόνην ἀπορριπτῶν.*

33) *ἡσπῶντες τοὺς ἡσπῶντες οὐ καὶ πολλοὺς ὑδωγόνην ἀπορριπτῶν τῶν ἡσπῶντων αἶον ἀπορριπτῶν, ἡσπῶντες πρῶτον καὶ τῶν ἡσπῶντες οὐ καὶ πολλοὺς ὑδωγόνην ἀπορριπτῶν.* u. s. w.

37) Procop, der das Schicksal treulich schildert, widerspricht sich zugleich dabei. So sagt er im 22. Capitel seiner „Anecdota“ Varianes übergab Leben und Güter der Unterthanen der Gottlosigkeit des Dienstaufsehers; dagegen aber heißt es gleich darauf im 24. Capitel: *ἡσπῶντες αὐτὸν καὶ τὸν αἶον ἐκ τῆν εἰς τὸν αἶον τῶν ἐκ τῆν ἀνομίας χρηστάτα καὶ εἰς τὴν Βασιλείαν ἢ ἐκ τῆν ὑδωγόνην ἀπορριπτῶν* u. s. w. Ohne Zweifel wollte er sagen, daß Varianes in Persien nicht mordete, denn ein grausameres Ungeheuer, wenn auch in jener Beziehung inhiert, hatte Varianes gewiß nicht gehabt.

38) *ἡσπῶντες καὶ τὸν αἶον ἐκ τῆν εἰς τὸν αἶον τῶν ἐκ τῆν ἀνομίας χρηστάτα καὶ εἰς τὴν Βασιλείαν ἢ ἐκ τῆν ὑδωγόνην ἀπορριπτῶν.* Eigentlich also „ganz von Zeit“, (ἐκ τῆν εἰς τὸν αἶον). Vorher heißt es aber *ἡσπῶντες καὶ τὸν αἶον ἐκ τῆν εἰς τὸν αἶον τῶν ἐκ τῆν ἀνομίας χρηστάτα καὶ εἰς τὴν Βασιλείαν ἢ ἐκ τῆν ὑδωγόνην ἀπορριπτῶν* und da schon vestimenta holubera im Lateinischen als gleichbedeutend mit Mönchs- oder Purpurgewändern vorkommt, so mußte ich es so nehmen. Eine Verälschung der damaligen ordinären Zeide ließe sich nicht gut annehmen.

39) *καὶ τὸν αἶον ἐκ τῆν εἰς τὸν αἶον τῶν ἐκ τῆν ἀνομίας χρηστάτα καὶ εἰς τὴν Βασιλείαν ἢ ἐκ τῆν ὑδωγόνην ἀπορριπτῶν.*

40) nostro pericula diabolica. Es könnte eben so gut heißen „von

Maerei angefeuert“ oder „von totem Enthusiasmus erregt“; da jedoch oestra als Hauptbedeutung eine Wesppe oder Wrenze bezeichnet, jene andren Bedeutungen aber nur abgeleitet sind, so meinte Varonius augenscheinlich die Wache, wie wir sie gaben.

41) Tanta haec mala ordita est pessima femina, quae altera Eva serpentis obaudiens facta est viro mulorum omnium causa novaque Daila Sampsoni ejus vires dolosa arte enervare laborans, Herodias altera sanctissimorum virorum sitiens sanguinem petulansque summi Sacerdotis Ancilla Petri negationem sollicitans: sed parum sit ipsam hujuscemodi sugillasse nominibus, qua reliquas impletate feminas antecellit: accipiat potius nomen ab inferis, quod furilis fabulae ludiderunt, femina furens Aleto potius, vel Megaera, aut Tisiphone nuncupanda, civis inferni, amica daemonum, satanico agitata spiritu, oestro percita diabolico, infaetaeque summo labore inimica concordiae pacisque redemptae sanguine martyrum et sudoribus confessorum partae fugatrix.

42) „E Scena igitur Theodora cum fuerit, quidquid flagitii, quidquid obscenitatis de illa commemores, nihil credet nimium qui credet!“ — —

43) Ἰουστινιανὸς δὲ πολὺς εἰς ἑαυτὸν καὶ περὶ ἑκόντα περὶ ὁσίων.

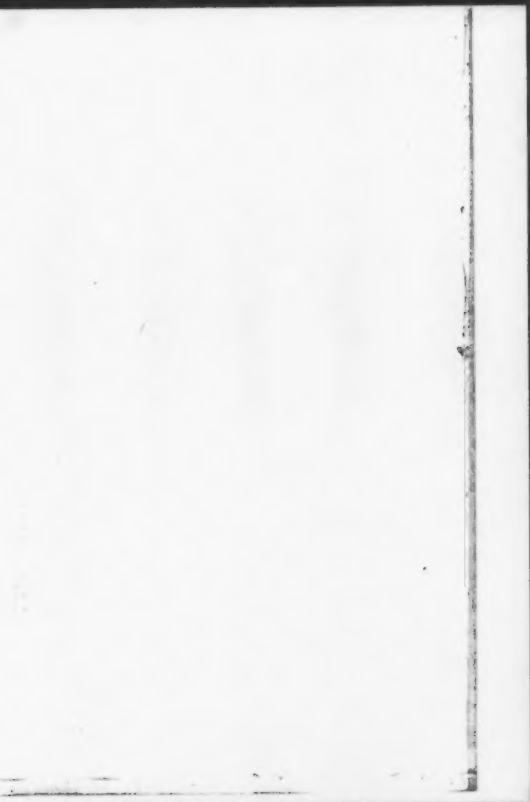
44) — — ὅτι ἄλλο τί αὐτὸν ἐσθλόν, ὅτι μὴ μόνη ἀγαθή τις τοῦ τοῦ γῆ καὶ κινήσαν χρημάτων. —

45) Agathias lib. I.

46) Alexander Protector.

47) „ὁ βασιλεὺς Ἰουστινιανὸς πῶς εἰς Ἀθήνας ἐκίλευσε μετὰ τοῖς διδάσκοντες φιλοσοφίαν καὶ ἀστρονομίαν.“ —

48) Ὁ δὲ Ἰουστινιανὸς εἰς τὸ ὑπὸ γῆρας τὸ καίρια μὴ φρονῶν, εἰς ἄλλως ἱμελλε τὴν ἀρθρογνώμονα περὶ χριστοῦ δόξαν διακινῆσαι, εἰ μὴ εἰς ἀνθρώπων ὄψετο.



Bedeutende Druckfehler!

Die zur Seite 25 gehörende letzte ober unterste Zeile ist aus Nachlässigkeit des Druckers als unterste Zeile auf Seite 27 hineingesommen, was man zu berichtigten hätte. Ferner sind fast sämtliche Worten Ziffern im Texte verwechselt. Verschiedene andre Druckfehler sind leicht erkennbar und bemerkbar.

